



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

* D F
Wage

Die Wage.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Eine Weihnachtsbescherung	1
Untertäniges	3
Aus den Tagen der Staatsrettung	10
Geist's Naturbetrachtung	17
Preßische Finanzen	22
Eine Nacht auf der Akropolis. Von Ad. Prowse	24, 41, 56
Eigenthum und Erbrecht	33
Pariser Briefe	40, 69, 86, 268
Aus den dreißiger Jahren	49
Ein Engländer über Lessing als Philosophen. Von R. Grün	65, 81, 129, 146, 161
Der Feldzug gegen die Nahrungsfälscher	71
Die Schell-Wagner'sche Erklärung	87
Die Berechtigung des Theismus. Von Jul. Duboc	92, 105, 121, 134, 161
Unsre hundertjährige Freundschaft mit Rußland	97, 113
Eine Liebeswerbung Laflotte's	101
Der Pentateuch-Exegete	111
Planqui über die stehenden Heere	117, 149, 164
Manifest der socialist. Partei in Brabant	125
Aus San Marino	139
Verdrath Rebel	154
Einige neue Beiträge zur Arbeitersprache	155
Shenfort	157, 172, 188, 200
Der Johannistrieb	167
Für deutscher Pressfonds	177
Die Grundbegriffe der Gegenwart	179
Deutsche Philosophen in Amerika. Von Dr. Geo. Rachel	183
Unelastische Arbeitsentschädigung	206
Das sog. wirtschaftliche und das sog. politische Princip im Socialismus. Von Dr. H. Mühlberger	209, 225
Staat und Kirche	215, 231, 240
Geschichte der Commune von 1871	219, 284, 285
Kausch und sein Strauß. Von Dr. P. Kerrlich	241
Ein socialistischer Philosoph. Von D. Pörtlh	257, 273, 284
Gedanken eines Artilleristen über den ewigen Frieden	287
Ungewohnte Wege	279
Grat Tolstoi	282, 295
Der Socialismus und das Landvolk. Von H. Mühlberger	299, 309
Der Nordversuch gegen den Kaiser	305
Kommunistengesuchten	319
Ziele der Socialdemokratie	321
Probleme der Ausflucht	324, 337
Confessionsloser Religionsunterricht. Von H. L. Wislicenus	327, 348, 355
Der Socialismus und das Landvolk. Antwort von H. B.	341
Das zweite Attentat	353
Ueber das Gefühl des Erhabenen. Von J. Duboc	355, 377, 396
Der weiße Schrecken	369
Für Orientirung über die Bismarck'sche Aera. Von Dr. Bauer	371, 398, 404, 427, 436, 457, 472, 491

	Seite
Is	385
Is	398
Is	401
Is. Von Jos. Stern	407
Vertrauensmänner zu Würzburg	414
Is	417
Is	431
Is	433
m. Selter	442
Is	449
Is	465
geschichte und der Religionsunterricht	478
Is	481
Is	497
Is	500
Is. Von Dr. O. Welter	507
Is. Bauer	513
Is	519
Is	522
Is	529
Is	532
Is	538, 540
Is	550
Is	561
Is	566
Is	571
Is	577
Is	588, 587
Is	593
Is	594
Is	601
Is	609
Is	613
Is	625
Is	631, 667, 678, 697, 726,
Is	745, 760, 797, 805, 821
Is	641
Is	650
Is	655
Is	657
Is	659
Is	613, 689
Is	705
Is	712
Is	720, 736
Is	721
Is	735
Is	737, 751, 785
Is	719
Is	770
Is	793, 811, 819
Is	801
Is	817

zu beziehen
in jeder Buchhandlung
oder Postamt für Berlin
No. 51, Friedrichstraße.
Preis 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Reich
4,50 Mark.
Inlandsendung 20 Pf.
für die gewalt. Bettler.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang.

Berlin, 4. Januar 1878.

Nr. 1.

Inhaltsverzeichnis Eine Weihnachtsbescherung. — Unterthanen. — Aus dem Leben der
Staatsräthe.

Eine Weihnachtsbescherung.

Als England nach langer Selbstvergessenheit endlich unruhig über die Ziele der russischen Invasion in Europa und Asien wurde; als es in der raschen Ablehnung der von der Pforte angeregten Mediation die Wiederholung des Berliner Memorandum auf der Stufe der Gewalt erkennen mußte; als die Königin Victoria persönlich in Thätigkeit trat und den „Juden“ d'Israeli zu Hughenden-Castle besuchte; als dieser den Ministerrath eiligst zu London versammelte; als dann das Parlament um drei Wochen früher zusammen berufen ward: da gewahrte die „Nordd. Allg. Ztg.“ mit Kennerblick die „Fortsetzung des Krieges, wie nach dem Falle von Metz und Sedan“, und nannte das „die schönste Weihnachtsbescherung.“

Freilich, die sonstigen Bescherungen vom Ende des Jahres 1877 sind bereits schon genug und es will fast scheinen als ob das Christkind diesmal seinen Besuch gänzlich unterlassen und dafür dem geistreichen St. Nikolaus erlaubt habe, die Menschheit noch weiter im nordischen Belze zu ängstigen und ihr taube Rüsse hinzuworfen. Diesen Maßstab des „Schonen“ einmal als richtig hingenommen, so ist allerdings die Fortsetzung des Schauderkrieges die allerschönste Weihnachtsbescherung. Denn wenn die Gräueltaten und Grausamkeiten so forgehen, oder sich gar durch Gewohnheit steigern, so werden wir durch den Kampf für „Christenthum und Humanität“ bald in die roheste Barbarei, in die vollendete Abstumpfung aller Gefühle, bis an die Gränze des Anthropophagenthums zurückversetzt werden.

Damit aber nicht wir Uebrigen allein eine „schöne Weihnachtsbescherung“ erhalten und die „Nordd. Allg. Ztg.“ etwa leer ausgehe, hat „Daily News“ der Collegen an der Spree einen eignen Teller gesetzt, auf welchen denn auch der Heilige vom 6. December sein ganzes Füllhorn ausgeschüttet hat. Hr. Archibald Forbes, der große Russenfreund, erzählt die Vorgänge nach der Capitulation von Wien in folgender Weise: Tausende von Kranken und Verwundeten waren nach dem Auszuge Osman Paschas in der Stadt zurückgeblieben. Die Hospitalwärter hatten sich dem durchbrechenden Heere angeschlossen. Der Tag vor der Schlacht und die darauf folgende Nacht vergingen, ohne daß die aufs Schmerzenslager Hingestreckten Speise und Trank erhielten, ohne

ür ihre Wunden gesorgt hatte. „Am folgenden Morgen
uften ein und verbrachten einen vollen Tag des Júbels.
Gefangenen streckten ihre bis auf die Knochen zusammen-
Hände vergebens zum Himmel, um ein Stückerl Brod,
nt Wasser flehend. Nicht Freund, nicht Feind kam ihren
indern und ihnen die Krume zu reichen, die sie vom ent-
e gerettet hätte. Sie starben zu Hunderten dahin. Als
es dritten Tages aubach, erdrückten die Todten die Le-
schmutzigen ärmlichen Räumen, wo die Verwundeten vor
te geschützt werden sollten, während sie in der That in
ischen Gifflust des Siedthums verkamen.“ In etwa 50
me ereigneten sich die entseßlichsten Ausstritte, welche die
st sich vorstellen mag. Am dritten Tage begannen die
enden von den Todten zu trennen und den erstern Nah-
n. „Ein Herz von Stein hätte beim Anblick der ein-
ren Augen der nahezu verhungerten Schmerzensgestalten
n müssen. Manches Haupt sank bei dem Versuche, Speise
i sich zu nehmen, plötzlich in Todesblässe zurück. Dem
trieb der Lebende in verzweiflungsvoller Wier den Krampf-
Bissen. Andere kämpften um ein Stückerl Brod wie
mer einander.“ Zur Wegschaffung der Aermsten hatten
rei offene Ochsenwagen bestellt, dazu 50 Soldaten, um
aus den Häusern auf die Wagen zu schaffen. Nach zwei
i Bulgaren dazu beordert. Diese schleppten Todte
ende an den Weinen die Treppe herunter, wobei die Köpfe
und Verwundeten an die Stufen anstießen. So warf
ame und die noch Lebenswarmen durcheinander auf die Ba-
z grub sie zusammen! „Er lebt ja noch!“ — „Der Teufel
zu stirbt er doch. Hinein mit ihm!“ Und so denn hin-
iffige Grab.“ — Ueber tausend „todte“ Türken sah der Be-
o begraben, ehe er seine erste Depeche aufgab; hernach
aus den Spitälern etwa hundert abgeliefert. In den
en Verwundete, die der Schlächtere der „Leichenbestattung“
en, umher und starben im Roth! „Blewna ist ein großes
das an Scheußlichkeiten Alles übertrefft, was nur erfonnen

fürwahr ein „Dante'scher Griffel“ und eine „Callot'sche
sche Bilder darstellen, und Hrn. Forbes sei all' seine Russen-
reimal verziehen, da er das *Magis amica veritas* so red-
Schaudernd gratuliren wir zu diesem Weihnachtsalbum.

benn die 70,000 Rationen geblieben, die das russische
lange zuvor für die vermeintliche Anzahl der Blewna-
ist hatte? Wo blieben die Anstalten, die man einer solchen
hren Verwundeten und Kranken, ja den Gefangenen aus-
mee schuldig war, so lange der Begriff der Menschlichkeit
npf und Stiel aus Büchern und Herzen gerissen ist? Oder
ade ob des noch bis zuletzt zweifelhaften Siegs über eine
ee nothwendig in Kannibalismus aus? ... Den Bulgaren
überant zu übertragen, wo doch der Soldat allein dem
ste Ehre zu erzeigen verpflichtet und berufen ist! ... Doch

rollen wir den Vorhang nicht wieder auf; wir haben das Schrecklichste gesehen, was Menschenauge erblicken kann. Und das nennt sich „Christen“, das magt den Namen der „Humanität“ in den Mund zu nehmen! Und — o Gräuel aller Gräuel! — dieser Befreiungskampf soll fortgesetzt werden, das ist die „schönste Weihnachtsbescherung“!

Unterthäniges.

Unter den deutschen Buchhändlern macht sich seit einiger Zeit ein seltsamer Ehrgeiz bemerklich: sie werden in ihren Geschäftsanzeigen schriftstellerisch. Früher begnügten sie sich, verlegten sie ein neues Buch, einfach und gedrängt dessen Inhalt anzugeben und die Verbesserungen hervorzuheben, durch die es sich von ähnlichen Werken unterscheiden sollte. War irgend ein namhafter Mann des Faches schon in der Lage gewesen, von dem Werke Kenntniß zu nehmen, so druckte man dessen günstiges Urtheil wohl ebenfalls ab, indem man sich hinter die Autorität seines Namens stellte: heute treten die Herren Verleger bisweilen selber als diese Autoritäten auf und da giebt es denn gar curiose Urtheile zu hören. Herr Belhagen-Klasing giebt in seinen „Liebhabereinbänden“ vom Goethe'schen Faust den ersten Theil gesondert heraus, wodurch das Bändchen „für den schwächlichen Geschmack der Gegenwart handlicher und niedlicher geworden ist“. Zum Glück las ich diesen Uriasbrief bei Zeiten, ich hätte das hübsche Ding schier einem jungen „Schwächling“ zu Weihnachten geschenkt. Herr Edwin Staude verunehrte den deutschen Büchermarkt jüngst mit einem Opus, in dem die brutalste Spekulation mit der echtensten moral insanity sich um den Staupenschlag oder das Irrenhaus, das Napoleon einst dem Marquis de Sade zuerkannte, stritten. Und mit folgendem Paulenschlage führte der Herr Verleger sein Werk ein: „Ja, ich muß gestehen, daß ich das Manuscript beim erstmaligen Lesen, in Scham erglüht, mit Entsetzen aus der Hand gelegt habe. Bei längerem Nachdenken aber verlieren die auf dem Wege logischer Schlussfolgerung erlangten Resultate mehr und mehr an ihrer Fremdartigkeit und Ungeheuerlichkeit und man wird geneigt sein, dem größeren Theil der neuen Anschauungen des Verfassers im Principe wenigstens beizustimmen.“ — Und drittens (was übrigens kein Klimax sein soll) empfiehlt Herr Emil Strauß ein kleines bei ihm soeben erschienenen Schriftchen mit der Versicherung, „daß sich die ganze Meute der demokratischen Presse mit Geheul gegen diesen ledigen Angriff auf ihre vielgepriesene staatliche Herrlichkeit wenden wird.“ Eine Meute, lieber Herr Strauß — und das muß in einem Lande mit beschränktem Jagdrecht jeder gute Unterthan wissen — ist eine viel zu gut und streng organisirte Gesellschaft, als daß sie ein Kaninchen für einen Hasen, geschweige denn gar für einen Simsonischen Brandfuchs halten könnte. Die Meute hat denn auch bis jetzt noch nicht den erwünschten „Laut gegeben“ und auch wir wollen mit einem kurzen Blaff bei dem unbesleckten Opfertiere vorbeitrotten.

Das Büchlein führt den molossischen Titel: „Republik oder Monarchie? Schweiz oder Deutschland?“, ein Thema das dann auf 97,

von Herrn Strauß recht splendid gesetzten Seiten bis ins Einzelne abgewandelt wird. Verfasser ist Herr Theobald Ziegler, ein Württemberger, Philolog seines Reichens, der fünf Jahre in der Schweiz gelebt hat

„Flüchtling“, was freilich in Baden sich aufhält. Es ist ein Vorwort in löblichem inem Deutschen recht arg (Radikalismus) geworden die Schweiz: wenn ihm heilt. Diese etwas umfassen, dem einen und dem Radikalismus ein vorzuhalten und die rehren, aber ihnen wenig-igma nicht kritisch beu- n mehr nur ein Beitrag Frage, als eine erschöpf- kurzweilige Zweck, von gerer, von dem das Buch t eine verbissene Anfein- Frankfurter Zeitung, die than haben muß, das er

enes Bedürfnis rechnend, günstig für die republi- n drei auf, stößt aber ht, auf die Erfahrungen ie gemacht haben möchte. der weiteren Behandlung en Augen läßt und nur laidirt, als ergäbe sich der Schweiz, d. h. ihm achzuweisen, diese damit e Monarchie, d. h. ihm: je Unterlage des Ganzen t, auch der leichtfüßigste

rt Hr. Ziegler nun die ner Erfahrung aufgefaßt. iheitsfragen auf 10, die 6, den Beamtenstand auf ie schweizerische Neutra- he Organisation endlich für ein Feuilleton nicht ind.

i aufzeigen, so gedenken Nicolan über Italien was Michel Angelo und bissen und alle Morgen ichtgearteten Sinnes sieht

sich Hr. Ziegler das Land, das ihm der Gastfreundschaft Brot geboten, an; gleichgearteten Sinnes würde er — das bezweifeln wir nicht — eine sachverständige Kritik des Wilhelm Tell leisten, an der auch der selige Schartenmayer seine helle Freude haben könnte.

Aber besser, der Leser selbst urtheile und unparteiisch wählen wir das Kapitel, in welchem die eigene Erfahrung des Verf. sich am besten bewähren konnte, das von der Schule. Da sagt er:

„Von einem allgemeinen schweizerischen Schulwesen kann nun allerdings nicht gesprochen werden, denn trotz der Verfassungsrevision von 1874 mit ihrem Schulartikel^{*)} ist zu einer Uniformirung oder gar Centralisirung des Schulwesens noch nicht einmal ein Anfang gemacht, und selbst von gemeinsamen leitenden Gesichtspunkten und Grundsätze kann trotz gewisser Ansätze meines Erachtens kaum gesprochen werden. Das verhindert der Partikularismus der einzelnen Kantone und der hier natürlich ganz besonders sich fühlbar machende große Gegensatz der Sprachen. Aber eben hier kann und darf ich mich um so mehr auf den mir genauer bekannten Kanton Zürich beschränken, da derselbe gerade im Schulwesen für den am weitesten fortgeschrittenen, für den pädagogischen Musterkanton gilt. Vergessen werden wir dabei freilich nicht dürfen, daß das Schulwesen der übrigen Kantone durchaus nicht überall auf derselben Höhe steht wie das zürcherische, und andererseits haben wir doch das Recht, aus dem Stand der zürcherischen Schule auf den Höhegrad des schweizerischen Schulwesens überhaupt zu schließen.

Im Kanton Zürich gliedert sich in Uebereinstimmung mit einer Reihe anderer Kantone das Schulwesen in der Weise, daß sich an die obligatorische Volks- oder Primarschule, welche bis zum zurückgelegten zwölften Lebensjahr alle Kinder ohne Ausnahme zu besuchen haben, anschließen: 1. Die Ergänzungsschule für solche, die keine höhere Bildung irgend welcher Art suchen — drei Jahreskurse mit acht vormittägigen Unterrichtsstunden per Woche; 2. die Sekundarschule, ebenfalls drei Jahreskurse; 3. die Industrieschule, die sich an die Sekundarschule anlehnt und auf das eidgenössische Polytechnikum vorbereitet, mit 2 1/2 Jahresabtheilungen, und 4. das Gymnasium — sowohl humanistisches als Realgymnasium — mit 6 1/2 Klassen, von dem die Schüler an die (zürcherische) Hochschule übergehen. Noch ist das zürcherische Technikum in Winterthur zu erwähnen.

Die Volksschule des Kantons Zürich gilt bekanntlich für besonders weit vorangeschritten; und es ist wahr, manches davon ist zu loben. Noch ist der gute Geist des Württembergers Th. Scherr in derselben nicht ausgestorben, noch sind ihre Leistungen im Ganzen befriedigend. Vor allem äußerlich ist durch schöne, helle, lustige Schulhäuser, durch die

^{*)} § 27 der Bundesverfassung heißt: „Der Bund ist befugt, außer der bestehenden polytechnischen Schule eine Universität und andere höhere Unterrichtsanstalten zu errichten oder solche Anstalten zu unterstützen. Die Kantone sorgen für genügenden Primarunterricht, welcher ausschließlich unter staatlicher Leitung stehen soll. Derselbe ist obligatorisch und in den öffentlichen Schulen unentgeltlich. Die öffentlichen Schulen sollen von den Angehörigen aller Bekenntnisse ohne Benachtheiligung ihrer Glaubens- und Gewissensfreiheit besucht werden können. Gegen Kantone, welche diesen Verpflichtungen nicht nachkommen, wird der Bund die nöthigen Verfügungen treffen“. Wie man sieht, eher ein Schutzparagraph gegen kühne Uebergreife, (sagt Hr. Z. Binju) als ein Schulartikel.

Sorge für eine gute Dotirung der Lehrstellen, die sich Staat und Gemeinden gleich sehr am Herzen gelegen sein lassen, und vor allem durch die völlige Unentgeltlichkeit des Unterrichts das Interesse des Kantons für seine Schule recht sichtbar dokumentirt. Mancher deutsche Staat, hoffentlich auch der preussische in seinem neuen Unterrichtsgesetz, ganz besonders aber manche größere und kleinere Gemeinde dürften sich hieran ein Muster nehmen. Allein andererseits leidet die Volksschule des Kantons Zürich an wesentlichen Mängeln, die größtentheils zurückzuführen sein dürften auf die mangel- und fehlerhafte Lehrerbildung. Im Seminar zu Rüschlikon werden die jungen Leute in einer Weise mit Stoff übersättigt, daß die Folge auf der einen Seite ein wüstes Chaos des schlimmsten Halbwissens, eine der Hauptursachen der socialdemokratischen Bewegung, die gerade unter der zürcherischen Lehrerwelt viele Anhänger zählt, auf der andern ein ungemessener Dünkel ist. Der „pädagogische Beobachter“, das allerdings im Dienst der socialdemokratischen Interessen gegründete Organ der zürcherischen Schulmeister, zeichnet sich durch seinen dürftigen Inhalt, seinen ungebildeten Ton, seinen Mangel an Verständniß für wirklich pädagogische Fragen, vor allem aber durch einen geradezu wahnsinnigen Hoch- und Uebermuth wohl vor allen pädagogischen Blättern der Welt aus, aber nicht zur Ehre für die Lehrerschaft des Kantons Zürich.

Aus dieser Erziehung und dem durch sie gepflanzten Geist folgt dann für die Schule zweierlei: einmal wollen schon die Primarlehrer Hochschullehrer sein und das Vielerlei, das ihnen im Seminar vorgelegt wurde und das sie nicht bewältigen und verdauen konnten, in der Schule anbringen; daher die vielfach so unpädagogische Art des Unterrichts nach Stoff und Form. Fürs zweite aber ist den jüngeren Lehrern die Schule mit ihren niederen und doch wieder so hohen Anforderungen zu gering und zu beschwerlich zugleich, als daß sie sonderlichen Werth auf ihren Beruf legen, sonderliche Freude daran hätten. So schlendern sie im möglichsten Mechanismus dahin und suchen entweder neben der Schule eine namentlich politische Rolle zu spielen oder derselben bald möglichst ganz den Rücken zu kehren. Das sind die Gründe, warum in der zürcherischen Volksschule weit weniger geleistet wird, als nach den materiellen Vorbedingungen geleistet werden könnte.

Ganz werthlos ist die an die Volksschule sich anschließende Ergänzungsschule. In den acht Wochenstunden, in denen sich die bereits irgendwie ihr Brod verdienenden 13—15jährigen Knaben und Mädchen nur höchst ungern in der Schule einfinden, kann nach der eigenen Angabe der zürcherischen Volksschullehrer schlechterdings nichts geleistet werden. Eine Aenderung dieser Einrichtung, die an die Stelle dieser trostlosen Kraft- und Zeit- und Geldverschwendung nach dem Muster einer Reihe von monarchischen Staaten eine Verlängerung der Alltagschule um ein oder zwei Jahre setzen würde, scheitert, so oft sie auch schon versucht worden ist, an der Souveränität des Volkes, das das unmittelbar Nützliche jeder Zeit dem Vernünftigen vorzieht.

Ganz ähnlich wie mit der Primarschule verhält es sich mit der Sekundarschule. Es ist ja gewiß im höchsten Grad der Anerkennung werth, daß in dem kleinen Kanton von beiläufig 300000 Einwohnern etwa 80 derartige höhere Volksschulen bestehen, und es zeugt dies wie-

derum von dem guten Willen ebenso des Staates wie der Gemeinden, das Schulwesen und durch dasselbe die Volksbildung zu heben und zu fördern. Aber hier noch weit mehr als dort ist zu beklagen, daß so wenig geleistet wird. Die Lehrer an diesen Schulen sind die besseren Schüler des Kantonaler Seminars, welche nachher noch 1½ Jahre am Polytechnikum (Lehrantsschule) in Zürich studiren, in dieser Zeit allerhand Möglichen und Unmögliches hören und dann, wenn die Begabung nicht eine wirkliche hohe ist, mit einem Kopf, in dem es wild und wirr genug aussieht, ins Schulleben eintreten. Auch hier herrscht in Folge davon derselbe mechanische Schlendrian, der dadurch nicht besser wird, daß fremde Sprachen und ein weiter gehender mathematischer Unterricht zu den gewöhnlichen Fächern hinzukommen. Im Durchschnitt können die 16 bis 17jährigen Schüler, wenn sie diese Schule verlassen, kaum einen gebildeten Satz formuliren, ja oft nicht einmal orthographisch richtig schreiben, und mit den mathematisch-naturwissenschaftlichen Leistungen der Sekundarschulen hat es ohnedies nicht allzuviel auf sich. Worin meines Erachtens der Hauptwerth dieser Schulen bestehen könnte und sollte, das wäre eine gewisse Akkommodation derselben an die örtlichen Bedürfnisse der einzelnen Gemeinden. Statt dessen aber herrscht hier, wie im übrigen Volksschulwesen eine starke kantonale Uniformirung und Centralisation, die zusammenhängt mit dem bureaukratischen Geist der zürcherischen Erziehungsbehörden überhaupt.

In der Industrieschule werden Angesichts der mangelhaften Vorbereitung und der kurzen Zeit von nur 2½ Jahren die Anforderungen in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern zu hoch gestellt, und daher muß zu rasch und zu weit vorgegangen werden, so daß die Schüler dem Vorgetragenen vielfach nicht folgen oder dasselbe doch nicht recht verdauen können. Noch mehr freilich krankt das Technikum an dieser Miskere der Sekundarschulen und überdies an der Sucht der leitenden Persönlichkeiten, Polytechnikum zu spielen.

Diejenigen welche zum Studium an die Universität übergehen wollen, erhalten den Vorunterricht auf dem Gymnasium. In dieses treten aber auch sie erst nach zurückgelegtem zwölftem Lebensjahr, d. h. nach vollständig durchlaufener Primarschule ein. Hier liegt nun gleich an der Schwelle der allerverhängnißvollste Fehler des zürcherischen Mittelschulwesens. Entsprungen ist derselbe dem Gedanken, daß alle Kinder ohne Ausnahme bis zu ihrem zwölften Lebensjahr auf der Schulbank sitzen sollen, damit sie lernen, sich republikanisch-gleich zu fühlen. An diesem Dogma hängen selbst vernünftige Zürcher mit einer Hartnäckigkeit, die einer besseren Sache würdig wäre; und gegen diesen Grundfehler predigt man völlig tauben Ohren, da hier der republikanische Glaube, so intolerant wie nur einer, ins Spiel kommt. Und doch sollte die einfache Ueberlegung, daß der republikanische Geist unmöglich an die Fesseln von sechs Jahren Volksschule gebunden sein könne, und die Erfahrung, daß die Unterschiede, allerdings nicht der Bildung, wohl aber die des Geistes trotzdem kaum irgendwo schroffer sich ans Licht wagen als in der Republik, die Pächterlichkeit dieses Vorurtheils längst ad oculos demonstret haben. Zugleich liegt aber in dieser absolut gleichen Behandlung aller eine Verkennung der natürlichen Verschiedenheit der Menschen, von denen sich die einen schneller, die andern lang-

samer entwickeln, und überdies führt diese republikanische Gleichheitstheorie zu der härtesten Beschränkung der individuellen Freiheit. Denn dieser Zwang zu sechs Jahren Primarschule ist gerade für die aufgeweckteren Köpfe ein Zwang zur Sklaverei, zur Frohnarbeit. Die Folge davon aber ist zunächst äußerlich die unerseßliche Verkürzung des Gymnasialunterrichts um mehrere Jahre. Freilich treten die zwölfjährigen Knaben etwas gereifter in die unterste Klasse des Gymnasiums ein, wodurch einiges, aber natürlich bei weitem nicht alles eingebracht wird. Und dafür sind sie für gewisse mechanische und doch unentbehrliche Arbeiten faktisch zu alt, kommen auch in Folge der oben geschilderten Zustände der Primarschule — um mich so auszudrücken, geistig verbummelt an das Gymnasium herüber und zwar gerade die besten am meisten. Trotzdem aber soll in 6½ Jahren im zürcherischen Gymnasium dasselbe geleistet werden, wie in Deutschland in 9 und 10 Jahren, ja theilweise noch etwas mehr: denn der Kanton Zürich huldigt auch am humanistischen Gymnasium dem Realismus; und französisch soll der Schweizer ohnedies lernen und kennen.

Unmittelbar ergiebt sich daraus eine Ueberanstrengung der Schüler in allen Klassen, eine Ueberbürdung mit Stunden, die in den oberen Klassen, wo der praktische Schweizer um möglichst wenig Geld möglichst viel zu lernen wünscht, wahrhaft ungeheuerlich wird. So stopfen die Schüler alles Mögliche in sich hinein, lernen fleißig, aber meist recht mechanisch und verlieren unter der freudlosen, genugsameren Arbeit jenen Schwung, der unsere deutschen Gymnasialisten zwar zu mancher Unart verführt, von der die schweizerischen Jungen nichts wissen, der aber zugleich die Quelle des Idealismus ist, welcher den Schweizern gänzlich fehlt und der doch der Stern und die Blüthe des Gymnasialunterrichtes sein soll.

Banausisch wird gelernt, banausisch vielfach auch gelehrt. Denn bei dem Mangel an Lehrkräften ist die Schweiz meist genöthigt, solche zu nehmen, wo sie sie findet, und wären es selbst Polen. Bei dieser oft recht bunten Zusammensetzung der Lehrerkollegien thäte ein strammes Direktorium, so wenig dies an und für sich mein Ideal ist, dringend Noth. Aber das verbietet wiederum das republikanische Dogma. Das Homerische: *εἰς τοὶς πᾶσι λέγειν* ist verpönt, der Direktor soll nur primus inter pares sein. Doch über dem Direktor steht ja der Schulrath. — Der Schulrath: *difficile est satiram non scribere*; diene er uns zugleich als Muster einer schweizerischen Behörde überhaupt.

Derselbe ist in Winterthur, wo er mir näher bekannt ist, vom souveränen Volk gewählt und selbstverständlich gewählt lediglich nach politischen Rücksichten. Bildung ist kein Erforderniß; das Würfelspiel der Urne, in erster Linie das Kommandowort der Parteidiktatoren entscheidet. Ich habe nun zwei Schulrathssphasen erlebt, von denen ich die erste als die theologische, die zweite als die socialdemokratische bezeichnen kann. Der erste Schulrath, noch in konservativen Tagen gewählt, hatte an der Spitze zwei freisinnige Pastoren. Ich stehe nun nicht an, diese theologische Ära des Schulraths, so schlecht sie war, als die goldene zu bezeichnen. Die beiden Präsidenten verstanden doch noch etwas Latein, etwas Griechisch, und schon um der Kirche willen lag ihnen die Schule mehr oder weniger am Herzen. Allein obgleich freisinnige Geistliche,

waren sie noch durchaus befangen in dem alten Vorurtheil ihres Standes, daß die Schule ein Auhängsel der Kirche, der Schulmeister also, sei er nun akademisch gebildet oder nicht — den Unterschied verstanden sie so wenig als das Volk, — ihr gehorsamer Diener sei. Freisinnig allerdings mußte er sein, und daher waren sie z. B. einem orthodoxen Pfarrer, der einen Theil des Religionsunterrichts am Gymnasium erteilte, kleinlich aufässig, ja selbst orthodoxen Schülern. Ich habe an anderer Stelle erzählt, wie sie beim Abiturientenexamen die genügende Note eines Schülers im Hebräischen dem Urtheil des betreffenden Lehrers entgegen durch den Schulrath lassiren ließen, der natürlich vom Hebräischen nicht ein Wort verstand, lediglich weil der Schüler Pietist war und als solcher Theologie studiren wollte.

Doch das souveräne Volk in Winterthur wurde socialdemokratisch gegerüstet, und: keine Pfarrer mehr! war die Losung bei der nächsten Wahl. An die Spitze des Schulraths trat nun der Führer der Socialdemokraten, und damit Parität herrsche, wurde gleich auch ein Volksschullehrer in den Schulrath des Gymnasiums gewählt. In den ersten Wochen besuchten die Leute ab und zu einmal als Visitatoren die Stunden, und einer betheuerte treuherzig, als er einer Stunde philosophischer Propädeutik angewohnt hatte, davon habe er noch nie etwas gehört. Am Abiturientenexamen ging's nun überaus lustig zu: durchgefallen wurde nicht mehr. Denn bald war der Vater ein „urthiger“ Demokrat, bald die Mutter eine arme Wittwe, bald der Candidat schon alt, und immer kam der Vertreter des Volks und sagte, man dürfe dem jungen Menschen den Weg nicht verschließen und rief den das Ansehen der Schule und den Standpunkt des Gesetzes vertretenden Lehrern höhnisch zu, sie haben nicht Vorsehung zu spielen im Kanton Zürich. Sachliche Gründe aber vernahm man keine; höchstens klang es hie und da einmal durch, es sei ja nur Lateinisch oder Griechisch, worin der Betreffende nichts kenne; und ohne das konnte man allerdings, wie figura zeigte, sogar Schulrath werden. Ueberdies geben klassische Studien eine ganz antsocialdemokratische Ungleichheit. Daß Thucydides kein Demokrat und Plato kein Republikaner war, das wußten sie glücklicher Weise nicht; sonst hätten sie dieselben ebenso verboten wie ein deutsches Lesebuch, das deutsch-patriotische Gedichte von Arnbt, Körner u. a. enthielt.

Hatten die Geistlichen den Gymnasiallehrer um der Kirche willen auf das Niveau der Volksschullehrer herabzudrücken versucht, so thaten es die Socialdemokraten im Interesse der allgemeinen Gleichheit. Zu dieser unwürdigen und abhängigen Stellung der Lehrerschaft, die z. B. nicht einmal das Recht hat, Schüler von einer Klasse in die andere zu promoviren (nach welchen Prinzipien hiebei der Schulrath verfährt, kann man sich denken), trägt auch der banauische Zahlungsmodus nach Wochenstunden bei. So ist natürlich die Grenzlinie zwischen Ueberhäufung mit Stunden und erträglichem Einkommen auf der einen, schlechter Besoldung und Zeit zu Privatarbeit auf der andern Seite überaus schwer zu finden. Es ist ja ohnedies bekannt, wie geneigt die Schweizer zu übermäßiger Ausnützung ihrer Lehrkräfte sind. Es hängt das zusammen mit der durchschnittlichen Geringschätzung höherer klassischer Bildung überhaupt, wie sie sich so recht deutlich in der Aeußerung eines Schulraths ausspricht, der meinte, die Gymnasiallehrer seien ja

nie die Kommiss auf der Bank, und diese als jene.

Schulrätthe der zweiten Aera etwas vom en, selbst aber lediglich nichts davon verurtheilung der Leistungen im Ganzen wie dem Direktor überlassen. So kam es, iche Maß weit übersteigendes Beaufsichtimen konnte, das, weil es nicht in seiner minder loyalen Mann zum Mißbrauch ist selbst hier im Kleinen, auf dem Genz der socialdemokratischen Doktrin — es die absolute Monarchie des Dirigenten, der Dirigent nicht Cäsar, sondern Pompe der Zucht und Ordnung jene Anarchie, Schlechten recht behaglich ist.“ — Damit e der kundige Leser sich die Zustände in

gewiß nicht übel, denn er ist offenbar noch nen und kann — wenn wir seine Art auch sein Exilium wieder in Deutschland etwa durch die Entwicklung seiner äußeren wird, dann leicht seine zweite Brochüre sinn schreiben. Bis dahin sei ihm freund-

jen der Staatsrettung.

nberg's „Deutsche Rundschau“, veröffentlichte aus den Aufzeichnungen, welche der sen. Die Darstellungen und Urtheile sind Tages getragen und eingegeben, die Auf- Gegenstände und wo die Person des Ver- wird sie gewöhnlich auch zur Hauptperson. jen ihren Werth und ihre Veröffentlichung eit, von der sie handeln, das Jahr 1848, Hintergrund, daß sie historischer Behand- ch fehlt es für diese noch gar sehr des gedruckten Wust jener Tage am wenigsten aß die damalige Stellung des Verfassers e besonders geeignet war, sie brachte ihn n den Ministerien nahe, ohne ihm selber aufzudrängen. Leider hat er diese Gunst ch vielmehr eine Activität geschaffen, die n Werth ist und den Verfasser selbst nicht ihlt, daß er in Steheln's Conditorei in ng ein paar Leute beobachtet habe, welche von Berlin öffentlich discutirt hätten, vorgekommen sei, und wenn er dem sein von dem Geschäftsführer der Conditorei

nichts Näheres über die Persönlichkeit dieser Leute erfahren konnte — so ist es ein Curiosum, dergleichen von einem preussischen Offizier zu hören, und wenn er in seinem Berichte über die Adelsdebatte in der Nationalversammlung jeden demokratischen Redner mit sehr gepfefferten Personalien aus der Slandalschronik verbrämt, so hätte der Herausgeber besser daran gethan, dies zweifelhafte Gewürz aus der Schüssel zu entfernen. Dieser Neigung, Verhältnisse zu untersuchen, welche persönlich wie politisch betrachtet doch nur subalternen Natur waren, entspricht bei Hrn. v. Brandt leider nur im geringen Grade der Eifer, auch über die Dinge, die neben und über ihm vorgingen und die seinem Auge und Ohr erreichbar waren, seine Notizen zu machen. So wird wiederholt recht scharf und derb von der Camarilla, der Hospartei, der Partei der Junker gesprochen, ohne daß er nach dieser Seite hin eine Kraft und Sorgfalt der Detailmalerei richtete, wie er sie dem Straßenbummler nicht versagt. Dennoch ist die Gabe dankbar hinzunehmen, wäre es selbst nur in der Hoffnung, daß einer und der andere der noch Ueberlebenden sich dadurch angeregt fühlen sollte, berichtigend und ergänzend auch mit seinen Erinnerungen vorzutreten.

Der jetzt veröffentlichte Abschnitt behandelt die letzten Tage des Octobers mit ihren stürmischen Verfassungsdebatten über Adels- und Ordenswesen, mit der tiefen Erregung des Volkes über den blutigen Sieg der Reaction in Oesterreich. Hr. v. Brandt ist dem Ministerpräsidenten Hrn. v. Pfuel attachirt und wendet seine Aufmerksamkeit also besonders den parlamentarischen Vorgängen zu, die sich im Schauspielhause, dem letzten Versammlungsorte der Nationalversammlung, abspielten. Ueber seinen Chef ist er der Ansicht, daß ihm „die Zucht des Gedankens fehlte und daß er zwar reich an Originalität und Ideen, aber ohne Arbeitskraft und Thatkraft“ war. Und dies Urtheil belegt er nun mit Bekanntem und Unbekanntem.

Von der Sitzung, in welcher die Anträge auf Schutz der in Wien gefährdeten Volksfreiheit behandelt wurden, erzählt er: Das „Amendement Robbertus (nach welchem die preussische Regierung bei der Centralgewalt die betreffenden Schutzmaßregeln anregen sollte) ward mit 261 gegen 52 Stimmen angenommen. In der Minorität befanden sich bei der Abstimmung die ehemaligen Minister von Auerwald und Rühlwetter, in der Majorität aber die Herren Gierke, Mübe, Robbertus und — der Ministerpräsident von Pfuel. Als ich das Ja desselben hörte, eilte ich auf ihn zu und sagte: Excellenz, Sie haben sich wol versehen und mit Nein stimmen wollen? worauf ich die Antwort erhielt: Ein kleines Ja oder Nein ist bei dieser Majorität gleich unschuldig!“ — Ist hier das Gedächtniß des Hrn. v. Brandt getreu gewesen, so läßt allerdings ein solcher Constitutionalismus nichts zu wünschen übrig.

Dieselbe Sitzung ist es übrigens, welche später zum Beweise dienen mußte, daß die Nationalversammlung nicht mehr frei in Berlin tagen könne. Für die kleinen Vortragsreden hatte Hr. v. Brandt ein sehr scharfes Auge gehabt, das uns freilich nicht als das des Staatsmannes, nicht einmal als das des Heerführers gelten will. „Man sah in den Straßen eine Menge gut bewaffneter Leute, die keineswegs zur Bürgerwehr gehörten; eine Anzahl jener finstern Gestalten, die man lange nicht gesehen, wurde wieder sichtbar, die Gruppierungen auf den Plätzen häufiger,

die Bemerkungen gegen bekannte Persönlichkeiten der Rechten lauter und flagrant; die fliegenden Buchhändler auf den Straßen boten unter der Hand aufregende Producte der Demokratenliteratur aus; es tauchten Kerle, die mit kleinen Guillotinen die Straßen durchzogen, hier und dort auf, und Gruppen Neugieriger hörten deren Vorträge schweigend aber doch aufmerksam zu. Doch kam es auch vor, daß Leute, vor deren Häusern sich diese Charlatans aufstellten, die Thüren verschlossen oder sie höhrend von bannen wiesen. Ich habe an einem Tage zwei solcher Guillotinen-Modellisten gesehen. Sie nahmen ihren Weg nach dem Gensdarmenmarkt, der damals überhaupt einen *confluxus canaillorum* bildete. Am 30. gegen Abend traf ich mehrere mit Stügen bewaffnete Leute, die Bahren, auf welchen man Tödtliche oder Verwundete wegzuschaffen pflegt, begleiteten. Ich fragte einen solchen Kerl, wohin er die Bahre brächte und wozu sie bestimmt sei. „Ich bringe sie nach dem Schauspielhause“, antwortete er, „wozu sie dienen soll, kann sich wol Jeder beantworten, der fünf Sinne hat“, und schielte mich dann mit einem Blicke an, der jedenfalls sagen sollte: „Warte nur einige Augenblicke, so soll sich das Räthsel lösen!“ — Ja, diese schielen Blicke! Hr. Bassermann hat sie bekanntlich damals ebenfalls auf die Berliner Bewegung geworfen und Hr. Bierlig sie dann sogar in ein ganzes System von „Enthüllungen“ gebracht. Daß man auf Seiten der Ordnungspartei derartige Darstellungen gern sah, vielleicht selbst provocirte, das ist leicht verständlich; daß man aber im Ernste an sie glaubte, daß man durch sie sein politisches Urtheil bestimmen ließ und wahrscheinlich auch das Urtheil anderer, und maßgebender Leute dadurch bestimmte: dafür liegt uns in obigen Zeilen der erste wuchtige Beweis vor.

Nun im Schauspielhause der Abend selbst! Hr. v. Brandt, der übrigens in Civil gewesen sein muß, da er von seinem Regenschirm spricht, erzählt: „Nachdem sich das Gerücht verbreitet, man habe im Atrium einen Boten des auswärtigen Ministeriums, der Depeschen an die Minister gebracht, aufgegriffen und aufgehängt, machte ich eine Runde durch das Haus, um mich von dem Zustande der Dinge selbst zu überzeugen. Ich fand auf den Gängen überall Bürgerwehr aufgestellt, im Innern gingen Menschen mit Lichtern und Fadeln umher; das Ganze hatte zwar das Ansehen einer entschiedenen Unordnung, aber es schien noch nicht danach angethan, als hätte die Versammlung etwas zu befürchten. Man hatte allerdings einen Boten des auswärtigen Amtes aufgegriffen, ihn mit Erhängen bedroht, ihm die Depeschen abgenommen, ihn aber nach einigen Mißhandlungen wieder entlassen. Wie ich später hörte, sollten die Depeschen Nachrichten über das siegreiche Vorschreiten der österreichischen Armee vor Wien enthalten haben, was einen niederschlagenden Eindruck auf Diejenigen gemacht, die die Depeschen entsiegelt hätten.“ — Wenn Hr. v. Brandt den Schauplatz dieser angeblichen Thatfache hinaus unter die Volksmassen des Marktes verlegt hätte, so müßte man die Glaubwürdigkeit der Erzählung dahingestellt sein lassen; da er aber das Atrium des Hauses dabei nennt, so wird doch aus der Episode ein eigenthümliches Bedenken gegen den Erzähler selbst laut. Er ist der Ablatus des Ministeriums, dem jene Depeschen von Rechts wegen zugedacht waren, er hat also die Pflicht und das Recht, die Gewaltthat, die an den Depeschen verübt worden, zur Strafe zu ziehen; er selbst be-

merkt ausdrücklich, daß der im Hause Commandirende, der Bürgerwehr-Oberst Rimpler „mit seinem Stabe ruhig auf der Tribüne“ des Sitzungssaales sich aufgehalten habe: warum sagt er uns so gar kein Wort darüber, daß er diesen von der Unbill unterrichtet und zum Einschreiten aufgefordert habe?

„Was aber den Zustand gefährdete“ — fährt er charakteristisch fort — „war die Unvorsichtigkeit, mit der man mit dem Feuer umging. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, daß man Fackeln an den Coulissen abzönderte; überall ging man mit Licht herum, und daß alle Welt Cigarren rauchte, versteht sich von selbst. Es bedurfte nur eines unglücklichen Zufalls und das Haus hätte in lichten Flammen gestanden. Auf dem Plage vermehrte sich indessen der Tumult. Viele Kerle nahen sich mit den Fackeln dem Hause und drohten es anzustechen, andere schwenkten die Stöcke empor und begleiteten ihre Pantomimen mit entsetzenden Redensarten. Selbst ihre Führer schienen alle Autorität über sie verloren zu haben, denn ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie eine unheimliche Gestalt, die mit Behrend sprach, diesem einige Drohworte zurief und mit der brennenden Fackel auf dessen Gesicht stieß.“

In so stimmungsvoller Weise leitet sich die Katastrophe ein, der unser Berichterstatter nun alle Kunst der Darstellung zuwendet. Die Sitzung ist um 10^{1/2} Abends geschlossen und obwohl berichtet worden, daß das Haus von Volksmassen belagert sei, leert sich doch allmählig der Saal. „In dieser Zeit kam Herr Jung auf mich zu. „Herr General,“ redete er mich an, „ich höre, daß eine Passage frei wird, mein Haus ist ganz in der Nähe, wollen Sie die Herren Minister nicht bewegen, eine Zuflucht bei mir zu suchen, und wollen Sie sie nicht begleiten?“ „Nein, Herr Jung,“ antwortete ich ihm, „es scheint hier Gefahr im Verzuge (sic!) und ebendeshwegen müssen die Minister des Königs auf ihrem Plage bleiben; was mich betrifft, so bin ich Soldat und muß jede Aufforderung, mich einer Gefahr zu entziehen, als eine Beleidigung betrachten.“ Herr Jung zog sich etwas desappointirt zurück. Ich theilte den Ministern meine Antwort mit, welche damit einverstanden waren. Als ich bald darauf versuchte, Nachricht über den Stand der Dinge einzuziehen, erfuhr ich, daß eine Thür nach der Charlottenstraße offen und durch ein Espalier der Bürgerwehr dort ein Ausgang ermöglicht sei. Ich wollte eben in den Saal zurückgehen und den Herren Ministern Anzeige machen, als mir die Minister Dönhoff und Risler entgegenkamen und mich auf meine Mittheilung aufforderten mit herauszukommen. Ich schlug dies jedoch ab, weil ich den Ministerpräsidenten erst abholen wollte. Aber ehe ich durch die Masse Herauszielender durchdringen konnte, verging eine geraume Zeit und als ich in den Saal zurückkam, fand ich den Ministerpräsidenten nicht mehr dort. Ich fragte überall nach ihm, aber Niemand wußte mir Auskunft zu geben. Nachdem ich lange gerufen und gefragt, sagte mir Jemand, ich glaube es war Jacoby, Herr General v. Pfuel sei bereits vor einiger Zeit mit mehreren Herren hinausgegangen. Mir war die Sache höchst unangenehm, ich betrachtete es als eine Art Verpflichtung, ihn, ich möchte sagen, richtig wieder abzuliefern. Aber der General war nun einmal fort. Es kam nur darauf an, mich ebenfalls zurückzuziehen. Vor dem Hause selbst war es nicht mehr so tobend wie

zu größerem Skandal nicht
daß der Regen die Allirten
von der Straße vertrieben
enug da, welche die bösesten
n Abgeordneten, die vor mir
Spalier, das die Bürgerwehr
den Knüttel berart auf den
Hand fiel, was eine große
r aber, wenn ich nicht irre,
ubel ein tüchtiger Stoß, dem
Bürgerwehrmann weg, ein
u Theil, gewürzt mit einer
Mit der Entfernung vom
l und Insulten. Die Leute
benstraße war das Volk sogar
ie Taubenstraße zu gelangen,
ging über den Wilhelmsplatz
tark, mein etwas geknickter
war ganz durchnäht. Meine
dem Minister, da ich hörte,
hnung, wechselte die Kleider
zurück, um Nachrichten vom
hatte sich die Menge ziemlich
nur noch einzelne Gruppen.
f dem Platze vertheilt. Ich
die Leute, horchte auf Alles,
ich von einem Unglücksfalle,
ber die lächerlichen Figuren
elne Wigeleien, während dort
last gescholten und dabei mir
bsichtlich entstellte oder mir
— des Generals von Pfuel
e ich mir, kann er also nicht
ber nach dem Ministerium.
ataillon Bürgerwehr ausein-
nichts zu befürchten schien.
Kriegsministerium noch nicht
General von Fänichen noch
te ihm mit, daß ich General
ter Mühe nirgends gefunden
entgegnete mir General von
„der Herr Ministerpräsident
g Thee. Sein Adjutant hat
Ich war wie versteinert
uben geschenkt haben, wenn
getragen hätte. Nach einer
begab ich mich nach Hause.
blief erst spät, oder vielmehr
is um 9 Uhr war ich beim
icht erwartet,“ redete ich ihn
eine böse Nacht gemacht. Ich

bin wie ein Rasender herumgelaufen," fügte ich hinzu, „und habe Sie gesucht.“ „Ich bin zu Herrn Jung gerathen," sagte der General hierauf ganz gelassen, „dessen Frau ich von früherer Zeit her sehr gut kenne, und habe bei ihr Thee getrunken. Ich habe da die ganze Geschichte aus dem Fenster mit angesehen. Es war ein infamer Sclandal. Ich bin denn doch der Meinung, daß man der Sache entschieden ein Ende macht.“

Soweit die tragikomische Geschichte von der Tasse Thee, welche einem Ministerium das Leben kostete und die eine Ironie des Zufalls zur Revanche gestaltete für jene andere verunglückte Tasse Thee desselben Sommers, bei welcher ein bekannter Berliner Demagog für reactionäre Umtriebe gewonnen werden sollte. Wir meinen die Zusammenkunft des Hrn. Feld mit Hrn. v. Ratte, dem Leiter des Preußenvereins und die Physiognomie der Dinge, wie sie Hr. v. Brandt da eben geschildert hat, drängt uns an diese Erinnerung. Der erste Versuch, zur Straßenbewegung eine Fühlung zu erlangen, die im Laufe der Zeit zur Leitung werden könnte, mag ja gescheitert sein, aber ob er nicht bei anderer Gelegenheit, bei andern Personen geglückt ist, das tritt nach der Schilderung, die uns oben entrollt worden, doch in Erwägung. Denn Hr. v. Brandt schildert die Vorgänge nicht, wie sie waren, sondern wie man sie damals brauchen konnte und haben wollte, aber man merkt die Absicht. Er klagt, daß die Namen der Führer, die er da gehört, ihm unbekannt gewesen oder entfallen worden seien und doch hat er kein Bedenken dagegen, kurz vorher Jul. Berends als einen dieser Führer zu nennen; indem er die Linken anschnulzt, diesen Ausritten nicht fremd gewesen zu sein, constatirt er doch auch mit Behagen, daß die tumultuarijche Bewegung auch diese Mitglieder der Linken nicht respectirt habe. Das hat nicht viel Sinn, paßt aber vollständig in das Spiel jener Tage, das darauf hinauslief, die Volksvertretung selbst bei einstimmigsten Beschlüssen als nicht mehr ihrer selbst mächtig darzustellen.

Ob nun Hr. Jung damals wirklich den nicht ganz weisen Ausdruck gebraucht, den Ministern eine „Zusucht“ bei sich anzubieten, das sei dahingestellt, auch in der Antwort des Hrn. v. Brandt wird man etwas weniger vom spanischen Ritter wünschen können. Ebenso kommt es dem Leser wohl nicht so genau darauf an, wieviel Ziehen oder Sinken bei jener berühmten Einladung schließlich obgewaltet habe, Hr. v. Pfuel selber, wie unser Historiograph später noch erwähnt, hat die Sache so dargestellt, er sei, als er gehört, die Thüren seien geöffnet, mit vielen Andern hinausgegangen, plötzlich hätte ihn das Drängen der Menge nach dem gegenüberstehenden Hause geworfen, wo er auf die Treppe zu stehen gekommen und gegen die Thür gepreßt worden sei. Hier hätte ihn Jung gefunden und ersucht, doch lieber einzutreten und bis zum Verlaufen der Menge zu verweilen, er werde in Jungs Frau eine frühere Bekannte finden; hierauf sei General von Pfuel eingetreten und habe einige Stunden in dem Hause zugebracht. „Uebrigens“, soll er hinzugefügt haben, „hatte ich meine Entlassung bereits in der Tasche, ich war ein Privatmann und hatte aufgehört ein Spielball in den Händen der Camarilla zu sein, die mich gern à coups d'opingles umgebracht hätte.“

zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Buchhandl., für Berlin
durch H. Wiedemann,
97, Straßburgerstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4,50 Mark.
Insertionspreis 20 Pf.
für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiß.

1. Jahrgang.

Berlin, 11. Januar 1878.

Nr. 2.

Inhaltsverzeichnis: Goethe's Naturbetrachtung. — Russische Finanzen. — Eine Nacht auf der Akropolis. — Neue Bücher

Goethe's Naturbetrachtung.

Aus den reichen Löper'schen Sammlungen ist vor Kurzem eine kostbare Handschrift Goethe's veröffentlicht worden, nichts geringeres als der Entwurf zu einem Kosmos, den er zu schreiben im Sinne hatte. Es ist nur ein Bruchstück, das in der geologischen Disposition abbricht, während nach Umfang und Reigung seiner Studien es wahrscheinlich ist, daß Goethe auch die lebende Natur in den Kreis seiner Darstellung habe ziehen wollen; aber auch dieser Torso ist von höchstem Interesse, selbst aus seinen kleinsten Zügen bricht die Goethe'sche Natur hervor. Am bezeichnendsten dafür scheinen uns die am Rande der Handschrift nur mit Bleistift hingeworfenen Worte: „Genuß, Empfinden, Wissen, Erkennen, Wissensch. anschauen. Wiederkehrender Genuß.“ Das ist genau die Folge der Bewegungen in Seele und Geist, wie sie der Goethe'schen Naturbetrachtung eigen ist. Wir wählen die Bezeichnung als Betrachtung mit Bedacht, denn er selbst legte dem Worte höheren Sinn bei, indem er an anderer Stelle (Ausg. I. S. 52 XII.), die aber als Parallele zu den oben angeführten Worten gelten mag, bemerkt: „Ich betrachtete diese Gegend lange und im Einzelnen, um mir das Andenken daran voll zu bewahren; jedes Ansehn geht über in ein Betrachten, jedes Betrachten in ein Sinnen, jedes Sinnen in ein Verknüpfen.“ Man kommt da mit den Kategorien des Inductiv oder Deductiv nicht bis an den Kern der Sache, noch weniger aber, wenn man der Schwierigkeit sich enthoben glaubt, indem man die geniale „Intuition“ als die Mutter Goethe'scher Arbeit preist. Man legt damit auf einzelne Momente, wie z. B. den bekannten des Judenkirchhofes zu Venedig, einen ungehörlichen Werth und mißachtet, was uns doch Goethe selbst so sorgfältig und offen über das Werden seines „Erkennen und Wissenschaftlich-ansehnen“ mittheilt.

Das berühmte Wort des Gegensatzes, in dem sich die Freundschaft zweier Diktoren begründete, das Wort: „Keine Erfahrung, sondern eine Idee“ — Schiller selbst hat es, in dem Briefe vom 31. August 1794, schön erläutert, indem er schreibt: „Alle Ihre denkenden Kräfte scheinen auf die Imagination als ihre gemeinschaftliche Repräsentantin gleichsam compromittirt zu haben. Im Grunde ist das das Höchste, was der Mensch aus sich machen kann, sobald es ihm gelingt, seine Anschauung

zu generalisiren und seine Empfindung gesetzgebend zu machen. Darnach streben Sie, und in wie hohem Grade haben Sie es schon erreicht!" In diesem Nachsatz, in der Bedingung generalisirender Anschauung, gesetzgebenden Empfindens liegt, wie uns scheinen will, die Eigenthümlichkeit und Kraft des Goethe'schen Betrachtens, und zwar nicht bloß des zum wissenschaftlichen Anschauen führenden, sondern auch des im poetischen Gebilde sich darstellenden, weit schärfer ausgedrückt, als wenn Goethe selbst später das Heintoth'sche Wort, daß sein Denkvermögen gegenständlich thätig sei, zustimmend dahin erläutert: „womit er aussprechen will, daß mein Denken sich von den Gegenständen nicht sondere, daß die Elemente der Gegenstände, daß die Anschauungen in dasselbe eingehn und von ihm auf das innigste durchdrungen werden, daß mein Anschauen selbst ein Denken, mein Denken ein Anschauen sei.“

Aber es kommt uns nicht bei, mit ein paar Citaten in eine Erörterung einzutreten, welche bis zu einem gewissen Punkte bereits von Männern, wie Helmholtz und Virchow absolviert worden ist. Bis zu einem gewissen Punkte, denn die innere Einheit der dichtenden und der forschenden Persönlichkeit darzuthun, dazu würde eben wieder ein Fort, der zugleich Forscher wäre, nur berufen sein, mit der üblichen Wanderung durch den zweiten Theil des Faust ist das nicht abgemacht. Wir wollten mit den einleitenden Worten vielmehr nur auf eine sehr erfreuliche Bereicherung unserer Goetheliteratur hinweisen, die soeben in die Welt gegangen ist. In der Gesamtausgabe deutscher Klassiker nämlich, welche der wackere Hempel mit einer bis zu seinem Tode unermüdeten Sorgfalt leitete, ist nun von den Goethe'schen Werken der 33. Theil — die morphologischen und mineralogisch-geologischen Schriften umfassend — veröffentlicht worden. In den auserlesenen Kreis von Herausgebern, deren sich dies Unternehmen erfreut, ist bei der Gelegenheit eine junge Kraft getreten, welche — wie mit besonderer Genugthuung hier beigelegt sei — durch einige Artikel in der „Wage“ sich den Weg zu der ehrenvollen Arbeit bahnte, die jetzt vor uns liegt: Hr. Dr. S. Kalischer wird unsern Lesern noch in gutem Gedächtniß sein.

Seine Aufgabe sah er nicht bloß in der mit philologischer Akribie durchzuführenden Vergleichung der Texte und Erläuterung der weniger geläufigen Beziehungen. Sollte der gebildete Leser, der aber den hier verhandelten Specialstudien ferne steht, dennoch aus dieser Sammlung das Bild einer Entwicklung und eines Ganzen gewinnen, so war es notwendig, nicht nur eine richtigere Reihenfolge herzustellen, als sie sich in den älteren Ausgaben präsentiert: der innere Zusammenhang des Einzelnen mußte aufgewiesen, das in die Wissenschaft bleibend Uebergegangene von dem nun schon Verstäubten gesondert werden. Und sehr natürlich überkam bei dieser Arbeit den Herausgeber die Lust, nun auch in diesen scheinbar so entfernten Thätigkeiten den Goethe aufzusuchen, der im deutschen Volke lebt, den Dichter. Wenn er außerdem noch in der zweiten Hälfte seiner Einleitung den Trieb empfand, die specifisch moderne Frage, ob und wie weit Goethe der Darwinschen Lehre vorahnend beigetreten sei, zu erörtern, so paßt uns das freilich hieher, in die säculare Betrachtung des Genius, nicht hinein. Hr. Kalischer scheidet, indem er von Darwin spricht, vorsichtig zwischen dessen Theorien, beobachtet diese Vorsicht aber nicht (wie das in Deutschland vorläufig überhaupt

noch selten geschieht), indem er Hädel ohne Bedenken als den legitimirten Nachfolger und Entwickler Darwin's annimmt. Und doch, so fürchten wir, würde Goethe an dem Jenerser Lehrer dieser Tage das selbe „Tumultuarische“ auszusprechen haben, wie einst an dem Jenerser seiner Tage, an Olen. Es würde ihn mächtig aufgeregt haben, in imposantem Maas die Entwicklungsfolge sich in's Unendliche dehnen zu sehen, aber sein „Urbier“ hätte er in dieser Ahnenreihe nicht gefunden, dazu hätte die Natur seiner „Idee“, seines anschauenden Denkens sich nicht hergelassen. — In den Tempel gehört kein Markten, kein Streit, und eben um der Vortrefflichkeit willen der übrigen Leistung wäre es uns lieber gewesen, dieser Theil der Abhandlung, der zur Polemik Anlaß geben kann, hätte anderswo seine Stelle gefunden — der Goethe steht uns höher, gründet sich tiefer, als daß wir in dieser Adaptirung ihn zu umfassen meinten.

Das wäre denn aber auch das einzige Bedenken, das wir hervorheben möchten, die Arbeit des Herausgebers wird sonstigen Einwänden nicht begegnen. Es ist ihm gelungen, ein nicht unbedeutendes bisher ungedrucktes Material für seine Ausgabe verwerthen zu können: er weist damit die alte, an Erhöhung allgemach verzweifelnde Klage um das, was seit fast 60 Jahren zu Weimar dem deutschen Volke vorenthalten wird. Von den beiden bedeutenden Stücken haben wir das Eine, den Entwurf einer allgemeinen Geschichte der Natur, Eingang erwähnt, das Andre: „Ueber den Granit“ ist zu seinem größeren Theile bereits kleineren Kreisen offenbar worden in dem Verzeichniß der Goethe-Ausstellung, welche 1861 in Berlin stattfand; hier ist es nun, durch die Güte des Besitzers, des Hrn. v. Löper, zum erstenmale vollständig mitgetheilt. Das Gepräge des alten, majestätisch auf sich zurückschauenden Goethe liegt so klar in ihm vor, daß der Leser seinen Genuß daran finden wird. So lautet es:

„Der Granit war in den ältesten Zeiten schon eine merkwürdige Steinart und ist es zu der unsrigen noch mehr geworden. Die Alten kannten ihn nicht unter diesem Namen. Sie nannten ihn Syenit, von Syene, einem Orte an den Grenzen von Aethiopien. Die ungeheueren Massen dieses Steins flößten Gedanken zu ungeheueren Werken den Aegyptiern ein. Ihre Könige richteten der Sonne zu Ehren Spitzsäulen aus ihm, und von seiner rothgesprengten Farbe erhielt er in der Folge den Namen des Feurighunten. Noch sind die Sphinge, die Memnonsbilder, die ungeheueren Säulen die Bewunderung der Reisenden, und noch am heutigen Tage hebt der ohnmächtige Herr von Rom die Trümmer eines alten Obelisken in die Höhe, die seine allgewaltigen Vorfahren aus einem fremden Welttheile ganz herüberbrachten.

Die Neuern gaben dieser Gesteinart den Namen, den sie jetzt trägt, von ihrem königlichen Ansehen, und sie mußte in unseren Tagen erst einige Augenblicke der Erniedrigung dulden, ehe sie sich zu dem Ansehen, in dem sie nun bei allen Naturkundigen steht, emporhob. Die ungeheueren Massen jener Spitzsäulen und die wunderbare Abwechslung ihres Kornes verleiteten einen italienischen Naturforscher zu glauben, daß sie von den Aegyptiern durch Kunst aus einer flüssigen Masse zusammengehaust seien.

Aber diese Meinung verwehte geschwind, und die Würde dieses Gesteines wurde von vielen trefflich beobachtenden Reisenden endlich be-

festigt. Jeder Weg in unbekannte Gebirge bestätigte die alte Erfahrung, daß das Höchste und das Tiefste Granit sei, daß diese Steinart, die man nun näher kennen und von andern unterscheiden lernte, die Grundfeste von unserer Erde sei, worauf sich alle übrigen mannichfaltigen Gebirge hinauf gebildet. In den innersten Eingeweiden der Erde ruht sie unerschüttert, ihre hohe Rücken steigen empor, deren Gipfel nie das Alles umgebende Wasser erreichte. So viel wissen wir von diesem Gestein und wenig mehr. Aus bekannten Bestandtheilen auf eine geheimnißreiche Weise zusammengesetzt, erlaubt es ebenso wenig seinen Ursprung aus Feuer wie aus Wasser herzuleiten. Höchst mannichfaltig in der größten Einfachheit wechselt seine Mischung ins Unzählige ab. Die Lage und das Verhältniß seiner Theile, seine Dauer, seine Farbe ändert sich mit jedem Gebirge und die Massen eines jeden Gebirges sind oft von Schritt zu Schritze wieder in sich unterschieden und im Ganzen doch wieder immer einander gleich. Und so wird Jeder, der den Reiz kennt, den natürliche Geheimnisse für den Menschen haben, sich nicht wundern, daß ich den Kreis der Beobachtungen, den ich sonst betreten, verlassen und mich mit einer recht leidenschaftlichen Neigung in diesen gewandt habe. Ich fürchte den Vorwurf nicht, daß es ein Geist des Widerspruchs sein müsse, der mich von Betrachtung und Schilderung des menschlichen Dergens, des flüchtigsten, mannichfaltigsten, beweglichsten, veränderlichsten, erschütterlichsten Theiles der Schöpfung zu der Beobachtung des ältesten, festesten, tiefsten, unerschütterlichsten Sohnes der Natur geführt hat. Denn man wird mir gerne zugeben, daß alle natürlichen Dinge in einem genauen Zusammenhange stehen, daß der forschende Geist sich nicht gerne von etwas Erreichbarem ausschließen läßt. Ja, man gönne mir, der ich durch die Abwechselungen der menschlichen Gesinnungen, durch die schnelle Bewegungen derselben in mir selbst und in Andern Manches gelitten habe und leide, die erhabene Ruhe, die jene einsame, stumme Nabe der großen, leise sprechenden Natur genährt, und wer davon eine Ahnung hat, folge mir!

Mit diesen Gesinnungen näherte ich mich Euch, Ihr Ältesten, würdigsten Denkmäler der Zeit. Auf einem hohen nackten Gipfel stehend und eine weite Gegend überschauend, kann ich mir sagen: Hier ruhest Du unmittelbar auf einem Grunde, der bis zu den tiefsten Orten der Erde hinreicht, keine neuere Schicht, keine aufgehäufte zusammengeschwemmte Trümmer haben sich zwischen Dich und den festen Boden der Urwelt gelegt, Du gehst nicht wie in fruchtbaren schönen Thälern über ein anhaltendes Grab, diese Gipfel haben nichts Lebendiges erzeugt und nichts Lebendiges verschlungen, sie sind vor allem Leben und über alles Leben. In diesem Augenblicke, da die inneren anziehenden und bewegenden Kräfte der Erde gleichsam unmittelbar auf mich wirken, da die Einflüsse des Himmels mich näher umschweben, werde ich zu höheren Betrachtungen der Natur hinaufgestimmt, und wie der Menschengeist Alles belebt, so wird auch ein Gleichniß in mir rege, dessen Erhabenheit ich nicht widerstehen kann. So einsam, sage ich zu mir selber, indem ich diesen ganz nackten Gipfel hinabschau und kaum in der Ferne am Fuße ein gering wachsendes Moos erblicke, so einsam, sage ich, wird es dem Menschen zu Muth, der nur den ältesten, ersten, tiefsten Gefühlen der Wahrheit seine Seele eröffnen will. Ja, er kann zu

Ich sage: Hier auf dem ältesten, ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring' ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer. Ich fühle die ersten, festesten Anfänge unsers Daseins, ich übersehe die Welt, ihre schrofferen und gelinderen Thäler und ihre fernern fruchtbaren Weiden, meine Seele wird über sich selbst und über Alles erhaben und sehnt sich nach dem nähern Himmel. Aber bald ruft die brennende Sonne Durst und Hunger, seine menschliche Bedürfnisse zurück. Er sieht sich nach jenen Thälern um, aber die sich sein Geist schon hinausgeschwung, er beneidet die Bewohner jener fruchtbaren, quellreichen Ebenen, die auf dem Schutte und Trümmern von Strümmern und Weinungen ihre glücklichen Wohnungen aufgeschlagen haben, den Staub ihrer Voreltern auftragen und das geringe Bedürfnis ihrer Lage in einem engen Kreise ruhig befriedigen. Vorbereitet durch diese Gedanken, bringt die Seele in die vergangenen Jahrhunderte hinauf, sie vergegenwärtigt sich alle Erfahrungen sorgfältiger Beobachter, alle Vermuthungen feuriger Geister. Diese Klippe, sage ich zu mir selber, stand schroffer, jader, höher in die Wolken, da dieser Gipfel noch als eine meerumflossene Insel in den alten Wassern bestand — um sie kaste der Geist, der über den Bogen brütete — und in ihrem weiten Schooße die höhere Berge aus den Trümmern des Urgebirges und aus ihren Trümmern und den Resten der eigenen Bewohner die spätern und fernern Berge sich bilden. Schon fängt das Moos zuerst sich zu erheben an, schon bewegen sich seltener die schaaligen Bewohner des Meeres, es senkt sich das Wasser, die höhern Berge werden grün, es fängt Alles an von Leben zu wimmeln. — —

Aber bald setzen sich diesem Leben neue Scenen der Zerstörungen entgegen. In der Ferne heben sich tobende Vulkane in die Höhe, sie scheinen der Welt den Untergang zu drohen, jedoch unerschüttert bleibt die Grundfeste, auf der ich noch sicher ruhe, indeß die Bewohner der fernern Ufer und Inseln unter dem untreuen Boden begraben werden. Ich lehre von jener schweifenden Betrachtung zurück und sehe die Felsen selbst an, deren Gegenwart meine Seele erhebt und sicher macht. Ich sehe ihre Rasse von verworrenen Rissen durchschnitten, hier gerade, dort gekrümmt in die Höhe stehen, bald scharf über einander gebaut, bald in förmlichen Klumpen wie über einander geworfen und fast möchte ich bei dem ersten Anblicke ausrufen: Hier ist nichts in seiner ersten alten Lage, hier ist Alles Trümmer, Unordnung und Zerstörung. Eben diese Meinung werden wir finden, wenn wir von dem lebendigen Anschauen dieser Gebirge uns in die Stubirstube zurückziehen und die Bücher unsrer Vorfahren aufschlagen. Hier heißt es bald: das Urgebirge sei durchaus ganz, als wenn es aus einem Stücke gegossen wäre, bald es sei durch Flüsse in Lager und Bänke getrennt, die durch eine große Anzahl Stöße nach allen Richtungen durchschnitten werden, bald es sei dieses Gestein keine Schichten, sondern in ganzen Massen, die ohne das geringste Regelmäßige abwechselnd getrennt sein; ein anderer Beobachter will dagegen bald starke Schichten bald wieder Verwirrung angetroffen haben. Wie vereinigen wir alle diese Widersprüche und finden einen Zusammenhang zu ferneren Beobachtungen?

Dies ist es was ich zu thun mir gegenwärtig vorsetze, und sollte ich auch nicht so glücklich sein, wie ich wünsche und hoffe, so werden

Andern Gelegenheit geben weiter zu gehen, sind selbst die Irrthümer nützlich, indem sie dem Scharfsichtigen Gelegenheit geben sich

Zeit lebten wir nur — so lautet heutzutage die nichts anderes wisse, als an den Zeugen commentirend und kritisirend unsre Kräfte zu brennen. Und läme es erst späten Entkeln zu unseres Volkes Heiligthümern soll ihnen unbe-

russischen Finanzen.

h unter dem einfachen Namen der „Temple-Verein gebildet, aus Männern aller politischer is eine Ziel verfolgend, Rußlands Uebergriffe tritt und Schritt mit kurzen, schlagenden Ber- treten und auch die Minister wie beide Häuser er Richtung hin zu controlliren. Es liegt uns risten, höchstens vier Blätter, oft nur zwei vor und wir können auch hier nur das prak- welches den Engländer nun einmal vor allen

Memorandum über russische Finanzen“, vierte wir einmal zu, wie sich die hier aufgetischten id Gelüsten verhalten welche der unsörmliche

schuld betrug zu Anfang des Jahres 1877, es Krieges, 355 Mill. Rbl. St. — wir lassen n stehen, da sie fest ist, in russischen Rubeln schwanken die Zahlen ins Unendliche hinüber. n wie draußen betrugen 32,800,000 Rbl. St., innen 387,800,000 Rbl., mehr als die Hälfte , in einem 10mal so armen Lande! das wäre id 5 mal so groß wäre! Von dieser kolossalen Rbl. bloß in den letzten 40 Jahren, also zur im Kriege, zur andern, größern Hälfte vor der rt worden. Angebliche Veranlassung war die en, d. h. Kriegsbahnen zu bauen; ein großer t zur Deckung von Jahresdeficits verwendet nbahnen betrifft, nun so werden wir sehen. t der letzten 50 Jahre schloß fast regelmäßig uerst half man sich gegen diese permanente id, dann mit innern, endlich mit auswärtigen und der Amortisationsfond belasteten natürlich ; neue Anleihen nöthig wurden und die eine

Anleihe die Zinsen und die Amortisation der andern zu decken hatte! Dieser Krug ging so lange zu Wasser, bis er im Jahre 1876 zerbrach: Rußland bekam kein Geld mehr. Da aber Rußland seine Zinsen draußen in Gold zahlen muß und kein fremdes Gold mehr herein wollte, so wurde im Anfang 1877 der Goldzoll für die Douane verfügt, d. h. eine Erhöhung von 50 pCt. auf die Einfuhr! Durch den Goldzoll und den Krieg sind die Holleinnahmen im ersten Semester 1877 um 12 Mill. Rsb. gewachsen, gegen 1875 gar um die Hälfte des Ertrags!

Rußlands Ausgabebudget beträgt jährlich 80 Mill. Rsb., während England nur 76 Mill. Rsb. erhebt. Von den 80 Mill. gehen 17 auf die Verzinsung der öffentlichen Schuld; Armee und Flotte verbrauchen 30 Mill. Rsb. Woher werden die 80 Millionen genommen? 60 Millionen sollen die indirekten Steuern — diese Lieblinge aller Willkürherrschaft —, die Zölle, die Kopfsteuer und die Bodensteuer einbringen. Bei der geringen Anzahl der Städte und dem Mangel einer eigentlichen Mittelklasse, fällt das Schwergewicht der 60 Mill. auf den Bauernstand. In Hrn. Wallace's „Rußland“ wird das Budget einer Bauernfamilie von 5 Personen in Nordrußland in einem guten Jahre also detaillirt:

Roggenmehl zur Ergänzung der Ernte	7 Rsb. St.	
Abgaben	2	5 Schill.
Kleider und Stiefel	2	10 „
Fischergeräth und Jagdmunition	—	10 „
	12 Rsb. St.	5 Schill.

Ein Sechstel also der ganzen Ausgabe geht in die Steuerklasse. Das aber sind bloß directe Steuern, Kopf- und Grundsteuern, die im Ganzen 15 Mill. Rsb. eintragen, während die Accise auf Spirituosen 25 Mill. Rsb. schier ein Drittel der gesammten Einnahmen, beträgt. Macht 40 Mill. Rsb., die fast ausschließlich von 60 Mill. Bauern bezahlt werden. Auch meinte die „Edinburgh Review“ bei Gelegenheit des Wallace'schen Buches: „es gebe schwerlich eine Bevölkerung in der Welt die härter besteuert sei als die russische Bauerschaft.“

Nun aber hat der Krieg die arbeitsfähige männliche Bevölkerung vom Ader vertrieben und von den 62 Mill. Bushel Getreide die sonst aus dem Süden des Reiches ausgeführt worden, sind in Folge der Blockade nur 12 Mill. fortgeschafft worden, da die Eisenbahnen nicht im Stande waren, auch zu viel Fracht fordern würden, um die 50 Mill. Bushel nach den nördlichen Häfen zu schaffen. Wovon sollen jetzt Kopf- und Grundsteuer bezahlt werden? Womit soll der Bauer den Branntwein ersehen, um die 25 Mill. Rsb. Accise voll zu machen? Wie soll der Eingangszoll, bei vermindertem Bedarf und erhöhter Valuta ein nennenswerthes Resultat liefern? Obendrein sind die russischen Zölle — zur dringlichsten Warnung gegen jede Erweiterung des russischen Grenzcordons — enorm: Zucker 90 pCt., Bier 80, Stabeisen 50, Papier 53 pCt. Die „barbarische“ Türkei erhebt dagegen fast ausnahmslos nur 7 pCt. vom Werthe der Einfuhr, also einen rein fiskalischen Zoll!

Das Papiergeld wächst in Rußland an Quantität, wie es in demselben Maße an Werth abnimmt. Im ersten Jahre des Krimkriegs, 1854, cirkulirten 346 Mill. Papierrubel; 1875: 797,313,000, mit einer Metallreserve von 11, sage elf Procent! Natürlich hat diese Geldmacherei seit zwei Jahren rapid zugenommen; die innern Anleihen vom Winter

der Mobilmachung und vom Frühling des Kriegsausbruchs waren im Grunde nur Papier-Emissionen. Im Jahre 1877 allein sind 132 Mill. Rubel gedruckt worden. Eine Milliarde Rubel zum Wenigsten ist im Umlauf, also 4 ~~Millionen~~ Francs — fehlt noch eine Milliarde an der klassischen Biffer! Die Metallreserve in der Bank beträgt nur noch 7 pCt. Die Steuern werden in Papierrubeln bezahlt, die Zinsen für die Staatsschuld aber in Gold, so daß die letztere Last immer schwerer werden muß.

Die russischen Eisenbahnen sind Militärstraßen, nicht Communicationswege für den Verkehr. Auf einigen Linien gehen wöchentlich zwischen Petersburg und Moskau rollt die Lokomotive 80 durch Wald und Morast, kaum eine menschliche Wohnzufällig liegt einmal eine Stadt am Wege. Die russischen Schienenstraßen tragen 6 $\frac{3}{4}$ pCt. des Capitals, sich die „lohnende Anlage“, die „produktive“ Natur der bahnen! Die russische Regierung kann die garantirten Zinsen nur durch neue Steuern erschwingen. Der Bauer muß zahlen! Was Wunder daß die Regierung mit dem die Fahr- und Frachtpreise in Gold, also um 50 pCt. zu lassen? Der russische Bauer schwißt am Ende das was dem Staate fehlt! Vor der Hand fängt er an die Steuern einem Luxus zu meiden. Weniger Verkehr, weniger Zinsen höhere Fahrpreise und Frachtsätze: das muß mit dem neuen Eisenbahnsystem enden. Auf die zwei Züge per Tag und dann gar keiner folgen. Was thut's wenn nur die „Humanität“ exportirt werden und dafür die halbe Welt und krank zurückgeschafft wird!

Bankrott der Eisenbahnen wird der Staatsbankrott und der sociale Bankrott, die Insolvenz der Bauern, hängt engste damit zusammen. Der Bauer kann den Staat nicht halten und der Staat vermag den Bauern nicht zu helfen. nicht und Watum nicht. Wenn die Nordamerikaner schon den Getreide-Export ausstechen, wenn sie im verfloßenen Jahre die Stelle der russischen Südhäfen traten, so wird bald die Mississippi ganz Europa mit Brodstoff versorgen und dann nichts Eiligeres zu thun als seinen guten Freund Krieg zu überziehen und ihm „Humanität“ beizubringen. Er hat das ruhig ab und erfreut sich der weilen der Freiheit und Friedens.

braucht nur so viel Kriegsmittel in Anwendung zu bringen, die Armee noch das Jahr 1878 in Rumelien beschäftigt zu wird sich ereignen, daß Rußland auf gut Shakespearisch at one fell swoop!

Eine Nacht auf der Akropolis.

Von Adolf Prowe.

Ist uns Westpreußischen Gästen auf dem Boden von Hellas im Entfaltungsbereiche des höchsten Menschheitsabels, der

unbedingten künstlerischen Vollkommenheit, des echten und einzigen wahrhaft schön-guten Classicismus, zu wandeln und zu athmen, so übergewaltig erhebend und zugleich so gemüthvoll innig bewegend vor die Seele getreten, wie in der köstlichen Junivollmondnacht, die wir bei einem deutsch-griechischen Wein-, Frucht- und Kuchen-Biscuit auf der Akropolis verbrachten.

Allein der ewige „gute Gefell“ Lenau's — der Humor — ließ sich auch dort sein unveränderliches Recht nicht nehmen, zumal ja Deutsche gern kritteln und Griechen gern spötteln. Hätten beide Volksthümer nicht diesen ironischen Zug im Nationalcharacter: so würde vielleicht unter Fest, wie es anfangs beabsichtigt war, einen durchaus erhabenen „hilvollen“ Anstrich tragischen Pompes erhalten haben. Denn unsere Bekanntschaft in Athen war ausgebreitet genug, um, wofern sich Alle der Idee angeschlossen, einen Panathendensfestzug im Kleinen veranstalten zu können. Wir intendirten sogar die Aufführung der Antigone im echten antiken Theater des Sophokles selbst; und zwar noch ehe die neue griechische Nationalbühne nun endlich nach anderthalb Jahrtausenden wieder eröffnet ward, was um die Mittsommersonnenwende geschah, im Jahre des Heils 1876. Die dritte Aufführung auf dieser neuen Schaubühne Athens, die sich den Ehrennamen „Euripides-Theater“ beigelegt hat, brachte symbolisch genug das Erstlingserzeugniß unseres deutschen Euripides: die „Räuber“ — in abgekürzter Uebersetzung zur Darstellung! Schiller in Athen! Ist das nicht Macaulays Neuseeländer auf den Trümmern von London-bridge?!

Eine Dilettantenvorstellung hätten wir also gern gewagt. Aber ihr Maskenscherz und Phantasiespiel ist der stets getragene feierliche Character des modernen Athenerers wenig geeignet. „Dieses Völkchen, sagt ein Engländer, fühlt sich schon im Leben immer wie auf dem Theater und Jeder stolziert einher, als müßte er seine Rolle tragiren.“ Um so mehr fordert dieses ahnenstolze Selbstbewußtsein natürlich den Humor heraus und ihm wurde freudig auch in unserer Nachtfeier auf der Akropolis gehuldigt. Wundere Niemanden das! Denn der tragisch-erhabene Gedankenlosthurmschritt des Anfangs ließ sich nicht unterbrochen 12 Stunden lang durchführen.

Schwer war es überhaupt schon, die Genossen zu einigen. Den ersten dazu festgesetzten Abend hatten wir Westpreußen vergebens auf die anderen Theilnehmer gewartet. Ebenso wenig Erfolg versprochen wir uns daher von einer demüthigt verabredeten gemeinsamen Besteigung des Lykabettos, versuchten sie also lieber auf eigene Hand allein. Dieser Berg nämlich überragt ganz Athen und gewährt eine prächtige Aussicht, ist aber viel beschwerlicher als die Akropolis zu erklimmen; im verfloßenen heißen Sommer also war das Unternehmen doppelt schwierig und ermüdend.

Morgens um 4 Uhr standen wir früher als die Sonne auf und waren pünktlich bei ihrem ersten Erscheinen auf der untersten Fels-terrasse des Lykabettos. Dort steht ein Kaffeehaus, welches der Aufseher des eben da befindlichen Reservoirs der Wasserleitung hält. Er zeigte uns Lepteres und erquidete die Fröstelnden dann im Freien vor seiner Thür mit einer heißen Tasse Frühkaffees. Dieser Wirt, in türkischer Art servirt, erfreute beinahe mehr als die herrliche Aussicht, die wir

schon von diesem ersten Bergabsatz hatten. Rechts von uns sahen wir das Thal des Kephissos im Westen der Stadt. Er strömt (freilich nur im Winter) vom Barnes her durch den vieltausendjährigen attischen Delwald. Links fließt (allerdings auch nur zur Winterzeit) der kleinere Ilissos in seinem schluchtenreichen, engen Bett, am Fessenthal des Stadions vorüber, welches nordöstlich der Stadt sich befindet, und an der südöstlich gelegenen Hochebene des Olympieion und des Hadriansthors — mit den gewaltigen 13 Säulen und den Riesentrümmern der geborstenen — vorbei, nach Süden hinab dem Kephissos zu. Vor der Vereinigung mit diesem erhält er noch einen schwachen Zufluß aus der Kallirrhoe, die in tiefer Kluft einen kleinen Teich bildet und alle Wäscherinnen Athens um sich versammelt. Beide berühmten Bäche umkreisen also die Stadt und rieseln dann (so lange sie Wasser haben) dem Saronischen Meerbusen zu, brüderlich zuletzt vereint. Zwischen ihnen mithin liegt alles das, woran seit 70—80 Menschenaltern sich der Menschheit Edelstes nährt. Dort links im Morgensonnen-beglänzten Ilissos watete Sokrates barfuß mit seinem jungen Phaidros, der, „auch gerade glücklicherweise“ den Einen Tag zufällig unbeschult, vom Redner Lysias, mit einer Abschrift des Vortrags über die „Liebe“, zurückkam. Hier links von uns — an dem in Steinresten jetzt noch erhaltenen Musenheilthum — trafen sie sich und dort unter der hohen Platanen am jetzigen Protestantenkirchhof saßen sie vielleicht und badeten ihre nackten Füße im schattig kühlen Gewässer. Alles das übersehen wir vom Felsenplateau unseres Kaffeehäuschens: vor uns ganz Athen, darüber hinaus im Süden Akropolis, Areopag, Nymphe- und Musenhügel, Theseustempel, Olympische Tempelreste, Pnyx und Agora. Die Römerbauten an diesem letztgenannten Marktplatz des alten und des neuen Athen hatten wir Tags vorher gesehen und einen deutschen archäologischen Wanderbuttschen dort im kleinen Straßenmuseum getroffen. Auch er wollte heut' Abend auf der Akropolis erscheinen. An ihr nun also wieder hing wie immer auch jetzt im Morgenlichtglanz der seligtrunkene Blick; unsre Augen konnten sich nicht sattweiden an ihrer ewigen Pracht und Herrlichkeit. Des kleinasiatischen Prinzen Philopappos zerfallenes Denkmal vermittelt mit seiner düstermelancholischen Armiseligkeit den Uebergang vom heiligen Parthenonsäulenschmuck zum unpassenden Himmelsgewölbe der Hansen'schen Ruppelsternwarte, die im Vaterlande des Säulenbaus, dieses einzig normalen Kanons für gesunden Architecturgeschmack, mit ihrer byzantinischen Glasglocken-Wölbung einen häßlichen Eindruck macht! — —

Gestärkt von zwei türkisch-winzigen Täßchen, erfreut vom herzlichen Danke des Kaffeewirthe, der unser frühzeitiges Vorschein als günstiges Omen für die Tageseinnahme ansah, schritten wir die 900 Fuß zum Gipfel empor. Der Felspfad ließ uns oft im Stich. Seine Krümmungen waren auch viel zu langweilig. Seitab steigend, gerader aufwärts, geriethen wir freilich oft in bedenkliche Lagen, wo für Damen kaum noch höher zu klimmen denkbar schien und der Rückweg auf glatter, halbloser Felswand ebenso unmöglich blieb. Doch solch ein Berg, nur zehnmal so hoch als der Leipziger Rathhausthurm, sperrte er seinen Aufgang wie er wolle, muß ja dennoch zuletzt, wie jener, wenn auch nach zehn- oder zwölfmal längerer Kletterei, erklommen werden; so heiß auch die Sonne schon brennende Gräße vom höhnisch lächelnden („ewig

Woheluben“) Himmel Griechenlands auf die sengend erhigte Felswand schießt.

Wir waren denn also endlich oben. Da stehen wir am weißen Georgioskapellchen, das den Gipfel krönt, und athmen lang und athmen tief und begrüßen die himmlische Fernsicht. Ein bienenber Bruder kommt rasch uns begrüßen mit „*Saks proskynó*“ (einst verächtliche Schweifwedelei persischer Sultansknechte, jetzt allgemeiner Gruß, wörtlich: ich hundeschwänze Ihnen!) — er ladet uns in die kleine Halle. Da sitzt ein Klostermaler und tuscht am Heiligen, den die Königin Olga wieder auffrischen läßt. Er pinselt fleißig fort, plaudert aber auch fleißig fort, bald mit uns, bald mit seinen zwei Koluthen; singt in den Gesprächspausen, ganz unermüdlich an Kehle und Hand, immer beweglich, stets seelenvergnügt. Wir setzen uns neben ihm auf die eine Wandbank, die andere besitzen gegenüber die uns anstarrenden Koluthen. Zwischen den Bänken steht das Altarbild, trotz aller Kleinheit des Raumes ein vollständiger Ikonostás.

Die Kühle des Kapellchens erquicht; es erquicht auch der Labetrunk, der selten sonst Nordländern mundet: der Reginatwein. —

Der Reginat- oder Dargwein schmeckt nämlich ganz genau wie Fichtenharz mit Nordhäuser. In der Maina belehrte mich Professor Siegel, der Mainotenbeherrschende Marmorbruchsbesitzer, ein siebenjähriger Held der Kulturtrügerei nach Osten, daß die Fichtenzapfen des Thyrsusstabes der Bacchanten klar bewiesen, wie uralt Reginiren des Weines in Hellas sei. Dieser Manabengebrauch behagt aber eben nur griechischen Mastiglauern. Mastig nämlich führt jede Dame im Büschchen bei sich und präsentiert es wie bei uns Bonbonnièren mit Drops oder Sweets! . . . Aber Süßigkeiten lieben sie daneben auch und in jedem Griechenhause bringt man dem Besucher zuerst süßes Eingemachtes. —

Ausgeruht und sattgeschwächt und sattgetränkt mit Dargwein treten wir wieder vor und sehen nun im Süden jenseit der Stadt die ausgebreitete Fläche des Meeres, dem schlängelnd beide Flußbäche Attilas wasserlos zuströben. Rechts ragt die felsige Insel Salamis am Horizont, links die fernabimmernde Agina (jina jetzt gesprochen — ach! wie viel Strafarbeiten kostete uns im Gymnasium solcher falscher Accent! und diese Reugriechen accentuiren wie Polen, unbekümmert um jedes Quantitätsgesetz!) — —

Zwischen den beiden Eckäulen des südlichen Meereshorizonts, den wellüberhöhten Inseln, zieht sich als schwacher Schimmer darüber jenseit als Uferaum der Argolische Küstenstreif hin. Von dort, vom schimmernden Meere bis zu unserem Felsamphitheater — weithingebühnt, verbrannt und öde, — wo der uralte Delwald nicht seine grauen Weidewipfel silbernidend breitet —, erstreckt sich rechts von uns die Attische Ebene, flach und schön bis zu den Bergeshöhen des Megaleus und Boilikon, diesen Vorstufen des Aithäron, der Attila von Böotien trennt. Links erhebt sich dunkel der bienenberühmte Honigwaldberg Hymettos, in den sonnigen Morgenhimmel hinauftragend. Wiederum zwischen all diesen Gebirgsrändern, am Gestade vorn, liegt vor uns neben dem mastenreichen Pirdens das baumleere reizlose Phäleron, ein fahles heißes Seebad, wo wir dennoch so manche Nachmittagsgluten im kühlenden Seewind überdauert, ja zuweilen selbst habend gefiebert — und gefroren — haben.

— Nun wir endlich der vorderen Aussicht uns genugsam erfreut, gehen wir um das Kapellenhäuschen herum und erblicken den mächtigen Pentelikon, dessen Marmorbrüche noch immer ausgebeutet werden — J. B. jetzt eben zu Baron Sinas herrlichem Akademiegebäude neben der Universität; — und in dessen belaubten Buchungen Klöster bescheidene Gastfreiheit gewähren, auch hier und da schon Dörfer zu Vergnügungspartien einladen: stille Wallfahrtsorte, um die sich allmählich Wirthshäuser ansiedeln; kühle Thalgründe, wo vergnügte Gesellschaften sich versammeln; romantische Ruppen und Schluchten, die einsame Wanderer locken. . . .

Dorthinaus leuchten vor Allem die weißen Häuser von Kephissia, wohin früh um 5 der Tagesomnibus fährt. Hier, näher der Stadt, liegt Ambelokipo, das Geburtsdorf des Sokrates, seiner Zeit Alopeke, Fuchsau genannt. Von da kommt sein heimatlicher Zissos her, in dessen Bachwellen der Knabe gespielt, an dessen Ufer der Greis unsterbliche Weisheit gepredigt: „Von der Seele Biergespann, dess' edler Theil himmelan stets lenken will, während die rohere irdische Hälfte zur Sinnlichkeit hinuntertuschirt: vom göttlichen Urseize der Ideen, dem Vaterlande des Geistes, wo die Seelen-Rosse mit Ambrosia Hebe vor der Geburt in himmlischen Rippen gefüttert; von der Schönheit, der einzigen sinnlich wahrnehmbaren Idee hienieden, die Alles dahlnreißt in glühender Sinnlichkeit! Wären so auch, sagt er, — sichtbar die Urformen der Weisheit, Gerechtigkeit, Wahrheit: nie ermüdete dann die Menge, ihnen nachzurennen . . . wie jetzt nur der Schönheit. Aber auf Erden erscheint dieses himmlische Urbild allein den Auserwählten, die dann freilich auch nie ermüden im Sinnen und Forschen und Wägen“ . . . Wenden wir uns wieder westwärts, erscheint Kolonos, das ewig verklärte, jetzt lahl und kaltig, erhitzt und buschleer, einst quellen- und nachtigallenreich, bewaldet und unnahbar, Heiligtum der Erinnyen, der „wohlgedenkten“ Eumeniden, vor deren schaurig-geheimnißvollem Widniß-Dickicht einst wohl ahnungsreich der Knabe Sophokles gebeth, der dann seine dörfliche Wiege zum Erlösungsgrabe des Dulders Oedipus („Weh-Zweifels“ auf Deutsch, Urbild des Menschheit-Pilgerthums auf dieser Erdenwallfahrt) dichterisch geweiht hat — zu einem „heiligen Grabe“ gleichsam für die Elite der Höchstgebildeten, wie am Delberg im syrischen Hügelwaldband ein heiliges Grab ist für die Mäheligen und Beladenen und für die „Armen im Geist.“ — Jetzt ruhen hier auf Kolonos' lahltem Kalkhügelrücken zwei Höchstgebildete aus von allem Suchen und Irren auf geistiger Spur: Karl Diefried Müller, dem seine Freunde — und Karl Lenormand, dem der Demos Athens das Grab hier gebaut; zwei „heilige Gräber“ Wallfahrtsorte für Archäologen und Philologen, — brüderlich vereinigend Frankreich und Deutschland auf der Flur von Kolonos. —

Als wir die Ferne durchforscht, richteten wir unseren Blick auf die Nähe dicht vor uns.

Ganz Athen liegt ausgebreitet da, mit Gärten (leider sehr wenigen), Straßen, Gassen, Märkten und Plätzen: Alles lechzend in staubiger Glut. — Die überhitzte versengte Landschaft, wie gebürt von der erdarmungslosen erhitzten Morgensonne schon um 8 Uhr früh, ließ uns in Gedanken schmerzlich die fehlenden Waldbeschatten aller der vorgenannten fernen Gebirgszüge missen. Wir dachten aber auch an die

Nothwendigkeit, jetzt eilends hinabzusteigen, ehe der tödtliche Mittagsbrand uns — wie Otfried Müller — mit dem blitzgleich niederstreckenden Sonnenstich bedrohte. —

Da auf einmal umzog sich der Himmel und ein starker Gewitterregen zwang uns, zurück in die Halle zu weichen. Auch einzelne Arbeiter aus den nahen Steinbrüchen kamen heraufgeflüchtet. Nur einer schloß an der nächsten Felsklippe unten so ruhig im Regengusse weiter fort, wie vorher im Strahlenbrand. Wir Glücklichen, die wir Athen schon im unerwartet plötzlich nach sieben regenlosen Monaten wohlthätig eingebrochenen Donnersturm betreten hatten, wir genossen nun auch den seltenen Fall, ein Gewitter in Attikas heißstem Kessel von Bergeshöh' ansehn zu können, nachdem wir dasselbe Schauspiel auf Attika's Meereshöhe gehabt. Ein Schleier bedeckte auch diesmal wieder, wie bei unserer ersten Herkunft die götterreiche Landschaft: *Ouei ho Zeus!* dachten wir fromm in heidnischer Gläubigkeit*) und horchten andächtig auf des Himmels Herrn rollendes Donnerrollen.

Erst nach einer Stunde wagten wir uns zwischen dem Kaktusgestrüpp und den regellosen Felsblöcken geradeswegs steil hinab; kamen so aber rascher in die Ebene, als die schon vor uns aus den nahen Steinbrüchen abgefahrenen Lastarren auf ihrem vielgewundenen Schlängel-Fahrwege.

Lodernd schien die siebeheiße Ebene uns mit Flammenathem zu empfangen, trotz der eben geschürften himmlischen Erfrischungsluthen; dicht im schmalen Schattensaum an jeder Häuserfronte entlang geschmiegt, schlüpfen wir zum Palaß des Pellenenbasileus.

Der Schlossgarten nämlich stand uns, bei der langdauernden Abwesenheit der Königsfamilie, ausnahmsweise jeden Tag von früh bis spät offen, durch die Güte des deutschen Obergärtners und seines deutschen Gehülfsen. Im herrlichkühlen Dürst dieses wohlbewässerten Palmenparcs überstanden wir Nordländer glücklich die Mittagshitze, die sonst kein Fleck in ganz Athen, außer diesem einzigen Zufluchtsort, im Freien auszubauern erlaubt.

Spät am Nachmittage, nur kurz vor Sonnenuntergang, machten wir uns auf den Weg zur Hochburg.

Das Dienstmädchen hatte sich Mutter und Freundschaft zur Begleitung herbeigeht und durfte uns so mit den Körben voll Wein und Lebensmitteln folgen. Allein geht kein griechisches Mädchen über die Straße.

Auf halber Höhe des Burgfelsens — wo die letzten Häuser sind — besuchte ich einen weißbärtigen alten Studienfreund. Selten sind weiße und graulöpfige Griechen; Türken im Greisenbart sieht man dreimal so viel. — Pappas Ignatios saß vor seinem Gartenhäuschen mit mehreren Nachbarn plaudernd, nach homerischer Art, auf großen rauhen Steinsitzen neben der Pforte. Wittommen wollte der geistliche Herr aber nicht; er scheute in seinem vorsichtig gewordenen Alter die Nachtkühle.

Da ich nun einmal mich von den Damen entfernt, benutzte ich gleich die Gelegenheit, den Areiopagos anbei zu besteigen.

*) Er regnet der Zeus!

stern hatte das zerrissene, schon bei Tageslicht wild schreck-
nmergewirr etwas Graufiges. Einsame Gestalten sah ich
auf den Klippen. Was wollten die nächtlichen Wandler?
ir am Brunnen in der tiefen dunklen Schlucht schöpften
abendlich spät Quellwasser und trugen wie Rebecca die
auf ihren Köpfen heim.

er ist das Eumenidenheiligthum, Athens tarpejischer Fels,
Todesabsturz: „Barathron“. Zum Gipfel selbst führen
uralten Stufen empor, wie zu Solons Zeit, auf denen die
ehmerichter zu ihren geheimen, grauenumbüfterten, ehr-
einsigen dort droben, verummt und verlarvt, hinauf-

s Aristophanes' Tagen klang mir die Warnung „vor den
Athens.“ Im Finstern allein hier zu weilen, sei nicht
man uns wiederholt gesagt. Ich eilte der Gesellschaft nach
auf dem kaktusgesäumten, wie mit einem Stachelzaun
auch mit nickenden Palmen besetzten, langsam empor sich
Fahrwege unfern des jetzigen Burgeinganges. Denn
alte Hauptthor, verschüttet gewesen seit undenklicher Zeit,
Auffinder, dem edlen Franzosen Beulé, benannt, ist zwar
und mittelalterlichen Gemäuer seit 24 Jahren frei, bleibt
geschlossen.

mit übrigens, wie seine Werkstücke aus antiken Bauresten
rühstens allererst aus dem dritten Jahrhundert unserer

und wahrscheinlich echt antik, aus Themistocles' Zeit, sind
Thürme zu beiden Seiten. „Hier denn also,“ dachte ich,
ieser Stätte, „hier ging einst der Festzug mit dem heiligen
Parthenon hinauf . . . —“ Von diesem Thore nämlich
Stufen, und in ihrer Mitte ein gerillter Fahrweg, die alle
ander aufwärts unmittelbar zu den Propyläen führen,
unter welchen letzteren dann wieder bekanntlich der gleiche
ke Ausgang sich fortsetzt: ein wunderbares Architekturwerk,
ahrt zum mauerumthürmten Prachtsteingehege des heiligsten
Baukunst; ein Marmortraum das Ganze, wie kaum nur
ier abweichenden Art der Dogenpalast auf dem Markus-
wachen Abglanz gewährt. Was sonst auf Erden wagt
mit diesen zwei Architektur-Allerheiligsten?

utzutage kann man leider dies Beulé'sche Thor nicht, als
durchschreiten und muß mit stiller Entsagung daran vorüber
Felsberg herum weiter hinauf im Fahrweg durch den tiefen
n. Kaum sieht man schwach die obersten Theile der Pro-
das Gemäuer ragen und verspart sich lieber den Genuß des
s auf die kurze Strecke, die noch übrig bleibt. So gingen
r, leicht getröstet und erfüllt von der Ahnung des nächsten
durch die abendlich rosige Beleuchtung der marmornen Sie-
, doppelt hoffnungsfroh gestimmt, links vom Beuléthor uns
er hinauf und standen nun endlich vor dem Halteplatze der
ien verwöhnte Gäste des Heiligthums herangefahren kommen.
ein alter gewölbter Gang wie unsere jetzigen dunklen

Festungswallthore. Hier durchgeschritten naht man dem barackenartig plumpen Holzvorbau. Ihn verschließt ein Bohlenthorweg, an dessen Lattenwände man pochen muß, um die drinnen stationirten Invaliden herbeizurufen. Sie kommen, öffnen das hölzerne Gitterpförtchen; man sieht noch einmal rechts in die abend-umdunkelte Ebene hinab — auf die Reste des Theaters, das Curtius bloßlegte; des Obeires, das Demetrios Phalereus als Monument seiner Gattentreue schuf und an welchem jetzt auch eine Marmortafel zum Monumente für die Feldherrntreue des tapfern Philhellenen Fabvier dient, dieses echtantiken herrlichen Franken! Dann, nachdem die Wächter unsere Ministerialpapiere geprüft und im Vertrauen die Mittheilung erhalten, daß heut Nacht die Ephoren des Parthenon selbst als Festgäste herauströmen, treten wir ein in den häßlichen Zwinger am Fuße der eigentlichen hohen Burgmauer. Links im niedrigen Blockhaus neben der Gitterpforte garnisonirt in zwei Stübchen die Invalidenwache. Festung aber ist Gottlob die Akropolis nicht mehr — sondern, was sie bleiben soll, hoffentlich bis ans Ende der Menschheit: Museum.

Auf dem ganzen Zwingerhofraum lehnen und stehen ringsum Reliefs, Marmorwerkstücke, Säulensäulenfrüße, in zahllosen Massen; meist regellos, ja licherlich, umhergeworfen; bisweilen auch ganze Säulenhäufte und Kapitältrümmer, Architrav- und Friesreste aller Art.

Vereinzelt nur sind größere Statuentorfe, die Mehrzahl birgt ein Gipser-Holzschuppen neben dem Blockhaus. Draußen ist nur ein archaisches Sitzbild der Pallas, Phrasikleia's Grabstein, das Relief einer den Bogen besteigenden, den Lebens-Abschied vom Gatten nehmenden Frau u. a. m. Aber unendlich rührend ist es, erblickt man hier und da verlorene schöne Glieder, umlockte Marmorschultern, edle Wangen und Stirnen im Staube liegend. —

Alles Dies bildet ein wehmüthiges Ganze, begrenzt und abgeschlossen von der hohen Burgmauer vor uns. In ihr läßt wieder eine unansehnliche Pforte uns durchschlüpfen — und nun mit einem Male sieht man das Heiligthum vor sich.

Es ist ein weiter geneigter Plan: Der lebendige Fels in Stufen gehauen, die mit Marmor belegt sind, und in deren Mitte, frei, unbeleuchtet, der geriefte Fahrweg herauströmt.

Links vom Eingang, durch den wir bezaubert entzückt hereinschreiten, erkennt man weiter unten von Neuem das auf dem Herwege schon von außen gesehene immer verschlossen gehaltene Beuléthor: rechts oben erblickt unser begnadigtes Auge die — — Propyläen! —

Sie sperren hoch droben quer den breiten Aufgang ab, mit ihrer ganzen schimmernden Länge.

Ihre Beschädigungen, die man zuerst kaum wahrnimmt, beeinträchtigen keineswegs den imposanten Anblick des Einzig-Einen, das es auf Erden giebt, des unbeschreiblichen Bauwerks.

Was hülfte es, in Bild oder selbst Modell das Wunder zu malen? — in Worten wäre es an sich unmöglich! — — Immer bleibt der Eindruck des ruhig Erhabenen, alle Gedanken und alle Empfindung Befriedenden, jeden Wunsch und Traum Erfüllenden nur in der Wirklichkeit selbst erreichbar. Dieser Eindruck aber wirkt mit so vergleichungsloser Gewalt, daß die stille Höhe des weiten Marmor-

gesprochen, niemals geschil-

bung aber schweigt. Es ist
it. Die tiefe Stille des Hei-
. Nur geheimnißvoll seltsam
lärbares dumpfes und fernes
zum Bewußtsein wieder sam-
ewirt der abendlich belebten
ber wie ein weit entlegenes
d — unten tief zu hören ist.
ruehende leise Harmonie zu
enden Aeolsharfen durch die
ert nur sie uns an das Vor-
; unten; hier aber umfängt
Laut und ohne Nachhall ver-
der Erde entrückt.
orhalle des Ewigen, Unaus-

n.
Paradieses-Angehörigen?
endet
nnen! —“

ören; bald noch einer.
des Ortes, der Zeit.
Schauen übersinnlicher Schön-
in den Vorraum des mittel-

r ihr Recht in Anspruch.
n Dienerinnen abgenommenen
verabschieden mit Kallingskha

gen. Berlin, Springer. (0,60 M.)
s. (7,50 Frs.)
itschen Bauernkrieges aus Ober-
r ist herausgeg. von Th. Müller.

intelligenza nel regno animale,
durch Brockhaus. (5 Frs.)
e aus der Gegenwart. Mainz,
. VI. 2: Schellings Lehre. Felt-
rfeier-Commission. Bern, Haller.

Quellstrichlag 13, Berlin 80.
m, Beuthstraße 2.

Zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch G. Reichenburg,
NW. Straßburgerstr. 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4,60 Mark.
Insertionspreis 20 Pf.
für die gespalt. Zeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang.

Berlin, 18. Januar 1878.

Nr. 3.

Inhaltsverzeichnis: Eigenthum und Erbrecht. — Pariser Briefe. XVI. — Eine Nacht auf der Wapelsid. Von Wd. Brome. II.

Eigenthum und Erbrecht.

Deutsche Zeit- und Streitfragen, herausgegeben von Fr. v. Holtendorff. Heft 98:
Eigenthum und Erbrecht, von Dr. H. v. Scheel. Berlin, C. Habel.

H. v. Scheel gehört mit zu den Gelehrten, welche der „Staatssozialismus“ des Hrn. Pastor Todt als die seinigen proclamirt hat — schon aus diesem äußerlichen Grunde griffen wir nach seiner neuesten kleinen Schrift. Denn es ist überaus lehrreich, die Herren am Werke zu sehn. Als wenn mit Einem Schlage das böse Gewissen der ganzen heutigen Gesellschaft wachgerufen worden wäre, so hasten und wirren sie unter einander und suchen nach dem Loosungsworte das unendlich genug wäre, um Jedem als das seine zu klingen. Und ihre praktischen Versuche gar! Es zeugt ja von löblichem Eifer, wenn ein Berliner Hosprediger sich einer socialdemokratischen Arbeiterversammlung aussetzt und sie hat es ihm dadurch gelohnt, daß sie ihn ungestört ausreden ließ. Aber wie sollte denn auch nur von der entferntesten Möglichkeit eines Verständigens die Rede sein, wenn der Herr Hosprediger aus dem pathetischen Worte, mit dem sein Nach- und Gegenredner alle Klerisei verabschiedete („Fort mußt Du, Deine Uhr ist abgelaufen“) ein paar Tage später, nach hoffentlich ruhiger Erwägung, nichts Geringeres als eine Drohung mit Mord heraus hört. Wobei er denn freilich der Rationalist, der er sein Leid anvertraut, nicht hätte verschweigen sollen, daß er, nach correcter Auslegung des Citates, diesen Mord nicht anders als durch Mißbogen zu erwarten habe und erwarte. — Zum Hauptstützpunkt in diesem Kampfe aber ist ein Mann ausersehen, den der „Staatssozialist“ in seiner Nr. 2 also feiert: „Der socialdemokratische Agitator Emil Grüneberg ist aus einem wüthenden Christenhasser ein begeisterter Christenapostel geworden und Andre werden mit Naturnothwendigkeit folgen. Grüneberg war 8 Jahre hindurch Wanderagitator der Socialdemokraten in Süddeutschland und verbüßte davon 4 Jahre im Gefängniß. Er raste und tobte in zahllosen Volksversammlungen gegen Christenthum und „Pfaffenthum.“ Heute betet er mit Inbrunst zu dem Gotte, den er früher leugnete und lästerte. Er eifert nicht mehr gegen das Evangelium, sondern verkündet es bereits Andern. Derselbe Mann, der vor Jahresfrist haßerfüllte Mengen fanatisirte, steht jetzt allsonntäglich unter einer frommen Kinderschaar um ihnen das Wort Gottes zu lehren.

in hohem Grade, über die erschrecklichsten Dinge weiß er eine wohlgeleitete Diskussion einzuleiten, in der er dann den Leser allein weitergehen und „schuldig werden“ läßt. Diese Meisterschaft, die ihn seinen „staats-socialistischen“ Freunden, zumal denen von der Ranzel, sehr theuer machen sollte, beweist er wieder in der vorliegenden Schrift. Unschuldsvoll beginnt sie:

„Die Zeit- und Streitfragen, welche wir „sociale“ zu nennen pflegen, gehen ihrem wirtschaftlichen Bestandtheile nach auf in die Frage nach der Ordnung des Eigenthums, d. h. der Abgrenzung der wirtschaftlichen Befugnisse der Einzelnen, anderen Einzelnen und der Gesamtheit gegenüber. Das Wesen des Eigenthums deutlich zu erfassen ist also gleichbedeutend mit einem wichtigen Schritt zur Erkenntniß der sozialen Fragen, deren Lösung im Interesse der friedlichen Fortentwicklung der gesellschaftlichen Zustände und Allen am Herzen liegen muß.

Nun möchte es zwar scheinen, daß über den Begriff des Eigenthums, die Nothwendigkeit dieses Instituts und den Umfang dieses Rechtes Zweifel schon längst nicht mehr obwalten könnten. Denn, was Eigenthum ist, weiß jedermann; die Juristen haben es längst festgestellt, und zum Ueberflus streiten sich die Philosophen darüber herum, ob die Begründung des Eigenthums in der Persönlichkeit des Menschen, in der Arbeit, im Gesetz zu suchen oder ob es, als für die Cultur unentbehrlich, schlechtweg als gegeben, als Forderung der Vernunft, anzunehmen sei.

Nun wohl; die Einrichtungen, welche wir mit dem Namen „Eigenthum“ und, als zu diesem unmittelbar gehörig, „Erbrecht“ bezeichnen, sind unzweifelhaft die nothwendigen und natürlichen Grundlagen der menschlichen Gesellschaft. Sie sind so nothwendig und natürlich für den sozialen Menschen, wie Luft und Licht für den physischen Menschen. Denn, damit eine höhere Cultur sich überhaupt entwickeln kann, ist es gewiß unentbehrlich, daß die Befugnisse der Mitglieder einer Volksgemeinschaft über die Sachgüter, von denen sie leben, geordnet und geregelt seien: daß insbesondere die Vertheilung dieser Güter unter die Lebenden, sowie die Neu-Vertheilung derselben bei Todesfällen nach zum Voraus festgesetzten, allgemein gültigen Grundsätzen vor sich gehen. Es würden ja sonst Unsicherheit und Streit jeden Fortschritt fortwährend hemmen.

In diesem Sinne sind Eigenthum und Erbrecht, wie man zu sagen pflegt: „natürliche“ und nothwendige Einrichtungen. Dennoch aber ist es ein bedeutender Irrthum, obgleich ein nicht nur sehr häufiger, sondern fast allgemein verbreiteter Irrthum, anzunehmen: es seien gerade das Eigenthum, gerade das Erbrecht, die wir anerkennen, in deren Formen wir leben, nothwendig oder einzig gerechtfertigt.

Allerdings wird es uns sehr schwer, uns in die Vorstellung hineinzubringen, daß auch noch andere Formen des Eigenthums und Erbrechts wie die unseren nicht nur vorhanden seien, sondern daß sie sich auch mit einem gesitteten menschlichen Dasein, ja vielleicht mit größerem Wohlbefinden als dem bei uns durchschnittlich vorhandenen vertragen. Wir sind ja im Allgemeinen gewohnt, unsere Eigenthumsordnung ohne weiteres Nachdenken als grundlegende Bedingung unseres Lebens, ja des menschlichen Lebens überhaupt hinzunehmen, wie die Luft die wir athmen, das Wasser welches wir trinken; — wenn nicht zufällig das eine oder

das andere durch ungewohnte und unbehagliche Eigenthümlichkeiten unsere Kritik wachrufen.

Wie sehr dies der Fall ist, wie sehr wir in der Vorstellung unseres Eigenthums d. i. des Privateigenthums in seiner jetzigen Entwicklungsstufe, befangen sind, läßt sich leicht an einem Beispiel zeigen. Bekanntlich beschuldigt man die „Kommunisten“ oder auch, was für das große gebildete Publikum so ziemlich dasselbe ist, die Socialdemokraten, sie wollten das Eigenthum d. h. unser Privateigenthum zerstören, und zwar dadurch, daß sie auf „Theilung“ ausgingen. Ja wir finden wohl selbst in wissenschaftlich sein-sollenden Schriften die alberne Anekdote von Rothschild wiederholt, der einen „Kommunisten“ damit abfertigte, daß er ihm den auf denselben Antheil fallenden Theil seines Vermögens im Betrag von zwei Gulden einhändigte und dadurch den „Kommunismus“ praktisch widerlegte. Man kann sich also so wenig in eine andere Form des Eigenthums als die uns bekannte und geläufige hineindenken, daß man den Kommunisten, d. h. denjenigen, die Gesamteigenthum — wie der Name deutlich sagt — wollen, nichts schlimmeres nachzusagen weiß, als daß sie für sich Privateigenthum erwerben, also unsere Eigenthumsordnung conserviren wollen. Der Begriff Eigenthum wäre danach völlig gleich dem des Privateigenthums.

Wie tief diese Vorstellung wurzelt, zeigen uns ferner die bekannten Redewendungen über die „Heiligkeit des Eigenthums“, von welcher man in dem Sinne spricht, daß das Privateigenthum, wie es jetzt bei uns besteht, also: die Befugniß des Gebrauchs und eventuell Mißbrauchs einer Gütermenge durch eine bestimmte Person, in dem Umfange wie er gegenwärtig ihr durch die Gesamtheit zugebilligt und verbürgt wird, nicht nur als ein „natürliches“, sondern gleichsam als ein von Gott selbst gesetztes Recht gehütet werden müsse. Wir finden es ferner z. B. ganz selbstverständlich und „naturgemäß“, daß Jemand ein Testament, vielleicht zu Gunsten eines entfernten Verwandten macht, oder daß ein solcher entfernter Verwandter, der den Erblasser vielleicht nie gekannt hat, durch gesetzliche Erbfolge in eine Verlassenschaft eintritt; während man so etwas zu andern Zeiten für ganz naturwidrig gehalten hat, und vielleicht wieder einmal halten wird; anderwärts noch halten würde.

Solches ist nun aber eine beschränkte, einseitige Anschauung, die uns überall in der Beurtheilung sozialer Verhältnisse und Forderungen hemmt. Nicht etwa, als ob wir den letzteren, den sozialen Reformbestrebungen uns ohne Weiteres hingeben, und die Ersetzung unserer Form von Eigenthum und Erbrecht durch eine neuere willig gefallen lassen müßten. O nein! Aber was wir vor allen Dingen und für alle Fälle erstreben sollten, ist ein unbefangener Standpunkt für die Beurtheilung sozialer Fragen. Nur dieser kann uns vor falschen Schritten und unliebsamen Ueberraschungen bewahren; und uns zugleich ein Urtheil ermöglichen, wo und wie weit wir sozialen Forderungen nachgeben dürfen.

Uns solchen Standpunkt in der vorliegenden Frage anzueignen, dafür ist die Vorbedingung, daß wir erkennen, wie die gegenwärtig bei uns anerkannten Formen von Eigenthum und Erbrecht nicht nur keine zu allen Zeiten und überall anerkannten, sondern verhältnißmäßig junge, sowie auch wandelbare sind. Vielleicht können wir dann auch zugeben, daß sie zum Theil sogar wandlungsbedürftige sind.

Wenn der Leser den vorliegenden Erörterungen, welche dieses zu zeigen beabsichtigen, folgt, so hat er nicht zu fürchten, dabei mit sozialistischen — privat- oder staats-sozialistischen — Umsturzplänen geknaggt zu werden. Der Grundgedanke, von dem sie ausgehen, nämlich: daß Eigenthum und Erbrecht etwas geschichtlich entwickeltes und entwicklungsfähiges seien, kann von der Wissenschaft nicht verkannt werden, und kommt — entgegen der früheren naturphilosophischen Betrachtungsweise — immer mehr zum Durchbruch; ja selbst die Reformbedürftigkeit ihrer modernen Gestaltung — eine Frage, die hier hinter dem Nachweis der Reformfähigkeit zurücktreten soll — und zwar Reformbedürftigkeit im Sinn einer Beschränkung der individuellen Willkür, einer Verengerung des Privateigenthums, in dem das Privateerbrecht inbegriffen ist, zu Gunsten des Gesamteigenthums, wird nicht nur etwa von sogenannten Kommunisten und Sozialisten gefordert, sondern von Männern der Wissenschaft anerkannt, welche der „liberalen“, also von Umsturz und Extremen weiter als jede andere entfernten Richtung unbestritten angehören.“

Bersf. geht nun zu der Beweisführung, daß unsre heutige Eigenthumsordnung durchaus keine natürliche, d. h. mit der Persönlichkeit des Menschen unzertrennlich verbundene sei. Eine Eigenthums- und Erbordnung allerdings müsse sich bei den Menschen von dem Momente an, wo sie Heerdeuthiere, d. h. sociale Wesen waren, herausgebildet haben, und naturgemäß zuerst am beweglichen Eigenthum, weil ein Zusammenleben eben nur darauf beruhen konnte; aber nach den spärlichen und unzuverlässigen Nachrichten über die „wilden“ Völker jenseitiger und früherer Zeit sei es wahrscheinlich, daß die Verfügung der Inhaber, wenigstens über das als Produktionsmittel Anzusehende, keineswegs eine unbeschränkte war, sondern daß der Stamm, die weitere Familie, ausgedehnte Ansprüche dabei hatte. Ein kleiner Seitenhieb auf den Modesport unserer heutigen „wissenschaftlichen“ Reisen tritt hier als Wort zu rechter Zeit, aber kaum zu richtigen Ohren auf. Noch klarer beweisbar sei bei Grund und Boden, daß derselbe ursprünglich Gemeingut war. Gewaltthat der Mächtigen, Lehnswesen, das römische Recht endlich, haben den alten Zustand mehr und mehr zerstört, bis endlich „die doctrinäre Gesetzgebung der sogenannten liberalen Volkswirtschaftsschule mit ihren, in vielen Beziehungen ja nützlichen Realasten-Ablösungen, Gemeinheitstheilungen u. s. w. die letzten Reste der alten Eigenthums-Verfassung vernichtet, so daß selbst leider der Wald, der am längsten der Begierde des modernen Bürgers zum „Theilen“ widerstanden hatte, meist dem Privateigenthum zum Opfer fiel. Daß grade dieses Theilen vielfach zum Schaden der Gesamtheit anschlug, der nun durch Waldschutzgesetze, kostspielige Aufstockungen und andere Maßregeln aus den Taschen der Steuerzahler, so weit möglich, wieder gut gemacht werden muß, ist manniglich bekannt.“

Nur das alternde Reich der Chinesen weise Zustände auf, die den Formen des Grundeigenthums bei uns verwandt seien, während in Europa selbst zwei mächtige Formen des Gesamteigenthums sich ausgebildet hätten, in Rußland der Agrarcommunismus der Dorfgemeinden, in den südslavischen Ländern der Hauscommunismus.

Sei damit erwiesen, daß das Privateigenthum in seiner heutigen Form ein geschichtlich entwickeltes sei, so folge daraus, daß es auch

zung in öffentlichen Angelegenheiten den Andern aufzuzwingen, mögen diese nun im Privat- oder Gesamteigenthum leben; wie wir auch andererseits in der Geschichte unserer Völker sehen, daß die durch irgendwelche Umstände erlangte Uebermacht Einzelner in öffentlichen Angelegenheiten zur Auflösung des gemeinwirthschaftlichen Zustandes und in Privateigen führt.

Ferner darf man behaupten, daß durch die Herrschaft des Privateigenthums möglich werden zwei Erscheinungen, welche zugleich Bedrohungen derselben werden: die Eigenthumslosigkeit und die Uebervölkerung.

Weiter noch müssen wir als eine Eigenthümlichkeit der Privateigenthums- der Gesamteigenthums-Ordnung gegenüber die hervorheben, daß hier der einmal erlangte Antheil des Einzelnen am Volkvermögen nicht in der Weise gesichert ist, wie dort. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Chancen zu Gewinn und Verlust des Eigenthums um so größer sind, je absoluter das Verfügungsrecht des Einzelnen innerhalb seiner wirthschaftlichen Sphäre sich geltend machen kann, d. i. je schroffer das Privateigenthum ausgebildet ist. Während das Gesamteigenthum nicht ohne große Stetigkeit des Erwerbslebens bestehen bleiben kann, ermöglicht jenes große Mannigfaltigkeit, Lebhaftigkeit, Schwankungen desselben, für den Einzelnen wie im Ganzen; natürlich ebenso im ungünstigen wie im günstigen Sinne.

Hiermit im Zusammenhange steht eine weitere Consequenz für das Privateigenthum. Aus verschiedenen Gründen nämlich, die zu erörtern hier zu weit führen würde, gilt die Regel, daß bei gleicher Freiheit und Intelligenz der Bewirthschaftung ein größeres Kapital billiger, d. h. mit mehr Reinertrag bearbeitet wird als das entsprechend verwendete kleinere. Natürlich ist diese Regel nur bis zu gewissen Grenzen, die von der Art des Kapitals abhängen, gültig. Wo sie es aber nicht mehr ist, da fällt der Umstand in's Gewicht, daß der Besitzer eines großen Kapitals sich mit einem kleineren Reinertrag begnügen kann als der kleinere Besitzer, wenn den Lebensansprüchen beiderseits genügt werden soll. Darum nun steigt mit der Freiheit des Privateigenthums die Wahrscheinlichkeit der Erhaltung und Vermehrung zu Gunsten der großen Antheile am Volkskapital. Das ist aber gleichbedeutend mit einer Konzentration des Vermögens in eine immer kleinere Anzahl von Händen, mit einer Zunahme der Unterschiede in der wirthschaftlichen und daher auch in der allgemeinen gesellschaftlichen Lage der Bevölkerung. Man kann also auch sagen: mit der Ausbildung des Privateigenthums, der zunehmenden Unumschränktheit desselben, wächst die Möglichkeit der Vernichtung, aber auch der Vergrößerung und zugleich der Konzentration des Eigenthums.

Endlich ist noch eine Besonderheit der Privateigenthums-Ordnung, die erst in dieser denkbar ist, hervorzuheben, nämlich die Möglichkeit, daß ein Theil der arbeitsfähigen Bevölkerung ohne Arbeit von einem Einkommen lebt, welches ihm nur auf Grund seines Eigenthums, als Rente, zufließt; was zugleich eine Entwicklung der Kreditwirthschaft voraussetzt, welche es Unternehmern ermöglicht, mit fremdem geborgten Kapital zu arbeiten; da ja die Zinsen, welche Jene beziehen, vorerst

durch die Unternehmer als neue Güter geschaffen sein, den Ertrag irgend einer Unternehmung gebildet haben müssen.“

Bei diesem Sage, der sich höflichst dem eignen Nachdenken des Lesers empfiehlt, bricht der Verf. ab, um noch kurz seine Wünsche in Bezug auf Reform des Erbrechtes zu skizziren. Sie beschränken sich bescheiden auf die Beseitigung des Intestat-Erbrechtes für Verwandte entferntesten Grades.

Die Arbeit hat ihren Zweck — als Vortrag — gewiß erfüllt, sie hat die zu Bern im Saale des großen Rathes versammelte hochansehnliche Gesellschaft für eine Stunde lehrreich unterhalten, ohne unter der Westentasche des etwa mitanwesenden Schweizer Millionärs ein unbehagliches Gefühl zu erregen. Beim Nachhausegehn ist er aber doch ungewöhnlich zerstreut gewesen.

Pariser Briefe.

XVI.

Paris, 14. Januar. Es scheint doch etwas Nichtiges an der Sage vom Aimafterischen Charakter des siebenten Jahres zu sein. Sehen Sie Deutschland: Die fünf Milliarden aufgeessen, der Enthusiasmus versflogen, der Culturkampf in polizeiliches und noch unterpolizeiliches Fahrwasser gerathen, die kleinen Regierungen intrigant und störrisch, die große vom Ministerverbrauch geschwächt, die Vigotterie in den „maßgebenden Kreisen“ überhandnehmend, die Krisis permanent! Unter solchen Auspizien marschiren wir in das achte Jahr hinüber; ist das nicht eine Wendzeit? Freilich kann man schon den sieben fetten Kühen alle Rippen zählen, aber wenigstens waren sie nicht stöbig; dürfen wir auch von den kommenden ein gleich-civilisirtes Verhalten erwarten? Es sieht nicht darnach aus. Das Gewitter, das sich um das Goldene Horn zusammenzieht, verheißt uns schlimme Dinge. Die europäischen Panzerflotten haben sich in den Dardanellen nicht angekündigt, um sich gegenseitig mit Confetti zu bewerfen, und besonders England hat es, wie die Grille in der Fabel, jetzt ganz besonders eilig, seine Macht zu entfalten. Es wird dazu schwere Opfer bringen müssen, die es sich hätte ersparen können, wenn es nach den Siegen der Türken bei Plewna sofort intervenirt hätte. Dies war ein Gebot praktischer Politik und zugleich, was auch seine und unsere Liberalen dagegen vorbringen mögen, eine Frage der Humanität, die man nur verneinen kann, wenn man von vornherein annimmt, daß nur Christen Schonung verdienen. „Menschenopfer ohne Zahl“ läßt sich das Christenthum am Balkan darbringen, und die Nationalliberalen erklären das deutsche Reich für solidarisch mit dem Opferpriester. Begreifen sie wirklich nicht, daß diese Solidarität die Anerkennung der Mitschuld, also die Selbstverurtheilung einschloße? Vielleicht halten sie am Ende Kurzsichtigkeit und ein *coeur léger* für Beweise von Regierungsfähigkeit. Soyez-le! würde Hr. Joseph Prudhomme sagen. Nachdem man dem Kaiserreich Alles nachgemacht hat, warum nicht auch noch die liberale Olivier-Aera?

Auch die schönen Tage der gemäßigten Republik, die beiläufig sehr häßlich waren, sind vorüber. Gambetta, der früher einmal den Wagen schob,

knurrt heute aus Leibesträften; aber was hilft das Bremsen, wenn es bergab geht? Man sieht ordentlich zu, wie sich ein Umschwung vollzieht, wie in den Massen die vor sieben Jahren so tief in den Schmutz getretenen „subversiven Gedanken“ wieder heraufkommen, blanker als zuvor. Beachten Sie doch den Triumph, den die militärische Zuchtlosigkeit, die virtuelle Insubordination, mit dem Ehrenwegen Labordères und mit der Absetzung des Generals Durot erzielt hat! Die Intelligenz der Plempe amtlich anerkannt, durch Dekret gutgeheißen! Was hat die von Thiers bei einem Theil der Armee eingeführte fünfjährige Dienstzeit genützt? Sie hat ihren Zweck verfehlt, denn Milizen und Nationalgarden könnten nicht bedenklicher für die Sache der Ordnung sein. Unter diesen Umständen können Sie sich darauf gefaßt machen, daß weder die Kammer noch der durch die Gemeinderathswahlen gründlicher als man denkt erschütterte Senat viel gegen den Antrag Laisant einwenden wird. Die jetzige vierfach verschiedene Vertheilung der Kriegspflicht auf Fünfjährige, Einjährige, Halbjährige und ganz Freie verletzt den französischen Gleichheitsinn, und die Geldersparniß ist bei einem Budget von drei Milliarden nicht zu verachten. Die Verminderung der Militärausgaben wird vielleicht mit der Zeit noch für eine „konservative Idee“ erklärt werden, und das ist sie auch, verglichen mit der Forderung anderer Streichungen, z. B. des Präsidentengehalts, der Bisthümer und vor Allem der Rentenverzinsung. Dieses letztere Postulat, unstreitig von revolutionärem Charakter, weil von ansteckendstem Beispiel, ist von Hubbard, einem der neugewählten Stadtvertreter aufgestellt worden, welcher aus der Geschichte des „Grand livre“ nachweisen will, daß der Staat seinen Gläubigern keinen Centime schuldet. Auf jeden Fall schuldet er anderen Leuten, die keine Obligationen besitzen, viele Dinge, die er nicht leisten kann, weil er jährlich 1100 Millionen Frs. Zinsen an die Rentner zahlen muß. Vielleicht läßt sich ein *modus vivendi* finden. Wenn die Inhaber von Staatspapieren wüßten, auf wie schwachen Füßen ihr Recht ruht, d. h. wie wenig Gewalt sie zur Erzwungung desselben haben, so würden sie wahrscheinlich sich freiwillig mit 50 Prozent begnügen. Allerdings würden sie für diese auch nicht mehr Sicherheit haben, als für die hundert.

Eine Nacht auf der Akropolis.

Von Adolf Prowe.

(Fortsetzung.)

Zur ersten Erquickung war eine Flasche Ithaker Wein entkorkt; — denn die Weine:

Von Rhodis, vom Spartanerland,
Von Patras' Stadt, von Aulis' Strand,
Von Afiens entleg'ner Küste,
Von allen Inseln kamen sie —

mehr oder minder feurig, süß und schwer, die edlen griechischen Weine, die „Hamburger und Fels“ aus Kalamati in Messenien wie aus Patras jetzt schon zur beträchtlichen Ausfuhr prachtvoll präpariren! Als wir

den köstlichen Feuertrank geloset, nahte der Wagen dem dunklen Augenthor und mit dem Glase in der Hand erstieg ich das Gewölbe dieser Bastion, durch dessen festungsartige Finsterniß hervor unsre nachkommenen Freunde (gerade wie wir soeben) an das Holzgitter des eigentlich abschließbaren Invalidenthorwegs herantreten mußten.

Sie kommen. Sie nahen dem finstern Gewölbe, auf dem ich oben stehe. Raum sehe ich sie da unten im Dämmer der noch mondlosen Sommersternennacht aus dem Thorgewölbe hervortreten, so rufe ich ihnen gleich Goethes altem Geiste von „hoch oben auf dem Thurme“ herab den Gruß zu:

Chârete filati Etäri! Begrüßt liebe Freunde! Sie schauen verwundert empor. Verschwunden ist die Erscheinung. Denn schon eilte ich ihnen entgegen und ließ die Bohlenpforte rasch öffnen, auf daß sie nicht warteten.

Wenig Dank aber ward mir dafür.

Es war ja ein Legationsrath mit seiner nächstbefreundeten griechischen Generalfamilie. Diplomatische Haltung verleugnet ein solcher Herr nie; vergißt seine diplomatische Würde selbst Nachts auf der Akropolis nicht; unter den Trümmern von drittehalb Jahrtausenden ist er stets Herr von — Gesandtschaftsattaché.

Um so freundlicher sind die griechischen Damen erstaunt, daß wir zu Fuß ihnen so zugekommen. Der alte Herr ist zwar nicht mit ihnen 5 Jahre lang in Deutschland gewesen, hat aber die 5 Jahre bei unserm deutschen Hauswirth in Athen dieselben Zimmer bewohnt, die wir jetzt inne haben, beinahe die einzigen Chambres garnies in ganz Athen. Er scherzt von den Erinnerungen jener Strohwitterzeit — und wenn nicht deutsche Sprache, so ist ihm doch deutsche Gemüthlichkeit, zwangloser Gesellschaftston in der deutschen Familie angefliegen, wiewohl auch dort nur Vater und Schwiegersohn deutsch sind; Mutter und Tochter merkwürdigerweise nur von Griechen adoptirte türkische Findelkinder aus den Freiheitskriegen, die man zwischen den Trümmern der Türkenstadt verlassen aufgefunden. Verheirathung von Deutschen mit Griechinnen ist häufig, aber nie sah ich die junge Frau dem Gatten so geläufig sein Deutsch ablauschen, daß man sich mit ihr hätte bequem unterhalten können. Ausnahme macht nur die jugendlich schöne Frau Dr. Schliemann; da aber der wieder in Troja — (oder auch vielleicht schon in Trözene) — gräbt, so ist sie mit ihrer Andromache, der sechsjährigen Sechsmillionen-Erbin, aus Scheu vor der fieberbringenden Nachtlust nicht erschienen. Die Mehrzahl der griechischen Damen theilt diese Scheu. Sowie wir den Parthenon einige Male durchwandelt, fürchtet bald diese, bald jene Mama für die zarte Constitution ihrer lieblichen Töchterlein und verliert sich mit ihnen. —

Der lognettirende Legationsattaché entfernt seine Hochgeborenheit auch vor Mitternacht — er mochte wohl unserm Plane einer deutschen Nachtgesellschaft im althellenischen heiligen Jungfrauen-Tempel überhaupt etwas Undiplomatisches, vielleicht nicht ganz Culturkampf-Artiges ab- oder ansehen — kurz! bald schieden die fremden Elemente, — unbedauert — ! — denn inzwischen war längst schon die übrige bunte und muntere Schaar in die heiligen Räume gedrungen

Der Gesamtplan des Akropolis-Felsrückens übersteigt wohl den

Leipziger Roß- und Augustusplatz mitammt den sog. Schwanenteichpartien an Flächeninhalt (600 zu 1000 Fuß ungefähr). Auf solchen Räumen verliert sich eine Gesellschaft von 30—40 Personen sehr leicht und bald verminderte sich auch noch diese Zahl, doch ein Viertelhundert blieb.

Die „Nachtfeier der Venus“ nach Bürgers Uebersetzung — hier aber wohlverstanden der Venus Urania — deren Phidiasstempel einst hier am Abhang stand — begann mit Sternkarten-Ausbreitung, indem wir dabei

— Gleichwie vor Zeiten die Ebalder
Die Nacht als nimmermüde Späher
Lieblichend ruhten auf der Trist, —
Anfahn des Himmels goldne Schrift!

— Hat man die Propyläen durchschritten und ihre zum Theil herabgestürzten Colossalsteinbänke angestaunt, Riesenselsblöcke von Baumesslänge, die größten behauenen Werkstücke der Erde; so tritt man auf den weiten Platz, den Athen's ganzes Volk beim Opfer einnahm. Hier also auf dieser Fläche standen 20—30,000 Männer, Frauen und die blühende Jugend des Staates; von 90,000 attischen Volksbürgern gewiß doch ein Zehntel; also mit Weib und Kind zum wenigsten dreimal so viel!

Strömt doch auch bei uns zum Frohnleichnamsfeste die katholische Landbevölkerung zusammen. Damals aber in Athen bei ihren heidnischen großen Processionen war wie im katholischen Mittelalter die Glaubenseinigkeit viel inniger ausgeprägt als heutzutage.

Man kann sich also die Begeisterung bei dem Panathenäenfestzuge noch ungetrübt, den Eindruck des Ganzen viel großartiger denken, als das heutige Osterfest in der Peterskirche. Die Ausdehnung des Platzes mag dem römischen ziemlich gleich sein; vielleicht ist der vor der Peterskirche noch größer, als hier der Raum vor dem Parthenon; allein sowie dieser Tempel einen erhabeneren Eindruck macht als die viel größere Kuppelpracht jenes päpstlichen Tempels: so kam es uns auch — ich weiß nicht durch welche Sinnestäuschung, so vor, als ob die 600,000 Quadratfuß der Felsfläche doppelt und dreimal so groß wären.

Rechts vom Eingang der Propyläen, fern in der Ecke des weiten Platzes, steht das Haus der Jungfrau göttin, der heiligste Fleck dieses Erdenrundes für alle Jahrtausende, die da kommen werden. Links ihm gegenüber steht an der Nordseite der Burg, nach der jetzigen Stadt hin, das Erechthion mit dem Karyatidenvorban. Eine Balustrade als Rest der alten Mauer umschließt den ganzen weiten Burghof. Alle Welt klettert hinauf, um die sterbenden Gaslichter unten in der Hauptstadt zu sehen und der Gassen dumpfes Säusen zu belauschen.

Dann überschreiten wir den geebneten Felsplan, in welchem zahllose Vertiefungen die unzähligen Weihgeschenke der gläubigen Heiden andeuten. Sie selbst, die Votivbilder, jedes für heutige Kunstfreunde — wenn es noch da wäre — ein geradezu unschätzbares Werthstück, sind nicht mehr zu sehen, sind längst schon, längst verschwunden.

Eine Welt von Schönheit ist wie ein Rauch verweht; leere Luft an ihrer Statt, auch für die reichste Phantasie des gegenwärtigen Menschen unaussäufbar, selbst mit einer bloßen Ahnung jenes Gewimmels vollkommen schöner, unbedingt vollendeter, Statuenpracht. Für ewig dahin sind die Regulatoren des Bildnergeschmacks.

hügel her! Da war denn also auch die geistige Harmonie erreicht — nur unvergeßlichen Erinnerung an diese Nachtfeier der Urania im Parthenon.

Griechische, — Deutsche, — Altörmische, — Italienische Lieder und Arien, Hymnen und Chorgesänge wechselten ab.

Die Toaste begrüßten zuerst den silbern aufsteigenden Vollmond droben im Aurgewölbe der hohen Himmelstuppel; dann unten die verglimmenden Lichter der ewigen „Stadt des Geistes;“ alsdann zum Dritten die Frauen, die Königinnen jedes Festes. Hochrufe klangen hierauf dem Vaterlande alles Schönen, dem seligen Hellas. Ebenso andächtig auch dem fernem Heimathlande, das aus hellenischer Urquelle sich die neue Erhebung des nationalen Hochsinns und geistigen Freiheitsvolges geschöpft, den neuen sophokleisch-platonischen Aufschwung in Goethes und Schillers Dioskurengottheit, die sichere Anwartschaft auf gleichmaßvolle klassische Vollendung im Dichten und Denken, im Singen und Sagen — — wenn freilich noch lange nicht im Bilden und Bauen! —

Doch es kommt, es naht auch diese Zeit.

Ja! ein jubelnder Wiederhall dankte dem Redner, der die Einheit des hellenisch-germanischen Denkens und Fühlens, die in Eins vermählte „Uebermacht des Gefühls neben der ruhigen Klarheit der Gedanken“ nach Goethes Urbild als Vermählung Faust's mit Helena feierte, und die Versöhnung zweier entlegenen Volksthümer durch die Auferweckung Olympia's begrüßte, woran denn auch die Auferstehung der Akropolis „nun doch bald“ sich anschließen werde, ja müsse.

Wir brachen jetzt auf vom Mahle. Der Mond schien hell. Das Gräberfeld der Glorienzeiten des Perikles lag so klar wie am Tage. Zweimal drei Trinksprüche waren erklingen. Da redete so ein Deutscher als siebenter Redner und letzter:

„Wenn jetzt, o ihr Freunde und Freundinnen! Einer von uns, ein Götterbeglückter, mit den Augen des Genius ihn selbst hier erblicken könnte, sowie wir Alle jetzt leibhaftig mit körperlichem Auge sein Werk anschauen, die rings hochragenden Wundersäulen, die, selbst einer Hölleexplosion Widerstand leistend, festgeblieben sind, wie der Felsen, auf dem sie stehn; wenn Einer von uns ihn jetzt wahrnähme, den hohen Mann mit der schwarzumlockten Stirn, den Donnerer der Angst, den Olympier Perikles, — und Ihn uns Anderen zeigte! wenn er es vermöchte, den Zeus des Demos uns herzuzaubern: wie Er mit seinem göttlichen, unbewegt heiteren Antlitz hier den Zug der Panathenäen herwallen sieht; . . wenn — o ihr Freunde und Freundinnen all! („mich reißt mein Gedanke immer mächtiger fort!“) wenn ein Zauber uns plötzlich die Karyatiden von dort drüben — vom schönen Pandrosion, des schlankfüßigen Erechtheions zierlichem Vorbau, — herwandeln machte und sie uns nun alle sechs hier, die hohen Treppenstufen herauf, übermenschlich groß, Göttinnen gleich — hehr und still — in die aetherhohe Marmorhalle hereintreten ließe: „so schreiten keine ird'schen Weiber — die zeugte kein sterblich Haus, es steigt das Riesenmaß der Leiber weit über Menschliches hinaus!“ Wer von uns würde zögern, diesen Augenblick einer Geisternachts-Erscheinung als den höchsten Augenblick seines Lebens anzuerkennen? Er ist aber da, der Moment. Eröffnet die Seele mir! Schließt auf Eure Herzen und laßt Eure Sinne baden im Monden-

versehrt, wie er damals genau 2100 Jahre gestanden, von 430 bis 1670, ein unversehrtes — vom wilden lateinischen Kreuzzugspöbel, vom wilderen türkischen Räubersteppenvolk unversehrt gebliebenes heiliges Bander. O, die Glücklichen, die das noch rein und schön und makellos, nur goldfarbig vom Zeitenglanz der Jahrtausende überhaucht, anschauen zu dürfen begnadigt waren!“

„Und sind wir nicht auch schon glücklich, junger Freund, hier im zertrümmerten Parthenon zu sein? Wie Viele, bedenken Sie nur, wären froh, einmal Athen zu erblicken. Wie Viele sehen schmerzlich sehnsuchtsvoll im Berliner Museum die Wandgemälde griechischer Landschaften an und lechzen nach einem Augenvoll Wirklichkeit, einem Moment leblicher Schau! Sie, Herr Doctor, ahnen nicht, da Sie so jung herkommen, was das heißt: ein Lebenlang sich sehnen nach dem Sehen und nicht können!“

„Nun ja, Herr Direktor, ich preise mich glücklich; allein ich bin ja hier nur zwangsweis, zu schwierigen, archäologischen Untersuchungen herbeigeführt, zum Studium der Propyläen abkommandirt. Und reizvoll ist Archäologie doch nur für Dilettanten. Dem Adepten macht sie das Leben sauer genug und Steine besieht, beschreibt, classificirt auch der Mineralog. Gewiß, und besinnen Sie sich, wie Jarno im Anfang der Banderjahre auf dem Felsen klebt? Welch' herrlich Gefühl, nach seiner Schüderung — Mineralog auf Alpenhöh' überm Hauch der Gräfte, im Reich der Lüfte.“

„Genug der Abschweifung, was erzählt Dobwell?“ rief der alte Professor.

„Hören Sie! Ich habe ihn allzeit auch meinerseits so gut wie Stuart, der noch den Rimonischen Tempel am Ilissus sah — wovon jetzt auch die leiseste Spur verschwunden ist — für glücklicher als uns Spätlinge gehalten, und stimme darin unserm jungen Freunde hier bereitwillig zu. Aber anderseits ist es jetzt doch unverhältnißmäßig leichter, sich archäologischen Freuden und (wie Herr Doctor hier will) auch Leiden zu widmen als im Anfange des Jahrhunderts. Dobwell mußte noch den Disdar oder türkischen Festungsgouverneur um Erlaubniß bitten, zu ihm hier auf die Burg heraufsteigen und Zeichnungen irgendwo vornehmen zu dürfen. Schon unterwegs in Griechenland hatte er manche Türken getroffen, die aus Furcht vor Zauberei ihm Inschriften zu kopiren verboten; mancher ließ ihn nicht einmal verborgene Denkmäler sehen, weil er sie wegheze! Doch 1654, als Du Voix herkam, war ja das Betreten der Akropolis überhaupt ganz und gar untersagt.“

„Nun, meinte der junge Archäolog, immerhin war der alte Türke, der Lord Elgin den Parthenon plündern sah, nach Byron bis zum Weinen bewegt über den Raub des Tempelschmucks —“

Ein bisher schweigsam gebliebener Gast bat mich um endliche Mittheilung der Dobwell-Anekdote. Ich gebe sie hier mit des Verfassers eigenen Worten:

„Da ich aus meiner ersten Reise den Disdar als einen Mann von hinterlistigem Character und großem Geize schon kennen gelernt, so machte ich ihm am ersten Tage ein kleines Geschenk und bat den englischen Agenten, mit ihm einen Vertrag zu schließen, wonach ich für

immer freien Eintritt hätte und erst ganz am Schluß meiner Vermessungen und Abzeichnungen ihm ein für allemal eine feste Summe bezahlen sollte. Aber nach wenigen Tagen verlangte er schon einen Theil des Geldes und als ich es abschlug, verbot er mir den Eintritt ganz; indessen lehrte ich dennoch zurück und setzte es durch eingelassen zu werden, nachdem ich einige Grobheiten der Soldaten hingenommen, als verstände ich sie nicht; zuletzt gewann ich sogar ihr Wohlwollen durch kleine Geschenke an ihre Kinder, die bald so daran gewöhnt wurden, daß sie schon auf den Mauern der Burg meine Ankunft zu erwarten pflegten; ich erhielt vom Versen kleiner Paravancen unter sie den Namen Parasfranke. Trotz alledem blieb der Disdar unerträglich; ich ließ, um keine Zeit zu verlieren, mein Mittagessen auf die Burg herauf bringen; der Mensch nun, den mein Essen doch nichts anging, wartete schon immer darauf, mit ganz derselben Begier, wie die Soldatenkinder auf meine Paras. Er trank gewöhnlich meinen Wein fast allein aus, mit den Worten: für arbeitsreiche Leute, die hier in der Hitze sich mühen, ist der Wein nicht gut! Nachdem ich von diesem ganz schlechten Türken schon eine Menge Unannehmlichkeiten erfahren hatte, befreite mich endlich ein lächerlicher Umstand von ihm. Eines Tages war ich nämlich mit meinem Künstler bei der Aufnahme des Parthenon beschäftigt; er sah unsere Camera-Obscura und fragte voll hastiger Unruhe: was für eine Art von Zauberei ich wohl mit dieser neuen Maschine zu verüben gedächte? ich gab mir Mühe es ihm zu erklären; er begriff natürlich davon so viel wie ein Kuhhirt von Differenzialrechnung. Da ließ ich ihn selber hineinschauen. So wie er nun den Tempel mit all dessen Umrissen und richtigen Farben in der Dunkelkammer verkleinert auf dem weißen Papier erblickte, schien seine abergläubische Furcht sich der Verwunderung über meine magische Kunst zu gesellen; er strich wiederholt den schwarzen Bart und rief: Allah! — Masch Allah! Mit einer Art scheuer Miene blickte er dann noch einmal in die Zauber-maschine — und da in demselben Augenblick zufällig einige Soldaten vor dem Reflektorglase vorbeizogen, sah der erstaunte Disdar sie auf dem Papier an seinen Augen vorübermarschieren und dann im Unbekannten zur Seite verschwinden. Dies brachte ihn in Wuth. Er wurde beleidigend und nachdem er mich ein christliches Schwein, einen Teufel und „Bonaparte“ gescholten, erklärte er mir: Steine, Tempel und Alles auf der Burg könne ich immer wegzaubern; aber nie werde er zugeben, daß ich ihm seine Soldaten in meinen Rasten banne. Aergerlich sagte ich: wenn er mich mit seinen Grobheiten nicht verschone, würde ich auch ihn ohne Weiteres in meinen Rasten sperren, woraus er schwerlich den Weg wieder finden solle! Nunmehr war sein Schrecken sichtbar; er begab sich sogleich hinweg und blickte seitdem auf mich nur immer mit einer Mischung von Furcht und Verwirrung, vermied zuletzt sogar ganz und gar mir zu begegnen — und ließ mich bis zu meiner Abreise vollständig in Ruhe.“

(Schluß folgt.)

In beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Buchhändler, für Berlin
durch G. Reichenberg,
am Brandenburger 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Reichsbereich
4,00 Mark.
Inlandpreis 20 Pf.
für die gepost. Zeitungs.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang.

Berlin, 25. Januar 1878.

Nr. 4.

Subskriptionspreis: Für den dreißiger Jahrgang. — Eine Nacht auf der Wapoleid. Von
H. Stolz. (Schluß.)

Aus den dreißiger Jahren.

Briefe aus Paris von einem Verstorbenen. Herausgegeben von G. E. Zürich,
Verlag von C. A. Schmidt. 1878.

Eine frisch und warm geschriebene Anzeige des Buches, welche vor etlichen Wochen in der Allg. Ztg. zu lesen war, lenkte unsere Aufmerksamkeit auf die Schrift und wir haben das nicht zu bereuen gehabt. Ein junger Rheinländer — Kölischer Kind, wie es scheint — geht in den dreißiger Jahren von Berlin, wo er seine Studien beendet, nach Paris. Er will die Welt sehen, er will sein, was er selber in der Welt zu thun hat. Er ist eine edle hochstrebende Natur, die sich von Sanftmuth und Hegel bis zur Astronomie, Chemie, Medicin hin durch eine Reihe von Wissenschaften durchgearbeitet hat und von dem Wohlwollen und der Empfehlung eines Humboldt und anderer Größen geleitet auch das Leben in Staat und Gesellschaft studiren will, das er in Deutschland nicht gefunden hat. Er hat alle die hübschen Fehler damaliger Jugend, mit der Construction eines Urtheils ist er allezeit rasch fertig, er docirt gern und an jedem Orte und mag da bisweilen etwas läppisch erscheinen sein, aber es ruht alles in ihm auf einem so ernsten festen Grunde, er geht seines Weges so sicher, daß die Gesamterscheinung interessiert und wohlthut. Die deutsche Literatur hat sehr wenig ausgeführtere Bilder solch inneren Werdens aufzuweisen (die von Frau Assing herausgegebenen Müller'schen Briefe von der Universität in die Heimat reichend den vorliegenden nicht das Wasser) und doch sind sie eine so bedeutungsvolle Specialität deutschen Wesens, daß jeder Zuwachs freudig zu bewillkommen ist.

Die Briefe sind an eine, wie es scheint ältere Schwester gerichtet und hören wir auch von deren Antworten leider nur sehr wenig, so spricht doch schon der im besten Sinne freie Ton, in welchem der Bruder Herz wie Geist ganz vor ihr darlegen kann, auf das Günstigste für die Begabung auch der Schwester. Man würde sich freilich täuschen, erwartete man in den Briefen nur farbige Schilderungen von Zuständen und Persönlichkeiten der damaligen Pariser Gesellschaft: der sehr natürliche Egoismus der jungen Seele, die an sich selber mit aller Macht schafft, läßt das Objectiv nur soweit aufkommen, als das nothwendig ist um aus ihm die Einwirkungen auf das eigne Innere klarzustellen. Hätte man's mit einer gewöhnlichen Natur zu thun, so würde das allmählig recht langweilig werden; der Strom der innern Entwicklung aber ist hier ein so mächtiger, daß man gern darein willigt ihn als die Hauptsache zu betrachten. Als Beweis möge der Brief dienen, der einen Besuch unseres Autors bei Börne schildert. Er schreibt:

Paris, den 22. Jänner 183...

Gestern, liebes Traubchen, war ich bei Ludwig Börne, dessen Schriften uns früher so manche Stunde angenehm unterhalten. Seine

persönliche Bekanntschaft hatte ich eigentlich vor allen andern zu machen gewünscht, schob sie aber gegen meinen Willen immer hinaus, weil man mir gesagt, er leide an Parthörigkeit und sei in Folge dieses Uebels nur wenigen Menschen zugänglich; zudem meide er vorzüglich alle Landsleute, in denen er, wenn sie ihm durch alte Bekannte und Freunde nicht näher empfohlen seien, Aushorcher oder bezahlte Spione vermüthe. — So unangenehm es auch immer sein mag, von vornherein für ein Individuum dieser Gattung gehalten zu werden, so trieb mich dennoch die Neugierde, oder besser zu sagen, die Verehrung, die ich für sein Talent und seinen Charakter habe, mächtig an, ihn aufzusuchen. Auch wurde ich ohne Umstände bei ihm vorgelassen, nachdem ich dem Bedienten, der mich nach der Ursache meines Besuches fragte, meine Karte überreichte und erklärte, daß ich als Verehrer seines Herrn komme. — Börne ist ein sehr einfaches schlichtes Männchen mit freier offener Stirne, klugen Augen, schöner griechischer Nase, feinslippigem Munde und etwas spitzigem Kinn. Ueber das ganze Gesicht, das ein unbedingtes Vertrauen einflößt, verbreitet sich ein Zug von tiefer Schwermuth, dem hin und wieder wohl ein sanftes Lächeln als Sonnenstrahl dient, ohne es jedoch völlig erheitern zu können. Dieser Zug ergriff mich um so schmerzlicher, als er in den meisten Fällen auf eine sehr ernsthafte innere Krankheit hindeutet, die dem Leidenden selbst nur noch wenig Hoffnung für eine längere Lebensdauer übrig läßt, und ihm wie Goethe's Egmont den schweren Seufzer auf die Lippe drängt: „Süße, freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens — von Dir soll ich scheiden!“

Nachdem wir uns eine kleine Viertelstunde lang unter allgemeinen Redensarten auf die anständigste Weise besprochen hatten, und jeder von uns Beiden ungefähr wußte, in welchem Meinungs- und Gesinnungsverhältniß Eins zum Andern stand, nahm das Gespräch eine freiere Wendung an. „Wenn Sie aus Berlin kommen“, bemerkte er halb ernst halb scherzend, „so können Sie mir durchaus keine tröstlichen Nachrichten überbringen, denn im Lande der Mark Brandenburg kann nur das Unkraut, aber nimmer die Freiheit gedeihen. Wie die Natur der Pflanze, so hängt auch der Mensch von dem Boden ab, worauf er lebt. Es befällt mich ein Schauder, wenn ich nur an die Gegend denke, die Gott in der Verzeißung für langweilige Menschen geschaffen. Sehe man alle Tempel und Götterbilder Griechenlands und Rom's hinein, sie könnten mein Gemüth nicht erwärmen, mein Herz nicht erfreuen und erheitern. Nur ein geistreicher Spötter konnte den Einsall haben, Berlin ein Spree-Athen zu nennen, weil er dort alle Eulen des Obscurantismus zusammenhocken sah. — Minerva selbst aber wird nie die Schutzgöttin dieser Residenz des widerlichsten Ruderthums und des sadestem Eckensteherwizes werden.“

„Sie schlagen doch diese Stadt zu gering an“, unterbrach ich ihn, „die allerdings in einer rauhen unwirthlichen Gegend liegt, in der aber nichts desto weniger ein Fichte, ein Fegel und eine Menge anderer hervorragender Geister gelebt, welche die Denkkraft mächtig gefördert, die Wissenschaft erweitert und sich um die allgemeine Aufklärung und Bildung der Nation große, bleibende Verdienste erworben haben. Städte erhalten ja nicht durch die Breiten- und Längengrade, unter denen sie liegen, sondern durch ihre geistigen Helden ihre wahre Bedeutung. Athen wäre

ohne seine Weltweisen, Dichter, Künstler, Redner und die edlen Bürger, die mannhaft seine Freiheit und Unabhängigkeit gegen Barbarenheere vertheidigten, nur ein geographischer Punkt auf der Karte. Ich sage in etwas veränderter Form mit Ihrem genialen Landsmann: „Die Stelle, die ein großer Mann betrat, die ist geweiht für alle Zeiten.“ Hätte Berlin nur seinen Fichte und Hegel aufzuweisen, so würde es mir schon großen Respekt einflößen, ja viel mehr Respekt, als ich für alle seine Junker und übrigen Würdenträger habe.“

„Sie führen da gerade zwei Männer an, die weder in Berlin, noch überhaupt im Preußenland gewachsen sind“, fiel er ein.

„Was thut's? — Aus Athen selbst waren auch die wenigsten seiner großen Männer gebürtig. — Sie haben wenigstens dort gelebt und gelehrt und die Jugend an freiere Denkart und richtigere Auffassung aller bestehenden Verhältnisse gewöhnt, was früher oder später seine Früchte tragen wird. Was sie in Berlin gesprochen, wird einst als ein vernehmbares Echo — nein, als Trompetenton zu allem Volke bringen und die Welt in ihren Tiefen und Höhen erschüttern.“

„Sie sind für Ihre Berliner Philosophen allzu begeistert und täuschen sich über die Tragweite ihrer Lehren. Ehe das alles in der halperigen Form, worin sie es geben, in den Kern des Volkes bringt, werden wir Beide längst begraben sein. Die deutsche Philosophie umgiebt sich dermaßen mit Rauchwolken, daß derjenige, der sich ihr zu nähern sucht, darin erstickt. Den französischen Philosophen gebe ich vor den unsern bei Weitem den Vorzug. Sie sprechen und schreiben nicht, um von einigen Jüngern, sondern um von der ganzen Welt verstanden zu werden, wissen Alles interessant zu machen, indem sie es in eine genießbare, schöne Form einleiden, was eine Kunst ist, die die unsrigen noch zu erlernen haben.“

„Das, was Sie ihnen vorwerfen, ist allerdings bei Einigen nicht ganz ohne Grund, ist aber bei Hegel, den man gewöhnlich damit zunächst treffen will, weil ihm ein Wigbold zur Belustigung seines engeren Publikums nachgesagt, er habe auf dem Sterbebette gedußert: „nur einer seiner Schüler habe ihn verstanden und dieser nur noch halb“, sicherlich ungegründet. — Hegel ist nur unklar für die, welche sich nie ernstlich mit ihm abgegeben. Ueber die Vorzüge der französischen Schreib- und Darstellungsweise ist er durchaus mit Ihnen einverstanden. Schon vor mehr als zwanzig Jahren sagte er, bei uns finde sich „steife Bedanterie und Ernsthaftigkeit.“ Er vergleicht uns mit Dienen, die bei allen Rationen Honig suchen; mit ehrlichen Trödlern, die mit Allem schwärzen, denen Alles gut genug ist. „Von fremden Rationen aufgenommen, hat alles dies die geistreiche Lebendigkeit, Energie und Originalität verloren, die den Inhalt bei den Franzosen über der Form vergessen macht. Die Deutschen, die ehrlicher Weise die Sache recht gründlich machen wollten, und an die Stelle des Wiges und der Lebhaftigkeit Vernunftgründe setzen wollten, bekommen auf diese Weise einen so leeren Inhalt in die Hände, daß Nichts langweiliger als diese gründliche Behandlung sein konnte.“

Sie sehen aus dieser Stelle, die ich aus seiner „Geschichte der Philosophie“ anführe, daß er die Vorzüge der französischen Form eben so sehr, wie Sie, anerkennt. Ueber den Inhalt, der uns in dieser

klaren, anregenden Form geboten wird, werden Sie wohl auch schwerlich verschieden denken. Hören Sie darüber seine eigenen Worte: „Die Franzosen, gleichsam gewissenlos, haben Alles geradezu abgemacht und systematisch einen bestimmten Gedanken festgehalten; die Deutschen wollen sich den Rücken freihalten, vom Gewissen her untersuchen, ob sie auch dürfen. Die Franzosen haben mit Geist, die Deutschen mit Verstand gekämpft. Wir finden bei den Franzosen ein tiefes, allumfassendes philosophisches Bedürfnis, ganz anders, als selbst bei den Deutschen; voller Lebendigkeit; eine allgemeine concrete Ansicht des All's, mit Unabhängigkeit ebenso von aller Autorität, als von aller abstrakten Metaphysik. Es ist große Anschauung, die immer das Ganze vor Augen hat, und dieses zu erhalten und zu gewinnen weiß. Wir Deutsche sind passiv erstens gegen das Bestehende, haben es ertragen; zweitens, ist es umgeworfen, so sind wir ebenso passiv; durch die Franzosen ist es umgeworfen worden — wir haben es uns nehmen lassen, haben es geschehen lassen. Die Franzosen sagen: *il a la tête près du bonnet*; sie haben den Sinn der Wirklichkeit, des Handelns, des Fertigwerdens: — die Vorstellung geht unmittelbar in Handlung über. Wir jedoch haben allerhand Stumtor im Kopf und auf dem Kopf; dabei läßt der deutsche Kopf eher seine Schlafmütze ganz ruhig sitzen und operirt innerhalb seiner.“

„Durch die französischen Philosophen (des 18. Jahrhunderts) ist der Gedanke zum Banner der Völker erhoben worden, die Freiheit der Uebergangung, des Gewissens in mir; sie haben dem Menschen gesagt: in diesem Zeichen wirst du siegen, indem sie vor Augen hatten, was im Zeichen des Kreuzes gethan worden, zum Glauben, zum Recht, zur Religion geworden war. Denn in dem Zeichen des Kreuzes hatte die Lüge, der Betrug gesiegt, unter diesem Siegel hatten sich die Institutionen zu aller Niederträchtigkeit verknüchert. Es ist absoluter Trieb, einen festen Compaß in sich zu finden, für den Menscheng Geist ist es dringend, einen solchen festen Grund zu haben, wenn er einmal in ihm selbst sein soll, wenn er in seiner Welt wenigstens frei sein soll.“ —

Es muß einem im Leibe lachen, und wahr' es betrübt wie das bekümmerte Löwenherz des Abentheurers von Jibala — ja lachen muß man und müßte man sich eben ein Bein vom Stumpfe abtrennen lassen, wenn man diese Salpeter- und Schwefelsäure betrachtet, womit der selig verblüdete Philosophus magnificus die tausendjährigen Fragen begibt, und das Alles in Gegenwart des absoluten Königthums, im absoluten Beamtenstaat, im Universitätsgebäude schräg dem Palast des Monarchen gegenüber, der als die Hauptstütze des evangelischen Glaubens galt, den Hegel ebenfalls nach seinem Verdienste würdigt. „Man muß sich nicht den Schein geben wollen“, sagt er im ersten Bande seiner Geschichte der Philosophie, S. 81 und 87, „als ob man die verderbte Religion wolle unangetastet liegen lassen, von diesem Verhältniß (zwischen Philosophie und Religion) müssen wir bestimmt, offen, ehrlich sprechen, abordar la question, wie die Franzosen es nennen: nicht quängeln, als sei dies zu delicat, hinaushehlen, herumreden, Ausflüchte, Wendungen suchen, so daß am Ende Niemand wisse, was es heißen soll. Wenn die Religion in der Starrheit ihrer Autorität gegen das Denken behauptet, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwinden werden, so ist die Pforte der

Bernunft stürzet, als die Pforte der Hölle. Was in den französischen philosophischen Schriften, die in dieser Hinsicht wichtig sind, bewunderungswürdig ist, ist diese erstaunliche Energie und Kraft des Begriffs gegen die Existenz, gegen den Glauben, gegen alle Macht der Autorität seit Jahrtausenden. Es ist der Charakter merkwürdig, der Charakter des Gefühls der tiefsten Empörung gegen all dies Seltsame, was dem Selbstbewußtsein ein fremdes Wesen, was ohne es sein will, worin es nicht sich selbst findet: — eine Gewißheit der Wahrheit, der Vernunft, die es mit der ganzen entfernten Intellectualwelt aufnimmt und ihrer Zerstörung gewiß ist; sie hat die Vorurtheile alle zer schlagen und den Sieg davongetragen. Die französische Philosophie hat eine negative Richtung gegen alles Positive, ist zerstörend gegen das positiv bestehende, gegen Religion, Gewohnheiten, Sitten, Meinungen, gegen den Weltzustand in geistlicher Ordnung, Staatseinrichtungen, Rechtspflegen, Regierungsweisen, politische, juristische Autorität, Staatsverfassung Bei diesem Angriff gegen das Religiöse müssen wir uns etwas Anderes denken — den religiösen Zustand mit seiner Macht und Herrlichkeit, der Verborgenheit der Sitten, der Habucht, dem Ehrgeiz, der Schwelgerei, vor dem noch Ehrfurcht gefordert wurde, — diesen Widerspruch, der in der Existenz vorhanden war, müssen wir vor Augen haben, wenn wir das Gefühl der Empörung verstehen wollen, das diese Schriftsteller rigten. Wir erblicken den ungeheuersten Formalismus und Tod, in den die positive Religion, ebenso wie die Bande der menschlichen Gesellschaft, die Rechtseinrichtungen, die Staatsgewalt übergegangen war. Die französische Revolution ging also auch gegen den Staat; sie hat die Vorurtheile und den Aberglauben, besonders die Verborgenheit der bürgerlichen Gesellschaft, der Sitten der Höfe und der Regierungsbeamten angegriffen und darge stellt und die ganze Heuchelei und die ungerechte Macht dem Schächer der Verachtung und dem Hasse der Welt preisgegeben, und so den Geist und das Gemüth zur Gleichgültigkeit gegen die Idole der Welt und zur Empörung des Gefühls und Geistes dagegen gebracht. Ihre Angriffe sind theils mit Mäßonnement, theils mit Wig, theils mit gesundem Menschenverstande geschrieben, und gingen nicht gegen das, was wir Religion nennen; das wurde vielmehr unangestoßen gelassen und mit der schönsten Beredsamkeit empfohlen. Wir haben gut den Franzosen Vorwürfe über ihre Angriffe der Religion und des Staates zu machen. Man muß ein Bild von dem horribeln Zustand der Gesellschaft, dem Elend, der Niederträchtigkeit in Frankreich haben, um das Verdienst zu erkennen, das sie hatten. Jetzt kann die Heuchelei, die Heuchelei, die Tyrannei, die sich ihres Raubs beraubt sieht, der Schwachfinn können sagen, sie haben die Religion, den Staat und die Sitten angegriffen. . . . Was jene Philosophen gegen diese greuliche Herrschaft setzen, ist im Allgemeinen, daß die Menschen nicht mehr Leiden sein sollen weder in Bezug auf Religion, noch auf Recht. Dies große Menschenrecht der subjectiven Freiheit, Einsicht und Ueberzeugung haben jene Männer heissenmüthig mit ihrem großen Genie, mit Wärme, Feuer, Geist und Muth erkämpft, das eigene Selbst, der Geist des Menschen, sei die Quelle für das, was er respectiren solle.“ —

„Wenn Alles das, was Sie mir da sagen, wirklich im Hegel steht,“ unterbrach mich Börne, „so muß man allerdings vor diesem Philosophen

den Hut abnehmen. Ich habe ihn nie gelesen, noch weniger studirt. Gerade seine Schüler hatten mir bisher eine heilige Scheu vor ihm eingeößt, auch fand ich in dem, was sie mir daraus offenbarten, zu meinen unmittelbaren Zwecken zu wenig Brauchbares. Andere Leute priesen mir den Schleiermacher, aber, noman est omen; ich habe wenig Licht bei ihm entdeckt: er ist mir ungenießbar.“

„In Betreff dieses Mannes“, fiel ich ihm in's Wort, „theile ich durchaus Ihren Geschmack. Er ist weder Fleisch noch Fisch, sondern ein Ragout von Amphibien, das in der theologischen Küche zubereitet worden. Wie man zum Tanzen mehr als rothe Schuhe gebraucht, so braucht man zum Philosophiren auch mehr als einen Professor der Gottesgelahrtheit. Wenn dieser Schleiermacher auf der Philosophie reitet, so nimmt er sich ungefähr so aus, wie eine Meerlase auf dem Höder eines Kamels. Wäre er zum Philosophen geboren worden, so wär' er sicher nie auf die Ehe mit der Theologie eingegangen und wir hätten heute einen Wechselbalg weniger in der Welt. — Der Hegel ist ein ganz anderer Kerl — ein Rutter ohne Furcht und Tadel — ein Revolutionär im edelsten Sinne des Wortes. Seine dummen Feinde und seine noch dümmeren Freunde haben das erst spät zu merken angefangen. Es ging ihnen, wie dem ehrlichen Manne im Holstein'schen Bauernmärchen, der von zwei Waffernigen einen versiegelten Schatz anvertraut bekommt, welcher immerdar ihn und seine Kindesfinder beglücken werde; und eines schönen Morgens, nachdem der ehrliche Mann lange Zeit hindurch in diesem Hochgefühl künftigen Segens geschwelgt, wie er neugierig das Siegel erbricht, sieht er zu seinem Entsetzen den Tod vor sich stehen. Der Tod im Schatze, das war Hegels Philosophie — der Tod für die gesammte alte Welt, in specie des deutschen Mandarinenthums jammervoller Tod. Und wie der Todesengel seinen Scherz und sein Flehen versteht, so wird auch der Hegelianismus unerbittlich sein in den Consequenzen, die der reine Gedanke zog.“

Börne lächelte etwas schelmisch bei diesen Worten und meinte, die Consequenzen, die der reine Gedanke ziehe, zöge wohl sobald das Volk noch nicht. Die besten Gedanken müßten viele und lange Umwege machen, ehe sie in den harten Kopf des deutschen Michel drängen und sich in seinem Gehirne festsetzen. —

„Das mag sein,“ erwiderte ich, „aber wenn sie einmal klar ausgesprochen, so halten sie auch keine Bajonnette und Kerker mehr auf — sie verbreiten sich unsichtbar, gleich dem elektrischen Fluidum.“ —

„Sie stehen wohl auch,“ begann er dann, „in Verbindung mit dem „jungen Deutschland?“ „Ich kenne seine Produkte, aber sehe ihm fern“, antwortete ich. „Dieses „junge Deutschland“ hat in meinen Augen nur den einen Fehler, daß es alt auf die Welt gekommen ist. Es hat daher auch wie jegliches Alter seine eigenthümlichen Marotten und Gewohnheiten, die sich nicht mit Febermanns Temperament vertragen. Die Stedenpferde, die es reitet, werden nie im Stande sein, unsern Staatswagen aus dem Schlamm und Moraste herausziehen, worin er steckt. Es bedarf dazu ganz anderer Leute.“

Ehe wir die Artikel, worin seine Hauptträger machen, sorgfältig in Augenschein genommen und in vollständigstem Einverständniß gewürdigt hatten, waren mehr als zwei Stunden verstrichen. Ich entschuldigte

nich über die Länge meines Besuches. „Es thut mir leid,“ erwiderte er höflich, „wenn Sie ihn zu lang gefunden. Ich hoffe indeffen, Sie wiederholen ihn bald.“

Er bot mir freundlich die Hand und wir schieden. Ich reiche Dir so im Geiste heute die meine. —

Von Börne selbst erfahren wir, außer der kleinen hübschen Schilderung seines Aeußeren, hier eigentlich wenig, was wir nicht überdem schon weit mehr angearbeitet und seiner gefüllt in seinen „Gedanken über die Rechtsmäßigkeit des sechsten Zinsthalers in Deutschland“ fanden; auch hegen wir, bescheidene Zweifel an jener Gedächtniskraft, welche so umfangreiche Citate aus dem Hegel'schen Werke geleistet haben will; wir sind sogar augenblicks nicht einmal sicher darüber, ob besagter Band des Hegel denn im Jahre 1837 bereits veröffentlicht war: indeffen wären das erlaubte Retouche und jedenfalls hat unser junger Freund seinen Mann ganz gut gekannt. Aber ein Bedenken, das hier nur als nebensächliches aufkam, verstärkt sich, je weiter wir in der Lectüre vordringen und will im Interesse des Buches selber erörtert sein. Es spricht sich aus in der Frage: Wie steht es mit der Richtigkeit dieser Briefe?

Man versuche das doch nur nicht falsch. Wir stellen unsern Verdacht nicht auf irgend eine böswillige oder unthätige Apokryphon, wir richten unsere Aufmerksamkeit nur auf das, was wir oben Retouche nannten, die freilich auch zur unerlaubten sich ausdehnen kann. Wir vermuthen, daß der Herausgeber oder ein Freund des Verstorbenen, dem das Material im Manuscripte vorgelegen, aus anfangs leichten stilistischen Correcturen allmählig — sei es, um das der Schwester des Todten gewiß theure Andenken dadurch allgewein werthvoller zu machen, sei es auch in unwillkürlichem Hineinleben in des Verstorbenen Wesen — weiter vorgeschritten ist zu Einschaltungen und Ausfüllungen, wie sie ihm notwendig und optimo modo im eigentümlichen Geiste des ursprünglichen Briefschreibers entwickelt schienen. Gerade auf diesem Felde giebt es so wunderliche, psychologisch so höchst merkwürdige Erscheinungen abnormer Imagination, daß wir hier gar nicht mit einem außerordentlichen Casus zu thun zu haben glauben. Aber man verlangt nun unsre Indicien.

Schon die Allg. Ztg. hebt in ihrer Beschreibung des Buches als bemerkenswerth hervor, wie in dem Berichte über einen Besuch bei dem Astronomen Arago sich in der Aeußerung, um das Jahr 1910 würden die Völker Europas sich zu einer solchen Höhe der Bildung und Aufklärung emporschwingen haben, daß sie nicht nur den Freistaat, sondern die vereinigten freien Staaten Europas gründen werden, ein Ausdruck finde der erst ein volles Menschenalter später als neu auftreten sollte: die „vereinigten freien Staaten Europas“. Die Auffälligkeit dieses Vorausfindens steigt, wenn sich der Vorfall wiederholt. S. 46 lesen wir: O wir Deutsche sind schrecklich gemüthlich, wir nicht bis in die Hölle hinein, denn „in Weisachen“, sagen wir, „hört alle Gemüthlichkeit auf“. Daß wir Deutsche im Jahre 1837 bereits dies gesagte Wort an uns gehabt haben sollten, ist sehr unwahrscheinlich, einmalen Hausmann es am 8. Januar 1847 erst zu diesem Range erhob. — Aber diese prophetischen Anwandlungen beschränken sich nicht auf Schlagworte. S. 46 lesen wir:

„Glaube mir, Traudchen, unsere nationale Einheit herzustellen, ist die dreifache Heiligsache — aber verrichtet muß sie werden, sollen wir nicht über kurz oder lang vom Osten oder Westen her erdrückt werden. Unsere Feinde haben und Deutschland schlägt — schalte ich ihm den größten weltlichen Hahn in's Gesicht, er könnte es nicht nachschälen. — O es ist zum Berzweckeln! — Wenn ich Dir sage daß ich die Freiheit liebe, so werde ich Dich nicht überraschen; — wenn ich Dir aber sage, daß ich dem Tyrannen huldigen würde, der unsere nationale Einheit gründete, so wirst du gewiß lachen! Ja, beim Himmel, ich würde ihm mit eigener Hand einen Lorbeerkranz binden, weil er das größte und beste Werk in der Gegenwart verrichtet hätte. Früher oder später würden die Engel

schöneren für die Freiheit flechten die alle Despoten überlebt
legten Menschen stirbt. — Doch diesen Kranz dem Einziger des
chten, ist nicht mir sondern Glücklicheren vorbehalten. Ehe er
und alle Getreuen, die ihn mit heißer Sehnsucht erwarteten,
fremder Erde bedecken. Winde Du ihm, wenn dich die Parze
, mit frommen Matronenhänden in unserem Namen einen
raub mit der Inschrift: Die dankbaren Lobten dem Verwirklichter
mshoffnung!

ma von der Freiheit, die ja doch obenein kommen müsse, so-
Einheit da sei, ist so specifisch modern (man erinnere sich
den ebenfalls aus den 30er Jahren stammenden Pfizer'schen
Deutschen), so „nationalliberal“, die schwungvolle Mahnung
der Zeit nach so wohlberechnet und trägt eine so deutliche
wer hält an ein vierzigjähriges Alter dieser Zeilen zu glauben.
wo er bedeutsame und einsichtige, heute noch vollständig
m über die Bildungslosigkeit der ländlichen Bevölkerungen

m Uebel nicht gesteuert — und dazu ist wenig Hoffnung vor-
diese verwilderte Land- und Arbeiterbevölkerung, der man Paris
1 irdisches Paradies vormalt, sich einst wie ein verbeerender
kalt zuwälzen und falls sie hier nicht die materiellen Genüsse
, den ganzen Civilisationsplunder zusammenbrennen. — Möge
wollen, daß ich in dieser Stadt die Rolle der Cassandra spiele!“
vir zu der Weissagung vom Bismarck nun auch das „zweite
.871er Commune— oder ist es nur eine zweite Hand die dies
hat?

hen wir Kleinigkeiten, die auf Schreibfehlern beruhen können,
r, der die Chemie speciell seine Wissenschaft nennt, in den
(S. 145) die Ziffer der bis dahin aufgefundenen Elemente
ährend sie noch auf 55 sich beschränkte; noch lieber weisen
in, wie z. B. das über Penau (S. 78), welche unverkennbar
Zeit tragen und dabei doch von einer heute noch beachtens-
igkeit zeugen.

damit unser Gewissen salvt — und der Leser sieht daß es
tige Dinge bei unsern Zweifeln nicht handelt —, so wenden
en zur Lectüre zurück. Sie bringt eine Menge anregender
bsch skizzirter Bilder. Koreff, der aus dem Varnhagen'schen
zt, tritt in interessanten Umrissen vor uns hin, eine Conver-
g seine giebt, bei aller Antipathie, die zwischen den beiden
ig sich finden mußte, ein ganz lebendigs Bild. Der zweite
erzählt uns ein Liebesverhältniß durch das unser blond-
war in ehrenwerther Unschuld sich durchkämpft, das aber sehr
ie uns doch den reinen Eindruck des Tragischen zu machen.
soll, wie die Einleitung verspricht, uns mit Engels, Marx,
menführen: möge er nicht lange auf sich warten lassen!

Eine Nacht auf der Akropolis.

Von Adolf Broue.

(Schluß.)

ten über diese Geschichte, Andere erzählten ähnliche Züge
ummheit oder noch schlimmerer Rohheit. Der bisher
aber sagte, sich auf der Mauer umschauend:

„Damen und Griechen sind gerade nicht in der Nähe. Männer, hört! vorgestern kam ich vom Thurm der Winde da drüben, am großen Obsthazar vorbei, hier in gerader Linie heraufgestiegen, da fand ich eine Stätte! — so ekelhaft niedrig würde kein Türk ein Denkmal seiner Urahnen zurichten lassen. Der Schmutz eines ganzen Stadttheils oder vielmehr der Unrath ganzer Generationen jenes Stadttheils liegt dort als Quelle der Pest“

Rasch winkte man Stille, der Schweigsame schwieg; zwei Griechen kamen die Minaret-Wendeltreppe herauf; dies fabelhaft empfindliche Böllchen duldet kaum die Anwesenheit deutscher Ausgräber in Olympia, oder Dr. Schliemann's Thätigkeit auf der Südseite der Akropolis, viel weniger eine direkte Auspielung auf ihre unglaubliche Verstocktheit gegenüber den schönsten Resten des eigenen Alterthums.

Mein Freund Spiridion, 28 jährig, kraftvoller Turner, gestand mir, seit sieben Jahren nicht auf der Akropolis gewesen zu sein.

Bei Sparta's wunderschönem Hafenplatz Gythion an der Insel Kanaa, wo Paris Helena raubte, fand ich einen Marmorsarg von reicher Arbeit. Aber der Besitzer wollte ihn nicht verlaufen, noch verschenken und ließ ihn voll hochmüthigen Tropes auf seinem Hofe stehen. Die Ruben hatten schon viel zierliche Ornamente abgeschlagen. Am ärgsten bleibt immer der Löwe von Chäroneia, den Odysseus, der Turko-phage, der berühmte Thermopylensieger, zersprengen ließ, um das vermeinte Gold aus dem hohlen Innern hervorzuschaffen. Noch liegt der Löwe in 7 Stücke zerbrochen, sonst unverfehrt, und kann durch eine Summe von 500 Mark ohne Weiteres zusammengekittet und wieder aufgestellt werden.

„Bringt denn kein Baron Sina dies unbedeutende Opfer? Wie Recht hat der alte Tischlermeister in unserer deutschen Philadelphiar-Resource: Sina ließ nur bauen, was in die Augen fällt.“

„Schadet nichts! rief ein Grieche. Mit der Zeit kommt Athens Kultur und der edle neue Kunst-Baustyl, womit es sich immer reicher schmückt, auch in die Provinzen und unsere Nachkommen lernen zuletzt wohl wieder Iktinos, Kallikrates, Phidias und die Aegineten nachzueifern. Fünfzig Jahre Selbstständigkeit sind nur wie ein Vorcurfus der Volksbildung. Haben wir doch zu allererst Chaussees nöthig und was kosten die (nicht wahr? Baurath!) hier bei uns im Gebirgsland, wie die Schweiz es kaum so arg ist. Sie wissen's ja von Olympia her. Ja, wenn wir Thessalien hätten, die wahre Goldquelle. Aber jetzt, wie verschuldet sind wir! Schon der Areta-Aufstand von anno 67 allein hat uns 80 Millionen gekostet.“ „Und, sagte Dr. Dimitriades, der griechische Regierungs-Commissär von Olympia, „und vor allem Anderen braucht die archäologische Gesellschaft ein Museum. Was hilft das Sammeln und Conserviren und Repariren ohne Verwahrungsort? Sie sehen ja, wie hier oben auf der Akropolis und im Bardation und im Hadriansgymnasium Alles wüß herumliegt. Hätte Sina statt der Akademie ein Museum gebaut — —“

„Wohlan! fiel ihm ein deutscher Philolog in's Wort. Laßt uns eine Sammlung in allen deutschen Gymnasien veranstalten, so wie wir

heimkehren: 500 Mark für den Löwen von Chäroneia. Wenn jeder Gymnasiast einen Reichspfennig giebt, ist die Sache gemacht.* *)

Einer schlug vor, sogleich zu sammeln, aber Dr. Juvenis von Rom intonirte mit tiefer Bassstimme das bekannte Tischlied aller Patrioten und Philanthropen Deutschlands:

„Zwar trinken wollen wir —
Doch sammeln woll'n wir nicht!!!
Kein! sammeln, sammeln woll'n wir nicht!“

Das mochte der Tuchhändler Bilm drunten am Marmorballen-Banket-Tisch im Parthenon wohl für die Anstimmung einer ganz anderen Arie halten; denn Dr. Juvenis' Melodien waren mehr juvenil oder juvenalisch, als musikalisch. Der allerzartesten jüngsten Griechin sang daher mißverständlicher Weise der begeisterte Tuchfabrikant in Folge seines Musikverhörfehlers die unverdiente Anschuldigung in's Gesicht:

„Mich hat dies unglückselige Weib
Vergiftet mit ihrer Liebe! Lie — lie — be!“

Da bat die sentimentale Oberhofmarschallswittwe aus Königin Amalia's Tagen alle anwesenden Griechen um Schutz für die zarte Weiblichkeit der Landsmänninnen und zugleich um Aufrechterhaltung der nachlassenden Feierlichkeit des mitternächtlich erhabenen Moments. Der abnehmenden Seelenerhebung höher aufzuhelfen, intonirte sie mit allen Griechinnen im Chor die wunderschöne Nationalhymne des zersägten Rhigas, die nun sofort auch von allen griechischen Herrn sowie überhaupt von allen des Griechischen und des Gesanges zugleich mächtigen Anwesenden mit einer solchen Fülle der Innigkeit und imposanten Stimmbegabung vorgetragen wurde, daß jedes andre Gespräch verstummte. Nur der unharmonische Juvenis fragte mich leise:

„Klingt der nervendurchzitternde Jammer-Refrain nicht ganz wie das Kreischen der Mark und Bein des Poeten durchbringenden, hertzerreißenden Tartsenäge?“ Ich schwieg auf die etwas undelikate Anspielung. Da wies er (wahrscheinlich um irgendwie abzulenken; denn Musik war ihm langweilig und vom Gesange verstand er nun einmal gar nichts!), nach dem — drüben unserem lustigen Sitz auf der Mauer genau gegenüber — im Mondschein erglänzenden Tempelsims hin und sagte:

„Die Schätze, die einst dieser Opisthodomos in Pericles Glanzepoche enthielt, sind mir nicht viel mehr werth, als jener Rest vom Silberfries seines Freundes Phidias da drüben. Sehn Sie die wunderbare Haltung des marmornen Koffeleulers dort! Ist es nicht herrlich anzusehen, wie er die Fußspitzen nach unten biegt, während unsere Reiter sie gerade umgekehrt häßlich nach oben halten!“ — — —

„Das macht der Steigbügel bei unseren Cavalleristen“; meinte der müchterne Hauslehrer des französischen Gesandten, ein Boulogner von

*) Alle unsere Professoren an Universitäten und Gymnasien, alle Gymnasien und akademischen Senate, alle Rhetoriker und Consorten, alle preussischen Cultus-Minister von Giechorn bis Fall begünstigen eifrig die klassische Gymnasialbildung. Ei, soll das Vaterland des Wortes und der Sache „Gymnasium“ nicht endlich eine kleine Frucht dieser Begeisterung für klassische Bildung reifen sehen und als Dank für seine der Geisteswelt vermachten Schätze zurückempfangen? Hic Rhodus, hic Chäroneia: hic saltet obolus inde et inde: Die Adresse der Sammlung ist klar: Das deutsche Archäologische Institut in Athen.

Gebrat und echt flamländischer Phlegmatiker, der so gutes Deutsch — selbst „ich“ und „lächerlich“ so deutlich sprach, daß ich ihm nie glauben wollte: er hätte nur nach Ollendorff, ohne Lehrer, unsre harte rauhe Muttersprache gelernt. Er setzte trocken hinzu:

„Hätten wir keine Steigbügel, möchten wir die Fußspitzen auch unterwärts halten beim Reiten.“

„Ach was! brummte Juvenis ärgerlich halblaut, ich sprach von der Kunst.“ —

„Nun ja, beharrte der Bedant, von der Kunst des Reitens oder sogar wir Reiskunst.“

„Warum Dr., warf ich rasch dazwischen, sind Sie von Rom weggegangen? und gerade im Sommer? ist es dort nicht schattiger?“

„O keineswegs! außer vielleicht in der Hinsicht, daß die Straßen enger sind. Athen hat der doktrinaire Schaubert nicht nur im Norden anstatt im Süden der Akropolis, wo's früher war, sondern auch noch dazu unkluger Weise mit so breiten Straßen angelegt, daß Sonnenbrand und Staub hier unerträglich sind.“

„Ei was! opponirte der Baurath. Breite Straßen bepflanzt man mit Bäumen, da hat man Licht und Luft und Schatten zugleich.“

„Das hat ja Amalia gethan! klagte der Obermusikinspicient des Königreichs, ein treuer Anhänger Otto's. Aber — weil die hochsinnig edle Frau auch königlich stolze Palmen gepflanzt hat, schelten sie nun wieder die Herrn Philologen ob der Unsymmetrie von Palmen im Angesichte des Parthenon.“

„Kommt Alle herunter! Musik-Oberherr und Musik-Unterherrn — Alle Genossen hierher! rief der alte Forstrath und Obeons-Dirigent von der Säulenhalle drunten zu uns herauf. Wir wollen zusammen als deutsche Gegengabe das Follen'sche Lied anstimmen:

„Brause du Freiheitsfang

„Brause wie Bogenbrang

„Aus Felsenbrust!

„Gott Vater Dir zum Ruhm

„Flamm Deutschland's Helbenthum.“

„Bah! höhnte Doctor Orgasbust, den wir zuerst im kindisch kleinen Straßenmuseum des Sabrians-Gymnasion angetroffen und für einen reisenden Wanderburschen gehalten hatten — bis er seinen berühmten Namen uns nannte. Bah! schrie er nochmals, denn trotz der idealen Beschäftigung mit den feinsten Kunstproductionen der Griechen und trotz der sinnigsten ästhetischen Auffassung und stylvoll edlen Form in seinen gelehrten Schriften ist er im Leben, wie Lachmann, Haupt, Mommsen, Ritschl etc: ein hagebüchener Grobian! trotz Dr. Juvenis selbst. — Bah! ihr alten Burschenschaftler von anno 20 und 30! was haben wir mit Euren Follen'schen Freiheitsgesängen zu schaffen? wir können nur die Wacht am Rhein von anno 70 —“ „— Und auch die nicht!“ sagte Dr. Juvenis lakonisch-trocken; und dann zu mir gewendet: „Ihre Bemerkungen von vorhin über Otto Jahns Streit mit Ritschl in Bonn laß ich nicht gelten. Ein Zufall gab mir Einsicht in seine als Manuscript gedruckte Vertheidigung. Dies ziemlich sonderbare Scriptum zeigt den armen, guten, aber wohl etwas characterschwachen Mozartbiographen und Kunsthistoriker des troischen Mythenkreises (wider Willen wohl, nach

meiner Ansicht, doch eigentlich offenbar) als gleichschuldig bei der häßlichen Bonn-Berliner Affaire.“ —

„Doctor! das können Sie mir zehn mal sagen! Ein Schüler des edlen Jahn läßt Nichts auf ihn kommen! Wessen Schüler sind Sie?“

„Des Professor Conrad Böppig in Bodschank.“

„Was? meines alten Commilitonen und Couleurbrubers? ja, der liebte den wahrheittränkenden Speißjahn M. mitsammt dem fast plump groben M. H., diesem Anbeter von Lachmanns Nibelungen-Falsificat, Slavenfresser und Verhöhnner des alten ehrlichen Jagen-Läßberg, weit mehr als den zierlich feinen und still arbeitsamen Jahn! Doch lassen wir die Todten, zu denen auch M. wohl bald gehört, falls meine Krakauer polnischen Professoren Recht haben, die er boshaft mit dem Thier auf dürrer Haide vergleicht. Lassen wir die alten Hähne! Was aber macht denn der junge Kampfhahn Böppig?“

Nun, wenn Sie sein Studienfreund sind, wird Sie's wohl nicht sehr wundern, daß er mit Beziehung auf meine musikalische Amusements-Natur mephistophelisch mir in's Album schrieb:

Wein und Weiber, auch ohne Gesang,
Kost' in Italien und Griechenland!“

„Bravo! lachte ich. Seine Reimkunst ist noch immer die alte! und seine materiell-anakreonthische Richtung auch! Haben Sie bei ihm promovirt?“

„Ja, in Bodheim! und M. kann also mein Doctordiplom nicht anfechten. Meine Dissertation behandelte zufällig eben hier im Parthenon, wo wir gerade stehn (denn wir waren als Letzte nunmehr dem Sammeltrufe folgend, — auch betabgekommen), diese Stelle, von der man vermuthet, hier hätte der Altar der heiligen Jungfrau gestanden.“

„Sie meinen, der Jungfrau Maria? zur byzantinischen Zeit, eh' die Moslems den Tempel zur Moschee machten, nicht wahr?“ fragte der katholische Franzosenpedant aus Flandern.

Unsinn! knurrte Juvenis; der Jungfrau Minerva oder Pallas Athene, mein' ich — der hier die Mäuse das Del austranken, wie die Batrachomyomachie lehrt. Ihre Stiefmutter Hera, die hehre Himmelskönigin, kann eher als Mutter Gottes gelten“

„Sagen wir also statt heiliger Jungfrau — ergänzte Dr. Bierfreund aus Baiern — lieber göttliche oder ewige Jungfrau.“

„Freund Katholik! belehrte ihn feierlich salbungsvollen Tones der geistliche Herr, der uns in Leipzig schon vor 27 Jahren mit seiner Haltung und schönen Gestalt als Ideal eines griechischen Johannesjüngers vorgekommen war: Freund, das ist Einerlei: Eine ewige Jungfrau ist ~~was~~ ^{gar} eine heilige Jungfrau.“

„Was wißt ihr Griechen davon? rief der Ultramontane. Ihr habt ja kein Eölibat.“

„Aber Klöster!“ war der Trumpf, den sein christlicher byzantinischer Amtsbruder auspielte, Archimandrit zugleich und Grammatikos des Heil. Synodos: „Klöster für Nonnen und Mönche. Jeder Pappas hat freilich Gottes Sägung gemäß seine Pappabia bei sich: das ist aber Natur und Schrift zugleich.“

Sobald die Damen von Eölibat und Nonnenthum, von Pappabien und Priesterere disputiren hörten, unterbrach Eine nach der Andern

ihren Gesang und Alle rasch uns näher. Da sagte ihnen der noch immer in die Probleme seiner Dissertation vertiefte Dr. Juvenis, als sie zu ihm herandrängten, trotz ihres lebhaften Interesses für gelehrte Streitfragen:

„O meine Damen! Sie stehen hier auf heiligem Boden und ahnen es nicht, wie heilig er uns Archäologen ist, weil all unser Leben und Streben, Dichten und Denken sich eigentlich um diese Stätte concentriert — ja, um diesen Fleck hier!“

Alles sah, wohin er zeigte, auf die rohe Felsbodenfläche.

„Wüßten Sie, meine Damen!“ und vorgebeugten Körpers zeigte er auf die Eine rohe Stelle mit unbelegtem Porosstein mitten in der Kella unfern des Pronaos: „wüßten Sie,“ — wiederholte er mit leisem nervösen Zittern der tiefbewegten Stimme, — „wüßten Sie, welchen Schmerz (hier wurde sein feierlicher Ton zu ergreifendem Pathos) mir diese Stelle macht, hier wo reiner ursprünglicher Fels ist und nicht wie im übrigen Tempel die Flur mit Marmor bekleidet! O, ahnten Sie, welche schweren Kämpfe und wie manch' lange schlaflose Gräubelei dickerer Nächte uns Archäologen schon dieser Eine Fleck im Parthenon verursacht — ja! (mit tragischem Haß) welche Qual sie uns bereitet hat“

„Dieser dumme zerbrochene Fleck hier? unterbrach ihn ein jüngeres schnippisches Fräulein; und warum denn?“ „Warum? weil wir den Zweck für den Fleck nicht finden.“

„Und was liegt Ihnen am Zweck für den Fleck?“

„Ja freilich, mein Fräulein. Was liegt uns daran? Was liegt der Welt daran? und was liegt überhaupt im absoluten Sinne daran, ob etwas gewußt wird oder nicht? Es ist ja da! und was da ist, ist da, und Daseiendes ist an sich da, und was an sich da ist, bedarf nicht der Erklärung, weder warum es da ist, noch wozu es da ist. Ursach und Zweck des Daseins“

„Herr Doctor! raunte besorgt ihm die alte Professorwitwe, bei der er wohnte, mütterlich warnend zu: die Zeit ist da, oder wird bald da sein, wo wir aufbrechen müssen. Sie sprechen bereits etwas heiser und scheinen nicht mehr ganz munter und wohl aufgelegt zu sein.“

„O lassen Sie, Frau Feldmann, ihn über das Dasein des Daseins philosophiren. Wenn er damit fertig ist, kommt er regelmäßig aufs Nichtsein und dann hält er uns die schönste Rede, die Sie je gehört haben.“

„Ich weiß, was Sie meinen,“ nickte verständnißkinnig die schwärmerische sentimentale junge Verlobte des unlängst verstorbenen englischen Predigers — englische Prediger werden in Griechenland überall bald brustkrank! — „Sein oder Nichtsein das ist jetzt die Frage.“ Im Declamiren blickte sie verschleierten Auges gen Himmel und dann wieder tiefsinnig auf die Marmorfliesen und sang wildtraurig vor sich hin: „Verschmähter Liebe Pein! — O du allzu früh verblichener Gatte meiner Seele!“ —

„Aha“ — flüsterte Einer aus der deutschen Colonie Augblingelnd. „Jetzt fängt sie bei Hamlet an und hört bei Ophelia auf. Ihres Bräutigams Nachfolger hat nicht nach Aller Erwarten und alter deutscher Predigerstille sie, die verwitwete Braut, sondern ihre Cousine ge-“

freit und als die todt war, des reichen Russophagen Oekonomos Tochter. So nähern sich Rußland und England im Norden der Akropolis und im Süden des Ephebetos.“

„Rußland? Sie sagten ja, Russophage nicht Russophile sei Oekonomos?“

„Nun ja, wer weiß was er ist, er sagt's er sei Russenfeind; jedoch Andre sagen anders. Jedenfalls hat er in Moskau sein Vermögen gemacht, wie Schliemann in Petersburg, wo auch noch seine zweite Familie . . .“

„Was?“ rief ein alter Archäolog empört. „Wird hier auf der Akropolis im Parthenon selbst Stadtklatsch verbreitet? O du unausrottbarer, tantalus-gezeugter, urtantalistischer nach Seelenblut lechzender Mörder alles Familienglücks — Klatsch!“ „Professor, wo sind Sie?“ widersprach seinem ehrwürdigen Lehrer ein junger jüdischer Kunstfreund auf Reisen. „Im Parthenon ehren wir gerade erst recht durch klassischen Klatsch das Gedächtniß der klatschgequälten unsterblichen Freunde Pericles und Phidias! Beide große Schöpfer dieses Wunderbaus, der in zweimal acht Jahren vollendet war, und nun schon durch dreimal acht Jahrhunderte Regulator des klassischen und architectonischen Kunstgeschmacks für alle Welt geblieben ist, fielen sie nicht beide der Klatschsucht Athens zum Opfer — und starb nicht Phidias im Gefängniß? Brach Pericles großes Herz nicht der Klatsch über seinen Freund und seine Frau und seine Freundin Aspasia!? Eben indem wir klatschen, Professor, ehren wir die Namen des großen Demokraten, d. h. des wahrhaften Demosbeherrschers, thatsächlich, durch den von Aristophanes geweihten Brauch der *mediasmos* und *chronique scandaleuse*. Langsam gemordet“ (jezt wurde wieder vor den horchenden Damen, die das gleich gelockt, hochklingenden Stils theatrale Bracht entfaltet) „langsam gemordet verschmachtete, wie Tantalus, der Vater des Klatsches, im Tartarus, als Opfer dieser Tantalus-Tartarus-Erfindung der unübertriffene Phidias im Gefängniß, nachdem er, vergebens einmal dem Verleumder-Böbel weichend, in Olympia Zeus' Himmelsbild geschaffen; Pericles' Thränen, die Aspasia gerettet, halfen ihm nicht! Beides, Tod und Thränen, hervorgerufen durch Stadtklatsch . . .“

„Fluch über jeden Klatsch!“ murrte streng abschneidend und schroff wie immer der ehrwürdige Greis, der alte deutsche Ur-Archäolog von Athen. Dem consternirten jüdischen Bispling, den er so unterbrochen, half der Afsation-Dirigent, Fürst Maurolordatos, mit dem Scherzwort: „Gi! ei! Herr Professor, verfluchen Sie allen Sclandal, dann verneinen sie Aristophanes!“ „Richtig! lachten Alle Beifall. Ja, der ist der wahre Dichter der Stadtklatscherei!“ — „Wo bliebe die ganze alte Komödie, die ja von A. bis Z. ein einziger communal-politischer Klatsch war?“ — „Aristophanes und die Aristophanische Komödie, ganz besonders die Parabase, das war der Zeitungs-Ersatz!“ — „Vielleicht gar ein Vorspiel der Revolverpresse. Wer weiß, für wieviel sich der größte aller Dichter (nach Carl Rosenkranz) von den Gründern s. Z. jeden Betts ablaufen ließ?“ —

Tief empört rief der alte Herr der lachenden, spottenden jungen Meute entgegen: „Wie? Was? Aristophanes ein versificirter und dramatisirter Stadtklatsch?!“ „Nun, wenigstens durchsäuerte all' seine

säftigen Bissen und Biße — wo nicht Bier, so doch Wein, und Bierstuben-Klatscherei; wenn auch nicht Kaffee-Damengewürsche, dann, in den Etschiazusen und zumal in den Thesmophoriazusen, wenigstens doch Traubesen-Salbaberei!“

„Und wenn wir nicht gehn, sagte die fröhliche Gattin des Universitäts-Bibliothekars, die vom Bücherdunst keinen leisesten Schatten auf ihrer blendend schönen Stirn aufwies, dann können wir morgen vom allerschönsten Slandall unsere Ohren klingen hören.“ Ihre mehr bläuliche Freundin, die dem Gatten mit ihrer Buchgelehrtheit als Hausgenius tröstend beistand, wenn die Frau absolut nichts von seinen Bibliothekarsfreuden wissen wollte, ließ auch jetzt ihr Licht leuchten und scherzte:

„Du meinst wohl, wir könnten dann auch als irgend welche Zusen auf das neue Theater im Euripides-Garten kommen? Aber ich gehe nur hin, wenn sie Klassisches geben. Und Socrates sprach ja: Mögen sie mich prügeln, wenn ich nicht dabei bin!“

Im Arfation, der großartigen Haupttöchterchule Athens, belehrte man uns, daß alle zehnjährigen Mädchen schon Xenophon, und dann der Reihe nach mit den Jahren die schwereren Klassiker, lesen und erklären müssen. Ich fragte daher den Fürsten, ob Aristophanes etwa ebenfalls im Seminar des Arfatis gelesen würde, welches ganz Griechenland, das türkische sowie das freie, mit Lehrerinnen versorgt? Er bejahte.

„Allerdings nur stückweis!“ ergänzte seine Antwort eine der Aufsichtsdamen des obersten Kurses. Wir scherzten, es wäre auch nur für 40 jährige Damen zum Lesen geeignet: unsere Herzogin Amalie hätte sich ihn erst in diesem Schwabenalter von einem gelehrten Schwaben erklären lassen. „Wieland!“ erläuterte die gelehrte Bibliothekars-Hausfreundin — „nach Jean Paul's Levana mehr werth als alle Philologen vor ihm —“

„Na — Wieland! das ist mir auch so einer!“ warf spitz die alte Berliner in dazwischen. Ich meinte versöhnlich, allerdings hätte Goethe das Klassische Alterthum besser verdolmetscht.“ — — —

„Ja Goethe ist auch so einer“ — flötete mir die junge Berliner in, ihre Richte zu. Da brach ein Sturm los; „Goethe ist Sophocles!“ donnerten zwei Duzend Stimmen im Chor . . . und aufgeschreckt aus seinem Halbschlummer sang der Oberste aller Musikcorruptenten des Rasengesangs, beseligten Pallas mit gewaltiger Stimme, schon vom bloßen Namensklinge Sophocles begeistert, dem Morgenhimmel zugewandt:

„Strahl der Sonne, jugendlich schön!“

Und über den langen Rücken des 3000' hohen Symettos brach eine rothe Feuerlinie, unten goldgesäumt, hervor, alle einzelnen Gipfel und Ruppen längs des Bergkammes mit glühendem Funkenkranz umsprühend.

„Das Meer! das Meer! Sehn Sie das Meer. Es brennt!“ riefen die griechischen kundigen Freunde meiner Dame zu — und dann: „O drehn Sie sich allesamt rasch herum, es brennt, es brennt wirklich!“ Da lachte Niemand mehr. In der That, der Spiegel des weiten saronischen Busens erglühete tiefpurpurroth; dann lohnte er fadellgleich dunkel, wie eine rauchumbüfferte Feuerbrunst; dann aber licht auf loderte er; so magisch im raschesten Wechsel der Flammentinten, wie nie auf der See es selbst uns im vielwöchentlichen Segeln erschienen war. Erst später sahen wir Aehnliches; denn im Morgenglühn des

Meeres, kurz vor Genua, bei den Fessenschluchten und unaufhörlieh sich folgenden Bahn-Tunnels im Golfe von Spezzia ward uns ein ähnlicher Anblick. Aber niemals zuvor. —

„Ja!“ rief einfallend, als hätte er unsere Gedanken errathen, der alte Obeons-Dirigent; „Wie die siebenthorige Stadt Theben nimmer zuvor es gesehn!“ — Schildern? mit Worten malen? trotz Lessings Laokoon, wie alle modernen Leihromandichter, das Farbenspiel in Worte zaubern? Andre Mittel hat der Maler, andre der Dichter. Was wir empfanden, sprach klar, uns Allen verständlich, eben jener himmlische Chor der Antigone aus, in dessen abschließender Harmonie sich Alle dann einten und so die selige Nacht formell abschlossen:

„Strahl der Sonne! Du Licht so schön! —
 „Wie die siebenthorige Stadt Theben nimmer zuvor Dich sah!
 „Endlich thatest Du froh Dich auf, Bamber des goldenen Tags!
 „Ueber Dirke's strömende Flut zu wandeln! —
 „Aber nun laßt . . . Auf! zu den Stadttempeln uns
 „Alle mit nachfolgendem Chor ziehn und voran schwingen sich Thebe's
 „Bacchus — Bacchus — Bacchus im Reihetanz!“

Und wenn nicht Bacchus selbst, so wurden doch die Reste seines schmerzlösenden heiligen Weibetranks von rüstigen Maltesern, diesen eidgegenossenschaftlich treuen Lastträgern Athens, die aus dem Schatten des Erechtheion schlaftrunken hervortraunelten, unter ermunterndem kräftigen Ruf ihrer jungen Herrn, sammt den Körben voll Speisegeräth und Speiseresten willig froh auf die starken Schultern geladen und gern zum eigenen Frühmorgens in die noch immer nachtsille Stadt hinabgetragen; dem langen Zuge der scheidenden Parthenonhierophanten als Hierodulen voraus. —

Und jubelnd wiederholten die jüngeren Freunde den Chor: „Zieh wir hinab, All' zu den Stadt-Tempeln, — so laßt Bacchus, Bacchus, Bacchus voran!“

Manch' alter griechischer Herr beklagte sich wohl schon sonst über unsere Nachtschwärmerien; so Einer zumal mit dem klassischen Ruf, den uns die Nachtwächter vermeldeten: „Mögen sie doch nach Beden gehn, wenn sie lustig sein wollen!“ — Aber diesmal blieb, den Göttern sei Dank, die uns behüteten, jeder Schatten von Nachrede fern.

Während wir so vom sokratischen Freuden-Festmahl, gleichsam einem nachgeahmten Symposion, heimkehrend im dionysisch munteren Korybantenzuge dahinwollten, die hallenden, menschenleeren Straßen entlang, — durch die einst Alcibiades auch wohl so mit dem „schönen“ Kritias und anderen Plato-Studiengenossen der ersten „Akademie“ des Menschengeschlechts mag hingegritten sein, die Blumenränze im lodigen Haar, — nach durchschwärmter seliger griechischer Nacht —: da sah ich noch einmal hinauf zum besonnenen, goldig-hell angehauchten Schönheits-Mausoleum der Akropolis . . . „Nie wieder, nie wieder im Leben siehst Du's! —“ sagte leis eine Stimme da im „tiefbewegten Busen“; — doch laut überhallte der Chor sie:

„O! so laßt Ihn uns voran immer ziehn! — Ja, uns voran schwing' er, voran — Sich uns voran . . . Bacchus, Bacchus, Thebe's Bacchus — Thebe's Bacchus im Reihetanz!“

In beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Buchhändler für Berlin
durch E. Reichenburg,
SW. Kranienstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Reichgebiet
4.50 Mark.
Inserionspreis 20 Pf.
für die gewalt. Zeitzelle.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang.

Berlin, 1. Februar 1878.

Nr. 5.

Inhaltsverzeichnis: Ein Engländer über Lessing. Von Karl Grün. I. — Pariser Briefe.
XVII. — Der Feldzug gegen die Nahrungsfälscher. — Neue Bücher

Ein Engländer über Lessing als Philosophen.

Von Karl Grün.

I.

Es ist seit langer Zeit kein Buch in fremder Sprache erschienen, welches ein so herzliches Willkommen von deutscher Seite verdient hätte, als das zweibändige englische Werk von James Sime: „Lessing, sein Leben und seine Schriften“, mit den Bildnissen Lessings und seiner Frau. London und Straßburg bei Trübner, 1877. Dieses Werk verlangt dringend nach einem competenten Uebersetzer, der es nur hin und wieder mit einer kleinen Randnote zu versehen hätte, im großen Ganzen aber stehen lassen könnte, wie es der fleißige, tüchtige, auch ästhetisch und philosophisch durchgebildete Verfasser aus seiner Hand gegeben. Es wäre um so mehr zu wünschen, daß die Uebersetzung in die rechten Hände käme, als erstlich jede Fabrikarbeit hier eine Schande für Deutschland sein würde, als zweitens ein Exempel von würdiger Confraternität zwischen der englischen und deutschen Wissenschaft, ein leider nicht allgemein genug gefühltes Bedürfnis, mit großem moralischen Nutzen zu statuiren wäre. In gewissen Zweigen des Wissens hat sich nämlich zwischen den beiden germanischen Schwesternationen ein Uebersetzungs- und Einleitungsweesen eingeschlichen, welches mehr auf gegenseitige Ruhm- und Debitassuranz, als auf Vermittlung der beiderseitigen Leistungen im Dienste der Weltliteratur abzugewenden scheint. Und diesem mit der Zeit durchsichtigen und trotz oder gerade wegen der Bedeutung der dabei mitspielenden Namen widerwärtigen Treiben wäre mit Fug und Recht ein Beispiel würdiger Kameradschaft entgegenzustellen. Das Buch des Herrn Sime böte dazu die beste Gelegenheit.

Den ästhetischen, kritischen, religionsphilosophischen und politischen Theil des Sime'schen „Lessing“ habe ich an einem anderen Orte zur Sprache gebracht. Es sei mir gestattet den ausdrücklich reservirten philosophischen Theil an dieser Stelle abzuhandeln, da er sich vortreflich zu einer eigenen Besprechung qualificirt, insbesondere aber zur Berstreunung des Vorurtheils dienlich sein möchte, als ob die heutigen Engländer von der Philosophie noch immer nichts verständen als „Recepte für Stiefelwichse“, oder höchstens durch Einführung „Cartesischer Wirbel“ die Physik mit sammt der Philosophie zu umnebeln vermöchten.

Auf eine „Abstraktion der Quintessenz“ freilich, auf ein Strich-
teriten im Apophodelos-Gebiete der Transcendenz läßt sich Herr Sime kaum
ein; er versucht vielmehr in der Sprache des gebildeten und belehrten Mannes
über die Probleme der Welt und des Lebens zu reden. Er muthet
Niemandem zu, an den tiefen Inhalt abstruser Phrasen, die ein eben so
großes Räthsel sind wie die Welt und das Leben selbst, zu glauben.
Wie hätte er das auch gekonnt, angesichts des klarsten deutschen Geistes,
den die gründlichste Gelehrsamkeit nie dazu verleitete, mit dem „Ab-
strakt der Imagination“ imponiren zu wollen, angesichts Lessings? Herr
Sime citirt sehr häufig wörtlich und befeigt sich in demselben Tone
das Citirte zu erörtern. Er schreibt gesund und frisch, wie Engländer
und Franzosen dies meist zu thun pflegen, und giebt auch für England
ein beachtenswerthes Beispiel von einer „Popularphilosophie“, die mit
derjenigen des vorigen Jahrhunderts nur den Namen gemein hat. Jene
beschränkte ihr Thema auf das Praktisch-Moralische und schloß die meta-
physischen Elucubrationen mit einem *odi profanum* aus; die wahre
Popularphilosophie zieht die theoretische Systematik herein, zerlegt
das Wesen der esoterischen Systeme und übersetzt die Mythen von
Wollenkuldsheim in die Sprache denkender Menschen, wobei es ja vor-
kommen mag, daß ihr bisweilen der Dialekt von Schilda oder Sträh-
winkel oder sonst eines Abdera unwillkürlich aus der Feder fließt. Jene
verkürzte die Philosophie auf das Gespräch im Unterstübchen oder im
Kinderzimmer, indem sie die eleusinischen Geheimnisse des oberen Stods
unangefastet ließ, einerlei ob mit Ironie oder aus Ehrfurcht; diese schlägt
die Wände durch und macht den Inhalt der heiligen Gönalel offenkundig.
Jene bewahrte der Philosophie noch die exklusive Stellung über und
außer dem Flusse des Geschehens und erhielt so den Glauben an den
spekulativen Himmel oberhalb der Erde; diese zeigt das Denken, selbst
das abstrakteste, abstruseste und auch das confuseste, als Fische, Amphi-
bien oder natürliche Monstra in dem allgemeinen Strom des Geschehens,
etwa wie Kepler die Kometen als ganz natürliche Existenzen im Luft-
meere betrachtete.

Mit einem Worte, die Philosophie gehört entweder zur Kultur,
ihre Entwicklung und Bedeutung folglich zur Kulturgeschichte, oder sie
ist prä- und extrahistorisch, und dann ist ihr Platz in den Maritimen-
kisten der Museen, im Spiritus des Abnormen.

Wie nun die Philosophie nur ein Faktor in der Entwicklung ge-
bildeter Menschheit sein kann, so muß auch das philosophische Denken
des Einzelnen historisch gefaßt werden. Wie Einer sich das Universum
heute, wie er es morgen anschaut, das ist nicht zufällig, sofern wir an-
ders eine normal sich entwickelnde Menschenknope vor uns haben. Und
da ist bei Hr. Sime — aber nicht bei diesem allein — zu bedauern
daß er sich, Lessing gegenüber, eben nicht streng historisch genug verhält,
daß er uns gleich im ersten Anlauf bis in die Breslauer Periode hin-
einschneilt und das Spinoza-Problem aufwirft, ehe wir irgend darauf
vorbereitet sind. Denn darüber wird doch kein Zweifel aufkommen, daß
wer den ganzen übrigen Lessing künnte, vom Philosophen Lessing aber
noch nichts wüßte, anderswoher indessen in Erfahrung gebracht hätte
was das System des Spinoza gewesen, seltsamlich überrascht sein müßte,
zu hören, dieser Lessing sei Spinozist gewesen. Es ist auch zur Stunde

noch ganz wohl zu begreifen weshalb von den Commentatoren des philosophischen Lessing kaum zwei über Lessings Denksystem harmoniren, da er so außerordentlich schwer einzufangen, und in eine bestimmte Rubrik zu bringen ist. Hier gibt es nur eine einzige Aushülfe und das ist Lessings Geschichte, auf die auch Hr. Sime zu recurriren sich bald genöthigt sieht.

Gerade unser englischer Verfasser hatte das volle Zeug zur genügenden Behandlung seines Schlußcapitels: „Lessings Philosophie“ und der Leser wird sich bald überzeugen daß damit nicht zu viel gesagt ist. Nur sei es erlaubt, die werthvolle musivische Arbeit ein wenig zu zerören und die Würfel ihm anders zu combiniren.

Lessings philosophisches Denken beginnt mit dem damals landläufigen rationalistisch bequemen Christian Wolf in Halle und steigt von hier zur vielfach getrüben Quelle, zu Leibniz empor. Wie fein und lieblich spricht Hr. Sime über diesen hallischen Wolf! „Einen ehrenvollen Platz kann man ihm nicht verweigern; zu einer Zeit wo Französisch und Lateinisch für die einzigen Sprachen galten, in welchen ein Deutscher einen ernststen Gedanken ausdrücken dürfe, hatte er den Muth, seine Ideen in seiner Muttersprache auszusprechen, und sein Bestreben war, nicht nur ein umfassendes, sondern ein durchweg logisches System aufzustellen. Vergleichen wir ihn jedoch mit einem wirklichen Philosophen, so verhält er sich zu diesem wie ein Versizer zu einem wirklichen Dichter. Ihm mangelte der Genius, welcher abstrakten Wahrheiten Lebenskraft verleiht, welcher Prinzipien leimen und in den Geistern der Empfänger Frucht tragen laßt. Leibnizens andeutende Winke wurden unter seinen Händen seelenlose Dogmen, und oft wurde ein furchtbarer Aufwand von logischer Methode gemacht um Blattheilen festzustellen, die es nie einem Sterblichen eingefallen wäre zu bestreiten. Es war daher nicht auffallend, daß Lessing schleunig allen Nutzen aus ihm zog den er gewähren konnte, und dann zu einem sehr verschiedenartigen Denker fortschritt, zu Leibniz, dem Wolf jegliches anziehende Element verbannte, welches sich in seinen dürftigen Büchern finden mochte“.

Das nächste und eigentlich erste philosophische Document aus Lessings Feder sind die „Gedanken über die Herrnhuter.“ Dangel gibt ihm die Jahreszahl 1756, die aus innern Gründen nicht richtig sein kann. „Karl Lessing“, sagt Hr. Sime, „gibt den Fragmenten gewöhnlich keine besondere Daten. Die Thatsache daß er in diesem Falle ein Datum angiebt, scheint anzuzeigen, daß er es auf dem Manuscript fand.“ Das ist ein gutes äußeres Kriterium. Dem innern Grunde werden wir von selbst näher kommen.

Ganz vortrefflich führt Hr. Sime seinen Lesern die Entwicklung der „Gedanken über die Herrnhuter“ vor. Lessing ging von dem Sage aus: „Der Mensch ward zum Thun und nicht zum Vernünfteln geschaffen.“ Die Philosophie aber habe es nicht dabei bewenden lassen. Der Himmel, früher ein Gegenstand der Bewunderung, sei zum Gegenstand der Speculation geworden; die Pythagoräische Zahlenlehre habe um so mehr angesprochen, je weniger sie mit der Tugend zu schaffen gehabt. Sokrates habe die Menschheit zu bescheidenen, aber nützlicheren Gedanken zurückgerufen: „Thörichte Sterbliche! was über Euch ist, ist nicht für Euch. Kehrt den Blick in Euch selbst! In Euch sind die

n, worin Ihr Euch mit Nutzen verlieren könnt! Hier auf, wo Ihr Unterthan und König seid! Hier begreift Einzige, was Ihr begreifen und beherrschen sollt, Nachfolger des Sokrates hielten sich nicht an diese begann zu träumen, Aristoteles zu vernünfteln. Für e Platon der Göttliche, Aristoteles unfehlbar.

daß Cartesius kam. Er öffnete allen den Eingang er bis dahin von den zwei Tyrannen so sorgfältig ir. Das war sein Hauptverdienst; die Form welche seinen Händen empfing, war je täuschender, desto hn folgten Leibniz und Newton.

er Mathematik führten sie die Menschen in die vernisse der Natur; durch wenige mit Zeichen verbundene Geheimnisse klar, wozu Aristoteles unerträgliche Bände so füllen sie den Kopf und das Herz bleibt leer. Den s in die entferntesten Himmel, während das Gemüth chaften bis unter das Vieh herabgesetzt wird.

auf religiösem Gebiet auch Christus die Menschen zum seine Lehre blieb, so lange die Kirche zu kämpfen e aber der Soldat im Frieden sein Schwert mit Gold pmücht, so machte es die Kirche mit den religiösen ichte im Glücke Systeme daraus, das Handeln war die Reformation stürzte der Aberglaube; aber die Ver- rzt hatte, brachte die Menschheit auf einen andern itfernt von der Wahrheit, aber weiter von der Übung id wir auch heute vom Standpunkt des Wissens Engel, is Teufel.

aktischer Philosoph wäre, der würde bei den Fachge- men. Zeugen dessen die pikanten Zwiegespräche des Algebräisten, dem Astronomen und den Metaphysikern. es seinen Lesern nicht vor, daß der Mann der Algebra gt: was ist ein „hyperbolisches Conoid?“ der Astronom eorie des Mondes“ erkundigt, von den Metaphysikern nnimmt, Jener glaube an „Monaden“, während der it darauf rechnet daß er die „Monaden“ verwirft.

in England die mathematischen Formel-Philosophen t, unterdrückt hierbei vermuthlich etliche wohlhan- und Büsse, wie solchen Herrn von Rechtswegen auch ren. Sie thuen in der That und alles Ernstes so natische Formel sich auf etwas Anderes anwenden und Raumverhältnisse, als ob die Wahrscheinlichkeits- igste mit der elementarischsten moralischen Wahrheit

ob sie mit ihrer $\sqrt[n]{x-p}$ den Schlüssel zum Abso-

ur Sache zurück. Der 21 jährige Lessing fand den phie, wie aller Religion, in der Moral, im selbstbe- Was die Religion betrifft, so ist er bis zum „Nathan“ hen Behauptung geblieben; ja sein Schlusswort vom ingelium“ in der „Erziehung des Menschengeschlechts“

meint schwerlich etwas Anderes als das „Testament Johannis“: Kindlein liebet Euch unter einander! Was aber die Philosophie angeht, so besann er sich eines Bessern; er studirte weiter und ging namentlich an die Quellen selbst, während er bis dahin sich mehr auf allgemeine Eindrücke, oft auf die Urtheile Anderer verlassen haben mochte. Von Spinoza, den er doch auch früher erwähnt, über den er bereits mehrfach spitzige Ansichten von sich gegeben hatte, ist es bekannt daß er ihn nicht vor den 60er Jahren, vor dem Breslauer Aufenthalt, eigentlich studirt hat. Aber auch von Leibniz will es mir scheinen daß Joh. Jacoby im Unrecht ist, wenn er (in dem, bekanntlich von ihm verfaßten philosophischen Kapitel der Stahr'schen Lessing-Biographie) zu den „Herrnhutern“ bemerkt: „Lessing hatte die Schriften Leibnizens mit Eifer studirt.“ Das soll doch wohl nicht aus dem Scherze über die „Monaden“ hervorgehen? denn dieser beweist herzlich wenig. Viel correcter geht Hr. Sime zu Werke. Er bringt den Leibniz erst bei Gelegenheit der folgenden Lessing'schen Abhandlung herein. Aus dieser Abhandlung wird auch der innere Grund hervorgehen, weshalb auch die „Herrnhuter“ das Frühere sein müssen; sie waren, nach Lessing's eigenen Ausdruck, „die Geschichte der Weltweisheit in einer Ruß“; aber die Ruß wurde doch in den Boden gesteckt, damit sie sich zu einem Rußbaum entfalte. Sie enthielt den Keim zu Lessing's Philosophie: wie entwickelte sich dieser Keim?

Pariser Briefe.

XVII.

Paris, 28. Januar. Ehrerbietung vor dem Alter ist gewiß etwas Hübsches, obgleich es in der Bibel befohlen wird; aber man kann argen Mißbrauch damit treiben. Die Zeiten, in welchen die individuellen Erfahrungen den Grundstock menschlichen Wissens ausmachten, sind längst vorbei. Ein Junge ist heutzutage oft nicht bloß gelehrter, sondern auch geschickter als Papa und Mama. Trotzdem weisen wir die Jugend bis zu fünfundzwanzig Jahren glattweg von den Wahlurnen fort, während wir die Leute über Sechzig, die doch eigentlich am weiteren Verlauf der Weltgeschichte wenig interessiert sind, ihre barocken Ansichten vollauf geltend machen lassen. Noch weitergehen und Leute darum zu Stadtverordneten zu Deputirten, zu Bürgermeistern wählen, weil ihre Schädeldecken bereits zu einer Zeit hart geworden sind, wo es noch keine Streichhölzer, keine Stahlfedern und keine Postmarken, dafür aber Nachtwächter, Censurscheeren und Thorstreiber gab, — das scheint mir ein Unfug, dem gesteuert werden muß. Es ist schon genug, wenn wir solche Leute nicht prinzipiell von allen öffentlichen Aemtern ausschließen; ihnen auch noch ein Privilegium der Regierungsfähigkeit geben, heißt die Zukunft an die Vergangenheit ausliefern und bringt uns in den Verdacht, als wollten wir von der egoistischen Falkonmoral des Pentateuchs profitieren und unsere Schullen einmal ebenso unseren Nachgeborenen aufdrängen. Die Australier essen ihre Ahnen auf; das widerspricht allen Grundsätzen der Moral und der Kochkunst;

aber muß deshalb umgekehrt die strebende Generation die Beute der abgelebten werden? *Le mort saisit le vif.*

Die Franzosen haben, wie alle frivolen Leute — zum Beispiel Sie und ich — einen erschrecklichen Fond von Pietät, den sie, da ihnen Gott und die Heiligen nicht mehr recht sicher sind, beim Alter anlegen. Natürlich kracht es da manchmal. Die Deconomisten der Gründerblätter nehmen allerdings die Krach's gegen die Vorwürfe der enttäuschten Aktionäre in Schutz und sagen, ein Krach sei „eine gesunde Reaktion“. In diesem Sinne muß man den politischen Sturz des Herrn Duportal auch als ein für die demokratische Sache günstiges Ereigniß ansehen. Denn wenn auch das Mißtrauen an sich noch keine republikanische Tugend, sondern oft nur eine Nothwendigkeit sein mag, die die Enthusiasten als Tugend stempelten, so ist anderseits blindes Vertrauen immer ein Laster, dasselbe werde einem militärischen Schnurrbart, einem diplomatischen Backenbart oder einem demokratischen Vollbart dargebracht, er sei nun schwarz, roth oder weiß.

Duportal hatte außer seinem ehrwürdigen Bart auch noch sein Renommee als alter Achtundvierziger, als ehemaliger Flüchtling. Aber wie viele von damals sind nicht heute konservativ, ohne daß, im Grunde genommen, sie ihre Ansichten geändert hätten, sondern einfach weil die Welt fortgeschritten ist? Herr Duportal hatte seit Jahren zuerst im Ausland, dann im Inland seine Situation als Flüchtling, dann als Exflüchtling geschickt zu verwerthen gewußt; diesem Geschick verdankte er seine politische Stellung als Deputirter der äußersten Linken und Leiter dreier politischen Zeitungen, in denen man vergebens selbst nach der Spur irgend eines Programmes nachforschen wird. Daß es gerade Herr Gambetta war, der in seinem Blatte, der „*République française*“, den Exerziten des Radikalismus entlarvte, ist ein ganz besonderer Zug bei der Sache. Beide waren lange Jahre hindurch dicke Freunde, und Duportal hatte vertrauensvoll die Geschichte von jenem Brief, in welchem er von der Straßkolonie aus dem Prinzpräsidenten seine Dienste als „Mann für Alles“ anbot, selbst erzählt, als er einmal Gambetta allein an seinem Tische hatte. Nichts desto weniger ernannte Gambetta 1870 als Minister denselben Herrn Duportal zum Präfekten von Toulouse! Wenn es also Einen gab, der die Sache nicht veröffentlichen konnte, so war dies eben Der, der sie veröffentlicht hat.

Es ist gut, meine ich also, daß die Verehrung alter Bonyen einen Stoß bekommen hat; man wird fortan mehr als bisher auch die Männer, die in einer langen Vergangenheit Verdienste aufzuweisen haben, nach ihren Thatungen prüfen und sich nicht mehr mit den Worten abspessen lassen: „Die Bürgschaft für Das, was ich thun werde, liegt in Dem, was ich gethan habe.“

Selbst mit Blanqui, dem bewußten, kühnen, stolzen Märtyrer der Demokratie, würde ich keine Ausnahme machen. Zum Glück verlangen gerade solche Kämpfer keine Befreiung von dem Kriegsreglement, und kaum daß die „*Egalité*“ vorgeschlagen hat, den Alten, indem man ihn zum Deputirten von Marseille wähle, aus seiner dreißigjährigen Haft zu befreien, da saßt der Gefangene schon rettungslos nach dem ausgestreckten Halm und antwortet, wie es

eines Republikaners, des ältesten Republikaners, würdig ist, auf den Appell seiner Freunde. Die nächste Nummer der „Egalité“ wird eine briefliche Rundgebung Blanqui's mittheilen; da das Gesetz verbietet, daß Verurtheilte gehört werden, so muß das Schreiben auf 1852 zurückdatirt werden. Welche Schande für die heutigen blauen Republikaner, daß Alles, was man damals sagen konnte, auch heute noch auf sie paßt! Ich darf in einem auswärtigen Blatte indiskret sein, denn um der Egalité wegen Blanqui's Brief einen Prozeß zu machen, müßte man beweisen, daß der Brief vollkommen auf das Jahr 1878 paßt! Um diesen Preis ließe sich das Blatt vielleicht gern verurtheilen.

Der Feldzug gegen die Nahrungsfälscher.

Arthur Millberger hat sehr bald Recht bekommen mit seiner Prophezeiung, daß die öffentliche Entrüstung über die Verfälschung der Lebensmittel ohne sonderliche Resultate sich zur Ruhe geben werde. Shoddy, Shoddy diese moderne „Gesellschaft,“ kurzfaßig im Empfinden, kurzfaßig im Wollen, leicht zusammengeballt, noch leichter auseinanderfallend. Sie nehmen es wie eine persönliche Schmeichelei hin, wenn Schopenhauer ihnen sagt, daß sie aus lauter unbändigem Willen beständen und sind andererseits auch wieder sehr zufrieden, wenn Paul Heyse nach seinem bekannten Recepte, die Welt „aus Einem Punkte zu kuriren,“ ihnen am Leopardi beweist, es sei mit der Verneinung besagten Willens gar nicht so ernst. Nur nicht Ernst machen mit Etwas im Leben: das Leben an sich ist ja schon so ernst, seufzen sie über den Courgettel hinweg. Und so ist's denn in der That auch nur spaßhaft gewesen, wie sie sich mit der in der Ueberschrift berührten Frage abgefunden haben.

Erst freilich waren sie gar fürchterlich und schöne Reden sind da gehalten, auch wol gedruckt worden. Aber als es sich darum handelte, nun ins Zeug zu gehen, brach die haarste Freischärerei los. Zunächst war doch, sollte die Arbeit eine dauerhafte sein, die Gesetzgebung darauf anzusehen, wie weit sie der angeblichen Nothlage entspreche. Der Begriff der Fälschung war nicht deutungsfrei, über ihn mußte man ins Klare kommen und wäre das selbst nur auf dem langsamen Wege zu erreichen, daß eine oberste Sachverständigen-Behörde durch Präjudicien das feststellte. Dann war ja wol auch die Abmessung der Strafe in Betracht zu ziehen, stand doch durch Beispiele fest, daß da, wo Verfälschungen im Großen getrieben wurden, die etwa zeitweise dabei entfallenden Geldstrafen nicht groß, in Betracht kamen, sondern zu den Handlungsunkosten gehörten. War man so weit, so ging es an die Untersuchung, in welchen Stadien des Verkehrs zwischen Producent und Consument die Verfälschung sich am liebsten einniste, also am sichersten zu erwischen sei. Engel hat neulich mit der sehr klugen Beiläufigkeit, in die er seine ärgsten Repererien zu hüllen pflegt, die Vermuthung ausgesprochen, das Vermittlerthum, wie es sich zwischen Erzeugung und Verbrauch drängt, möchte sich allmählig etwas zu äppig entwickelt haben. Dies Attentat auf das alleinseigmachende Dogma von der „Theilung der Arbeit“ wird ihm schon von den Männern der Manchesterlehre gebührend zu Gericht

gebunden werden: hier, in der Praxis, aber ist es besten zu verwerthen. Wachte man erst, an welche Thüren zu klopfen sei, dann war die Sache endlich so weit, daß sie nur noch den Chemikern und ihrer Wissenschaft anheimzustellen war.

Aber damit, das heißt: am umgekehrten Ende fing man an. Das Reichsgesundheitsamt debütierte mit der Untersuchung des Kinderwagenleders und eislicher Haarfärbemittel, also mit einer Thätigkeit, zu der jeder Privatchemiker ebenso gut im Stande gewesen wäre, bei der aber der Beruf als Behörde anscheinend gar nicht ins Spiel kam — und auf diesem natürlich war bei den ersten Schritten des neuen Amtes die Aufmerksamkeit am meisten gerichtet. Daraus folgten die Chemiker mehr oder weniger amtlichen Ansehens und auch hier spielte der Zufall übel. Ein Straßenbrunnen war von einer solchen Autorität für rein erklärt worden und wurde wenige Tage später auf Gebot einer anderen solchen Autorität polizeilich geschlossen. Eine, wie es hieß, in großem Umfange und im behörblichem Auftrage vollführte Vier-Untersuchung wurde von sachmännischer Seite in einem angesehenen Vereine von Technikern erdarmungslos kritisiert und bis heute ist wenigstens nicht bekannt, daß sie in den Fällen, welche Anlaß zur Rüge gegeben hatten, von irgend welchen Folgen begleitet gewesen sei. Sie und da kommen, mißt direct durch die Marktpolizei herbeigeführt, Gerichtsverhandlungen wegen verdorbener oder gefälschter Lebensmittel vor, aber die Zeitungen klagen dann, der Terminkalender behandle solche Sünder so einsilbig, daß die Presse den Zweck, das Publikum vor derartigen Bezugsquellen zu warnen, nicht erfüllen könne, ohne gleichzeitig vielleicht ein halb Duzend unschuldige Namensvettern in die schlimmste Mitleidenschaft zu ziehen.

Geschieht so von den berufenen Seiten so wenig oder so Ungeeignetes, um das Interesse der Bevölkerung, die ja ganz wesentlich bei ernsthafter Verfolgung des Gegenstandes mithelfen müßte, wach zu erhalten und zu reguliren, so ist gar nicht zu verwundern, daß die Reaction, bisweilen eine recht wohlbewußte und parteiische, in der beliebten Form des nüchternen Urtheiles gegenüber der aufgeregten Unklarheit sich breit macht. Für die Berliner Bezirksvereine wenigstens ist das Thema erledigt. Durch die Behandlung, die es von socialistischer Seite erfahren, hat es seine dauernde selbständige Bedeutung gewonnen und wird diese, unbekümmert um die Mißgriffe, die es vorberhand von der Tagesordnung zu schieben scheinen, sich auch bewahren.

Aus diesem Grunde nehmen wir hier ausführlicher Notiz von einer Organisation welche, soweit uns bekannt geworden, allein bisher in Deutschland als ein Erfolg der Anti-Fälscher-Bewegung zu verzeichnen ist. Es ist ein in der Stadt Hannover eingerichtetes „Untersuchungsamt für Lebensmittel“, das auch mit dem größern Publikum durch eine Monatschrift: „Wider die Nahrungsfälscher“ (Hannover, bei Th. Schäfer) sich in Verbindung setzen will. Nicht die Gemeinde ist es, die das Institut ins Leben gerufen hat, vielmehr hat sie sich ablehnend dagegen verhalten aus dem, in Preußen nicht eben seltenen, charakteristischen Grunde, dem Widerstreit staatlicher und gemeindlicher Interessen. Aber die Begründung ist unter solchen Auspicien erfolgt daß wir nicht besorgen, liegen nur erst die Resultate einiger Jahre vor, so wird die Theilnahme der Commune ganz von selber dem Institute zufallen. Ueber die Ent-

setzung und die Grundbestimmungen möge der authentische Bericht selbst sprechen:

Gegen Ende des vorigen Jahres wurde von dem Bürgerverein, dem Verein für die öffentliche Gesundheitspflege und dem Gewerbeverein in Hannover eine gemeinschaftliche Commission mit der Aufgabe gebildet, Mittel und Wege zur Abhilfe der immer mehr um sich greifenden Verfälschung von Lebensmitteln ausfindig zu machen.

Die Commission beschloß:

vorab sich an die hiesigen städtischen Behörden mit dem Antrage auf Errichtung eines communalen Untersuchungsamtes für Lebensmittel zu wenden, und

falls dieser Antrag abgelehnt werden sollte, die Begründung einer solchen Controlestelle durch das Zusammenwirken von Vereinen, Inhabern von Lebensmittelgeschäften und Privatpersonen zu versuchen, auch hierfür indeß die Unterstützung der Stadt und der Königlichen Polizeibehörde in Anspruch zu nehmen.

Mit den städtischen Behörden gelangten die Verhandlungen nicht zum erwünschten Ziel. Sowohl der Antrag auf Errichtung eines communalen Untersuchungsamtes als das Gesuch um Betheiligung an der Begründung einer aus vereinter Kraft der bürgerlichen Kreise hervorgehenden Controlestelle wurden zurückgewiesen, weil die Gesundheitspolizei nicht der Communalbehörde, sondern dem Königlichen Polizeipräsidium unterstellt sei.

Ungeachtet dieser Ablehnung entschloß sich die Commission, den zweiten von ihr in Aussicht genommenen Weg zu betreten. Ein an das Polizeipräsidium gerichtetes Gesuch, das Unternehmen in der Weise zu fördern, daß die chemische Station auch für polizeiliche Zwecke benutzt werde, wurde in zukommender Weise beantwortet. Auch die Generalversammlungen des Vereins für die öffentliche Gesundheitspflege und des Bürgervereins erklärten sich einstimmig für ein Vorgehen in der von der Commission befürworteten Richtung und für die Gewährung von Beiträgen aus Vereinsmitteln zu dem fraglichen Zweck, während der Gewerbeverein seine Entscheidung noch vorbehielt. Die Commission organisirte sich nun unter Zuziehung einer größeren Anzahl von Vertretern des betheiligten Gewerbestandes und anderer geeigneter Persönlichkeiten als Ausführungs-Comité, und trat im Februar v. J. mit einem Aufrufe an die Einwohner Hannovers und Lindsens, in welchem der Plan zur Errichtung eines Vereins-Untersuchungsamtes ausführlich dargelegt wurde, an die Öffentlichkeit.

Der Plan, welcher dem Aufrufe zu Grunde gelegt und demnächst zur Ausführung gebracht wurde, ist folgender:

1. Durch Anstellung eines Chemikers wird, zunächst auf die Dauer von drei Jahren, ein Untersuchungsamt für Nahrungs- und Genussmittel, Tapeten u. s. w. errichtet.
2. Der Chemiker hat, unter Ausschluß jeder Privatpraxis, Untersuchungen — chemische, mikroskopische u. s. w. — vorzunehmen:
im Auftrage des Königlichen Polizeipräsidiums,
auf Ansuchen von Geschäften und Privaten,
aus eigener Initiative.

Derselbe hat sich mit der Auffindung von Methoden für eine dem praktischen Zwecke entsprechende Analyse, sowie der äußeren Merkmale für die Erkennbarkeit der Verfälschungen zu beschäftigen und das Material für periodische Veröffentlichung der Untersuchungs-Ergebnisse vorzubereiten.

3. Die Bedarfssumme, welche sich mindestens auf 4500 M. jährlich, nämlich 3000 M. Besoldung des Chemikers und 1500 M. Betriebs-

losten, ferner 1500 M. für die ersten Einrichtungslosten beziffert, wird gedeckt:

durch jährliche und einmalige Beiträge der an dem Unternehmen beteiligten Vereine, von Geschäften und Privaten,
durch Erhebung von Untersuchungsgebühren.

4. Geschäfte und Privatpersonen, welche sich auf die Dauer von drei Jahren zu Jahresbeiträgen verpflichten, können bis auf Höhe ihres Beitrages Untersuchungen nach Maßgabe der Tare kostenfrei vornehmen lassen.

Die Firmen der beteiligten Geschäfte werden veröffentlicht.

Der Mindestbetrag des Jahresbeitrags beläuft sich für Geschäfte nach ihrem größeren, mittleren oder geringeren Umfange auf 15, 10 und 5 M., für Privatpersonen auf 5 M.

5. Die Untersuchungskare soll möglichst billig normirt werden und vorläufig betragen in der Regel und in gewöhnlichen Fällen 1 bis 2 M. für qualitative Untersuchungen, sowie für quantitative Bestimmung jedes wesentlichen Bestandtheils; für schwierigere Untersuchungen nach Uebereinkunft.

Nichtbetheiligte haben für alle Untersuchungen einen entsprechenden Zuschlag zum Tarpreise zu entrichten.

6. Die Verwaltung wird in der Weise organisiert, daß durch Wahl der mit Jahresbeiträgen beteiligten Vereine, Geschäfte und Privaten ein Verwaltungsrath, und aus diesem ein Verwaltungsausschuß gebildet wird. Die Vereine, welche das Unternehmen begründeten, sowie solche Geschäftsgruppen, welche sich mit mindestens 25 Geschäftsinhabern beteiligten, haben das Recht, zwei Vertreter in den Verwaltungsrath zu wählen.

Zum Zweck der Einreichung der Beiträge wurden Sammellisten in Umlauf gesetzt, in welchen sich die Zeichner zur Entrichtung von Beiträgen den Mitgliedern des Comités gegenüber verpflichteten.

Das Ergebniß war ein günstiges. Am 15. Juni d. J. konnte die Generalversammlung der Zeichner von Jahresbeiträgen zur definitiven Organisation des Vereins berufen werden.

Die Versammlung stellte folgende Grundlagen für die Organisation fest:

1. Die General-Versammlung ist jährlich in der zweiten Hälfte des November, zuerst im Jahre 1878, zu berufen. In derselben wird der Verwaltungsbericht erstattet und Rechnung abgelegt. Sie beschließt über die von Vereinsmitgliedern oder dem Verwaltungsrathe auf die Tagesordnung gebrachten Beratungsgegenstände. Die Anträge der Vereinsmitglieder bedürfen der Unterschrift von mindestens 11 Mitunterzeichnern und sind mindestens 14 Tage vor der Generalversammlung dem Verwaltungsrathe schriftlich einzureichen.
2. Die Generalversammlung kann auf Beschluß des Verwaltungsraths außerordentlich berufen werden. Sie muß berufen werden, wenn hierauf ein Antrag von mindestens 30 Mitgliedern gestellt wird.
3. Vor der Berufung der Generalversammlung ist die Rechnung von drei in der vorhergehenden Generalversammlung auf ein Jahr zu wählenden Revisoren zu prüfen.
4. Die Bekanntmachung der Generalversammlung erfolgt durch das hannoversche Lageblatt, den Courier, die Deutsche Volkszeitung und die Neue hannoversche Zeitung, sowie durch ein Blatt derjenigen größten Nachbarorte, in welchen sich eine erheblichere Anzahl von Geschäften oder Privatpersonen betheiligt hat. Für den Fall des Eingehens einer der gedachten Zeitungen hat der Verwaltungsrath das Recht, eine andere geeignete Zeitung zu wählen.

5. Ein Antrag auf Auflösung des Vereins innerhalb der nächsten drei Jahre kann nur vom Verwaltungsrathe ausgehen, und zwar nur dann, wenn ein staatliches oder communales Organ an Stelle des Vereins tritt.
6. Der Verwaltungsrath besteht aus je zwei Deputirten des Bürgervereins, des Vereins für die öffentliche Gesundheitspflege und des Gewerbevereins, aus je einem Deputirten des Arbeiter- und des Wirthvereins, sowie aus Mitgliedern, welche gruppenweise in der Generalversammlung gewählt werden.

Es sind zu wählen:

- a) zwei Mitglieder aus der Gruppe der Materialisten, Theehändler, Delicatessenhändler und Droguisten,
- b) zwei Mitglieder von den Weinhändlern, Spirit- und Liqueurfabrikanten,
- c) zwei Mitglieder von den Chocolade- und Bonbonsfabrikanten, Conditoren, Bäckern und Mehlhändlern,
- d) ein Mitglied von den Brauereibesitzern, Mineralwasserfabrikanten, sowie solchen Wirthen und Bierhändlern, welche sich außerhalb des Wirthvereins durch Jahresbeiträge betheiligen haben,
- e) acht Mitglieder von den Privatpersonen.

Außerdem wird den betheiligten Hildesheimer Firmen und Privaten die Betretung im Verwaltungsrath durch ein Mitglied gewährt. Ein gleiches Recht kann bei entsprechender Betheiligung auch anderen Orten vom Verwaltungsrath bewilligt werden.

Die Wahl sämtlicher Mitglieder erfolgt auf drei Jahre. Für den Ersatz ausfallender Mitglieder kann der Verwaltungsrath durch Cooptation sorgen; die definitive Ergänzungswahl erfolgt jedoch in der nächsten Generalversammlung.

Die Eröffnung des Untersuchungsamts wurde für den 1. October d. J. in Aussicht genommen.

Mit Jahresbeiträgen hatten sich an dem Unternehmen betheiligt von solchen Vereinen, welche den Beitrag als Förderungsmittel eines gemeinnützigen Zwecks betrachteten, die bereits erwähnten drei Vereine und der hiesige Arbeiterverein. Collectiv traten als Inhaber von Lebensmittelgeschäften mit dem Rechte der kostenfreien Untersuchung bis auf Höhe des Jahresbeitrags der Wirthverein und der Consumverein Hannovers bei. Von einzelnen Firmen des Lebensmittelgeschäfts schlossen sich aus der Stadt Hannover 139 an, und zwar 46 Materialisten, 7 Droguisten, 19 Bäcker, 6 Conditoren, 6 Mehlhändler, 2 Chocolade- und Bonbonsfabrikanten, 15 Weinhändler, 16 Liqueur- und Branntweindestillateure, 2 Brauereibesitzer, 2 Mineralwasserfabrikanten, 11 Fleischer, je 1 Essigfabrikant, Kalbfabrikant, Butterhändler, 7 Wirthen (außerhalb des Wirthvereins) und 6 Tapezierhändler, bezw. Fabrikanten, von Privatpersonen 299. Außerdem betheiligten sich aus der Stadt Gelle 25, aus Hildesheim 9 Geschäftsfirmen und Privatpersonen, und aus den übrigen Theilen der Provinz noch 4 Mitglieder. Die Mitgliederzahl an Vereinen, Geschäften und Privatpersonen stellt sich hiernach zur Zeit auf 482.

Die gezeichneten Jahresbeiträge beziffern sich

1. für die erwähnten 6 Vereine auf	875 M.
2. „ die Lebensmittelgeschäfte der Stadt Hannover auf	1600 „
3. „ die Privatpersonen auf	1691 „
4. „ Gelle auf	145 „
5. „ Hildesheim auf	45 „

Im Ganzen auf 4356 M.

Für die Umrüstungskosten des Laboratoriums, welche auf 1500 M. veranschlagt wurden, belaufen sich die Zeichnungen nur auf etwa 500 M. Trotz dieses Gehaltetrages von rund 1000 M. glaubte der in der Generalversammlung gewählte Verwaltungsrath das Unternehmen in dem planmäßigen Umfange

zur Ausführung bringen zu können, einerseits, weil sich bei den Jahreseinnahmen durch die polizeiliche Inanspruchnahme des Untersuchungsamtes, durch Untersuchungen für Nichtvereinsmitglieder und durch zinsbare Verlegung der Bestände eine den veranschlagten Satz von 4500 M. jährlich übersteigende Summe erwarten ließ, andererseits, weil an den mit 1500 M. bezifferten Verwaltungskosten noch Einschränkungen möglich waren.

Der Verwaltungsrath schritt nunmehr zunächst zur Wahl des Chemikers. In Folge des öffentlichen Ausschreibens der Stelle liefen über 60 Meldungen aus allen Theilen Deutschlands, aus Oesterreich, der Schweiz und England ein. Die Wahl fiel auf einen hiesigen, in der chemischen Fabrik des Dr. de Haen beschäftigten Chemiker, Dr. Skalweit.

Die demselben vom Verwaltungsrathe ertheilte Geschäfts-Instruktion nebst Taxe folgt unten.

Zur weiteren Ausführung der ihm obliegenden Aufgabe stellte der Verwaltungsrath die Geschäftseinteilung für sich und den Ausschuß fest.

Der Verwaltungsrath hat für die Dauer eines Jahres einen Vorsitzenden, einen Stellvertreter desselben, einen Schriftführer und einen Schatzmeister, der Ausschuß einen Vorsitzenden und einen Schriftführer zu wählen. Der Verwaltungsrath versammelt sich in der Regel jeden Monat einmal, an bestimmtem Tage und bestimmter Stunde, der Ausschuß wöchentlich einmal. Durch den Ausschuß, in welchen zur Zeit außer drei Privatpersonen ein Materialist und ein Weinhändler gewählt sind, ist die gesammte innere Verwaltung des Untersuchungsamtes zu führen. Beschwerden über die Entscheidungen des Ausschusses werden vom Verwaltungsrathe entschieden.

Anweisungen auf die Kassensonds, welche auf conto courant bei einem hiesigen Bankhause belegt sind, können von den Vorsitzenden des Verwaltungsraths und des Verwaltungsausschusses ertheilt werden, bedürfen indeß des Risums des Schatzmeisters. Nur der Vorsitzende des Ausschusses ist in eiligen Fällen unmittelbar zu Anweisungen bis auf Höhe von 30 M. befugt.

In Betreff des Laboratoriums wurde aus Zweckmäßigkeitsgründen beschlossen, dasselbe von der Wohnung des Chemikers nicht zu trennen. Die Einrichtung, deren Beschaffung einer besondern Commission zufiel, ist in zweckentsprechender Weise für 1517 M. erfolgt.

Am 10. October v. J. wurde das Untersuchungsamt, Köbelingerstr. 7 II., eröffnet und ist seit dieser Zeit in geregelter Thätigkeit.

Hieran schließt sich ein Bericht des Vereinschemikers über die Weinuntersuchungen, die er bereits im Dienste des Vereins angestellt hat. Da sie meist Mosel- und Rheinweine betrafen, so war die Prüfung hauptsächlich auf die Zusätze von Kartoffelzucker, das sogenannte „Gallifiren“ gerichtet und ergab, mittels eines Soleil-Scheibler'schen Polarisationsinstrumentes ausgeführt, in den meisten der zur Untersuchung gekommenen Fälle so starke Zusätze, daß die Bezugshäuser sich gar nicht sperrten, die Waare zurückzunehmen und reine dafür zu liefern. Klugerweise hat der Chemiker hierbei vorerst die Verständigung zwischen Theorie und Praxis hergestellt. „Da es“, sagte er, „auf keinem Gebiete schwieriger ist, eine scharfe Grenzlinie zwischen Fälschung und gewerbeberechtigter Behandlung zu ziehen, als auf dem des Weingeschäfts, so hat zur näheren Grenzbestimmung eine gemeinschaftliche Konferenz des Ausschusses und der Hauptvertreter des hiesigen Weinhandels stattgefunden. Man hat sich vorläufig darüber verständigt, als eine Fälschung, abgesehen von weniger gebräuchlichen Beimischungen fremder Stoffe, den Zusatz von Farbstoffen und Frucht säften zum Wein, jede Gallifirung von Rothweinen, sowie Gallifirung von Weißweinen in dem Falle zu betrachten, daß der

Zusatz von Kartoffelzucker beziehungsweise Wasser ein erheblicher und der Preis ein unverhältnißmäßiger ist. Das Amt wird derartige Fälle der Polizeibehörde zur weiteren Verfolgung übergeben, sonst aber sich auf Mittheilung der Sachlage an die Auftraggeber beschränken. Zur weiteren Information auf diesem Gebiete ist übrigens der Vereinschemiker, Dr. Stalweit, als Vertreter des Ausschusses zu dem Congresse der Weinbändler nach Cassel entsendet worden.“ — Die Geschäftsinstruction für den Vereinschemiker ist folgende:

§ 1. Die amtlichen Obliegenheiten des Vereinschemikers umfassen:

- a. die chemische, mikroskopische oder sonst geeignete Untersuchung von Nahrungs- und Genußmitteln mit Bezug auf ihre Verfälschung oder ihren anormalen Zustand
im Auftrage der Königlichen Polizeibehörde hier,
auf Ansuchen von Vereinsmitgliedern (Geschäften und Privatpersonen),
auf Ansuchen von Nichtvereinsmitgliedern nach Maßgabe des § 4,
aus eigener Initiative,
- b. die Auffindung sicherer und einfacher Methoden zur Analyse der unter a. gedachten Gegenstände, sowie die äußeren Merkmale der Verfälschung oder des anormalen Zustandes,
- c. die Nachforschung nach denjenigen Fabrikationsorten und -Stätten von welchen gefälschte Waaren in den Handel gebracht werden,
- d. das Studium der Preise der zur Verfälschung gebrauchten Bestandtheile und der gefälschten Waaren, sowie ihres wirklichen Werthes,
- e. die periodische schriftliche Zusammenstellung der Ergebnisse seiner Arbeiten.

Untersuchungen von Tapeten auf Ansuchen von Tapetenhändlern und Tapetenfabrikanten, welche dem Vereine angehören, sind in dem Geschäftskreis mitbegriffen. Abgesehen hieron, sind Anträge auf Untersuchung von Tapeten, Haushaltungsgegenständen (z. B. Seife), Rollvorhängen, Kleidernstoffen u. s. w. nur dann anzunehmen, wenn die Hauptthätigkeit des Vereinschemikers hierdurch nicht beeinträchtigt wird.

Im Uebrigen ist der Vereinschemiker gehalten, alle mit den angeführten Zwecken in Beziehung stehende Arbeiten nach Anordnung des Verwaltungsraths beziehungsweise Verwaltungsausschusses zu erledigen.

§ 2. Als Verfälschung ist zu betrachten:

- a) Die Nachahmung von Lebensmitteln (z. B. Kaffee von gefärbtem Thee etc.),
- b) die Beimischung fremdartiger, insbesondere gesundheitschädlicher oder minderwerthiger Stoffe,
- c) wesentliche Verminderung der werthvollen Bestandtheile eines Lebensmittels, auch ohne Beimischung, die Verminderung möge den Nahrungs- oder Geldwerth betreffen,
- d) anormales Vorhandensein minderwerthiger Stoffe in solchen Lebensmitteln, bei welchen in normaler Beschaffenheit jene Stoffe ganz oder theilweise ausgeschieden werden, sowie Zusatz von Stoffen, um die minderwerthigen Bestandtheile zurückzuhalten.

In welchen Grenzen in den Fällen c. und d. Abweichungen unberücksichtigt bleiben, ist, soweit erforderlich, durch besondere Bestimmung zu regeln.

Enthält die feilgebotene Waare keine gesundheitschädlichen Stoffe, so ist der Begriff der Verfälschung ausgeschlossen, wenn die Beschaffenheit der Waare bekannt gemacht ist.

§ 3. Die Untersuchungsanträge gelangen direct an den Chemiker und sind direct zu erledigen. Dasselbe gilt für die Aufträge der Königlichen Polizeibehörde. Die von derselben für die Erledigung bestimmten Formen sind zu beobachten.

§ 4. Die Reihenfolge in Vornahme der Untersuchungen richtet sich nach der Zeitfolge der Anträge, doch ist ein Vorzugsrecht einzuräumen:

- a. eiligen Aufträgen der Polizeibehörde, insbesondere in Marktpolizei-Angelegenheiten,
- b. Anträgen von Geschäftsinhabern zur Untersuchung von Waaren, welche sich unter Zollcontrole, in den Lagerräumen der Eisenbahn oder von Expeditoren befinden, beziehungsweise deren Annahme Seitens der Firmen von der Feststellung der Beschaffenheit der Lieferung abhängig ist.

Anträge von Nichtvereinsmitgliedern stehen im Allgemeinen hinter den Anträgen von Vereinsmitgliedern zurück. Innerhalb dieser Grundsätze unterliegt die Behandlung von Ausnahmefällen der sachgemäßen Beurtheilung des Chemikers.

§ 5. Bei der Untersuchung hat der Chemiker vorzugsweise den praktischen Zweck im's Auge zu fassen, und die ihm zugehenden Anträge ohne Verinträchtigung des Zwecks in kürzester Frist zu erledigen.

Wird nur ein allgemeines Urtheil über die Brauchbarkeit und Güte einer Waare nach Ansehen, Geschmack, Geruch u. s. w. verlangt, und liegt kein Verdacht einer Fälschung vor, so ist die Untersuchung auf äußere Merkmale zu beschränken. Für die meisten übrigen Fälle wird in der Hauptsache eine qualitative Analyse genügen.

Eine genaue quantitative und qualitative Analyse ist auf Erfordern und dann vorzunehmen, wenn dies die Constatirung eines Verfälschungsfalles erheischt.

§ 6. Von allen dem raschen Verderben nicht ausgesetzten Untersuchungsproben ist wenn möglich ein genügender Theil für eine Nachuntersuchung zurückzubehalten, gesondert zu bewahren und mit dem Namen des Auftraggebers beziehungsweise der Verkaufsfirma zu versehen. Liegt keine Verfälschung vor, so ist der zurückbehaltene Theil zu beseitigen, andern Falls bis zur Entscheidung des Verwaltungsausschusses aufzubewahren.

§ 7. Alle Untersuchungsanträge sind nach der Reihenfolge ihres Eingangs in das Geschäftsbuch unter Angabe der laufenden Nummer, des Tagesdatums, des Namens und der Wohnung des Antragstellers und des Gegenstandes der Untersuchung einzutragen.

Bei Anträgen von Privaten ist zugleich die Bezugsquelle der Waaren zu constatiren und in dem Geschäftsbuche zu notiren. Ist die Angabe der Bezugsquelle bei Zustellung der Probe nicht gemacht, so kann die Notiz bei Zustellung des Untersuchungs-Ergebnisses beschafft werden. Wurde die Waare auf dem Markte gekauft, so genügt die Eintragung des Wortes „Markt“.

Das Resultat der Untersuchung ist in dem Geschäftsbuche in kurzer und bestimmter Fassung einzutragen und schließlich der Taxpreis und die erfolgte Zahlung zu notiren.

Die Verfälschungsfälle sind durch besondere Markirung leicht erkennbar zu machen.

Für Aufträge der Polizei ist eine besondere Abtheilung im Geschäftsbuche anzulegen.

Auch sonst können der Uebersichtlichkeit wegen im Geschäftsbuche einzelne Kategorien gruppenweise in besonderen Abschnitten aufgeführt werden; in diesem Falle ist jedoch dafür zu sorgen, daß die Zeitfolge der Anträge nicht zweifelhaft wird.

§ 8. Das Untersuchungs-Ergebniß ist dem Antragsteller in kurzer und allgemein verständlicher Fassung in geschlossenem Schreiben mitzutheilen, auch in demselben anzugeben, ob eine Verfälschung vorliegt und ob dieselbe gesundheitschädlich erscheint. Bestehen über das Vorhandensein der Verfälschung oder der Gesundheitschädlichkeit Zweifel, so ist der Fall dem Verwaltungsausschuß zur Entscheidung vorzulegen. Die Mittheilung des Untersuchungs-Ergebnisses wird hierdurch nicht aufgehalten, doch ist von Lage der Sache Kenntniß zu geben.

Außerdem ist von jeder constatirten Verfälschung dem Ausschusse zur weiteren Veranlassung Kenntniß zu geben; Denunciationen hat der Vereinschemiker bei der Polizeibehörde nicht anzubringen.

Die Zustellung der Ergebnisse erfolgt so schnellig als möglich durch den Kaufmann oder für auswärtige Auftraggeber durch die Post.

Bei Geschäften, die das Untersuchungsamt regelmäßig und häufig in Anspruch nehmen, ist dahin zu wirken, daß sie sich die Schriftstücke abholen lassen.

§ 9. Die Einziehung der Untersuchungsstare erfolgt mit Uebergabe des Untersuchungs-Ergebnisses. Auf dem Couvert ist zu diesem Zweck der Betrag zu notiren.

Mit Geschäftshäusern, welche regelmäßig und häufig Untersuchungen anstellen lassen, kann die Einziehung periodisch erfolgen.

§ 10. Die königliche Polizei ist hinsichtlich des Tarpreises wie ein Mitglied des Vereins zu stellen.

§ 11. Die Einnahmen aus den Untersuchungen, in Marken oder baarem Gelde, sind zunächst von dem Chemiker zu affirmiren. Auch wird demselben ein Markenbestand übergeben, welcher an Vereinsmitglieder oder Nichtmitglieder gegen Baarzahung überlassen werden kann. Die Verrechnung hierüber erfolgt nach vorbehaltener näherer Bestimmung mit dem Schatzmeister des Vereins.

§ 12. Den Untersuchungen aus eigener Initiative ist besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Zu diesem Zwecke sind Lebensmittel-Proben von den Lebensmittel-Geschäften, mögen dieselben dem Vereine angehören oder nicht, in unauffälliger Weise einzuziehen und der Untersuchung zu unterwerfen. Die Kosten hierfür werden dem Chemiker zur Verfügung gestellt und die Verwendungen mit dem Schatzmeister periodisch verrechnet werden.

In welchen Formen die Einziehung von Proben zu geschehen hat, wird durch besondere Instruction geregelt werden.

Anträge an die Polizei zur Untersuchung von Geschäftslagern können nur vom Ausschusse gestellt werden.

§ 13. Der Vereinschemiker hat innerhalb seines Geschäftskreises die Polizeibehörde bei ihren Maßnahmen zur Bekämpfung der Verfälschungen, namentlich auch auf dem Gebiete der Marktpolizei, bereitwilligst zu unterstützen.

Glaubt der Vereinschemiker einen Auftrag der Polizeibehörde in dieser Richtung ablehnen zu müssen, so hat er den Fall zur Entscheidung des Ausschusses zu bringen.

§ 14. An den Verhandlungen des Verwaltungsrathes und des Ausschusses nimmt der Chemiker, soweit nicht in einzelnen Fällen auf seine Anwesenheit verzichtet wird, mit beratender Stimme Theil.

§ 15. Der Vereinschemiker hat zur Aufrechterhaltung seiner Vertrauensstellung in Bezug auf die Entdeckungen von Verfälschungen sich aller unnöthigen Mittheilungen an Unbetheiligte zu enthalten.

Im Verkehr mit dem Publikum wird demselben Freundlichkeit und Geßälligkeit, soweit letztere mit seinem Dienstobliegenheiten vereinbar ist, zur Pflicht gemacht.

Beigefügt ist ferner die Tare, welche sehr billig gehalten ist und von 1 Mark bis zu 3, für Trintwasser auf 5 Mark steigt, sie umfaßt einstweilen einige 20 Kategorien der gebräuchlichsten Haushaltsgegenstände und rühmend ist hervorzuheben, daß für Arbeiter- und in ähnlichen Verhältnissen lebende Familien die Untersuchungen, vorläufig von Milch und Mehl, kostenfrei angestellt werden sollen. — Von den Ergebnissen der bisher angestellten Untersuchungen sei nur Einiges hervorgehoben. Analysen sind in den Tagen vom 10. Okt. bis 3. Nov. 69, vom 3. Novbr. bis zum 1. Decbr. sogar 110. Von den Untersuchungs-Aufträgen sind 13 vom Bürgermeisteramt Kaiserswerth bei Düsseldorf und 2 vom ärztlichen

Berein in Osnabrück ausgegangen. Grobe Verfälschungen haben sich bei zwei Mehlproben, einer Milch- und einer Weinprobe herausgestellt. Die Mehlproben waren von Kaiserswerth eingesandt (Weizen- und Buchweizenmehl) und zeigten beide erhebliche Beimischungen von Gips. Nach amtlicher Mittheilung ist gegen den Verkäufer, einen Müller, das Criminalverfahren eingeleitet. Bei der gedachten Milchprobe fand sich die Milch ganz abgerahmt und stark mit Wasser gemischt; da dieselbe hier zum Verkaufe gelangt war, so ist der Fall der Polizeibehörde zur Anzeige gebracht. Der erwähnte Wein, angeblich Nierensteiner, von einem rheinischen Handlungshause direkt bezogen, war ein durchaus schlechtes Kunstproduct zu einem nicht unerheblichen Preise. — Eine andere erhebliche Verfälschung ergab sich bei der Untersuchung einer Probe gestoßenen Kanehls und Pfeffers. Beide Proben waren im Auftrage des Untersuchungsamtes bei zwei hiesigen Materialisten gekauft. Dem Kanehl war Ziegelmehl, dem Pfeffer außer anderen fremden Bestandtheilen, namentlich Stärke beigemischt. Beide Firmen haben für die Zukunft die Führung unverfälschter Waaren zugesichert. Der Bestand an verfälschtem Kanehl konnte von dem gedachten Materialwaarengeschäfte an die Bezugsquelle zurückgeschickt werden. Bei der Untersuchung eines Weißweines fand sich eine starke Gallisirung mit Stärkezucker. Zu erwähnen auf dem Lebensmittelgebiete ist noch, daß ein von einer auswärtigen Firma bezogenes Chocoladenpulver sehr wenig Cacaomasse, sondern fast ausschließlich Zucker und gebranntes Mehl enthielt. — Die Analyse einer Tapete ergab bedeutenden Gehalt an Arsen, eines Kinderwagenlebers und des Allen'schen Haarbalsams an Blei. Ein hier gekauftes Vogelbauer, in welchem kurz hinter einander mehrere Kanarienvögel gestorben waren, war mit bleihaltigen Farben angestrichen. Diese Fälle sind zur Kenntniß der hiesigen Polizeibehörde gebracht.

Wir haben geglaubt ausführlicher sein zu sollen, weil dies Beispiel, in seinen Einzelheiten vorgeführt und zugleich den Beweis kräftiger Ausführung liefernd, vielleicht in den Orten zur Nachahmung reizt, wo bis jetzt nur Vereine existiren, die noch in der Fülle jeden guten Deutschen so anziehenden und so verhängnißvollen Statutenberathung stecken. Dann wäre doch immerhin eine Kleinigkeit mehr, als nur der Stoff für einige Couplets in den Vorstadttheatern, erreicht.

Neue Bücher.

- Jhering, R. v., Der Zweck im Recht. Erster Band. Leipzig. Breitkopf Härtel. (12 M.)
- Goldschmidt, Prof. L., Das dreijährige Studium der Rechts- und Staatswissenschaften. Berlin, Reimer (1 M.)
- Parisius, Pub., Deutschlands politische Parteien und das Ministerium Bismarck. Erster Band. Berlin, Guttentag. (4,50 M.)
- Kalischer, Dr. S., Goethe's Verhältniß zur Naturwissenschaft und seine Bedeutung in derselben. Berlin, Hempel. (1,60 M.)
- Keller, Gottfr., Züricher Novellen. 2 Bde. Stuttgart, Göschen. (9 M.)

In Bezichen
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch G. Medlenburg,
NW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4,50 Mark.
Insertionspreis 30 Pf.
für die gewöhnl. Zeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang.

Berlin, 8. Februar 1878.

Nr. 6.

Inhaltsverzeichnis: Ein Engländer über Lessing. Von Karl Grün. II. — Pariser Briefe.
VIII. — Die Scheel-Wagner'sche Erklärung. — Die Berechtigung des Theismus vom Standpunkte
der Seelenfrage. Von Julius Duboc. —

Ein Engländer über Lessing als Philosophen.

Von Karl Grün.

II.

Lessing wußte drei Jahre später etwas mehr von Leibniz, als daß hier eine Monadenlehre aufgestellt hatte. Herr Sime beruft sich auf einen Brief Raumann's vom Jahre 1753, worin Lessing's Arbeit: „Das Christenthum der Vernunft“ fast wörtlich reproducirt werde. Mendelssohn erhielt die Schrift erst das Jahr darauf, 1754. Unser Engländer fügt gleich hinzu: die Schrift enthalte etliche wesentliche Grundsätze, bei denen Lessing später immer geblieben sei. Ferner: „Hier wird nicht mehr angenommen, daß der Mensch zum Thun und nicht zum Vernünfteln geschaffen sei; hier treibt Lessing die Speculation bis zur äußersten Gränze und spricht mit Zuversicht von Dingen, über welche menschliche Wesen gewiß nicht zu festem Urtheil gelangen können.“ Rein, objektiv gewiß nicht, aber subjektiv sind solche Hypothesen wie „Substanz“, „Monaden“ u. „Regulative“ des Denkens, wie Kant sich ausdrückt und erlauben den Rückschluß auf psycho-logische Fundamente, was dann schließlich doch wieder zum praktischen Standpunkt zurückführt, dafern man sich nicht in das Ansich des Abrahadabra absichtlich verbeissen will.

Lassen wir über das „Christenthum der Vernunft“ und Lessing's Leibnizthum Herrn Sime noch eine Weile das Wort: „Betrachten wir die allgemeine Weltanschauung, die uns hier entgegentritt, so müssen wir Lessing zweifelsohne mehr an Leibniz als an Spinoza anreihen. Descartes und seine Schule hatten die entgegengesetzten Welten der Materie und des Geistes scharf contrastirt. Spinoza suchte eine Veröhnung, indem er Geist und Materie (Denken und Ausdehnung) als Attribute der einen ewigen Substanz betrachtete. Leibniz näherte sich dem Probleme von einer andern Seite, indem er das Universum als aus einer unzähligen Menge von Substanzen, oder Monaden, zusammengesetzt ansah. Diese sind nicht von plumper oder materieller Natur; sie sind metaphysische Punkte, ihr eigentliches Wesen ist, daß sie Kraft besitzen. Sowie der gespannte Bogen sind die Monaden, sobald der Widerstand verschwindet, zur Entfaltung ihrer vollen Energie bereit. Ihre Natur als Kräfte bringt es mit sich, daß sie jeden äußeren Einfluß aus-

lebt ihr eigenes Leben, unfähig sowohl zu
 it zu werden. Die Monaden sind alle geistig,
 Vorstellungen können, nach Leibniz, verworren
 B. wenn die Theile eines Gegenstandes nicht
 itel, wenn die Objekte selbst nicht unterschieden
 n Seite, wenn es möglich ist, die Objekte der
 1, sind die Vorstellungen klar; sie sind deutlich,
 ekte unterschieden, adäquat, wenn nicht nur die
 sondern ihre absolut einfachsten Theile erkannt
 naden, die all diesen verschiedenen Vorstellungen-
 niedrigsten sind die Monaden, welche die
 in diesen sind die Vorstellungen noch schlum-
 n sind die Vorstellungen der Monaden zu bil-
 vorden. Thiere haben sowohl verworrene als
 während die höchste uns bekannte erschaffene
 ist, sowohl klare als deutliche Vorstellungen hat
 n kann. Die Urmonade, Gott, hat nur adäquate
 eine Lücke in der Natur, wir schreiten im regel-
 Niedrigsten zum Höchsten; so zwar, daß durch
 richtig verstehen, der ganze Plan und die Ge-
 nt werden kann. In Gott ist das Universum
 von ihm können wir abwärts steigen bis zum
 en Monaden der mineralischen Welt. Keine
 d in unaufhörlicher Thätigkeit, indem sie ihre
 s zum Aeußersten auswirken."

un schon Anhalts genug; auf das Lessing'sche
 und den Auslauf alles „Vernünftels“ im an-
 fen aller Energieen oder Kräfte zu constatiren.
 aristotelische „Entelechie“, die Goethe's Sinn min-
 selte wie die spinozische Ethik; und in dieser
 ist das *Suum esse conservare* (seine Entelechie
 die weite wüste Substanz mit ihren unendlichen

n englischen Text noch ein wenig weiter. „Fragt
 nstische Punkte dazu kommen, ausgebehnte Körper
 Leibniz, daß es so etwas wie Ausdehnung gar
 eine „verworrene Vorstellung“ unserer Sinne,
 niz deutlich, obwohl noch in roher Form, die
 Dennoch können Monaden zu Aggregaten ver-
 Aggregat ist der menschliche Körper, der zum
 ade von höherm Rang als die den Körper zu-
 ist, für den Geist. Da aber die Monaden
 sind und nicht auf einander einwirken können,
 von Körper und Geist möglich? Da kommt die
 „prästabiliten Harmonie“. Wären die Mona-
 dann selbst überlassen worden, so hätte es nie
 nur Anarchie gegeben; deßhalb wurden sie bei-
 t, daß die Bewegungen und Vorstellungen unter-
 paßten. Nach der Cartesischen Lehre, wie sie
 lger ausbildeten, werden die Bewegungen des

Körpers und die Vorstellungen der Seele durch die beständige Intervention Gottes einander angepaßt. Nach Spinoza sind sie Modi der Attribute der einen Substanz. Leibniz behauptet, Geist und Körper seien ursprünglich wie zwei Uhren aufgezogen, und jede, ohne irgend eine Richtigstellung, schlage unabänderlich mit der andern zusammen.

Lessing reproducirt ziemlich genau einige der Hauptlinien des Leibniz'schen Systems. Die Welt, sagt er, besteht aus einfachen Wesen oder Monaden. Das Zusammengesetzte ist nicht direkt erschaffen; es ist nur die Folge der Schöpfung. Diese einfachen Wesen sind so angeordnet, daß sie eine unendliche Reihe von größern und kleinern bilden, welche sich so an einander anschließen, daß keine Lücke zwischen ihnen bleibt. Jedes Glied dieser Reihe enthält Alles, was die untern Glieder enthalten, und noch etwas mehr; aber dieses etwas Mehr erreicht nie die äußersten Gränzen. Da die einfachen Wesen der Welt so geordnet sind, so muß eine Harmonie unter ihnen bestehen, aus welcher Alles zu erklären ist, was unter ihnen, d. h. in der Welt, vorgeht. Und in Zukunft wird diese Harmonie im Bereiche der Naturwissenschaft vollkommen verstanden werden, aber nicht eher, als bis die unmittelbare Erklärung aller Naturerscheinungen erlangt sein wird, so daß nichts mehr zu thun bleibt, als sie auf ihren wahren Ursprung zurückzuführen."

Noch ein paar Sätze Lessing's, aus Sime rückübersetzt, und das Leibnizthum Lessing's steht vollendet vor uns. „Die höchsten Wesen sind Wesen mit Vollkommenheiten, mit Bewußtsein ihrer Vollkommenheiten und der Fähigkeit, ihnen gemäß zu handeln. Man nennt sie moralische Wesen, d. h. solche, die einem Gesetze zu folgen fähig sind. Dieses Gesetz ist ihrer eigenen Natur entnommen und kann nur so lauten: handle nach deinen individuellen Vollkommenheiten! Da in der Reihe keine Lücke vorkommen kann, so müssen Wesen existiren, welche ihrer Vollkommenheiten nicht klar bewußt sind.“ Und dann bricht bei Lessing ab.

Wer aber seinen Lessing kennt, und Hr. Sime gehört zu diesen Kennern, der paßt nie mehr auf, als wenn das Orakel schweigt. Er sagt nämlich stets am meisten, wenn er den Finger auf den Mund legt. Die „prästabilierte Harmonie“, das Wunderwerk des Zusammenschlagens der materiellen und der geistigen Uhr, ist einfach aus der Natur der Monaden selbst erklärt und weiter kein Wesen daraus gemacht. Die einfachen Wesen sind einmal so, meinetwegen „geschaffen“ jedenfalls beschaffen, daß sie sich aggregiren, gruppiren, zu größern und zu kleinern Dingen sich zusammenthun. Sie haben ein Ordnungs- und Entwicklungsprinzip in sich, sie thun's nicht anders, und wenn wir uns auf den Kopf stellen. Das ist die Welt, vom Stein bis zum Philosophen hinauf. Man mag das „zweckmäßig“ nennen, „zielsüchtig“, oder wie man will; man kann sich eine „Teleologie“ daraus zimmern, und diese mit Figürchen illustriren, wie Hr. Caspari im „Kosmos“ thut, oder im Hierophantenton die Welt belehren, daß wir ohne die tatsächliche Entwicklung die Entwicklung gar nimmer begreifen würden: das verschlägt dem Lessing'schen Standpunkt nichts. Ihm ist die Thatsache oder vielmehr der Grundsaß genug, und mit gekreuzten Armen wartet er es ab, daß die Naturwissenschaft die Thatsache bis ins kleinste Detail erhärte. Ihm selbst aber ist die Hauptsache, daß der Mensch das höchste uns bekannte Aggregat

be unser Willen vom Begriffe des Consecutiven nicht loszutrennen ist. Auch das „Lieben“ Gottes wäre uns unzugänglich, wenn nicht das Synonym „Erhalten“ uns zu Hülfe käme. Ist aber das „Lieben“ gleichwerthig mit dem „Erhalten“, so haben auch die „Vernunft“ und der „Willen“ vielleicht ihr Synonym an der „Macht“, an dem Schöpfungsvermögen, d. i. an der Kraft. Lessing liebte ja den Ausdruck „Kraft“ und hielt sich in diesem Punkte zu Leibniz, wie wir ja später in dem Gespräch mit Hr. D. Jacobi bedeutungsvoll genug erfahren werden.

Lessing befand sich unbestreitbar auf dem Wege zu Spinoza, aber soviel läßt sich schon jetzt sagen, zu einem Leibniz'schen Spinoza, zu einem Spinoza, der sich mit dem Individualitäts- und Thätigkeitsprinzip Leibnizens, und auch mit der Theorie der Kraft und der Kräfte vertragen mußte.

In den 60er Jahren war Lessing so voll Leibniz'scher Gedanken, hatte er sich das ihm Wesentliche und Congeniale des deutschen Aristoteles so tief angeeignet, daß er bereits damit zu spielen begann. Man lese doch die wunderbare Satyre auf die Berliner Akademie: „Bope ein Metaphysiker,“ die er 1755 in Gemeinschaft mit seinem Freunde Wendelsohn verfaßte. Hier zeigt sich uns der deutsche Voltaire, soweit ein Deutscher Voltaire sein kann, in seiner tödlichen Strenge. Das ist ein Seitenstück zum „Doctor Akafia“, nicht so drastisch, nicht so populär, nicht so wichtig, aber um so gründlicher, und um so gründlicher vernichtend. Und Hr. Sime unterschreibt das kurz und gut und erklärt den „Philosophen“ Bope für einen plaudernden Dilettanten auf moralische Themata, mit „ästhetischen Platteiten“ obendrein.

Um aber zum Zeichen zurückzukehren, was war denn nun für Lessing die Quintessenz aus Leibniz, was zog er sich aus der ganzen kunstvollen Theorie von den einfachen Wesen, von den Kräften, die sich auswirkend das Universum gestalten und gestaltend erhalten? Was anders als den Begriff der Individualität und der Thätigkeit! Was anders als die Mission des Menschen, des höchsten Collectiv-Individuums, welches alle früheren Aggregationen und Kräfte in sich erhält, „und noch etwas mehr!“ Um zu wissen, welche Philosophie Einer hat, muß man wissen, was für ein Mensch Einer ist. Ja wohl, und wenn man weiß, was für ein Mensch Einer ist, so kann man sich dessen Philosophie selbst ausmalen. In Leibniz fand Lessing die Individualität und die Thätigkeit als Weltprinzipien aufgestellt: das sprach ihm an, das war das Echo seines eigenen Wesens. So weit war er Leibnizianer, und blieb es auch, und auch soweit noch daß die Entwicklung das große Gesetz aller individuellen Thätigkeit, der Selbstbehauptung aller Wesen und ihres Ueberganges in höhere Manifestationen sei. Was weiter noch Leibnizisch war, das behagte ihm minder, das suchte er zu corrigiren, wir werden sehen wie. Aber noch Eines blieb ihm von dem Urheber der Monadologie; wir haben es schon berührt und werden zum Schluß darauf zurückkommen. Vor der Hand begleiten wir Lessing und Hrn. Sime nach Breslau, wo mit dem Studium Spinoza's Ernst gemacht wurde.

Pariser Briefe.

XVIII.

Paris, 6. Februar. Man soll nichts prophezeihen. Der Brief's, den ich in meinem letzten Briefe angekündigt habe, ist in der Nummer der „Egalité“ nicht erschienen und wird auch in der nächsten nicht erscheinen. Nachdem der „Peuple“ wegen Veröffentlichung eines von Rochefort unter Nennung des Verfassers zu tausend Franken se verurtheilt worden ist, konnten sich die Redakteure der „Egalité“ zeh, daß Herr Dufaure alle Pferdekräfte der Justiz in Bewegung setzen im ein Blatt, das Blanqui seine Spalten öffnete, zu vernichten, denn t ist doch schließlich harmlos im Vergleich mit Blanqui. Zudem noch ein anderer Grund zur Reserve: die einzigen Personen der Außen-Blanqui im Gefängniß sprechen darf, sind seine Schwestern, an denen niger Liebe hängt; würde ein Schriftstück von ihm veröffentlicht — Brief, von dem ich sprach, charakterisirt sich schließlich doch durch einige ngen als neu — so würde die Behörde, mit Recht oder Unrecht, glauben, nqui durch die Besucherinnen das Manuscript herausgesandt habe, und men fortan den Zutritt verweigern. Das mag denn Niemand verant- auf jeden Fall nicht, bevor sich in größeren Kreisen, und besonders in adikalen Wahlbezirke, für den „lebenslänglichen Gefangenen“ (ein s Gegenstück zu den „lebenslänglichen Senatoren“) lebhaftes Sympa- ndgeben.

er Wind ist freilich ungünstig für Geschlagene und Gefangene, und lterfahren auf den Dächern trächzen „vas victis.“ Warum hat der uch so maßlos Opposition gemacht? Warum hat er nicht zurückzuhalten n? Nur mit der Politik der Opportunität erreicht man große Re- sagen und die Catone von heute. Geht man den Resultaten auf den so findet sich allerdings, daß sie meist in langen Eratten bestehen, die , wenn sie fällig werden, gegenseitig prolongirt. Die Linke behauptet, n Jahre müsse noch Alles beim Alten bleiben, keine Reform dürfe auch ordert werden, weil die Monarchisten im Senat eine Majorität von Stimmen hätten, die jeden Akt ausbessernder Gesetzgebung vereitelten. uthet Frankreich zu, ein Jahr lang zu vegetiren, eine Art von Re- genten-Dasein zu führen. Man bedeutet ihm, es sei noch immer nicht und und jede Anstrengung könne ihm schädlich sein. Man unterwirft ublik einer einjährigen Quarantaine. Ob sie sich da nicht im Hafen in wird!

Wenn Lamartine 1848 vom hungernden Volke einen Credit von drei 1 für die Republik verlangte, so hatte dies, obwohl es im besten Fall lbsttäuschung war, doch noch einen Sinn. Niemand hatte die Republik sehen, Niemand war auf sie vorbereitet, Niemand hatte ein Programm. t keine neue Situation geschaffen, sondern nur die alte wiederhergestellt es galt, sie zu sichern und auszunutzen; es galt, irgend ein Stück von gram zu verwirklichen, daß die Linke bei den Letzten wie bei den vor-

letzten Bahlen aufgestellt hat. Verwirklichen? Nicht einmal, da doch der Senat und sein etwaiges Veto noch etwas gelten sollen, aber so doch wenigstens fordern, damit dem Volke durch die Abstimmungen, durch das Schicksal der Gesetzentwürfe veranschaulicht werde, wo das Hinderniß des Fortschrittes ruht! Nicht einmal fordern! Schweigen soll die Kammermehrheit, sich duden, als ob sie Minorität wäre, das ist die neueste Theorie des Nationalliberalismus in ausgewachsener Form, auf den unsere deutschen, noch immer nicht zur Regierungsfähigkeit ausgebrüteten Embryonalrepublikaner des linken Centrum mit so lernbegieriger Wiene schauen, wie ein kleines Mädchen auf die Ballfräulein.

Ich weigere mich entschieden, an die Aufrichtigkeit der Motive zu glauben, unter welchen man den Franzosen ansinnt, sich nach ihrem großen Siege vom 14. October ganz so zu verhalten, als ob sie besiegt worden wären, und ihnen weiß machen möchte, sie seien krank und könnten nicht geradeaus schreiten. Auch scheint mir das Volk die Sache nicht sehr kurzweilig zu finden. Wenn es ihm zu bunt wird, so wirft es schließlich seinem Doctor doch noch eines schönen Tages die Medizinflaschen an den Kopf.

Die Wagner-Scheel'sche Erklärung.

Das Organ des Hospredigers Stöcker, der „Staatsocialist“, bringt in seiner Nr. 4 eine weitere Auseinandersetzung des Verhältnisses, in das einige Rathedersocialisten sich zu dem Blatte begeben haben. Die Erklärung lautet:

„Geehrter Herr Redacteur! Sie fordern uns auf, einen Beitrag zur Vertheidigung des „Staats-Socialist“ zu liefern gegen die Angriffe der Presse auf denselben, soweit dadurch unser eigener Standpunkt attackirt wird.

Als Gelehrte, die völlig unabhängig von irgend einem Parteistandpunkt wirtschaftliche und sociale Fragen untersuchen, haben wir nicht die Aufgabe, uns gegen jeden leicht hingeworfenen Zeitungsangriff zu vertheidigen. Noch weniger kann sie uns zufallen als Anhängern des Vereins für Socialreform, weil wir uns bisher nicht haben entschließen können, solche zu werden. Als Mitarbeiter des „Staats-Socialist“ aber fühlen wir einige Verpflichtung dazu, weil es nicht nur Ihnen verdacht wird, „radikale Kritiker“ wie uns zur Mitarbeiterschaft aufgefordert, sondern auch uns, dieselbe angenommen zu haben.

Wir wollen deshalb im beiderseitigen Interesse darthun, was uns an jenen Angriffen unrichtig scheint.

Unser Standpunkt zum „Verein für Social-Reform“ ist Ihnen bekannt: Wir halten das Unternehmen nicht für genügend vorbereitet; wir meinen, daß die Monarchie der Stütze eines solchen Vereins nicht bedarf; wir glauben, daß weder die protestantische Geistlichkeit noch die Kirche im Stande sind, in die sociale Bewegung mit dauerndem Erfolg einzugreifen; wir theilen die politischen und religiösen Ansichten, welche im Vorstande vertreten zu sein scheinen, keineswegs.

Indessen durften uns diese persönlichen Ansichten nicht abhalten, wissenschaftliche Beiträge für das Blatt eines Vereins zu versprechen, der praktisch für eine Idee agitiren will, für die wir seit Jahren theoretisch eingetreten sind: Friedliche sociale Entwicklung durch Reformen im Recht mittelst der Gesetzgebung.

Unserer Ansicht nach muß jeder solcher Versuch, der von einer staats- und reichsfreundlichen Seite ausgeht, willkommen heißen werden. Daß die

reins auf diesem Standpunkt stehen unterliegt doch keinem in bewiesen wäre, daß sie sich einen Nebengewinn für die iche Richtung versprächen, scheint das kein Grund, ihren

Vielmehr können die Genossen aller religiösen und politi-
eit sie auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaftsord-
ein, wenn Vertreter irgend einer Richtung, statt sich nur
id den revolutionären Strömungen gegenüber zu stellen, den
die Quelle zu verschloffen, indem sie die unzufriedenen Ele-
m in die leitenden Kreise, und diese zu gewissem, ihnen be-
adig erscheinendem, Entgegenkommen bewegen.

liberalen und ein Theil der conservativen Zeitungen sich
gegenüber verhalten, daß die Socialreformer als „Nuder“,
l. abgethan werden würden, darüber konnten von vornherein
n, weil unsere Zeitungen theils durch ihren Fraktionsstand-
den sind, theils der Versuchung nicht widerstehen können,
iche Schlagworte mit einer Sache abzufinden, die näheres
: und verdient hätte.

te es wohl keine Partei, keine Zeitung und keinen zurechnungs-
ben, die sich der Einsicht verschlossen, daß die Zustände der so-
klassen unserer heutigen Gesellschaft Versuchen zu materieller
g weiten Raum bieten, und daß die schaffenden Kräfte im
täufiger und energischer organisiert werden sollten; und die
lauben, daß die socialpolitische Strömung von unten herauf,
e einen so breiten und soliden Boden gewonnen hat, daß
als eine vorübergehende Erscheinung ansehen kann, die ohne
ation wieder verschwinden wird.

achen gegenüber kann das Verhalten der besitzenden Klassen
daß sie sagen, wir vertheidigen unsere sociale Stellung und
ie sie sind, ohne jedes Zugeständniß, solange es geht. Ob
le Revolution kommt, lassen wir dahingestellt, uns wird es
1. — Dies ist der bequemste Standpunkt, der jedes Nach-
fragen erspart. Auf ihm scheinen die meisten liberalen
. Aber man sagt: Durch Studium der Volkszustände und
nen, insbesondere auch gesetzgeberische kann die sociale Re-
mindestens aber aufgehalten werden. Dies sollte der Stand-
iven sein und ist der in Wahrheit conservative Standpunkt,
blickliche Interessen, sondern eine ruhige Entwicklung im

den letzteren vorziehen zu sollen, möge man ihn „socialistisch“

wir uns dabei sehr wohl bewußt, daß wir zwar eine Anzahl
Punkte, wie z. B. die Regelung des Verhältnisses von Un-
iter, Reformen im Steuerwesen, Ausdehnung des öffentlichen
isen können, wo mit der Reform einzusetzen wäre, daß uns
Volkswirthschaft umfassender Reformplan fehlt. Ob dies
ibe dahingestellt; jedenfalls aber müssen sich die Angreifer
mindestens demselben Maße zeihen, und die zeitgenössischen
und Politiker insgesamt theilen ihn.

h aber bewegen nicht über ein paar nächstliegende Mittel
ngureichender Wirksamkeit, wie Genossenschaften, Gewerkver-
Fehlrlingswesens, humane Fabrikeinrichtungen und dergl. hta-
diese angeblichen „sicheren Wege“ betreten, ohne zu unter-
„ferneren Ziele“ man eigentlich lossteuert? Wir sind dieser
ern wir suchen mit unserer „radikalen Kritik“ diejenigen
Reformen und entsprechenden höheren Ideen einzusetzen

Für solche Untersuchung sind nun aber gewisse Grundgedanken unabweislich vorgezeichnet, die seit der französischen Revolution die leitenden des Liberalismus waren, und sich zusammenfassen lassen in den Worten: „Verallgemeinerung von Freiheit und Eigenthum.“

Diese Güter waren in den Händen irgend einer Anzahl im Volk immer; durch gewaltsame Umwälzungen und rücksichtslose Hingopferung des Bestehenden sind sie in der Neuzeit für einen bedeutenden Theil des Volks erobert worden; das Streben eines immer größeren Theils, sie zu erlangen, ist nicht mehr ausgemittelt.

Die erste sociale Frage lautet also: wie ist die wirtschaftliche Freiheit zu verallgemeinern? Dies heißt aber heut nicht mehr: wie ist formell die wirtschaftliche Selbstbestimmung zu sichern? — dies ist schon errungen; sondern: wie ist thatsächlich immer weiteren Volkstheilen die Sicherheit und Selbständigkeit der wirtschaftlichen Existenz zu verschaffen?

Die zweite sociale Grundfrage lautet: wie ist das Eigenthum zu verallgemeinern, d. h. ein immer größerer Theil des Volks, sei es in Form des Privateigenthums, sei es in Form des Staats-, Gemeinde- u. s. w. Eigenthums am Besitz des Bodens und des beweglichen Produktionskapitals zu betheiligen.

Dies ist der Boden für wirksame sociale Reformen und dort liegen die gesellschaftlichen Probleme, welche in immer neuen Formen auftreten und Lösung fordern.

In der jüngst vergangenen Periode der Geschichte, in der Epoche der französischen Revolution ist ein mächtiges Stück der Lösung für unsere moderne Gesellschaft geschehen. In der Gegenwart macht die rasche und großartige Entwicklung der technischen Kräfte die socialen Fragen zu brennenden und läßt eine ungleich raschere Entwicklung derselben voraussehen wie in früheren Zeiten. Ihnen gegenüber dürfen heut die Fragen der „Politik“ als weniger bedeutend angesehen werden; die Spaltungen der Parteien wegen der Formen der staatlichen Organisation, die Aufwendungen von Kraft für diese in Fraktionen und Zeitungen erscheinen fast als Euzus, den sich die Gesellschaft kaum gestatten darf.

Denn aber diese Parteien und Zeitungen, ohne selbst irgend Etwas, geschweige denn etwas Besseres angeben zu können, einen Versuch, jene Probleme zu lösen, der von irgend einer ethischen Seite herkommt, zurückstoßen, so veranlassen sie damit die gemeinsamen konservativen Interessen der Gebildeten und Besitzenden und stellen sich auf jenen vorhin gekennzeichneten Standpunkt, der es darauf ankommen läßt, wie lange es noch weiter geht und was das Resultat des schließlichen Kampfes sein wird.

Mag man mit der Art, wie der „Verein für Socialreform“ eingeführt wurde, nicht einverstanden sein, ihn zurückzuweisen halten wir im Interesse der Gebildeten und Besitzenden wie im Interesse der friedlichen socialen Entwicklung für unrecht und unflug, und trotz der Voraussicht, auf wenig Verständnis und viele Mißverständnisse zu stoßen, glauben wir die gewünschte Mitarbeiterschaft an „Staats-Socialist“ nicht ablehnen zu dürfen, welche aufzugeben uns nicht schwer werden wird, falls sie der Verbreitung des Blattes hinderlich sein sollte.

Mit größter Hochachtung

Dr. Adolf Wagner.

Dr. H. v. Scheel.

Berlin, 15. Januar 1878.“

Ueber Undeutlichkeit in Bezug auf die Stellung der beiden Herren Professoren zu den Carnivalsbelustigungen im Handwerkervereinssaale haben sich die Führer der „Staatsocialisten“-Partei nicht eben zu belagen. Wir gehören nicht zu Euch, werden auch, soweit Eure Ansichten uns klar sind, nie zu Euch gehören, wir benutzen Euer Druckpapier und werden leichtem Herzens auch das fahren lassen, wenn Ihr Euch vor uns fürchtet. — Es lautet das A und das B der Erklärung.

idet sich eine Anzahl von Sägen, die an das
it gerichtet sind, denen deshalb ein Bescheid
inscheinend keine Schwierigkeit, denn die berbe
fest mit Rücksichtnahmen und Verlausulirungen
r Faden manchmal ausgeht. Wir vermuthen,
nirten Autorschaft und haben dem entsprechend
m bekannten Doppelstift begleitet, die Wagner-
strich, die Scheel'schen Amendements mit dem
nd damit zu recht befriedigendem Zusammen-
Programmen unsrer politischen Parteien, bei
ie solche graphische Darstellung jedem Zeitungs-

stift auf mit der geharnischten Predigt (Absatz 9)
ldeten Klassen, mit dem Zugeständniß (Abs. 11),
estrebungen eines Schulze-Dehnbach und seiner
haftem oder unzureichendem Erfolge seien, daß
keine dauernden Wirkungen auf die sociale
könne, mit der Versicherung, schon jetzt sei die
geworden (Abs. 18), daß ihr gegenüber das
s ein Lurus erscheine, den sich die Gesellschaft
, und daß die Socialdemokratie („die social-
unten herauf“ wird sie definirt) ohne Reform
der verschwinden werde. (Abs. 7.)

Rothstift deutlich und bekennt ehrlich Farbe.
it seinem Striche soweit links aus, daß wir
t. Das ist in Abs. 9 in dem trostlosen Be-
prechende gesetzgeberische Reformen die sociale
mindestens aber aufgehalten“ werden könne.
ste Arbeit Rothstifts und seiner Genossen die
gehalten werden kann, so unterscheidet sich sein
im moralischen Werthe von dem ihm so ver-
meinen (Abs. 9), „uns wird es wol noch aus-
le déluge ist Beiden gemeinsam Bekenntniß,
ndre bethätigt es, gleich dem Oesterreicher in
: (Abs. 6) „den Muth zeigt, den Strömungen

ir Wilden wirklich bessere Leute: wir glauben
berische Reformen sich die sociale Revolution
rn vollständig vermeiden läßt, ja wir fürchten
diese natürlich immer im staatsanwaltlichen
lut- und Eisenmittel) als Episoden im Ent-
alismus auftreten sollten, das Eisen lenkt den
s seine unfehlbaren Wege weist.

r über diesen Punkt uns mit Rothstift leicht
vertagten, wie Sallustius von den Areopagiten
t auf: nach 100 Jahren! Weit tiefer ist er, so
paare gerathen mit College Blaustift.

eder Versuch friedlicher socialer Entwicklung
en werden, der (Abs. 6) „von einer staats-
te ausgeht.“ „Staat“ — das hätte vielleicht

nach dem Sinn, gegen Bakuninische Anarchie gerichtet zu sein, aber: „reichsfreundlich“ — was in aller Welt sagt zu dieser Kirchthurmsbeschränkung Freund Rothstift, der ja der socialen Frage gegenüber alle „Spaltungen der Parteien wegen der Formen der staatlichen Organisation“ (Abs. 18) für unbedeutend, für Lugus erklärt. Wie denkt sich Blaustift sein „reichsfreundlich“ in concreto? Die Socialdemokratie betheilt sich an den Bahnen zum Reichstage, ihre Abgeordneten debattiren und votiren über Regierungsvorlagen, sie bringen eigene Gesetzesvorschläge ein, die alle Welt für distastabel hält — reicht das zur Reichsfreundlichkeit aus? Ober, wenn nicht, wie weit reicht sie? Von den Frei- — oder sogar den Neu- — Conservativen bis zu Bennigsen — aber auch bis zu Lascher? Vielleicht noch über ihn hinaus bis in die „Partei des Ach nein“ (den Spiritus asper des Ach! haben wir uns, zur Verstärkung des Schreckens, erlaubt an die neueste Entdeckung unseres großen Mikroskopikers anzuschließen), wo sie athemlos zwischen den Stühlen Dänel's und Richter's niederfallen wird? Schwere Frage, Blaustift, und wohlgeeignet für einen Artikel in die „Gegenwart!“

Aber auch innerhalb dieser engen Begrenzung denkt Blaustift über sein Thun nicht gering, denn freuen sollen sich dessen (Abs. 8) „die Genossen aller religiösen und politischen Parteien, soweit sie auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung stehen“. Dieses „soweit“ dünkt uns vielmehr so eng. Auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung stehen wir am Ende Alle, die wir nicht, wie es in der Russenhymne heißt, „sich mit Fett beschmieren und dann im Sonnenschein spazieren“: aber auf dem Boden stehen oder, gleich Antio, aus dem Boden seine Kraft schöpfen, das ist ein Unterschied, den Blaustift scharfer markiren mußte. Die Verartung der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung Zügelhaken aber sind wahrlich nicht geneigt, wie Rothstift es im Abs. 17 fordert, z. B. den Begriff des Eigenthums zu betrachten als eins der „gesellschaftlichen Probleme, welche in immer neuen Formen auftreten und Lösung fordern.“ Während Rothstift in den Absätzen 13—17 so bestimmt, daß man wenigstens die Begrenzung deutlich erkennt, ausspricht, was er für die Hauptsache hält, fährt der Colleague im Blauen herum, daß selbst Apostel Grüneberg seinen Segen darüber sprechen wird. Er riskirt die verwegene Behauptung, daß (Abs. 8) „die Zustände der sogenannten unteren Klassen unserer heutigen Gesellschaft Versuchen zu materieller und geistiger Hebung weiten Raum bieten und daß die schaffenden Kräfte im Volke vielfach zweckmäßiger und energischer organisiert werden sollten,“ und findet (Abs. 8) das Heilmittel darin, wenn man „die unzufriedenen Elemente zum Vertrauen in die leitenden Kreise, und diese zu gewissem, ihnen berechtigt und nothwendig erscheinendem Entgegenkommen“ zu bewegen vermöchte. Den Mann, der dies Wenn und Aber erdacht, setze man getrost bei im „Centralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen“ zur rechten Hand Gneistens! Die leitenden Kreise zu „gewissem, ihnen berechtigt und nothwendig erscheinendem Entgegenkommen bewegen“ — zu etwas, was mir ohnehin schon nothwendig erscheint, mich auch noch erst bewegen wollen: das Wort ist die Blüte nationalliberalster Energie, das Wort ist aber zugleich in seiner Leichtfertigkeit eine von den Phrasen, welche, wie einst die Rochow'sche an die Elbinger, historisch wirken und — nicht zur „friedlichen socialen Entwicklung“.

lustig — wer von Beiden als Penelope bei Tage, an Gewebe gearbeitet, das ist uns und nun wohl illig: jedenfalls ist das Resultat der gemeinsamen L, an dem selbst das lustigste Rädchen die Lust kann und das den „Gelehrten, die völlig unabh- nem Parteistandpunkte wirtschaftliche und sociale (bs. 2) zu sehr schwacher Stunde entrollt ist.

Theismus vom Standpunkte der Seelenfrage.

Von Julius Duboc.

ntesten, gebankentiefsten Leistungen der deutschen t rechne ich Fechner's Versuch einer wissen- und naturgesetzlichen Construction des Theis- h namentlich in der sinnvollen Verknüpfung auch ungen, durch welche dieser Denker seinem Gegen- neuer und unerwarteter, aber stets geistvoll ent- abgewinnt, ist er es nicht minder durch die ud Ausführung. Die geschlossene Abrundung der lenarbeit zu einem System der Weltanschauung hat verhältnissen schon etwas Imponirendes, denn s Wert eines Schwächlings oder eines bloßen vor sich. Wer das Sentblei so tief werfen und enden in die schwindelnde Tiefe blicken kann, es Piloten und das werden ihm selbst diejenigen dem Cours nicht befreunden können, den er auf antenarbeit steuern zu müssen glaubt. Fast noch ussbau seines Systems erscheint mir Fechner in verkünden. Es gehört ja etwas dazu heutigen uben an Engel zu bekennen. Wer einen Auf chaft zu wahren resp. einzubüßen hat, wird sich eßen. Und kaum wird man deshalb einen Stein

Denn mit einem solchen Bekenntniß zieht er z den Boden der Glaubwürdigkeit, des Vertrauens den er doch nöthig hat, um von ihm aus zu reden. Es ist nicht anders. Wer zuerst in ternd auf eine Stelle trifft wie z. B. die folgende die Seelenfrage (Leipzig 1861): „Ich ging an . draußen; die Saaten grüntem, die Vögel sangen, Rauch stieg, hier und da ein Mensch; ein ver- Allem; es war nur ein kleines Stücklein Erde; es oment ihres Daseins; und doch, wie ich das mit idem Blicke aufsaßte, schien es mir nicht nur so und klar, daß es ein Engel ist, der so reich, frisch so fest und in sich einig in dem Himmel geht, ganz dem Himmel zuwendend und mich selbst mit ad, daß ich mich fragte, wie sich die Ansichten der pen konnten, in der Erde nur einen trockenen igel darüber oder daneben in den Leeren des

Himmels zu suchen, um sie nirgends zu finden. Doch diese Anschauung heißt Phantasterei. Die Erde ist ein Globus, und was sie noch sonst ist, ist in den Naturalienkabinetten zu finden“, — der wird vielleicht in einer Regung von Neugier weiter in einem anscheinend so phantasievollen Schriftsteller blättern, aber er wird sich schwerlich gedrungen fühlen, Schritt für Schritt einer mühevollen und verwinkelten Untersuchung zu folgen, die ihm hinlänglich dadurch gekennzeichnet scheint, daß sie auf Absurditäten hinausläuft. Fechner hat sich nun zwar trotz alledem Gehör erzwungen. Seine wissenschaftliche Thätigkeit ist eine zu langdauernde und durch sein Hauptwerk — die Psychophysik — eine zu intensive, um unbeachtet bleiben zu können. Und auch an Zustimmung zu dem Eigenthümlichsten seiner Seelen- und Gottlehre hat es ihm selbst da nicht ganz gefehlt, wo man es kaum erwarten sollte. So gehört der ausgezeichnete, 1866 frühzeitig verstorbene Mathematiker Professor Riemann aus Göttingen zu seinen entschiedenen Anhängern, wie aus dem von H. Weber 1876 veröffentlichten wissenschaftlichen Nachlaß des Genannten (Zur Psychologie und Metaphysik) hervorgeht. Riemann nennt dort die Zend-Avesta (Fechner's Lehre von der Beseeltheit der Gestirne) „ein lebendig machendes Wort, neues Leben schaffend unserem Geiste im Wissen wie im Glauben“ und rühmt die überzeugende Kraft seiner Darstellung, die das Leben der Natur unermesslich vor unserem Blick erweiterte.

In weiteren Kreisen, in dem, was man das große Publikum zu nennen pflegt, ist Fechner bisher nur wenig beachtet worden. Aus zwei Gründen wohl hauptsächlich. Einerseits ist er nicht so leicht zu lesen. Seine Sprache ist zwar weder dunkel noch schwerverständlich, aber da seine Methode die allseitige Durchführung gewisser Analogien (oder was Fechner so erscheint) im Einzelsten bedingt, so ist er gleichwohl schwer zu bewältigen. Er rollt ein Bild auf von großer Anschaulichkeit, falls wir die einzelnen Züge des Bildes alle gelten lassen. Ob wir dies thun, ist freilich die Frage, aber eben diese eine Frage schließt tausend andere in sich. Dazu kommt als Hauptgrund, wie schon erwähnt, das absonderlich-Fremdartige, das wenigstens auf den ersten Blick abstoßend-Bizarre seiner Denkergebnisse. Ein überwundener Standpunkt! Soll man sich ernsthaft bei solchen Phantastereien aufhalten? Mir ist dieser Einwand, der so leicht aus einer gewissen selbstgenügsamen Stimmung des Besserwissens erhoben wird, immer unverständlich geblieben. Ich halte ihn für eine Täuschung und einen Fehler. Alles weist uns in dieser zweifelvollen Welt, in der Schein und Wesen, Schatten und Blendung unsere Erkenntniß verwirren und bestreiten, auf das *audiat et altera pars* hin. Nur die Gattung erkennt. Nur indem wir keine Stimme von Belang, die sich erhebt, ungehört verklingen lassen, arbeiten wir an der Erkenntniß im Sinn der Gattung. Und was sind Phantastereien auf einem solchen Gebiet? Erinnern wir, ehe wir so vorschnell urtheilen, uns doch lieber, daß wir Kinder dieser Zeit sind, die geblendet von den Wandern der modernen Betriebs-Entwicklung, betäubt von ihrem ehernen Getöse, Aug' und Ohr und damit auch den inneren Sinn für das große Weltwunder verloren hat, das uns als Lebenserscheinung gleichwohl auf Schritt und Tritt, im Kleinsten wie im Größten umgibt. Wer sich dieses Characters unserer Zeit bewußt ist, der in seiner Un-

pelt scharf in einem Augenblick hervortritt, wo die alten Irmesslichen gegenüber Stellung zu gewinnen, versagen, b damit auch sich schwerlich das Recht zuerkennen mit „Phantast“ allzu freigebig zu schalten.

— so sollte man denken — sich eigentlich ein ganz ht auf Beachtung und Anerkennung von Seiten der gischen Welt erworben. Denn sein System ist wahr-reichste Leistung, die der Theismus der neueren Zeit weisen hat. An Stelle der trivialen theologischen en herkömmlichen Begriffs-Escamotagen und Unbegreif-wir eine ungleich tiefsinnigere Grundlage der Gottes-sich überall an das Erfahrbare anlehnt und nicht in lung, sondern mit weitgeöffneten Geistesaugen in die end, das Uebersinnliche zu erschauen bemüht ist. „Ein sichtbare Welt, um die unsichtbare zu finden“, wie Zusatz zur „Seelenfrage“ lautet. Freilich die theologische t dabei nicht zu ihrem Recht. „Rechnet man zum - sagt Fechner, „als wesentlich den Glauben an den adiese mit seinen mystischen Folgen, an die unwieder- amnis der nicht Ausgewählten, an die Wunder gegen- natur, an das Abgerissensein Gottes von seiner Welt, paulische, womit die Theologen gemeinhin das Christen- ja woraus sie es erbauen, so ist die Lehre, die hier vor- icht christlich.“ Und weiterhin: „Bevor das Christen- elbst belehrt, belehrt zu dem, was es nach seiner Idee war, bevor es nicht den Bedürfnissen der Menschheit höchste, letzte Rechnung trägt, wird es die Welt nicht sich selbst nicht einig werden können.“ Unbequeme von unberufener Seite, die es aber erklärlich machen, sche System bei den officiellen Kirchenhütern wenig Ansehen genießt. Seien wir unbefangener wie jene agen wir uns der Prüfung einer Weltauffassung nicht, einen begründeten Anspruch, gehört zu werden, erheben on unten nach oben baut oder wenigstens zu bauen Fechner ist ein ausdrücklicher und abgesagter Feind jener sich über die Dinge stellt, ohne vom Grund derselben aufgestiegen zu sein.“ Er vergleicht sie jenem verderb- dem wir unser ceterum censeo ein für alle Mal ent- n.

jede Discussion mit dem Theisten gewöhnlichen Schlags auf einem abweichenden Standpunkt befindet, meistens nd ermügend? Mehrere Gründe pflegen da zusammen- Theist ist entweder ein einfach-Gläubiger. Er ist dies nsbedürfnis, theils indem er einer gegebenen Ueber- r ist von der Zulänglichkeit dieser beiden Stützen völlig nt aber, mir seinen Glauben anderweit wahrscheinlich lann daher auf mich, dem jene beiden Stützen morsch wirken. Oder aber: das theistische Glaubensbekenntnis i Ausdruck: Weltseele zurück. In diesem Fall handelt nur um einen andern Ausdruck für beseelte Welt, d. h.

an einen Standpunkt, der, genau erwogen, immer nur auf einen „poetisch drapirten Atheismus“, wie ich ihn bereits früher bezeichnet,^{*)} hinauskommt und diese Bedeutung hat er für die weitaus größte Mehrzahl seiner häufig sehr gedankenlosen Bekenner. Hier offenbart sich uns nichts anderes als ein letzter verblässernder Reflex, der am Himmelstrand noch verweilt, während die leuchtende Sonne der theistischen Weltanschauung schon unter den Horizont hinabgesunken ist. In einem zweiten Fall soll der Ausdruck: Weltseele mehr bedeuten, aber er schwebt in einem metaphysischen Begriffsnebel, mit dem wir, die wir diese höchste Potenz, wenn überhaupt, jedenfalls nur aus dem und im Zusammenhang des sinnlich Erfassbaren zur Realität wollen erwachsen sehen, nichts anfangen im Stande sind. Bei Fehner ist das nun alles anders. Redet er ein einfacher Ueberlieferungsgläubiger, der eine Wahrscheinlichkeitsberechnung seines Glaubensinhalts verschmähzt und verschmähen darf, noch ist er Metaphysiker. Seine Weltseele hat, so zu sagen, Hand und Fuß. Sie steht auf dem Gegebenen und zwar auf dem, was dem sinnlichen Menschenwesen als Realität gegeben ist. Wenn Fehner sie einer „Welt aus Seelenstaub“ — um mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen^{**)} — entgegenstellt und überordnet, so thut er dies doch nur, weil er überall Thatsachen wahrzunehmen glaubt, die richtig gedeutet und, vom Untersten, sinnlich-Gewissesten anfangend, in geordneten Zusammenhang gebracht, ihm den Bestand einer Weltseele zu verbürgen und zu enthüllen scheinen. Mit diesem Standpunkt läßt sich daher discutiren.

Zwar nicht ganz so uneingeschränkt läßt sich das, was ich hier — von meinem Standpunkte aus — Fehner zum Lobe nachgesagt habe, in Bezug auf gewisse allgemeinste Principien seines Gedankenganges aufrechterhalten und ich will in Bezug darauf wenigstens einige Punkte hervorheben, die uns trennen, ohne allerdings, was schon die Grenzen dieses Aufsatzes weit überschreiten würde, auf den Gegenstand in seiner Breite und Tiefe einzugehen. Fehner ruft überall die „Erfahrung“ an. Sie ist ihm das Maß des Wirklichen. „Alles, was wirklich ist, muß seine Wirklichkeit durch Erfahrbarkeit oder Wirkung im Erfassbaren beweisen.“ Man läßt sich diesen Satz gefallen, ja es scheint, als ob Fehner uns auf diese Weise sehr nahe rückt. Wie erfährt der Mensch denn etwas außer durch und auf Grund seiner Sinnesthätigkeit? Es scheint hier beinahe nur noch ein Schritt zu sein bis zu dem Satz im Feuerbach's „Grundsätzen der Philosophie der Zukunft“: „Wenn zu einem Object des Denkens das Sein hinzukommen soll, so muß zum Denken selbst etwas vom Denken Unterschiedenes kommen. Diese von mir als Denkendem unterschiedenen Zeugen sind die Sinne“. Allein davon ist natürlich bei Fehner keine Rede. Weiterhin spricht dieser

*) Vergl. Das Leben ohne Gott (Hannover, Klümper 1875) S. 4.

**) Fehner ist ein zu klarer Kopf, um von „seelenlosen Staubmassen“ zu reden, wie theologischer Mißverstand und dies gelegentlich vortrübt (vgl. meine gegen Prof. Pfeiderer gerichtete Schrift: Das Leben ohne Gott und die Kritik der protestantischen Kirchenzeitung. Bonn. E. Strauß, 1877). Er begreift, daß man Atheist sein kann ohne die Bedeutung des Seelischen zu leugnen. Viel scharfer und treffender ist offenbar die von ihm gewählte Bezeichnung: „eine Welt aus Seelenstaub“.

ichkeiten und zwar wie? „Was aus der Ver-
ungen im Denken abstrahirbar ist oder zur Ver-
ungen im Denken nothwendig ist, ist auch als ein-
endes und hiermit Wirkliches in höherem Sinne
läßt sich also das bloß Gedachte, sofern es noth-
der Verknüpfung der Erscheinungen) gedacht wird,
ales Sein. Dadurch wird denn auch das Atom,
s keiner Erscheinung fähig“ zur Realität, indem
heit der körperlichen Erscheinungen als Schluß-
nenhanges abstrahirt ist“. Ueber das Pro und
hre werde ich hier natürlich nicht Buch führen,
rt: „Schlußpunkt“ sei in seiner allgemeinen Bedeu-
itprozeß noch mit einer Bemerkung bedacht. Einen
einen Endpunkt zu setzen, erscheint dem Menschen
hm so geläufig. Er handhabt es wie ein Urrecht,
Inwendung bringen darf und er ist sehr geneigt,
tachen. Und doch — haben wir denn darin eine
thwendigkeit wie beim Causalitätsgesetz“) anzuer-
leich ein unbedingtes Denk-Recht ergäbe? Wir
ich ebensowenig vorstellen, daß die Gesamt-Er-
ein Ende (räumlich oder zeitlich) hat, als daß sie
uns ein räumlich- oder zeitlich-Endloses überhaupt
mögen. Positiv kann ich mir immer nur ein-
: hat, neben einem andern Ding, das ein Ende
ich dabei, so gelange ich zu einer zwar nicht un-
en Begriff nicht zu fassen vermag — aber unüber-
Darin einbedungen liegt aber auch, daß ich auf das
inen Schlußpunkt zu setzen, Verzicht leiste und dies
assung des Menschen, für den das „Höchste“ und
das, was am Schluß liegt oder den Schluß bildet,
solle spielt, von weittragender Bedeutung.**“) Doch
und ebenso beiläufig die Bemerkung, daß das Hin-
inlebens in das Bewußtsein, so daß immer, wenn
rd, gleichzeitig die ganze functionirende Thätigkeit
ie Sinnlichkeit) mit einbegriffen ist, leicht Ver-

(Fortsetzung folgt.)

rt findet sich meine Auffassung desselben in dem Aufsatz:
ungen des Idealismus in „Gegen den Strom“. (Hanno-

t trifft dieser Punkt die so zu sagen spezifische Differenz
Atheismus, wie er wenigstens für eine gewisse Seite der
des Ding muß doch einen Grund haben.“ Einverstanden;
cht auf dem Boden des Causalitätsgesetzes, das als Denk-
men ist. „Die Gesamtheit der Dinge muß aber auch
en, einen Urgrund, der einen hinter sich liegenden Grund
Nicht einverstanden, denn diesen Schlußpunkt zu setzen
ngebildetes Recht, welches daraus abgeleitet ist, daß jedes
chte, allerdings einen Endpunkt hat, wobei ich aber ver-
daneben wieder ein Ding steht, welches einen Anfang
o Ende sich also in unübersehbarer Reihe berühren. —
ch oder zeitlich) so angeschaut, ist also nur das, dessen
bsehen kann.

zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch G. Reichenburg,
NW. Frankfurterstr. 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4,50 Mark.
Insertionspreis 20 Pf.
für die gespalt. Zeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiss.

6. Jahrgang.

Berlin, 15. Februar 1878.

Nr. 7.

Inhaltsverzeichnis: Unsere hundertjährige Freundschaft mit Rußland. — Eine Liebes-
werbung Raffaele's. — Die Berechtigung des Ehetums vom Standpunkte der Seelenfrage. Von Julius
Duboc. (Fortsetzung.) — Zur Ventatsch-Degele.

„Unsere hundertjährige Freundschaft mit Rußland“.

Vorstudie zum Kongreß.

I.

Die Türkei liegt am Boden, blutet aus allen Wunden und kann die Vertheidigung der allgemeinen Interessen, die sie nolens volens bis jetzt geführt hat, nicht weiter übernehmen. An ihre Stelle tritt jetzt die Konferenz oder der Kongreß der europäischen Mächte, von welchen Rußland die Sanction seiner Resultate verlangt. Was es unter diesen Resultaten versteht, das ist durch verschiedene diplomatische Mittheilungen eben so verschieden aufgestellt worden. Jedenfalls liegen auch bis dahin geheime Abmachungen zwischen Rußland und der Pforte vor, die erst auf dem Kongreß an's Tageslicht zu zerren sein werden. Das Wichtigste scheint in den folgenden Punkten enthalten: Die Retrocession des Stüdes Bessarabien, welches seit 1856 zur Moldau geschlagen worden war, daher jetzt zu Rumänien gehört, sei es nun, daß die Donaumündungen jetzt gleich von Rußland gefordert werden, sei es, daß die Silia-Mündung zunächst die Gränze bilden soll. Eng damit im Zusammenhange steht die zukünftige völkerrechtliche Stellung desselben Rumäniens. Bis jetzt verlautet nur etwas von der „Unabhängigkeit“ des Fürstenthums, nichts von dessen „Neutralität“. Der Unterschied ist gewaltig. Ein „neutrales“ Rumänien, ein östliches Belgien, kann sich Europa und speziell Oesterreich gefallen lassen, besonders mit freier Donau *jusque dans la mer*. Ein bloß „unabhängiges“ Rumänien kann den Tag nach dem Friedensschluß mit Rußland pactiren und die Donaumündungen gegen ein Stück Landes nach dem Donestier und Podolien zu abtreten. An der freien Donau hat auch Deutschland ein unleugbares Interesse.

Für Oesterreich im Besondern kommt dann in Betracht die projectirte Vergrößerung Serbiens; Oesterreich hat mit dem serbischen Element in Südungarn bereits hinlänglich zu schaffen, wie der Prozeß Miletißch während des Krieges bewiesen hat. Ein vergrößertes Serbien würde eine noch größere Anziehung auf nationale und linguistische Trümmen ausüben und die ungarische Regierung beständig in Kontri-
bution setzen.

ist für Oesterreich wichtig die angebrohte „Autonomie“ der Herzogewina, zweier unmittelbarer Gränzländer von it vorwiegend slavischer Bevölkerung. Da Oesterreich nicht it besitzt, diese Provinzen zu assimiliren, da es sich zu dem wischen Cis- und Transleithanien nicht noch einen dritten fien kann, der wieder nach einer andern Richtung tendirt, Pflicht, ein scharfes Auge auf die bosnisch-herzogewinische zu richten, um sein dalmatinisches Küstenland in Ruhe zu

kommt die Frage nach der Verfassung und der Ausdehnung Fürstenthums“ Bulgarien, welches jetzt für Rußland die is einnehmen soll, um eines schönen Tages ebenfalls durch a Brüder“ aus Moskowien „befreit“ werden zu können. Verbleiben der russischen Armee zu beiden Seiten des z bis zur Abzahlung der rein imaginären Kriegsschädi- Oesterreich gradezu unerträglich, und es müßte, basern der helfend eintritt, eine Kriegsfrage daraus machen, so precht and seiner Finanzen, so trostlos die volkswirtschaftlichen m Lande auch sind.

and, welches noch kürzlich ein besonders freundschaftliches Wort nach Wien richtete, sieht alle diese Unzuträglichkeiten ebenso gut ein wie Oesterreich selbst; es liegt auch durchaus tschlands Interesse, die Brandmauer zwischen Germanen das so glücklich gelegene Mittelreich der germanischen Ost- äbigen oder gar zerstören zu lassen. Oesterreich-Ungarn natürliche Weg für den deutschen Export ins Schwarze a die Levante. Russische Zollbarrieren, Flußabsperrungen schlüsse würden auch dem deutschen Handel und besonders t präjudiciren.

gen noch weiter. Auch die Meerengen-Frage, so spezifisch asieht und zumal absichtlich dargestellt wird, hat ein öster- d ein deutsches Interesse. Deutschlands Flotte ist schon tend geworden und ist zu größerem Wachsthum bestimmt.

dürfen Deutschland und Oesterreich zugeben, daß Bosporus len für russische Kriegsschiffe ausschließlich geöffnet werden.

Straßen absolut nicht mehr unter türkischem Verschluß ffen sie allen Mächten offenstehen; die Anlage eines rus- litar am Eingange in den Bosporus oder die Einräumung im Marmormeere für russische Schiffe wäre eine Thorheit, ht England allein, sondern Europa mit aller Macht pro-

. Da liegt ein allgemein europäisches Interesse ersten

its dieser unleugbaren Thatsachen dürfte die Frage erlaubt das deutsche Reich bis dahin so entschieden russenfreundlich

Die Entscheidungen der Konferenz stehen noch aus, und die Zwischenfrist zur Beleuchtung des historischen Verhält- a Preußen-Deutschland und Rußland. Sollte jetzt endlich sche Räthsel, welches die Berliner Offiziösen der Welt seit g aufgegeben haben, sich auf der Konferenz in einem der dem Rechte gemäßen Sinne selbst lösen, so würden wir

wegen eines diplomatischen Hinterhaltes mehr oder weniger nicht großen. Aber der Augenblick ist ernst und verträgt daher wohl ein ernstes Wort.

Genauer als es in einer Ueberschrift thunlich ist, sagte der deutsche Reichskanzler in der vorletzten Session des Reichstags: „Unsere hundertjährige, historisch begründete Freundschaft mit Rußland“. Man hat die Wahl zwischen zwei Auffassungen. Entweder ist „historisch begründet“ ein folgender Zusatz zu „hundertjährig“: „hundertjährig, also gewiß historisch begründet“; oder die „hundertjährige Freundschaft“ war schon vor hundert Jahren auf „historischem“ Fundament basirt. Die erstere Auslegung hat etwas Anstößiges; denn die vor hundert Jahren entstandene Freundschaft ruht auf der Theilung Polens, auf einer Thatfache, die Joh. v. Müller so bitter charakterisirt hat, und deren Moralität uns ins Gedächtniß zu rufen, grade während eine anderweitige Theilung projectirt schien, keinenfalls das Verdienst eines guten Apropos haben würde. Die zweite Auslegung der „historischen Begründung“ ist selbst historischer begründeter, wenn auch nicht grade schmeichelhafter für diejenigen, in deren Namen gesprochen wurde.

Die „historische Begründung“ der Freundschaft zwischen Rußen und Preußen ist nicht hundert-, sondern dreihundertjährig. Ivan der Schreckliche wandte sich vor 300 Jahren (1581) an den Papst Gregor XIII. mit der Bitte um dessen Vermittlung zwischen Rußland und Stephan Bathory, König von Polen, dessen der grimme Czar im Kriege nicht Meister zu werden vermochte. Der Papst entsprach dem Wunsche des Arzters; eine Gesandtschaft von Jesuiten machte sich auf den Weg, an ihrer Spitze der auch sonst nicht unbekannte P. Possevino. Dieser schlaue Vater brachte auch richtig den Frieden von Limerowa-Porta zu Stande: die Beschreibung der diplomatischen Mission liegt vor in dem Buche: *La Moscovia del Possevino* (ed. Mantovana). Man traut seinen Augen nicht, wenn Possevino von den Endabsichten der moskowitischen Politik redet; der Schrecken über das Testament Peters I. wird da im strengsten Wortverstande antiquirt. Es heißt nämlich wörtlich dort also:

„Und jener Johann (Iwan), Sohn des Basilus (Wassili), hat außer jenen vielen Tugeln, vermöge deren er Czar, d. i. König von Kasan und Astrachan genannt sein will, auch noch jüngst, als er an die Türl. u. schrieb, sich „Kaiser der Deutschen“ zu nennen beliebt. Da er nun sein Begehren auf Livland und auf (Ost-) Preußen gerichtet hatte, indem er vorstühete, ein Blutsverwandter des Cäsar Augustus zu sein, welcher „der Preuße“ genannt worden sei, und von dem er abstamme, und da er seine Freundschaft mit Karl V. und dessen Bruder Ferdinand, und mit Maximilian, dem Sohne Ferdinands, mit Vorliebe zur Schau trug: so kann man leicht begreifen, was er in Betreff des weitem Deutschlands und des Abendlandes im Sinne gehabt. Gewiß, der Zwiespalt der christlichen Fürsten, die verschiedenen pestilenzialischen Reperaturen, seine eigenen Erfolge in Livland, Kasan und Astrachan, welche jüngst überwältigt worden; die hohe Meinung, die er von seinem eigenen Schisma, ich sage nicht Religion, hegte, nährten jene Hoffnungen in ihm, indem er sich überzeugt hielt, von Gott erwählt zu sein als ein leuchtender Stern, die ganze Welt zu erhellen. Es erhöhten noch seine ganze Hoffnungen einige Gesandtschaften, die seine Gunst und Hülfe nachsuchten,

andere Person zu bringen. So war denn in der Nähe jenes Fürsten lebte, obgleich dieß nicht besonders gut stand, das Andenken an ihn noch nicht geschwächt, sein Geist war viel. Endlich wurden seine Hoffnungen noch größer, fürsten Briefe erhielt, in welchem jener die Ketzererei in seinem Gebiete pries. Der Czar Katholiken, die er Römer nannte, Ketzer werden dann mit Leichtigkeit unterwerfen könnte. seiner Härte gegen Alle die baldige Verwirklichung jene Härte meinte er jedes ihm entgegen zu entfernen, da der Schrecken vor ihm schon gedungen wäre und er aus demselben Grunde ihn zu dem Uebrigen zu eröffnen". ngen mit Bosservino drangen die moskowitischen tel „Czar“ für ihren gestrengen Herrn. Sie nischen Kaiser Arkadius und Honorius hätten Bladimir die Kaiserkrone geschenkt. Als Bosservischen Kaiser hätten 500 Jahre vor Bladimir „So haben zwei andere Kaiser später wieder

b' unerhörter politischer Mythologie diene folgenreformation in der zweiten Hälfte des Deutsche, darunter auch Bayern, in großen trieb, ließ Iwan der Schreckliche ausbreiten: Isbachern ab! Woher stammte er nicht? Von Prusso, Borussus genannt hätte; von den natürlich, da ja Iwan III. eine Prinzessin aus den vertriebenen Herrscherhause in zweiter Ehe Wittelsbachern zu guterlegt. Daneben haben dem Bladimir die Kaiserkrone geschenkt, also dern Male und das abendländische Kaiserreich schlichte, sich „Kaiser der Deutschen“ zu nennen. indes durch die religiösen Ketzerereien gaben der e Zuversicht, die Unterwerfung Aller vermöge zu vollbringen.

mit Kleinen, durch die Zeit bedingten Abändere zu lesen, das panslawistische Evangelium von ur daß Iwan der Schreckliche sich seitdem in ren getheilt hat, in einen Czarismus von der talismus von der strengern Observanz. Die und das Erbe der Comnenen wird ja soeben

ch, wie der Convent, auf den „Schrecken". bereits zu seiner Zeit Lithauen und Livland ber Esthland, Ingermanland, Polen, die Krim, er ist soeben über Rumänien und Bulgarien ebensenhaupt bereits über den Balkan hinaus, im Marmormeere zu spiegeln.

Die „historische Begründung“ der „100jährigen Freundschaft“ bestand also darin, daß der schreckliche Zwan behauptete, Borussia, d. h. Befieger und Herr der Preußen zu sein. Sehen wir jetzt weiter zu, wie sich die also „begründete“ Freundschaft vor 100 Jahren gestaltete.

Eine Liebeswerbung Lassalle's.

Er steht allmählig aus seinem Grabe auf. Immerhin rasch haben die persönlichen Sympathien und Antipathien, die so heftig um diesen Namen stritten, sich in einen schlichten Hintergrund zurückgezogen; der fanatische Cultus, den die Einen ihm widmeten, hat sich abgetüht, seitdem die Bewegung, die er ins Leben rief und zu organisiren versuchte, auf andren Bahnen andren Zielen zutreibt, und andererseits werden wohl nur noch die Einzelnen, an denen er zu empfindlich die Strafe des Karas vollzog, sich heute noch damit trösten wollen, er sei eigentlich doch nur ein Sophist und Blagueur gewesen. Vielmehr tritt mehr und mehr das seine Urtheil in sein Recht, das Deine über ihn fällt, als er in Barnhagen am 3. Januar 1846 schrieb: „Mein Freund, Herr Lassalle, der Ihnen diesen Brief bringt, ist ein junger Mann von den ausgezeichnetsten Geistesgaben: mit der gründlichsten Gelehrsamkeit, mit dem weitesten Wissen, mit dem größten Scharfsinn, der mir je vorgekommen, mit der reichsten Begabung der Darstellung, verbindet er eine Energie des Willens und eine Habileté im Handeln, die mich in Erstaunen setzen, und wenn seine Sympathie für mich nicht erlischt, so erwarte ich von ihm den thätigsten Vorschub.“ (Aus Büdler's Nachlaß wissen wir seitdem, daß es sich darum handelte, durch Lassalle's Vermittelung die Fürsprache des „Verstorbenen“ bei Karl Deine zu gewinnen. Diese wurde allerdings bereitwilligst gewährt, erzielte aber nur eine höchst philiströse Ablehnung von Seiten des Hamburger Bankier. S. den Nachlaß Büdler's. III. 404) „Jedenfalls war diese Vereinigung von Wissen und Können, von Talent und Charakter, für mich eine fröhliche Erscheinung. . . Herr Lassalle ist nun einmal so ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die Nichts von jener Entsagung und Bescheidenheit wissen will, womit wir uns mehr oder minder heuchlerisch in unserer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefahelt. Dieses neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenkäffen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flenkten, und waren doch vielleicht glücklicher, als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegengehn.“

Von dieser Seite, als „Sohn der neuen Zeit“ gewährt in der That Lassalle den ausgeprägtesten Anblick, nur so mischt sich Licht und Schatten in richtiger Weise und diese Voraussetzung muß das ethische wie das ästhetische Urtheil stets im Auge behalten, wenn es gerecht gegen ihn sein will. So tritt die Rücksichtslosigkeit seines Wesens nicht als Hybris der einzelnen Person, sondern als Sturm und Drang des in ihr lebenden Gedankens hervor und gewinnt typische Bedeutung.

Das Buch von Brandes, über das diese Zeitschrift schon ausführlich berichtet hat, hat den Anfang mit einer unbefangenen Würdigung ge-

macht und damit weicht, wie es scheint, die Scheu, sich zu näheren Beziehungen zu bekennen, in denen Lassalle hier und da gestanden. Die Hinterbliebenen von Robbertus haben sich entschlossen, demnächst die Briefe zu veröffentlichen, in denen Lassalle sich mit dem scharfsinnigen Nationalökonom über die Differenzen in ihrer socialistischen Anschauung auseinandersetzte. Leider werden es nur die Briefe Lassalle's sein, die hierdurch bekannt werden, da von der andern Seite keine Willfährigkeit gezeigt worden ist, die Antworten von Robbertus ebenfalls herauszugeben, aber für den wissenschaftlichen Werth auch dieser einsichtigen Correspondenz spricht es, daß Ad. Wagner der Herausgeber sein wird. Einen noch interessanteren Einblick in eine Seite des Lassalle'schen Wesens, die bisher am wenigsten authentische Zeugnisse von sich sprechen ließ und darum der größten Verunstaltung ausgelegt war, gewährt uns der jüngst veröffentlichte Liebesbriefwechsel Lassalle's mit einer jungen Russin.*) Die äußern Schicksale dieser Schrift sind kurz zu erwähnen, an sie einiger Streif getnüpft hat.

Die Briefe Lassalle's erschienen zuerst in einer angesehenen Petersburger Zeitschrift. Es hatte den Anschein, als wären sie aus dem Nachlasse der Dame, zu welcher Lassalle vor 18 Jahren in ein rasch vorübergegangenes Verhältniß getreten war, veröffentlicht worden und als walteten bei dieser Herausgabe noch jezt mancherlei Discretionsgründe ob. Denn die Einleitung zu den Briefen sprach über die Persönlichkeit der jungen Dame und ihres Vaters, den sie auf einer Badereise nach Baden begleitet hatte, so wenig, die Notizen, welche als Bindeglieder zwischen die einzelnen Briefe eingeflochten waren, sprachen so knapp und farblos von den Empfindungen, welche in dem jungen Mädchen durch die Werbung Lassalle's erweckt werden mußten, nur einmal kam es zu einer Schilderung, als es sich darum handelte, von einem Besuche bei Lassalle in Berlin und von seiner damals bei ihm anwesenden Familie zu erzählen, so daß das durch die ganze Composition gehende Bestreben, den Liebeshandel zu einem Monodrama zu gestalten, fast unnatürlich erschien. In dieser Form erschien die Mittheilung, ins Deutsche übersetzt, im Feuilleton der Frankf. Ztg. Inzwischen hatte Brockhaus das Verlagsrecht für Deutschland erworben, und zwar für eine deutsche wie eine französische Ausgabe, welche letztere, laut der Buchhändlerankündigung, insofern ein besonderes Interesse haben sollte, als sie die Briefe Lassalle's im Originalwortlaute — denn er hatte französisch correspondiren müssen — enthielten. Das war nun zwar in der unten angeführten Ausgabe der Fall, aber gleichzeitig bot sie die unangenehme und nach dem Vorangegangenen schwer erklärliche Enttäuschung, daß die ohnehin dürftige nebenhergehende Erzählung, die sich in der Frankf. Ztg. gefunden hatte, hier ganz zusammengeschwunden war, alle andern episodisch mitspielenden Personen und Umstände ganz in den Nebel sich zurückgezogen hatten. Und doch war gerade in diesen kleinen Bügen, z. B. der stürmischen, sich um den gesellschaftlichen Zwang wenig kümmernden Art seines Werbens, in der Schilderung der Lassalle'schen Wohnung, in dem Auftritt mit seinem Schwager, dem ja auch aus Heine's Leben schon bekannten

*) Une page d'amour de Ferdinand Lassalle. Récit. Correspondance. Confessions. Leipzig, Brockhaus. 128 p.

„Ritter Friedland“, so viel Charakteristisches, ja vielleicht für den Ausgang des Liebeshandels Entscheidendes, daß diese Weglassung ein grobes Räthsel bleibt. Aus dieser Verwunderung entstand leicht ein Mißtrauen und da sich auch andre Punkte des Anstoßes fanden (so z. B. die Frage nach den Sprachfertigkeiten des alten Russen, der stets nur durch die Verdolmetschung, die ihm durch die Tochter wird, von den Briefen Lassalle's Kenntniß nimmt, während dieser doch anderseits das verständnißvolle Einvernehmen rühmt, das im mündlichen Verkehr sich zwischen ihm und dem Vater hergestellt habe), so erhob sich von socialdemokratischer Seite bald der Schrei: Fälschung. Daran glauben wir nun nicht.

Erstens ist das Argument, auf das diese Anklage sich stützt, sehr hinfällig. In dem Briefe Lassalle's (S. 49 der franz. Ausgabe) heißt es: „Aber, Sophie, ich bin ein politischer Mann, ja was mehr sagen will, ich bin in der Stellung eines Parteiführers“. Man will daraus schließen, daß Lassalle 1860 — von da datirt der Brief — nicht in der Lage gewesen sei, zu sagen, daß er Parteiführer sei. Denn Führer der „socialdemokratischen“ Partei sei er damals noch nicht gewesen. Freilich nicht, aber wer will ihm das Recht bestreiten, sich damals bereits als Chef einer Partei zu fühlen, die nur eben nicht so scharf begrenzt war, wie die einige Jahre später von ihm organisirte? Ist doch dieser Ausdruck keineswegs vereinzelt! In demselben Briefe, und mit noch weit genauerer Bezeichnung der Daten, sagt er (S. 87), daß in Folge des Prozesses über den Raffetten-Diebstahl, er „von der demokratischen Partei des Rheinlandes offen als einer ihrer ersten Führer“ anerkannt worden sei, und wenige Zeilen später weist er (S. 89) die Schuld, warum die Gräfin Dagseldt im Verlaufe ihres großen Prozesses einmal eine Reihe von ungünstigen Entscheidungen zu verzeichnen hatte, nur dem Umstande zu, daß er, Lassalle, damals „der verhaßteste Chef der Revolutionspartei in der Provinz“ gewesen sei, zu. Das Alles spielt aber Anfangs der 60er Jahre und wenn es auch damals in der That noch keine „socialdemokratische Partei“ gab, so steht doch auch nichts der Annahme entgegen, daß Lassalle mit der „Partei“, deren Führer er sei, eine demokratische oder republikanische meinte, wie sie ja in der That in dem Anfang der 60er Jahre noch glaubte sich bilden zu können. In diesem selben Briefe findet sich ja eine Andeutung, welche doch schwerlich von „socialdemokratischer“ Seite als ihr entsprossen anerkannt werden wird. Lassalle macht die junge Freundin, deren Herz er bestürmt, darauf aufmerksam (S. 58), es könnten „gewisse Ereignisse eintreffen, durch welche eine Fluth von Aufregung, Lärm und Glanz“ über ihr Leben sich ergießen würde. Im Zusammenhange mit der vorangehenden Vorstellung, daß sie, als seine Frau, von der vornehmen Gesellschaft Berlins ausgeschlossen sein würde, scheint es uns wenigstens ziemlich klar, daß mit diesen „Ereignissen“ keineswegs eine socialdemokratische Entwicklung gemeint sein konnte, welche doch wahrlich mit den von Lassalle an dieser Stelle seines Briefes so genau geschilderten Abstufungen des von ihm nichts zu thun hätte, sondern nur ein Sieg der „bürgerlichen Demokratie“, der der Gemahlin eines „Chefs“ allenfalls noch erlauben würde, dann einen Hof um sich zu bilden und, wenn auch nicht die Krone, doch deren Diamanten zu tragen.

Scheint uns also dieser eine und einzige Grund nicht hinreichend,

hier eine Fälschung zu vermuthen, so kommt zweitens die alte Juristenfrage hinzu: Cui bono? Wem zu Nutzen sollte denn wol so künstlich, durch drei Sprachen hindurch, eine solche Mystification geschehen sein? Auf die gleichbereite Antwort, es handle sich um den Honorargewinn, den irgend ein Literat damit erzielt habe, antworten wir weiter unten. Näher liegt uns die Frage — und sie scheint entscheidender: Sollte dem Andenken Lassalle's damit genügt oder geschadet werden? Darauf aber giebt es nur die Antwort: daß weder das Eine noch das Andere beabsichtigt gewesen sein kann. Wenn die „Deutsche Allg. Ztg.“ zur Abwehr in diesem Fälschungstreite schreibt: „daß die Socialdemokratie über das Erscheinen der . . . Broschüre nicht sehr erfreut sein würde, war vorauszu sehen, da der von ihr so gefeierte Arbeiterführer darin vielfach in ganz anderem Lichte erscheint, als sie es wünschte“ — so ist das einfach die „berufsmäßige Unwissenheit“: die „Socialdemokratie“ hat allzeit mit ihrem Lassalle nur so gerechnet wie er eben war, sie ist, soweit und solange sie ihn als ihren Führer zu betrachten hatte, auch nie im Unklaren darüber gewesen, daß grade die aristokratische Seite in Lassalle — und darauf zielt doch wahrscheinlich die obengenannte Zeitung — ganz wesentlich zu seinen Erfolgen als Volksführer beigetragen hat; sie hat also, soweit wir es übersehen können, gar keinen Anlaß gehabt selbst wenn der frühere Lassalle ihr nicht ganz zu Gesicht stände, sich darüber zu erboen. Ach, wenn man die jetzigen Helden der „Deutschen Allg. Ztg.“ in früherem Zustande betrachten wollte!

Das dritte aber, und uns wesentlichste Moment gegen die Verdächtigung des Buches ist seine innere Wahrheit. Das ist der Lassalle, wie er lebt und leidet, und nicht etwa der nach äußerlichen Dingen aus den Flugchriften über ihn zusammengezeichnete, es ist der Lassalle wie er aus seinen ernstesten, abstractesten Worten zwischen den Zeilen — denn den individuellen persönlichen Charakter verleugnet ja keine — hervorsieht. Das sollte ein großer Apollo sein, der das nachahmen wollte, aus Liebhaberei oder auch gegen Honorar! Schon der eine, kleine Zug: inmitten der heftigsten Bedrängung der Geliebten die Nachfrage ob des etwa fehlenden Napoleond'or (S. 11), in demselben Briefe (S. 8) die drastische Beschreibung, Deutsch zu lernen — das ist pur sang und sucht, wenn es durchaus Nachahmung sein soll, vergebens seine Vorahmung.

Die Briefe selbst aber werden wir uns hüten, hier aus einzelnen Citaten oder aus einem raisonnirenden Excerpte dem Leser bekannt machen zu wollen: das will aus vollem Becher getrunken sein. Der „Sohn der neuen Zeit“ ist es, der auch in dieser Liebeswerbung ganz hervortritt. Da leuchtet durch die kälteste Auseinandersetzung der äußern Lebensbedingung die Glut der innern Liebesnoth, da klingt das: Du sollst mein sein! so bewältigend hindurch, daß das Weib gar sehr glorios gewesen sein muß, die da aus Furcht vor Heimweh das Klein für Klüger gehalten hat.

Jungen Herren, die einen Heirathsantrag schriftlich stellen wollen, ist aber das Buch nicht grade zu empfehlen.

Die Berechtigung des Theismus vom Standpunkte der Seelenfrage.

Von Julius Duboc.

(Fortsetzung.)

Wir erscheint es besser, daß man die Ausdrücke trotz des innigen Connex dessen, was sie besagen wollen, gesondert hält. Denn das Bewußtsein ist wohl die Helle des Sinnenlebens, seine leuchtende Spitze, aber es hat eben deswegen das Sinnenleben nicht in sich, sondern unter sich, wie die Flamme der Kerze die Kerze unter sich hat, von der sie gespeist wird und es kann etwas Object der Sinnlichkeit sein, ohne Object des Bewußtseins zu sein.

Doch man kann von allen Erörterungen dieser schwierigsten Punkte absehen. Es bleibt im Fehner dann immer noch ein sehr interessantes Stück Philosophie übrig, eins, welches die Erfahrungsgrundlagen in sehr geistvoller und eigenthümlicher Weise verwerthet und von der eigenen Beseelung ausgehend, durch die Pflanzenseele den Weg zur Weltseele findet. An die Begründung der Pflanzenseele hat Fehner den ganzen Scharfsinn seiner Denlerkraft und Combinationsgabe gesetzt. Sie ist ihm deshalb so wichtig, weil er durch sie Breche in die Mauern jener Auffassung des Seelenlebens, wie sie gang und gäbe geworden ist, zu legen hoffte. In der ihm eigenen, von einem leisen Hauch scherzender Selbstironie anmuthig belebten Weise sagt er in dem Abschnitt: die Erfahrungsprincipien des Glaubens in der Schrift: Zur Seelenfrage¹⁾, — rückblickend auf die von ihm vorgetragenen 6 positiven Argumente für die Pflanzenseele: „Der Glaube an die Pflanzenseele will nicht viel bedeuten. Was kommt denn darauf an, ob man daran glaubt oder nicht? Man hat mir das auch vorgetrückt und gesagt, ich hätte mir zu viel Mühe um etwas gegeben, was nicht der Mühe werth sei.

Nun ist der Glaube an die Pflanzenseele aber bloß eine kleine Probe des Glaubens an Dinge, die sich nicht exact beweisen lassen, überhaupt; und nicht bloß eine kleine Probe, sondern Kleinstes und Größtes hängt in dieser ganzen Frage zusammen; und, wie man einen großen Topf an einem kleinen Henkel leichter als an seinem großen Bauche fassen kann, so meinte ich auch, in der kleinen Pflanzenseele einen kleinen Henkel gefunden zu haben, mit dem sich der Glaube an die größten Dinge am leichtesten auf den großen Untersatz heben lasse. Geglückt ist es freilich nicht. Den Bauch findet man zu groß, den Henkel zu klein, und sucht im alten Topfe, ihn an den alten Henkeln fassend, fort.“

Und an einer anderen Stelle: „Wer auf Grund unserer Argumente an die Seele zur Pflanze glaubt, muß auf Grund derselben Argumente an einen Gott zur Welt glauben.“

Wir werden uns also zunächst des Verfassers Begründung der Pflanzenseele genauer ansehen haben und zwar um so genauer, je traußhafter die Folgerungen sind, die er daran knüpft. In den nachfolgenden Sätzen will ich versuchen, ehe ich irgendwelche Einwendungen erhebe, den Verfasser lediglich selbst zu Worte kommen zu lassen. Ich

¹⁾ Ich citire Fehner nach dieser 1861 erschienenen Schrift, da sie die am meisten übersichtlich gehaltene und klarste Zusammenfassung seiner gesamten in einer Reihe von Schriften vorgetragenen und entwickelten Anschauungen gewährt.

n seine Worte halten kann, doch seinen
ich genöthigt, seine Argumente nur im
enden Gesichtspunkte seiner Auffassung
aß das äußerst schwierige Gebiet der
fig nur annäherungsweise gestattet, daß
m Zusammenhang angewandt, ein ge-
hastet, den man ihnen nicht abstreifen
e Berücksichtigung zu ziehen.

iptgesichtspunkt aus, dem nämlich: „in
erheit von anderem Character in An-
wir für das Dasein der uns zunächst
zu Gebote stehenden Mittel aber auch
it er — die erste und einzige Erfah-
i Gebiet giebt, diejenige, auf die sich
terhin zu stützen haben? „Es ist die
per sind beseelt. Dies wissen wir
zen Frage wissen und wissen können,
eso aber wissen wir dies und was
ien? Auf diese beiden Fragen ant-
nweis auf die unmittelbare Gewißheit
nd -denkenden Lebensgefühls. „Im
lbar bloß seiner eigenen Seele sicher.
n Zeugnissen noch Zweifeln. Dies Frag-
enzen Frage.“ — ad 2 bietet er fol-

unter Seele verstanden wissen will:
zeitliche Wesen, was Niemand als sich
wärts, wo immer ein solches vorkommt,
Auge finster, zum Mindesten sinnliche
, über welche nach Maßgabe, als die
mußtsein höherer und höherer Bezie-

ende Bemerkung zu ziehen sein: „wir
ib, Natur hier bloß nach Seiten ihrer
a“ und weiterhin: „Ich werde freilich
sprechen, die Seele selbst ein Wesen
ir insofern sein, als sich wirklich etwas
r aus Erscheinlichem abstrahiren läßt.“
andelegung dieser Definition die Seelen-
am besten aus den folgenden Sätzen,
: „Wird nun gefragt: hat eine Pflanze
u dem, was äußerlich von ihr zu er-
, zu dem, was der Botaniker Pflanze
nd Hilfsmitteln untersucht, auch etwas
g, Gefühl und sonst dergleichen, wovon
aus allem Gesehenen abstrahiren kann,
z erfasslich und ähnlich in eine Einheit
gen unserer eigenen, sich selbst erschei-
ten: giebt's in der Pflanze eine innere
r Körper uns erscheint? Oder ist sie
d der äußere Schein das Ganze, was
was von ihr erscheint?

Hat die Natur oder Welt eine Seele? heißt: gehört zur Gesamtheit dessen, was mit äußeren Sinnen erfasslich, was sichtlich, greiflich ist, zu dem Gesamtsystem der äußerlich um einander rollenden, grünen und blühenden, die Geschöpfe und ihre Geschichte tragenden, Weltkörper eben so ein nur sich selbst erscheinendes einheitliches Wesen, als zur Gesamtheit dessen, was am Menschen sichtlich und greiflich ist, zum Gesamtsystem seiner Blutwellen, Knochen, Adern, Nerven ein solches gehört; ein Wesen, was eben so wenig mit Fernröhren, Erdbohrern, Maßstäben, chemischen Reagentien und aller Mathematik der Welt erkennbar ist, als das entsprechende Wesen in uns mit Mikroskopen, Galveellen, chemischen Analysen und Mathematik.

Endlich dürfte noch zu erwähnen sein, daß der Verfasser Seele und Geist im weitesten Gebrauch, d. h. gleichbedeutend als „dasselbe Wesen dem Körper oder Leibe gegenüber, das sich selbst erscheint,“ nimmt.

Den eigentlichen Angriff auf sein nächstes Ziel, auf die Begründung der Pflanzenseele, macht der Verfasser mit der Widerlegung einer Reihe von Gegengründen. Diese Widerlegung ist mit großer Superiorität geschrieben. Sie fertigt den Einwand der Unmöglichkeit, wie er dort begründet ist, mit logischer Schärfe und in treffender Weise ab, wobei die organischen Lebensbedingungen der sogenannten Pflanzenthier vorzugsweise das Beweismaterial liefern. Ein näheres Eingehen auf die Einzelheiten können wir uns hier ersparen. Es folgen alsdann die 6 positiven Gründe für das Dasein einer Pflanzenseele. Der Verfasser nennt sie „6 Hauptwurzeln, die kein Wind entwurzeln wird“ und man wird zugeben müssen, daß sie äußerst scharfsinnig und doch ungezwungen, jede hierher gehörige Beziehung so verwerthen, wie es für den zu beweisenden Schlußsatz erforderlich ist. Das erste Argument ist das der Ähnlichkeit oder Analogie. Der Gedankengang ist etwa der folgende. Wann sollen wir eine Seele bei anderen Wesen voraussetzen? Die äußere Ähnlichkeit allein kann offenbar nichts beweisen, sondern als die wesentlichsten Zeichen des Seelendaseins sind solche anzusehen, in denen das Körperliche die wesentlichsten Verhältnisse der Seele selbst widerspiegelt, da beide hienieden mit einander bestehen und also auf einander eingerichtet sein müssen. Was ist nun in Körper und Seele vergleichbar und gemeinsam? Der Körper einer Seele ist wie die Seele selbst ein, in Form und Inhalt einheitlich gebundenes, individual abgeschlossenes, ähnliches, doch nicht gleiches Wesen relativ selbständig gegenüberstehendes, unter Anregung und Mitbestimmung von Außen sich von Innen heraus bestimmendes und entfaltendes, eine unerschöpfliche Mannigfaltigkeit von gewisser Seite gesetzlich bestimmter, von anderer Seite unberechenbar neuer Wirkungen aus eigener Fülle und Schöpferkraft gebärendes, bei continuirlicher Fortentwicklung in einem periodischen Ablaufe und einem Steigen und Fallen der Thätigkeit begriffenes Wesen.“

Diese Zeichen zum Seelendasein (welche alle Thiere besitzen, während sie dem Stein, dem Glase, der Welle, der Luft u. s. w. abgehen) hat unser und der thierische Körper nur so lange als ihm die Seele innewohnt, mit ihr schwinden sie, und umgekehrt: mit dem Schwinden dieser Zeichen am Körper schwindet auch die Seele. Zu dem Verhältniß der Ähnlichkeit tritt ein Verhältniß der Bedingtheit, was der Ver-

ausdrückt, daß er sagt: Diese körperlichen Zeichen spielen sondern tragen auch die allgemeinsten Eigenschaften. Dies ist, ganz kurz zusammengefaßt, was Fechner das Analogie nennt. Ueberall wo er diese Zeichen vereinigt, ist ein Hinweis auf das Dasein einer Seele und dieser ist ihm viel bedeutungsvoller als das Dasein eines .. s. w., worin sich ihm nur die besonderen Formen zeigen sich jene allgemeinen und wesentlichen Zeichen des Lebens im Körper ausdrücken, welche aber die Möglichkeit anderer ausschließen, wie das schon durch gewisse Erscheinungen angedeutet wird. Nun steht aber der Pflanzkörper in Bezug auf jene allgemeinen und wesentlichen Zeichen dem menschlichen und dem Thier gleich, er unterscheidet sich nur in solchen, welche auf das Seelendasein beziehbar sind, ergo —.

Überlegt alsdann den beliebigen Vergleich des Pflanzenlebens mit dem Schlafleben oder embryonischen Leben. Auch hier, und der Embryo, läßt er sich einwenden, hat jene allgemeine Eigenschaft des Seelendaseins, aber keine Empfindung. So reduziert die Pflanze nur ein Schlafleben, worüber erst das Thier und der Mensch emporsteigt. Gut, er-

nur daß das Pflanzenleben dann auch wirklich einem Schlafleben oder embryonischen Leben gleichen muß.

Um diese Frage verneinen zu können, erörtert Fechner die Zeichen des Erwachens, die er darin setzt, daß er pflanzliche Organe in einen Zustand, in dem sie von dem Verkehr mit Sinnesreizen und mit anderen Geschöpfen abgeschlossen sind, Organe dazu entweder erst bilden oder die erschöpfte Organe verlassen und unter Durchbruch irgend welcher Hüllen irgend welchen Verschlusses mit den Sinnesreizen des Lebens und in den allgemeinen Lebensverkehr eintreten!

Weiter, daß die angeführten Zeichen des Erwachens bei Pflanzen vorhanden sind, namentlich aber, daß die erwachte Pflanze dieselben Beziehungen sich ebenso wie das wache Thier vom Embryo unterscheidet. Dieser Nachweis ist in 5 Abschnitten und geistvoll durchgeführt. Ich führe nur einen Punkt leichtesten übersehen läßt. „Die Pflanze theilt mit dem Thier denselben Proceß, in welchem das Thier sich aus dem Schlaf- und embryonischen Zustand entfernt und die stärksten und psychischen Triebe kund giebt. Kein Embryo ist fort.“

Das Schlussergebnis des Verfassers ist: „Die Pflanze durchläuft dem Durchbruch der Saamenhüllen und Ausbruch der Keime analog dem wachen Thier, vorher dagegen ebenso analog dem Embryo.“

Im folgenden Argument, welches Fechner das der Ergänzung räumt er eingehend die Gegenstandsverhältnisse zwischen Pflanze und Thier und kommt durch eine Reihe fein durchgeführter Argumente zum Schluß, „daß zwischen Thier und Pflanze ein Gegenstandes-Charakter als zwischen beiden Geschlechtern besteht; — namentlich bestimmten Factoren, Thier und Pflanze, in Bezug auf die Eigenschaften auseinander weichen als Mann und Weib u. s. w.

Nachdem nun aber Mann und Weib auf sonst gemeinsamer Lebensbasis sich nicht bloß körperlich, sondern auch geistig als Glieder eines Gegensatzes ergänzen, so ist nicht abzusehen, warum bei Thier und Pflanze der nur weitere Gegensatz von gleichem Character einseitig im Körperlichen ruhen sollte. Der psychische Gegensatz wird vielmehr nur wie der physische weiter zwischen Thier und Pflanze als zwischen beiden Geschlechtern auseinander zu halten sein. Wir werden der männlicheren Thierseele eine weiblichere Pflanzenseele gegenüber gestellt halten dürfen u. s. w.² Fechner erinnert daran, daß das Weib in vielen Individuen häufig psychisch aus seiner Geschlechtsphäre herausrücke, indem es Willen und Selbstmacht in auffallendem Grade bethätige. „Der Pflanze gegenüber ist es noch ganz Mann. Wäre kein Wesen möglich, dessen Seele den Character der Receptivität noch reiner darstellte, das noch reiner und unmittelbarer in den Aufgaben des Geschlechts aufgeht? Die Pflanze stellt ein solches Wesen äußerlich dar, so wird sie es auch innerlich darstellen.“

Das folgende Argument der Abstufung vergleicht die Stufen des Seelenlebens vom Menschen abwärts. „Als niederste Stufe bleibt endlich die Stufe einer Seele übrig, die ohne Erinnerung, Vorbild, Umbild u. s. w. in einem Fluß und Wechsel sinnlicher Empfindungen und Triebe ganz aufgeht, eine Seele, die in und mit dem Augenblick lebt und stirbt, indeß in die Thierseele des Nach- und Vorgefühl und in die Menschenseele das höhere Bewußtsein der Vergangenheit und Zukunft, in letztere sogar bis über das Grab hinaus, fällt. Ohne die Pflanzenseele würde es an dieser niedrigsten Seelenstufe fehlen.“ Für die Möglichkeit einer solchen Seelenstufe beruft der Verfasser sich auf den Umstand, daß der Mensch ja selbst gelegentlich in solchen Zustand versinke — je nach den Umständen kürzer, länger, seltner, öfter, vollständiger, unvollständiger; — je länger, je öfter, je vollständiger aber, um so niedriger treibe schon seine Seele. „Auch dürfte der Zustand des neugeborenen Kindes, das ganz receptiv in einem Fluß und Wechsel sinnlicher Empfindungen und Triebe aufgeht, weder Vorbild in die Zukunft, noch Erinnerung an eine Vergangenheit, noch objective Vorstellungen von einer Außenwelt hat, die ihm vielmehr anfangs nur den Eindruck einer sinnlichen Farbtasche machen kann, am besten geeignet sein den Zustand der immer Kind bleibenden Pflanze zu versinnlichen.“ Ganz dieser Richtung der Pflanzenseele auf ein Aufgehen in reiner Sinnlichkeit entsprechend ist der innere Aufbau und Ausbau der Organe und Functionen der Pflanze von einer solchen Ausdehnung, Freiheit und Mannigfaltigkeit, daß kein Mensch und Thier ihr darin von fern nachkommt. „Nicht nur bietet sie für die kleinen Augen des Thieres dem Lichte breite, für den Lichtreiz empfangliche, im Lichte ergrünende, nach dem Lichte sich wendende Flächen und in der Blüte ein noch höheres Organ zu seiner Aufnahme dar, ist sie mit dem steifen Stengel, den erzitterungsfähigen Blättern geeigneter, Erschütterungen durch ihre ganze Masse fortzupflanzen, als das Thier, das nur das kleine Trommelfell dazu darbietet, sondern läßt auch ihr Dufte zur Zeit der Geschlechtsreife ahnen, daß ihr ein receptiver Sinn dafür nicht abgeht, kann man daraus, daß ihr ganzes Leben sich im geschlechtlichen Proceß gipfelt, (selbst Wärmeentwicklung und Reizbewegung können hierbei hervorbrechen) schließen, daß sich auch die Em-

es wahrscheinlich halten, daß die Erquickung und die Berührung, das Saugen des Insectes die Empfindung fein werden."

sich dann noch gegen die gegnerische Annahme, eines empfindungslosen Lebens mit bloßer Berührung u. A. bemerkt, daß der Begriff eines empfindungslosen Lebens keine Klarheit zu bringen sei. Zur Repräsentation der Empfindungslosigkeit seien die Körper des unorganischen, Le, Steine u. s. w. da. Was außerdem noch der Zustand von der Pflanze repräsentirt werden soll, die empfindungslose Lebenskraft falle ganz in die mechanische Philosophie ihre Fischezüge thue. Man rechne am Schluß dieses Arguments, daß die Pflanze eine plastische, eine vegetative, eine physiologisch allerdings von Grund an aufgeflossenen des vegetativen Lebens aufgebaut ist.

Menschen kann man die höheren Thätigkeiten Resultanten eigenthümlich disponirter Lebensprocesse fassen. *) Nach dem, was physiologisch erfasslich und verfolgbar ist, müßte man von der Basis bis zum Schluß und Gipfel ganz den Aufbau des vegetativen Lebens, Vermittelungen und Stufen aufgebaut halten als die Pflanze; denn was man nicht sieht, ist eben nur das physiologisch nicht Erfassliche, was man in der Pflanze nicht sehen will und was das Auge der Physiologie dazu mitbringt, das Thier und den Menschen braucht."

allerdings nur andeutend, aber, wie ich hoffe, argumenten gipfelt die Beweisführung Fehners: letzten drei Argumente (des Zusammenhanges, der Regelmäßigkeit) kann man ganz übergehen. Sie sind mentäre Gesichtspunkte zur Sprache, die den Leser gegenüber, welche in den ersten Argumenten vorliegen, großen Belang sind.

Fehner'sche These einzuwenden ist, läßt sich endlich kurz zusammenfassen, wenn man davon abläßt, ihn zu widerlegen, in das Detail seiner geistlichen Vergleichen zu folgen und statt dessen den Leser's Auge faßt. Denn schon dort scheiden sich die Aussichts-punkte und Einblicke sich uns an. Ich kann mich gleichwohl nicht überzeugen, daß die rechte Richtung schauen. Gehen wir einmal zurück in unser eigenes Selbstbewußtsein zurück, so bietet sich uns dort dar. Das, was, um mit physiologisch erfassbar am Menschen ist, fällt

in die hat Hädel die Consequenz in der Blastidulensproduct ober die Summe der Kräfte ist, welche die Natur bekanntlich auf der Münchener Naturforscher-Versammlung von Seiten Virchow's Veranlassung gab.

nach dem Eindruck, den der Mensch in sich selbst davon erwirbt, in zwei große Hauptgruppen auseinander, für welche unser Sprachbewußtsein die Bezeichnungen: „Seele“ und „Geist“ geschaffen hat. Ganz im Allgemeinen eignet der Sprachgebrauch dem Geist ein intellectuelles, der Seele ein empfindendes Princip zu d. h. alles was im Menschen die Richtung auf das Erfassen und Verstehen nimmt (dahin zielende Anlagen, Kräfte, Neigungen u. s. w.) bringen wir mit Geist in Verbindung, alles, was die Richtung aufs Empfinden nimmt, eignen wir der Seele oder dem Seelenleben zu. Die Ausdrücke: ein geistvolles Auge, ein seelenvolles Auge — um nur ein Beispiel anzuführen — deuten diese Unterschiede, welche das Sprachbewußtsein durchweg festhält, genügend an. Hier, wo es sich um die Seelenfrage handelt, um das, was wir innerhalb der uns umgebenden Welt nach einem logisch entwickelten Princip beseelt nennen wollen, um es vom Unbeseelten zu scheiden, haben wir also unsere Aufmerksamkeit lediglich nach der Seite der Empfindung zu richten und von der intellectuellen Seite zu abstrahiren. Obnehin wird Niemand der Pflanze Denkvermögen, intellectuelle Fähigkeiten zuschreiben wollen. Man hat aber die Verhältnisse des Pflanzenlebens hierbei einstweilen ganz außer Acht zu lassen. Es kommt auf Ableitung und Begründung eines allgemeinsten Gesichtspunktes und seine folgerichtige Anwendung an.

(Fortsetzung folgt.)

Bur Pentateuch-Exegese. *)

Wer neben der socialistischen Gesinnung noch ein eingeschränkteres Geschäft zu besorgen hat, der muß beständig darauf gefaßt sein, seiner sonstigen Kenntnisse, Reigungen und Lebhafereien Angesichts seiner thätigeren Sturm- und Drang-Genossen bisweilen sich schämen zu müssen. Denn der Socialismus, nämlich der wahre, lebensfähige, ist ja eine ganz neue Entdeckung, und die Jugend hat die blasse Jugend des historischen Urtheils nicht nöthig.

p. 69 dieses Jahrgangs dieser Zeitschrift erfahren wir nun aber: „Ehrerbietung vor dem Alter ist gewiß etwas Süßes, obgleich es in der Bibel befohlen wird; aber man kann argen Mißbrauch damit treiben.“ Darüber will ich auch mit dem Autor der „Pariser Briefe“, mit Cicero und Jacob Grimm in keinen Streit einlassen. Eine andere Aeußerung Desselbigen jedoch scheint mir eine bescheidene Entgegnung zu fordern.

Derselbe Brieffschreiber, indem er den indirecten Steuern meistens noch leistungsfähigen Männern „über Sechzig“ das Interesse an der lebendigen Weltgeschichte aberkennt, und folgerweise das active, geschweige das passive Wahlrecht ihnen naturrechtlich zum mindesten fraglich macht, spricht für die jetzt bestehende Länderstille den zarten Verdacht aus: „als wollten wir von der egoistischen Nationalmoral des Pentateuchs profitieren und unsere Schranken einmal ebenso unseren Nachgeborenen aufdrängen“ (ib.).

Da ich über diese orientalische Frage die „Pietät“ der Pariser nicht theile, so schlug ich flugs meinen alten Michaelis nach, dessen 1769 geschriebene Vorrede für die Frage von deutlichstem Belang ist: ob die Weltgeschichte wirklich zwanzig Jahre später erst angefangen hat. Davon ein andermal, wenn Sie es gestatten.

*) Eingefandt. Die kleinen Bosheiten der Einleitung wird der Leser gern mit in den Kauf nehmen für die darauf folgenden Probestücke des prächtig verbrannten Feinmuthes des alten Göttinger Professor. Heutzutage dürfte ein Universitätslehrer solche Horrenba doch wol nur anonym drucken lassen. Rv.

David Michaelis' Mosaischem Recht heißt es barbarisch war sie doch wohl nicht, denn gerade die als cultivirt vorstellen, Athener und Römer, hatten Freiheit: aber der sonderbare Umstand ist bei dem ich nur für freie Völker, in denen der ärmste Bürgernehmsten Beleidiger hat: es kann auch wohl in der bleiben, wenn diese der Freiheit und der völligen dem Vornehmern im Rechte gar keinen Eintrag thun können Auge mehr werth ist, als des Bauern feines, aniges und uncommodes Recht werden; und wo man einen casum pro amico zu machen gedenkt, ist er, als, bei dergleichen Leibesverletzungen, die Strafe zu überlassen.“*) Die Römer verstaten in ihren zwölf Ausgleich: si membrum rupsit, ni cum eo paicit, auch bei den Römern „so unvermerkt, daß die Juristen, nir die Zeit nicht zu bestimmen wissen, das jus talionis espoten stehende Römer ward so feindenkend im Jure, sehr begreiflich . . . daß der vornehme Mann sein Auge, bei seinem Müßiggange dies überflüssige Werkzeug entte, weil er einem Armen zwar sein zum Lebensunteroch am Ende canailleuses Auge ausgeschlagen hatte, nach hart vor: und wer wird sich entbrechen können, en Empfindung beizutreten?“ (ib. S. 80.)

ann, trotz dieser seiner eingestandenem Sentimentalität ie es komme, daß man unter unserem die Talion ausmit Vorsatz ausgeschlagene Augen sehe? Zum Theil dern Sitten“ zu. „Aber es kommt noch wohl der Umch eingeführtem Lugu, und weichlicher Erziehung, ober heiten der Eltern und Voreltern, häufig der Vornehme der stärkste ist, und wenn es zum Auschlagen der egen den etwas stärkern Bauern ehe eins von beiden lagen würde. Es giebt noch mehr solcher nicht eigentlich glücklichen Zufälle, die dem Mangel des Rechts abornehmen in unsern Ländern sind zugleich Bediente des t Ehre und Einkünfte, und würden in eine Art von e ihre Bedienung verlieren; viele Landesherren denken sie den nicht mehr in ihren Diensten behalten würden, uge ausgeschlagen hätte, falls nicht sehr entschuldigende sich mit dem Beleidigten vergliche. Allein auch dieser in jeder Demokratie oder Aristocratie weg, denn da ttweder nach Gesetzen oder nach Stimmen, für die sichämt, vergeben; und nicht ohne Gesetze genommen.“

torischen Urtheil, das die Günst der Zeiten so besonnen der Alte aber dennoch nach dem alten deutschen Spruchgehört ein Dolch! „Dabei aber gestehe ich freilich, daß ters bei Leibesverletzungen nicht gefällt, sondern hier t und Niedrigen gleich machten, und den Zahn des Ablichen gleich hielten, sonderlich da der Bauer Kinde re Semmel haben kann, sprechen sollten.“ (ib. S. 84).

rtiger Professor der Theologie schreibt einen anline Galle, die wir, aus Bosheit, den Christ-Socialen ser Briefsteller aber wünsche ich zu seinem „erkleälichen vultät dieses altfränkischen „Egoismus“.

hl. V. S. 88 f.

Zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Buchhalt., für Berlin
durch G. Redtenburg,
NW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4.50 Mark.
Insertionspreis 20 Pf.
für die gewalt. Zeitschrift.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang.

Berlin, 22. Februar 1878.

Nr. 8.

Inhaltsverzeichnis: Unsere hundertjährige Freundschaft mit Rußland. II. — Blaque über die stehenden Heere. — Die Berechtigung des Atheismus vom Standpunkte der Seelenfrage. Von Julius Duboc. (Fortsetzung.) — Manifest der socialistischen Partei in Brabant (Belgien).

Der Herausgeber der „Wage“ tritt am 25. d. M. die ihm wegen einer Kritik des „Dreikaiser-Verhältnisses“ zuerkannte Festungshaft von drei Monaten an. Er bittet hiermit seine Herrn Correspondenten, in Berücksichtigung dieses Umstandes ihren Briefen und Sendungen bis Ende Mai eine persönliche Adresse (Dr. Guido Weiß — Magdeburg, Citadelle, oder: Hrn. H. S. Hermann, Reuthstr. 8, Berlin S.W.) geben zu wollen.

„Unsere hundertjährige Freundschaft mit Rußland“.

Vorstudie zum Kongreß.

II.

Preußen war an Brandenburg gekommen und der geniale König Friedrich II. gedachte seinem Doppelbesitz eine europäische Stellung zu geben, indem er es mit dem „römischen Reich deutscher Nation“ auf die Reihe ging. Wer widersetzte sich neben dem berechtigten Oesterreich am Hartnäckigsten diesem Bestreben? Der nordische „Freund“. Die Kaiserin Elisabeth schmachtete darnach, dem kriegsgerissenen Flötenbläser von Sanssouci das Ende des schwedischen Karl zu bereiten, und ihre Soldateska ließ es an „Härte gegen Alle“ auf preussischem Boden wahrlich nicht fehlen. Schon am 15. Mai 1753 war in einem großen Kronrathe zu Moskau beschlossen worden: „Jedem ferneren Anwachsen der preussischen Monarchie grundsätzlich entgegenzutreten und dieselbe auf den früheren Stand der Mittelmäßigkeit zurückzuführen“. Die Erbin des Cäsar Augustus Borjassus ließ sich in Ostpreußen huldigen, Pommern und die Marken brandschatzen; von dem besetzten Berlin aus schweiften die Wüstern Augen der Russen auf das „weitere Deutschland“. Der geniale König hielt Allem Stand, warf Oesterreicher, Franzosen, Russen und vermachte seinen Nachfolgern einen konsolidirten Staat sammt dem geflügeltesten Wort: „Wenn die Russen in Konstantinopel sind, so sind sie zwei Jahre nachher in Königsberg!“

Rußland wollte Polen haben, womöglich auf friedlichem Wege, ohne neuen Kampf mit Preußen, dem sich diesmal Oesterreich angegeschlossen hätte. Die Westmächte waren abwesend. Vor die Alternative stellt, einen großen Krieg zu führen, oder die zweite Katharina einen

reiben zu lassen, wählte der König den Aus-
 st der Ursprung der „100jährigen Freunds-
 b antiquo“. An der polnischen Meßkette hat
 en. Sodann beging Friedrich II. den großen
 sterreich anno 1779 im Teschener Frieden die
 Westfälischen Frieden anzurufen. Rußland,
 c Deutschen“, so doch dessen major domus!
 etwas von dieser Hausmaierei zu erzählen.
 eit und ein politischer Fehler: das ist der
 ndschaft“.

währte sich die russische „Freundschaft“ im
 en Anfang einer Koalition gegen Napoleon
 zwischen Alexander und Napoleon. Preußen
 rschau, welches Sachsen für den Czaren in
 auf geraume Zeit, den Kreis Bialystok für
 Vormund Preußens und riß ihm die Klei-

oth, welche 1813 Preußen zu Rußland trieb,
 rden. Aber Rußland betrug sich nicht als
 ominirte im Pakte. 1799 hatte Kaiser Paul
 cht, die alte Ordnung in den europäischen
 mentlich die Integrität des deutschen Reiches
 mber 1814 kündigte eine russische Note dem
 land werde sich bei der Bildung der künfti-
 ung betheiligen!

sich bei der Bundesverfassung, dann bei der
 undespresse, dem Bundesunterricht und bei
 re zu lang, alle diese „freundschaftlichen“
 c aufzuzählen, von der Staatschrift Sturdza's
 ären Kongresse und die nach Frankfurt spe-
 idurch, bis zum Jahre 1848.

ist ein interessantes Fascikel russischer diplo-
 ageslicht gekommen, die auf das Jahr 1825
 urst theilte sie 1854 dem englischen Parla-

ussische Staatskanzler Graf Nesselrode wollte
 Gesandten wissen, wessen man sich von den
 rsehen habe, wenn Rußland durch die Moldau
 u rücke, „um die Integrität des türkischen
 iner Note von 43 gedruckten Seiten antwortet
 aus unter Anderm: Oesterreich sei allein
 id Castlereagh seien 1821 in Hannover zu-
 n beschlossen: die Intervention Rußlands im
 allein, oder im Bunde mit Andern. Oester-
 uscht, sondern durch innere Revolution und
 „Unsere Politik erheischt, daß wir uns diesem
 ihn durch unsere Vorbereitungen überzeugen,
 uns rührt, der rasendste aller Stürme über
 ird“.

mit einem Zeugniß guten Betragens davon;
 kaum. „Wenn der Wiener Hof,“ so schrieb

Boyo di Borgo vor jezt 52 Jahren, „auf Preußens Ansichten und gute Gesinnungen einging, so wäre der Plan des kaiserlichen Rabinet's bereits ausgeführt, und dieser Plan würde sich nicht auf die Besetzung der Donaufürstenthümer beschränken, sondern sich auf die von Konstantinopel und sogar auf die Vertreibung der Türken aus Europa ausdehnen.“ „Von Metternich hängt“, trotz der schreckhaftesten Bedrohung Oesterreichs, „Alles ab.“

Man erwäge diesen Passus noch einmal, und man wird einen nicht geringen Schrecken ob der gegenwärtigen Lage der Dinge empfinden. Es kommt also jezt, da Oesterreich auf Preußens „Ansichten und gute Gesinnungen“ wirklich „eingegangen“ ist, Alles darauf an, wie „gut“ diese „Gesinnungen“ für Rußland definitiv sind, wessen sich Oesterreich auf dem Kongresse von deutscher Seite zu versehen hat, und in wie fern die deutschen Interessen als antirussische aufgefaßt werden.

Damals lag doch in den „guten Gesinnungen“ Preußens eine offenbare Geringschätzung. Preußen aber rächte sich vier Jahre später in höchst edelmüthiger Weise für diese Geringschätzung. Der russische Krieg gegen die Türkei vom Jahre 1828 brachte den General Diebitsch über den Ballan bis Adrianopel. Aber die Sachen standen anders als heute: Die russische Armee bestand nominell noch aus 30,000 Mann, von denen etwa 10,000 Mann noch kampffähig sein mochten. Da kam der preußische Rüstling dem russischen Saballansky diplomatisch zu Hilfe und vermittelte den Frieden von Adrianopel.

Ein zweites Mal besorgte Preußen die Rettung Rußlands im polnischen Revolutionskriege. Damals lernte Rußland die militärische Bedeutung Ostpreußens praktisch kennen. Die Russen durften frei von Petersburg über Riga nach Danzig und Thorn an die Weichsel communiciren und konnten sich so vor dem gefährlichen Aufstande retten.

Im Jahre 1848 wollte Czar Nikolaus bekanntlich „zu Pferde steigen“, und die Kreuzzeitung war so patriotisch, daß sie den Czaren als König der Könige, als letzte Schutzwehr des monarchischen Prinzips anrief, mithin die Vasallenschaft Preußens förmlich anerkannte. Die Intervention wurde überflüssig. Als aber das königliche Preußen mit eigenen Machtmitteln der „Revolution“ Herr geworden war und seine fremden Pläne in Erfurt theoretisch realisiert hatte, fand es sich bald im Konflikt mit Oesterreich. 13 deutsche Regierungen waren bereits in Frankfurt zu einer „außerordentlichen Plenarversammlung“ vereinigt, während die Unionsfürsten sich unter einander nicht vertrugen. Der Czar Nikolaus ward zum Schiedsrichter zwischen Preußen und Oesterreich berufen; in Warschau saß er zu Gericht: die Entscheidung fiel gegen Preußen aus! Rußland hatte ja die deutsche Bundesverfassung garantirt!

Vor dem Tage von Brongell neuer Thing zu Warschau. Franz Joseph war mit dem Fürsten Schwarzenberg erschienen, gegen den Grafen Brandenburg zu klagen. Der Czar entschied für Gestellung des Bundestags und völliger Aufgabe der Union! Graf Brandenburg lehrte moralisch todt nach Berlin zurück. Auf den Dresdener Konferenzen beantragte Oesterreich seinen Gesamteintritt in den Bund; auch das wehrte der Czar ab, aber am 30. Mai 1851 stand der Bundestag sans phrase wieder da.

origen
r er-
e bis
rgan-
igen.
rſches
acher,
ſteins
1850
ſeine
ernen
, daß
n."
n die
. Im
Brief.
1853
deſter-
rwies
ereits
luſſen
1825
cht in
poun-
eigen.
h nur

ent-
jen ſo
Lon-
10111.

reich
e den
Sogar
ariſer
r dem

lolaus
snien
lachei,
Ggyp-

toriſch
O zu-
jelneſ.
3 erſte
ober
ſch der
el mit

den schwärzesten Farben gemalt und mit den christlichsten Verwünschungen begleitet; die bulgarischen (subjektiv) und russischen Gräuelt thaten entweder ver-
tuscht oder auf englische und österreichische Rechnung geschrieben. Es ist
dabei auch mehrfach von „Dank“ gesprochen worden, von Dank für
Rufland wegen der Vergangenheit, von Dank von Rufland für Zu-
künftiges

Betrachtet man die Dinge ganz genau, so verschwinden die „hun-
dert Jahre“ wie das Eis an der Sonne zusammen; mit dem besten
Willen und bei nur einiger arithmetischer Begabung reducirt sich die
„Freundschaft“ seit dem siebenjährigen Kriege bis heute auf die letzten
sieben Jahre, vom deutsch-französischen Kriege an gerechnet. Die vorher-
gehende „Freundschaft“ war eine sehr seltsame, oft einseitige, meist miß-
trauische, hin und wieder geradezu feindselige. Man darf sich nur durch
sesquipedalia verba nicht allzusehr imponiren lassen und muß nach
dem Grundsatz der „Realpolitik“ den Dingen auf den Grund schauen.
Auch kann es nicht schaden, wenn man nach dem Vorgange Zwans des
Schrecklichen nicht nur „Preußen“ im Auge behält, sondern den Blick
auch auf das „weitere Deutschland“ schweifen läßt, wo, wie man sagt,
auch noch Menschen und sogar Reichsbürger wohnen.

Blanqui über die stehenden Heere. *)

(Aus der Pariser „Egalité“).

Ein langer Angstschrei: „Frankreich entvölkert sich!“ hat plötzlich das
Land aufgeschreckt, das durch die optimistischen Prahlereien in Schlaf gewiegt
war, und es wäre verloren, wenn die unheilvollen Fuchsschwänzereien es auf un-
bestimmte Zeit hinaus in die Illusionen der Eitelkeit einzulullen vermöchten.

Frankreich entvölkert sich! — Warum? Ueber diesen Gegenstand alle
falschen oder täuschenden Erklärungen, alles alberne Geschwätz wiederholen, das
die Welt durchläuft, hieße seine Zeit verlieren. Gehen wir lieber direkt auf die
Thatsache los. Die chronische Entvölkerung läßt nur zwei Ursachen zu: fremde
Eroberung oder eine schlechte Regierung. Wir haben beide Beispiele vor
Augen: Algerien, das durch unsere Eroberung rasch von seinen Eingeborenen
entvölkert wird; Frankreich, das nicht erobert ist, aber schauderhaft schlecht
regiert wird. Was bei uns entvölkert, das ist die Steuer. Frankreich ist von
der konservativen Partei, die sich unter jedem Regime, sei es Königthum,
Republik oder Kaiserreich, konvulsivisch an die Staatsgewalt anklammert, durch
Abgaben erdrückt, kann seine Kinder nicht mehr ernähren und verfällt in
Ohnmacht. Die Pfründner aber fallen in Ekstase vor der wachsenden Fluth
des Budgets und der Anleihen nieder.

*) Aus den „Pariser Briefen“ der „Wage“ wissen die Leser, wie schwer es
dem greisen Revolutionär gemacht worden ist, aus der Tiefe des Gefängnisses
noch jahrelangem Schweigen wieder einmal seine Stimme ertönen zu lassen. In
Betracht dieses Umstandes geben wir obige Auslassungen wieder, die aus fran-
zösischem Munde jedenfalls beachtenswerth sind, obwohl nach unserer Meinung
die Lösung der hier angeregten Frage nur auf anderem, nämlich dem internatio-
nalen Wege, Aussicht auf Gelingen hat. — Anm. d. Red.

id der Wunder!" ruft die gutgesinnte Presse; „unerschöpflich in Arbeit! Der Ertrag der Steuern übersteigt heute den von gestern Prozent; er wird morgen den heutigen um hundert Prozent übermüthiges Land! Erschöpft an Leuten und Geld, hat es keinen um den Krieg zu bezahlen, da kauft es den Frieden um fünf Pf Heller und Pfennig! Der Sieger war besiegt. Europa weint vor Bewunderung. Das ist die unsterblichste unserer Ruhmes- sei dem, der Frankreich mit diesem Glorienschein geschmückt hat!" Kritik legt die Nation, wie sich's gebührt, auf's Stroh und schüttet auf's Feld der Ruhe. Die konservative Partei macht selbstver- Reise nicht mit. Sie begräbt; man begräbt sie nicht. Obwohl ität, fällt sie doch dies stolze Urtheil: „Die Republik wird der gar nicht sein." Uebersetzung: „Meine gute Republik, die is Leben." Und meiner Treu, das Urtheil wird vollstreckt. nige Inhaberin der Staatsgewalt, schlägt die konservative Partei t zwei Keulen nieder, mit der Staatsschuld und dem Kriegsbudget, Bassen, die die Vorsehung des Kirchhofs sind. Im Budget Staatsschuld und das Kriegsbudget zwei Drittel der sämmtlichen

Staatsschuld ist nichts Anderes als die jährliche Verzinsung der Milliarden aufeinanderfolgender Anleihen, die die Konservativen noch zu den gewöhnlichen alljährlichen Steuern hinzu verschlungen and, aus dem großen Kriege der Revolution mit einer Schuld von iarden hervorgegangen, hat seit 1815 die Hälfte derselben getilgt. st sich die Schuld Frankreichs durch die beständige Verwaltung der Partei vervierfacht.

ne Regierung, unter irgend welchen Vorwänden, das Recht, gleich- jenwart und die Zukunft mit niederdrückenden Lasten zu beschweren? zeit und die gesunde Vernunft sagen: Nein. Im Privatleben ist en eine Thorheit, die die Familie zerstört. Für den Staat gilt rgeblich bemüht man sich, die Anleihen mit ihrem angeblichen zweck zu rechtfertigen. Sophisterei oder Lüge. Was öffentliche elangt, so haut man stets kostspielige Ueberflüssigkeiten, Kasernen, stvolle Präsekturhotels u. s. w. Der fast alleinige Zweck der An- Krieg.

zölfs bis dreizehn hundert Millionen, die sich Frankreich alljährlich sie in das Danaïdensaß zu werfen, welches man die öffentliche t, sind die immerwährenden Begräbniskosten der Millionen von e man ihm in den Kriegen des Ehrgeizes, des Hochmuths oder Berechnungen getödtet hat. Diese trauervollen Zeichenkosten erheischen der Zukunft zwanzigmal mehr Menschenleben, als der Krieg, der üdlich, in der Vergangenheit gekostet hat. Die Anleihen sind schlag. Keine furchtbarere Anlage giebt es gegen die Regierungen. ist eine der beiden Keulen, die in der Hand der Konservativen Unterlaß auf unser Land loszuschlagen. Betrachten wir in der b die nicht weniger mörderische, das Kriegsbudget.

Warum so viel Soldaten bereit halten, mit so großen Kosten, nachdem Frankreich wie mit einer Stimme Sparsamkeit und Frieden verlangt? Fünfhunderttausend Mann kosten uns fünfhundert Millionen. Fügt 1000 Franken pro Kopf an verlorener Arbeit hinzu, macht Totalverlust eine Milliarde; ein beständiger Ruin. Reden wir nicht von den Tausenden Rekruten, die durch das Kasernenleben hinweggerafft werden, noch von der Gewöhnung zur Arbeit, die sich in Gewöhnung zum Müßiggang verwandelt. Aber was wird aus der Ration? Fünfhunderttausend Soldaten, die nicht heirathen können, verurtheilen fünfhunderttausend Mädchen zur Ehelosigkeit. So wird die Blüthe beider Geschlechter ihren natürlichen Functionen entzogen und durch verspätete Heirathen die Zukunft gefährdet. Seit den großen Budgets und großen Continuenten Bonaparte's geht die Bevölkerung abwärts. Wir sind in dieser Beziehung die Letzten in Europa. Traurige Perspektive!

Also: steigender Steuerdruck, jährlicher Verlust einer Milliarde, Sterblichkeit der Jugend, anhaltende Entvölkerung, Entartung der Rasse, — das ist das Werk des Kriegsbudgets und des stehenden Heeres! Gegen solche Gefahren würden Palliativmittel ohnmächtig bleiben. Das Uebel muß an der Wurzel angegriffen werden; die Wirkungen können nur mit den Ursachen zerstört werden. Das ist die Aufgabe der Wähler. Möge der Losungsruf: „Fort mit der Conscription; keine stehende Armee mehr!“ energisch ertönen und diese unheilvolle Steuer, die Quelle von Elend und Laster zerstören! Der Tag ihres Verschwindens wird ein großer Tag der Befreiung sein. Lassen wir uns nicht von den Sophismen täuschen, die sie hartnäckig zu vertheidigen suchen. Weg mit den absprechenden Behauptungen, wie die folgenden:

„Ein stehendes Heer ist der einzige Schutz der nationalen Unabhängigkeit. Seine Abschaffung würde das Vaterland der Gnade des Auslandes preisgeben.“

„Der militärische Unterricht und die Disziplin können nur durch eine mindestens dreijährige Lehrzeit in der Kaserne erworben werden.“

„Alles, was nicht stehendes Heer ist oder war, ist nur ein undisciplinirter Haufen, unfähig vor regulären Truppen Stand zu halten.“

Diese hochfahrenden Urtheile, die man als Axiome hinnimmt, setzen voraus, daß noch nie andere ernste Streitkräfte existirt haben, als die stehenden Heere. Nichts ist unrichtiger. Die stehenden Heere, diese Geißel des modernen Europa, datiren erst von Charles VII., um die Mitte des 15. Jahrhunderts. Entstanden in dem hundertjährigen Kriege zwischen England und Frankreich, erschienen sie zuerst als eine Wohlthat durch die Erniedrigung der großen Vasallen; eine zu theuer bezahlte Wohlthat, ein Austausch der Feudalität gegen den Despotismus, des heftigen Fiebers gegen das Schwindsuchtfieber. Die Kriege des Ehrgeizes, in Europa durch die neue Einrichtung erleichtert, haben dieselbe von Jahrhundert zu Jahrhundert ohne Hinderniß entwickelt, und heute erreicht sie den Umfang einer Calamität.

Seltam! Die civilisirten Nationen ertragen diese Sklaverei, die die Quellen der Fruchtbarkeit selbst angreift, mit einer demüthigen Entsagung, während sie im Gegentheil von den schwarzen Völkern, die doch unter die verdummendste Tyrannei gebeugt sind, entschieden zurückgewiesen wird.

Die zwei ersten Mächte der alten Welt, Griechenland und Rom, kannten weder stehende Heere noch Kasernen, noch irgend etwas von all' den aufgeblasenen

doch sind, wie man weiß, ihre unsterblichen von Tapferkeit, Wissenschaft und Disciplin trage die römische Armee eine stehende, und ratorianerthums, begann Rom abzustehen.

die es so gut verstanden, sich zu schlagen, dere Laufbahn. Die jungen Leute lernten erliche Dack zu verlassen. Man machte nicht unter dem Vorwande Krieger aus ihnen zu waren Bürger, die unter Umständen berufen idigen. Sie lebten ruhig an ihrem Heerde. Ingeschrieben, conscripti. Unser Wort (con- hringen. War der Krieg zu Ende, so wurde id sie kehrten wieder zu den Arbeiten ihrer albgötter zu halten. Weder in Griechenland Jäsar, der große Feldherr, war Adrolat und ein Meister der Beredtsamkeit, kommandirte ipe führte er den cilicischen Krieg während um Victor imperator ausgerufen. Wer er- rungen, so reich an edeln Ideen, Cincimatus d bald darauf wieder die Diktatur mit seinem

und da die Männer von Genie, Alexander, hat nicht die Gewohnheit, dieselben aus den men. Da fischt man meistens nur Mittel- Orden, Bändern und ähnlicher Ausstaffirung bieten, außer einigen Fachmännern, nur eine

eiß ebensoviel als ein Feldmarschall und wird, wird, niemals mehr lernen. Bequem von ze Stufenleiter hinauf bis zum Gipfel der st ihr gemeinsames Geschäft.*) Aber weder ent. Hundertmal schwerer ist es, einen guten General darzustellen. Ist das Waffenhand- für sich allein ein ganzes Leben ernstlich aus- Lohn eines Handwerks einstreichen, das man nd vielleicht nie ausübt! Eine große Armee hofe abfahren, ohne den Feind auch nur ge- lächerlichkeiten! Dieser düstere Scherz kostet tausende von Existenzen, die in den Kasernen be haben den Profit davon, die armen Sol-

Schluß folgt)

Uebem, selbst französischen Erfahrungen gegen- Kritik.

Die Berechtigung des Christums vom Standpunkte der Seelenfrage.

Von Julius Duboc.

(Fortsetzung.)

Nur dadurch, scheint mir, läßt sich dem Spiel mit Worten, das auf dem Gebiet der Seelenfrage eingerissen, worüber auch Virchow in seiner Rede auf der Münchener Naturforscherversammlung Klage führte,^{*)} steuern. Einen Menschen z. B. der nach der intellectuellen Seite hin sich nicht über den Nullpunkt erhebt, werden wir gleichwohl nicht für unbeseelt ausgeben, solange das Empfindungsleben in ihm vorhält. Nicht das Beseeltsein im Allgemeinen, nur etwa die „volle Menschenseele“, worunter wir dann wieder das intellectuelle Princip mitbegreifen, (ebenso wie wenn wir von „Weltgeist“, „Weltseele“ sprechen,) würden wir ihm absprechen. In der vorliegenden Frage handelt es sich aber nicht um die „volle Menschenseele“, also um einen erweiterten Ausdruck des Seelenlebens im Sinn des unversäumelten Menschenweins, sondern um das Beseeltsein im Allgemeinen.

Die Selbstgewißheit, daß wir in diesem allgemeinen Sinn beseelte Wesen sind, erwirbt der Mensch dadurch, daß er sich als empfindend weiß, und dieser innere Vorgang, dies sich empfindend-Wissen d. h. seiner allgemeinsten Bedeutung nach: ein Empfinden mit Beziehung auf ein Ich, ist ebenso wie die Ursprungsstelle so der grundsätzlich weltliche Inhalt dessen, was in dem Wort „Seele“ die Ausprägung erhalten hat. Wir werden das Prädicat „beseelt“ daher (außer uns selbst) auch allen den Wesen zuerkennen, aber auch nur solchen, die sich darüber ausweisen können, daß dieser innere Vorgang in ihnen zu Stande kommt.

Wie sollen wir aber darüber zur Gewißheit oder zu einer bis zur Gewißheit gesteigerten Wahrscheinlichkeit kommen? Die nächste Frage,

^{*)} Die bezügliche Stelle aus der Virchow'schen Rede lautet: „Wenn Jemand durchaus das geistige Geschehen in Zusammenhang mit den Vorgängen der übrigen Welt bringen will, so kommt er nothwendig dahin, daß er zuerst die psychischen Erscheinungen, wie sie sich bei dem Menschen und den höchst organisierten Wirbeltieren finden, auf die niederen und immer niedrigeren Thiere überträgt; sodann bekommt auch die Pflanze ihre Seele; weiterhin empfindet und denkt die Zelle, und endlich finden sich die Uebergänge bis zu den chemischen Atomen, die einander haften oder lieben, die sich suchen oder auseinanderfliehen. Das ist Alles sehr schön und vortrefflich und mag schließlich auch wahr sein. Es kann sein. Aber haben wir denn wirklich das Bedürfnis, liegt irgend ein positives, wissenschaftliches Bedürfnis vor, das Gebiet der geistigen Vorgänge über den Kreis derjenigen Körper hinaus auszudehnen, in und an denen wir sie sich wirklich darstellen sehen? Ich habe nichts dagegen, daß Kohlenstoffatome auch Geist haben, oder daß sie Geist in der Verbindung mit der Molekül-Genossenschaft bekommen, allein ich weiß nicht, an was ich das erkennen soll. Es ist ein bloßes Spiel mit Worten. Wenn ich Anziehung und Abstoßung für geistige Erscheinungen, für psychische Phänomene erkläre, dann werfe ich einfach die Pflanze zum Fenster hinaus, dann hört die Pflanze auf, Pflanze zu sein.“

Diese Bemerkung richtet ihre Spitze offenbar treffender gegen die Vertreter einer Kohlenstoffseele und die geistesverwandten Theoretiker, als gegen Fechner. Denn man wird diesem wohl seine Seelen-Definition bestreiten können (wie ich das in dem Folgenden thue), es wird sich aber nicht behaupten lassen, daß er nicht psychische Erkennungszeichen zu fixiren sucht und davon auf die Pflanze in klarer Weise die Anwendung macht. Seine „Zeichen zum Seelen-Dasein“ enthalten für denjenigen, der an seiner Seelen-Definition keinen Anstoß nimmt, den genauen Leitfaden, woran zu erkennen, ob auf eine Seele zu schließen ist.

die sich zur Erledigung aufdrängt, ist: was erleben wir in der Empfindung? Wir wissen nicht viel davon und was wir darüber wissen oder zu wissen glauben, ist für den vorliegenden Zweck der Untersuchung ungeeignet. Aber wir übersehen zwei Momente, die das Durchlaufen der Empfindungsbahn gewissermaßen in 2 große Haupttheile abtheilen. Das erste Moment bildet das Herantreten einer äußeren Veranlassung, welcher Art und wie vermittelt dieselbe auch immer erfolge, und die folgeweise eintretenden, physiologisch gegenwärtig mehr oder minder genau ermittelten und berechneten Vorgänge in dem gereizten Nerven und die sich weiter daran anknüpfenden Wirkungen; das zweite ist natürlich nur die Fortführung des ersten, enthält aber als charakteristisches Moment: die Beziehung auf das Ich. In diesen 2 Momenten vollendet sich das Erlebnis, welches der Mensch als Empfindung sein eigen nennt. Der Mensch vergewissert sich dann aber auch über Unterbrechungen in diesem Erlebnis. Ich nehme den einfachsten Fall. Jemand erhält eine Verwundung, bemerkt dieselbe aber erst nach geraumer Zeit an der lebhaft auftretenden Schmerzempfindung. Diese war vorher nicht zu seiner Perception gelangt, da er anderweit völlig in Anspruch genommen war. Von den vorher erwähnten Momenten der Empfindung war das erste vorhanden gewesen; das Herantreten der äußeren Veranlassung und die Einwirkung derselben sowie die dadurch gesetzte Veränderung in dem Verhalten der betroffenen Nervenpartie. Letztere aber nur soweit, sei dies nun quantitativ oder qualitativ zu verstehen, daß das zweite, die Beziehung auf das Ich enthaltende, Moment nicht zur Verwirklichung gelangte. Wir haben nun also einen Vorgang vor uns, den wir im Gegensatz zu der vollendeten Empfindung, mit Zug als eine unvollendete betrachten und bezeichnen können. In der vollendeten oder eigentlichen Empfindung empfindet das Wesen die fremde Qualität verbunden mit einer Empfindungsbeziehung auf das eigene Ich, in der unvollendeten empfindet es die fremde Qualität ohne diese Beziehung auf das eigene Ich. Unter dem: „Empfinden der fremden Qualität“ ist hier zu verstehen, daß es von derselben im Sinn einer Reizung afficirt wird.

Ich habe oben Fechner citirt, wie er als Repräsentanten der Empfindungslosigkeit nur die Körper des unorganischen Reiches,^{*)} Krystalle, Steine u. s. w. gelten lassen will und dabei den Ausspruch thut: „was nun noch außerdem für ein empfindungsloser Zustand von der Pflanze repräsentirt werden soll, ist nicht abzusehen.“ Die obige Entwicklung versucht darauf eine Antwort zu geben. Die Steine u. s. w. repräsentiren die absolute Empfindungslosigkeit, die Pflanzen nur eine relative, insofern ihnen die unvollendete Empfindung in dem angegebenen

^{*)} Fechner spricht dabei von einem „Lobe des unorganischen Reiches“, den er dem „wachen Leben der organischen Geschöpfe“ entgegensetzt. Dies ergibt eine Differenz von dem Standpunkt der neueren physiologischen Chemie, welche „das Getriebe von physikalischen und chemischen Processen, das sich überall an der Erdoberfläche findet, in seiner Gesamtheit das Leben der Erdoberfläche“ nennt und die Organismen nicht mehr als allein lebend sondern nur wegen des im Verhältniß zu ihrer Masse besonders regen Lebens als „vor Allem lebend“ bezeichnet. (Vgl. Hoppe-Seyler. Physiologische Chemie I. Th. Allgemeine Biologie. Berlin 1877.)

Sinne zukommt. An Stelle des von Fechner gegebenen würde ich das Schema also so darstellen:

Beseelt.		Unbeseelt.	
Mensch.	Thier.	Pflanze	Stein.
Empfindung bei höchster Intellectual-Entwicklung.	Empfindung bei niederer Intellectual-Entwicklung.	Relativ empfindungslos. (Unvollendete Empfindung.)	Absolut empfindungslos.

Was macht es uns aber zur Gewissheit wahrscheinlich, daß den Pflanzen nur eine unvollendete Empfindung in dem angegebenen Sinn zukommt? Was wissen wir von ihrem intimsten Leben und Weben? Wäre es nicht doch am Ende möglich, daß ihnen ein Empfinden mit Beziehung auf ein Ich beizubohnte, daß wir sie demnach zum beseelten Theil der Schöpfung rechnen könnten, da die vielen sinnvollen und bedeutsamen Argumente, auf die Fechner mit seiner Beobachtung hingewiesen, doch sicherlich auch erheblich ins Gewicht fallen und uns einer solchen Entscheidung geneigt machen müssen? Hierauf dürfte Nachstehendes zu erwidern sein. Die vollendeten Empfindungsvorgänge, diejenigen also, welche die Beziehung auf das Ich enthalten, theilt der Mensch — und er thut dies um so sicherer, je vollendeter die Empfindung ist d. h. je deutlicher die Beziehung auf das Ich darin hervortritt — in die beiden großen Kategorien: Lust und Schmerz ein. Das Vorhandensein von Lust und Schmerz bildet also das eigentliche Kriterium für oder gegen das Vorhandensein der vollendeten Empfindung resp. des Beseeltheins. Das Vorhandensein von Lust und Schmerz können wir direct nicht messen, wir messen es aber an ihren unfehlbar eintretenden Aeußerungen. Ueber diese unfehlbare Verbindung von Lust und Schmerz im Menschen mit irgend welchen Aeußerungen besitzt der Mensch Selbstgewissheit, da er fühlt, daß er die aus seinem Innersten emporquellenden Schmerz- oder Lustzeichen nur durch eine gewaltsame Anstrengung und oft auch dann nur mit halbem Erfolg zurückdrängen kann. Nach dem unvermeidlichen Analogie-Schluß, auf den er sich überall hingewiesen findet, bejaht er also das Vorhandensein von Lust und Schmerz, wo ihm Aeußerungen derselben entgegentreten, er verneint sie, — und damit das Beseelthein, das Seelenleben, die Seele — wo sie ihm gänzlich zu fehlen scheinen. Dieser Schluß ist gar nicht zu umgehen und alle geistvolle Dialektik Fechners vermag in meinen Augen nichts gegen die einfache, aber umstürzende Thatsache, daß keine Pflanze je ein dem Menschen verständliches Zeichen von Lust oder Schmerz gegeben hat, daß dem Thier aber diese Fähigkeit beizubohnt. Ob jedem Thier? Das sogenannte Zwischenreich verwischt die Characterzüge zwischen Thier und Pflanze an der Grenze ja überhaupt bis ins Unbestimmbare. Ich fasse den Sachverhalt, wie er sich für meine Auffassung gestaltet, daher auch lieber so: der Mensch erkennt sich als beseelt, weil er sich als empfindend weiß d. h. weil sich Empfindungsvorgänge mit Beziehung auf sein Ich in ihm vollziehen. Die vornehmsten Repräsentanten dieser Empfindungsvorgänge sind Lust und Schmerz, die sich nothwendig durch Rundgebungen verschiedener Art beim Menschen, namentlich auch mit Hülfe der Tonbildung, zu äußern bemüht sind.

Der Mensch zieht daher denjenigen Theil der Schöpfung resp. die Individuen als ebenfalls beseelt an seine Seite, der gleich ihm durch

Äußerungen von Lust und Schmerz sich als empfindend mit Beziehung auf ein Ich ausweist, während er denjenigen Theil, dem dies vornehmste Erkennungszeichen fehlt, für unbeseelt erklärt. Dieser Sinn liegt der gewöhnlichen Sprechweise zu Grunde und sie hat, dünkt mich, ein gutes Recht auf ihrer Seite.

Der Fehler, den in meinen Augen Fechner begeht, besteht also darin, daß er zwar den richtigen Ausgangspunkt in der ganzen Frage nimmt, nämlich die unmittelbare Selbstgewißheit des Menschen in Betreff seiner eigenen Beseelung als Erfahrungsgrundlage, dann aber diese Erfahrungsgrundlage auf ihren genauen Inhalt, ihre eigentliche Meinung nicht weiter ansieht, sondern seine eigene Definition der Seele in dieselbe unterbringt, so daß diese nun ebenfalls als unmittelbare Selbstgewißheit erscheint, was sie doch keineswegs ist. Daß der Mensch sich beseelt weiß, ist zunächst etwas Leeres, hat nur formelle Bedeutung, wenn nicht hinzugenommen wird als was er sich beseelt weiß, in welchem Sinn, welche Meinung und Bedeutung er in diesem Beseeltwissen ausspricht. Darauf richtet Fechner seine Untersuchung aber nicht. Dadurch giebt er die Erfahrungsgrundlage, kaum daß er sie betreten, in ihrer vollen Bedeutung wieder auf. Er erzeugt nicht aus ihr, sondern pflanzt ein andres Reis auf sie. Was er unter Seele verstehen zu müssen glaubte, stand von vornherein bei ihm fest und entsprach dem Bedürfnis, seine Natur- und Weltbetrachtung harmonisch abzuschließen, es ist aber nicht aus dem von ihm selbst gewählten zweifellosen Ausgangspunkt, der Sicherheit des Menschen in Betreff der Thatsache seiner eignen Beseelung, entwickelt.

Aber wenden wir uns zu Fechners eigentlicher Theosophie, die auch ohne die Pflanzenseele ihre originale Bedeutung, ihren selbstständigen Werth behält. Ich werde in dem Nachfolgenden versuchen das Wichtigste derselben anzudeuten, so gut sich das in einigen zusammengebrängten Sätzen thun läßt. Als die Fundamente, die schon fest und heilsam dastehen und deren Festigkeit Fechner seinerseits nur noch zu verstärken versuchen will, bezeichnet er: „es lebt ein einiger Gott und was besteht, besteht durch Gott; es besteht ein jenseitig Leben, des diesseitigen Lebens Strafe, Lohn und höhere Stufe; es besteht eine heilige Weltordnung im Sinn eines endlichen Sieges des Guten über das Böse.“ Fechner will diese Annahmen durch die Erfahrung verstärken, weil er, wie schon erwähnt, davon ausgeht, daß Alles, was wirklich ist, seine Wirklichkeit durch Erfahrbarkeit beweisen müsse und dies auch auf die Gegenstände des Glaubens als die höchsten, größten, allgemeinsten Wirklichkeiten Anwendung finde. Wenn ihm von theologischer Seite entgegengehalten wird, daß darin ein principieller Irrthum stecke, daß man mittelst Inductionen, Deductionen, Analogien wohl vom Endlichen auf das Endliche, aber nie vom Endlichen auf das Unendliche schließen könne, so will er eben das nicht gelten lassen. Eine unendliche gerade Linie sei an Größe zwar unvergleichbar, sonst aber habe sie doch die vollen Kennzeichen jeder geraden Linie. Und ebenso in Betreff des Geistigen. „Kann der Geist, der ein Hauch von Gottes Geiste ist, ganz unvergleichbar damit sein; und werden wir von dem Winde gar nichts aussagen dürfen, was von dem Hauche gilt?“ „Man stellt, sagt Fechner weiter, das Unendliche der Endlichkeit gegenüber, darüber, jenseits, außerhalb u. s. w. und doch ist nur ein Verhältniß zwischen beiden denkbar, nämlich

daß das Endliche des Unendlichen Inhalt ist. Nicht unerfaßlich also ist das Unendliche, vielmehr an unzähligen Handhaben der Endlichkeit faßlich, nur unumfaßlich ist es. Der Gott der heutigen Meinung ist ein unendlicher Geist ohne die Charaktere der Unendlichkeit und des Geistes. Unendlich ist er, doch hat er die Endlichkeiten neben sich; ein Geist ist er, doch unveränderlich und zeitlos wie kein Geist; er lebt und webt in uns und wir in ihm, doch thut er es uns und wir es ihm gegenüber. Wo das Unendliche seinen Inhalt in dem Endlichen einbüßt, wird es zur leeren Höhlung, ja zum leeren Wort und ebenso zerbröckelt das Endliche. Hingegen wo das Unendliche das gesammte Endliche zum Inhalt hat, da ergiebt sich von selbst, daß, indem alles Endliche eines Unendlichen Inhalt ist, es nicht in Vereinzelung besteht noch Macht hat zu bestehen; daß es zwar selber etwas ist, doch einem höheren Bestande, einer höheren Macht stets untergeordnet bleibt nach Seiten seines Stoffes, seiner Fügung, seiner Kraft, seiner Freiheit.“

Wie soll nun aber die im Endlichen sich bewegende Erfahrung für das Unendliche verwerthet werden? Fechner stellt das folgende Princip auf: es gilt vom möglichst großen Kreis des Erfahrungsmäßigen auszugehen, um durch Verallgemeinerung, Erweiterung und Steigerung der Gesichtspunkte, die sich hier ergeben, zur Ansicht dessen zu gelangen, was darüber hinaus in den anderen, weiteren und höheren Gebieten der Existenz gilt, an die wegen ihrer Ferne oder Höhe unsere Erfahrung nicht reicht. Die Verallgemeinerung und Steigerung ist dabei nur in dem Sinn und der Richtung vorzunehmen, die schon innerhalb des Erfahrbaren selbst angeschlagen ist. Damit — meint Fechner — „werden wir zwar nicht zu einem unveränderlichen, zeitlosen, über allen Raum erhabenen Gott gelangen, aber zu einem solchen, der alle Veränderung, alle Zeit, allen Raum im selben Sinne einschließt wie unser Geist Veränderung, Zeit, Raum als Formen seines Denkens, Wissens, seiner ganzen Habe von den Dingen einschließt. Was wir in diesen Formen von den Dingen haben, das sind uns die Dinge; was Gott in diesen Formen von den Dingen hat, das sind die Dinge.“

(Fortsetzung folgt.)

Manifest der socialistischen Partei in Brabant (Belgien).*)

Dadurch, daß wir uns zu der in der Gründung begriffenen socialistischen Partei in Belgien bekennen, sowie dadurch, daß wir uns als Brabanter Zweig dieser Partei konstituiren, beabsichtigen wir in erster Linie dazu beizutragen, daß alle Lebenskräfte des Socialismus in einem Brennpunkt vereinigt werden. Wir wollen zu gemeinschaftlichem Vorgehen diejenigen vereinigen, welche der Ansicht sind, daß in Belgien ebenso wie andertwärts die Gesellschaft ihre Entwicklungs- und Umgestaltungs-Stadien noch lange nicht durchlaufen hat, daß ferner die gesellschaftlichen Reichtümer keineswegs den Grundsätzen der Billigkeit entsprechend unter die Menschen vertheilt sind, und daß es in Folge dessen bei uns wie andertwärts an der Zeit ist, gründliche und radikale Abänderungen herbeizuführen in der Produktionsweise sowohl, wie auch in der Vertheilung und in dem Umsatz der Güter, in der Organisation der Arbeit, in der Neugestaltung des Austausches,

*) In Folge des Genfer Congresses haben auch die belgischen Socialisten ihre politische Enthaltung aufgegeben und sich zu obigem Programm geeinigt.

erziehungsverhältnisse, des Unterrichtswesens, der Rechtspflege, der Straf-
ung n. s. w., mit einem Worte, in den verschiedenen Einrichtungen und
ngen der gesellschaftlichen Thätigkeit.

un sehen wir aber, daß alle diese verschiedenen Einrichtungen und Ver-
zum guten Theil von der bestehenden Ordnung abhängen, und daß sie
halten werden durch die gegenwärtige Staatsgewalt. Wir glauben daher,
n es uns gelingen soll, neue Zustände zu schaffen, die Allen das größte
materielle Wohlbefinden und die höchste Ausbildung ihrer Kräfte und
entlagen sichern, wir glauben, daß dann die Nothwendigkeit an uns
L. täglich und stündlich gegen die Kirche und die willkürlichen Maßregeln
plen, indem wir uns zu diesem Kampfe uns oder Warten bedürfen, welche
stitutionen unseres Landes und an die Hand geben, und indem wir
de erheben gegen die Rechtsverwirrungen und den Mißbrauch der Volks-
r geringsten sowohl wie der höchsten, für uns fordern. Aus diesen Grün-
n wir geglaubt, daß es für die belgischen Socialisten an der Zeit sei,
r hiesigen systematischen Einhaltung in vollstän- digster Hinsicht abzulaufen
als politische Partei zu konstituiren. Diese neue Partei kann als die
er Zukunft betrachtet werden, im Gegensatz zur Partei der Fortschritt-
Aber beim Allen lassen möchte, und im Gegensatz zur katholischen (ultra-
n) Partei, die von einer Umkehr zu den Zuständen vergangener Jahr-
träumt.

um zur Konstituierung dieser neuen Partei zu gelangen, wenden wir uns
Anhänger des socialen Fortschritts, an alle Corpora- tionen, an die Versam-
rungen und Versammlungen, sowie auch an Einzelkinder, ohne Unter-
r Parteilichkeit über der Schule, der sie anhängen, sowie auch ohne
ed der Christlichkeitskirche, welcher sie durch ihre Geburt oder ihre Stellung
n. In der That, obwohl sich die Anhänger des modernen Socialismus
lich aus der Masse der Arbeiter rekrutiren, und obwohl eine seiner Haupt-
die Emancipation der Proletariat und insbesondere die Befreiung der
verei ist, wissen wir dennoch, daß die großen socialen Reformen, welche
stichtigen, sich nicht einzig und allein zum Fortschritt einer einzigen Klasse,
zum Vortheil aller Mitglieder der Gesellschaft beziehen werden.

Wir vertreten also nicht nur die Sache der Handarbeiter, sondern die der
ter überhaupt, ja noch mehr, es ist die Sache der gesamten Mensch-
elche wir vertreten. Denn ebenso wie die Arbeiterfrage (oder die Frage
arbeit, trotz ihrer Wichtigkeit keineswegs gleichbedeutend mit der Frage
emancipation des Proletariats, weil es Proletariat gibt, welche mehr Hand-
noch Lohnarbeiter überhaupt sind, ebenso ist die Frage der Emancipation
letariats keineswegs gleichbedeutend mit der socialen Frage und mit dem
Socialismus in seinem ganzen Umfange, weil die Proletariat nicht die
Cyber der bestehenden Verhältnisse sind.

Wir wollen nur ein Beispiel anführen. Lassen wir denn nicht, daß das
nsw, welches die ganze gegenwärtige politische Oekonomie beherrscht, das
des Gedeihens und Vortwärtens (laissez faire, laissez passer) ist, oder
es sonst nennt, die ständige Intervention in ökonomischer (wirtschaftlicher)
des Krieges der unumschränkten Konkurrenz? Nun sehen wir aber, daß
der Anwendung dieses Prinzips und dieses Gesetzes die Kapitalisten sich
ren und daß die Großindustrie, der Großhandel und der Großbetrieb die
nntrie, den Kleinhandel und den Kleinbetrieb vernichten und zwar dieses in
the, daß der größte Theil der Bourgeoisie sich in einer gebrühten Lage be-
ne dem Grunde sehr nahe ist. Auf solche Weise wird dieser Theil der
the, wenn er seine Interessen vernünftig aufstellt, gewissermaßen gezwungen,
politische Sache mit dem Proletariat zu machen und gemeinschaftlich mit
e Rechtsanforderungen zur Weisung zu bringen. Die Kriege, die immer
als Vermehrung der Staatsschulden und der öffentlichen Abgaben, der
Zuwandel und die Krisen auf dem Gebiete der Industrie beschleunigen noch
Untergang des Kleinbürgertums, und für letzteres giebt es ebenso wie
Arbeiterklasse keine andere Rettung, als einzig und allein durch den
muth.

Indem wir uns als politische Partei konstituiren, wollen wir uns aller-
nd aller Freiheiten, welche uns die konstitutionelle Staatsverfassung als
i Bürgern gewährt, bedienen, um mit Hilfe dieser konstitutionellen Rechte
ihnen alle bürgerlichen, politischen, wirtschaftlichen und socialen Rechte
en, welche den Vätern von uns vorenthalten werden.

Wir wollen darauf bedacht sein, daß alles das den Stempel des Gesetzes erhalte, zum Gesetz erhoben werde, was zur Ababnung unserer großen socialen Aufgabe dienen kann; ferner alles das, was geeignet ist, die Hindernisse hinwegzuräumen, die sich unserem Vordringen entgegenstellen, sowie endlich alles das, was dazu dient, die Veranlassungen zu beseitigen, die den leisen und lauten Klagen der Boissklassen, der Arbeiter und Kleinbürger, zu Grunde liegen.

Von den Forderungen der Gegenwart, behufs deren Verwirklichung wir, je nachdem es die Umstände und das allgemeine Wohl erfordern, den Kampf aufnehmen werden, können wir nachstehende anführen:

1) Für alle belgischen Bürger das Stimmrecht, zur Wahl sowohl der gesetzgebenden Körperschaften, als auch der Provinzial- und Gemeindevorstretungen.

2) Für alle belgischen Bürger die Gewährleistung des Rechtes der Wahlbarkeit zu den Jurien (Schwurgerichten).

3) Obligatorischen, unentgeltlichen Unterricht in Elementarschulen, die unter weltlicher Leitung stehen.

4) Demokratische Organisation des Fach-, Industrie- und landwirtschaftlichen Unterrichts.

5) Vollständige und radikale Trennung von Kirche und Staat; demgemäß also auch Aufhebung des Artikels in dem Gesetz von 1842, welcher die Geistlichen zur Theilnahme in die Angelegenheiten der Schule berechtigt; Abschaffung des religiösen Eides, Säkularisation (Uebergehen in weltlichen Besitz) der Friedhöfe, Abschaffung des Kultus-Budgets &c. &c.

6) Abschaffung der stehenden Heere, Reorganisation des Militärs durch Beschaffung aller waffenfähigen Männer.

7) Aufhebung des Gesetzes, betreffend die Fremden, besonders in den Punkten, die sich auf die Ausweisung politischer Flüchtlinge beziehen.

8) Unbedingte Aufhebung eines jeglichen Gesetzes über die Strikes und Arbeiter-Koalitionen.

9) Abschaffung der Arbeitsbücher.

10) Aufhebung des Artikels 1781 im Civil-Gesetzbuch, welcher lautet: „Den Arbeitern (Arbeitgebern) wird auf ihre Versicherung hin Glauben geschenkt in Bezug des Betrages der Löhne“ &c.

11) Umgestaltung des Gesetzes über die gewerblichen Schiedsgerichte auf der Grundlage der Demokratie und Gleichheit.

12) Abschaffung der Kinderarbeit, gesetzliche Regelung der Knabenarbeit, indem ein Maximum (längste Frist) für die Dauer der täglichen Arbeitszeit festgesetzt wird, eben so wie ein bestimmtes Alter, unter welchem jugendliche Personen (adolescents) in industriellen Etablissements nicht beschäftigt werden dürfen.

13) Gesetzliche Regelung der Arbeit der Erwachsenen (der Männer und Frauen) insbesondere in allen der Gesundheit nachtheiligen Industriezweigen; Versicherung für den Arbeitgeber, in den Werkstätten, Bergwerken &c. alle von der Wissenschaft festgestellten Gesundheits-Vorschriften zu treffen.

14) Strenge Haftpflicht der Principale bei Unglücksfällen, welche den Arbeitern während ihrer Arbeitszeit und in Ausübung ihrer Arbeit zustoßen.

15) Beseitigung der Concurrenz, welche der Privat-Industrie durch die Gemeingüter- und Klosterarbeit geschaffen worden.

16) Einführung eines Normal-Arbeitstages (im Einklang mit den zur Weiterentwicklung der Körperkräfte, sowie zur Entwicklung der intellektuellen und moralischen Anlagen des Menschen notwendigen Bedürfnissen); und zwar soll dieser Normal-Arbeitstag gesetzlich bindende Kraft erhalten für alle Arbeitsplätze, Bergwerke, Eisenbahnen, die dem Staate, der Provinz oder der Commune gehören, und insbesondere bei allen Arbeiten des öffentlichen Verkehrs, da es die Pflicht des Staates und der Communen ist, der Privatindustrie in dieser Hinsicht ein gutes Beispiel und mit der Anregung voranzugehen.

17) Aufhören der Concessionstheilung zu Bergwerken, Eisenbahnen &c. an Capitalisten-Gesellschaften. Rückkehr der Bergwerke und Eisenbahnen in den Besitz des Staates, welcher mit den Arbeitern und Beamten dieser Industriezweige in Verbindung zu treten hätte, um hier die genossenschaftliche Arbeit einzuführen.

18) Die Verwaltung der gesetzlich in diesen Industriezweigen gegründeten Versicherungsclassen soll wieder in die Hände der Arbeiter gelegt werden. Diese Verwaltung soll unter die Aufsicht von Staatsbeamten gestellt werden, jedoch ohne jegliche Theilnahme der Principale oder Oberen der industriellen Etablissements.

19) Aufhören der Veräußerung von Gemeinde- und Domäneneigenthum; all-

mögliche Rückkehr in Gemeinebesitz des bereits veräußerten Eigentums dieser Art dessen Vergrößerung durch die Allgewandtheit ein dringendes Bedürfnis ist zu Abschaffung der indirekten Steuern, Einführung einer direkten und progressiven Einkommensteuer.

21. Abschaffung aller Handelsmonopole und Finanzprivilegien.

Wenngleich wir uns als politische Partei konstituieren, um vorstehendem Programm zum Zwecke zu verhelfen, so halten wir uns dennoch für verpflichtet, die Erklärung abzugeben, daß wir dies Programm nur als Programm einer Vorbereitungs- und Uebergangs-Periode betrachten — einer „Ökonomie-Periode“, wie man es auch genannt hat — Ärmthum, unser Ideal ist nicht die gegenwärtige gesellschaftliche Organisation, selbst dann nicht, wenn dieselbe erweitert und verbessert ist durch Erlangung einiger der Gemeinwohl gütigen Vortheile. Das Ziel, welches wir im Auge haben, ist die Herbeiführung einer Gesellschafts-Organisation, welche, wie sich ein berühmter englischer Schriftsteller, John Stuart Mill, ausdrückt, „die größtmögliche Freiheit der Handlungen des Einzelnen vereinigt mit dem gemeinsamen Besitz der von der Erde erzeugten Reichtümer und einer gleichmäßigen Theilnahme aller an den Wohlthaten der gemeinsamen Arbeit“.

Wir wissen wohl, daß mehrere von den Reformen, welche wir anstreben, eine Verfassungs Revision erfordern, aber wir wissen auch, daß die belgische Verfassung Alles in Allem genommen nichts Anderes ist, als ein Embel, ein symbolischer Ausdruck der Prinzipien, die man als unabwiderlegbare Schranke jedem Fortschritt entgegenstellt. Wir denken und in politischer Beziehung ebenso wenig von dem Toga, als wir dies in philosophischer Hinsicht thun, weil wir wissen, daß der Einklang mit den Naturgesetzen sowohl, wie auch mit den Gesetzen der menschlichen Fortvollkommenungsbedürfnisse unvereinbar ist.

Was nun die uns zum thätigen Eingreifen zu Gebote stehenden Mittel betrifft, was ferner die Art und Weise betrifft, auf welche wir unsere Stimme nicht nur vor der Bevölkerung, sondern auch vor der Regierungsgewalt wollen erschallen lassen, so werden wir uns zu diesem Zwecke der Volksversammlungen, der öffentlichen Kundgebungen, der Massenpetitionen, und, soweit als möglich, der Agitation bedienen. In letzterer Beziehung hat die socialistische Partei in Belgien noch nicht alle ihr zukommenden Rechte, so lange nicht alle stimmberichtig sind. Trotzdem aber machen wir, da viele Socialisten wohlberechtigt sind, es denselben zur Pflicht, sich zusammenzuschließen, zu vereinigen und zur Zeit der Kommunalwahlen, der Wahlen in die Provinzial-Verwaltung und der Wahlen in die gesetzgebenden Körperschaften des Landes, ihre Stimmen nur für socialistische Kandidaten abzugeben, oder doch wenigstens nur für Kandidaten, die hinsichtlich der Grund einer fortschreitenden gesellschaftlichen Entwicklung sind, um sich zu verpflichten, daß sie die praktischen Reformen, welche wir unter den heutigen Umständen fordern, unterstützen werden, so wie auch, daß sie alle Beschwerdepunkte klarlegen wollen, deren unverzügliche Beilegung wir zu verlangen ein Recht haben.

Endlich müssen wir, wenn wir uns als politische Partei in Belgien auf geleglichem und konstitutionellem Boden konstituieren, zur Ehre der Wahrheit noch eine zweifache Erklärung abgeben:

Erstens ist keineswegs unsere Absicht, dadurch, daß wir in die politische Thätigkeit unseres Landes eingreifen, und von der internationalen Solidarität loszulassen, im Gegentheil, wir bieten unsern Brüdern aller Länder die Hand zum Bunde. Ferner wollen wir dadurch, daß wir uns der konstitutionellen Rechte und der zu unserer Vertretung stehenden gesetzlichen Mittel bedienen, keineswegs gelast haben, daß wir die revolutionären Mittel für immer verwerten und daß wir das Recht der Insurrection (Volksaufbebung) leugnen, dieses Recht dessen sich unsere Partei, die radikalen und radikalen Kommunalisten, so häufig bedient haben. Wenn man dem Reize auf alle seine Beschwerden und Wünsche darinsich die Freilegung der Ursachen seiner berechtigten Unzufriedenheit verweigert, dann bleibt ihm nichts übrig, als von jenem Rechte (der Insurrection) Gebrauch zu machen. Und die Geschichte hat uns gelehrt, daß die Revolution oft der letzte Rettungsgrund des Volkes ist, ebenso wie die Kanonen der letzte Rettungsgrund der Könige sind.

Für die Verwaltungs-Kommission.

Die Sekretäre

G. de Bape und G. Steens.

Im bezichen
durch jede Buchhandlung
u. Buchhandl. für Berlin
durch G. Reichenburg,
NW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4,50 Mark.
Inserationspreis 30 Pf.
für die gespalt. Zeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition

Berlin S.W.

Reuth-Strasse 8.

6. Jahrgang.

Berlin, 1. März 1878.

Nr. 9.

Inhaltsverzeichnis: Ein Engländer über Lessing. III. — Die Verschüttung des Eheid-
maß vom Standpunkte der Seelenfrage. Von Julius Duboc. (Fortsetzung.) — Aus San Marino.

Ein Engländer über Lessing.

III.

(S. Nr. 8 der „Wage“.)

In der angeführten Schrift „Pope ein Metaphysiker“ vom Jahre 1755 finden wir Spinoza erwähnt, und zwar in einer Weise, die noch jetzt auf viele vermeintliche Spinozisten, welche sich einen bequemen Katechismus der Pantheisterei aus dem holländischen Denker gemacht haben, wahrhaft verblüffend wirken muß. Lessing behauptet nämlich, daß „irriges Weltweise, welche Gott wirklich für die Seele der Natur gehalten, vom Spinozismus eben so weit absteht, als von der Wahrheit“. In Breslau kam er durch das Studium der Kirchenväter auf die Frage: Quid sit liquidum in causa christianorum, „was eigentlich an dem Christenglauben sei“, von hier auf den „Theologisch-politischen Tractat“ Spinoza's und so auf das philosophische System Baruch's selbst.

Herr Sime geht nun folgendermaßen zu Werke. Er notirt Lessing's scharfes und eben so richtiges Wort: Von allen Erklärern Spinoza's habe ihn Bayle am Wenigsten verstanden. Das ist von fundamentaler Bedeutung, da es leider scheint, als ob Leibniz seine Kenntniß Spinoza's ganz vorzüglich dem Bayle verdankt habe.

Sodann bespricht der Engländer den Aufsatz Lessing's aus dem Jahre 1763: „Ueber die Wirklichkeit der Dinge außer Gott“. Es handelt sich um Centralmonade und Substanz. Streng logisch geht der Lessing'sche Gedankengang: Ich kann mir von den Dingen außer Gott keine Vorstellung machen. Der Beweis der Möglichkeit der Dinge ist schon vorweggenommen, da in Gott auch diese Idee vorhanden sein muß. Hat aber Gott diese Idee in sich, so ist auch das Ding in ihm, in ihm ist alles real. Oder hat die Wirklichkeit außer ihm etwas Unterschiedenes von der Wirklichkeit in seiner Idee? Abgeschmacktheit! Wenn aber in der Idee, welche Gott von der Wirklichkeit der Dinge hat, Alles enthalten ist, was in dieser Wirklichkeit außer ihm gefunden werden kann, dann sind beide Wirklichkeiten nur eine, und Alles, was außer Gott gesetzt wird, existirt in Gott. Oder welche Schranke hat das wirkliche Ding außer ihm, deren Ideal nicht in Gott wäre? Folglich ist dieses Ideal das Ding selbst. Zwei Ideale kann es doch nicht von dem Dinge geben. Wenn aber die Philosophen mit der Wirklichkeit außer

hott verschieden, warum sollen
et von wirklichen Dingen
ist?

der Substanz angelangt, welche
Contingenzen entläßt, setzt oder
nken der Substanz. Von der
er Sinne, ist keine Rede; die

Dinge nur als „verworrene
Brenze der Sinne gelten. Eben-
(oder die Substanz) die Dinge
wozu sind dann die Monaden
zu thun? Die Energie der

doch Spinoza allein consequent.

den Jahre 1763 behandelt den
sohn hatte behauptet, die „prä-

chen Monaden und der höheren
za entlehnt. Lessing erwiderte

rdings Leibnizen auf die Spur

, welchen sein System auf die
en des Körpers blos und allein

anten“, das brachte Leibnizen

te er seiner eigenen Sagacität.

sagen, denn er glaubte ja nicht

in „waren Leib und Seele ein

halb unter der Eigenschaft des

er Ausdehnung vorstelle. Was

llen können? Die größte, wird

sich selbst hat. Aber heißt das

te zwei verschiedene Dinge in

gar kein Problem vor. Aber

die „Ausdehnung“, das zweite

it, auf wessen Seite sich Lessing

Spinozist genannt werden konnte.

die Identität von Denken und

e merkt noch einen dritten Punkt

damit, in Leibniz einen innern

im Gegensatz zu Spinoza den

aß die „prästabilierte Harmonie“

ie Vorstellungen der Seele mit

reinstimmen sollen, so muß bei-

schrieben sein. Das hatte auch

Spinoza's Seite, er war strenger

Viele philosophische Kanarien-

Faden am Fuß herumflattern,

ut von dem, was sie die „Frei-

“, die Krone seiner göttlichen

ien aber mit ihrer ganzen Logik

ie zappeln, und nur den Beweis

itsgeschrei ein deutlicher Beweis

ihrer Unfreiheit ist. Wären sie frei von den Schranken in ihrem Kopfe, von dem Vorurtheil, daß die Behauptung der Willensfreiheit die Menschen zur Tugend führe, ginge ihnen die Einsicht auf, daß wir an die Entwicklung unserer „Vollkommenheiten“, an die Beobachtung des „Gesetzes“ als „moralische Wesen“ gebunden sind, daß nur der frei ist, der sich außerhalb des Gesetzes bewegt: so würden sie dem Gedanken dieser Freiheit ernstlich misstrauen lernen, und ihren Lohgesang aufs Beste einstellen.

Es ist eine Freude zu lesen, wie unser Engländer Lessing's Bemerkungen zu den „Philosophischen Versuchen“ des von ihm so innig geliebten jungen Jerusalem wiederholt: „Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß, das Beste muß.“ Und das Wort Nathans zum Derwisch, sagt Sime hinzu, „Kein Mensch muß müssen“, heißt nichts Anderes als: Der Mensch muß sich nicht durch äußere Anlässe bestimmen lassen, sondern durch innern Impuls, zur Verherrlichung seines wahren Wesens. Es komme auf den oft unberechenbaren Charakter des Menschen, auf die ständigen Verhältnisse an, in welche dieser Charakter gestellt würde. Aber in allen Fällen sei nichts Willkürliches im Betragen des Menschen. „Die Handlungen der Menschen folgen einander in eben so bestimmter Ordnung wie die Vorfälle in der physischen Welt; aber die Ordnung jener ist viel complicirter und subtiler und deshalb viel schwerer zu entdecken und zu erklären.“

Aber, hat man gesagt, wie konnte eine so energische Natur, nämlich Lessing, sich mit dem Gedanken der Nothwendigkeit vertragen? Das ist gerade eine Theorie für energische Naturen, antwortet Herr Sime. „Wären wir nicht sicher, daß Feuer brennt oder ob das Wasser bergauf fließt, so würde jedes Handeln sofort aufhören. Es wäre nutzlos etwas zu thun, gäbe es keine Ordnung in der physischen Welt. In der geistigen Welt ist sie nicht weniger nothwendig. Als Kinder beginnen wir mit einem ganz ungeformten Willen und das höchste Ziel moralischer Erziehung ist, ihm eine bestimmte Richtung aufs Gute (die gebundene Marschroute) zu geben. Wir wissen, daß gewisse Impulse zu gewissen Handlungen führen, und deshalb spornen wir einige Impulse, während wir andere abschwächen. Und indem wir dem besten Gesetze folgen, das wir kennen, können wir nach größerer Belohnung anschauen, als das wir unsere tödlichsten Sympathien und Strebungen vertiefen? Wir würden es Niemanden Dank wissen der uns sagte, daß es in unserer Macht steht zu rauben oder zu betrügen; ein ordentlicher Mensch hat diese Macht nicht, und er entbehrt sie mit Vergnügen.“ Nein, wir haben keine Wahl, der Wille des Einzelnen ist gebunden wie der Wille ganzer Geschlechter und der Geschichte selbst. Die aber in der heutigen Rückständigkeit alles menschlichen Treibens, aller Mannlichkeit des Entschlusses und Aufrichtigkeit der Gedanken, die Moral von der Willensfreiheit psalmodiren, nehmen sich weit eher als die Klageweiber im Hause eines Todten aus, denn als die Herzens- und Nierenstärker des Volkes in der Wüste. Sie predigen gerade die Freiheit, die sich der böse Genius des Volkes genommen hat und noch nimmt, das Rechte nicht mehr zu wollen, anstatt der Gemeinde zuzurufen: Du mußt wieder wollen, du mußt aufhören frei zu sein, du mußt den Zwang der Gerechtigkeit als dein süßestes Joch wieder auf dich nehmen!

auf des Einzelnen nach einem Gesetze verläuft, es auch wohl in der Menschheit herrschen und es Gesetz aufweisen. So ungefähr läßt Sime Philosophie und Moral zur Geschichtsbetrachtung, „Menschengeschlechts“ übergehen. Und man muß, der an die „Ontogenese“ und „Phylogene“ recht fruchtbar gemacht werden könnte. Die, deren spekulative Betrachtung bei Lessing Grund und Boden stattfindet, von der es einem fallen kann zu reden, erhält durch die Verbin- einem Geschlechte die Bedeutung eines sinnvollen

n Prozeß jedes neue Glied die Summe aller „und noch etwas mehr“ erlangte, so macht den Prozeß aller seiner Ahnen durch, ererbt und erwirbt im geistigen Kampf um's Dasein. Die Seele des Urvaters ist gewandert, und wieder auf dessen Urenkel. Was aber bei den zu verfolgen ist, weil da Verkümmernungen und innen und vielfach wirklich eintreten, wobei die, sich sogar wieder ins Organische zurückver- sich geschichtlich in viel reinerer und deutlicherer Geschlechter und der Völker wandern, und in den die Kulturvölker die Seelen ihrer Vorgänger „noch etwas mehr“ dazu gethan. „Daß Lessing t entdeckte und so etwas formulirte was sich itts näherte, ist einer der größten Dienste, die en geleistet hat.“ — „Seine Theorie des Fort- nag wahr sein, aber was zeigt uns an, daß em Sinne durch alle Etappen jenes Fortschritts

ießlich Herrn Sime's Erörterung von Leibniz's Vertheidiger sich auch Lessing aufwarf, und er sein Bedauern darüber aussprach, diese Lehre nnen zu hören, weil ja doch jeder denkende men könne. Und wunderbar, fügen wir hinzu, Art der Beweisführung, welche hier, wie bei egenheiten die Unzulänglichen aufs Eis geführt ht hat. Lessing geht nämlich von Spinoza's id sagt: Gott könne seine Vollkommenheiten in Beise denken; es hätte daher eine unzählige i können, wenn Gott nicht immer das Aller- deßhalb unter den möglichen Welten nicht die .. geschaffen hätte. Man kann noch heute einen i Einer bündig erkläre, was Lessing sich mit dabei gedacht.

ene, beste Welt für ihn nicht gut und daher wissen wir aus Lessing's Leben und aus Worten, übertreffen sind: Glücklich wer die Menschen Es giebt Philosophen die das Leben als eine

Strafe betrachten; daß aber der Tod eine Strafe sei, das konnte ohne Offenbarung nicht in den Kopf eines Menschen kommen, der seine Vernunft gebrauchte.

„Ein Mann“, sagt Herr Sime, „von so umfassendem Mitgefühl (man denke an sein Verhältniß zu Moses Mendelssohn, zu Gwald Kleist, zu seiner Braut und Frau, zu dem jungen Jerusalem) und so edler Humanität schleuderte doch bisweilen den Schreden in die Herzen seiner Freunde durch die unbegreifliche Bitterkeit seines Lachens. Jacobi schrieb nach seinem Besuche: Ach, nach solch einem Lachen kann unser theurer Lessing nicht mehr lange leben, wir werden ihn gewiß bald verlieren. — Und doch waren das nur vorübergehende Anwandlungen; er war zu stark, zu groß, auf vorübergehende Anwandlungen eine pessimistische Philosophie zu gründen. Was er auch immer duldete, was er Andere dulden sah, er gestattete keinem Dinge die centrale Ueberzeugung seines Lebens zu erschüttern.“ Ach ja, Lessing war kein modischer „Gründer“.

Unter der Welt verstand er mit Leibniz die Gesamtmaterie, und er glaubte es könne ganz wohl sein, daß das Unglück des Individuums die Wohlfahrt des Universums bedeute. Zu dem hatte er den Trost, daß die beste der möglichen Welten nicht eine solche ist, in welcher alles stationär bleibt. Ihr Entstehen für den Menschen besteht seiner Ansicht nach in der Thatfache, daß das Geschlecht langsam aber consequent vorwärts schreitet, die Natur durch Unterwerfung unter ihre Geseze erobert, und in letzter Instanz sogar Thorheit, Schwäche und Verbrechen zum Plabe für Güte, Stärke und Weisheit macht. . . . Es liegt ein unausslöschliches Verlangen in gewissen Geistern hohen Ranges nach irgend einem Anzeichen, daß nicht umsonst ist dieses große Schauspiel menschlichen Ringens und menschlicher Ermattung, daß ein Sinn liegt in dem unaufhörlichen Evolutionsproceß, daß es irgend eine weit, weit entfernte Lust giebt, an der wir vielleicht nicht theilhaben werden, die aber die ungeheure, geheimnißvolle Nacht werth sein wird, durch die sie vorbereitet wurde.“

Herr Lyndall wird ersucht, wenn er wieder mit Emphase schreiben will, bei seinem Landsmann Sime vorher in die Schule zu gehen.

„Daraus folgt nicht,“ fügt das eben so weise wie begeisterte Scholion hinzu, „daß Lessing das Erforschen von Endursachen hinter den Erscheinungen der Welt billigte. Darin stand er ungewisselhaft auf Spinoza's Seite, nicht bei Leibniz. Wenn wir selbst annehmen, daß wir berechtigt sind vom Universum als einem planmäßigen zu reden, so mag dieser Plan weit über unsern Horizont gehen (o Immanuel, wie du in alle Poren gebildeter Menschheit bringst!) und daß es die höchste Annahme ist erforschen zu wollen, welchen Bezug diese oder jene Thatfache auf ihn haben mag. Die Thatfache ist da, sie ist das Ergebnis einer wissenschaftlichen Reihe, die wir erforschen können; und wenn wir diese Reihe aufgefunden haben, so müssen wir uns damit zufrieden geben. . . . Er kannte genau den Werth der menschlichen Vernunft, aber er wußte auch, daß wir ihrer Bedeutung Gerechtigkeit widerfahren lassen können, ohne sie mit der absoluten Wahrheit zu identificiren.“

„Ganz in seiner Weise sprach er zu Jacobi“ Doch wir werden sehen, was er zu Jacobi sprach. Es handelt sich noch um das Schlusresultat. Herr Sime begnügt sich mit der objectiven Darstellung:

ist zu Leibniz, dann Spinoza, und endlich Spinoza-Leibniz oder Spinoza. Vielleicht läßt sich das übersichtlich zusammenfassen, Concordanz zwischen Leibniz und Spinoza, wie sie weder dem noch dem Andern persönlich zum Bewußtsein gekommen ist. Vielleicht in Lessing die geistige Monade, welche die Leibniz'sche genöthigt „noch etwas mehr“; oder die Substanz, die aus Spinoza in ihren war, und wieder „noch etwas mehr“. —

Rechtfertigung des Theismus vom Standpunkte der Seelenfrage.

Von Julius Duboc.

(Fortsetzung.)

Die nähere Anwendung dieses Principes der Erweiterung und Steigerung macht Fehner gleich darauf in folgender Weise. Er erinnert uns, wie in der ganzen Natur der höhere Geist stets von einem höheren Organismus getragen werde und ihn so zu sagen mit sich emportrage. So werde denn der weiteste und höchste Geist von dem besten und höchst entwickelten Organismus getragen werden; das ist die Welt selbst, nicht die unorganische, sondern die ganze, mit der Natur und allen Geschichten und Geschehnissen der Völker. Und wenn wir hinein in uns, so finden wir: mein Auge sieht nichts, was mein Ohr hört und umgekehrt, jeder Sinn ist gegen den andern abgeschlossen, doch alle gemeinsam aufgeschlossen gegen meinen Geist. Er weiß zugleich um Alles, was Aug' und Ohr und alle Sinne in mir einzeln wissen. Und so in derselben Richtung gesteigert, gestaltet sich uns auch das Verhältniß Gottes zu den Geistern, die alle gemeinsam gegen ihn aufgeschlossen sein werden. Er weiß zugleich um Alles wissen, was sie einzeln wissen und noch darüber höheren Beziehungen darüber greifen.“

„Über glauben wir noch nicht an Gott?“ — schaltet Fehner hier ein, er verweist auf sein Princip „zur Unterstützung und Ergänzung, wie anderen Principe ihre Kraft versagen sollten.“ Was uns an die unserer Nebenmenschen und an die Seele des Wurmes glauben kann uns in rechter Erweiterung und Steigerung an die Seele des Menschen, dessen Sprossen und Theile wir alle sind, glauben lassen.“

In dem Nächstfolgenden eröffnet sich die Aussicht auf ein Jenseits. Das Princip der Erweiterung und Steigerung des erfahrungsmäßigen Geistes dient auch hier als Handhabe — nur daß freilich manchmal ein ziemlich kühner Griff dazu gehört, um die Handhabe zu packen. Ist die Thatsache, daß der Mensch im Lauf der Jahre seinen Geist verliert und von einer Lebensstufe auf die andere steigt, in Erweiterung und Steigerung die Aussicht, daß der Tod nur ein rascherer Wechsel des Leibes und das schnelle Ersteigen einer neuen Lebensstufe ist, die Thatsache, daß die Seele das bewußte Princip und Band zwischen dem Geiste und dem Körper ist, die steigen und sinken, breiten und da und dorthin wandern, ergiebt, erweitert und giebt die Aussicht, daß wie die Seele in dieser Weise schon diesseits einen Theil des großen Ganzen wandert, sie im Tode nur einen größeren Theil desselben hinüberwandern und fortan freier in

demselben sich bewegen wird — die Thatsache, daß jeder Theil unseres Leibes — wenn's nicht zuviel auf einmal ist — zerstört werden kann, ohne unsere Seele zu zerstören, sofern der übrige Leib noch seine Mittel der Vertretung hat, eröffnet die Aussicht, daß auch bei Zerstörung unseres ganzen Leibes unsere Seele nicht sterben, ja nicht leiden wird, indem der größere Leib, des unser Leib ein Theil, wie unsere Seele ein Theil der Seele dieses Leibes, auch Mittel der Vertretung zu ihrer Erhaltung haben wird — die Thatsache endlich, daß wenn eine Empfindung z. B. des Sehens, in uns aufhört, für die Empfindung die Erinnerung der Empfindung eintritt, sich mit den Erinnerungen anderer und früherer Bilder begegnet und an einem neuen höheren Reich der Begriffe und Gedanken weben hilft, eröffnet die Aussicht, „daß auch, wenn unser ganzes Leibesbild erlischt und seine Stoffe, Säfte, Kräfte wieder in den großen Leib zerfließen, der sie erst hergegeben, ein Erinnerungsnachklang dieses Lebens in das Leben des Geistes eintreten wird, der zu unserm Leibe die Seele gegeben hat, und mit den Nachklängen aller andern und früher hingegangenen Menschen, d. h. ihren jenseitigen Seelen, das höhere Leben dieses Geistes wird weben helfen.“

Aber das sind doch alles Hypothesen, — läßt Fehner hier sich einwerfen, — „du bauest eine Hypothese auf die andere; deine Hypothese des Jenseits auf die Hypothese, daß die Welt um uns der Leib eines Geistes und unser Leib ein Theil von seinem Leibe und unser Geist ein Theil von seinem Geiste“ und er antwortet: „So ist es; nur daß die Gesamtheit dieser Hypothesen aus einem Princip fließt, was keine Hypothese. Daß sie sich aber wechselseitig untereinander stützen, vermindert nicht, sondern vollendet ihren Halt.“

Begleiten wir unsern Philosophen noch eine kleine Strecke Wegs weiter. Wie stellt sich unsere Freiheit und Selbstständigkeit zu der Annahme, daß wir Theilwesen Gottes sind? Fehners Meinung erhebt vielleicht am besten aus dem folgenden, von ihm gebrauchten Bilde. Er vergleicht Gott mit der obersten Stufe einer Treppe und meint, man setze die oberste Stufe der Treppe gegenüber, wenn man den göttlichen Willen abgefordert dem geschöpflichen gegenüberstelle. Damit sie eine höchste sei, müsse sie vielmehr noch tiefere Stufen derselben Treppe unter sich haben. Die menschlichen Willen unter dem göttlichen Willen im göttlichen Geiste sind diese niederen Stufen. „Was unser Trieb gegen unseren unvergleichbar höheren Willen kann, wird unser Wille gegen Gottes unvergleichbar höheren Willen können, trotzdem daß er desselben Geistes ist. Hiermit hat aber unser Wille die Freiheit, die man für ihn anher Gott sucht, ebenso gut in ihm.“ Das Endresultat ergibt. „Und also ist auch unser Wille, wenn er schon immer Gottes bleibt, doch nicht der Wille Gottes und Gottes Wille nicht der unsere, obgleich der unsere wohl zu Gottes Willen stimmen kann und soll.“ Hiermit löst sich aber auch eine andere anscheinende Schwierigkeit. Denn ist unser Wille nicht der Wille Gottes, sondern etwas tief unter Gottes Willen Stehendes, so ist auch unsere Sünde nicht die Sünde Gottes, da Sünde eines Wesens Sache des Willens dieses Wesens ist. Also wird Gottes Heiligkeit auch nicht dadurch verletzt, daß er mit unseren Geistern auch unsere Sünden und Unvollkommenheiten in sich hat.

Besonders beachtenswerth ist endlich noch die Stellung der Fehner'schen Gottesauffassung zu dem positiven Uebel und Leiden in dieser Welt. „Das Uebel besteht; es geht umher wie ein brüllender Dene und es hilft nichts, die Ohren davor zu verstopfen und die Augen davor zu verschließen.“ Wie aber kam, trotz Gott, das Uebel in die Welt und diese ungeheure Arbeit, es erst wieder zu heben, zu tilgen, zu versöhnen? Fehner eignet sich weiterhin alle die Einwendungen an, die der gesunde Menschenverstand von jeher auf Grund eben des Bestandes der Menge von Leiden und Uebeln aller Art gegen die Annahme eines obersten allmächtigen, allweisen und allgütigen Lenkers der Dinge erhoben hat, er verwirft alle die bekannten Erklärungen des theologischen Scharffinns über diese Materie als unzulänglich und unlogisch und begründet eben damit seine Ansicht, daß der allgemeine Grund des Uebels unabhängig zwar nicht von Gott, aber von seinem Willen besteht, sein Wille vielmehr nur die Tendenz, es immer mehr zu bessern verfolgt und daß er dazu eine schließlich Alles besiegende Gewalt hat, „nicht im Augenblick, nicht über jedes Uebel einzeln — vielmehr unendlich wie er ist, erst in der Unendlichkeit des Raumes und der Zeit am ganzen Zusammenhang dessen, was darin ist.“ Fehner läßt also die Voraussetzung der bodenlosen Allmacht Gottes, wie er sich ausdrückt — fallen, um dem Dilemma, aus dem er sonst kein Entrinnen sieht, des Widerspruchs der Welt, wie sie einmal beschaffen ist, mit einem allgütigen und allmächtigen Lenker zu entgehen. Nun gestaltet sich ihm das ganze Bild der Weltordnung wesentlich anders als es sich uns nach den gewöhnlichen theologischen Voraussetzungen darstellt. Gott leidet mit uns und Gott überwindet unser Leid und Uebel in sich. „Sind alle Geschöpfe in Gott, so fühlt Gott in sich das Uebel Aller, moralisches, physisches, es trage welchen Namen es immer will, darunter mein, und würde es als eigenes Uebel fühlen, wenn nicht seine Güte und Befriedigung eben in der zusammenhängenden Auflösung alles dessen, was er in unteren Gebieten seines Wesens als disharmonisch fühlt, bestände und sein darauf gerichtetes Trachten nicht die Gewißheit der Erfüllung in sich trüge. Er kann mein Uebel nicht gleich heben, er kann es auch nicht einzeln heben, aber er kann es einstens heben, er kann es mit anderen durch die zusammenhängende Verwendung seiner Mittel endlich und er muß es endlich heben, denn sonst bleibt es feins. Einen festeren und zugleich stärkeren Trost giebt es nicht im schlimmsten Leiden und ich denke mancher Zeit, in der ich ihn gefunden.“ Daß aber dem Uebel in der Welt in der That nicht Sieg, nicht Beharren, sondern Unterliegen zubeschieden ist, auch das ließt Fehner mit Zuversicht aus den Thatfachen der Natur wie aus denen der Geschichte. „Daß sich das Chaos doch schon in der Bracht des blauen Himmels, der leuchtenden Sterne, der blühenden Erde geklärt; die christlichen Ideen haben über das rohe Heidenthum gesiegt; die Torturen des Gerichts bestehen nicht mehr, vielleicht werden im Fortschritt der Dinge einst auch die Torturen der Natur gemildert werden oder aufhören. Blickt auf das Ganze und der Fortschritt ist doch sichtbar.“

Ich unterbreche mich hier in dem Versuch die Hauptgesichtspunkte der Fehner'schen Welt- und Gottesauffassung vorzuführen. Wer seine Lehre von der Beseelung der Gestirne im Einzelnen verfolgen will, hat den Zand-Avesta des Verfassers vorzunehmen; im Umriss findet er sie

in der mehrermähnten Schrift: „Ueber die Seelenfrage“ vorgetragen. Diese Lehre bildet allerdings einen sehr charakteristischen und frappanten Bestandtheil des ganzen Systems, aber sie ist eben im Zusammenhang des Ganzen weniger barock als sie so losgerissen erscheint. Auch treten wesentlich dieselben Argumente der Analogie, der Ergänzung, der Abfassung u. s. w., die wir schon bei der Pflanzenseele kennen gelernt, auch hier wieder auf, nur natürlich in etwas anderer Wendung. Bei dem ersten Argument handelt es sich wiederum um den Nachweis, daß die allgemeinen Zeichen der Seelenanlage sich auch bei der Erde — um bei dieser stehen zu bleiben — „nur in höherem und strengerem Sinne“ wiederfinden, daß die Erde als ein Leib zu betrachten ist u. s. w. Gerade hinsichtlich dieser für die Fechner'sche Auffassung natürlich entscheidenden Punkte ist seine Argumentation aber von einer complicirten Feinheit der Durchführung, daß sie, um zu ihrem Recht zu kommen ihres hier nicht wiederzugebenden Details nicht entkleidet werden darf. Uebrigens liegt das Verhältniß bei der Pflanze und der Erde nicht ganz analog. Die Pflanze hat durchaus kein Nervensystem und Centralorgan. Von der Erde läßt sich auf Fechner'schem Standpunkt (da dasselbe unser Zubegriffensein in einen Geist der Erde einschließt) aber behaupten, daß dasselbe Gehirn und Nervensysteme in sich trägt, nämlich unsere. Die Nervenstränge, welche im Menschen dazu dienen, die Ganglienkugeln zu Ganglien und die Ganglien selber zu verbinden ersetzt Fechner durch die Aetherschwingung oder vielmehr er stellt die Vermuthung (da das positive Wissen hier endet) auf, daß eben diese Aetherschwingung, „dieselbe, die auch die Sonnen verbindet, und theils frei, theils an die Schwingungen des Wägbaren sich lehnend, mit jedem Blide, Worte, jeder Begegnung und Handlung zwischen Menschen hin und wieder geht aus dem einen Nervensystem in das andere, die Regung von Empfindung und Gedanken übertragend“ das eigentlich Verbindende der Ganglienkugeln ist. Warum sollte sie denn nicht zwischen den Nervensystemen in einem größeren Systeme vermitteln können, was sie innerhalb des menschlichen vermittelt und trägt? Die Nervenstränge erscheinen Fechner nur wie Räder, die von der beseelten Schwingung draußen abgelegt werden, um sich freier zu bewegen. „Ist ein Mensch weniger beseelt, wenn er den Rock auszieht, um sich freier zu bewegen? . . . Der Materialist ist der größte Mystiker, indem er an eine mystische Kraft glaubt, welcher die Aetherschwingung im Menschen zum Träger bewußter Empfindung befähigt, draußen nicht befähigt.“ Ebenso versucht Fechner der Erde ein Centralorgan durch Vergleichung mit dem „Oberbaum“ derselben, in welchen sich das ganze bewußte Leben, (Staat, Wissenschaft, Kunst, Handel u. s. w.) verhältnißmäßig noch viel enger und strenger wie beim Menschen zusammengezogen habe, nachzuweisen. So gelangen wir denn endlich zu einem gottbeseelten Gestirn, einem Geist der Erde, die als höhere Individualität unsere Individualität in sich begreift, während sie selbst wieder in Gott inbegriffen ist. Die Psychologie des Geistes kann in demselben Sinn wie unsere eigene Psychologie als Erfahrungslehre gefaßt werden, da unsere eignen Geister Theilwesen des höheren Geistes sind und der äußere Verkehr unserer Geister ein Theil des inneren Verkehrs des höheren Geistes ist.

Als den weitesten Schritt in der Fechner'schen Scala, die also von der eignen menschlichen Beseelung ausgehend über Thierseele, Pflanzen-

irne zur Weltseele gelangt, wird man geneigt sein da bei „Welt“ uns jede einheitliche gegenständliche wie sie jeder einzelne Weltkörper noch repräsentirt, eben hier eben wieder an der Grenze unseres Vorhanden es bliebe nur etwa übrig, um den Leib einer, die Weltkörper als Theile desselben anzusehen, the, aber uns unentbehrliche Formel hier noch anzuhner selbst die Vorstellung eines Weltleibes nicht Preis ist, geht schon aus dem folgenden Satz hervor (Ueber 191.): „Nachdem es über den Weltkörpern keinen der eine Seele spiegelt, so giebt es doch noch eine Seele über den Seelen aller ihrer Körper ner individuellen Seele neben individuellen Seelen zugleich unter sich und in sich hat.“

c von einer Welt redet, „die eine Seele spiegelt,“ ner auf das Verhältniß des Leibes zum Seelischen werden wir unvermeidlich vor die Vorstellung eines Die Weltordnung, die sich aus allem Vorhergen Denker ergiebt, ist aber so beschaffen, „wie sie nes guten Geistes, der die Welt nach Gesetzen in icked im Sinne von Ideen regiert“ entspricht und aracteristische Moment jedes Theismus ungeschwächt ht erhalten.

stvoller Denker wie Fechner seine Ansichten öffentlich u Behauptungen kommt, die wie seine Lehre von Bestirne den Voraussetzungen des Zeitbewußtseins schlagen, die denselben, flüchtig gemustert, einfach lffen, so theilt sich das Publikum gewöhnlich in 2 gnetzt sich damit wie der erste Bediente im Wallen- cologischen Auseinandersetzung des Seni auszu-“ die andere, gutmüthiger und weniger rasch ent- ie der dritte Bediente: „Ei, laß ihn doch! Ich hör’ mancherlei doch denkt sich bei den Worten.“

er Ansicht, daß mit diesem superioren Bedienten- ne sonderliche Ehre einzulegen ist und eigne mir an. Dem Tieffinn des Weltalls gegenüber ist mir lärer willkommen, wenn er nur wirklichen, nicht ispielenden, effecthaschenden, phrasenstelzenden Tief- denn er nicht zu denjenigen Naturen gehört, denen e Wein zu Kopf steigen und die dann im Rausche

Fechner ist ein Denker von wirklichem Tieffinn. bewährt dabei eine gewisse Sinnestreue, um , und er darf ihr zum Ruhme nachsagen, wie er mit einigem Selbstbewußtsein thut, daß sie weder iche in den Begriff verflüchtigt noch mit Schelling verhillt noch mit Herbart es in ein Meer von Lebensfalls faßt er das Verhältniß der Materie, der daß er sie für eine immanente Bedingung seines Da- ft er uns, wie weit er sich auch sonst in seinen Schlüssen und homogener als es diejenigen sind, welche die

Materie gewissermaßen aus dem Geist herausfallen lassen oder dieselbe wie ein nachgeborenes Product des Geistes behandeln“).
(Schluß folgt.)

Aus San Marino.

Für Gustav Rasch, der nun sein letztes Gasthaus erreicht hat, ist schnell ein Anderer in die Reiseschuhe gesprungen. Der als Uebersetzer, als Verfasser von Reisehandbüchern wohlbekannte „l. dänische Kammermuth“ Jonas hat sich nun ebenfalls der Specialität zugewendet, Land und Leute, wo sie in kleinem Rahmen eine gewisse Einheit darstellen, die aber eben des kleinen Umfanges wegen bisher besonderer Würdigung entging, zum Gegenstand einer Studie zu machen. Er hat seine Wahl, wie uns dünkt, glücklich, auf die kleine Republik San Marino gelenkt, die als Curiosität immerhin des Ansehens werth ist. Neben dem Vatikan bildet sie gegenwärtig das einzige noch nicht gerunte Stück Italiens, nur die Ursachen dieser Isolirung sind nahezu entgegengesetzt denen der Papsteshurg: Sitteneinsalt, Beschränkung auf das bescheidenste Maß internationaler Geltung machen das kleine Gebiet wenig begehrenswerth und gar nicht bedenklich. Ueber das äußere Werden des Freistaates seit Beginn des 13. Jahrhunderts möge der Leser aus dem geschildert geschriebenen Büchlein selbst sich unterrichten („Ein wahres freies Volk. Eine Studie über die Republik San Marino, von E. Jonas. Mit Karte. Wien, Hartleben.“), wir beschränken uns hier auf einige, die inneren Zustände betreffenden Stellen:

„Die Beziehungen zu dem jungen Großstaate Italien sind die freundlichsten, die man sich nur denken kann, und hatte San Marino an dem jüngst so plötzlich gestorbenen König Victor Emanuel einen treuen Freund, einen wahren Schutzherrn und Verbündeten gefunden, wie es auch einen solchen an dem jungen König Umberto finden wird.

Ohne sich etwas an seiner Unabhängigkeit zu vergeben, bringt der Große Rath von San Marino nothwendig werdende Neuerungen im Einflange mit der im benachbarten Königreiche herrschenden öffentlichen Meinung, in Uebereinstimmung mit den dortigen Gesetzen, zur Ausführung.

Seitens der italienischen Regierung werden dagegen die Verfügungen und Beschlüsse des Großen Rathes regelmäßig und alle Maßregeln anerkannt, die derselbe zum Wohl des kleinen Landes beschlossen hat.

Zu Anfang des vorigen Jahres ist zwischen dem Großen Rathe von San Marino und der italienischen Regierung das Uebereinkommen getroffen worden, eigene Postmarken einzuführen. Es war dies von jeher, als ein fernerer Beweis ihrer staatlichen Unabhängigkeit, der sehnlichste Wunsch der Bevölkerung gewesen, die sich bisher der Postmarken der jedesmaligen benachbarten Landesregierung bedienen mußte. Aber die mit einer derartigen Neuerung verbundenen Kosten mögen den Rath

*) Oder auch als Durchgangsstufe des Geistes. So Herr v. Hartmann in einem naturphilosophischen Elaborat (Geist und Natur. Gegenwart Nr. 12, 1877.): „Dem Geist durch die Natur zum Geist. Die Natur ist bloße Durchgangsstufe, bloßes Mittel ohne selbstständige Bedeutung“.

rklichung dieses Wunsches bis auf Weiteres

man sich schon in San Marino mit dem Münzsystem; nach der Einigung Italiens dem des letzteren Staates und bereits seit Republik umgebenden päpstlichen Provinzen ist die Republik eigene Münzen, und zwar 11, und seit dem Jahre 1875 solche zu 10 werden binnen Kurzem auch Silbermünzen geschlagen werden, wozu die Stempel bereits nstand, der viel dazu beitrug, daß die gegenblichen Beziehungen sich von Jahr zu Jahr

annte San Marino — früher als alle anblicklichkeit des Hazardspieles. Es schloß en, welche im Laufe der letzten Jahre in n waren, und säuberte den Staat von diesen ist umsomehr anzuerkennen, als dem Staatsummen seitens der verschiedenen Spielbankvenn die Behörden San Marinos das Spiel den. Der Senat versammelte sich verschiedelegenheit zu berathen, und Einzelne traten dem an und für sich armen Ländchen Geldann zu öffentlichen oder sonstigen staatlichen osten; — aber es kam zu keiner Einigung. fenden Wächter wandten sich dann an die en ihnen ungeheure Summen an, wenn sie lbanken stimmen würden. Mit echt republiker Weisheit widerstanden jedoch alle einung den Versuchern; ja, man berieth sich : betreffenden Agenten nicht wegen des Beund vor Gericht ziehen sollte. Nur auf egierung, bei der man sich in dieser Sache Angelegenheit fallen und verwies die Ver-

nwärtige Verfassungs-, resp. Regierungsann nicht mehr genau festgestellt werden. h allmählich im Laufe der Zeit, den Verzahl sich anpassend.

reiber Delfico angiebt, müssen die Urväter Gedanken gekommen sein, daß eine einzelne en Volkes nicht so gut sein könne, als wenn die verschiedenen Bedürfnisse und Wünsche

der ersten Zeit immer die zwei ältesten (Senatoren) gewählt und ihrem Ausspruch un-Angehörigen der damals noch kleinen Nie-

lterung zunahm und ihre Besitzungen vom Flachlande zu sich immer mehr ausdehnten,

versammelten sich, wenn irgend ein wichtiger, das allgemeine Wohl betreffender Gegenstand zu verhandeln war, alle Familienväter oder die die Familie vertretenden ältesten Söhne und hielten dann ihre Beratungen. — Diese aus Familienvätern zusammengesetzte Versammlung führte damals den Namen „Aringo“ und hatte dieselben Befugnisse wie der heutige Senat.

Aber schon im 14. Jahrhundert wurde diesen Versammlungen ein anderer Name, der „Große Rath“ (*gran consiglio generale*) beigelegt und die Anzahl der Mitglieder auf sechzig festgesetzt.

Von dieser Zeit an wurden diese sechzig Ausgewählten „Principi“ (Landesherrn) genannt und in drei Abtheilungen zu je 20 Personen getrennt. Die erste Abtheilung bestand aus den sogenannten „Patriciern“, dem ältesten Adel. Zu der zweiten Abtheilung zählten die „Cittadini“, das heißt die „Bürger“ der Stadt und der Vorstadt (Borgo). Obwohl die ländlichen Grundbesitzer den weitaus größten Theil der Bevölkerung ausmachen, so haben sie in dieser Versammlung auch nur zwanzig Vertreter, welche „Possidenti di Campania“, d. h. „ländliche Grundbesitzer“ heißen.

Diese aus 60 Mitgliedern bestehende Versammlung wählt nun jedes Jahr aus ihrer Mitte einen aus 12 Personen bestehenden „kleinen Rath“ (*consiglio*),*) der auch „Senat“ genannt wird. Bei der Wahl muß darauf gesehen werden, daß unter diesen 12 Mitgliedern 4 Abelige, 4 Bürgerliche und 4 ländliche Grundbesitzer sich befinden. Dieser Senat hat die Aufgabe, den aus seinem Schooß zu wählenden „Regenten“ (*Capitani regenti*) in Allem, was das Interesse und das Wohl des Landes erfordert, rathend und helfend beizustehen.

Die Wahl dieser beiden *Capitani regenti* wird alle sechs Monate erneuert und geht auf sehr feierliche Weise vor sich. An dem bestimmten Tage versammeln sich im großen Saale des Rathhauses (*Gouvernements-Palast*) alle sechzig Mitglieder des großen Rathes und wählen durch das Loos zwölf Vertrauensmänner als engere Wähler. Je nachdem wie das Loos entscheidet, haben nun diese Wähler entweder einen Patricier oder einen Bürgerlichen zu bezeichnen, jedoch so, daß sechs der Stadt und die anderen sechs dem Lande angehören. — Unter diesen werden nun wieder je drei und drei nach Stimmenmehrheit ausgewählt und nun paarweise auf einen Zettel geschrieben, aber so, daß auf jedem immer ein Bürger der Stadt und einer vom Lande zu stehen kommen. Diese drei Zettel werden nun in drei hohle, goldene Kugeln geschlossen und in feierlicher Procession durch die Stadt nach der Hauptkirche getragen.

Da ein solcher Wahltag für die Bevölkerung ein großer Festtag ist, so sind die Straßen und besonders die Kirche überfüllt. Die Geistlichkeit celebrirt dann in Festgewändern vor dem reichgeschmückten Altar ein Hochamt und bittet den heiligen Geist, daß er die Wahl richtig leiten und den Erwählten seinen Beistand zu Theil werden lasse. Ist das „*Veni creator Spiritus*“ verklungen, so tritt ein kleiner Knabe vor den

*) Wir sehen aus dieser Gestaltung des Staatswesens der Republik eine Nachbildung der venetianischen Staatsorgane, welche sich hier glänzend bewährte, während sie dort zum Untergang führte.

Hochaltar, auf dessen Stufen sich in einer silbernen, verschlossenen Urne die drei Kugeln befinden, und nimmt bei verbundenen Augen eine derselben heraus. — Nachdem der „Kleine Rath“ die Namen auf dem aus der Urne gezogenen Zettel gelesen hat, werden dieselben laut in der Kirche verkündet und von den Anwesenden unter Fanfaren und lauten Tordirufen begrüßt. In wenigen Secunden kennt dann das ganze San Marino die Namen der Erwählten und Jeder beeilt sich, ihnen seine Glückwünsche darzubringen.

Diese Wahl findet immer drei Wochen vor dem 1. April und dem 1. October statt, damit die Erwählten bis zu diesem Tage, an welchem sie ihr neues Amt antreten, Zeit haben, sich mit den laufenden Geschäften und ihrem Amte vertraut zu machen.

Beim Eintritt in das neue Amt wurden die Regenten während langer Zeit, ja bis in die Neuzeit hinein, von dem Schulmeister der Stadt mit einer lateinischen Anrede begrüßt, doch ist dieser alte Gebrauch abgeschafft worden. Jetzt legen sie in Gegenwart des ganzen „Großen Rathes“ einen Eid in lateinischer Sprache ab.

Der zu beeidende Capitano regente — welche nur nach drei Jahren wieder gewählt werden dürfen — ist bei dieser Gelegenheit mit einem kostbaren alterthümlichen Staatskleide angethan und fährt in einer vier-spännigen Staatscarosse, von zwei oder mehr Dienern in kostbaren Livreen begleitet, zur Kirche. An der Pforte des Gotteshauses empfängt ihn der versammelte Clerus und bietet ihm das Weihwasser an, damit er sich bekenne. Hierauf begiebt er sich auf seinen mit einem Sammetkissen und rothen Decken drapirten Platz, auf der rechten Seite des Altars, und der das Hochamt celebrirende Priester muß vor und nach der Communion, nachdem er mit dem Räucherfaß den Altar dreimal umgangen, dasselbe auch vor ihm schwingen. —

Im Theater — denn auch ein solches besitzt die Stadt im Borgo — sitzen die Capitani regenti mit ihren Familien in der großen Mittelloge und empfangen dort in den Zwischenacten die Besuche ihrer Freunde. Die übrigen Mitglieder des Senats dürfen als solche, wenn sie nicht eben vom Capitano regente dazu eingeladen werden, diese Loge nicht betreten.

Es ist selbstverständlich, daß die Einwohnerzahl die Proportion von zehn im Jahre, die San Marinese durchaus nicht im Allgemeinen sonst finden vom Senate bestellten „Criminellen“ wurden, über Vergehen der Sammarinese war so gering, daß sie die Freiheitsstrafen abbüßen ließen, ohne sie in's Gefängniß einzuschließen.

in einem Staate von so geringer Bevölkerung sind. Sie erreichen kaum die Zahl zehn im Jahre, weil die San Marinese von so gutem Character sind, wie man es in Zeiten verhandelt auch die Strafen auf drei Jahre ernannt werden, und das Rechtsgefühl der Verurtheilten Verbrecher ihre Strafen

Diese Gerichts-Commissäre müssen Doctores juris sein und nach dem justinianischen, aber nicht nach dem canonischen Rechte ihre Entscheidungen treffen, ohne jedoch die Statuten der Republik zu verletzen. — Die Capitani regenti ernennen zu ihrem Beistande zwei „Staats-Secretäre“, einen für die auswärtigen Angelegenheiten und Finanzen (segretario di Stato e degli affari esteri e finanze) und einen für das Innere (segretario di interni).

Gegenwärtig unterhält San Marino einen diplomatischen Agenten bei der italienischen Regierung in Rom; früher, bis zum Jahre 1871, befand sich ein Minister-Resident in Paris und seit 1875, wieder daselbst ein Geschäftsträger in der Person des Herzogs von Bruc, eines Bürgers der Republik.

Jetzt auch noch bei anderen Staaten beglaubigte Vertreter zu erhalten, ist der großen Kosten wegen aufgegeben worden. Wohl aber hat man die Einrichtung getroffen, in großen Städten Consuln und General-Consuln und in Hauptstädten der Großmächte eine Art Vertrauensmänner zu ernennen, die im Falle, daß marinesische Interessen berührt würden, das Amt von Gesandten bekleiden.

Das Militärwesen von San Marino ist ebenso einfach und klar wie alle übrigen Einrichtungen der kleinen Republik.

Das Heer besteht nicht wie früher in Deutschland bei den kleinen Staaten aus Söldnern, oft nur wenigen Mann, sondern zerfällt in neun Compagnien, deren jede 140 bis 150 Mann zählt. Es ist dies die sogenannte „Miliz“ und in dieselbe werden alle waffenfähigen Männer des Landes eingetheilt.

Den Oberbefehl über diese Miliz führt ein General (Commandant en chef), der das Recht hat, die Leute nicht nur zu den jährlichen Waffenübungen, sondern auch, wenn die Noth es erfordert, zu außerordentlichen Zeiten einzuberufen.

Rekrutiren kann jedoch nur nach einer diesbezüglichen Beschlußfassung des Senats geschehen. Wenn die Einberufung erfolgt ist, dann werden die Leute gleichmäßig bewaffnet und uniformirt, auch treten zu dieser Miliz 60 bis 70 Offiziere ein, welche es jedoch mehr dem Titel nach als in Wahrheit sind; wie denn auch der Rath von San Marino Officiers- und Ehrenbürger-Patente an andere Männer, selbst an ganz fremde Unterthanen ertheilt, wenn sie sich um die Republik, um Kunst und Wissenschaft verdient gemacht haben.

Die Uniform dieser Armee ist blau und weiß und ähnelt im Allgemeinen sehr der italienischen Artillerie-Uniform. Mit dieser Miliz sind nicht die aus etwa 30 Mann bestehenden, den Wachen dienst beim obersten Rath und im Castell versehenen Soldaten zu verwechseln. Diese sind Soldaten im wahrsten Sinne des Wortes und werden auch als solche auf Staatskosten unterhalten und gesoldet, was bei der Miliz nicht der Fall ist.

Es ist aber eine irrige Ansicht, die man vielfach aussprechen hört, daß diese Wachen auch die gewöhnlichen Polizeidienste versehen, im Gegentheil erhält die Republik keine Criminalbeamten — schwere Verbrechen kommen gar nicht vor — sondern sie läßt den Polizeidienst durch einige Polizisten versehen, welche alle Jahre gewechselt, respective versetzt werden und unter einem Polizeilieutenant als Chef stehen, der seinen Sitz im Borgo hat.

Auch auf die leibliche Gesundheit seiner Unterthanen ist der Rath von San Marino sehr bedacht. Der Staat besoldet nämlich aus eigenen Mitteln einige Aerzte und Chirurgen, damit auch die Kranken, welche nicht im Stande sind, einen Arzt für seine Bemühungen zu honoriren, nicht ohne Hilfe bleiben. Alle Arzneien, die von einem solchen Armenarzt einem Patienten verschrieben werden, müssen in den verschiedenen

Apotheken des Staates umsonst verabfolgt und dann dem Staate in Rechnung gebracht werden. Die Arzneien selbst werden jedoch nur zu den vom Senate selbst festgesetzten Preisen verkauft. Es ist dies jedenfalls eine nachahmenswerthe Einrichtung.

Seit alten Zeiten hat die Regierung der Republik sich stets die größte Mühe gegeben, den Schul-Unterricht im Lande immer mehr zu heben. Früher bestanden in San Marino zwei Mädchen- und zwei Knabenschulen; jetzt sind deren mehrere und auch eine private Lehranstalt. Diese Schulen wurden besonders reich ausgestattet, als die Klöster im Königreich Italien und bald darauf auch in San Marino eingingen und deren Güter sequestrirt wurden. Das ehemalige Clarissenkloster erhielt eine der oben erwähnten Mädchenschulen, welche jetzt von dem Erlös des Verkaufes der diesem Kloster gehörenden reichen Güter auf das Glänzende ausgestattet wurde. Außer diesen eigentlichen Volksschulen besteht in San Marino noch ein Lyceum, genannt „Collegio“, in welchem auf Staatskosten selbst Juristen und Theologen ausgebildet werden. Dieses Collegio ist seinerseits von der Patricierfamilie Beluzzi gestiftet worden, welche sich durch diese That ein unsterbliches Verdienst um den Staat erworben hat. Die Marmorbüsten der Stifter sind im großen Saale des Collegio aufgestellt und die Namen derselben in das Verzeichniß der um das Land wohlverdienten Männer eingetragen worden, wie auch heute noch der Graf Gaetano Beluzzi Gouverneur des Colleges ist. Außerdem besitzt San Marino eine bedeutende Bibliothek und Münzensammlung, welche der berühmte Numismatiker und Graf Bartholomeo Borghese, der Ministerrang bekleidete, anlegte. Seine große Sammlung befindet sich im Museum zu Neapel und ist die reichhaltigste unter den römischen; er war zuerst Italiener, zog sich dann nach San Marino zurück, wo er Bürger wurde und bis zu seinem Tode lebte.

Lange Zeit fehlte dem kleinen Freistaat eine eigene Druckerei. Die Unterlassung der Gründung einer solchen geschah jedoch hauptsächlich nur aus politischen Gründen. Die Sammarinesen fürchteten nämlich mit Recht, daß die benachbarte italienische republikanische Propaganda sich dieser Presse bemächtigen und bedienen würde, und daß die Verbreitung dieser Schriften die San Marinesen in Conflict mit der Regierung des benachbarten Kirchenstaates bringen könnte. Seitdem jedoch der Kirchenstaat im Königreich Italien aufgegangen ist, war dies nicht mehr zu befürchten, und es wurde die erste Druckerei in San Marino eröffnet.

Es ist oben eines Finanz-Secretariats erwähnt worden. Man würde geneigt sein zu glauben, daß bei einem so kleinen Staate wie San Marino das Finanzwesen ein ganz unbedeutendes sein müsse, zumal die Abgaben und Steuern — sie betragen circa ein Procent des Einkommens — sehr gering sind, geringer als in irgend einem anderen Lande der civilisirten Welt; dennoch ist es durch die weise Sparsamkeit der Regierung möglich gewesen, daß alle neuen öffentlichen Bauten — und deren wurden viele aufgeführt — neben den vielen anderen Ausgaben des Landes ausgeführt werden konnten, ohne daß man Schulden zu machen brauchte, so daß San Marino der ganzen Welt gegenüber ohne Verpflichtungen dasteht!

Im Verlage
von J. Neumann, Neudamm
a. d. Spree, für Berlin
und a. d. Provinzen,
an der Hauptstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Reich
4,50 Mark.
Auslandspost 50 Pf.
für die gepalt. Zeitungen.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition

Berlin S.W.

Benth-Strasse 8.

6. Jahrgang.

Berlin, 8. März 1878.

Nr. 10.

Inhaltsverzeichnis. Ein Engländer über Lessing. Von Carl Grün. IV. — Bianqui über die Arbeiterfrage. (Fortf.) — Die Berechtigung des Abkündens vom Standpunkte der Arbeiterfrage. Von J. Duboc. (Schluß.) — Heinrich Heine. — Einige neue Beiträge zur Arbeiterfrage (noch im Druck). — Chamfort I. — Ein Jacoby-Sonett.

Ein Engländer über Lessing.

IV.

Ein Deutscher muß es seiner Natur nach und auf Grund seiner Literatur bedauern, daß der vortreffliche englische Interpret unseres Lessing die klassische Unterredung zwischen Lessing und dem Gefühlsphilosophen Fr. D. Jacobi nicht ans Ende seines Kapitels „Lessings Philosophie“ gestellt und dann mit den nöthigen abschließenden Bemerkungen begleitet hat. So viel Methode wäre doch auch einem immerhin anders gearteten Publikum zuzumuthen gewesen.

Ein etwas hochliegendes Muster populärwissenschaftlicher Entwicklung des Lessing'schen Gedankenganges hatte Herr Sime in der gediegenen Arbeit unseres vor Jahr und Tag zu Grabe getragenen Johann Jacoby vor Augen welche das elfte Buch von Stahl's „Lessing“ bildet und ganz besonders durch die beiden Kapitel: „Spinoza und Leibniz“ und „der speculative Grundgedanke Lessing's“ hervortragt. Was bei Herrn Sime nur angedeutet ist, daß nämlich Lessing von einer unserer Meinung nach erst allgemeinen Bekanntschaft mit Leibniz zum vollen und ganzen Spinoza vordrang, dann aber zu Wolfenbüttel im Jahre 1770 auf die fünf Jahre vorher entdeckten *Nouveaux Essais* Leibnizens traf und jetzt die Weltanschauung des letztern mit der des Spinoza in Koncordanz zu bringen suchte, ja diese Koncordanz theilweise aus Spinoza herleitete: das hat Joh. Jacoby mit tiefem Verständniß und großer Klarheit darzulegen gewagt, wenn auch vielleicht der Spinozismus Lessing's nicht so absolut zu fassen sein möchte, wie es in dem berühmten von Fr. D. Jacobi ausgezeichneten Gespräche den Anschein gewinnt. Die tiefironische Natur Lessing's, einem solchen Springer auf dem philosophischen Schachbrett gegenüber, und das dem Wolfenbüttler Bibliothekar immanente Bedürfniß der „Rettung“ — „reden die Leute doch immer von Spinoza wie von einem toten Hunde“ — sind dabei in ernstliche Erwägung zu ziehen.

An der Leibniz'schen Grundanschauung der Individualität und Thätigkeit des Einzelnen hielt Lessing seit 1770 fester als je. Er sang an die *Nouveaux Essais*, die ausführliche Monadenlehre, zu übersetzen; er wollte ein Buch über Leibniz schreiben; er sagte: „Wenn es nach mir ginge, nicht eine Zeile müßte er vergebens geschrieben haben.“

Leibniz selbst hatte in dem 1714, zwei Jahre vor seinem Tode, niedergeschriebenem Manuscript erklärt: „Sie wissen, daß ich sonst bei-

auf die Seite der Spinozisten geschlagen
 als eine unendliche Macht lassen. Ohne
 auf seine Weisheit Rücksicht zu nehmen,
 er Entursachen und leiten Alles von
 igität ab. Das neue Licht hat mich
 dieses „neue Licht“ bestand in der Ein-
 c das göttliche Zwecksetzen sich sehr gut
 chen Ursachen vertragen, daß „Alles in
 panisch und metaphysisch geschieht, daß
 t in der Metaphysik ist.“ Sonach
 thwendigkeit“ des Spinoza in so fern
 t die vorausdenkende und voraus-

ich nach der Cartesius-Spinozischen Tex-
 and nennt seine Monaden „Substanz-
 elling units); indem er aber die „Ver-
 Einheit und Identität, von Körper
 t erklären und begreiflich zu machen
 hkeit der Monade in „Kraft“ auf und
 eele mit der Mauer dieser „Kraft“.
 r der abstrakten Seele auch noch einen
 Wir sehen hier davon ab, daß eine ins
 uelle Seele, die von Raum und Zeit
 n werden soll und daß Umschließung,
 Grenze, Schranke räumliche Begriffe
 rhebt. Sodann aber wird die punk-
 llen Wesen, von einer bloßen Kraft einge-
 ll, d. h. jeder Begriff der Ausdehnung
 hlossen. Wie nun diese immateriellen
 n sollen, ist absolut nicht abzusehen.
 glich zu Stande kommen. Ja wären
 te Theilchen, Atome im neueren Sinne,
 immer höheren Gestaltungen denkbar;
 „Kraft“ umschlossen!

mitgegangen. Er erklärt die Beschrän-
 xenseele durch die Kraft dahin, daß nur
 en glauben, daß wir die Welt vermöge
 riell anschauen. „Was Grenzen setzt,
 mmen die Grenzen der Vorstellungen,
 (Brief an Mendelssohn, 1763.)

preisen ist Leibnizens Rangordnung der
 Monaden sind gleich, sie drücken alle
 schieben sind sie nur darin, daß jede
 So giebt es nur Eine Welt und doch
 en als Monaden. Auf dieser Einheit
 Weltzusammenhang, d. i. die „prästa-
 ie Monaden einmal so sind, seelische
 ser Punkte die Welt spiegelt, aber an-
 von uns nicht angeschaute, vielmehr
 Punctuation, ein unsichtbares Sternen-

gestimmter von Monaden ist: so bilden, so sind diese Monaden das Universum.

Woher kommen jetzt aber die Monadengesellschaften, die Körper, die Organismen, die beseelten Organismen? Jede Monade ist gleich der andern, eben so abgeschlossen wie die andere, alle sind von einander abgeschlossen. Wie erkläre ich mir dann die „wenig entwickelten“ Monaden, die noch dazu nebeneinander geordnet sein sollen? Aus welchem Himmel fällt plötzlich die „Centralmonade“ in die „niedern und höhern Organismen“, die „mehr entwickelte Monade“; wie so ordnen sich dieser „Centralmonade“ die „minder entwickelten aus freien Stücken unter“? Durch welche Zauberkunst entsteht die „selbstständig handelnde Centralmonade“ in dem „beseelt“ genannten Organismus, diese eigentlich sogenannte „Seele“? Und durch eine neue Beschwörungsformel handeln nun gar die „minder entwickelten“ körperlichen Monaden, die sich doch „aus freien Stücken“ bereits untergeordnet hatten, wieder selbstständig, und nur die „prästabilierte Harmonie“, dieser wahre Schlüssel Salomonis, bringt bei aller Selbstständigkeit der Monaden ein einmüthiges Thun zu Wege!

Da geht Lessing nicht mehr mit. Vielmehr schreibt er an Mendelssohn, und zwar in dem schon erwähnten Briefe, Leibniz habe seine „prästabilierte Harmonie“ nicht aus dem Spinoza, da dieser bloß alle Veränderungen des Körpers aus mechanischen Kräften erfolgen lasse, übrigens aber Leib und Seele als dasselbe Ding betrachte und von einer Harmonie des Dings mit sich selbst doch nicht füglich die Rede sein könne. Wenn dann unser Jacoby die verzwickte Monadenlehre in ihrem lezt erörterten Theile so erläutert: „Wie die Vorstellungen in der Seele geordnet und untereinander verknüpft sind, nach eben der Ordnung und Verbindung erfolgen die Veränderungen des Körpers“, und hinzusetzt: „oder, was dasselbe ist, Inneres und Aeußeres, Vorstellen und Handeln, Gedanke und That stimmen jeden Augenblick aufs Genaueste überein“ — so bezieht sich das gleichfalls auf Lessings Brief an Mendelssohn vom Jahre 1763, aber die erstere Anführung ist fast wörtlich der 7. Lehrsatz des 2. Theils der Ethik des Spinoza: *Ordo et connexio idearum idem est ac ordo et connexio rerum*. Es ist klar, Lessing läßt im Punkte der Monadenmetaphysik den Leibniz stehen und geht zu Spinoza, der die Identität von Seele und Leib gleich in seine große Substanz verlegt, so daß sie in den *modis* oder Einzelercheinungen wieder zu Tage treten kann und muß.

Ist man einmal glücklich über die Dornen und Stacheln der Monadologie hinaus, so findet man sich allerdings leicht in die Konsequenzen, welche nur ganz andere Prämissen haben müßten als die Leibniz'schen. Ist man über den Berg, so theilt sich richtig die Welt in eine moralische und eine physische, so kann man mit unserm Jacoby sagen: die Welt ist „ein einheitliches Stufenreich innerlicher Kräfte“; nur daß diese Welt aus der abgesperrten, selbstgenügsamen Monade schlechterdings nicht abzuleiten ist. „Causalitäts- und Zweckbegriff, Nothwendigkeit und Freiheit vereinen sich dann zur „glücklich heiteren Nothwendigkeit“, dem höchsten Ausdrucke Leibniz'scher Lebensweisheit.“ Das heißt: Leibniz war besser als seine Monadenlehre; er war glücklich inconsequent in seinem System. Und Lessing nahm sich aus dem System

tät, der Kraft und der glücklich erfolgten
ung dieser Harmonie durch ein oberstes
ng im Einzelnen, die Identität von Denken
dem Spinoza. Leibniz mußte natürlich
ein, geschweige denn eine so maßgebende
ns, wenn er nicht zum Begriffe der Ein-
gestrebt hätte. Aber seine „Weltcentral-
„ ist aus der Natur der Monade selbst
die Centralmonaden der Organismen und
an weiß auch gar nicht was diese „Welt-
ja in der Natur der Monaden selbst die
, mithin die Republik der Punktwelt
Spinozismus Leibnizens darin daß er
en Vortheil der mächtig geschlossenen Ein-
! wollte?

„Eins und Alles“ geht Spinoza aus. Das
ributen, von denen er nur zwei: Gedanken
mehr über allen Modis, über jedem Ein-
schließt, das ist ihm Gott. „Wir in Gott
Einzelnen, haben nur Existenz im Ganzen;
, den Einzelnen existirt. Dabei liegt der
, daß man besorgen muß, das Einzelne,
des Individuums werde zu kurz kommen.
ernünftige Gottesliebe“, d. i. das sich in
che Denken, die höchste menschliche Voll-
ir da auf der Bahn zur Beschaulichkeit,
ie, des Thuns und Handelns.

idelt in ihrem ersten Theil von Gott, im
Geiste; erst im dritten Theil von den
menschlichen Knechtschaft, im fünften von
se äußerliche Anordnung ist das getreue
cher Anlage. Er muß stets vom Ganzen,
d kommt erst später auf das Besondere

selbst richtig, daß Spinoza in seinen
zu den praktischen Philosophen gezählt
jen und Lessing'schen Naturen, die da be-
konnten: „daß es in jeder Kirche ehren-
t durch Gerechtigkeit und Menschen-
raktischen Schlüsse wurden offenbar durch
gänge und Principien gebaut, gerade, nur
auf's Praktische, auf Staats- und Kirchen-
Leibniz die abstruse Monadologie ausar-
eines künstlichen Systems die dargelegte
ing.

mehr auf das denkende Erfassen der
ensen in ihr, auf das Sichzurechtfinden
en der Substanz legt; daß er mehr auf
us als auf friische freie Betthätigung der
ch aus seinen besten Sätzen mit Evidenz

hervor: „Erkenntniß seiner selbst, Gottes und der Nothwendigkeit der Dinge“, Freiheit in der Selbstbeherrschung, „Gleichmuth vor beiden Ausgängen des Geschicks“, die Glückseligkeit als Tugend selbst, nicht als Preis der Tugend; sein Sein bewahren, nicht etwa seine Kraft betätigen: das ist „der Weg zum Heil.“

Leibniz hat leider den Spinoza nur aus dem Encyclopädisten Bayle gekannt; er mußte ihm daher vielfach großes Unrecht thun; denn, wie Herr Sime bemerkt, Bayle ist der schlechteste Darsteller Spinoza's.

Dieser personificirte Scharfsinn, diese verkörperte Analytik fand alles Synthetische absurd, schauderte förmlich vor allen „Vernunftconceptionen“ zurück; ein a priori, wie es jedes System bedarf, war ihm unzugänglich, er zerlegte es sofort mit der Schwefelsäure seiner Analyse. Aber das hindert doch nicht die hohe Wahrscheinlichkeit, ja Gewißheit, daß Leibniz auch in dem originalen Spinoza einen Widerpart, ein antagonistisches Princip entdeckt haben würde. Die Grundanschauung entscheidet: der Individualist gelangt nur mit Mühe und approximativ zur Gesamtheit und ursprünglichen Einheit; der Spiritualist wird nimmermehr die Identität von Leib und Seele zugeben. Seiner idealistischen Punktwelt wird er höchstens die Mühe der Weltcentralmonade aufstülpen, den Antagonismus zwischen der geistlichen Monade und den körperlichen Monaden höchstens mit einer Coordination überbrücken.

(Schluß folgt.)

Blanqui über die stehenden Heere.

(Fortsetzung).

Das Alterthum hatte nicht ausschließlich die Ehre und das Glück, auf die stehenden Heere zu verzichten. Auch das Mittelalter ist ihnen aus dem Weg gegangen. Es endet genau wo sie anfangen. Nun waren aber die Kämpfe jener rauhen Zeit keine bloßen Scharmügel, und die Kämpfenden keine Horden oder hinkende Bürgergarden; große Schlachten wurden von tapferen Truppen geliefert, die trotzdem nicht in den Kasernen gegähnt und gelungert hatten.

Zu unserer Zeit versagen sich die Schweiz in Europa, die Vereinigten Staaten in Amerika die finanziellen, intellektuellen und moralischen Vortheile einer stehenden Armee. Die Anbeter der Menage und der Arreststube verzeihen diesen schlechten Geschmack vielleicht den Vereinigten Staaten, mit Rücksicht auf deren Isolirung. Ohne Zweifel werden sie mit weniger sorglosem Auge die Improvisirung der beiden großen Armeen des Nordens und des Südens gesehen haben, die wohl nicht schlechter waren als die stehenden Heere Europas. Mit welch' schiefem Gesicht haben sie wohl jene amerikanischen Spießer begrüßt, die binnen wenigen Tagen ebenso geschickte Führer wurden, als die bestbekleideten und besoldeten Generale der alten Welt! Aber was vollends den „Permanents“ das Herz zerrissen haben muß, das war sicher die naive Heimkehr dieser zusammengewürfelten Generalstäbe zu ihren ruhigen Penaten, ohne Titel, noch Ehren, noch Ehrensold, noch Klittertand. Welcher Skandal! Welch' unheilvolles Beispiel!

Römer von vor tausend Jahren hätte man viel, die uns aus den Vereinigten Staaten kommt, b trifft nicht daneben. Sie beweist, daß man, selbst unvorbereitet, ohne dicke Uniformen, die abgetoß zehren, ohne ein stehendes Heer, das die lüßt und in seinem Müßiggang sich selbst mit

errlichen Schauspiels, das uns Nordamerika genügt verwegen auf die Ueberraschung ankommen. uns eine zuverlässige Belehrung, die alle Gefahren i wir nicht, daß die ungeschulten, undisciplinirten ung geweiht sind und daß uns unsere Stellung Frieden ohne die Sicherheit zu suchen. Wenn ungen des Alterthums weder stehende Heere, noch endes Kriegsbudget besaßen, so kam dies daher, diesen ganzen Kram mit wenig Kosten und durch ersetzen. Das Geheimniß ist leicht zu errathen: er von unseren Regierungen befolgten Methode; jellich den militärischen Unterricht, den sie mit ihe überhebt, ihn den jungen Leuten mit er- n Preis tiefer Schmerzen aufzuzwingen, die so

mg der jungen Römer begann schon in früher aus dem väterlichen Hause. Man übte sie in l- und Vertheidigungswaffen, des Degens, des Springen, Laufen, Schwimmen, Reiten, in den schweren Infanterie, in den komplizirten taktischen Soldaten lange vor dem zwanzigsten Jahre, des Vaterlandes aufspringen, voll Vertrauen in bald den geliebten Eltern den Siegesjubil nach jahre! Das ist das Alter, in welchem in unserem häuslichen Heerd entrissen wird und seiner vielleicht ein ewiges Lebenswohl sagt. Er geht nicht esängniß, in das harte und finstere Gefängniß noch eine Gottheit anbeten wird: die Furcht.

it es bei der Berathung des Armeegesetzes im büne gerade heraus gesagt: „Die Disciplin, das hat, wie jeder Mensch, den Trieb der Selbster- ren wählt er die Kleinere. Macht, daß er Das, ste, als Das, was vor ihm ist.“

Die einzige Triebkraft der Armee ist die Furcht, Kaserne wie auf dem Schlachtfeld, die Furcht, werden, eine Furcht, die ihm mit jeder Zeile des jeden Morgen vorliest, eingebläut wird. Hat Soldaten um den letzten Funken von Selbstgefühl

gebracht, so ist Alles ausgezeichnet, so ist die Armee vortrefflich. Nur um dieses moralische Resultat zu erreichen, proklamirt man ein Minimum von fünf Jahren Kasernenleben als nothwendig, denn fünf Monate wären ausreichend, um alle Dienstübungen zu lernen. Man rede unsern Militärs nicht von würdigeren, edleren Triebkräften. Ihre an Nichts glaubenden Lippen würden sich zu einem Lächeln falten. Nein, nichts als der brutale Gehorsam. Das Wort Lalleprands ist noch immer König: „Nur ja keinen Eifer!“

Die Rekruten haben in ihrer bescheldenen Wohnung keine römische Erziehung erhalten — aus gutem Grunde. Sie kommen in ihren Käfig ohne die geringste Kenntniß des Waffenhandwerks. Der erste Eindruck, den ein Gewehr auf sie hervorbringt, ist der der Traurigkeit. Schließlich gewöhnen sie sich an diesen Gefährten ihrer Langweile, seufzen jedoch dabei nach dem Glück, sich von ihm zu trennen. Ein einziger Gedanke erfüllt ihre Seele, die Sehnsucht nach dem mütterlichen Dach, die Hoffnung, es wiederzusehen. Noch jenseits der Heimkehr erblicken sie schon die Reservezeit. Ach, die Sklaverei ist nicht zu Ende! Die Kette und wieder die Kette! Man giebt dem armen Soldaten nur noch eine halbe Freiheit zurück. Lange Jahre hindurch muß er von Zeit zu Zeit das Glendgeschirt wieder anlegen, schweigsam die harten Worte ertragen, aufhören, ein Bürger zu sein, vor einem Vorgesetzten zittern, für welchen Disciplin gleichbedeutend mit Sklaverei ist. Offenbar bezwecken die Conservativen durch diese endlose Verlängerung des militärischen Joches, daß das Seil, das den Herrn fühlen läßt, nie lockere und daß so die Massen unterwürfig und geschmeidig werden.

(Schluß folgt.)

Die Berechtigung des Theismus vom Standpunkte der Seelenfrage.

Von Julius Duboc.

(Schluß).

Ein Punkt in Fechner ist für eine gewisse naturwissenschaftliche Auffassung und die daraus abgeleiteten Folgerungen von besonderer Wichtigkeit, selbst wenn man von seiner Pflanzenseele ganz absteht. Seine Argumentationsweise wenn man sie blündig findet oder ihr wenigstens eine gewisse Geltung zugesteht — rehabilitirt die Möglichkeit, die ungefähre Denkbareit einer Weltenseele, eines Weltengeistes, insofern sie derselben einen Zusammenhang mit der Körperwelt als Leib des Geistes rettet, einen Zusammenhang der, unter dem Gesichtspunkt Fechner'scher Analogien und ihrer Auslegung betrachtet, die erfahrungsmäßige Grundlage anscheinend festhält, die uns nicht entschwinden darf, wenn wir uns nicht ganz ins Bodenlose verlieren sollen. Allein damit haben wir — immer unter der Voraussetzung, daß wir die Fechner'schen Analogien und ihre, wenn auch geistvollen doch sehr kühnen Interpretationen überhaupt als berechtigt zulassen, was ihm von seinen naturwissenschaftlichen Gegnern eben bestritten wird — doch immer noch nichts weiter gewonnen als die hypothetische, zur Noth nur also denkbar gewordene Möglichkeit einer Weltseele. Damit dieß die Züge im theistischen Sinne, wie Fechner ihn ganz richtig auslegt, also im Sinn „eines guten Geistes, der die

ang auf Zwecke im Sinne von Ideen
thaten sind dazu erforderlich und wie
ieselben zu. Oder ist nicht schon die
wesens, das alles Uebel und Leid ber
it von seinem Wesen, aber von seinem
basselbe durch die zusammenhängende
und einstens zu heben, unsäglich schwer
ch Unfasslicheres zu als wenn ich bei der
bar Halt mache, des Lebens, von dem
es sich selbst trägt, hält und hebt, ein
Blüthe des Geistes aus seinem Schooß
eit, dem Gesetz alles Lebens, bestehend,
enz nach die Ausschreibung alles Fremd-
st ist) sich zu immer reineren Formen,
ahrtausende, verklärend? Das Welten-
Betrachtungsweisen und so verrufen,
n Sinn der Begriff des Uebernatürlichen
Gesetzmäßigkeit und Gesetz-Ge b u n d e n-
ein freithätiges, gesetzlich-ungebundenes
invermeidlich ist in einem anderen Sinn
en für den Menschen. Denn seine
t ihm ja schon für die bloße räum-
die er sich gesetzt findet, den Maas-
ner, der Menschennatur, ausgehend,
rt vor das Uebernatürliche gestellt.
e von so großer Bedeutung, wie ich

: höflichst: das gemeine Bewußtsein genannt.
ung ein, weil sie schließlich doch die einzige
onsu philosophandum esse Ernst macht und
int, vor gewissen tollhäußerischen Phantasie-
denkens bewahren kann. Mein ein Princip
wendung hoch und heilig, das der Wahr-
ng sinkt in der That zum gemeinen Bewußt-
n Bedeutung des Wortes herab, wenn sie
ihrem einzigen Quell, sich abwendet, wenn
efangen und unparteiisch, bereit ist die ge-
selbst wo sie schon eine gewisse dogmatische
an neuen Wahrnehmungen zu messen und
ist mich auch an dieser Stelle — ich nehme
villig auf mich — eine Lanze resp. einen
s einzulegen. Der damit verbundene ab-
im Geringsten. Der einzige entscheidende
rstellungen und Annahmen, die uns früher
sie dies jetzt nicht mehr sind, für die uns
ischen Ableitungen und Begründungen (wie
e) unzulänglich und ungenügend erscheinen,
en auf Grund von Wahrnehmungen be-
periment und dem gegenüber muß grade
halt schwinden. Dogmatismus sei uns
: Stellung zu den Behauptungen des Spirit-
er Stellung der bis jetzt noch herrschenden
den Behauptungen des Sozialismus. Wie
nung sich unbedingt in's Unrecht begeben,
ger kommenden Behauptungen und Theorien

anderswo ausgeführt habe.“) Denn nicht weil das Weltganze mich quantitativ so unermesslich übersteigt (wie theologische Kräfte meine Meinung angelegt hat), wenigstens nicht bloß deshalb, sondern weil es mir gleichzeitig ein Ueberraschliches in dem angegebenen Sinn bedeutet, überragt es mich und ist als Ueberragendes der berechtigte Gegenstand eines ehrfürchtigen Empfindens und damit der Religiosität in ihrem reinsten und werthvollsten Bestandtheil.

Doch lehren wir zurück und zum Schluß. Muß ich einmal bei einem Weltent räthsel Verhägung lassen — und ich muß das ja so oder so — so lasse ich es auch am liebsten da stehen, wo es steht, riesengroß emporgerichtet, vor meinem inneren und äußeren, sinnesbewußten Menschen. Ich suche Räthsel nicht mit Räthselworten zu enträthseln. Ich gestehe, daß mir alle Versuche das Wunder des Weltbestandes in irgend eine Formel zu kleiden, soviel bewundernswürdige Geisteskraft dabei auch angewendet worden ist, stets den Eindruck eines unzulänglichen Fallens machen. Vielleicht, daß der große Weltgeist, wenn man ihn sich als Vater denken mag, davon eine Freude haben könnte, — ich vermag mir nicht viel darauf einzubilden und verzichte lieber. Verzichte ich doch nur für mich und nicht für meine Nachfolger. Die Vorstellung einer grenzenlosen Entwicklung zu unbekannten Zielen und jeglicher Vermuthung entrückten Bahnen muß meines Trachtens unverschränkt bleiben und das bekannte, von einem hervorragenden Vertreter der Wissenschaft einmal gedehnte Wort: *ignorabimus* (nämlich was Materie und Kraft seien) enthält in meinen Augen weniger eine Bescheidung als die Annahme einer Entscheidung. In diesem Wissen, daß wir nicht wissen werden, steht mir eben zu viel Wissen. Aber die schwere Kunst zu üben ziemt dem

Ich ungeprüft versagen und zwar in den meisten Fällen hauptsächlich deshalb, weil sie ihnen ungesund sind, weil sie an einem ererbten Bestande gewisser, einmal für richtig befundener und dogmatisch sanctionirter Vorstellungen rütteln; so wie, wenn wir dem Spiritismus bloß deshalb die Thüre verschließen, weil er einen gewissen Bestand des Wissens abermals in Frage zu stellen scheint.

Hegel sah in seiner „*Phänomenologie*“ den Geist als die existirende Immaterialität (was mir für einen gewissen Standpunkt immer als die einfachste und präziseste Definition erschienen ist) und sah in den Vorgängen des thierischen Magnetismus willkommene Belege für seine Auffassung des Geisteslebens. Vielleicht würde er auch den Spiritismus in ähnlichem Sinne willkommen geheißen haben. Vielleicht — gewiß aber würde er doch nur den festgestellten Thatsachen diese Ehre erwiesen haben. Und wo sind diese? Von Seite der Spiritisten ist die Feststellung derselben nicht zu erwarten. Ihre Leistungen tragen einen ganz anderen Character. Und mögen sie noch so viele Vereine gründen, Zeitschriften und Tractäthen in Umlauf setzen, Anhänger werden und sich ihr Lob aus dem Munde der Unzulänglichen und Verehrungsnahmen bereiten, das bringt und dem entscheidenden Punkt um keinen Zoll breit näher. Es handelt sich um das wissenschaftliche Experiment — umgeben von allen Gaudien eines solchen, die grade in diesem Fall zu der höchsten Potenz zu erheben wären, mit absolutem Ausschluß aller zweideutigen oder auch nur zweifelhaften Elemente (s. in Blado), mit Beiseitelassung alles Ueberflüssigen einzig auf einige entscheidende Punkte gerichtet, angestellt von Jemandem, der gleich weil von Furcht und Hassen, ebenso wenig religiös wie wissenschaftlich irgendwie vorurtheilsgenommen, mit unbewogter Seele und scharfen Sinnen zu beobachten vermöchte. Nur das könnte, wenn geschuldig aber: und abermals wiederholt, eine Förderung im Einn der Erkenntniß ergeben. Und dieser Vorbehalt — es ist einer — ist noch zu erörtern.

*) Gegen den Strom. (Hannover 1877 G. Rümpker.) Abhandlung: Ueber die Erforschung. (Auch in der „*Wage*“ von 1876).

arren, bis die Nebelschleier allgemach zer-
st zerreißen lassen, und lieber das wahr-
nder und eingehender untersuchen als in
vor Augen tanzt.

ohne Gott" von einem „innerlichen Gefühl
was derjenige übt, der mit versöhntem Sinn
die Lebensgesetzlichkeit desselben erkennt
r Güter höchstes begriffen hat. Es giebt
ziehung ein Gefühl des Händefaltens und
bwartens, die ich hier meine. Aber freilich
s Recht die Hände zu falten, der sie nach
zur Ruhe legt, und das ist auch auf das
smaligen Stadium seiner Geistesarbeit und
ch Erkenntniß anwendbar.

ndrath Bebel.

ahnen Schrei nicht gern; was Wunder,
izler neulich verbrüßlich wurde, als die
weise des Abg. Liebknecht auf ihr Vater-
sie mit geschicktem Spott darauf hin, wie
lkerung, sondern nur der mecontente Adel
nolle und versprach sich die besten Erfolge,
inen Parteigenossen die Verwaltung eines
Sie würden zeigen können, was sie denn
jultat würde sicherlich sein, daß auch die
ußischen Verwaltung belehrt hätten. Der
a Recht haben und — uns wär's auch recht.
wollen wir den Einfall nicht legen, das
man denn Eines Athems sich darüber be-
r, was denn die Socialdemokratie eigent-
nd doch zugleich wissen oder doch behaupten,
inem polnischen Landkreise nicht die Probe
nur die Neugier, welche der Herr Reichs-
Socialdemokratie trägt: das ist bezeichnend

r sei immerhin angenommen. Daß Bebel
zu Leipzig festgehalten ist, das wird ja
sinnung Sachsens leicht zu beseitigen sein.
ostillons mit der „Ehrenpeitsche" und auf-
— der Herrscher zieht in sein Land!

h im Anfange stark negativ zu thun, sehr
Falls, er begönne damit, diesen armen
c das Deutsch keine gelenke Zunge haben,
nstitute wieder so nennen, wie Väter und
er ferner zugäbe, daß sie vor Gericht, wo
, daß sie selber wissen was sie gesagt, ihr
ge abgaben und protokolliert erhielten —

wenn er einführte, worin ihm ja alle Pädagogen zustimmen müßten, daß sie in der Schule erst das eigene Idiom zur Schriftsprache ver- wandeln lernten, ehe sie an eine andere, die deutsche Schriftsprache gingen? Er ließe sie sogar polnisch beten und — wenn sie den dafür bezahlen wollen — selber vor und mit dem „gesperreten“ Priester. Mit „Kulturkampf“ wüßte man da wirklich aber auch gar nichts anzufangen.

Dann sähe er sich in seinem Lande selber um. Wahrscheinlich — denn wir kennen augenblicklich den ihm zugebachten Kreis nicht näher — sände er da ein oder mehrere jener Latifundien, wie die reicheren Mitglieder der deutschen Fürstenfamilien sie ja vorzugsweise gern in dieser Provinz anzulegen pflegen. Nun, er soll „registern“ — hat ihm der Reichskanzler versprochen. Wär's da ein zu starker Gewaltstreich, wenn er jenen auswärtigen Besitzern Bürgschaft leistete aus dem Kreisvermögen für die Fortdauer ihrer bisherigen Pachtbezüge und mit den Hunderten beschloßer arbeitsamer Tagelöhner, die ihm sein Kreis liefert, die Collectivbewirtschaftung begönne?

Sollen wir dem Herrn Reichskanzler des Weiteren vorzeichnen die Vereinfachungen, die der von ihm eingesetzte Statthalter im Justiz- und Verwaltungswesen mit leichter Hand einführen könnte? Selber der Distriktskommissar würde, so fürchten wir stark, in Frieden über die Grenze gebracht werden. Auch der Bezirksfeldwebel, denn rekrutirt wird hier nicht mehr.

Soweit wäre das nun freilich fast nichts Anderes, als was der Herr Reichskanzler mit dem Vorwurf des „Ruinitrens“ belegt, und wir bürgen gar nicht dafür, ob die Collectivökonomie, die wir da in Aussicht genommen, nicht im ersten Jahre in Folge von Mißwachs oder sonst nicht versicherbarem Unheil mit Deficit abschließt. Wo dann freilich die Schuld nur daran läge, daß der Herr Reichskanzler nur einen Kreis, und nicht mindestens eine Provinz, zur Verfügung gestellt hat. Von der Provinz aus könnte man ihm dann auch, wenn auch nur in kleinen, auf sein Wohlwollen rechnenden Anfängen, zeigen, warum die Socialdemokratie eine internationale sein muß.

Aber er hat Recht, auch innerhalb des Kreises erreicht er, was er als zweite Aufgabe des Versuches bezeichnete. Ja, die polnischen Junker, die bis jetzt mit der Regierung geschmolzt, würden es möglicherweise unerträglich finden, nun nicht mehr in alter Selbstherrlichkeit auf ihren Gütern hausen zu können, sie kämen, frei- oder neuconservativ, wie er's eben wünscht, zum Herrn Reichskanzler. Aber die übrige Bevölkerung, die bis heute angeblich so regierungsfreundliche, wo wäre sie für immer hingerathen?

Einige neue Beiträge zur Arbeitersprache.

Denn daran wird sich „der hohe Adel und ein verehrungswürdiges Publikum“ allgemach schon gewöhnen müssen, mit den neuen Verhältnissen auch neue Ausdrücke emporwachsen zu sehen. So lange sie noch etwas Seltenes, Ungewöhnliches war, konnte man fünf Silben daran wenden, von einer „Arbeitseinstellung“ zu reden; heute will die alltäglich gewordene Thatsache auch einsilbig abgethan sein und nennt sich Streik.

Und ebenso schnell ist der Gegensatz hierzu, die auf Verabredung der Arbeitgeber beruhende gegenseitige Ausschließung der unwillfähigen Arbeiter, mit dem kurzen Worte des lockout stabilirt worden. Mit den Worten haben die Thatsachen ihr Bürgerrecht in der heutigen Gesellschaft gewonnen und das ist etwas ernsthafter, als die Mode der Müßiggänger, ihre Unterhaltung mit dem Jargon der Rennbahn, der Börse, der Bühnen- und schließlich gradezu der Halbwelt zu schmücken, obwohl auch hierbei natürlich mit dem Worte auch etwas Geist mit hinüber-

nten zwei Ausdrücke von England herüber: ita die Productionsstätte des Nachwuchses. on die Entwicklung der Arbeitsemanicipation Umrisse annimmt, als bisher in Europa Europa wissen. Denn der Kapitalismus en noch weit kunstreicher und klüger aus- Fürsten oder Minister gelungen und was er Amerika lesen, sei es aus großen trans- nengetragen oder beruhe es auf Original- auch unfehlbar jene Solidarität auf Leben klave am zuverlässigsten unter allen Sklaven redigt denn auch einer von diesen guten nach, es sei pure Verzweiflung an jedem internationale vor eilichen Jahren auf dem i habe, ihre Centralleitung nach den Ver-

nischen Ausdrücken registriren wir zunächst : erste der, wohl mit scabies zusammen- dem deutschen: „räubiges Schaf“ deckt, be- nem Versprechen untren, von einer Strife- den Bedingungen des Arbeitgebers sich fligt. riger zu erklären, am besten wird es klar hlung über Selbsterlebtes, die wir in der finden. Der Brotlose erzählt, wie er durch Löhne immer weiter zurückgekommen sei, durch Bankbruch verloren habe und endlich er selbst wie der kranken Frau nicht mehr habe erwerben können. Weil er, wie ihm Praxis im Arbeiten besitzt, zu eigensinnig, h in einem von der Concurrenz gehezten ch auf 50 Cents für 2 Tage Arbeit zweier einen Cent Verdienst! Das Weib stirbt Bericht fort — „war ich kein vernünftiger ne Kleider, besser meine Lumpen, zusammen von 2 Monat Miethe die Stadt. . . . In von Newyork schnitt ich mir einen Knüttel e nun ist. Er begleitet mich als Bettler, st 3 bis 10 Cents. Mein Ehrgefühl habe kann mich jetzt besinnen — ich verlor mein für 1 Cent die Stunde arbeitete. — Ich er, ihm zu erzählen, daß ich für 1 Cent

schon eine Stunde gearbeitet habe. — Nun auch als Bettler hat mich der Fortschritt verfolgt! Der Fortschritt nennt mich heute nicht mehr ruinirter Arbeiter, nicht mehr Bettler, nein, der Fortschritt nennt mich Tramp. — Was ist ein Tramp? Nun, in einem Conversations-Lexicon finde ich übersetzt, tramp down, niedertreten; Tramp, ein zu Fuß Reisender, also etwas was vom treten herrührt, nun es mag sein, wie es will, ich gehöre nicht mehr unter die Bettler, sondern ich bin ein Tramp, ein Glied von der großen Kette der Millionen Tramps, die nicht eher wieder arbeiten, bis die Arbeit mehr zahlt, als dabei zu verhungern. Ein Glied von der großen Kette, die sich fester und fester verbindet und wie eine Riesenschlange sich um die Ver. Staaten legt, und in ihrer Mitte eingeschlossen das Monopol und das Kapital erdrückt, das die Arbeiter mit Hunger zwingt, die Natur eines hungrigen Raubthieres anzunehmen. Tramps, die Pioniere, die Missionäre, die Arbeiter zu befehlen nicht für Hungerlöhne fortzuarbeiten, Tramps, die Resultate der Arbeit, das grinsende Skelet des früheren wohlhabenden Arbeiters, das Todtengerippe, das den Millionär an den Tod erinnert, den er sich selbst fabricirt hat. Es leben meine Kameraden, es leben die Tramps!"

Chamfort.

I.

Vor einiger Zeit wurde in einem Feuilleton davon erzählt, aus den Aufzeichnungen zweier Schweizer, die zur Zeit der großen Revolution in Paris gelebt, habe sich ergeben, daß sie wiederholt für Mirabeau das Material zu seinen Reden beschafft, auch diese selbst theilweise ausgearbeitet hätten. Das war nun aber weder etwas außerordentliches und Alleinstehendes, noch war es in Paris selbst zu jener Zeit unbekannt. Die öffentliche Meinung stand damals noch in ihren Unschuldsjahren und nahm, was ihr gefiel, wo sie's fand. In den Reden der damaligen französischen Staatsversammlungen finden sich, und zwar bei den hervorstechendsten Rednern, ganz unverhohlen Beziehungen auf und Citate aus Blättern der vorangegangenen Tage und das pathetische Bonmot, das am Abend vorher im Tuileriengarten sein Glück gemacht hatte, fand am andern Morgen seinen Weg auf die Tribüne und von da in die Unsterblichkeit. Heute ist eine Organisation dahineingekommen, die Presse geht ihre Wege und die Parlamentstribüne die ihrigen, und wir wüßten Einem, der zu einer politischen Tagesfrage einen recht gesunden Gedanken beizubringen hat, gar nichts Unpraktischeres anzurathen, als ihn einem Zeitungsartikel anzuvertrauen, er könnte sicher sein, daß die Gesetzgeber, die draußen im Foyer vielleicht in hellen Häusen sich um ihn gestritten, drinnen im Saale die autoritätsvollste Discretion darüber walten ließen. Lassen Sie doch, so weit es nur möglich, die Zeitungsmeinungen von dieser Tribüne fort, bat Graf Schwerin einst, in den 50er Jahren, als Präsident des preussischen Abgeordnetenhauses und das ist selbst jetzt, wo ganze, und einflußreiche Parteien eigentlich nur durch ihre Zeitung sich, und die Welt über sich verständigen, noch nicht viel anders geworden. Das wird es einst fast unmöglich machen, eine

arischen Fractionen dieser Zeit zu schreiben und auch nicht viel verloren.

Mirabeau! Einer, der damals durch seine springen-
den Einfluß auf die Stimmung des Tages übte,
mit ernster Geist war, daß die Führer in den
ern seinen Rath, ja seine directe Hilfe in An-
das eben Journalistenschicksal ist und sein muß,
en auch einzelne Worte heute noch anonym fort-
Chamfort, von dem selber das Brockhaus'sche
jeder Auflage flacher wird, nichts zu berichten
führt der Vorschlag, den Armeen, die gegen die
in ausrückten, als Motto ins Fahnenbuch zu
lassen, Friede den Hütten!" Guerre aux chateaux,
aus seinen Maximen sind durch die unpolitischen
r Hoffmann, der ihm übrigens gern die schuldige
Citates erwies, eine Anzahl populär in Deutsch-
l. das von Hoffmann auf die deutsche Einheit
mir den Einwand: Ist denn Charpie noch
is einem alten Burschenliede wiedertönende Re-
ehrerbietiger Weise den letzten König mit dem
ndung bringt, ist wörtliche Uebersetzung eines
ches.

übergehendes Bedürfniß, das Mirabeau zu ihm
Ausbruch der Revolution, schon bevor er, 1784,
Mirabeau die Freundschaft des Mannes gesucht
glücklichster Weise ergänzte. Ein Brief aus jener
arsten die gegenseitige Stellung ausspricht, möge
„Sie sind“ — schreibt Mirabeau an Chamfort
l dafür, wie unwahr der Satz ist, man müsse
e man sehr wohl die höchste Achtung genießen
ihren Gesetzen einen abergläubischen Respekt zu
sophisch und praktisch sich zu voller Unabhängig-
ohne jemals seinen Stolz auf ein erhabenes Ge-
en Gedanken gebeugt oder unterdrückt zu haben;
schen und trotz den Umständen seinen Platz ohne
die von Mensch zu Mensch, durch die Rücksicht
lorurtheile der Schwachen gebotenen, einnehmen
eg, zum Ziele zu gelangen, je steiler desto kürzer
Freund, daß Sie mich für würdig erachteten
sche, niemals ins Stocken gerathene Fortschritt
Beziehungen, ist mir Bürge dafür daß Sie Ber-
i gefaßt haben und das giebt mir Sicherheit mir
habe ich mich nicht zu einer solchen Höhe ber-
wingen können, dazu habe ich die Kinderschuhe
die gesellschaftlichen Rücksichten haben mich zu
halten. Und als diese endlich etwas nachgaben
(lie), so fand ich in meiner Umgebung soviel Re-
ten Meinungen, daß mich das hinderte, Natur-
s ich eingesehn, daß man das inmitten der Ge-
ßerdem war ich zu leidenschaftlich, ich hatte dem

Wird zu viel anvertraut und im Sturme ist es schwer einen bestimmten Begriñ zu halten. O hätte ich damals, vor zehn Jahren Sie schon gekannt, wie weit sicherer wäre mein Schritt gewesen! Wieviel Abgründe, wieviel Strudel hätte ich vermeiden können! Wie hätte sich das geringe Gute in mir entwickeln können, wie viele Untugenden weniger hätte ich mir zugelegt! — Und doch mein Freund bin ich Ihrer Theilnahme, auch so wie ich bin, nicht unwerth — nicht weil ich Sie liebe, denn das wäre ein zu leichtes Verdienst, sondern weil ich Sie zu würdigen weiß und weil ich, nach ihrer eignen Meinung, auf Ihre Anschauungen einzugehn vermag. Durch Ihren Umgang habe ich viel gewonnen und dessen wird noch mehr werden. Vor einigen Tagen erst und überhaupt bei jeder Gelegenheit, die dafür angethan ist, überraschte ich mich bei dem Gedanken: Aber Chamfort würde dazu den Kopf schütteln, man wird also nicht; schreiben wird nicht! Oder auch: Da wird Chamfort mal zufrieden sein! — und dann ist mein Genuß ein doppelter und hundertfacher. Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie angenehm tröstlich und ermunternd eine Freundschaft ist die, solchergestalt stets vor Augen gehalten, den Tadel als ein unanfechtbares Recht erachtet und den Beifall als kostbarstes Geschenk schätzt. Ich werde Ihnen nie ebenbürtige Gegenleistung bieten können (und wollten Sie nur mit Ihresgleichen verkehren, so würden Sie gar sehr vereinsamt bleiben!), aber die Darbringung des vollsten Vertrauens, der festesten Zuversicht von Seiten eines feurigen, gefühlvollen und nicht unedlen Herzens, muß für einen Mann nicht ohne Reiz sein, der Talent und Gedankenreichthum zwar zu schätzen weiß, der aber höheren Werth auf das Gefühl legt, welches durch den Verstand, selbst den mit der wohlwollendsten Gesinnung verknüpften nie ersetzt werden kann — und diese Hingabe werden Sie in mir finden und habe ich Sie leider erst spät kennen gelernt, so wird es doch für immer sein daß ich Sie liebe.“ — Ein Mann, dem Mirabeau, und nicht mehr der jugendliche, sondern der bereits zu hohen Zielen aufstrebende, betarrig sich unterordnen konnte, muß ungewöhnlicher Natur gewesen sein.

Auch bestätigt Ginguéné, den die innigste Freundschaft mit Chamfort verband, daß bereits während des Londoner Aufenthaltes Mirabeau die Mitarbeiterchaft Chamfort's erbeten und bewilligt habe. In der damals von ihm veröffentlichten Flugschrift „über den Cincinnati-Orden“ waren die berebtesten Stellen aus Chamfort's Feder geflossen und nach der Rückkehr nach Paris wurde der Umgang ein ganz vertrauter. Täglich sprach Mirabeau Vormittags bei Chamfort eine Stunde vor, um, wie er sich ausdrückte, „den elektrischen Kopf, den er je gekannt, zu reiben“, und als erst die parlamentarische Laufbahn ihm aufgethan war, rückte der Freund der, ohne Ehrgeiz und außerdem durch stete Kränklichkeit gezwängt, auf jede persönliche Betheiligung an der Bewegung verzichtete, in die höhere Stelle auch des politischen Rathgebers. Man mußte damals in den Cafés Abends sehr genau zu erzählen, welche besonders schlagenden Sätze in der heutigen Rede Mirabeau's aus dem Gehirne Chamfort's stammten und als kurz nach dem Tode des gewaltigen Tribrun die Frage über Fortdauer und Umwandlung der französischen Akademie zur parlamentarischen Verhandlung kam, da war es offnes Schreien und offnes Bedauern, daß eine Rede gegen diese Akademie in ihrer bisherigen Gestaltung, ganz und gar aus Chamfort's Feder

n Papieren des betühten Todten ruhehaft befundete, ist diese Rede später entlicht worden und selbst heute würden auf das Wesen unsrer gelehrten Körpernden.

1 seiner Zeit so hochgeschätzte, später so wohl werth, auf das anziehend trübe Bild, teller, sondern noch mehr der Mensch ge-rtsehung folgt).

! u f r u f !

um durch Beiträge, einmalige oder jährliche, nassen einen Preßfonds zu stiften, der den hren soll. Der große Volksmann, der jüngst der freien Meinungsäußerung, als die Grundpfer gekämpft und gelitten. Durch das Werk, das 1 am besten geehrt. Der Preßfonds soll dazu er zu unterstützen, ihnen den Rechtsbeistand zu gehörigen vor Noth zu schützen, der freisinnigen von Volksblättern zu fördern. Die Geschäfts-avertraut, der durch die Beitragenden gewählt die unterzeichneten Königsberger Genossen die

Fonds in reichlicher, dauernder Weise geübt stück Arbeit zur Erringung des freien Staates hlen wir Alle uns einig, stehen wir Schulter

iträge sind an Herrn L. Braun, Buchhändler, 2 zu richten.
angen und Zeitschriften werden um kostenlose

— Königsberg i./Pr. Reichstagsabgeordneter
ter — Genf. Leopold Braun, Buchhändler —
Kaufmann — Königsberg i./Pr. Borowski,
Reichstagsabgeordneter Demmler — Schwerin.
bei Stuttgart. Gutsbesitzer Ebhardt — Kom-
ct. d. „N. Bad. Idsytg.“ — Mannheim. Rechts-
ndler Geib — Hamburg. Gutsbes. Max Herbig
Reichstagsabg. Carl Holthof — Frankfurt a./M.
er von Hasenkamp, Red. d. „Beobachter“ —
l. Conditior Kallmann — Königsberg i./Pr.
roeber, Holzhändler — München. Reichstags-
wetter — Wien. Dr. L. Angelmann — Han-
). — Herzogswalde bei Böhmischohof. R. J.
echt, Reichstagsabg. — Leipzig. Gutsbesitzer
grath Martiny — Danzig. Carl Mayer —
Dr. jur. August Oppenheim — Köln. Guts-
tsanwalt Payer II., Reichstagsabgeordneter —
nnum — Frankfurt a./M. John Reitenbach
nigsberg i./Pr. Rittinghausen, Reichstagsabg.
n — Berlin. Leopold Sonnemann — Frank-
Stuttgart. Dr. Guido Weiß — Berlin. Jos.

Es bestehen
durch jede Buchhandlung
u. Verkaufl., für Berlin
durch G. Reclam'sche Buchh.
N. W. Kramersstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4,00 Mark.
Inserationspreis 30 Pf.
für die gespalt. Petitzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition

Berlin S.W.

Benth-Strasse 8.

6. Jahrgang.

Berlin, 15. März 1878.

Nr. 11.

Inhaltsverzeichnis: Ein Engländer über Lessing. Von Karl Grün. (Schluß.) —
Blanqui über die stehenden Heere. (Schluß.) — Vom Johannisstrich. — Chamfort. II. — Ein
Jacobin-Bund.

Ein Engländer über Lessing.

V.

(Schluß.)

Kommen wir zum Schluß. Wir sind allerdings von unserem Engländer scheinbar etwas weit abgekommen. Vielleicht aber doch nur scheinbar. Wer weiß, indem wir um Herrn Sims einen großen Kreisbogen beschreiben, locken wir ihn am Ende zu uns heran. Sein Kapitel über „Lessing's Philosophie“ verdient eine Um- und Ausarbeitung. Der Kern ist gesund und der Verfasser mochte Recht haben, auf den ersten Wurf seinem Publikum nicht allzuviel zuzutragen. Gehe er in einer zweiten Auflage — in dem nach der Statistik so schlechtgeschulten England haben gebiegene und selbst philosophische Bücher eine solche Aussicht — ein wenig tiefer ins Zeug; stelle er die dynastische Opposition Ihrer Majestät der Philosophie: Spinoza versus Leibniz, etwas ausführlicher dar, und lasse er dann seinen Helten, Mirabeau-Pitt, Regierung wie Opposition in den gemeinsamen Sturm auf die Feste der Wahrheit hineinreiben! Es verlohnt sich der Mühe.

Im Gespräch mit Fr. H. Jacobi kommt Lessing's spinozistisches Leibnizthum oder sein Leibniz'scher Spinozismus, also die in Lessing erst verkörperte Concordanz der beiden größten Denker des 17. Jahrhunderts zur Erscheinung. Die beiden Philosophen selbst gleichen sich weniger aus, als Lessing sie vielmehr ausgeglichen hat. Und das gerade ist eins der unsterblichsten Verdienste unseres „Ferntreffers“.

Lessing fragt den Gefühlsphilosophen: „Nach was für Vorstellungen nehmen Sie denn Ihre persönliche außerweltliche Gottheit an? Etwa nach den Vorstellungen des Leibniz? Ich fürchte, der war im Herzen selbst ein Spinozist!“ Mit andern Worten: In Leibnizens System lag gar nicht die Nothwendigkeit einer solchen Annahme, mochte er das Wort gebrauchen, um nicht anzustoßen, oder um auf landläufige Vorstellungen einzugehen und durch „Idole“ einen Vernunftbegriff zu bezeichnen, wie es ja auch Lessing that, wie Spinoza nicht minder. Aber selbst die „Weltcentralmonade“ sitzt doch im Centrum der Welt, nicht draußen, und es handelte sich für Leibniz darum, nicht hinter Spinoza zurückzubleiben und das *in xat nān* zu setzen.

So es dagegen auf den Spiritualismus, auf ein Zwecksetzen und erfolgen der „Weltcentralmonade“ oder der Substanz ankam, da Lessing seinen Leibniz durchaus nicht: „Es gehört zu den menschlichen Vorurtheilen, daß wir den Gedanken als das erste und höchste betrachten und aus ihm Alles herleiten wollen, da doch, mit sammt den Vorstellungen von höheren Prinzipien abgesehen, nämlich von der Substanz, vom Universum überhaupt, von Spinoza nur zwei Attribute namhaft gemacht hat. Ausdehnung, Bewegung, Gedanke sind offenbar in einer höheren begründet, die noch lange nicht damit erschöpft ist“. — Ich einen Namen dafür. — „Spinoza war fern davon, unsere elende nach Absichten zu handeln, für die höchste Methode auszugeben und Gedanken obenan zu setzen“.

kaum glaubten wir beim ersten „Attribut“ der Substanz angehen zu sein und uns im Spinozismus betten zu können, so wirt Lessing schonungslos wieder hinaus. Er verneint ausdrücklich, daß alle und Ausdehnung, der eine wie die andere, höchste Ausweisen der Substanz seien, und nennt sie beide, die unsern Organen zugänglichen, „in einer höheren Kraft begründet“. Da auch die Substanz verschwindet und der „höheren Kraft“ Platz so sind wir wieder auf Leibniz zurückgewiesen. Eine Kraftallheit übrig, von welcher besondere Krasteinheiten oder Kräfte ausgehen. Die Cogitatio ist der Kraftallheit als etwas ihr Nebenbärtiges men, und da die Metaphysik die reinste und letzte Cogitatio ist, Lessing die Metaphysik nicht mit Leibniz für die „Quelle der nicht“ halten. Ein Handeln nach Absichten oder „Endzwecken“ ver seiner Kraftallheit nicht zuzuschreiben. Wir haben bereits er- daß nach Lessing das „Vorstellen“ und „Wollen“ in Gott Eins dem „Schaffen“, im Schaffen aufgeht, gerade wie sein „Lieben“ erhalten“ aufgeht. Dasselbe was Lessing seiner „Kraft“ abspricht, gert Spinoza seiner Substanz. „Wenn Gott wegen eines Zweckes te, so mußte er nothwendig etwas begehren, dessen er entbehrt. atur hat sich keinen Zweck vorgesetzt und alle Endzwecke in den sind nur menschliche Erfindungen. Das Vorurtheil Endzweck ist nur dadurch entstanden, daß der Mensch Alles in der als Mittel zu seinem Nutzen betrachtet.“ (Spinoza bei Jacoby.) Bekanntlich hat noch Kant geglaubt, daß dieser mensch- Standpunkt des praktischen Lebens uns auch bei der Betrachtung itur leiten könne, daß wir die Natur anthropomorphisch zu be- n hätten. Die neuere Naturwissenschaft hat das Gegentheil er- und die Gefahren der natürlichen Teleologie offengelegt. Was neuerdings da als „Zielftrebigkeit“ unterzuschieben bemüht ist, geht er auf die End- oder Zweckursachen, d. h. zum Denken der Natur, ir Theologie zurück, oder bedeutet nur die in der Natur der Orga- i, in den Monaden oder Atomen liegende Richtung, den nisus ivus, wie Blumenbach sagte, zur Art, Abart oder Neuanpassung, ndenz der Krasteinheiten, welche das erreicht, was wir als Welt n und wechseln sehen. Der ausgezeichnete und verdienstvolle forscher R. E. v. Baer hat mit seiner „Zielftrebigkeit“ offenbar theils einem subjektiven religiösen Gefühl Genüge thun wollen,

und es ist wundersam genug zu sehen, wie er in seinen letzten Jahren zwischen Wissenschaft und Gemüthsbedürfniß hin und her schwankt.^{*)}

In dem berühmten Gespräch zwischen dem unerbittlichen Lessing und dem springenden Pempelfortter geht es dann weiter also:

Jacobi: „Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverstanden.“

Lessing: „Wenn ich mich nach Jemand nennen soll, so weiß ich keinen andern.“

Wenn er sich nach Jemanden nennen soll — Spinoza ist der consequenteste Denker, den er kennt, derjenige, welcher nach Lichtenberg den „größten Gedanken“ gehabt hat, der noch „in eines Menschen Kopf gekommen“. Und Leibniz neigt in manchen Punkten zu der Alleinheitslehre seines Antagonisten hin. „Erinnern Sie sich einer Stelle des Leibniz, wo von Gott gesagt ist: derselbe befände sich in einer immerwährenden Expansion und Contraction: dieses wären die Schöpfung und das Vergehen der Welt?“

Jacobi: „Von seinen Fulgurationen weiß ich.“

— Expansion, Contraction, Fulguration: Ausdehnung, Zusammenziehung, Ausblichung Gottes; ist das halb menschlich, anthropopathisch genug? Wie Recht hatte Lessing, daß er auch das Denken in Gott streich und die „höhere Kraft“ als „Ding an sich“, als „Grenzbegriff“ hinstellte und stehen ließ!

Lessing: „Nach welchen Vorstellungen glauben Sie denn nun das Gegentheil des Spinozismus? Finden Sie, daß die Prinzipien von Leibniz ihm ein Ende machen?“

Jacobi: „Wie könnte ich, bei der festen Ueberzeugung, daß der bländige Determinist sich vom Fatalisten nicht unterscheidet? Der „bländige Determinist“ ist der Urheber der „prästabilierten Harmonie“, des vorgeschriebenen Ganges der Dinge, der irrtümlich die menschliche „Freiheit“ im banalen Sinne zu retten glaubte; der „Fatalist“ ist der Mann der Substanz, aus der nichts Anderes hervortreten kann als was in ihr steht, in die sich hingebend zu versenken und so „sein Theil“ von göttlicher Wahrheit zu „erhalten“, des Menschen höchste Aufgabe, sein Himmelszwang ist. Die Konsequenzen aus der „prästabilierten Harmonie“ wie aus dem Alleins sind unvermeidlich, unumgänglich, der Schrecken aller Gefühlsigen und Phantasten, der bekannten Kanarienvögel an der Leine, das Lebenselixir nur für die Starken, Muthigen und — Besonnenen.

Also, resumiren wir. Alleinige Substanz: folglich Spinozist; aber lieber „höhere Kraft“, die man nicht anthropomorphisiren soll und kann: folglich Leibniz'scher Spinozismus. Die Welt ein Ocean von Kräfteinheiten, die unter sich harmonisch wirken, wenn sie auch

^{*)} Man sehe darüber den lehrreichen Artikel im Oktoberheft 1877 des „Kosmos“: „Karl Ernst v. Baer und seine Stellung zur Darwin'schen Theorie.“ Etwas ganz Andres ist es, wenn mein hochgeschätzter Freund Dr. Carriere in seiner warm und eifrig geschriebenen „Ethischen Weltordnung“ von seinem beistich-panttheistischem Standpunkt aus flottweg die Teleologie als die Einheit der Causalität und der Finalität predigt. Er ist in seinem Rechte, sobald sein Standpunkt im Rechte ist. Uebrigens stimmt es ganz mit der Rückläufigkeit der Zeitordnung, daß uns auch Darwin als Teleologe zurechtgemacht wird, woran doch nichts wahr ist als daß nach ihm die Organismen aus eigener Nachvollkommenheit nach Bildung der Art, Abart und neuen Art „streben“, welches „Streben“ Darwin zuerst als anthropomorphische Ausdrucksweise anerkennt.

r; aber die Einheit aller Wesenheiten
gleich Spinozisches Leibnizthum. Die
zweck- oder zielsehend: nein, da bleiben
e frei im Sinne der Willkür: unmög-
da sind wir Anti-Leibniz und ganz
dern gut lutherisch.

des Systems: Leibniz's „glücklich
Spinoza's „vernünftige Gottesliebe“,
ngebung an die alleinige Urkraft? Bei-
h mit einer kleinen Vorliebe für Leibniz.
isteln“ geboren, sondern zum „Handeln“.
he Urkraft, heiter wandeln, und daß
tade“ oder „Entelechie“ durch Vollbringen
die Empfindung des Glückes habe, die

r — so könnte der philosophirende Les-
Poeten in sich trug, flüchtig schließen —
in meinem Todesjahre beginnen wird
Jahre später wird dieser das Spinozisch-
m er vom Künstler, also auch vom Bau-
schön wie weisheitsvoll zu sagen weiß:

in hoher Einigkeit,
auf Grazien und Musen,
beschloß, daß ihn bebräut,
ebot'nem Busen
der Nothwendigkeit.“

Die stehenden Heere.

(Schluß.)

nd sagt mit den Römern: Als Kind, im
in der Vertheidigung des Vaterlandes unter-
menden Falles vertheidigen; die Jugend hat
mnesalter die der That. Die Rollen aber
der Kindheit, die lernlustig sind und leicht
nd dann wenn der Jüngling seinem Mannes-
er Person zu versichern und ihn zur lebens-
zu verurtheilen, wahrlich, das ist sinnlos.

ie macht das Alter der Kraft unfruchtbar,

Eine ebenso absurde als tyrannische Insti-
ie Kaserne wird aufhören, ein Gefängniß zu
em Vorwande der Gleichheit und der Ratio-
varin bleiben, wenn es darin gefällt! Dagegen
am Militärdienst ist zwar nicht sehr ver-
us selten, er wird eine Elite von Freiwilligen
anterie. Das wäre ausgezeichnet. Solche
und geehrt sein.

Das Vaterland kann nicht ohne Vertheidiger bleiben. Es wird deren Millionen in der Nationalgarde finden, die aus erfahrenen Leuten und nicht mehr aus unwissenden Rekruten gebildet sein wird. Der junge zwanzigjährige Soldat wird, wenn er unter die Fahne tritt, nicht ein plumper Reuling, über den man spottet, sondern ein Gefreiter sein. Er bringt dem Regimente ein zehnjähriges Studium mit, durchgemacht in dem Alter, in welchem die Natur dem jungen Gehirn doppelt soviel Assimilationskraft giebt, als dem Erwachsenen.

Wird man diese Ideen eine Utopie heißen? Sie sind keine Neuerungen, sondern eine einfache Rückkehr zu dem System, auf dem die Größe der berühmten Republiken des Alterthums beruhte. Dieses System ist heute in der Schweiz in Wirksamkeit, ein wenig geschwächt und schlaff, weil die Schweiz zu sehr darauf rechnet, daß man ihre Neutralität achtet. Frankreich hat nicht nöthig, sich die gleichen Illusionen zu machen.

Nichts leichter, als die praktische Ausführung. Die militärische Unterweisung bildet einen integrierenden Theil des öffentlichen Unterrichts. Vom Alter von 8 Jahren an wird sie in den Schulen aller Grade erteilt. Wegen der Disciplin braucht man sich keine Sorge zu machen. Man wird sie nicht aus dem Arsenal des Marschalls Niel holen. Die ist ein Fallstrick, und ein Thor ist, wer sich auf sie verläßt. Sich einzubilden, daß Soldaten immer sich mehr fürchten vor Dem, was hinter ihnen, als vor Dem, was vor ihnen ist, welche alberne Idee! Woher kommt denn die wilde Flucht der Armeen, die mittels Arreststrafen und Kriegsgerichten disciplinirt worden sind? Wo die Disciplin der Furcht verlöscht, da glänzt die Disciplin der Hingebung, die allein wahre, allein wirksame, die aus dem Bewußtsein der Gemeinsamkeit und aus den Banden der Gewohnheit zwischen Alters- und Gesinnungsgenossen entsteht. Gegenseitiges Vertrauen, Ehrgefühl, Wettstreit und Gewissen sind die unerschütterlichen Grundlagen dieser Disciplin.

Mehr als einer hat erkannt, daß im letzten Kriege der Appell an die Mobilmachen, wenn er im Namen ihrer Kameraden erlassen wurde, weder die Ohren taub noch die Beine zur Flucht geneigt fand. Dazu kommt, daß Instruction und Disciplin Zwillingsschwestern sind. Gutgeschulte Truppen sind auch stets disciplinirte Truppen.

Die Kinder lernen schnell und leicht, wenn das Studium sie unterhält und interessiert, und sie vergessen nie. Die Bewegungen, die Handhabung der Waffen, werden feste für sie sein; für die Erwachsenen ist es etwas Widerwärtiges. Wenn die Regierung ihre Schuldigkeit thut, so werden die Jünglinge von 15 Jahren an, Soldaten ohne Gleichen sein, in allen Waffenarten, Infanterie, Cavallerie, Artillerie, Genie. Alle würden zu gehorchen und zu commandiren verstehen. Die Disciplin wird sich durch eine öffentliche Meinung aufrecht halten, die mächtiger ist, als der Zwang.

Unter keinem Vorwande, weder vor noch nach ihrer Einreihung in die „ansäßige Armee“ (*armée sédentaire*, Miliz), dürften die jungen Leute seitens der Obrigkeit von ihrer Heimath entfernt werden. Sie würden dieselbe in Waffen nur verlassen, um gegen den Feind zu marschiren, und würden niemals die Zeit mit unnützen Manövern vergeuden: nichts gleicht einem Kampfe weniger, als ein Scheinkampf.

an Ort und Stelle organisiert, ausgeübten Vollendung getriebene militärische Thätigkeiten müssen, von denen das Sein oder Nichtsein des Heeres ein gewaltiges Material abhängt. Der Generalstab wird eine wichtige Staats-

anstalt der Lieferung neuer Truppen, wird eine Bedingung für den Frieden Europas. Unzweifelhaft, wird sie ein doppeltes Unterpfand der Sicherheit der Andern anfallen können, noch angelegentlichste Regierung, die Regierung Napoleons III. hat einmal das Gefühl haben, einen Krieg zu vermeiden. Man kann in Frankreich Alles erwarten, was die Schlachtenfrage von der Zukunft abhängig macht, hat die Ruhe der Republik in einem ungerechten Zustand erhalten. Napoleons III. hätte aus der Abstimmung

die Bürgschaft beständigen Friedens zu ziehen. Es ist nichts über Krieg und Frieden von den Nationen, ohne selbst Deutschland auszuweisen. Werth der arbeitssamen Massen, die ihn bezahlen, sondern die Schuld derer, welche sie nur das Leben der Andern

gegen auswärtigen Angriff, indem sie ihre Zahl der Rekruten von Freiwilligen herabsetzt, aber ihrer Gut heile, bereit, ungerechte und in der Feind verrätherisch angreift, ohne sich doch vertheidigen, aber man würde sich auf ein Land stürzte, das mit vier

gesundheit und Sicherheit im Schoße der Nationen den mörderischen und korrumpirenden! Es ist Zeit, endlich dieser Todesarbeit einen Tribut von Opfern einfordert, um zu leben. Keine Conskription mehr! Dieser alles Geschrei, mit dem man ihn gern zu fünfzig Jahren haben die Revolutionen gehört. Es ist die Stunde der eigentlichen Freiheit seiner Persönlichkeit. Die Würde, die hängen von dieser Besitzergreifung seiner Freiheit fünf Jahre nacheinander nicht sich zu lösen und tyrannischste Sklaverei, die sie haben lange Anhängsel. Diese Kette der Wähler. Sie dürfen ihre Stimmen den

Kandidaten zu den Kammerwahlen nur gegen die festerliche Verpflichtung geben, energisch die sofortige Abschaffung der Conskription und des stehenden Heeres und die Ersetzung beider durch ein ansässiges Nationalheer zu verlangen.

Giebt es auf der Welt eine Evidenz, so ist es wohl die, welche die stehenden Heere verurtheilt. Die Moral, die Gerechtigkeit, die Freiheit, die Oekonomie, der gesunde Menschenverstand, alle sprechen sie einstimmig das Anathem über sie aus. Wie kommts, daß das Urtheil nicht schon längst über sie gefällt ist? Diese alten Irrthümer sind schwer zu entwurzeln. Wenn sich ein schlechtes Princip einmal in dem Gehirn der Menschen eingenistet hat, so erregt es in demselben ein sonderbares Durcheinander und die besten Absichten können schreckliche Konsequenzen aus ihm ziehen. So träumen treffliche Männer anstatt die in dieser Hölle des stehenden Heeres Gefangenen zu befreien, eine allgemeine Einleferung in derselben, im Namen der Gerechtigkeit und Gleichheit, mittels des obligatorischen Kriegsdienstes für Alle ohne Ausnahme. Nein! Nein! Kein obligatorischer Kriegsdienst für Alle! Das ist eine unheilvolle Idee. Im Gegentheil: kein stehendes Heer mehr!

Vom Johannistrieb.

Die deutschen Bühnen leiden gegenwärtig am Johannistrieb d. h. am Lindau'schen oder vielmehr an dem von Lindau für die Bühne zubereiteten. Wenn ich sage: sie leiden, so wird vom Standpunkt der Cassenverwaltung Protest erhoben werden, denn daß jedes neue Lindau'sche Stück ein volles Haus macht und mit dem Hervorruf des Autors endet, braucht kaum erwähnt zu werden. Bei der eigenthümlichen Stellung des Verfassers zum größten Theil des Publikums und der Kritik ist das beinahe so selbstverständlich als daß die Wache ins Gewehr tritt, wenn beim Herannahen einer erlauchten Person das Commandowort erschallt. Aber es scheint mir, wie ich die Sache ansehe, doch ein Felden vorhanden zu sein, denn man erduldet eigentlich die einmal unbewieselt ausgemachte Vortrefflichkeit der Lindau'schen Stücke mehr als daß man sie genießt.

Mit einem Stück, das nicht viel taugt wie z. B. „durch die Intendanz“ wird trotz der Preiscommission nicht viel Federlesens gemacht, denn der Autor hat noch wenig zu bedeuten. Aber Paul Lindau ist eine solide Firma, die honorirt werden muß und sie wird honorirt und das anständig. Kritik und Publikum rühren gar fleißig die Hände zum Applaus, dazwischen ertönen dann wieder einige grelle Pfiffe — beides macht mir den Eindruck, als ob sich manches Persönliche hinein mische. Davon will ich nun die nachstehenden Bemerkungen, die sich rein objectiv auf das Sachliche richten sollen, möglichst frei halten. Ich erinnere mich in der Besprechung eines Berliner Blattes u. A. gelesen zu haben, daß die Kritik die Pflicht habe die Verdienste des Paulus Lindau warm anzuerkennen, damit derselbe nicht wieder zum Saulus werde. „Das ist auch ein Gesichtspunkt“, wie die stehende Redensart des Maler Jordan im „Johannistrieb“ lautet, aber es ist nicht der meine und dürfte meines Bedünkens nicht derjenige sein, von dem man bei einer allgemeinen Beurtheilung auszugehen hat. Im Himmel soll zwar nach testamentarischer Versicherung mehr Freude über einen reinigen Sünder als über tausend Gerechte herrschen. Es ist das am Ende eine natürliche Regung, aber sie wird unbillig, sobald sie nach solchem Maßstab Verdienstestränze austheilt. Namentlich kommen dabei die Gerechten zu kurz.

: des Lindau'schen Stückes werde ich nur ganz kurz zu hat eine etwas längere Vorgeschichte, die auf der Bühne eine sehr kurze eigentliche Geschichte. Aus der Vor- r, daß Philipp Harold vor zwanzig Jahren eine Jugend- ter dem Eindruck, daß er, der auf einer Expedition Ab- i, einem Anderen und zwar dem besten Freunde Philipps h kurzer Ehe stirbt sie, ein Töchterchen hinterlassend, haupt- arüber erliegend, daß der todtgeglaubte Geliebte, wie sich am Leben und sie für ihn verloren ist. Philipp Harold is in die Fremde. — Die eigentliche Geschichte beginnt ger Abwesenheit erfolgten Rückkehr Philipps und enthält es Hauptmotivs nicht mehr, als daß im 1ten Act Philipp ies Jugendfreundes Louise, die Tochter seiner ehemaligen o einen starken Eindruck empfängt, was sich im 2ten Act lt, indem Philipp ihr ein auf seine Lage passendes t vorliest. Im 3ten Act ergiebt sich aus einer ganz ober- : Philipp die Befürchtung, daß er mit seinem Johannis- Mädchen doch wohl nicht ausreichen möge, was sich aber uschung herausstellt worauf sich alle Betheiligten, weh- innerlich beglückt, die Hände reichen.*) Was ich nun, und von allen speciellen dramatischen Erfordernissen ab- woff des Stückes habe ist, daß derselbe überhaupt für ein t und zwar deshalb nicht, weil er uns nicht anmuthet. es von einigen 40 Jahren zu einem sehr jungen Mädchen, liebe weckt und Erwiederung findet, hat — man möge sich e — einen Beigeschmack der einem gesunden Empfinden Liebe — ich hoffe, man wird mir nicht entgegenhalten, . und Verhältnisse im Leben sehr häufig vorkommen und r Betheiligten verlaufen. Partien, Verhältnisse, ja, mit t dessen an Gefühlen, was für ein wohl arrangirtes ehe- lich und erforderlich ist — hier aber handelt es sich um ftes Wesen und es ist von dem Autor einige Mühe darauf zärtliche und schwungvolle Töne anzuschlagen, daß kein n kann, daß wir das Urbild derselben in den Beziehungen len, die sich zwischen Philipp Harold und Louise über- ch will nun gar nicht behaupten, daß der gerechtfertigte rliche Gefühl an dem Liebes-Bund zwischen zwei so weit t nimmt, sich von dem Dichter gar nicht überwinden lassen n auch nur als Ausnahme — im Leben gelegentlich vor- auch ebenfalls nur als Ausnahme — ja auch dem Dichter können. Allein dieser Vorwurf enthält ein schwieriges roblem ist wenigstens auf der Bühne nicht zu lösen. Daß Mittagshöhe des Lebens erreicht hat, für ein junges nicht grade schwer verständlich, sollen wir aber den um- en — und ohne dies Verständniß sind wir ja gar nicht is Vorgangs, leben wir nicht mit den Betheiligten — so das bloße *veni, vidi, vici*, welches als Siegesparole für t einem jungen Herzen zu dem anderen allerdings ausreicht. ht ganz wenige lyrische Blütensträuße, die Johannis- id, einen von Prutz z. B. und, um einen allerneuesten zu

bopathisch-Verbünnteres als dieser Conflict („Verreibung“ mopathischen Sprache sagen) läßt sich wirklich nicht denken der „Gegentwart“ erklärt: „Kein Conflict — kein Drama“, sagen daß ein so verbünnter Conflict auch nur ein sehr — fern konnte.

mann, einen von P. Heise. Denn auch die durch Zartheit und Innigkeit so ergreifende Mittheilung: „Neues Leben“ in dem im vorigen Jahr veröffentlichten „Ehrenbuch“ ist nichts weiter als ein solcher Johannistrieb, der schon gleich in den ersten Zeilen, wehmüthig und sehnsüchtig, sich knospend regt.

Was suchst du Glück von Mund zu Mund
Und betner ach, ist bleich und kühl?
Du siehst dich um, dein Herz bleibt stumm,
Und Lieben ist kein Kinderspiel.

Die schönen Flammen sind verglüh't,
Noch eh' der Thau des Abends fiel.
Die Nacht bricht ein, du bist allein,
Und Sterben ist kein Kinderspiel.

Niemand nimmt Anstoß an den Liedern, in denen der Mann, vom Johannistrieb bezwungen, sein Glücksgefühl ausdrücken läßt, wenn seiner Sehnsucht Gewährt wurde, denn es ist eben der Mann und, wie schon bemerkt das Verständnis dafür, daß ein solcher, wenn auch schon auf der Mittagsstunde des Lebens angelangt, für ein junges Mädchen erglüh't, fällt uns nicht schwer. Ehen wir aber den umgekehrten Fall; Lieber die von jungen weiblichen Lippen athmend das Liebesglück, das sie betort gefunden, anströmen lassen — nun, sie würden uns mindestens etwas fremdartig anstinken, denn wir vermögen uns eben in die Situation des weiblichen Herzens in solchem Fall nicht so schnell hineinzufühlen. Und fehlen die Bindeglieder des Verständnisses. Und doch haben wir es da nur mit der vollendeten Thatfache zu thun, mit der wir uns immer noch leichter abfinden werden als, wenn wir uns über die vorbereitenden Stadien, das Liebesleimen, das Liebeswerben Rechenschaft geben und sie verständlich finden sollen. Denn eben da liegt die Schwierigkeit, wenn es sich um die Beziehungen eines höheren Alters zu dem Fenz des Lebens handelt. Wenig ist diese Schwierigkeit zu überwinden, wenn der herzenskundige Dichter Raum und Zeit, Geschick und Erfindungsgabe genug besitzt, um in einem ausgeführten Gedichtgemälde voll fein nuancirter Uebergänge und zarter Abstufungen diejenigen Motive zu entwickeln, die wirksam werden müssen, wo auf die einfachen, natürlichen Hülfsmittel der Liebe bei beiden Geschlechtern mehr oder minder Verzicht gekräftet werden muß — aber die Bühne hat dazu weder Raum noch Zeit. Und deshalb bleibe ich dabei, daß das unjet des Johannistriebs wenigstens so wie Linden ihn sagt nicht dahin gehört, daß es sich auf die Bühne nur vertritt. Diese eine Vertretung hat Linden alsdann durch eine zweite noch vergrößert. Die auf der Bühne unmögliche, an sich aber unumgänglich notwendige seelische Motivirung des unnormalen Factums einer echten Liebesempfindung zwischen zwei durch einen gewaltigen Zeitabstand von einander getrennten Herzen verlegt er in eine Nebenbeziehung, die für den Zweck gar nicht unglücklicher gedacht werden kann. Das junge Mädchen, welches den Johannistrieb des Philipp Harold ins Knospen bringt, ist also die Tochter seiner ehemaligen Geliebten und Braut. Meinetswegen soll dies nun als ein verstärktes Motiv angesehen werden dürfen, daß derselbe abermals nach einer Seite hin erglüh't, die ihn das Abbild vergangener Zeiten und einer geliebten Person vor die Seele rückt, obgleich es vielleicht ebenso nahe läge anzunehmen, daß eine unwillkürliche Auwandlung von väterlichem Empfinden sich gerade an dieser Stelle seiner bemächtigte. Allein immerhin würde doch das Motiv selbst in der günstigsten Auslegung nur für den Mann erleichternd wirken d. h. es erklärt die Wirkung an der Stelle, die ohnehin keiner besonderen Erklärung bedarf. Für das Empfinden des jungen Mädchens aber, also gerade für die Stelle, auf deren Motivirung alles ankommt, ist dadurch nur eine neue Erschwerung geschaffen. Denn wie sollte ein unverstohenes, gesundes Gefühl wohl dem Geliebten und Bräutigam der Mutter, dem ältesten Jugendfreund des Vaters gegenüber, wenn es überhaupt zu einer thätigen Empfindung kommt, anders

lichterlich und wie soll sie aus dieser Kindes- und durch den Altersunterschied ohnehin so erschwerten Gefühl des Weibes zum Manne finden? Hier steht psychologisch Unterwahrscheinlichen und Unberechtigten. Die Motivirung für so ausreichend und so glücklich in in aller Ruhe 4 Acte hindurch das Seelengemälde, vor uns entfaltet. Er hat jede Spannung, jede, fast jede Handlung verschmäht. Das halte ich edingt weder für ein Unrecht noch für ein Unglück. welche jedem Stück, das nicht spannende Verwickelnde Handlung bietet, sofort den Kaufpaß geben, Sinne von dramatischem Leben Erfüllte Bühnenwerke darüber anders. Allein in diesem Fall wäre eine Art von Erlösung gewesen, denn sie hätte uns Hauptmotivs hinweggetäuscht. Es war ja so leicht die eingewebte Motive und Beziehungen die Schürungenen Knotens zu bewirken, dessen Lösung Spannt und den Zuschauer angenehm unterhalten hätte. Ich hätte ein aesthetisch werthvolles Stück erhalten, was gleich war, aber doch ein geschickt gemachtes, während das andere haben.

Schon Production walteten überhaupt sonderbare Sterne. jene, häufig betonte Vorliebe für das französische gründlich bei den Franzosen in die Schule gegangen, so hoch, daß ihm am französischen Maßstab gemessen isthen dramatischen Literatur nur „Kabale und Liebe“ als Bühnenvollendung zu besitzen scheinen. Von den ihm keins, wie er uns erst kürzlich in der „Gegenwart“, in Bezug auf die durch die Bühne bedingten stichhaltig zu sein.

denken, daß dieser Jünger der Franzosen und oben seinen Meistern gerade das gelernt hätte, was neben dieselben in so hohem Maße auszeichnet: die geistliche, die ungezwungene Einfädelung der spannendsten, den scharfen Blick für alle hierher gehörigen Berücksichtigung der Lösung? An allen diesen Vorzügen er ewig von den Franzosen borgen? Es wäre doch eignen Füßen ständen. Das traurige Preislustspiel: gezeigt, daß der berufenen Kräfte bei uns doch nur zumt noch einer der Wenigen, denen man Beruf zumt statt eines guten Lustspiels ein Schauspiel, dem Lität und der Erfindungsarmuth trübselig vom Auge was er uns jetzt bietet, wirklich für seine, force? . Uns macht es ungefähr den Eindruck als ob Josephthaar und einen dürftigen Bartwuchs besitzt, sich geschoren zu tragen und statt dessen seinen Bart recht zu stutzen.

Allem erhobenen Einwand, daß das Sujet überhaupt kann mit einer gewissen anscheinenden Berechtigung verwiesen werden. Auch da bezieht sich ja die Liebe die Tochter der einstigen Geliebten und diese Liebe weit ein ähnliches Motiv, das Lindau nur zu borgen ebenheit ist größer wie die anscheinende Ähnlichkeit. 1 Altersunterschied zwischen Wilhelm und Marianne

als lange nicht so bedeutend voraussetzen wie er bei dem Findau'schen Paare ist. Bei Göthe erfährt man wohl, daß Marianne die Tochter der Frau ist, die Wilhelm einst liebte, aber nicht wie alt sie war als die Mutter, eine Witwe, ja. Man braucht also den dazwischen liegenden Zeitraum, der 2. B. vom achten bis zum sechszechnten Lebensjahr reichen kann, als nicht so sehr erheblich und namentlich man braucht Wilhelm sich nicht als einigermaßen älter als Jahren vorzustellen. Damit stimmt es auch, daß er durchaus nicht in der Tonweise des Philipp Harold verfährt, der jeden Augenblick das elegische

Da steh' ich, ein entlaubter Stamm

ankündigt. Dann bleibt Marianne vollständig in Unkenntniß über die Beziehung, die zwischen Wilhelm und ihrer Mutter bestand, nirgend kann ihr auch nur die Annäherung eines töchterlichen Gefühls Wilhelm gegenüber kommen, denn sie ahnt nichts von allem dem was Luise (bei Findau) im zweiten Act schon erfährt und von da ab innerlich mit sich herum trägt. Und nun bräute man noch, wie fern und seelenkundig bei Göthe, trotzdem also schon die äußeren Bedingungen für das Zustandekommen einer Liebesempfindung von Marianne zu Wilhelm viel günstiger gelegen sind als wie die von Luise Oberhard zu Philipp Harold, wie fern und seelenkundig diese Liebe zu dem älteren Mann auch innerlich noch motivirt wird. Von Hans aus hat er das Gefühl, das später zur Liebe werden soll, auf das häusliche Behagen auf das Mit- und Zueinander Leben und Beben, auf innige Gemüthsbeziehungen gestellt, dem geschlechtlichen Antheil den denkbar geringsten Spielraum eingeräumt, (denn eben zwischen Geschwister spielt das Geschlechtliche ja gar keine Rolle), ohne gleichwohl ganz die Brücke zu ihm abzubringen. Was in jedem anderen und also auch in dem Findau'schen Fall den Vorgang, an den wir glauben sollen, so unwahr und unnatürlich gestaltet ist, daß das junge Mädchenberg an dem mittelalterlichen Freund ihres Vaters nicht den geeigneten Stoff finden kann, um den in der Geschlechtsliebe so mächtig wirkenden Phantasierreiz zu entzünden und zu entflammen. Göthe hat den Phantasierreiz zwar nicht ganz gestrichen, — in ganz besonders reizvoller Weise läßt er vielmehr die Wirkung desselben in dem rührend-naiven Bekenntniß, das Marianne ihrem vermeintlichen Bruder ablegt; spielen, aber er hat ihn doch gedämpft und auf ein gewisses, mittleres Maas herabgestimmt, das zu der Wirkung, die eintreten soll, aufs Glücklichste paßt. Wie häufig und zweckvoll ist die starke Betonung des „Hausmütterchens“ in Mariannens Natur. Man kann es mit Händen greifen, wie das Gefühl dieses Mädchens gerade den älteren Bruder umranken mußte. So verletzt das arme edle Etüd auch nicht durch den leiseften Zug der Unnatur. Die ganze Metamorphose in dem Gefühlsengang des Mädchens (worauf Alles ankommt) ist wohl vorbereitet und vermittelt. Nirgends etwas Gemachtes, nirgends ein Schwanken, nirgends eine Lücke, welche, um nur überhaupt ausgefüllt zu erscheinen, durch die Phrase ausgefüllt werden muß. Ja, ja, es ist von dem alten Herrn etwas zu lernen, selbst für den Bühnengebrauch, wenn er auch nichts geschrieben hat, was sich dem Kenner „auch nur einigermaßen als Richtig“ für die Bühne präsentiert.

So viel von dem Johannistrieb im Allgemeinen und von dem Findau'schen im Besonderen. — Im Uebrigen habe ich nichts dagegen einzuwenden, daß das Etüd einen ganz munteren, anständigen Dialog und einige scherzhafte epische Thaten besitzt. Es ist das nicht viel, aber es ist etwas. Auch mögen ihm meinetwegen so viele Hochs gebracht werden wie da wollen. Lang wird es ohnehin nicht leben, so müge es denn hoch leben.

ersten Aufschrei des Kindes den, für den Tarif der Kirche
es eine Contrebande: es war,
emerkt, „ihm beschieden, nur
Das warf einen Schatten in
herbe Menschenkenntniß und
er Ehrgeiz waren die zeitige
nicht an der Bildungsstätte,
Demüthigungen, die unter
er Freischüler in einem geist-
en wegen seiner Fähigkeiten,
it den ja auch heute noch im
Mißbrauch mit Belohnungen
se, die der junge Nicolas —
an — erreicht hatte, gab es
en, der für lateinische Verse
Freistelle zu entziehen, wenn
eise erringe, und das gelang
n Freunde, „erhielt ich den
Kuster genommen hatte; dies
da ist es besser gegangen!“
von untergeordneter Latini-
irt und in der Aufgabe, die
unter Anderm auf die Be-
gleit an, für die allerdings
roß dieser Vorbeern entging
ht, vom Colleg verwiesen zu
Schulkameraden abenteuernd
ihnen das Geld ausgegangen,
aufgenommen. Endlich war
Das war freilich nur eine
igling war seiner Laufbahn
s Schulrectors, nun in den
twort entgegensezte: „Priester
die Ruhe, die Philosophie,
— und zu wenig die Bänke-
selb.“ Und einem Freunde,
te er: „Nun ja, jetzt bin ich
3 Tages kommen wird? Da
etommen, da werde ich eine
werde ich auf einmal meinen
n Großen wohl aufgenommen
ehagliche Stellung verschaffen
che — und dann will ich als
diese Prophezeiung an sich
seinen Sohn bei der Geburt
ichte, wurde gekrönt und da-
n die Gesellschaft gewonnen.

Aber wo blieben die Philosophie und die Ruhe, als deren eifrigen Liebhaber er sich damals bekannt hatte? Seine Jugendfrische, die Anmuth seiner Erscheinung machten ihn zum Liebling der Frauen und was das in der sogenannten guten Gesellschaft zur Zeit der Regentschaft zu sagen hatte, das ist wol bekannt. Durch seinen Geist, seinen schlagfertigen Witz wurde er ein gern gesehener, gesuchter Gefährte in den Kreisen der jungen Witzgänger und Stutzer, und waren seine Mittel häufiger nicht ausreichend, ein solches Leben zu bestreiten, so fanden sich die guten Freunde gern die ihn in anständiger Weise über die Verlegenheit wegführten, um ihn damit zu verpflichten. Das ging eine Weile ganz mächtig, aber seine Gesundheit hielt dieser Lebensweise nicht Stand, mit den Krankheiten, die ihn von da ab nicht mehr verließen, befiel ihn auch schwere Melancholie. Ein Stück, das er aufführen ließ, fand nicht den erwarteten Erfolg, eine Abhandlung die er der Akademie einreichte, wurde nicht beachtet: aber er fand da einen Trost, wo er vielleicht am wenigsten ihn erwartet hatte. Inmitten der glänzenden lustigen Gesellschaft, der er seine besten Jahre geopfert, ohne etwas Andres als Neue und Menschenverachtung dafür eingetauscht zu haben, waren denn doch Einige, Frauen wie Männer, gewesen welche die Freundschaft, in der sie zu ihm gestanden, ernstlich genommen, den Mann und seinen Kern, vielleicht besser als er selber zu jener Zeit, erkannt hatten und nun nicht von ihm ließen, wo er, arm, krank, entmuthigt und tief mißtrauisch, sich in die Dunkelheit zurückgezogen hatte. Freilich hatten sie manchen Kampf mit seiner ungeberdigen Empfindlichkeit zu bestehen, um ihn zur Annahme ihrer Freundschaftsbezeugungen zu bewegen, aber sie erreichten damit, daß er selbst sich nicht aufgab. Der Zufall war ihm dabei günstig. In den Salons des Herrn Nedet hatte ein junger Schriftsteller eine Dentrede auf Lafontaine vorgelesen und damit Beifall geerntet. Nedet, um ihn in zarter Weise dafür zu belohnen, hatte nun die Akademie zu Paris veranlaßt, dasselbe Thema zum Gegenstand eines Preisausschreibens zu machen, für das Nedet 100 Louis hergab, in der sichern Meinung, daß sein Schülbling ohne Mitbewerber bleiben oder sie leicht schlagen werde. Er irrte sich; Chamfort, ohne Kenntniß des Zusammenhangs, aber mit Studien über Lafontaine schon längst befaßt, reichte ebenfalls ein Eloge ein und dem erkannte die Akademie einstimmig den Preis zu. — Als die Sache bekannt wurde und nun beide Arbeiten im Druck erschienen, theilte das Publikum die Meinung des Preisgerichts. Nun war er in den Stand gesetzt eine Badereise zu unternehmen und diese brachte ihn in Berührung mit Madame de Grammont, der Schwester des damals mächtigen Herzogs v. Choiseul, und schließlich mit diesem selbst. Es spricht sehr für die ernste und dauernde Umwandlung, die das Unglück in ihm hervorgebracht, daß die geistig hochstehenden und vornehmen Kreise, in die er durch diese Bekanntschaft gezogen war, ihm eine feste, durch seine Launen nicht zu beirrende Sympathie zuwenden. Selbst Männer, wie der Prinz v. Condé, der sich ihm mit größter Freundlichkeit genähert hatte, lernten es sich von ihm Zurückweisungen gefallen zu lassen, ohne daß sie deshalb das Wohlwollen für ihn gemindert hätten. Wie peinlich Chamfort in diesem Punkte war, darüber giebt eine Aufzeichnung am besten Auskunft, die, offenbar nur als eine Art Selbstgespräch, sich in seinen hinterlassenen Papieren fand. Er stellt sich

der kann Jemand in der Gesellschaft einem Andern
 räumen, die das Selbstgefühl zu demüthigen geeignet
 ert er also:

ist viel schwerer zu entscheiden, als es ursprünglich
 Wer sie zu bejahen geneigt ist, wird davon ausgehn,
 haft sei ein Vertrag, in welchem jede der beiden Par-
 tei ganzes Dasein darbiere. Er wird ferner sagen,
 Einem nicht das Recht lasse dem Freunde Hilfe zu
 von ihm leisten zu lassen, sei nur eine lächerliche
 eundschaft höchstes Glück besteht ja vielmehr darin,
 ier des Anstandes heben oder zerreißen dürfe, den die
 i der gegenseitigen Hilfe überhoben zu sein, über ihre
 werfen. Derjenige, welcher gebe, sei der Geehrte
 Verpflichtete u. s. w. — Da scheinen mir doch die-
 e Verneinung sind, auf besseren Gründen zu fußen.
 Freundschaft sei ein reines Seelenbündniß, das auch
 anderer Motive an sich herankommen lassen dürfe.
 sogar auf die Liebe anwenden. Jedenfalls thut man
 o wenig wie möglich gegen diese Anschauung zu ver-
 welcher der empfangende Theil ist, nimmt doch sicher-
 an weil er Achtung vor dem Geber empfindet: aber
 daß dieser Geber nicht einst in seiner Achtung sinkt,
 h muß es dann sein, sich ihm dennoch verpflichtet zu
 auch diese Achtbarkeit sich nicht verringert, woher ist
 er sicher, daß nicht die Freundschaft des Gebers sich
 d daß er dann das Uebergewicht, das er durch sein
 geltend machen kann? Welche Großherzigkeit gehört
 nes Andern ganz unbeeinflusst in aller Bewegungs-
 während man ihr doch einen Zwang auferlegen könnte.
 nde Verleugnung des eignen Interesses ist unleugbar
 s selbst die momentane Aufopferung der Person und
 t, der hat entschieden das Uebergewicht über den ihm
 en sonst auch ihre Charaktere auf gleicher Höhe stehn.
) allerdings nicht, daß sich das Gefühl eines solchen
 s Andern auf die Dauer ertragen läßt. Man sehe
 er die stärksten Seelen sich gegen ein Uebergewicht
 weit unerheblicheren Grundlagen beruht. So folgt
 len zum wenigsten das Eine daß, sobald ich eine
 , ich mich für meinen Wohlthäter verbirge, daß er nie
 mich sein wird, daß er niemals aufhören wird mich
 ihm anhänglich zu sein. Trifft die erste oder zweite
 einst nicht mehr zu, dann mag der Wohlthäter er-
 e Wohlthat empfangen, hat allen Grund zu weinen.“
 irtsinningen, aber selbstquälerischen Betrachtung bedurfte
 sonderbarsten Umwege um Chamfort zur Annahme
 wendungen zu bewegen, bei denen eine Person des
 a Hintergrund trat. Eine Pension aus der Schatzkammer
 aus Staatsfonds, nahm er endlich an, ebenso die
 mie, mit welcher der Genuß der Anwesenheitsmarken
 r eine Sinécure im Hotel Condé hielt er nur wenige
 rst als eine Freundin, die er spät gefunden und mit

der er fortan ein gemeinsames Leben zu führen hoffte, ihm durch plötzlichen Tod entrissen worden, gelang es dem Drängen seines zärtlichsten Freundes, des Grafen Dandruil, den Vereinsamten zu bewegen, daß er eine Wohnung in dessen Hotel annahm und fortan in gewissem Maße an dessen Geselligkeit theilnahm. Von den großen etwas turbulenten Kreisen der Encyclopädisten und ihres Nachwuchses blieb er dadurch fern und so nahm er auch an ihrem Ruhm nicht theil: aber es scheint auch eine innerliche Scheidung abgewaltet zu haben. Er hatte seine klassische Bildung und hielt sie werth, er hatte seinen Geschmack und liebte den guten Ton der Gesellschaft, ohne deshalb sich über dessen wahren Werth Täuschungen hinzugeben, und wenn er sein Theil an dem Werke innerer Zerstörung hatte, dem die Revolution ja nur den äußern Ausdruck gab, so waren das nicht Reulenschläge, sondern Nadelstiche. Auch hätte man in den Theaterstücken weder, die mit Recht längst verschollen sind, noch in seinen akademischen Arbeiten, die von achtbarer Mutelmäßigkeit, eine Spur jenes revolutionären Geistes gefunden: der flog vielmehr in Form seiner später Bemerkungen, Reminiscenzen und Analogien die, mochten sie nun lustig oder ernst klingen, stets die Ueberzeugung von dem nothwendig bevorstehenden Zusammenbruch dieses Staates und dieser Gesellschaft zum Hintergrunde hatten, von seiner Krankenstube oder Abends vom Salon aus in die Welt. Und die vornehmsten Kreise, grade sie, welche zuerst vom Sturme weggeblasen werden mußten, waren es die sich an den Witzworten Chamforts ergötzen und sich beeiferten, den intimsten Elandal des Hofes vor sein Ohr zu bringen. Und dann setzte er, wenn das Tagewort vorüber, sich in der Einsamkeit hin und warf in flüchtigen Zeilen auf Papierschnitzel, was ihm des Tages besonders Interessantes zu Ohren gekommen, die Worte die ein vorübergehendes Glück gemacht, oder endlich, am liebsten und am bedachtesten, eine tief bittere Bemerkung über das Leben, das ihm da alltäglich vorübergaule. Man hat diese Aufzeichnungen mit Unrecht später unter dem Titel „Maximen“ veröffentlicht und Chamfort dadurch in die Reihen des La Rochefoucault, La Bruyère u. A. gedrängt. Es ist keine Lebensweisheit, die er in seinen Sprüchen lehrt, er hat gar nicht das Auge oder nicht die Lust, im Getriebe der Menschen die kleinen versteckten Motive herauszusuchen und darzustellen; er sieht nur die Verderbnis, die Lüge und Heuchelei und haßt sie und geht in Leidenschaft gegen sie los. Nichts von jener ermutigend sichern Beschaulichkeit, in der die andern Moralisten auf den Menschen herabschauen: hier ist der Mann selber, wie er sich auch abschütteln mag, noch mitten im Kampfe gegen das, was er für allgemeine Menschennatur hält. — Freilich ist es nicht ganz gerecht, ein abschließendes Urtheil zu fällen, denn grade diese Maximen sind erst, und wahrscheinlich sehr unvollständig und partiell gesichtet, von fremder Hand aus Chamforts Nachlaß veröffentlicht worden, so daß die Frage offen bleibt, ob sie der Verfasser nicht als Material zu einer ganz andern Gestaltung verarbeiten wollte?

Wir haben schon von der Freundschaft gesprochen, die Chamfort mit Mirabeau verband. War es anfangs die Welterfahrung des gereiften Mannes gewesen, welche den Anziehungspunkt gebildet hatte, so wurden es nach der Rückkehr Mirabeau's von London realere Interessen die sie zusammenführten. Hatte der bis dahin in seinen stürmischen Leidenschaften und in deren Folgen, der Haft und dem Exil besangene Mann

rit und Gerechtigkeit nur in allgemeinem Pathos ihm jezt in Chamfort's reichem Wissen grade auf e Gelegenheit, Frankreichs Staatszustände an der ise und an dessen Lebensgesetzen zu studiren. Und i dem Schüler auf den Meister etwas über, das ; das Gefühl, daß es mit dem Spotte nicht gethan llosen Zuständen abgeholfen werden müsse. Wert- nahe liegende Consequenz wirkte, als er sie in den Kreisen laut werden ließ! Vorbei mit Einem heriger Ruf als geistvoller unterhaltender Genosse, iheit des Verkehrs mit ihm — er beeilte sich, die n und zu einer bauernben zu machen, indem er die Baudrenil aufgab und sich ein bescheiden Gemach jete, er ging der Revolution an ihre Wiege entgegen.
(Fortsetzung folgt.)

A u f r u f !

rengetreten, um durch Beiträge, einmalige oder jährliche rsinnungsgeoffen einen Preßfonds zu stiften, der den :oby's" führen soll. Der große Volksmann, der jüngst das Recht der freien Meinungsäußerung, als die Grund- ben lang tapfer gekämpft und gelitten. Durch das Werk, das n Andenken am besten geehrt. Der Preßfonds soll dazu Schriftsteller zu unterstützen, ihnen den Rechtsbeistand zu oft die Angehörigen vor Noth zu schützen, der freisinnigen ntwicklung von Volksblättern zu fördern. Die Geschäfts- ischüsse anvertraut, der durch die Beitragenden gewählt ihr werden die unterzeichneten Königsberger Genossen die rnehmen.

stelt dieses Fonds in reichlicher, bauernben Weise geübt ein gut Stück Arbeit zur Erringung des freien Staates Streben fühlen wir Alle uns einig, stehen wir Schulter

en und Beiträge sind an Herrn E. Braun, Buchhändler, öfischestr. 22 zu richten.

nnige Zeitungen und Zeitschriften werden um kostenlose s ersucht.

ht, Kfm. — Königsberg i./Pr. Reichstagsabgeordneter
Phil. Becker — Genf. Leopold Braun, Buchhändler —
Behrend, Kaufmann — Königsberg i./Pr. Berowski,
i./Pr. Reichstagsabgeordneter Demmler — Schwerin.
eriürtheim bei Stuttgart. Gutsbesitzer Ehardt — Romo-
rfer, Redact. d. „N. Bad. Ldsztg.“ — Mannheim. Rechts-
g. Buchhändler Geib — Hamburg. Gutsbes. Max Herbig
g i./Pr. Reichstagsabg. Carl Holtz — Frankfurt a./M.
lainz. Kaver von Hasenlamp, Red. d. „Beobachter“ —
— Paris. Conditior Kallmann — Königsberg i./Pr.
en. Ab. Kroeber, Holzhändler — München. Reichstags-
land Kronawetter — Wien. Dr. E. Kugelmann — Han-
ptm. a. D. — Herzogswalde bei Böhmischdorf. M. J.
n. Dieblnecht, Reichstagsabg. — Leipzig. Gutsbesitzer
Pr. Justizrath Martiny — Danzig. Carl Mayer —
— Berlin. Dr. jur. August Oppenheim — Köln. Guts-
uen. Rechtsanwält Payer II., Reichstagsabgeordneter —
Dr. Reinganum — Frankfurt a./M. John Reitenbach
shly — Königsberg i./Pr. Rittinghausen, Reichstagsabg.
Kaufmann — Berlin. Leopold Sonnemann — Frank-
ledrode — Stuttgart. Dr. Guido Weiß — Berlin. Jos.

ist beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Verlagsanstalt, für Berlin
durch E. Medlenburg,
SW. Straßenseite 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4,50 Mark.
Anfertigungspreis 30 Pf.
für die gespalt. Zeilen.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition

Berlin S.W.

Bentley-Strasse 8.

6. Jahrgang.

Berlin, 22. März 1878.

Nr. 12.

Inhaltsverzeichnis: Ein deutscher Pressfonds. — Die Grundbegriffe der Gegenwart. —
Chamfort. III.

Ein deutscher Pressfonds.

Der Aufruf zur Bildung eines dem Andenken Jacoby's gewidmeten Pressfonds, den die „Wage“ veröffentlicht hat, möge von einigen Worten der Erläuterung begleitet sein.

Man wird sich erinnern, daß sofort nach dem Tode Johann Jacoby's ein Comité in Königsberg zusammentrat, um das Andenken des großen Todten zu ehren. Sein Aufruf, der am Begräbnistage bereits veröffentlicht wurde, zeigte deutlich die Schranken, die dieses Comité sich selber gezogen hatte: der berühmte Sohn der Stadt Königsberg sollte in einem städtischen Gebäude seine Büste erhalten und von etwaigen Ueberschüssen der Sammlungen sollte — wohl in Erinnerung des vertrauten Verhältnisses, in welchem Jacoby jahrelang zum Königsberger Handwerkervereine gestanden — ein Reisestipendium für einen jungen Handwerker gestiftet werden. Diese Zwecke sahen vollständig von der politischen Bedeutung Jacoby's ab, sie isolirten ihn dermaßen in rein localer Auffassung, daß es nicht Wunder nehmen konnte, wenn die Unterzeichner des Aufrufs, liberale Männer des Ortes, auch Niemanden zur Mitwirkung zugezogen hatten, der irgendwie den politisch-socialen Anschauungen, die Jacoby im letzten Jahrzehnt vertreten, zugeneigt gewesen wäre. Aber in weiteren Kreisen erweckte das doch ein Bedenken.

Man braucht nicht vorauszusetzen, daß mit diesem hastigen Thun gewissermaßen Beschlag gelegt werden sollte auf das theure Andenken, daß ein Präjudiz hätte ausgesprochen werden sollen für die einzig richtige Weise, dies Andenken zu feiern, oder gar daß es sich um eine Priorität des Sammelns hätte handeln sollen: und doch war der natürliche Eindruck dieses ersten Aufrufs die Frage, ob denn durch solche Veranstaltung auch wirklich der ganze Jacoby, wie er nun einmal in die Geschichte übergegangen ist, umfaßt sei? Und diese Frage mußte der Unbefangene verneinen. Nicht der Stadtverordnete, nicht das Vorstandsmitglied eines Handwerkervereines war es, dessen Gedächtniß man in Pietät den Nachkommen überliefern wollte: es war der Patriot und Staatsphilosoph. Und dieser höhern Erscheinung mußte auch ein höherer, allgemeiner Zweck entsprechen, der unter Weihe und Schutz seines Namens gestellt werden sollte. Die Freiheit der Presse und ihr Dienst ist dazu gewählt worden.

Die Grundbegriffe der Gegenwart.

Geschichte und Kritik der Grundbegriffe der Gegenwart. Von Rud. Eucken, Prof. in Jena. Leipzig, Belt u. Co. VIII. u. 266.

Ein glücklicher Gedanke liegt dem Buche zu Grunde. Der Philosoph geht einmal seinen Begriffen nach, so weit sie auf den Markt des Lebens gelangt sind, sieht zu wie sie sich dort gewandelt oder rein Geltung verschaffen und giebt davon Bericht. Es sind also nicht die Begriffe der Philosophie der Gegenwart, sondern die philosophischen Begriffe der Gegenwart, um deren Erörterung, geschichtliche Entwicklung und schließlich Kritik es sich hier handelt. Auf letzte wollen wir nicht eingehn, der Verf. verwahrt sich selbst dagegen, daß diese nothwendig nur zu losem Zusammenhang gelangenden Einzeluntersuchungen mit ihren nur negativen Ergebnissen als ein systematisches Gebäude betrachtet werden sollten. Aber in den Kreisen der Nichtphilosophen wird, nach unsrer Ansicht, gerade diese Form eine anmuthende sein und zum eignen Denken reizen. Es wird den Gebildeten interessiren, Begriffe, die ihm in Lecture und Umgangssprache geläufig geworden sind, ohne daß er recht über ihre Stellung in der reinen Gedankenwelt je nachgedacht hat, nun plötzlich in strammer Haltung vor sich zu sehn, ihre oft sehr eigenthümliche Entwicklung durch die Philosophien der Vorzeiten zu verfolgen und sie auf ihre wahre Stellung zu dem Wesen der Gegenwart untersuchen zu helfen. Wir führen als Beispiele nur an den Monismus sammt Dualismus, den Pessimismus und Optimismus, die Begriffe der Humanität, Individualität, der Erfahrung, der Entwicklung, und lassen als Probe der Behandlung hier den Abschnitt folgen über die Cultur:

Wie der Begriff der Cultur weit mehr dem allgemeinen Leben als der specifischen Wissenschaft angehört, so war auch der Ausdruck lange im Umlauf, ehe er innerhalb der Philosophie genauere Bestimmung fand. Im spätern Alterthum wie von der Renaissance an ward die Bezeichnung *cultura animi* oft verwandt, wobei bis ins vorige Jahrhundert das Bildliche weit lebhafter empfunden wurde als in der Gegenwart; eine Einfügung des Begriffes in ein philosophisches System versuchte aber erst Vaco, indem er in der Ethik der Feststellung des höchsten Gutes die Untersuchung über die Art, wie der Geist zu ihm hingleiten sei, entgegensezt und diese Lehre Cultur, ja *Georgis des Geistes* nennt.¹⁾

Während hier die Cultur als Theil der Ethik gilt, tritt sie später selbständig neben dieselbe, so daß nun eine nähere Bestimmung des Verhältnisses beider erforderlich wird. In der deutschen Philosophie stehen sich hier zwei Richtungen gerade gegenüber, und zwar ist es wieder Kant, der den Unterschied auf's schärfste hervorleht. Denn indem er unter Cultur „die Hervorbringung der Tauglichkeit eines vernünftigen Wesens zu beliebigen Zwecken überhaupt (solglich in seiner Freiheit)“ versteht, bleibt offenbar die Festsetzung des Zweckes selber völlig offen und Cultur und Ethik fallen auseinander. Fichte dagegen versucht auch hier die Einheit: indem er unter die Erhebung des Geistes zur Herrschaft über alles Gegebene die stitliche Aufgabe befaßt und in dem Freiheits-

¹⁾ G. de augm. scient. VII. cp. 1.

Inhalt eng verband, ward es ihm möglich, der Cultur mensinhalt unterzuordnen. Cultur ist ihm (VI, 86.) te auf den Zweck der völligen Freiheit, der völligen allem, was nicht wir selbst, unser reines Selbst ist.“ abe ihm alles Andere in sich schließt, so hat, „nichts nichts von unsrem Treiben, Thun oder Leiden, als et, einen Werth als insofern es auf Cultur wirkt.“ ist und Tugend werden ausdrücklich zu den höhern stcultur gerechnet (VII, 166.), auch den Staatszweck is (VII, 146.), so daß der Staat, den der Philosoph als Culturstaat bezeichnet werden kann. ³⁾

Die heutige Werthschätzung der Cultur zunächst auf o brachte dieser doch nur einen Gedanken zum typi- lcher dem ganzen Streben der Neuzeit zu Grunde „ daß die letzte Aufgabe des Einzel- und Gesamt- , alle in der Menschheit angelegten Kräfte voll zu Unendliche zu steigern und zwar zur Macht über n und Welt und zur daraus quellenden Freude am ; diese Aufgabe als die wesentliche und allumfassende) alle besondern Zwecke sich ihr unterordnen, beruht art des Lebens der Neuzeit.

en Welt war freilich die Entwicklung der Kraft etwas tliches, es soll das im Menschen Schlummernde zur t erweckt, das Formlose gestaltet werden; aber man s auf dem Höhepunkte des Griechenthums, die Be- ein von Natur feststehendes Ziel gerichtet und von rdnungen, welche auf dieses Ziel hinweisen, gelenkt. itt ins Unendliche, von einer Entfesselung der Kräfte er Richtung ist keine Rede. Die Erziehung, welche die Natur ergänzend zu unterstützen (s. Aristoteles t daher von Anfang an um Inhalt und Lenkung der rigste besorgt; alle Kraft, die sich nicht werthvollen , erscheint gradezu als verderblich. (S. z. B. Plato's Aristoteles Politik I Kap. 2.) Ueberhaupt aber bildet i nur anstreben eine bloße Vorstufe zu einer in sich außen sich darstellenden Thätigkeit; diese giebt, wie as Maasß der Bewegung. Alles dies gilt wie vom esammtleben. Auch hier soll nicht alles entwickelt r das, was zu der vollendeten Lebensthätigkeit zu) daß es unter den gegebenen Verhältnissen nur ein der Menschen ist, der zu einem vollen Sichausleben wachsenden Genuße des Daseins kommt. Auch der

f tritt zunächst der Auffassung des Staates als eines nur entgegen. Aber auch zum nationalen Staate stand der Cultur- n Gegensatz, s. VII, 212: „Welches ist denn das Vaterland xeten christlichen Europäers? Im Allgemeinen ist es Europa, edem Zeitalter derjenige Staat in Europa, der auf der Höhe iter lernte Fichte das Nationale höher schätzen, wiewohl es en Neben an die deutsche Nation — nur als Ausdruck eines werthvoll gewesen ist.

Menschheit Fortschritt geht nicht in's Unendliche, sondern bewegt sich festen Zielen zu, um dann einer rückläufigen Bewegung Platz zu machen. Das Unendliche gilt in Leben und Lehre gleich dem Endlosen und Unbestimmten, dieses aber als Gegensatz des allumfassenden Werthbegriffes der Ordnung grade zu als ein schlechtes. Diese ganze Auffassung wurde freilich im Sinken des Alterthums dadurch gefährdet, daß das Bewußtsein realer Ziele innerhalb der uns umgebenden Welt erschüttert wurde und in Folge des die Entwicklung einen mehr formalen Charakter annahm, aber wenn damit einseitiger eine Lebensführung hervortritt, die wir etwa Cultur nennen könnten, so fehlt eben das was derselben in der Reizzeit die entscheidende Bedeutung giebt: die Kraft, alle Verhältnisse des Lebens zu umfassen und eine Erneuerung des gesammten Weltzustandes anzustreben.

Dem Christenthum ist die Richtung des Wollens und Handelns unvergleichlich werthvoller als die dabei entwickelte Kraft und vollendete Leistung, ja unzählige Aeußerungen der Kirchenväter könnten der Auffassung Raum geben, als möchte man sich geradezu der Culturaufgabe entgegenstellen. Aber im Grunde wollte man doch zunächst nur die Ueberlegenheit der ethischen Aufgabe hervorheben und die Zurückziehung von den mehr peripherischen Thätigkeiten auf die Innerlichkeit der Gesinnung rechtfertigen; es waren oft gerade die umfassendsten und eindringendsten Forscher, welche alles, was die bloße Ausbildung der Kräfte zu geben vermag, gegenüber der ethisch-religiösen Verwendung nicht tief genug glaubten herabsetzen zu können. Auch darf die bestimmte Art der damaligen innerlich hohlen und absterbenden Cultur bei solchen Aeußerungen nicht übersehen werden. Mehr als dies alles kommt in Betracht, daß das Christenthum insofern in einem wesentlichen Zusammenhange mit der Culturaufgabe steht, als es die versuchte Ausbietetung aller Kraft voraussetzt, um dann mit seinem Inhalt hervorzutreten. Erst wenn der Mensch in dem Kampfe um Wahrheit und Glück das Äußerste versucht hat und bis in die innersten Tiefen erregt ist, und nun das Bewußtsein überflieglicher Schranken sich durchbricht, kann die Eigenthümlichkeit des Christenthums volles Verständnis und Würdigung finden. Wo immer daher die Culturaufgabe zurückgedrängt und gering geachtet wird, da wird mit der Innerlichkeit selbst die innere Wahrheit des Christenthums bedroht sein. — Aber da wesentliche Voraussetzung noch nicht integrierender Theil ist, so lag für die weitere Entwicklung die Gefahr nahe, die Culturaufgabe bei Seite zu lassen oder doch nur soweit anzuerkennen, als sie den eigenen Zwecken unmittelbar diene; eine principielle Anerkennung jener Aufgabe und eine innerliche Ausgleichung mit dem Christenthum ist thatsächlich im Laufe der Geschichte nicht erfolgt, die Cultur ist im Großen und Ganzen wie ein eigenes Gebiet neben dem Christenthum liegen geblieben, und von Seiten der Anhänger einer streng dogmatischen Fassung desselben ist oft eine Gleichgültigkeit gegen alle außerhalb des „specifisch“ religiösen Gebietes liegenden Aufgaben zum Vorschein gebracht, ja zur Schau getragen, welche die Unfähigkeit dieser Fassung betundet, die ganze Fülle menschlicher Lebensinteressen aufzunehmen und zu würdigen.

Der Inhalt der Reizzeit hat sich in einem gewissen Gegensatz dazu gehalten. Vor allem findet eine unermessliche Erweiterung des Lebens-

ieses oder jenes besondere Ziel darf alles Handeln sondern was nur immer für den Menschen auf- werden kann, das soll ergriffen und ausgeführt chaupt nicht eine bestimmte Beschaffenheit, die dem ender Weise Werth verleiht, sondern das Handeln ng der Kraft, die Steigerung der Lebensthätigkeit e, das Leben selber ist das Ziel des Lebens. Nichts selegt bleiben, und wenn es zum vollen Wirken ge- er Endpunkt sofort Ausgangspunkt neuer Bewegung, en sich immer wieder Vermögen an, so daß der eiter bis in's Unendliche geht. Demnach hat das lmal der Rastlosigkeit an sich, der Blick ist immer t, das Verlangen nie befriedigt, so daß für den antiken ruhenden Thätigkeit (der Aristotelischen „Energie“)

stimmung will ursprünglich nicht den andern ent- sie alle umfassen. Was immer an Kraft für die lichen besondern Zieles aufgeboten war, das soll an- mmen werden, unter der Bedingung, daß es sich treben nach Lebensfülle unterordne. Aber damit e eine wesentlich andre Bedeutung, wie es namentlich gabe hervortritt, Nicht um eine innre Wandlung, es sich hier handeln, sondern Vervollkommenung ird das Ziel, die Vollkommenheit aber ist nichts alt des Seins selber.³⁾ Indem ähnlich auch die dem einen Streben nach Lebensfülle einfügen, soll is als ein unnützes weggeworfen werden. Und da ätigkeit ihren Werth nicht so sehr in der äußern nern Kraftanspannung hat, so muß die tiefste Tiefe tarre in Leben und Fluß gebracht werden. Sowohl innen hat der strebend schaffende Geist eine Unend- t nur treibt er eine ganze Welt aus sich hervor, e stets in sich zurück, so daß das Äußere ein Inneres em die eigne Ueberlegenheit über die Dinge steigert. en Zusammenhänge der Geist nach dem bezeichnen- Nikolaus von Kues ein „universelles Samentorn“ Belt entfalten soll, so beruht in dem Fortschritt In- das Leben des Einzelnen, wie des Ganzen. Sa ben wir uns in diesem Zusammenhang als ins Un- zu denken.⁴⁾

ehen die leitenden Denker der Neuzeit die Begriffe per- ch und Leibniz sagt noch bestimmter: *perfectio nihil aliud* las. (147 b.) Ueberhaupt aber werden alle Bestimmungen cast zurückgeführt.

deutsch. Schriften, II 86): „Der Creaturen und also auch besteht in einem ungehinderten starken Forttrieb zu neuen heiten.“ Bei Wolff und seiner Schule ward das höchste *petens sive non impeditus ad maiores perfectiones* pro- ff des Fortschritts zieht sich durch das ganze Alterthum, haben dafür die Ausdrücke *εὐδαιμονία* und *εὐδαιμόνεια*, weit

Aber so sehr man in diese Gesamtbewegung alle besondern einschließen und die Culturaufgabe als eine schlechthin universale erfassen möchte, thatsächlich sind es doch immer bestimmte Voraussetzungen, von denen die Thätigkeit beherrscht bleibt, und bestimmte Richtungen, in denen sie sich bewegt. Es steht einmal unser Leben unter geistig-geschichtlichen Einflüssen, welche Ziele und Strebungen specificiren, so daß es ebensowenig wie eine allgemeine Religion eine Cultur ohne nähere Umgrenzung geben kann. Es nimmt daher auch die neuere Cultur innerhalb des umfassenden Gedankens eine besondere Stellung ein, die erkannt und geprüft werden muß, ehe man ein Urtheil über den Werth wagen darf.

Zunächst fällt hier ins Auge die bewußte Ablehnung aller Transcendenz. Es soll die Entwicklung der Kraft ganz und gar in diese Welt hineinfallen und dieselbe durchbringen. Mag man die Welt als ein Ganzes der Vernunft oder als eine Summe der Erscheinungen fassen, darin ist man einig, daß auf sie sich alles Handeln beziehe und in ihr verlaufe. Was nicht in ihr erreicht wird, wird überhaupt nicht erreicht, und was hier nicht zur Verwendung kommt, ist schlechthin verloren; alle Forderungen der Vernunft müssen hier erfüllt, alle Hemmnisse beseitigt, alle Gegensätze überwunden werden. Ein Widerspruch, ja eine Differenz zwischen Vernunft und Wirklichkeit kann durchaus nicht ertragen werden. Durch das alles wird die Gesamtaufspannung der Kraft für jeden Augenblick zur nothwendigen Aufgabe, und es erhält die neuere Cultur einen radikal umwälzenden Charakter, wie sich dessen ihre Hauptvertreter auch klar bewußt waren.

Als das eigentliche Substrat von Leben und Entwicklung gilt aber die Intelligenz. Wenn die neuere Psychologie alle geistigen Vorgänge auf Erkenntnisprozesse zurückführen möchte,^{*)} wenn die praktische Philosophie Glück und Thätigkeit vom Erkennen abhängen läßt, und die Metaphysik aus dem Denken die ganze Welt hervorbringen möchte, so kommt in diesen wissenschaftlichen Lehren nur eine allgemein menschliche Ueberzeugung zum Ausdruck. Auch für diese ist das Wissen der Quell aller Macht und alles Guten, die Unwissenheit dagegen der Schwäche und des Bösen. Die Erkenntnis giebt uns Gewalt über die Natur, so daß wir alle ihre Kräfte in unsern Dienst ziehen und dadurch die eigne Macht in's Unermeßliche steigern können; sie giebt uns aber nicht weniger Macht über uns und unser Geschlecht, dessen Geschick auf Grund der Einsicht in die leitenden Gesetze von uns aus gelenkt werden kann.

Wenn nach dem allen als Aufgabe und Gewinn des Lebens die Steigerung der Erkenntnis gilt, so bestimmt sich der Fortschritt, an den man glaubt, näher als ein intellectuellet (*posse semper plus et plus*

mehr aber trat später das stolische *agnoscere* hervor, das wir z. B. bei Boethius ganz ähnlich verwendet finden wie das heutige „Fortschritt“. Der Gedanke eines Fortschritts ins Unendliche wird von den Neuplatonikern und Mystikern freilich vorbereitet, ist aber zur vollkommenen Durchführung erst in der neuen Philosophie, und zwar zuerst bei Nikolaus von Kues gekommen. Den Höhepunkt aber hat diese Idee bei Leibniz erreicht, s. z. B. 160 a. — Der Ausdruck Fortschritt scheint nirgends erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts zu einem festen Terminus geworden zu sein.

*) Schon Nikolaus von Kues sagt I, 91 b: *ego mentem intellectum esse*

ine, est similitudo aeternae sapientiae, sagt Nikolaus a). Ferner erhält das Wissen im neueren Leben eine Chaffenheit und Stellung als in früheren Zeiten. Es ges Anschauen der Welt, ein *contemplan*, sondern eine Um-
 ren, um sie in die eigene Machtsphäre aufzunehmen.
 issen Macht sei, wird jetzt in einem weit bezeichnenderen
 chen, als je zuvor; die Forderung, daß Theorie und
 1 engeres Band verknüpft werden, geht seit dem 16.
) alle Systeme und erweitert sich mehr und mehr dahin,
 eben in Eins zusammenfallen sollen. Damit wird auch
 issenschaft innerhalb der geschichtlichen Entwicklung ein
 it das Alterthum der Satz Hegel's im Ganzen zutreffen,

Minerva erst im Dunkel ihren Flug beginne, in der
 Wissenschaft die Fackel voran; es wird nicht das, was
 geschichtlichen Leben gebildet hat, nachträglich begriffen und
 gerechtfertigt, sondern die Wissenschaft steckt die Ziele von
 angt dann, daß die Durchführung im Leben nachkomme.
 ungen aber, die sich aus der Culturidee ergeben, er-
 1 besonderes Gewicht, daß sie für jedes Individuum in
 em Anfang geltend gemacht werden. Es handelt sich
 der Neuzeit nicht um einen einfachen Gesamtproceß,
 elne als Glied oder Moment vollständig einfüge, sondern
 bei der theoretischen Weltbegriffung den Gegensatz des
 Allgemeinen in dem Begriff des Gesetzes überwunden
 raktisch das Einzelne nicht etwas unter oder an dem
 dern Wesen sind vielmehr nach Leibnizens bezeichnendem
 totales, ein jedes trägt die ganze Welt in sich, indem
 rfüllte Kraft bildet, die sich zum Unendlichen erweitert.

Leben vollzieht sich also nicht über den Einzelnen,
 n jedem Individuum verläuft der gesammte Weltproceß,
 lnendlichkeit unendlicher Welten erhalten. Eine Voraus-
 assung ist die Ueberzeugung von der wesentlichen Gleich-
 uen und dafür treten denn auch die Forscher entschieden
 der nothwendig ist die Voraussetzung, daß die Bewegung
 der des Weltganzen entspreche, und daß dasselbe bei
 Unvollkommenheit sich doch immer auf der richtigen
 dein Satz steht der neueren Culturidee feindlicher ent-
 ire von einem radikalen Bösen.

c jene Voraussetzungen zugegeben, so eröffnete sich mit
 ben der Blick in eine unabsehbare Ferne. War nun
 eigentliche Träger des Lebens, so kam es darauf an,
 itergebniß der Cultur zu übermitteln, vor allem aber
 der intellectuellen Arbeit zugänglich zu machen. Von
 tellung einzelner hervorragender Denker und einer es-
 Erkenntniß konnte daher nicht mehr die Rede sein, viel-

isten spricht den allgemeinen Gedanken vielleicht Cartesius aus,
 ethodo zu Anfang): *Rationem quod attinet, quia per illam*
na, aequalom in omnibus esse facile credo. Der hier ange-
 uch für Fichte's Lehre von der Gleichheit alles dessen „was
 t,“ maßgebend.

mehr galt als Pflicht, die Helle von den Höhen in die Thäler zu tragen und überallhin Aufklärung und Bildung zu verbreiten.⁷⁾

Es ist nicht nöthig eingehend darzuthun, wie großes die Menschheit dieser gesammten Culturidee verdankt, wie die ganze Art des Lebens dadurch umgewandelt, all unser Denken und Empfinden von da aus bestimmt ist, so daß selbst die, welche sich entgegenstellen möchten, überall den Einfluß des Bekämpften verrathen und das Alte, für das sie etwa eintreten, unvermerkt umgestalten. Sollte man aber die hervorragendsten Punkte bezeichnen, so würden die Steigerung der Macht des Menschen über die Natur und Welt und die Befreiung und Erhebung des Individuums obenanstehn. Möchten auf diese Güter ernstlich diejenigen verzichten, welche von der neuern Cultur fast nur sprechen, um an ihr Ausstellungen zu machen?

Und doch, kann man leugnen, daß die Durchführung und Verwerthung der leitenden Gedanken zu immer weiteren Problemen, Verwicklungen, ja Katastrophen geführt hat, und daß wir uns auch jetzt, so übertrieben manche Befürchtungen für die unmittelbare Gegenwart sein mögen, in einer die ganze Culturwelt umfassenden Krise befinden. Es war ein innerer Gegensatz, von dem die Gefährdung der neuern Cultur ausging: das Verhältniß des, wir möchten sagen, intelligibeln Individuums der Idee und des empirischen der Erscheinung. Indem jenes nicht hoch genug erhoben werden konnte, ward die Kluft immer größer, bis die Brücke auseinanderriß und das empirische Individuum nun seinen Theil für sich verlangte und zu rechnen anfieng, welchen Vortheil ihm denn die neue Lebensbestimmung bringe. Hatte es aber einmal so die Frage gestellt, so war die Antwort gegeben. Die neue Culturidee mit ihren unermesslichen Aufgaben verlangt ebenso eine Vereinigung vieler Kräfte zur gemeinsamen Arbeit wie eine durch die Geschlechter und Zeiten hindurchgehende Thätigkeit; was immer davon das zeitliche Leben des Einzelnen zu fassen vermag, ist dem Ganzen gegenüber verschwindend und verringert sich in dem Maße, als das Ganze fortschreitet. Und zwar gilt das besonders gegenüber einer vorwiegend intellectuellen Bestimmung der Lebensaufgabe, ohne daß die hier zur Abhilfe angebotenen Mittel erhebliches nützen könnten. Wenn z. B. dem Einzelnen dasjenige, was er nicht innerlich zu durchleben vermag, in den fertigen Ergebnissen mitgetheilt werden soll, so leuchtet ein, daß dabei gerade das verloren geht, wodurch der neuern Zeit das Wissen werthvoll wird: die eingreifende und umbildende Kraft. Wollte aber gar der subjective Bestand des empirischen Individuums die der Gesamtvernunft erstrittenen Rechte über sich in Anspruch nehmen und alles auf den Augenblick und das ihm Dienliche beziehen, so war mit der Gesamtarbeit und der geschichtlichen Grundlage die Cultur selber dem Wesen nach zerstört. Diese Gefahr tritt schon bei Rousseau deutlich hervor, sie wächst in dem Maße, als die idealistische Richtung, welche den Menschen als Theilnehmer einer intelligibeln Welt faßt, zurückgedrängt wird, und sie bleibt in ihrer ganzen Tragweite dem Blick nur deswegen verborgen, weil das empirische In-

⁷⁾ Der Ausdruck Bildung ist in dem hierhergehörigen Sinne recht jung, erst seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts beginnt er von dem Körperlichen auf das Geistige übertragen zu werden.

dividuum zunächst ja in Folge der geschichtlichen Gestaltung einen Reichtum an Interessen und Empfindungen allgemeiner Art in sich trägt, der nun als ihm für sich zukommend erachtet wird.

Ferner aber hat der Glaube an die Allmacht des Intellectuellen manche schwere Erschütterung erlitten. Wir sehen hier ab von den Schwierigkeiten, welche sich Punkt für Punkt der wissenschaftlichen Durchführung des Grundgedankens entgegenstellten; auch im allgemeinen Leben ist Zweifel und Mißtrauen in stetem Wachsen, so sehr man äußerlich die alte These aufrecht erhält. Den vertrauensvollen Glauben der Zeit hat die Lehre, daß durch Hebung der „Bildung“ alle Schäden der Menschheit geheilt werden könnten, nicht mehr für sich. Man versucht es dann freilich oft, alle Schuld der Halbbildung beizumessen, und in dem Maße, als diese herabgesetzt wird, Lob auf das wahre Wissen zu häufen, aber zunächst fixirt man so einen Gegensatz, der den ursprünglichen Bestrebungen der Neuzeit nicht nur fernliegt, sondern geradezu widerspricht^{*)}; dann aber dürfte sich wohl die Frage erheben, woher denn diese Halbbildung stamme, von der in dem Umfange andre Zeiten nichts wußten. Aus dem allen aber würde das Problem erwachsen, ob nicht in der einseitig intellectualistischen Lebensbestimmung selber der Grund der Mißstände liege, wobei der Zweifel natürlich nicht gegen das Wissen an sich, sondern nur gegen seine ausschließliche und alle andern Aufgaben zurückdrängende Herrschaft gerichtet wäre.

Das Alles führt ungeheure geistige Kämpfe herauf, die um so tiefer eingreifen und erschüttern, je mehr die neue Zeit darauf bestehen muß, alles in der uns umgebenden Welt zum Austrag zu bringen. Indem alles in ein einziges Geschehen hineinfällt, und dieses als lezt-hin abschließend gilt, muß jede Lücke zum Mangel, jeder Gegensatz zum Widerspruch werden.

Je mehr aber durch ein solches Hervortreten von Mängeln und Widersprüchen die Kraft der Kulturidee beeinträchtigt wurde, desto mehr wuchs die Gefahr einer Einengung des ursprünglichen Lebensstrebens, die Gefahr, daß mannigfaches, was derselbe zu Anfang mit umfaßte, später als fremdes, ja feindliches ausgeschieden wurde. Vor allem sollten zu Beginn und auf der Höhe Geist und Natur die gleiche Anerkennung finden, wie denn auch in der Wissenschaft eine speculative und inductive Richtung zusammenwirkten. In der Verührung und gegenseitigen Steigerung beider Tendenzen liegt nicht zum wenigsten der Grund der gewaltigen Kraftentwicklung der Neuzeit, so daß dieselbe in ein jähes Sinken gerathen mußte, sobald die eine dieser Tendenzen in Denken und Leben zurückgedrängt wurde.

Dazu fühlte man sich in der Zeit aufstrebender Kraft stark genug, auch die Ergebnisse früherer Gestaltungen in den eigenen Lebensplan aufzunehmen. Vielleicht stand man selbst zum Alterthum trotz der mangelnden exacten Kenntniß in einem menschlich engerm Verhältniß als

^{*)} Große Zeiten haben eben das Eigenthümliche, daß auch das Unvollkommene von der Idee erfasst und gehoben wird. Die scharfe Scheidung einer „falschen“ und „wahren“ Bildung zeigt schon die beginnende Krise an, wie überhaupt diese Scheidung oft nur die Abschwächung oder gar das Aufgeben der ursprünglichen Ueberzeugung verbedt. Man ist gewöhnlich im Begriff eine Inconsequenz zu begehen, wenn man so eifrig auf die „wahr“ Form des Principes bringt.

wir in der Gegenwart, jedenfalls aber wollte man den Inhalt des Christenthums sich aneignen und zur Ergänzung eine Vertiefung des Lebens verwerthen. Es ist eine, wir können nicht anders sagen als unwürdige Behauptung, die Stellung, welche Männer wie J. B. Spinoza, Lode, Leibniz zum Christenthum einnahmen, aus bloßer Rücksicht gegen die herrschende Macht zu erklären, statt einen innern Grund dafür zu suchen, weshalb Denker aller Richtungen, bei aller Verschiedenheit der Auffassung des Christenthums, auf es selber nicht verzichten wollten, ja große Kraft daran setzten, es mit den neuen Ideen zu verknüpfen. Aber während damals der Drang dahin ging, den eignen Kreis so weit wie möglich zu erweitern und in allem Fremden ein durch die Einheit der Vernunft Verwandtes zu erkennen, trat bald das entgegengesetzte Streben ein, das Specifische und damit den Gegensatz hervorzulehren, die Culturbewegung verengte sich bei aller äußern Ausdehnung innerlich mehr und mehr und nahm gegenüber den andern Lebensformen jenen oppositionellen Charakter an, der nun einmal auf geistigem Gebiete durch die Eingrenzung des Horizontes endgültig weit mehr dem Träger selbst schadet als demjenigen gegen welchen der Kampf gerichtet ist.

Diese Entwicklung vollzog sich ohne Frage nicht durch Willkür oder gar Bosheit der Individuen, sondern mit innerer Nothwendigkeit; aber eben deshalb bleibt es eine Thatfache von der größten Bedeutung, daß der Culturgedanke sich mehr und mehr verengt und, was schlimmer ist, veräußerlicht hat. Denn je mehr ausgeschieden wurde, je mehr die Gegensätze verschwanden, desto weniger Veranlassung war, in die Tiefe hinabzusteigen und durch Einwärtswendung die Probleme zu lösen. Wie unendlich viel weiter, freier und tiefer hat J. B. ein Mann wie Leibniz Aufgabe und Inhalt der Cultur bestimmt, als es heute auch von ihren am meisten berufenen Vertretern geschieht! Wir werfen andern Zeiten oft Enge und Einseitigkeit vor und das nicht ohne Recht, aber mit der Enge war nicht selten die Tiefe des Lebens verknüpft, und ist nicht schlimmer als alle Beschränkung die Veräußerlichung die nur darum viel zu umfassen vermag, weil sie nichts in die Innerlichkeit des Lebens aufnimmt?

Es ist unvermeidlich daß eine solche Lage, welche die Errungenschaften jahrausendlanger Kämpfe gefährdet zeigt, auch Zweifel gegen die Culturidee selber wachruft, und daß nun alle Mißstände und Entartungen der Zeiten und Individuen jener Idee selbst Schuld gegeben, alle specifische Gestaltung dem allgemeinen Begriffe beigelegt, ja die bleibenden Schranken und Gebrechen menschlichen Lebens auf jenes Grundstreben zurückgeführt werden. Solchen ungerechten und oft kleinlichen Angriffen gegenüber wird es dann Aufgabe, wie für die Bedeutung der Cultur, so für den ursprünglichen Inhalt der Renzeit einzutreten. Wo immer auch die Schranken der Cultur überhaupt und der neuern im besondern liegen mögen, keine eingreifende Gestaltung von Leben und Welt ist möglich ohne jene Entwicklung der Kraft, in welcher die Renzeit ihr Ziel sah, ohne eine Richtung des Individuums auf das Weltganze mit der Fülle seines Inhalts. Auch die ethische Aufgabe, welche nicht selten der Cultur entgegengesetzt wird, kann im Gesamtleben der Menschheit nur da Fortgang nehmen, wo sich dem Handeln ein reicher, ja universaler Inhalt bietet, durch den das Individuum seinem ganzen Wesen

h gewedt und in thätiger Arbeit über sich selbst die Entwicklung der Kraft nicht versucht wird, da den Menschen herantommen mag, ihm ein außerlebensvollste erstarrt, wenn es nicht von Lebendigem

Chamfort.

III.

ist das glücklichste seines Lebens gewesen, die ge-
ung, die durch alle Schichten der sich verjüngenden
Blasirte weerspülend und mit reiner Begeisterung
gend — sie riß auch ihn aus seiner Einsamkeit.
Er stieg gern hinab in den Tuileriengarten;
die Gruppen und warf in ihre Diskussionen sein
er des an bitterster Erfahrung gereisten, hinein
esser und setzte es rascher in Flammen, als einst
Herzöge und Grafen. Aus den neuen Freunden,
ildete sich bald ein kleiner Kreis, der in der Ge-
wohlbekannte, wenn auch bald von ihren Wogen
lub von 1789, dessen 36 Mitglieder sich bei ein-
eitage sammelten — man hatte aus Rücksicht auf
an welchem die Akademie keine Sitzungen hielt,
e das Geschehene kritisirt, das, was weiter ge-
n und das war für Chamfort's Geistesart die ge-
id und selbst bestimmend einzugreifen. Früher als
schon eine sichere Ahnung dessen, was nothwendig
im Juli des Jahres drängte er den Redacteur des
dieses äußerst zahmen, von der Bewegung bis da-
n Blattes, an dessen literarischen Theil er hin und
atte, er möge doch sein Blatt „ein ganz klein wenig
benn alles Andere verfange nicht mehr“. Er selbst
m Beispiel voran, indem er in dem Blatte die
chall Richelieu in ausführlichster Darstellung be-
eniger ein Auszug, als vielmehr eine Reihenfolge
im besten Tone gehalten, von feinstem Geschmack
rtire gewürzt, über die schandvollste Periode der
das Greisenalter Ludwigs XIV., die Regentschaft
Regierungszeit Ludwig XV. In vollen Gassen
säckerlichkeit über das ganze Treiben des Hofes,
lichkeit, aller Auswüchse der Monarchie. „Was
sirt, indem ich diese bürgerliche Pflicht erfülle“ —
em Freunde — „das ist der Gedanke daran, daß
2,000 Exemplaren verbreitet ist, daß, Dank dem
chen Theiles, fast die ganze Aristokratie darauf
sie so für ihr Geld, außer den Huldigungen des
auch noch meine Ohrfeigen mit in den Kauf

Es war unter solchen Umständen kein sonderlicher Schmerz für ihn, als im Jahre 1790 von der Nationalversammlung die Streichung aller bisher vom Hofe vergebenen Gnadengehälter und Pensionen ausgesprochen wurde. Tags darauf ging er mit Rödeter aufs Land, um dort seinen Kollegen Marmontel zu besuchen. Den fand er nun sammt der Frau jammern um den Verlust und sich klammernd um ihrer Kinder Loos. Chamfort nahm eins der Kinder auf den Schooß: „Du, mein kleiner Freund, wirst einst tapferer sein als wir, Du wirst einst über deinen Vater weinen, wenn Du hören wirst, er sei so schwach gewesen, heute, aus Besorgniß, Du wüdest ärmer sein als er, über Dich zu weinen!“ — Daß er sich nun sehr einschränken mußte, daß ihm zuletzt kein sichres Einkommen blieb als jenes spärliche, das ihm die Präsenzstatten der Akademie gewährten, das störte ihn nicht, wir haben schon früher erwähnt, wie eine seiner letzten Arbeiten die Rede war, welche Mirabeau gegen den Fortbestand eben dieser Akademie und ihrer Schwestern halten wollte.

Aber die Entwicklung der Thatfachen bewältigte ihn. Er war 1790 und 1791 tapfer mitgegangen; als der Jacobinerclub im letztgenannten Jahre bedroht schien und in Folge dessen sehr verödete, trat Chamfort sofort in ihn ein, verwaltete auch eine Zeit lang das Amt eines Schriftführers dort, bis der Wandel der Zeiten dem Club wieder glücklicher war und er nun zurücktrat. Dem Club von 1789 hatte er, als die Aristokratie in ihm die Oberhand gewann, einen offenen Abschiedsbrief geschrieben und sich dadurch, vielleicht zum erstenmale, persönliche Feindschaften erweckt, die ihm verhängnißvoll werden sollten. Denn als die mit ihm Ausgeschiednen nun den neuen Club des émigrés de 1789 bildeten, wurde dieser alsbald Gegenstand einer Behorschung die offenbar nicht von links her, sondern von rechts, von Seiten der verlassnen frühern Freunde, ins Werk gesetzt war. Und Chamfort, der jenes stolze Recht, das er in den Tagen des schwersten Absolutismus stets geübt, das Recht, seiner Meinung zu sein, nun nicht in den Stürmen der Freiheit aufgeben wollte, fiel der Spähererei am leichtesten zum Opfer. Zu wenig vorgeschrittener Meinung konnte man den Mann nicht wohl zeihen, der noch 1792 bemerkt hatte: „An die Revolution kann ich nicht glauben, so lange ich noch sehen muß wie all die Karossen und Cabriolets den Fußgänger mit Ueberfahren bedrohen“, aber der Umstand, daß die kleine Stelle die er noch an der Nationalbibliothek bekleidete, ihm vom Minister Roland verliehen worden war, reichte, neben der Denunciation eines Bibliothekdieners hin, eines Tages Chamfort und noch ein paar Bibliotheksbeamte sammt dem greisen Barthelémy nach dem Gefängniß zu dirigiren. Es war, in Bezug auf Reinlichkeit und Gesundheit eine der schlimmsten Anstalten, die Mabelonettes, in die er gebracht worden war und der Mangel an all der Pflege, die seinen fortwährenden Leiden nothwendig war, hatte einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er als er nach einigen Tagen in seine Wohnung entlassen wurde, er sich zuschwor, lieber zu sterben als noch einmal den Kerker zu betreten. Zu dieser Stimmung kam hinzu, daß er nicht vollständig freigelassen war, sondern unter die Aufsicht eines Gendarmen gestellt, den er bei sich zu beherbergen und zu belästigen hatte. Erhielt ihn die unwillkommene Gewohnschaft in steter Aufregung, so stieg diese aufs äußerste, als der Po-

unversehens ankündigte, er möge nur sein mit ins Gefängniß kommen. Das Bild ihn dort erwarteten, überwältigte ihn. Er und drückt ein Pistol gegen die Stirn das Auge zerstört hat, so versucht er mit zuschneiden, das Herz zu treffen, die Pulsch zerfleischt und verblutend zusammen. So bewußtsein nicht verloren und spricht wahr: sein Thun und dessen Gründe mit aller herbeigeeilten Freunde, Ginguéné, der diese lebt dachte ich an Seneca und wollte, ihm nen. Aber Seneca war ein reicher Herr, ein warmes Bad und was er sonst noch atbehre das Alles, so habe ich mich bloß noch da.“ — Sein Trost freilich, der in erwöhnliche, daß die Kugel doch nach innen nicht, die Pflege der Freunde bot der Ver noch nicht von ihm abließ, sondern ihm zur Bewachung gab, und so wurde Cham-Beine gebracht, daß er sogar noch die Woh-der Heilung der Wunden aber traten die vor und ihnen konnte er nun keinen Wider-
kurzen schmerzhaften Todes im Germinal

its konnte Ginguéné, der oben genannte nem literarischen Testamentsvollstrecker erschristen des Todten mit einem Lebensabriß e politischen Verfolgungen der letzten Lebens-irfte. Leider war die Sammlung eine un-
en. Es scheint — und dergleichen ist vor-
n — daß vorsichtige „Freunde“, welche
Nachlaß könne den Todten so radikal dar-
Freundschaft compromittirt erscheine, eine
ffenen Papiere gelegt haben, die alte Dame,
etzten Jahre seinem Haushalte vorgestanden,
solchen Rücksichten, die ja auch die Ruhe
en sollten, nicht haben widerstehen können.
welche den Freunden wohlbekannt waren,
Briefe Ninon's, waren spurlos völlig ver-
in denen er, wie oben erzählt, seine Ein-
e, waren größten Theiles leer. So ist uns
s Bild von ihm geblieben und es ist nicht
des schriftstellerischen Rufes, der ihm den-
durch mündliche Traditionen begründet hat,
Revolutionszeit so hervorragenden Erschei-
aber diese Erscheinung so hervorragend sein
bloß aus dem, was der oberflächliche Ein-
cht bloß aus der Schärfe seines Spottes,
ges: es müssen daneben und dahinter auch
rt Art gestanden haben. Und darin stimmen

die Urtheile seiner Freunde vollständig mit dem überein, was uns heute noch eine genauere Analyse seiner Maximen lehrt: hinter all der scheinbaren Verbohrtheit und Spottlust muß ein gutes und weiches Herz geschlagen haben. Er haßte, wie es im Journal de Paris in seinem Retraite hieß, die Menschen, weil sie sich nicht liebten und der Schlüssel zu seinem Charakter lag ganz und gar in seinem Lieblingsfage: „Wer 40 Jahre alt geworden und kein Menschenfeind ist, der hat auch die Menschen nie geliebt.“ — Von allen andern Illusionen frei oder frei geworden, hielt er an einer noch mit Treue fest, an der Freundschaft, und diese hat ihm auch bis an's Lebensende die Treue bewahrt, sie ist es auch die in seinen Aufzeichnungen bisweilen wie ein Lichtstrahl über die dunkeln Bilder des Lebens fährt, die er mit einigen Strichen hinzuworfen liebt.

Die „Bage“ hat vor einigen Jahren einige Auszüge aus Chamfort's Maximen gebracht. Darüber sind ihr einige Anfragen wegen des Verfassers zugegangen und das hat gelegentlich zu diesem Berichte Anlaß gegeben. Wenn wir dem jetzt eine Nachlese aus den Maximen beifügen, so hoffen wir, es werde uns damit nicht gegangen sein wie, nach Chamfort's Worte selber, es den Anekdotensammlern zu gehn pflegt: sie machen es wie Leute die Rirschen oder Austern essen, erst suchen sie sich die besten aus und schließlich essen sie doch Alles. Also:

Wie es gegenwärtig in der Gesellschaft aussieht, scheint mir der Mensch mehr durch seinen Verstand, als durch seine Leidenschaften verderbt zu sein. Seine Leidenschaften (ich verstehe darunter natürlich nur die dem natürlichen Menschen zukommenden) haben vielmehr noch das bische Natur in der menschlichen Gesellschaft erhalten, das sich in ihr noch finden läßt.

Da hört man bisweilen einen recht seltsamen Grund anführen. Wenn man das Zeugniß, das Einer zu Gunsten eines Andern ablegt, entkräften will, so sagt man: Ja, das ist Ihr Freund! Nun, zum Kuckuck, ja, er ist mein Freund, weil das Gute, das ich von ihm sage, wahr ist, weil er so ist, wie ich ihn Euch darstelle. Ihr nehmt Ursache für Wirkung und Wirkung für Ursache. Warum setzt Ihr denn voraus, ich rede gut von ihm, weil er mein Freund ist, und nicht vielmehr, er sei mein Freund, weil man mit Recht von ihm gut reden kann.

Wollt Ihr den deutlichsten Beweis haben für die totale Nutzlosigkeit aller Lehrlischer der Sittlichkeit und des Naturrechts — nun, so braucht Ihr Eure Augen nur auf das Vorurtheil vom Erbadel zu werfen. Sieht es wol irgend einen Anstoss, gegen den die Philosophen, die Redner, die Dichter mehr alle Pfeile der Satire geschleudert hätten, an dem sich mehr der Scharfsinn aller Art versucht, der mehr Sarkasmen veranlaßt hätte? Und haben deshalb die Courtfähigkeiten, die geheiligten Ansprüche der Rangordnung etwa aufgehört; ist deshalb die Stelle eines Adelsherolds etwa eingegangen?

Schämst Du Dich nicht, besser reden zu wollen, als Du es vermagst, sagte Seneca zu einem seiner Söhne, als dieser eine schöne Wendung in einer Ansprache, die er angefangen, nicht wiederfinden konnte. So könnte man auch zu denen sagen, welche in ihren Grundsätzen stärker sein wollen, als sich's mit ihrem Charakter verträgt: Schämst Du Dich nicht, mehr Philosoph sein zu wollen, als Du es vermagst.

Sieh doch nur zu, wie es im Parterre
 i Haus gut besucht ist. Wie da die
 ersten zurückgedrängt werden und die
 as Bild ist so treffend, daß das Wort
 vergangen ist. Man sagt für Glück
 n Sohn, mein Nefse wird sich schon
 freilich: sich vorwärts bringen, vor-
 en. Das sind gemilderte Ausdrücke,
 es Gewaltfamen, Rücksichtslosen ver-
 dasselbe.

tehn, ganz der Mann seines eignen
 ier Gefühle zu sein, das habe ich am

heiten zu begehen wissen, die unser

en sich einen kräftigen unerschrocknen
 ige wagen sie in aller Kraft auf alle
 ch ist die Zeit gekommen, daß man
 r Moral, der Politik, der Gesellschaft,
 egen Philosophen und die Lehren der
 bleiben wir in der Mittelmäßigkeit

ge zusammenkommen, werden sie klein,
 die auch sich zu Pygmäen machen
 können.

endet man gewöhnlich nur in Bezug
 mindestens ebenso zutreffend für den
 alle Leidenschaften.

ich an dem großen sittlichen Gebrechen,
 ad Leben legt.

ner weniger Schwächen als der Andre
 enschen weniger Gelegenheit bietet ihn
 er Eine Schwäche besitzt und daß
 e Ferse müßte man sein, und das

ung folgt.)

Vierteljahres zur Erneuerung des
 wir uns wiederholt die Bitte, Geld-
 treffen, vorläufig und während der
 h, nur an die persönliche Adresse
 hstr. 8 Berlin, (nicht: an die Re-
 a!) richten zu wollen.

In bezichen
durch jede Buchhandlung
u. Postamt, für Berlin
durch C. Neuenburg,
8W. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4.50 Mark.
Inserationspreis 20 Pf.
für die gespalt. Zeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition
Berlin S.W.
Benth-Strasse 8.

6. Jahrgang.

Berlin, 29. März 1878.

Nr. 13.

Inhaltsverzeichnis: Deutsche Philosophen in Amerika. Von Dr. Geo. W. Rachel, New-York. — Chamfort. (Schluß.) — Ungleiche Arbeitsentlohnung.

Indem wir bei Schluß des Vierteljahres zur Erneuerung des Abonnements einladen, erlauben wir uns wiederholt die Bitte, Geldsendungen welche die „Wage“ betreffen, vorläufig und während der Haft des Herausgebers Dr. Weiß, nur an die persönliche Adresse des Hrn. H. S. Hermann, Benthstr. 8 Berlin, (nicht: an die Redaction, oder: an die Expedition!) richten zu wollen.

Deutsche Philosophen in Amerika.

(Von Dr. Geo. W. Rachel, New-York.)

Um die eigenthümliche Stellung der Philosophie in hiesigen wissenschaftlichen Kreisen zu verstehen, ist es nothwendig über die Personalität der Philosophen selbst unterrichtet zu sein. Dieselben sind nämlich fast ohne Ausnahme Theologen; doch nicht etwa solche Theologen wie so viele deutsche Philosophen es waren und noch sind, ja wie sogar manche deutsche Theologieprofessoren heutzutage noch sind. O nein, amerikanische Theologen gelten nicht als solche, wenn sie nicht in alt Luther'schem Style Farbe bekennen. Und so finden wir denn z. B., daß der Herr Pastor Joseph Cook*) in seinen philosophischen Vorlesungen den christlichen Gott, der Natur als ewiges Gesetz immanent, einführt und behauptet, daß Gott „von uns wohl erkannt, nicht aber begriffen werden könne“. Doch ist einem strenggläubigen Kritiker dieser Passus viel zu spinozistisch:

„Wenn man's so hört, möcht's lieblich scheinen;
Ist aber doch kein Christenthum!“

Vollständig verspielt hat aber dieser rationalistisch angehauchte Theo-Biolog, da er die unbefleckte Empfängniß Christi nach Analogie der Parthenogenese**) planfabel zu machen versucht. Daraus entgegnet ihm unser gläubiger Kritiker (in dem N. Y. Tribune) sehr richtig: „Uns scheint denn doch als ob die im neuen Testamente berichtete Beschattung der Jungfrau Maria durch den heiligen Geist nicht die geringste Analogie mit dem naturgeschichtlichen Factum hat, daß gewisse Insekten ohne Mitwirkung zweier Eltern erzeugt werden Wenn's bei der Empfängniß Christi natürlich zugegangen ist, so hört dieselbe auf, übernatürlich zu sein und verliert ihre Bedeutung als Wunder Wenn

*) Biology, James R. Osgood & Co. Boston 1877.

**) Bekanntlich die sonderbare Thatsache, daß Bienen, Blattläuse, Seidenwürmer u. a. Insektenarten sich auch durch unbefruchtete Eier fortpflanzen können.

Christus wirklich nach Analogie der Parthenogenese geboren worden wäre, so hätte er ja keinen Vater und die von dem Evangelisten ausführlich geschilderte Abhängigkeit des heiligen Geistes wäre vollkommen überflüssig.“ —

Es finden wir ferner, daß der hiesige Theologielehrer Dr. Vrentas, von der Philosophie seines Vorgängers Henry W. Smith in einer von ihm herausgegebenen Sammlung seiner Vorlesungen*) sagt: „Seine Philosophie wie seine Theologie sind durch und durch „Christologie“, sie ist die vollständige Versöhnung zwischen Glauben und Philosophie, zwischen Göttlichem und Menschlichem, die völlige Uebereinstimmung der Idee mit dem Sein.“ Und der berühmte Exegete unterläßt selbst nicht dem „nackten Materialismus“ des berühmten Naturforschers Dr. Draper, wie derselbe in dessen klassischem Werke: „The Intellectual Development of Europe“ niedergelegt ist, entgegenzutreten mit den Worten: „Die Vorlesung und nicht das Naturgesetz formt den Lauf der Geschichte und bestimmt das Geschick unseres Geschlechtes!“ Auch Menau und Strauß werden mit ähnlichen Sentenzen — denn Argumente sind das eben nicht — abgefertigt, selbstverständlich unter dem einstimmigen Beifallchorus hiesiger Kritiker, die eben gerade so fest im Christenthum beschlagen sein müssen, wie die Philosophen, um zu gelten und gehört zu werden.

Selbst der Herr Pastor Eshelb,**) der dem von Smith arg angegriffenen schottischen Positivisten Sir William Hamilton volle Gerechtigkeit widerfahren läßt und seine „Theory of Knowledge“ als einen berechtigten Protest gegen die Irrfahrten des deutschen Transcendentalismus und die glänzenden Gemeinplätze des französischen Utilitismus betrachtet — selbst dieser amerikanische Philosoph verläßt nicht seine Uebereinstimmung dahin auszusprechen, „daß eine wahre Philosophie Vernunft und Offenbarung verleihe und menschliches Wissen mit göttlicher Allwissenheit in Einklang bringen wird.“

Dafür klopfen ihm denn auch die Herren Kritici verständnißvoll auf die Schulter und versichern ihn, daß seit langer Zeit kein Buch in Amerika veröffentlicht worden sei, das sich in Bezug auf tiefes Studium, klare Begriffsfassung und kritische Schärfe mit dem seinen messen kann.

Es können wir uns denn gar nicht wundern, daß auch Professor Bowen sich beilei in der Vorrede zu seinem Werke über neuere Philosophie zu zeigen, daß auch er „fest im Glauben“ ist. Er sagt da:

„Ich erkläre hiermit ohne Zaudern, daß ich fest an einen persönlichen Gott, Schöpfer und Erhalter der Welt, und an unsern Herrn Jesum Christum glaube, welchem alle Attribute der Göttlichkeit zukommen. Auch habe ich in allen ungläubigen (inidol) Werken der Neuzeit nichts gefunden, was mich veranlassen könnte, in diesem Glauben auch nur im allermindesten wankend zu werden!“

Um seine philosophische Stellung noch weiter zu kennzeichnen, genüge es, seine lakonischen Abfertigungen realistischer oder materialistischer Denker und Naturforscher anzuführen. Wenn er von den Materialisten spricht, kann er — wie ein wohlwollender Kritikus sagt — seine „Entrüstung“ nicht bewahren; seine philosophische Ruhe verläßt ihn im Kampfe für eine unsterbliche Seele gegen diese „bösen Materialisten“ und er bezeichnet den Materialismus als „Schmutz-Philosophie“ (dirty-philosophy) Unbefangene werden kaum annehmen, dies für eine unwürdige Schimpferei anzusehen.

Darum giebt uns nach seiner Meinung nur einen Abklatsch dessen, was Helvetius und Lord Monboddo längst gesagt hatten. Hurley versucht Descartes und Berkeley weiter zu kränzen. Herbert, Spencer und Lydall borgen sich ihre Argumente von Hamilton und Hume. Ohne daß sie es wollen, ja gegen ihren eignen Willen predigen sie Metaphysik, grade die Doktrin welche sie desavouiren. „Diese dogmatischen Spezialisten, indem sie in grober, handgreiflicher Weise versuchen alles Uebernatürliche hinwegzulengnen und zu demon-

*) Faith and Philosophy, Scribner, Armstrong & Co. New-York 1877.

**) The Final Philosophy, Scribner, Armstrong & Co. 1877.

stren, nur weil ihre besondere „Wissenschaft“ nichts davon weiß — sehen sich gezwungen die Diskussion gerade auf das Gebiet zu verlegen, welches, wie sie sagen, in der Luft schwebt — in dasselbe Traumgebiet, das nach ihrem Ausdruck nur Phantome beherbergt.“

Was Spencer anbelangt, ist dieser höhnische Passus vielleicht richtig — obgleich Bowen durchaus nicht der Mann ist, auf einen so tüchtigen Psychologen so geringschätzend herabzusehen wie er es thut; was aber die genannten Naturforscher anbetrifft, so fällt dieser Hohn vollständig auf B. zurück. Denn die Generalisation des Realen, wie sie jeder Naturforscher, der sich ein zuverlässiges Weltbild verschaffen will, üben muß, ist etwas von transscendentaler Speculation Grundverschiedenes.

Das Allerwichtigste ist, daß es ihm trotz seines Glaubens an einen dreifach zu erfassenden Gott (— er unterscheidet eine primitive, eine metaphysische und eine christliche Gottesidee —) schließlich genau so geht wie dem von ihm so wenig in seiner Bedeutung erkannten Herbert Spencer: Auch er erkennt eine in unserem Erkenntnisvermögen begründete Grenze an, über welche hinaus wir nichts wissen können. Gerade wie bei Spencer's Unknowables läuft die Bowen'sche Ansicht darauf hinaus daß das unendlich Große und das unendlich Kleine diese Grenzen bilden.

Der interessanteste Umstand jedoch, welcher uns in dem Bowen'schen Buche entgegentritt, ist die große Vorliebe, ja Verehrung die der Verfasser für Schopenhauer und Hartmann an den Tag legt. Den Stolz des Frankfurter Philosophen stellt er sehr hoch und seine Polemik vergleicht er mit der eines Voltaire und eines Macaulay. Es ist jedoch nicht bloß der würdige, an französische Brillanz erinnernde Stolz Schopenhauer's, welcher Bowen befißt, sondern der unbewußte Wille in Jones Systeme wird durch ein überraschendes Lachenspielkunststückchen zum Attribut des christlichen Gottes und Weltchöpfers. „Stoff ist nur Kraft und Kraft ist nichts als Wille“ ist die Grundlage des von Bowen befürworteten Religionsystems. An Stelle des unbewußten, einsichtslosen Willens Schopenhauer's tritt dann natürlich der göttliche Wille des Weltchöpfers. Es würde gewiß Keiner energischer gegen eine solche Deutung seines Wols protestiren, als der Frankfurter Philosoph, wenn er noch lebte; im Grabe würde er sich umdrehen, könnte er z. B. folgenden bibelfesten Passus lesen, den Prof. Bowen zur Anschaulichmachung seines atheistischgefärbten Pantheismus niedergeschrieben hat: „Jede Erscheinung, jedes Ding, das wir wahrnehmen und jede Veränderung, die in der Welt vor sich geht, ist nur eine Manifestation des Einen, Unendlichen Willens, der die Welt überhaupt erst werden ließ, als er sie dem Menschengesichte zum lebendigen Bewußtsein brachte!“

Wird hier der absolute Wille Schopenhauer's zum Diener des christlichen Gottes verwendet, so wird im Folgenden das Hartmann'sche „Unbewußte“ als eine versteckte Form dieses Gottes selbst erwiesen.

Um die sonderbare Stellung richtig zu verstehen, die unser amerikanischer Philosophieprofessor dem Herrn von Hartmann gegenüber einnimmt, wird es genügen, folgende Sätze anzuführen: „... Das Alles kommt dem christlichen Theismus so nahe, daß man es kaum von einer gewissen Art Theologie unterscheiden kann, die öfters ohne Anstoß von der Kanzel herabgepredigt wird. ... Hartmann acceptirt viele Schlüsse, die die christliche Theologie aus der Erscheinungswelt gezogen hat. ... Hartmann's Speculationen bringen ihn der Erkenntniß von der Existenz Gottes sehr nahe. ... Mit etwas ernsterem Streben und tieferem Moralgeföhle wird er seine Lehre selbst dem eifrigsten Gläubigen annehmbar erscheinen machen. ... Kurz, Hartmann's Theismus ist, wenn auch noch der Fortbildung fähig, doch für gegenwärtige Zustände alles, was man wünschen kann.“

Im vorigen Jahre erschien ein Kritiker, der die große Entdeckung gemacht hatte, daß noch keine historische Skizze der Philosophie des Unbewußten

in der Beziehung in den Augen des christlich-amerikanischen Lesepublikums von diesem Verdachte zu reinigen. Er behauptet, H. könne mit demselben Rechte ein Optimist genannt werden wie Leibniz, dessen Sag: „Unsere Welt sei die möglichste aller möglichen Welten“ er mit dem Zusage versehen, „aber so schlecht, daß es besser wäre, sie existierte gar nicht.“ Er hält den H.'schen Pessimismus für spekulativ und theoretisch und ganz und gar nicht für tief durchdacht und ernst gemeint. Das ist nun grade kein Compliment, das er seinem Liebling damit macht, aber er fügt mildernde Umstände hinzu, indem er, dem als Amerikaner in noch höherem Grade, wie jedem andern Vernünftigen, das Familienleben als normaler Zustand gilt, dem deutschen Philosophen prophezeit, daß er, sollte er einen „Familienzwang“ erhalten, sicherlich den Pessimismus ganz abschwören wird. Eine allzuhohe Meinung von seinem Schooßkindschen scheint also der alte Herr nicht zu haben. —

Wie nothwendig es war, daß endlich eine Uebersetzung des Lange'schen Werkes „Geschichte des Materialismus“ erschien, das haben wiederum die Anmerkungen unserer Kritiker des Bowen'schen Werkes gezeigt, wenn nicht dieses selbst. Trotzdem, daß man die Consequenzen Hartmann's nicht anerkennt, so hält man ihn doch für einen äußerst gelehrten Mann und scharfsinnigen Denker. Man spricht von seinen tiefen Studien und unergründlichen Forschungen, welche einen der interessantesten Beiträge zu unserer Kenntniß der Natur und der in ihr ohne Willen und Intelligenz unbewußt waltenden Harmonie bilden. Und obgleich man sein System nur als einen grotesken Versuch betrachtet, „ein Phantom mit den Attributen der Gottheit zu versehen“, so hält man ihn doch für einen bedeutenden Philosophen, dessen Grundfehler der sei, daß er Intelligenz und Willen nicht als nothwendige Eigenschaften seines Principes des „Unbewußten“ nachgewiesen.

Die offensbare Veringschätzung, mit welcher ein so bedeutender Denker, wie Friedrich Albert Lange das „Unbewußte“ behandelt, wird dessen hiesige Bewunderer gewiß stutzig machen und zum Nachdenken bringen und wenn auch nicht wesentliche Sinnesänderungen erzeugen, so doch sie etwas vorsichtiger in ihren Forderungen machen. Lange erwähnt des „unbewußten Heilsehers“ bekanntlich nur wenige Male im Texte beiläufig, thut ihn aber in ein paar Anmerkungen gründlich ab.

Von dem Lange'schen Werke ist bis jetzt nur der erste Band*) erschienen; doch haben die Kritiker das Publikum durch eine das ganze Werk umfassende Beurtheilung auf dasselbe aufmerksam gemacht.

Im Kritiker in der „N. Y. Times“ (4. Nov. 1877) giebt folgendes Resumé: „Lange's Standpunkt ist ein Versuch, Religion und Wissenschaft zu versöhnen; auf der einen Seite will er das in der Wissenschaft gültige materialistische Princip rechtfertigen, ebenso wie auf der andern das idealistische Princip in der Religion, jedes in seiner ihm eigenthümlichen Sphäre berechtigt, beide in nächster psychologischer Beziehung. Einerseits behauptet er, daß es kein Wissen geben kann von dem was nicht in das Bereich unserer Sinne fällt, andererseits behandelt er jeden Versuch mit Hohulächeln, der gewagt wird, eine Wissenschaft auf einer offenkundigen oder einer a priori gewonnenen Basis aufzubauen. Er verbannt also nicht nur die Religion, sondern auch die Metaphysik vom Gebiete der Wissenschaft. Doch aber erklärt er sich wiederum entschieden dafür, daß eine richtige Ethik nur in der Religion begründet sein kann und er wird ordentlich heftig, wenn er die neue Ethik kritisiert, die dem materialistischen Principe entspringt, die Ethik des Egoismus mit ihrer Doktrin von der Harmonie entgegengesetzter Interessen und ihrem Grundsatz des Laissez-faire.“ Es wird dann eine Stelle aus dem Schluppassus des

*) History of Materialism and criticism of its present importance. By K. A. Lange. Translated by R. C. Thomas. Boston James Osgood & Co. Vol. I. 1877.

ich geweckt und in thätiger Arbeit über sich selbst die Entwicklung der Kraft nicht versucht wird, da den Menschen herankommen mag, ihm ein außer-Lebensvollste erstarrt, wenn es nicht von Lebendigem

Chamfort.

III.

9 ist das glücklichste seines Lebens gewesen, die gering, die durch alle Schichten der sich verjüngenden & Blafirte wegspülend und mit reiner Begeisterung igend — sie riß auch ihn aus seiner Einsamkeit, or. Er stieg gern hinab in den Tuileriengarten, die Gruppen und warf in ihre Diskussionen sein ber des an bitterster Erfahrung gereiften, hinein besser und setzte es rascher in Flammen, als einst Herzöge und Grafen. Aus den neuen Freunden, bildete sich bald ein kleiner Kreis, der in der Gen wohlbekannte, wenn auch bald von ihren Wogen Club von 1789, dessen 36 Mitglieder sich bei einreitage sammelten — man hatte aus Rücksicht auf 1, an welchem die Akademie keine Sitzungen hielt, de das Geschehene kritisiert, das, was weiter gen und das war für Chamfort's Geistesart die gen und selbst bestimmend eingzugreifen. Früher als s schon eine sichere Ahnung dessen, was nothwendig im Juli des Jahres drängte er den Redacteur des dieses äußerst zahmen, von der Bewegung bis daren Blattes, an dessen literarischen Theil er hin und hatte, er möge doch sein Blatt „ein ganz klein wenig denn alles Andere versange nicht mehr“. Er selbst em Beispiel voran, indem er in dem Blatte die schall Richelieu in ausführlichster Darstellung beveniger ein Auszug, als vielmehr eine Reihenfolge 1, im besten Tone gehalten, von feinstem Geschmade satire gewürzt, über die schandvollste Periode der 2, das Greifenalter Ludwigs XIV., die Regentschaft Regierungszeit Ludwig XV. In vollen Güssen Lächerlichkeit über das ganze Treiben des Hofes, kllichkeit, aller Auswüchse der Monarchie. „Was isfirt, indem ich diese bürgerliche Pflicht erfülle“ — tem Freunde — „das ist der Gedanke daran, daß 2,000 Exemplaren verbreitet ist, daß, Dank dem schen Theiles, fast die ganze Aristokratie darauf ste so für ihr Geld, außer den Huldigungen des n, auch noch meine Ohrfeigen mit in den Kauf

Es war unter solchen Umständen kein sonderlicher Schmerz für ihn, als im Jahre 1790 von der Nationalversammlung die Streichung aller bisher vom Hofe vergebenen Gnadengehalte und Pensionen ausgesprochen wurde. Tags darauf ging er mit Höberer aufs Land, um dort seinen Kollegen Marmontel zu besuchen. Den fand er nun sammt der Frau jammern um den Verlust und sich klammern um ihrer Kinder Loos. Chamfort nahm eins der Kinder auf den Schooß: „Du, mein kleiner Freund, wirst einst tapferer sein als wir, Du wirst einst über deinen Vater weinen, wenn Du hören wirst, er sei so schwach gewesen, heute, aus Besorgniß, Du möchtest ärmer sein als er, über Dich zu weinen!“ — Daß er sich nun sehr einschränken mußte, daß ihm zuletzt kein sicheres Einkommen blieb als jenes spärliche, das ihm die Präsenzlaten der Akademie gewährten, das störte ihn nicht, wir haben schon früher erwähnt, wie eine seiner letzten Arbeiten die Rede war, welche Mirabeau gegen den Fortbestand eben dieser Akademie und ihrer Schwestern halten wollte.

Aber die Entwicklung der Thatfachen bewältigte ihn. Er war 1790 und 1791 tapfer mitgegangen; als der Jacobinerclub im letztgenannten Jahre bedroht schien und in Folge dessen sehr verödete, trat Chamfort sofort in ihn ein, verwaltete auch eine Zeit lang das Amt eines Schriftführers dort, bis der Wandel der Zeiten dem Club wieder plastischer war und er nun zurücktrat. Dem Club von 1789 hatte er, als die Aristokratie in ihm die Oberhand gewann, einen offenen Abschiedsbrief geschrieben und sich dadurch, vielleicht zum erstenmale, persönliche Feindschaften erweckt, die ihm verhängnißvoll werden sollten. Denn als die mit ihm Ausgeschiednen nun den neuen Club des émigrés de 1789 bildeten, wurde dieser alsbald Gegenstand einer Behorchung die offenbar nicht von links her, sondern von rechts, von Seiten der verlassnen frühern Freunde, ins Werk gesetzt war. Und Chamfort, der jenes stolze Recht, das er in den Tagen des schwersten Absolutismus stets gelübt, das Recht, seiner Meinung zu sein, nun nicht in den Stürmen der Freiheit aufgeben wollte, fiel der Spähererei am leichtesten zum Opfer. Zu wenig vorgeschrittener Meinung konnte man den Mann nicht wohl zeihen, der noch 1792 bemerkt hatte: „An die Revolution kann ich nicht glauben, so lange ich noch sehen muß wie all die Karossen und Cabriolets den Fußgänger mit Ueberfahren bedrohen“, aber der Umstand, daß die kleine Stelle die er noch an der Nationalbibliothek bekleidete, ihm vom Minister Roland verliehen worden war, reichte, neben der Denunciation eines Bibliothekdieners hin, eines Tages Chamfort und noch ein paar Bibliotheksbeamte sammt dem greisen Barthélemy nach dem Gefängniß zu dirigiren. Es war, in Bezug auf Reinlichkeit und Gesundheit eine der schlimmsten Anstalten, die Mabelonnettes, in die er gebracht worden war und der Mangel an all der Pfllege, die seinen fortwährenden Leiden nothwendig war, hatte einen so tiefen Eindruck auf ihn gemacht, daß er als er nach einigen Tagen in seine Wohnung entlassen wurde, er sich zuschwor, lieber zu sterben als noch einmal den Kerker zu betreten. Zu dieser Stimmung kam hinzu, daß er nicht vollständig freigelassen war, sondern unter die Aufsicht eines Gendarmen gestellt, den er bei sich zu beherbergen und zu beköstigen hatte. Erhielt ihn die unwillkommene Gefolgschaft in steter Aufregung, so stieg diese aufs äußerste, als der Po-

lizeimann ihm eines Tages unversehens ankündigte, er möge nur sein Bündel schnüren und wieder mit ins Gefängniß kommen. Das Bild der hilflosen Schmerzen, die ihn dort erwarteten, überwältigte ihn. Er geht in ein abgelegenes Zimmer und brüht ein Pistol gegen die Stirn ab. Da ihm der Schuß nur das Auge zerstört hat, so versucht er mit lahmer Hand sich die Kehle abzuschneiden, das Herz zu treffen, die Pulsadern zu finden, er sinkt endlich zerfleischt und verblutend zusammen. So findet man ihn, er hat das Bewußtsein nicht verloren und spricht während man ihn verbindet, über sein Thun und dessen Gründe mit aller Ruhe. Zuletzt, sagte er dem herbeigeeilten Freunde, Ginguéné, der diese Scenen aufgezeichnet hat, „zuletzt dachte ich an Seneca und wollte, ihm zu Ehren, mir die Adern öffnen. Aber Seneca war ein reicher Herr, der hatte Alles nach Wunsch, ein warmes Bad und was er sonst noch brauchte, ich armer Teufel entbehre das Alles, so habe ich mich bloß abel zugerichtet und bin doch noch da.“ — Sein Trost freilich, der in solchen Selbstmordversuchen gewöhnliche, daß die Kugel doch nach innen gedrungen sei, bewährte sich nicht, die Pflege der Freunde bot der Verfolgung Trost, die selbst jetzt noch nicht von ihm abließ, sondern ihm fortgesetzt einen Sansculotten zur Bewachung gab, und so wurde Chamfort wieder insoweit auf die Beine gebracht, daß er sogar noch die Wohnung wechseln konnte. Mit der Heilung der Wunden aber traten die alten Leiden wieder schroff hervor und ihnen konnte er nun keinen Widerstand mehr leisten: er starb kurzen schmerzhaften Todes im Germinal des Jahres 2 der Republik.

Im Jahre darauf bereits konnte Ginguéné, der oben genannte Freund, den Chamfort zu seinem literarischen Testamentsvollstrecker ersehen hatte, die gesammelten Schriften des Tobten mit einem Lebensabriß veröffentlichen, der sich über die politischen Verfolgungen der letzten Lebenszeit ohne Hehl aussprechen durfte. Leider war die Sammlung eine unvollständige und ist es geblieben. Es scheint — und dergleichen ist vorher wie nachher vorgekommen — daß vorsichtige „Freunde“, welche vielleicht gefürchtet haben, der Nachlaß könne den Tobten so radikal darstellen, daß dadurch auch ihre Freundschaft compromittirt erscheine, eine diebische Hand an die hinterlassenen Papiere gelegt haben, die alte Dame, welche liebevoll während der letzten Jahre seinem Haushalte vorgestanden, wird einer Bestürmung mit solchen Rücksichten, die ja auch die Ruhe ihrer eignen Existenz verbürgen sollten, nicht haben widerstehen können. Genug, ausgearbeitete Werke, welche den Freunden wohlbekannt waren, wie seine Erzählungen, seine Briefe Rinon's, waren spurlos völlig verschwunden und die Cartons, in denen er, wie oben erzählt, seine Einfälle und Notizen aufsammlte, waren größten Theiles leer. So ist uns denn nur ein sehr skizzenhaftes Bild von ihm geblieben und es ist nicht zu bezweifeln, daß ein Theil des schriftstellerischen Rufes, der ihm dennoch zu Theil geworden, sich durch mündliche Traditionen begründet hat, die von dieser in der ersten Revolutionszeit so hervorragenden Erscheinung berichtet haben. Daß aber diese Erscheinung so hervorragend sein konnte, das erklärt sich nicht bloß aus dem, was der oberflächliche Eindruck etwa von ihm lehrt, nicht bloß aus der Schärfe seines Spottes, der Schlagfertigkeit seines Wises: es müssen daneben und dahinter auch persönliche Eigenschaften andrer Art gestanden haben. Und darin stimmen

die Urtheile seiner Freunde vollständig mit dem überein, was uns heute noch eine genauere Analyse seiner Maximen lehrt: hinter all der scheinbaren Verbissenheit und Spottlust muß ein gutes und weiches Herz geschlagen haben. Er haßte, wie es im Journal de Paris in seinem Retraite hieß, die Menschen, weil sie sich nicht liebten und der Schlüssel zu seinem Charakter lag ganz und gar in seinem Lieblingslage: „Wer 40 Jahre alt geworden und kein Menschenfeind ist, der hat auch die Menschen nie geliebt.“ — Von allen andern Illusionen frei oder frei geworden, hielt er an einer noch mit Treue fest, an der Freundschaft, und diese hat ihm auch bis an's Lebensende die Treue bewahrt, sie ist es auch die in seinen Aufzeichnungen bisweilen wie ein Lichtstrahl über die dunkeln Bilder des Lebens fährt, die er mit einigen Strichen hinzuworfen liebt.

Die „Bage“ hat vor einigen Jahren einige Auszüge aus Chamfort's Maximen gebracht. Darüber sind ihr einige Anfragen wegen des Verfassers zugegangen und das hat gelegentlich zu diesem Berichte Anlaß gegeben. Wenn wir dem jetzt eine Nachlese aus den Maximen beifügen, so hoffen wir, es werde uns damit nicht gegangen sein wie, nach Chamfort's Worte selber, es den Anekdotensammlern zu gehn pflegt: sie machen es wie Leute die Kirschen oder Austern essen, erst suchen sie sich die besten aus und schließlich essen sie doch Alles. Also:

Wie es gegenwärtig in der Gesellschaft aussieht, scheint mir der Mensch mehr durch seinen Verstand, als durch seine Leidenschaften verderbt zu sein. Seine Leidenschaften (ich verstehe darunter natürlich nur die dem natürlichen Menschen zukommenden) haben vielmehr noch das bishen Natur in der menschlichen Gesellschaft erhalten, das sich in ihr noch finden läßt.

Da hört man bisweilen einen recht seltsamen Grund anführen. Wenn man das Zeugniß, das Einer zu Gunsten eines Andern ablegt, entkräften will, so sagt man: Ja, das ist Ihr Freund! Nun, zum Kuckuck, ja, er ist mein Freund, weil das Gute, das ich von ihm sage, wahr ist, weil er so ist, wie ich ihn Euch darstelle. Ihr nehmt Ursache für Wirkung und Wirkung für Ursache. Warum setzt Ihr denn voraus, ich rede gut von ihm, weil er mein Freund ist, und nicht vielmehr, er sei mein Freund, weil man mit Recht von ihm gut reden kann.

Wollt Ihr den deutlichsten Beweis haben für die totale Nutzlosigkeit aller Lehrlücher der Sittlichkeit und des Naturrechts — nun, so braucht Ihr Eure Augen nur auf das Vorurtheil vom Erbadel zu werfen. Sieht es wol irgend einen Ansturm, gegen den die Philosophen, die Redner, die Dichter mehr alle Pfeile der Satire geschleudert hätten, an dem sich mehr der Scharfsinn aller Art versucht, der mehr Sarkasmen veranlaßt hätte? Und haben deshalb die Courtfähigkeiten, die geheiligten Ansprüche der Rangordnung etwa aufgehört; ist deshalb die Stelle eines Adelsherolds etwa eingegangen?

Schämst Du Dich nicht, besser reden zu wollen, als Du es vermagst, sagte Seneca zu einem seiner Söhne, als dieser eine schöne Wendung in einer Ansprache, die er angefangen, nicht wiederfinden konnte. So könnte man auch zu denen sagen, welche in ihren Grundsätzen stärker sein wollen, als sich's mit ihrem Charakter verträgt: Schämst Du Dich nicht, mehr Philosoph sein zu wollen, als Du es vermagst.

nacht? Sieh doch nur zu, wie es im Parterre an das Haus gut besucht ist. Wie da die die Vordersten zurückgebrängt werden und die en. Das Bild ist so treffend, daß das Wort Alles übergegangen ist. Man sagt für Glück: O mein Sohn, mein Nefse wird sich schon: sagen freilich: sich vorwärts bringen, vor- gelangen. Das sind gemilderte Ausdrücke, griff des Gewaltfamen, Rücksichtslosen ver- ist es dasselbe.

fluß stehn, ganz der Mann seines eignen wie seiner Gefühle zu sein, das habe ich am

Dummheiten zu begehen wissen, die unser

erlauben sich einen kräftigen unerschrocknen ir Wenige wagen sie in aller Kraft auf alle Ind doch ist die Zeit gekommen, daß man Sätze der Moral, der Politik, der Gesellschaft, wie gegen Philosophen und die Lehren der sonst bleiben wir in der Mittelmäßigkeit

n Menge zusammenkommen, werden sie klein, ilton's, die auch sich zu Pygmäen machen um schlüpfen zu können.

alus wendet man gewöhnlich nur in Bezug sie ist mindestens ebenso zutreffend für den z fast alle Leidenschaften.

meiniglich an dem großen sittlichen Gebrechen, Tob und Leben legt.

daß Einer weniger Schwächen als der Andre den Menschen weniger Gelegenheit bietet ihn, daß er Eine Schwäche besitzt und daß n ohne Ferse müßte man sein, und das

(Fortsetzung folgt.)

ist des Vierteljahres zur Erneuerung des ruben wir uns wiederholt die Bitte, Geld- ge“ betreffen, vorläufig und während der c. Weiß, nur an die persönliche Adresse, Bentzstr. 8 Berlin, (nicht: an die Re- edition!) richten zu wollen.

Zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch G. Neuenhurg,
SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4,50 Mark.
Insertionspreis 20 Pf.
für die gespalt. Zeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition
Berlin S.W.
Bentz - Straße 8.

6. Jahrgang.

Berlin, 29. März 1878.

Nr. 13.

Inhaltsverzeichnis: Deutsche Philosophen in Amerika. Von Dr. Geo. B. Rachel, New-York. — Chamfort. (Schluß.) — Ungleich Arbeitsentschädigung.

Indem wir bei Schluß des Vierteljahres zur Erneuerung des Abonnements einladen, erlauben wir uns wiederholt die Bitte, Geldsendungen welche die „Wage“ betreffen, vorläufig und während der Abfertigung des Herausgebers Dr. Weiß, nur an die persönliche Adresse des Hrn. H. S. Hermann, Bentzstr. 8 Berlin, (nicht: an die Redaction, oder: an die Expedition!) richten zu wollen.

Deutsche Philosophen in Amerika.

(Von Dr. Geo. B. Rachel, New-York.)

Um die eigenthümliche Stellung der Philosophie in hiesigen wissenschaftlichen Kreisen zu verstehen, ist es nothwendig über die Personalität der Philosophen selbst unterrichtet zu sein. Dieselben sind nämlich fast ohne Ausnahme Theologen; doch nicht etwa solche Theologen wie so viele deutsche Philosophen es waren und noch sind, ja wie sogar manche deutsche Theologieprofessoren heutzutage noch sind. O nein, amerikanischen Theologen gelten nicht als solche, wenn sie nicht in alt Luther'schem Style Farbe bekennen. Und so finden wir denn z. B., daß der Herr Pastor Joseph Cook *) in seinen philosophischen Vorlesungen den christlichen Gott, der Natur als ewiges Gesetz immanent, einführt und behauptet, daß Gott „von uns wohl erkannt, nicht aber begriffen werden könne“. Doch ist einem strenggläubigen Kritiker dieser Passus viel zu pythagoräisch:

„Wenn man's so hört, möcht's lieblich scheinen;
„Ist aber doch kein Christenthum!“

Vollständig verspielt hat aber dieser rationalistisch angehauchte Theo-Biolog, da er die unbefleckte Empfängniß Christi nach Analogie der Parthenogenese **) plausibel zu machen versucht. Daraus entgegnet ihm unser gläubiger Kritiker (in dem N. Y. Tribune) sehr richtig: „Uns scheint denn doch als ob die im neuen Testamente berichtete Beschattung der Jungfrau Maria durch den heiligen Geist nicht die geringste Analogie mit dem naturgeschichtlichen Factum hat, daß gewisse Insekten ohne Mitwirkung zweier Eltern erzeugt werden Wenn's bei der Empfängniß Christi natürlich zugegangen ist, so hört dieselbe auf, übernatürlich zu sein und verliert ihre Bedeutung als Wunder Wenn

*) Biology, James R. Osgood & Co. Boston 1877.

**) Bekanntlich die sonderbare Thatsache, daß Bienen, Blattläuse, Seidenwürmer u. a. Insektenarten sich auch durch unbefruchtete Eier fortpflanzen können.

Christus wirklich nach Analogie der Parthenogenese geboren worden wäre, so hätte er ja keinen Vater und die von dem Evangelisten ausführlich geschilderte Abhängigkeit des heiligen Geistes wäre vollkommen überflüssig" —

Es finden wir ferner, daß der hiesige Theologielehrer Prentiss, von der Philosophie seines Vorgängers Henry N. Smith in einer von ihm herausgegebenen Sammlung seiner Vorlesungen *) sagt: „Seine Philosophie wie seine Theologie sind durch und durch „Christologie“, sie ist die vollständigste Versöhnung zwischen Glauben und Philosophie, zwischen Göttlichem und Menschlichem, die völlige Uebereinstimmung der Idee mit dem Sein.“ Und der berühmte Operette unterläßt selbst nicht dem „nackten Materialismus“ des berühmten Naturforschers Dr. Trauer, wie derselbe in dessen classischem Werke: „The Intellectual Development of Europe“ niedergelegt ist, entgegenzutreten mit den Worten „Die Forschung und nicht das Naturgesetz formt den Lauf der Geschichte und bestimmt das Geschick unseres Geschlechtes!“ Auch Menon und Strauß werden mit ähnlichen Sentenzen — denn Argumente sind das eben nicht — abgefertigt, selbstverständlich unter dem einstimmigen Beifallchorus hiesiger Kritiker, die eben gerade so fest im Christenthum beschlagen sein müssen, wie die Philosophen, um zu gelten und gehört zu werden.

Selbst der Herr Pastor Ehlke, **) der dem von Smith arg angegriffenen schottischen Positivisten Sir William Hamilton volle Gerechtigkeit widerfahren läßt und seine „Theory of Knowledge“ als einen berechtigten Protest gegen die Irrfahrten des deutschen Transcendentalismus und die glänzenden Gemeinplätze des französischen Eklekticismus betrachtet — selbst dieser amerikanische Philosoph verläßt nicht seine Ueberzeugung dahin auszusprechen, „daß eine wahre Philosophie Vernunft und Offenbarung versöhnen und menschliches Wissen mit göttlicher Allwissenheit in Einklang bringen wird“.

Dafür klopfen ihm denn auch die Herren Kritici verständnißvoll auf die Schulter und versichern ihn, daß seit langer Zeit kein Buch in Amerika veröffentlicht worden sei, das sich in Bezug auf tiefes Studium, klare Begriffsfassung und kritische Schärfe mit dem seinen messen kann.

Es können wir uns denn gar nicht wundern, daß auch Professor Bowen sich bereit in der Vorrede zu seinem Werke über neuere Philosophie zu zeigen, daß auch er „stark im Glauben“ ist. Er sagt da:

„Ich erkläre hiermit ohne Zaudern, daß ich fest an einen persönlichen Gott, Schöpfer und Erhalter der Welt, und an unsern Herrn Jesus Christum glaube, welchem alle Attribute der Göttlichkeit zukommen. Auch habe ich in allen ungläubigen (unbelieving) Werken der Neuzeit nichts gefunden, was mich veranlassen könnte, in diesem Glauben auch nur im allermindesten wankend zu werden!“

Um seine philosophische Stellung noch weiter zu kennzeichnen, genügt es, seine lakonischen Abfertigungen realistischer oder materialistischer Denker und Naturforscher anzuführen. Wenn er von den Materialisten spricht, kann er — wie ein wohlwollender Kritiker sagt — seine „Entrüstung“ nicht beweisen; seine philosophische Ruhe verläßt ihn im Kampfe für eine unsterbliche Seele gegen diese „bösen Materialisten“ und er bezeichnet den Materialismus als „Schwup-Philosophie“ (dirt-philosophy) Unbefangene werden kaum annehmen, dies für eine unflüchtige Schimpferei anzusehen.

Darwin giebt uns nach seiner Meinung nur einen Abklatsch dessen, was Helvetius und Lord Ronddado längst gesagt hatten. Huxley versucht Descartes und Berkeley weiter zu schmecken. Herbert, Spencer und Lyndall borgen sich ihre Argumente von Hamilton und Hume. Ohne daß sie es wollen, ja gegen ihren eignen Willen predigen sie Metaphysik, grade die Doktrin welche sie bekämpfen. Diese dogmatischen Spezialisten, indem sie in grober, handgreiflicher Weise versuchen alles Uebernatürliche hinwegzugeln und zu demon-

*) Faith and Philosophy, Scribner, Armstrong & Co. New-York 1871.
**) The Final Philosophy, Scribner, Armstrong & Co. 1877

stren, nur weil ihre besondere „Wissenschaft“ nichts davon weiß — sehen sich gezwungen die Diskussion gerade auf das Gebiet zu verlegen, welches, wie sie sagen, in der Luft schwebt — in dasselbe Traumgebiet, das nach ihrem Ausdruck nur Phantome beherbergt.“

Was Spencer anbelangt, ist dieser höhnische Passus vielleicht richtig — obgleich Bowen durchaus nicht der Mann ist, auf einen so tüchtigen Psychologen so geringschätzend herabzusehen wie er es thut; was aber die genannten Naturforscher anbetrifft, so fällt dieser Hohn vollständig auf B. zurück. Denn die Generalisation des Realen, wie sie jeder Naturforscher, der sich ein jeweiliges Weltbild verschaffen will, üben muß, ist etwas von transcendentaler Spekulation Grundverschiedenes.

Das Allerkomischste ist, daß es ihm trotz seines Glaubens an einen dreifach zu erfassenden Gott (— er unterscheidet eine primitive, eine metaphysische und eine christliche Gottesidee —) schließlich genau so geht wie dem von ihm so wenig in seiner Bedeutung erkannten Herbert Spencer: Auch er erkennt eine in unserem Erkenntnisvermögen begründete Grenze an, über welche hinaus wir nichts wissen können. Gerade wie bei Spencer's Unknowable läuft die Bowen'sche Ansicht darauf hinaus daß das unendlich Große und das unendlich Kleine diese Grenzen bilden.

Der interessanteste Umstand jedoch, welcher uns in dem Bowen'schen Buche entgegentritt, ist die große Vorliebe, ja Verehrung die der Verfasser für Schopenhauer und Hartmann an den Tag legt. Den Styl des Frankfurter Philosophen stellt er sehr hoch und seine Polemik vergleicht er mit der eines Voltaire und eines Macaulay. Es ist jedoch nicht bloß der würzige, an französische Brillanz erinnernde Styl Schopenhauer's, welcher Bowen befehlt, sondern der unbewußte Wille in Jones Systeme wird durch ein überraschendes Kaschenspielerkunststückchen zum Attribut des christlichen Gottes und Weltchöpfers. „Stoff ist nur Kraft und Kraft ist nichts als Wille“ ist die Grundlage des von Bowen befürworteten Religionsystems. An Stelle des unbewußten, einsichtlosen Willens Schopenhauer's tritt dann natürlich der göttliche Wille des Weltchöpfers. Es würde gewiß Keiner energischer gegen eine solche Deutung seines Idols protestiren, als der Frankfurter Philosoph, wenn er noch lebte; im Grabe würde er sich umdrehen, könnte er z. B. folgenden bibelfesten Passus lesen, den Prof. Bowen zur Unschädlichmachung seines atheistischgefärbten Pantheismus niedergeschrieben hat: „Jede Erscheinung, jedes Ding, das wir wahrnehmen und jede Veränderung, die in der Welt vor sich geht, ist nur eine Manifestation des Einen, Unendlichen Willens, der die Welt überhaupt erst werden ließ, als er sie dem Menschengenisse zum lebendigen Bewußtsein brachte!“

Wird hier der absolute Wille Schopenhauer's zum Diener des christlichen Gottes verwendet, so wird im Folgenden das Hartmann'sche „Unbewußte“ als eine versteckte Form dieses Gottes selbst erwiesen.

Um die sonderbare Stellung richtig zu verstehen, die unser amerikanischer Philosophieprofessor dem Herrn von Hartmann gegenüber einnimmt, wird es genügen, folgende Sätze anzuführen: „... Dies Alles kommt dem christlichen Theismus so nahe, daß man es kaum von einer gewissen Art Theologie unterscheiden kann, die öfters ohne Anstoß von der Kanzel herabgepredigt wird. ... Hartmann acceptirt viele Schlüsse, die die christliche Theologie aus der Erscheinungswelt gezogen hat. ... Hartmann's Spekulationen bringen ihn der Erkenntniß von der Existenz Gottes sehr nahe. ... Mit etwas ernsterem Streben und tieferem Moralgeföhle wird er seine Lehre selbst dem eifrigsten Gläubigen annehmbar erscheinen machen. ... Kurz, Hartmann's Theismus ist, wenn auch noch der Fortbildung fähig, doch für gegenwärtige Zustände alles, was man wünschen kann.“

Im vorigen Jahre erschien ein Kritiker, der die große Entdeckung gemacht hatte, daß noch keine historische Darstellung der Philosophie des Unbewußten

weder die ausgesprochensten Tadler derselben ihren noch daß selbst die enthusiastischsten Lobredner ihre Tugend und Leben hoch genug angeschlagen hätten — „Anhuth“) in Bezug auf Prof. Bowen sicherlich revozieren ebengenannten Herren haben trotz ihres entgegen- Hartmann eine gemeinschaftliche Eigenthümlichkeit: st. Wir haben gesehen, wie unzweideutig der in der Beziehung ausspricht; auch der „Theologe Anhuth mit Ostentation nennt — hält zu „dem naturalistischen Christenthums.“

Hartmann'sche Philosophie aber lassen sich schwerlich nken. Während der amerikanische Professor nachzu- is Unbewußte nur ein anderer Name für den Christ- preuße gerade der entgegengesetzten Ansicht. Während H Hartmann's „Unbewußtes“ dem christlichen Gotte dem andern, erklärt Anhuth, daß der dreieinige Gott Christenthums den „modernen Modegöttern“ (Spinoza's Ich, Hegel's absolute Idee, Schopenhauer's Wille etc.) talen Mangel behaftet sei, „daß er sich nicht für eine als Erklärungs- resp. Ergänzungsprinzip gebrauchen

it? Welchem dieser beiden Gottesstreiter hat der e Meinung offenbart?

partheiischen Boden des kritischen Empirismus auf den Boden der Naturwissenschaften gegründete genannt hat, muß man jedenfalls dem Amerikaner zuschreiben. Der Unterschied zwischen Theologie und th annimmt, existirt nicht. Der christliche Dogmatis- nicht weniger Berechtigung als philosophisches System, Mysticismus. Wenn dem letzteren mit Recht eine fen werden kann, so ist dies bei jenem ebenfalls elangt zur Ueberzeugung von der Existenz seines igt, folgendermaßen: „Durch dieses Prinzip des Un- die betrachteten Erscheinungen ihre einzig richtige ; nicht ausgesprochen war, z. Th. aber bloß darum konnte, weil das Prinzip selbst erst durch die zu- r gehörigen Erscheinungen constatirt werden kann.“ enz Gottes existirt aber auch nur ein ganz ähnlicher Anhuth als vergleichendes Beispiel bringt. Es ist Satz: „Es giebt einen Gott, denn die Bibel sagt : die Wahrheit, denn sie ist Gottes Wort.“ Denn wisse Delusionen und Hallucinationen (Offenbarung mmen — Herrn Anhuth die Ueberzeugung von der Gottes des supranaturalistischen Christenthums“ bei-

, auf einen andern Punkt der Hartmann'schen Philo- n Bibelhelden diametral entgegengesetzter Ansicht. ismismus des Berliners für ächt erklärt und nur schen Philosophie eine Widerlegung dieser von ihm Weltanschauung für möglich hält, sucht Bowen ihn

e Bewußtsein und die unbewußte Vorstellung. Julius

und Aufgabe einer Philosophie der Naturwissenschaft.

zw. S. 2.

in der Beziehung in den Augen des christlich-amerikanischen Lesepublikums von diesem Verdachte zu reinigen. Er behauptet, H. könne mit demselben Rechte ein Optimist genannt werden wie Leibniz, dessen Say: „Unsere Welt sei die möglichste aller möglichen Welten“ er mit dem Zusage versehen, „aber so schlecht, daß es besser wäre, sie existierte gar nicht.“ Er hält den H.'schen Pessimismus für spekulativ und theoretisch und ganz und gar nicht für tief durchdacht und ernst gemeint. Das ist nun grade kein Compliment, das er seinem Liebling damit macht, aber er fügt mildernde Umstände hinzu, indem er, dem als Amerikaner in noch höherem Grade, wie jedem andern Vernünftigen, das Familienleben als normaler Zustand gilt, dem deutschen Philosophen prophezeit, daß er, sollte er einen „Familienzuwachs“ erhalten, sicherlich den Pessimismus ganz abschwören wird. Eine allzuhohe Meinung von seinem Schooßkindschen scheint also der alte Herr nicht zu haben. —

Wie nothwendig es war, daß endlich eine Uebersetzung des Lange'schen Werkes „Geschichte des Materialismus“ erschien, das haben wiederum die Aeußerungen unserer Kritiker des Bowen'schen Werkes gezeigt, wenn nicht dieses selbst. Trotzdem, daß man die Consequenzen Hartmann's nicht anerkennt, so hält man ihn doch für einen äußerst gelehrten Mann und scharfsinnigen Denker. Man spricht von seinen tiefen Studien und unergründlichen Forschungen, welche einen der interessantesten Beiträge zu unserer Kenntniß der Natur und der in ihr ohne Willen und Intelligenz unbewußt waltenden Harmonie bilden. Und obgleich man sein System nur als einen grotesken Versuch betrachtet, „ein Phantom mit den Attributen der Gottheit zu versehen“, so hält man ihn doch für einen bedeutenden Philosophen, dessen Grundfehler der sei, daß er Intelligenz und Willen nicht als nothwendige Eigenschaften seines Principes des „Unbewußten“ nachgewiesen.

Die offenbare Geringschätzung, mit welcher ein so bedeutender Denker, wie Friedrich Albert Lange das „Unbewußte“ behandelt, wird dessen hiesige Bewunderer gewiß stutzig machen und zum Nachdenken bringen und wenn auch nicht wesentliche Sinnesänderungen erzeugen, so doch sie etwas vorsichtiger in ihren Lobeserhebungen machen. Lange erwähnt des „unbewußten Heilsehers“ bekanntlich nur wenige Male im Texte beiläufig, thut ihm aber in ein paar Bemerkungen gründlich ab.

Von dem Lange'schen Werke ist bis jetzt nur der erste Band⁷⁾ erschienen; doch haben die Kritiker das Publikum durch eine das ganze Werk umfassende Beurtheilung auf dasselbe aufmerksam gemacht.

Ein Kritiker in der „N. Y. Times“ (4. Nov. 1877) giebt folgendes Resumé: „Lange's Standpunkt ist ein Versuch, Religion und Wissenschaft zu versöhnen; auf der einen Seite will er das in der Wissenschaft gültige materialistische Princip rechtfertigen, ebenso wie auf der andern das idealistische Princip in der Religion, jedes in seiner ihm eigenthümlichen Sphäre berechtigt, beide in nächster psychologischer Beziehung. Einerseits behauptet er, daß es kein Wissen geben kann von dem was nicht in das Bereich unserer Sinne fällt, andererseits behandelt er jeden Versuch mit Hohnlächeln, der gewagt wird, eine Wissenschaft auf einer offenbaren oder einer a priori gewonnenen Basis aufzubauen. Er verbannt also nicht nur die Religion, sondern auch die Metaphysik vom Gebiete der Wissenschaft. Doch aber erklärt er sich wiederum entschieden dafür, daß eine richtige Ethik nur in der Religion begründet sein kann und er wird ordentlich heftig, wenn er die neue Ethik kritisiert, die dem materialistischen Principe entspringt, die Ethik des Egoismus mit ihrer Doktrin von der Harmonie entgegengesetzter Interessen und ihrem Grundsatze des Laissez-faire.“ Es wird dann eine Stelle aus dem Schluppassus des

⁷⁾ History of Materialism and criticism of its present importance. By E. A. Lange. Translated by E. C. Thomas. Boston James Osgood & Co. Vol. I. 1877.

Grund einen ewigen Lebenspenden setzt, dem wir unser Leben verdanken und dem wir es weihen sollten."

Und das ist der große Dankes-Philosoph dem die Intelligenz Boston's andächtig zuhörte, weil er in seinem ersten Vortrage erklärte, seine Orthodoxie sei die der Offenheit und er befürworte keine Philosophie, kein Bekenntniß, keine Sekte, ja keine Ansicht über Gott und Unsterblichkeit,^{*)} die nicht klar begründet werden könnten. Der Mann seines Herzens ist Hermann Voge, der nach seiner Meinung deswegen der erste Philosoph Deutschlands ist, weil er die materialistische resp. mechanische Erklärung des Lebens und des Geistes in seinen gerissen hat.^{**)} Wozu ein Kritiker beizubringen bemerkt: „Es ist sicherlich sehr zu bedauern, daß dieser am Himmel der deutschen Philosophie aufsteigende Stern seit zehn Jahren an einer unheilvollen Verfinsternung leidet, da er während dieser Zeit der erwartungsreichen Welt seine seiner hellen und wohlthätigen Strahlen zugesandt hat.“

Besser wäre es gewesen, den Herrn Pastor auf die Thatsache aufmerksam zu machen, daß es gerade Voge war, der durch endgültige Beseitigung der Lebenskraft zur Befestigung der streng wissenschaftlich beobachtenden Methode fast so viel gethan hat, wie Virchow in anderer Weise. Wahrscheinlich hat Vool nur die 170 Seiten Metaphysik gründlich gelesen, die Voge seiner medizinischen Psychologie vorausschickte. Bei Carl Vogt trug ihm dieser unbegreifliche Dualismus die Bezeichnung als „spekulirender Strunweltpeter" ein. Ihm hat er es auch zu verdanken, daß Lange der Einzige ist, der ihm volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, während er in Ueberrweg's „Geschichte der Philosophie" mit wenigen Zeilen abgefertigt wird. Auch Prof. Bowen erwähnt seiner nicht, so wenig wie einige andere Essayeristen hierzulande.

Die Ansichten des Pastor Vool in Bezug auf die Ursache der großen Verbreitung rationalistischer und materialistischer Anschauungen in Deutschland sind zum mindesten originell, wenn auch nicht alle zutreffend:

„... Deutschland ist die Heimath aller klaisisch Gebildeten; dort findet der Ideenaustausch für die ganze Welt statt und doch finden wir gerade dort den Hauptstift zwischen Glauben und Einseitigkeit ... Der deutsche Charakter trägt nicht den Seelengleichmuth des englischen, ebgleich voller in Breite und Tiefe angelegt, mit Ausnahme der herrlichen Eigenschaft des Engländers — eines stolzen Selbstbewußtseins ... In Deutschland giebt es drei Arten von Köpfen: Goethe'sche oder regelmäßige, Schiller'sche oder unregelmäßige und Büchner'sche, das sind die hohen, hohen, runden ... Eine Hauptursache des deutschen Rationalismus ist, wie ich glaube, das frühe Vermischen des Unterschiedes zwischen Kirche und Welt; in gebildeten Kreisen existirt kaum eine Idee des Gegensatzes zwischen beiden. So frag ich j. B. einst einen deutschen Professor: „Ist Büchner ein Christ?" „Warum nicht? ist er etwa ein Jude?" war die Antwort. Man weiß dort eben nichts von dem großen Unterschied der zwischen formeller Confirmation und wirklicher Belehrung besteht ... Deshalb giebt's keine ordentliche Kirchendisciplin und keinen Seelenverkehr zwischen Pfarrer und Pfarrkindern; ja, wenn man Jemanden nach seinem Bekenntnisse fragen wollte, so würde man sich wahrscheinlich die Zähne weissen lassen müssen. Deshalb giebt's auch keine Sonntagschulen und keine Wettsunden ...

Eine andere Hauptursache des deutschen Rationalismus ist der große Einfluß französischen Geisteslebens auf Deutschland; ich war jedoch schon nach einer Woche Pariser Aufenthalt von meiner Hochachtung vor dem französischen Rationalismus kurirt. Wie Carlisle zu mir sagte, in seinem Studirzimmer in Gießen: „Sie haben seit 600 Jahren in Paris nichts weiter gethan, als gelogen!"^{**)}

Um nun auch sein Eherstein zur Schmähung des französischen Volkes beizutragen, fügt er hinzu:

„Paris ist eine Stadt voll kleiner Juden, die mündig gesprochen sind; im Schirm des Franzosen spielen ganz entschieden einige Kammern.“

^{*)} No philosophy, no platform, no pulpit, no dying-pillow.

^{**)} Eine Aeußerung des alten Realisondr's, die dem über Deutschland, England und die Türkei zu Tage gebrachten Unsinn würdig zur Seite steht.

Für die Kunst des Späzens und Redens giebt es einen sehr sichern Maßstab: Derjenige, mit dem Ihr Euren Spaß treiben wollt, muß selbst Spaß daran finden. Nimmt er's übel, so habt Ihr Unrecht gehabt.

Es ist eine Modenarrheit unsres Bürgerstandes, seine Töchter als Dänger für das Rittergut eines Herrn Baron's herzugeben.

Denke Dir da eine Gesellschaft von zwanzig Leuten, lauter Ehre nmännern. Sie sprechen von einem Abwesenden, einem anerkannt tüchtigen Manne. Lobe Du seine Tugenden, seine Talente, sie Alle werden sich beeifern Dir beizustimmen. Schade nur, bemerkt Einer hinten nach, daß der wackre Mann so wenig vom Glücke begünstigt ist! — Was, sagt ein Andern, das ist nur Bescheidenheit, daß er so ohne Aufwand lebt. Wissen Sie auch, daß er 25,000 Frs. Rente hat! — Wirklich? — Seien Sie sicher, ich weiß das ganz bestimmt! — Und nun laß unsern Diebemann hereintreten und vergleiche den Empfang, der ihm jetzt zu Theil wird, mit der achtungsvollen aber kühlen Aufnahme, die er vorher gefunden hätte. — Du vergleichst in der That, und Du seufzest. Aber nein! da ist Einer, der sich gleich geblieben ist, vor wie nach jenem Gespräch! — Einer unter Zwanzig — nun, damit kann man schon zufrieden sein.

Fast alle Menschen sind Sklaven aus demselben Grunde, aus dem die Spartaner behaupten daß die Perser nie frei sein können, weil sie nämlich das Wörtchen Nein nicht aussprechen können. Wer das kann und wer mit dem Leben umzugehen weiß, der ist damit Herr der beiden einzigen Mittel um sich Freiheit und Charakter zu bewahren.

Verleumdung ist eine Wespe. Seid Ihr nicht sicher sie mit Einem Schlage zu tödten, so rührt Euch nicht gegen sie; jagt Ihr Euch mit ihr, so kommt sie nicht um so wüthender zurück.

Alles ist eitel im Leben, Freud und Leid. Aber es ist immer häßlicher, die Seifenblase schillert golden und purpurn, als daß sie nur grau aussieht.

Die Erziehung muß auf zwei Grundlagen beruhen, Sittlichkeit und Klugheit. Die eine soll die Tugend im Menschen befestigen, die andre soll ihn vor den Lasten der Mitmenschen bewahren. Legt man ein Uebergewicht auf die Sittlichkeit, so erzieht man Leute, die sich mißbrauchen lassen oder Märtyrer; betont man die Klugheit zu sehr, so giebt das berechnende Egoisten. Das Grundgesetz der Gesellschaft muß sein, sich selber und den Andern gerecht werden. Soll ich meinen Nächsten lieben wie mich selber, so ist es doch auch nicht mehr wie billig, daß ich auch mich selber liebe, wie meinen Nächsten.

Eine geistreiche Frau sagte mir einmal etwas, worin vielleicht das Geheimniß ihres ganzen Geschlechtes enthalten ist, nämlich: Jede Frau, die sich einen Liebhaber erwählt, sieht dabei mehr auf das Urtheil der andern Frauen über ihn, als auf ihr eignes.

In der Bibel ist mir's an mehreren Stellen aufgefallen daß, wo es sich um Verbrechen handelt die der Menschheit zur Schande gereichen, sie von den „Menschenkindern“ spricht, da aber, wo nur von Thorheiten die Rede ist, sie, „die vom Weibe Gebornen“ sagt.

Ehe und Hagestolzenthum haben beide ihre Uebelstände, man muß also dasjenige von beiden vorziehen, in dem es für die Uebelstände doch

giebt. Das Verständigste, was darüber gesagt welches du willst, die Neue wird nicht ausbleiben. zensjahren bereute Fontenelle, daß er sich nicht ver- e 95 Jahre, die er in Frieden verlebte, vergaß

lche die Vorzüge ihres Herzens oder Geistes höher äußern Erscheinung, steht über ihrem Geschlecht. auf ihre Schönheit, als auf Herz und Geist bedacht ten ihres Geschlechtes. Die Frau aber, die ihren höher schätzt als ihre Schönheit, die steht außerhalb id unterhalb desselben.

Liebe öffnet Deine Seele den kleinen Leidenschaften sie sogar den kleinen Leidenschaften Deiner Frau, rgeiz u. s. w.

den Schriftstellern übel, die sich von der Welt zu- rlangt, sie sollen an der Gesellschaft theilnehmen, kein Interesse bindet. Als sollten sie in alle Ewig- gen einer Lotterie dabei sein, zu der sie kein Loos

Philosophen bewundre ich vor Allem den Trieb, mit ihren Lehren in Uebereinstimmung zu halten. an Plato, an Theophrast u. A. Die praktische wesentlicher Theil ihrer Philosophie, daß mehrere schulen waren ohne je etwas geschrieben zu haben, on u. A. Sokrates, der nie etwas geschrieben und jaßt als nur seine Sittenlehre getrieben hatte, war hilosoph seiner Zeit.

ß man: erstens, was man errathen hat; zweitens, rfahrung an Menschen und Dingen gelernt hat; icht aus den Büchern, sondern durch die Bücher, das ungen die aus ihnen erwachsen sind, gelernt hat; is man aus Büchern oder von Lehrern gelernt hat. der Menschheit in Bezug auf ihre gesellschaftlichen an zwar in Politik wie in Moral das Böse als et, definiren kann, nicht aber das Gute als das- nn was uns einen Augenblick nützt, das kann uns auf immer schaden.

nte man die Worte anwenden, in denen die heilige efinirt: der Ort, wo es stinkt und wo man sich

lild für die Menschen und welch ein Glück für die men und Elenden nicht den Instinct oder Stolz des sich in der Gefangenschaft nicht fortzuflanzen!

cthschafter sind Chirurgen die ein vortreffliches Scal- ges Bistouri haben, sie operiren am todtten Körper endigen aber schinden sie.

stärkt entweder die Sitten, oder wandelt sie um, sie zerlickleiten, oder verbreitet sie. Beides haben wir als Erfolg gesehen — nur sollte der Dichter wenig- von Beiden er beabsichtigte.

Woher kommt es doch, daß selbst unter dem gräulichsten Despotismus die Menschen sich fortpflanzen? Die Natur hat eben ihre weit sanfteren, aber auch weit gebieterischen Gesetze, als selbst der ärgste Tyrann: das Kind lächelt unter Domitian seiner Mutter ebenso zu, wie unter Titus.

Unanfechtbare Thatsache ist, daß es gegenwärtig in Frankreich sieben Millionen Menschen giebt, welche Almosen heischen, und — was noch viel schlimmer ist — zwölf Millionen die keines geben können.

Die meisten gesellschaftlichen Einrichtungen scheinen darauf berechnet zu sein, Gedanken und Gefühle des Menschen in einer gewissen Mittelmäßigkeit zu erhalten, die ihn besser befähigt zu herrschen oder beherrscht zu werden.

In England achtet man das Gesetz, die Autorität aber weist man zurück oder mißachtet sie. Der Franzose im Gegentheil respectirt die Autorität und kümmert sich um das Gesetz nicht. Man sollte ihn zum Gegentheil schulen, aber vielleicht ist das, bei der Unwissenheit in der man das Volk hält, unmöglich — einer Unwissenheit, die man sich hüten muß, nach der in den großen Städten etwa verbreiteten Bildung zu bemessen.

Was aus dem Volke hervorgeht, bewaffnet sich meistens bald zu dessen Unterdrückung. Bei dem Soldaten versteht sich das von selbst, das talentvolle Bürgerkind wird königlicher Beamter, der Bauernknabe strebt nach der Kanzel, auf der er Gehorsam und Ergebung predigen wird u. s. w. Das sind die Gewappneten des Cabmus, die Ersten stürzen sich auf die Nachfolgenden und tödten, die ihnen Brüder sein sollten.

Die Armen sind Europa's Peger.

Was Bacon von der menschlichen Erkenntniß sagte, daß sie von Beginn an reconstituirt werden müsse, das gilt auch von der menschlichen Gesellschaft.

Wenn in großen Körperschaften und Versammlung gemeiniglich nur Dummheiten zu Tage kommen, so rührt das daher, daß in öffentlicher Berathung, das Beste, das über eine Sache oder eine Person zu sagen wäre, gewöhnlich nicht laut gesagt werden darf, will man nicht große Gefahren oder arge Inconvenienzen dadurch hervorrufen.

Damals, als Gott die Welt schuf, muß das Chaos in Folge seiner Bewegung noch weit ungeordneter ausgesehen haben, als vorher wo es in ruhiger Unordnung dalag. Ebenso muß bei uns der Wirrwarr einer Gesellschaft, die sich neu zu organisiren strebt, sich wie das Aeußerste aller Unordnung ausnehmen.

Nach der Ansicht der Theologen und sonstiger getreuer Stützen der Regierung in dem Verdummungs- und Unterdrückungswerke ist die große Mehrheit der Menschen dazu verurtheilt in der Geistesbeschränktheit zu verharren, welche durch die bloß mechanische Handarbeit erzeugt wird, Handarbeiter könnten sich nicht zu den Kenntnissen emporheben, die nothwendig sind um Menschen- und Bürgerrechte in Anspruch nehmen zu können. Sollte man nun nicht glauben, diese Kenntnisse wären sehr complicirter Natur? Nun, setze man den Fall, daß auf die Bildung der untersten Klassen nur ein Viertel der Zeit und der Mühe gewendet worden wäre, die man bisher auf ihre Verdummung verwendet hat, daß man

unverständlich und unverständlich metaphysischen Katechismus deutliches Lehrbuch ihrer Menschenrechte und entsprechenden Pflichten in die Hand gegeben hätten; wie weit sie es an der Hand solchen Elements haben würden. Wenn man ihnen nicht diese, des Leidens, der Selbstverleugnung und Demuth der Gewaltthabern so erwünscht sind, sondern sie in der Pflicht es zu vertheidigen unterwiesen hätte, wie die Natur, die die Menschen zum gemeinen hat, ihnen auch Menschenverstand genug gegeben. •
Gemeinsamkeit herzustellen.

Krankheit Ludwig des 15., als es schon zu Ende war, hatte man noch den bekannten Arzt Lorry herbeigeholt, die dieser gab, wendete er einmal das

Der König, schon sterbend, murrte entrüstet vor sich hin: „Miß!“

La Vallée-Friedrich des Zweiten muß man nur recht die Schüssel, um den Andern den Appetit darauf

zog von Choiseul mit einem Postmeister, der ihn zu hülfsche Kinder hatte, zufrieden war so fragte er: „Wie viele oder anderthalb Stationen? War die Antwort einfach: Gut, sind von jetzt an anderthalb! Das war dann gemacht.“

Die Maitresse des Regenten, hatte ein Getreidegeschäft betrieben, daß die Pariser zu hungern ansetzten wurden. Eine Compagnie Musketiere erhielt den Befehl zu beseitigen und Hr. v. Avojan, der Commandirende, auf die „Canaille“ — das war der amtliche Ausdruck zu lassen. Es war ein Mann von Ehre, aber das Gewissen ging. So ließ er denn seine Augen sich fertig machen zur Salve, ehe er aber trat er an die Masse heran, in einer Hand den Befehl des Hofes: Meine Herren, sagte er, dahin, ich solle auf die Canaille schießen lassen; anständigen Leute, sich vorher zu entfernen! Sofort

umkehrte

einen Proceß, der zwanzig Jahre gedauert hatte. Am all die Mühsal und Verdrüßlichkeit, die er so um eine nun doch verlorene Sache gehabt habe er, die ganzen zwanzig Jahre hindurch habe ich Abende gewonnen gehabt. Das ist ein philosophisch auf manches Andre auch anwenden. So auf die Letzt: sie läßt Euch sechs Monate lang immerfort in der Einsamkeit und eines schönen Tages ist er doch verloren.

Besuchte seinen alten Kollegen de Beaumont, der vom Hofe war, und lenkte das Gespräch dabei auf allerlei und seinen Lebenslauf überhaupt. Abbé, unterbrach plötzlich, Sie wollen mir wohl Maß nehmen? Wichtig, daß der Andre Material suche für die Denkschriften-Akademie auf ihn zu halten haben würde.

Dalembert traf bei Voltaire mit einem berühmten Rechtsgelehrten aus Genf zusammen. Indem dieser sich über Voltaire's Universalität bewundernd ausließ, fügte er hinzu: Nur in Fragen des öffentlichen Rechts finde ich ihn ein wenig schwach! — Nun, und ich in Geometrie, erwiderte der Mathematiker.

Fontenelle war dreimal von der Akademie zurückgewiesen worden. Er brachte das gern vor und bemerkte dann dazu: Ich habe das denen, die ebenfalls einmal bei der Akademie durchgefallen waren, auch immer erzählt, aber merkwürdig! es hat sich Keiner dadurch trösten lassen.

Ich habe einmal irgendwo gelesen, es gebe in der Politik kein größeres Unglück für Völker, als zu lange Regierungen. Und wenn nun, wie man sagt, Gott ewig ist, so ist damit freilich Alles erklärt.

Wie lästig, ja unerträglich auch die Fehler Derer sein mögen, mit denen wir umgehen: schließlich nehmen wir doch selber etwas davon an. Das Opfer sein, hilft doch nicht gegen die Ansteckung.

Man beklagte einst vor Lafontaine das Loos der im Höllenpfuhl schmachtenden Verdamnten. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, sagte er, daß sie sich daran gewöhnen und daß sie sich schließlich dort, wie die Fische im Wasser befinden.

Herr v. R. stand im Begriff ein junges lebenswürdiges Mädchen zu heirathen. Einst von ihr kommend sagte er ganz begeistert zu Herrn de Malesherbes, seinem Schwager: Glaubst Du nicht, daß ich in der That sehr glücklich sein werde? — Das hängt von den Umständen ab! — Wieso, wovon? — Vom ersten Liebhaber, den sie haben wird.

Marquis Billequier, Capitän der Garde, gehörte zu den Freunden des großen Condé. — Er befand sich gerade bei Mad. de Motteville, als die Nachricht kam, Condé sei auf Befehl des Hofes verhaftet worden. Ich bin verloren, schrie er auf. Frau v. Motteville erschrak über diesen Ausruf sehr. Ich wußte wohl, sagte sie, daß Sie zu den Freunden des Prinzen gehörten, aber nicht, daß Sie es in solchem Grade seien! Aber sehen Sie denn nicht, erwiderte der Marquis, daß diese Verhaftung meines Amtes war und ist denn das nicht Mißtrauen genug, daß man mir sie nicht übertragen hat?

Lord Bolingbroke erwies Ludwig dem 15. während dessen gefährlicher Krankheit eine große Ergebenheit. Ich bin davon um so tiefer ergriffen, sagte der König, als ich weiß, daß Ihr Engländer die Könige nicht liebt. O Majestät, erwiderte der Lord, wir gleichen darin den Ehemännern, die ihre eigenen Frauen zwar nicht lieben, denen der Nachbarn aber um so mehr zu gefallen streben.

Hat Einer eine gute muthige That aus Gründen, die ihrer werth sind, gethan, so rathe ich ihm unserer Gesellschaft gegenüber gar sehr, daß er lieber, wenn die That sich nicht leugnen läßt, ihr doch wenigstens nur gewöhnliche, jedenfalls nicht zu anständige Motive unterschiebt, nur so wird er die neidische Nachrede etwas mildern.

Die Regierung in Frankreich war eine absolute Monarchie, gemildert durch Spottverse.

Wer Herr v. Epinay war? Ein Mensch, sagt Diderot, der zwei Millionen aufgezehrt hat, ohne je ein vernünftiges Wort von sich gegeben oder ein gutes Werk gethan zu haben.

Die Nachwelt, was ist sie, als ein Publikum das auf das frühere

gefolgt ist! Und nun sehe sich Einer das heutige Publikum an und be-
ruhe sich noch auf ein folgendes!

Was ich an Ihnen so liebe . . . , begann eine Frau zu ihrem An-
beter. Ach, Madame — fiel er ungestüm ein — wenn Sie erst zu solcher
Betrachtung gekommen sind, bin ich verloren!

Sie legen Werth auf die Hochachtung, sagte Jemand zu Herrn M.
Nein, antwortete der, ich hege sie vor mir selber und das zieht mir auch
manchmal die der Andern zu.

Respekt vor dem Publikum! O ja, aus Klugheit. Alle Welt miß-
achtet die Fischweiber und doch, wer möchte sie zu beleidigen wagen,
wenn er gerade durch die Halle geht.

Das Leben der Wilden beobachten, in Reisebeschreibungen, und das
der Kinder, im häuslichen Verkehr, das bleibt für Einen, der die Ge-
sellschaft durchgekostet hat, schließlich noch das Einzige.

Drei Sorten Freunde: die Euch lieben, die sich nicht um Euch
kümmern, die Euch hassen.

Bei der ersten Sündfluth hat unser Herrgott gelernt, daß sie nichts
half: das ist der einzige Grund, warum keine zweite kommt.

Ein wahres natürliches Gefühl, ja das ist noch was werth. Wie
oft bleibe ich deshalb in der Straße stehen, um einen Hund an einem
Knochen nagen zu sehen! Besonders gern, wenn ich eben von Versailles,
Marly oder Fontainebleau komme — setzte mir ein Hofmann hinzu.

Der Bischof von B. besaß ein Landgut, das er aber nie besuchte,
Herr v. N. hat ihn darum. Der schlug's ihm ab: „wissen Sie denn
nicht, daß man immer einen Ort in petto haben muß, wohin man nie
kommt, von dem man aber eben deshalb glaubt, dort würde man sich
sehr wohl befinden?“ Das mag wahr sein, entgegnete nach kurzer Pause
Herr v. N., damit macht wohl auch das Paradies sein Glück.

Was seliger sei, ob geben, ob nehmen? darüber stritt man sich
einst. Welches von den beiden ein lebhafteres Vergnügen gewährt, will
ich nicht entscheiden, aber dauerhafter ist jedenfalls das Vergnügen zu
geben und ich habe auch immer gefunden, daß man sich seiner länger
erinnert.

Ungleiche Arbeitsentschädigung.

Einer Zeit in der die Dinge schnell entstehen und schnell
lebt es Naturen denen Alles noch zu langsam geht; sie
sind wie ein Theaterstück, dessen Ende man nicht erwarten kann,
soll „ob sie sich kriegen“.

Wir glauben wir den Verfasser des Artikels*) im März-
gesellschaft“ zählen zu dürfen. Während andere Leute
haben die Schäden des heutigen Gesellschaftsgebäudes
zur Genüge Beschäftigung sein wird, die Trümmer und
wegzuräumen, um dann erst an das Aufbauen des Arbeits-
sich der Verfasser mit einem kühnen Satz über alle drei
in Zukunftsstaat, um dort zu — opponieren. Jetzt heißt
in um ein gemeinsames Banner, und unnütze Worte zu

Abtugung der ungleichen Arbeitsentschädigung im Zukunfts-
staat.

vermeiden, die leicht die kaum gewonnenen Kämpfer in das Lager des Feindes zurückzuschlagen können; wir denken unwillkürlich an Butler's Worte, durch welche er von Ballenstern kaum gewonnenen Kämpfern zu seinen Feinden gemacht werden. So kann das Wort von der „ungleichen Arbeitsentschädigung“ leicht ein compaigniweises „Rechtschwenkum“ zur Folge haben, natürlich nur unter den „Vagabunden“.

Es ist jetzt wurde die „ungleiche Arbeitsentschädigung“ nur angewandt als Ausdruck der heutigen socialen Ungerechtigkeit und zwar aus dem einfachen Grunde, weil uns eine andere gar kein Interesse abgewinnen kann; auf einen zukünftigen Gesellschaftszustand dienen — den Begriff der socialen Ungerechtigkeit in sich schließenden — Ausdruck anzuwenden kommt und gerade so vor wie die Einrichtung der Stuccatur zu einem Hause, zu dem der Plan noch nicht entworfen ist. Es ist ein junges Lehren gefährlicher Fehler, nicht das nötige Maß und Ziel zu haben und sich zu einem „Schnell-Literaturum“ auszubilden, das nicht auf die Erlangung eines nahen Objectes Bedacht nimmt, sondern in Aufstellung möglichst entfernter Ziele seine Befriedigung sucht.

Doch zurück zur ungleichen Arbeitsentschädigung, welche die socialistische Partei in zwei Theile — einen größeren und kleineren — spalten soll. Zu dem fraglichen Artikel wird nun folgendes Minoritätsvotum abgegeben:

Man wird mir ohne Weiteres zugeben, daß die Leistung selbst von der natürlichen Befähigung des Einzelnen abhängt. Derjenige, welcher von Natur befähigter ist als ein Anderer, wird auch im Stande sein mehr zu leisten als der Wunderbefähigte. Er hat sich aber diese natürliche Befähigung nicht selbst gegeben, er ist wider Wissen und Willen auf unsern Globus gestellt worden und soll nach Maßstab der Gegner trotzdem für etwas belohnt werden, an dessen Hervorbringung er an und für sich total unschuldig ist“ u. u.

Dieser Gleich ist aber gleichfalls nur ein Product der Befähigung resp. des „Triebs“, welcher eben bei dem Einen mehr bei dem Andern weniger stark ausgeprägt ist. Außerdem wurzelt der Gleich, welchen wir durch das deutlicher klangende Wort „Trieb“ ersetzen wollen, noch in verschiedenen anderen, größtentheils durch Erziehung und Umgebung hervorgegangenen Ursachen, wie z. B. in der Ehrbegierde und hauptsächlich in dem Ehrgeiz.

Die „totale Unschuld“ des Individuums an der Hervorbringung werthvoller Güter wie an der untauglicher Art, ist denn doch nichts anderes als eine *positio principii* des Gleichheitsprincips. Denn wenn auch das Angeborene die notwendige Grundlage der Leistungsfähigkeit sein muß, so verhält sich dieses Angeborene zur angewandten Thätigkeit wie die ruhende Maschine zu der im Betriebe befindlichen. Ueberflüssig wäre es Beispiele anzuführen die zur Ordnung zeigen würden, daß vorhandene Befähigung sich mit thattsächlicher Anwendung nicht deckt, und zwar aus Gründen, die nicht auf der angeborenen Natur beruhen, die sich im Gegenheil auf außerhalb des Individuums wirkendes, auf Erfahrung zurückzuführen lassen. Wenn auch die Intelligenz auf einer angeborenen Eigenschaft beruht, so stellt sie doch nur die „ruhende Maschine“ dar, die durch ein höchst complicirtes Zusammenwirken äußerer Umstände (Erfahrungsresultate) zur schaffenden Thätigkeit angeregt wird. Zudem kann Niemandem sein Selbstbestimmungsrecht entzogen werden; wer will es mir verbieten oder verbieten, wenn ich mich nach erarbeiteten Unterhaltungslofen in die Sonne lege und sonnenze? Denn mit der Hypothese von den Zukunftsweisen, welche aus reinem Idealismus arbeiten, denken, erfinden werden, rede man nicht im Ernste.

Wenn Jemand ein Talent zur Bildhauerei hat, so wird es seinem persönlichen Belieben auch im Zukunftsstaate überlassen bleiben, selbst zu bestimmen, ob er bei gleicher Arbeitsentschädigung nicht vorzieht, einige Stunden zu sehen, zu kochen, zu waschen u. Der Idealismus, der mit den Ideen kramt, tritt nicht so massen auf, und weshalb soll ich meine Gedanken und mein Streben auf eine Arbeit richten, für die ich doch in keiner Weise etwas entschädigt werde, als für die allermerkwürdigste? Die angeborene Be-

fähigung bestimmt nicht allein den qualitativen Mehrwerth der Erzeugnisse, sondern dieser ist mit abhängig von der Würdigung (Preis), welchen ihnen die Consumenten zu Theil werden lassen. Läßt man einem Erzeugniß den ihm zukommenden moralischen oder ökonomischen Werth nicht angedeihen, so wird die angeborene Befähigung zu demselben einfach in dem resp. Besitzer schlummern, würdigt man sie aber gebührend, so wird sie nicht nur zur praktischen Nutzenwendung gelangen, sondern durch die entstehende Wettbewerbschaft selbst verbessert auftreten. Den größeren Nutzen, den die Gesellschaft durch die größere Fähigkeit eines Produzenten empfängt, muß diesem auf irgend eine Weise wieder vergütet werden, zumal diese Vergütung oft nichts anderes sein wird, als die Entschädigung der größeren Arbeitskosten. Man vergesse eben nicht bei der angeborenen Fähigkeit auch an die angewandte Fähigkeit und deren Selbstbestimmungsrecht zu denken, vorausgesetzt, daß man wirklich für Freiheit und Gleichheit kämpfen will und nicht für den organisirten Polizeistaat. Die gleiche Arbeitsentschädigung ist aber gleich der ungleichen Arbeitsentschädigung, so lange ungleich productirt wird, was nicht lange dauern würde; denn die gleiche Arbeitsentschädigung muß logischerweise zu qualitativ gleichen Arbeitserzeugnissen führen, welches gleichbedeutend wäre mit dem Verfall der Production, mit dem der Cultur überhaupt. Dann kann unsere Forderung nicht heißen: vorwärts zum wetteifernden Streben und — „Ehre dem Ehrgeiz gebühret“. Des Verfassers Ansicht leidet übrigens an bedenklichen logischen Lücken; indem er nämlich den Ehrgeiz als Motiv der besseren Gütererzeugung annimmt, bedenkt er dabei nicht, wie dieser entsteht und befriedigt wird; Ehrgeiz ist nicht ganz angeborene Eigenschaft, er kann geweckt, befördert, vernichtet werden durch die Objecte, die ich ihm vorstelle oder entziehe, je nachdem. Wenn ich dem Ehrgeiz sein Object (die Befriedigung) nehme, so vernichte ich ihn (den Trieb) zugleich selbst, gerade so, als wenn ich dem Hungernden die Nahrung entziehe — Tod. Der Ehrgeiz stirbt also wenn ich ihn nicht befriedige, und befriedigen kann ich ihn nur durch eine ungleiche Arbeitsentschädigung. Ein richtiger *circulus vitiosus*. Zudem wäre eine gleiche Arbeitsentschädigung gleichbedeutend mit der Vernichtung des Werthbegriffs überhaupt, sowie eine Prämie (mit der Tendenz zur untersten Stufe zu neigen) auf die Faulheit und Dummheit, und das hat der Verfasser doch gewiß nicht beabsichtigt.

Summary

Fragen, wie die vorliegende, laufen dem Wesen des Socialismus schnurstracks entgegen, denn dieser will nichts anderes, als den Werth der Arbeit für den Arbeitenden; außerdem sind sie unnütz, da sie über das Ziel hinaus-schießen und nur Verwirrung anrichten können.

Die sociale Arena ist kein Rennplatz, von welchem der als Sieger heim-lehrt, der den Anderen um eine Pferdelänge voraus war.

Soeben ist erschienen:

Geschichte der Commune von 1871.

Von Lissagaray.

Preis im Buchhandel 8 Mk. Für Arbeitervereine bei direktem Bezug 4 Mk., in Partien 3 Mk. 25 Bogen gr. 8.

Das Erscheinen des Werkes ist dadurch verzögert worden, daß die deutsche Uebersetzung nach dem für die noch nicht erschienene zweite franz. Auflage vom Verfasser bearbeiteten Original hergestellt ist.

Es wird mit diesem Werke zum ersten Male eine auf die vorhandenen Quellenstücke und auf die sorgfältigsten Untersuchungen des Verfassers begründete authentische Geschichte der Commune von 1871 geboten. Der Verfasser verfährt ohne jede andere Rücksicht als diejenige auf die Wahrheit. Mit derselben Treue und Schärfe, mit der er die großen und heroischen Tugenden der Communebewegung schildert, entwickelt er die Ursachen der Niederlage.

Es beziehen
sich alle Bestellungen
u. Abonnements, für Berlin
an G. Redendberg,
SW. Kronenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4,50 Mark.
Inseratenspreis 20 Pf.
für die gespalt. Zeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition

Berlin S.W.

Bentz-Strasse 6.

6. Jahrgang.

Berlin, 6. April 1878.

Nr. 14.

Inhaltsverzeichnis: Das sog. wirtschaftliche und das sog. politische Princip im Socialismus. Von Dr. H. Mühlberger. — Staat und Kirche. I. — Geschichte der Commune von 1871.

Das sog. wirtschaftliche und das sog. politische Princip im Socialismus.

Von Dr. H. Mühlberger.

Die Nummer 10 der socialistischen Revue „Zukunft“ enthält einen kurzen, mit —m unterzeichneten Artikel unter dem Titel „Ueber den Zusammenhang des wirtschaftlichen und politischen Principes im demokratischen Socialismus.“ Wenn statt des Wortes „Zusammenhang“ das Wort „Gegensatz“ stände, so wäre die Tendenz des Artikels besser gekennzeichnet, denn letztere geht dahin, beweisen zu wollen, daß man, was die Lösung der praktischen gegenwärtig an den Socialismus herantretenden Fragen betrifft, zu entgegengesetzten Schlußfolgerungen gelange, je nachdem man in seinen Erwägungen vorzugsweise den politischen oder vorzugsweise den socialen Verhältnissen Rechnung trage. „Das wirtschaftliche, wie das politische Princip, heißt es dort, stehen in unserer Partei gleichberechtigt nebeneinander; Niemand denkt daran, das demokratische Princip aufzugeben, um in einem reactionären Staatsocialismus die Verwirklichung des wirtschaftlichen Principes zu erstreben; ebensowenig giebt es Leute in der Partei, die sich mit der Verwirklichung der Ziele der rein politischen Demokratie zufriedengestellt erklären; kurzum Niemand will das eine Princip dem andern opfern.“ Aus dieser nebeneinander bestehenden Gleichberechtigung beider Principien wird dann weiter in dieser Folgerung entwickelt, daß Eine dieser Principien könne sehr gut mit ja, das andere sehr gut mit nein auf irgend eine social-politische Frage Antwort geben und beide Antworten seien eigentlich bei Licht betrachtet richtig.

Wir bemerken zunächst ganz im Allgemeinen, daß, wenn diese eben geschilderte Auffassung der Dinge richtig wäre, für den Socialismus eine neue Ära anbrechen würde — die Ära der Unentschlossenheit, die Ära des Skepticismus, die Ära der Schaukelpolitik. Der deutsche Socialismus hätte 15 Jahre lang gegen den Liberalismus angekämpft, um schließlich zur Ueberzeugung zu gelangen, daß die dem Liberalismus zu Grunde liegende principielle Anschauung der Dinge denn doch die richtige sei, daß es in den großen socialpolitischen Fragen überhaupt kein ja und kein nein, kein warm und kein kalt, kein weiß und kein schwarz gäbe; daß man so oder so sagen könne und daß der Klügste derjenige sei, welcher weiß,

warum man so oder auch so sagt. Da aber eine definitive Antwort auf die einmal gestellten Fragen nothwendig ist, so bleibt nichts anderes übrig, als die Vertreter des Socialismus, also seine Reichstags-Abgeordneten, mit der Antwort zu beauftragen. Wenn nun jeder dieser Abgeordneten mit dem Schreiber jenes Artikels der Ansicht ist, daß man so oder auch so sagen könne, so wird die Abstimmung selbst offenbar einer Art Lotterie gleichen; es wird dann dem gütigen Schicksal anheimgestellt, ob das Ja oder das Nein das Richtige war. Der Socialismus selbst aber, d. h. das Volk, nicht diese oder jene Partei, hat den Orakelspruch als solchen hinzunehmen und sich mit ihm, so gut es eben geht, zurechtzufinden. „Hat die Partei, heißt es in jenem Artikel, durch Majorität entschieden, dann fügt sich jeder als ehrlicher Demokrat diesem Beschlusse.“ Geht man noch etwas tiefer in jene Erörterungen ein, so wird die Perspektive immer erbaulicher. Die Führer des Socialismus zerfallen darnach in zwei Abtheilungen, in politische Socialisten und in sociale Socialisten. Die bis jetzt allgemein angenommene und schon im Worte: Social-Demokratie ausgebrütete innere Einheit und Identität des politischen und socialen Strebens verwandelt sich in ein harmloses Nebeneinander, wo bald die Politik bald der Socialismus den Vortritt hat. Das Volk selbst aber ist bestimmt, aus der Ferne bewundernd zuzusehen, ob der Himmel seinen politisch-socialen oder seinen social-politischen Führern die Oberhand zu Theil werden läßt. Das, was dann die Mehrheit beschließt, ist jedenfalls das Richtige! Wir Andersgläubigen aber, die wir nach wie vor der unumstößlichen Ueberzeugung sind, daß jede wahrhaft sociale Organisation so ipso politisch befreiend wirken, daß jede politisch befreiende That so ipso den Boden zur socialen Organisation ebnen muß, wir sind gerade wegen unserer Einheit einseitig und haben vor der höheren Zweifelhait des Eclecticismus die Segel zu streichen. Der Artikel der „Zukunft“ sucht zwar der ganzen Frage ein sehr unschuldiges Gepräge zu geben. „Wir glauben, sagt er, von vornherein constatiren zu sollen, daß es sich bei all diesen Differenzen nur um Fragen der Taktik, nicht um principielle Gegensätze handelt; allseitig hält man an den Grundprincipien unbeirrt fest, und es steht nur zur Discussion, welches Mittel zur Durchführung dieser Principien das zweckmäßigste und taktisch richtigste sei.“ Allein, man täusche sich nicht; die Fragen ob die Eisenbahnen, die Feuerversicherung, die gesammte Tabakfabrikation dem jetzigen Staate überliefert werden sollen, sind von so enormer Wichtigkeit und so großer Tragweite, daß von einer bloß taktischen, also untergeordneten Bedeutung gar nicht die Rede sein kann. Wenn also zwei Socialisten auf demselben Principe fußend, diese Frage in entgegengesetzter Weise mit einem deutlichen Ja und mit einem deutlichen Nein beantworten, so ist nur Folgendes möglich: Entweder täuscht sich Eine dieser beiden Personen oder aber, — eine Seite, die gewöhnlich ganz außer Acht gelassen wird — das, was man für ein Princip, für eine zu Grunde liegende, ursächlich bestimmende Ansicht gehalten hat, ist kein eigentliches Princip, sondern birgt vielmehr in sich selbst wieder größere oder kleinere Unterschiede. Auch, wenn der letztere Fall thatsächlich vorliegt, wird natürlich immer nur Eine der beiden Personen wirklich Recht haben, allein es ist dann wenigstens ein Mittel zur Verständigung, zur Klarstellung der ganzen Sachlage vorhanden und dieses Mittel kann nichts

anderes sein, als die Prüfung der beiderseitigen Voraussetzung, des beiderseitigen sog. Princip. Der Socialismus hat nicht nöthig, in die Schlingen des liberalen Scepticismus zu gerathen und seinen Jüngern statt der Wahrheit, nach der sie dürften, doppelzüngige Orakelsprüche zu bieten.

Lassen wir diese tieferen Erwägungen zunächst bei Seite; betrachten wir einmal die ganze Situation, wie sie zur Zeit für den Socialismus liegt, vom gewöhnlichen Standpunkt des Tagespolitikers: Wichtige, überaus wichtige social-politische Fragen: Eisenbahnen, Monopole, Versicherung sind an der Tagesordnung. Alle politischen Parteien, das ganze Volk interessieren sich im höchsten Grade für dieselben. Jede Partei nimmt allmählig Stellung für oder gegen, je nachdem ihre politische Rolle oder ihre volkswirthschaftliche Anschauung es fordert. Der Socialismus allein geräth in ein ängstliches Bangen und Bangen; die berufensten Führer, welche in der Beurtheilung anderer Parteien so scharf und streng zu sein pflegen, scheinen ihrer Sache nicht sicher. Da bringt einer ein Project, dort kommt ein anderer und erklärt es für freihetismörderisch. Endlich kommt ein Dritter und erklärt mit weiser Milde: Ihr habt alle beide Recht, es kommt nur darauf an, ob man die Sache politisch oder wirthschaftlich auffaßt. Seit Jahrzehnten predigt der Socialismus dem Volke, alle wirthschaftlichen Fragen seien politischer, alle politischen Fragen seien wirthschaftlicher Natur. Und nun, wo es sich um eine praktische Handhabe handelt, wo es zum erstenmal gilt, an bestimmte concrete Fragen heranzutreten, verflüchtigt dieser selbe Socialismus durch den Mund dieser selben Führer, etwas anderes ist die politische, etwas anderes die wirthschaftliche Auffassung dieser Fragen. Wem soll das Volk glauben? Dem Socialismus von früher, der beide Seiten der Frage für identisch oder dem Socialismus von heute, der beide Seiten für gleichberechtigt erklärt? Sind beide Seiten identisch, so können sie nicht gleichberechtigt sein d. h. der ihnen entnommene Schluß kann nur ein einheitslicher sein. Sind beide Seiten gleichberechtigt, so können sie nicht identisch sein d. h. der ihnen entnommene Schluß kann nur ein zweideutiger sein. Kurz und gut: Es bleibt nichts anderes übrig, als offen eingestehen, daß der Socialismus oder richtiger die Führer der social-demokratischen Partei in den wichtigsten socialpolitischen Fragen welche jetzt an sie herantreten, keine bestimmte und klare Ansicht haben. Jener Artikel der „Zukunft“, der zum Zwecke geschrieben ist, um diese ganze dormalige Situation ins rechte Licht zu stellen, erfüllt zwar diesen Zweck, aber er ist im Grunde selbst nichts anderes, als eine Umschreibung des Satzes: Wir wissen nicht, was wir thun sollen. Wie der Präsident eines Schwurgerichts in seinem Resumé alle Gründe für und wider zusammenfaßt, das Urtheil selbst aber den Geschworenen überläßt, so schwingt sich der Schreiber jenes Artikels ebenfalls auf den Präsidentenstuhl und erklärt feierlichst: Diese und diese politischen Erwägungen sprechen für Nein, diese und diese wirthschaftlichen Erwägungen sprechen für Ja. Leider fällt er zum Schluß aus seiner Präsidentenrolle; denn anstatt nach Vollendung seines Resumé mit den Worten zu schließen: Wo das Recht, wo das Unrecht ist, ist nicht meine Sache; das müssen die Herren Geschworenen d. h. also der Socialismus, das Volk entscheiden, schließt er: „Ein positives Resultat, glauben wir, hat sich jedenfalls herausgestellt; unter sonst gleichen Umständen haben das erste Anrecht, dem Staate

iche Gebiete der Produktion und des Verkehrs, größeren Schwierigkeiten verknüpft ist und daher Spruch nehmen muß; dagegen brauchen wir viel diejenigen Betriebe, welche ohne Weitläufigkeit — z. B. die Eisenbahnen — einer uns politisch gierungsgewalt in die Hand zu geben.“ Wir n, daß dieses sogenannte Resultat weit entfernt elmehr der bloße Anfang neuer Fragen ist.

wenn dem deutschen Volke heute die kategorische Soll die Eisenbahn, soll die Feuerversicherung,

dem Reiche überwiesen werden, so kann die r nein lauten; alles was dazwischen liegt, ist at der Bejahende oder der Verneinende Recht; Beidem giebt es nicht. Nun haben wir oben edenheit des Urtheils zweierlei Ursachen haben sich der Eine oder der Andere in seinen Schluß- rincip oder aber ist dieses sogenannte Princip selbstverständlich, als gewöhnlich angenommen i diesen beiden Möglichkeiten der Fall? Was jener Artikel ganz unverblümt schreiben kann. tannde, Gründe für ihre eigene und gegen die ubringen. Durchschlagende und unwiderlegliche ht. Gerade deshalb wird es so schwer, den zeugen; gerade deshalb wird es Allen, die noch genommen haben, doppelt schwer sich zu ent- mit aller Bestimmtheit den Beweis führen zu eiden Möglichkeiten die letztere thatsächlich statt- Bort der principielle Boden, auf welchem die er stehen keineswegs so fest und consolidirt pl selbst glauben. Gelingt uns dieser Beweis, uf der flachen Hand. Die schwankende Haltung, wie jener Artikel sagt, durch die Sachlage der ist, geradezu im Gegensatz zu jenem Artikel, oben schwankt auf dem sie stehen. Und hieraus Linie, daß die gegenwärtige Unsicherheit der unserer Partei, weit entfernt Folge bloß taktischer elmehr fundamentaler Bedeutung ist.

uns nicht! Wenn wir sagen, der principielle aldemokratischen Führer stehen, sei keineswegs wante sogar, so will das selbstverständlich nicht ühren an Consequenz, Energie oder gar Ueber- ze Frage ist vielmehr rein intellectueller ung will nur so viel feststellen, daß man sich in jar oft über sogenannte Principien täuscht, daß incipis zu sprechen glaubt, während bei näherer i der Fall ist. So vorbereitet treten wir an heran.

s sogenannte Princip? Was sind, wie jener idprincipien an denen Jeder unbeirrt festhält?“ Frage kann in dem Zusammenhang, in welchem

sie gestellt ist, nicht zweifelhaft sein. Man meint damit nichts anderes, als die Lehre, daß der Staat sämtliche Productionen in die Hand nehmen und zum Besten des ganzen Volkes leiten solle. Ist dieser Satz wirklich ein Princip des Socialismus? Wer bei den landläufigen socialistischen Anschauungen Umfrage hält nach einer Antwort, dem wird ein einstimmiges Ja zu Theil werden. Und dennoch ist dieses Ja falsch, wie eine kurze Erwägung zeigen wird. Was will der Socialismus mit der Uebergabe sämtlicher Productionen an den Staat erreichen? Er will erreichen, daß die wirthschaftlichen Existenzbedingungen sämtlicher Glieder der Gesellschaft gleich, vollkommen gleich gemacht werden. Der Zweck, das Ziel, das ursächlich Bestimmende, mit Einem Wort das Princip des Socialismus ist also nicht, wie man gewöhnlich glaubt, die Uebergabe sämtlicher Productionen an den Staat, sondern nichts anderes als die absolute Gleichheit der Existenzbedingungen für Jedermann. Und nur deshalb, weil sich der deutsche Socialismus die Begründung und Durchführung dieser Gleichheit nicht anders vorstellen kann, als unter dem Dilde einer staatlichen Production, nur deshalb ist er zur Ansicht, zum Glauben oder, nennen wir das rechte Wort, zum Irrthum gelangt, diese staatliche Production selbst sei sein ureigenstes Princip, dem gegenüber alles Andere in den Hintergrund treten müsse.

Also die Uebernahme sämtlicher Productionszweige von Seiten des Staates — es ist überaus wichtig, diesen Satz sich einzuprägen — ist kein Princip; das Princip vielmehr ist, wie wir gesehen haben, die Gleichheit der Existenzbedingungen. Und aus dieser ersehnten und erstrebten Gleichheit erst folgert der Socialismus, daß der Staat die gesamte Production leiten solle. Die Lehre vom Staatsbetrieb ist somit eine bloße Folgerung aus dem tieferliegenden, ursächlich bestimmenden Princip der Gleichheit. Es könnte nun Manchem scheinen, als ob es sich hiebei um unnütze Unterscheidungen handelte und dennoch ist das keineswegs der Fall. Abgesehen davon, daß die capitale Wichtigkeit dieses Unterschieds sich im weiteren Verlauf unserer Untersuchung aufs Deutlichste ergeben dürfte, daß die Konsequenzen desselben theilweise der überraschendsten Natur sind, wollen wir hier nur Eine naheliegende Folge hervorheben. Fragt man z. B. einen Socialisten, welcher sich dieses Unterschieds nicht bewußt ist: soll die Tabakfabrikation heute dem Reiche übertragen werden? so wird er etwa so rasonniren: Mein Princip ist die staatliche Production; nun erklärt sich der jetzige Staat bereit, diese Production auf sich zu nehmen und im ganzen Reiche durchzuführen; mögen die Absichten desselben hiebei nun sein, welche sie wollen, im Princip bekennet sich der heutige Staat zu meinem Princip. Es wird mir freilich unendlich sauer in die dargebotene Hand des jetzigen Staates einschlagen, allein helf was helfen mag. So oder ähnlich so mag es auf dem Grund dieser socialistischen Seele aussehen. Richtet man nun aber an einen Socialisten, der sich des obigen Unterschieds in seiner ganzen Schärfe bewußt ist, dieselbe Frage: soll die Tabakfabrikation heute dem Reiche übertragen werden? so muß sein Raisonement ganz anders lauten. Mein Princip ist, wird er sich sagen, die Gleichheit; ich weiß nun sehr wohl, daß sich diese Gleichheit ohne vorausgehende Centralisirung der ökonomischen Interessen in einem bestimmten Productionszweig nicht erreichen läßt, sonach ist es höchst wichtig, daß z. B.

sämmtliche Tabakinteressen um Ein Banner sich schaaren; allein wenn diese Centralisation, anstatt vom Princip der Gleichheit getragen zu sein, vielmehr gerade in der gegenwärtigen Absicht, gegen die Gleichheit durchgeführt wird; wenn sie gar, wie das im heutigen Staat nicht anders sein kann, von dem Hintergedanken geleitet ist, durch die Centralisirung dieses Einen Produktionszweigs diejenigen Machtmittel zu vermehren und zu steigern, welche nöthig sind, um das gegenwärtige Chaos unserer wirthschaftlichen Zusammenhänge d. h. die heutige Gesellschaft aufrecht zu erhalten; wenn die neue Waffe nur zu dem Zwecke geschmiedet wird, um gegen dasselbe Ziel d. h. der Organisation und Centralisirung, in den übrigen Produktionszweigen geführt zu werden, so kann ich natürlich nichts anderes thun, als mit Ausbietung meiner ganzen Kraft gegen dieses Aufwachen des Staates und der Regierung zu protestiren. — So sehen wir, daß die bloße Erfassung des principiellen Unterschieds zwischen socialistisch d. h. egalitär organisirter und staatlicher Production schon unabwieslich zu ganz entgegengesetzten Folgerungen führt, daß der Schluß des ersten Socialisten auf einem principiellen Irrthum ruht, daß der zweite Socialist derjenige ist, welcher auf einem wirklichen, wahrhaften Principe fußt.

Es wird sich nun darum handeln, zu untersuchen, ob nicht trotz des entgegengesetzten Schlusses, zu welchem unserer Entwicklung zu Folge beide Socialisten kommen müssen und auch thatsächlich kommen, dennoch Ein Gemeinsames vorhanden ist, in welchem sich beide Ansichten wieder treffen, beziehungsweise verständigen können. Ein solcher gemeinsamer Punkt ist nach unserer Ansicht wirklich vorhanden. Worin besteht er? Der Staatssocialist verhehlt sich bekanntlich nicht, daß die Ueberweisung ganzer Produktionszweige an den jetzigen Staat von sehr ernsthaften Gefahren für die Freiheit begleitet sein könnte; er verhehlt sich ebenso wenig, daß der Betrieb dieser Productionen und Fabricationen alles eher, als egalitär organisirt werden wird. Um was ist es ihm also, wenn er doch Ja dazu sagt, einzig und allein zu thun? Darum, daß dieser oder jener Industriezweig schon heute in allen seinen ökonomischen Interessen centralisirt werde. Er weiß, so gut wie sein Gegner, daß die Centralisation der ökonomischen Interessen in den einzelnen Industrien die *conditio sine qua non* aller socialistischen Organisation sein muß. Denn nur auf diese Weise, sagt er sich, kann die Anarchie, die Concurrenz gebändigt und der gegenseitigen wirthschaftlichen Zerfleischung ein Ende gemacht werden. Diese Centralisirung erscheint ihm von so capitaler Wichtigkeit, daß er bei sich selbst im Zweifel ist, ob nicht trotz aller Gefahren, trotz allen Nachtheils, welche einem heutigen Staatsmonopol entströmen, eben um dieser Centralisirung willen alles Andere hingeopfert werden dürfe. „Eine Uebertragung von gewissen Zweigen der Production, heißt es in einer Redactionsbemerkung der „Zukunft“ (S. 286), des Verkehrswezens u. s. f. — ob gerade der Feuerversicherung, lassen wir dahingestellt — auf das Reich, selbst unter heutigen Verhältnissen ließe sich von taktischen Gesichtspunkten aus vielleicht doch rechtfertigen.“ Nun, der Gegner dieses Staatsocialisten ist nicht minder der Ansicht, daß diese Centralisirung der ökonomischen Interessen auf jede Weise erreicht werden sollte, auch er sieht wie jener in ihr die nothwendige Vorbedingung jeder socialistischen Organisation.

Die Antwort auf unsere Frage, ob sich nicht in beiden einander gegen-
überstehenden Ansichten Ein gemeinsamer Punkt vollkommenen Ein-
verständnisses finden lasse, ist also wirklich gefunden. Beide Socialisten
sind der festen Ueberzeugung, daß die wirthschaftlichen Interessen
zunächst der einzelnen Productionszweige und dann weiterhin dieser
Industriellen unter sich centralisirt werden müssen. Wirft man nun einen
Blick auf unsere oben geführte Untersuchung über die Principien zurück,
so ist leicht verständlich, wie sehr sich jener Artikel dessen Analyse uns
vorzugsweise beschäftigt, irrt, wenn er meint, dies den beiden verschiedenen
Ansichten zu Grunde liegende Princip sei trotz alledem die Uebernahme
der Productionen von Seiten des Staates. Ganz im Gegentheil, der
Staat kommt dabei zunächst gar nicht in Frage; die wirthschaftliche
Centralisirung vielmehr ist es nach welcher beide Ansichten ob nun be-
wußt oder unbewußt, hinielen.

(Schluß folgt.)

Staat und Kirche.

1.

Se Nachbar, könnt Ihr Italienisch? — „Ein wenig, so grade
genug für die Höflichkeit.“ — Das reicht nicht, denn hier giebt's neben
den Höflichkeiten auch Unhöflichkeiten und Grobheiten. — „Um was
handelt sich's denn?“ — Um den Kulturkampf! — „Bah, der ruht ja
aber.“ — Der ruht? der hat noch gar nicht angefangen. — „So erzählt!“

Ein italienischer Minister a. D., Hr. Marco Minghetti, hat
ein Buch geschrieben*), welches den Titel führt: „Staat und Kirche.“
Fällt Euch dabei nichts auf? — „Nein, das hat der württembergische
Minister Goltzer auch gethan.“ — Richtig und doch falsch. Der Minister
Goltzer hat geschrieben: „Kirche und Staat;“ Hr. Minghetti schreibt:
„Staat und Kirche.“ Es ist ordentlich als ob die Sprachorgane der
Deutschen es nicht anders duldeten; erst muß der Gaumlaut heraus,
ehe der Zungenlaut Platz findet. So ging es ja von je. Im zweiten
Faust schon heißt's:

„Die Heiligen sind es und die Ritter,
Sie stehen jedem Ungewitter,
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.“

Der Italiener, der „an der Engelsporten“ wohnt, ist viel staat-
licher, römischer, antiker; er steht auf den Boden der alten *res publica*
romana und des *Imperium romanum*. Der Staat, das ist die Haupt-
sache. Wie es mit der Kirche steht und wie wir uns zu ihr stellen —
das muß erst untersucht werden.

„Wer ist denn eigentlich dieser Hr. Minghetti?“ — Marco
Minghetti war zuerst Minister des liberalen Papstes Pius IX., als man
glaubte, die Kirche selbst werde Italien herstellen und freimachen. Nach-
dem dieser Versuch oder besser diese Utopie mit der Flucht des Papstes
nach Gaëta zerronnen war, nahm Minghetti seine Aufgabe als Minister

*) *Stato e Chiesa*, di Marco Minghetti. Ulrico Hoepli, Editore. Napoli,
Milano, Pisa. 1878.

klaren Verstand des geistlichen zu machen. Dieser Krieg, der im 11ten Jahrhundert begann und im Anfang des 16ten in die Reformation auslief, zerstückte im Mittelalter die Einheit von Kirche und Staat. Im Verlaufe des 16. Jahrhunderts suchte der Jesuitismus zu retten was er konnte, rekatholisierte die Welt soweit seine Arme reichten und hoffte im 17. wieder Herr des Planes zu werden. Aber die Spaltung blieb, und bald opponierten sogar katholische Staaten gegen die hochgewachsene Lamajung Roms und seiner Prätorianer. Am 23. März 1682 entstanden die vier gallikanischen Artikel in Frankreich, welche Bossuet im Auftrag Ludwigs XIV. ausfertigte.

Von da ab befinden wir uns mit Ronghetti auf der zweiten Stufe des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, welches das juridische, rechtliche, Pakt- oder Konkordatsverhältnis heißt. Der Staat wies den Glauben nicht zurück; aber er bestand seinerseits auf Beauffichtigung und Regulirung des Kirchenwesens. Ich Sorge, sagte der Staat, für Wohlfahrt und moralische Besserung der Unterthanen; zu meinen Mitteln gehört auch die Religion, dieses Mittel aber und seine Handhabung muß ich kontrolliren. Hätte der Staat eine Staatsreligion einführen können, wie es im Protestantismus der Fall war, so wäre er auf der ersten Stufe geblieben oder wieder dorthin zurückgelehrt; aber der Staat, hier immer der katholische, stand einem Pontifex gegenüber, der zugleich ein fremder Potentat war, ein Souverän mit allen Attributen der Machtvollkommenheit, mit dem ganzen Apparat der Diplomatie, der Agenten, Agitatoren und einer allgegenwärtigen Miliz war, ja nach dem italienischen Garantiegesetz von 1873 noch jetzt ist. Ein Umstand, den Ronghetti uns für die Gegenwart viel zu leicht zu nehmen scheint.

Das juridische Verhältniß nun, die Periode der Pakte und Konkordate, welche ihren Ausdruck an Nuntien und Gesandten, am Placet und Exequatur hat, die offizielle Korrespondenz zwischen dem Papst und den Bischöfen einer Ueberwachung unterwirft, erreicht im modernen Staate seine unheilbare Spitze in dem sog. *appel comme d'abus*. Ein Priester verweigert einem Sterbenden die Sakramente oder dem Todten das kirchliche Geleite und das Begräbniß in geweihter Erde. Jetzt wird die Staatshülfe angegangen, der Staat soll den Priester zwingen oder doch bestrafen. Die liberalen Staatsverfassungen sagen: Die bürgerlichen Rechte hängen nicht vom religiösen Bekenntniß ab; die Kirchen verwalten ihre Angelegenheiten selbständig. Der Staat verhält sich also gleichgültig gegen kirchliche Ueberzeugungen, er ist *non atheso*, doch *laïque*. Nun soll er aber, kraft des Konkordates oder Paktes, dem Sterbenden in den Sakramenten, dem Todten zum kirchlichen Geleite und zu geweihter Erde verhelfen! Dieser Widerspruch ist doch haarsträubend. Ronghetti, der das juridische Verhältniß von sich weist, muß gleichwohl gestehn, daß selbst das Piemontesische Statut, die jetzige Verfassung Italiens, den Katholizismus als Staatsreligion noch quasi anerkennt, obwohl die italienische Praxis auf Glaubensfreiheit hinausgehe. Er behauptet ebenfalls, daß in Deutschland und selbst in Preußen das juridische Verhältniß noch bestehe, was wohl keinem Zweifel unterliegt, so lange der Staat die Kirche dotirt.

Was Ronghetti unter der dritten Stufe, der vorläufig höchsten versteht, was nach ihm Gavour unter der „freien Kirche im freien Staate“

A, ist nichts Anderes als was wir die „Trennung late“ heißen. In der Verfassung der Vereinigten pt. 1787, sagt Wingham, sei zuerst der richtige Satz: Die Kirche geht den Staat nichts an! Er gibt Grundsatz noch nicht in der ganzen Konföderation worden sei; aber, fährt er fort, das gerade spiegelnde Fortschritt der Dinge in Europa deutlich: Nordcarolina z. B. sei man bei dem Glauben an z zur Erlangung eines Staatsamtes angekommen. cete der Glaube an Belohnung und Bestrafung nach in Maryland verlange man die Unsterblichkeit. In nsas sei das Alles gestrichen. Auch leugnet er nicht, i nicht sehr löbliches Beispiel der Religionsfreiheit er, wenn sich die Leute von den Jesuiten kaufen i zum Absolutismus zurückgreifen! Dagegen macht Freiheit“ keine Sorge, denn die Kirche sei dort nicht und der Klerus noch vielfach gebunden.

ist, daß der Mischmasch der Rassen und die hetero- i, die in Nordamerika durcheinander wirbeln, jene in der Gesellschaftsbildung begriffen ist, die Union bösen als zum schlechten Exempel in dieser Frage Belgien betrifft, so ist durch das Gesetz über den 1842 der Klerus nicht „frei“, sondern Herr der anst, wo dann die kleinen Hemmnisse, die man Stif- und Affoziationen hin und wieder in den Weg gelegt . als die bekannte Aufzäumung des Pferdes von

ge absolute Trennung der Kirche und Kirchen vom :sorge für deren Institute, keine Dotation, Unter- igung noch rechtliche Privilegierung! Ungebührlich- ungen des Klerus suche man mit Repressivmaßregeln n treffe ja auch die freie Presse, das Versammlungs- ciellen Gesellschaften.

bert keinen Glauben an irgend ein Dogma; die Be- er an einem Kultus ist ihm ganz gleichgültig. Die insgenossenschaften dürfen Propaganda machen, da- ie Rechte Dritter verletzen.“ Nationeller als jedes nerkennung der Naturgesetze, die Ableitung der olitik aus der Vernunft. Se billiger und mensch- cher. Es besteht gar kein Zusammenhang zwischen ad dem geoffenbarten Dogma; das natürliche Licht gt. Wenn die Kirche unversöhnlich ist, dann werden anzel, Schule gegen Schule, Diskussion gegen Dis- en Einfluß aufstellen. Uebrigens sollen mich die riedberg u. A. mit ihren Warnungen in Ruhe lassen. ht auch vorüber und der Katholizismus wird sich in der Dinge finden. —

fast wörtlich aus Stato e Chiesa und ich frage, wie . „Im Ganzen lautet das recht hübsch und man möchte geführt sehn; nur . . .“ Was? — „Daß Wingham

den Hrn. v. Sybel und den Dr. Koniger dahineinbringt . . ." Bardon, von Hrn. Dr. Koniger war gar keine Rede, der hat in Italien keine Nummer. „Friedberg u. A.“ habe ich gesagt. — „Dann aber“ — Was? — „Wovon soll die Geistlichkeit leben? Wovon sollen die Kirchen und Pfarrhäuser erhalten und neugebaut werden, wenn der Staat nichts mehr zahlt?“ — Was geht Euch das an, wozu zerbrecht Ihr Euch fremde Köpfe? Die Gläubigen selbst dotiren, stiften, gründen; es entsteht corporatives Eigenthum unter dem Schutze der Gesetze. Der Glaube kann Berge versetzen und soll nicht einmal eine Börse öffnen, nicht den Schlüssel zum Eisenschrank finden? Sind das Eure Bedenken alle, Nachbar, dann muß ich Euch nächstens zu Hülfe kommen.

Geschichte der Commune von 1871.

Geschichte der Commune von 1871. Von Lissagaray. Autorisirte Deutsche Ausgabe. Braunschweig, Braucke. 398 S. — 6 Mk.

Sieben Jahre sind es nun her. Wir in Deutschland sind in der Zeit dahin gekommen, die glänzenden Geschehnisse, die uns damals zueilten, etwas unbefangener auf ihren Feingehalt zu prüfen, und die noch nicht dahin gekommen, die werden doch dahin getrieben. Bei unsern Nachbarn über dem Rhein dauert es mit dieser retrospectiven Erkenntniß etwas länger. Während sie doch durch die schwankende Entwicklung aller politischen Verhältnisse in ihrem Lande so dringend darauf hingewiesen wären, was es denn eigentlich mit den nouvelles couches, mit den „neuen Schichtungen“ im Volksleben auf sich habe, von denen sogar ihr Gambetta, ihr „Orakel von Belleville“ schon gesprochen, genügen sie sich und vergnügen sie sich an den Ragbalgereien der alten, durch das Dictionnaire de l'Académie anerkannten Parteien, von denen keine, aber auch keine mehr Sohle genug unter den Füßen hat, um auch nur bis ins nächste Jahrhundert hinüber zuwandern. Nicht daß sie noch „auf einem Vulkan tanzen“, wie Salvandy 1830 sagte — das hätte doch noch ein Verdienst der Naivetät, — sondern sie wissen, daß sie auf dem Vulkan stehen, der 1871 unter ihnen gebohrt hat und sie auf ihm, aber sie meinen, wenn sie nur eben die Furche offen erhalten, in der sie damals seine Lava in das Meer und bis nach Numea hin geleitet haben, das ihrige gethan zu haben: „uns hält's noch aus.“ Da sie nun einmal — nicht aus Verständniß der Dinge, sondern weil sie es von ihren beiden Napoleonen und auch von Louis Philippe so gehört haben —

als etwas Großem zu sprechen gewöhnt sind, so die Pariser Bewegung von 1871 einfach als Gräuelf bezeichnet und denken ihr damit alles historische abgesprochen zu haben. Für das Uebrige lassen sie

hauung paßt dann freilich das Buch Lissagaray's (Wir haben vor etwa zwei Jahren sein Erscheintext) kurz erwähnt, wir kommen heute ausführlicher in deutscher — und, wie vorweg bemerkt sei, durchsichtiger vielfach bereicherter — Ausgabe vor uns liegt. Arbeit ist in den letzten Worten der kurzen Vorrede

heißt da: „Wer dem Volke Revolutionslegenden erb vorfäglich oder aus Unwissenheit — durch Geschichtst, ist ebenso strafbar, wie der Geograph, der falsche Refahrer entwerfen würde.“ So werden sich auch in Parteien getäuscht finden, sowol die unbedingt verurtheilende, als unbedingt lobpreisende. Die letztere wird darüber wundern sein. Es mag mit den Kreuzzügen in einigem Theile, die neuestens in Deutschland gegen den Gottesdienst gesetzt worden sind — recht unnütze nach unserer Ansicht der darauf folgenden Beschränkung des Vereinsrechtes erkaufen —, daß sich das religiöse Gefühl der Massen, den so lange sie sich unterdrückt, also abhängig fühlen, nicht gesucht hat, einen förmlichen Cultus der Pariser Märtyrer. Ehre den Todten, aber den Ueberlebenden das Leben! Und Lissagaray ist ein Socialdemokrat, ist ein Mann, den Wochen gewesen, er hat zu dieser Kritik ein

und scharf ist seine Kritik. Mit den Augusttagen des Jahres 1848 hat seine Darstellung. In dem Sturze Napoleon's war eine Revolution — um den artilleristischen Charakter — crepirt. Das nationale Unglück, das damit zusammen auf des Reiches Herz heranziehende Gewitterwolke sich schauerte — das wirkte nothwendig dahin, daß die Revolution comprimirt blieb. Dazu kam nun die Noth der Nothverstand des Krautjunkerparlamentes. Die Decapitation war bis dahin eine Nothwendigkeit und ward als solche aber auch nach dem Waffenstillstand, wie zum Spott, die Leiden und Opfer der Hauptstadt, die Regierung zurückkehrte, da bedurfte es nur des Funkens, um den Brand anzufachen. So war es ursprünglich — was nicht selten sich zeigt — ein entgegengesetztes Gefühl, letztem Ziele trieb: die Herabwürdigung der Hauptstadt durch den Gedanken der Commune, der Gleichberechtigung der Gemeinden, im Gegensatz zu der bisher so sehr Centralisation, entwickelte. Das war aber ein alter Gedanke der französischen Liberalen, schon vor 20 Jahren im vollen Ausgesprochen und besonders seit Tocqueville viel verbreitet. Vielleicht liegt es in dieser unliebsamen Erinnerung von diesem municipalen Charakter der Pariser Märzrevolution noch so wenig wie möglich wissen will — obwol Lissagaray ihn öffentlich auf das bestimmteste anerkannte socialistische Element, das daneben in den Kampf trat, Kosten tragen ließ.

ist darin unbefangen und ehrlich, er weist nach, daß in dem Sturmesgange der Dinge und bei dem absoluten Mangel und hervortretender Führer sehr wenig zur Geltung ist seine harte, aber wol gerechte Schilderung:

ganze Arbeitslast lag auf den Delegirten: beschäftigen wir

Zwei Delegationen erforderten weiter nichts als guten Willen: das Proviantwesen und die öffentlichen oder municipalen Reuter. Die Verproviantierung hat durch die neutrale Linie statt, auf welcher Herr Thiers, der Paris auszuhungern suchte, die Lebensmittel nicht absperrern konnte. Da alle Gaupes an dem Plage geblieben waren, litten die städtischen Arbeiten keine Noth. Vier Delegationen dagegen: die Finanzen, das Kriegswesen, die öffentliche Sicherheit und die auswärtigen Beziehungen verlangten wirkliche Thätigkeit. Drei hatten die Aufgabe, die Philosophie dieser Revolution darzulegen: der Unterricht, die Justiz und das Arbeits- und Handelswesen. Ehemalige Delegirte, mit Ausnahme Kramers, eines Arbeiters, waren Gelehrte aus dem Kleinbürgerstand.

Die Finanzcommission bestand aus der Person Jourde's, der mit seiner werthpächterischen Zungenfertigkeit den allzu reichenden Paris ganz erschöpfte. Die Aufgabe war, jeden Morgen 675,000 Frs. zur Befriedigung der Dienstleistungen aufzubringen, 250,000 Personen zu ernähren, die Kriegskosten zu decken. Außer den 4,658,000 Frs. aus den Kassen des Schatzes hatte man auf dem Finanzministerium noch 214 Millionen in Echemen entdeckt; aber Jourde konnte oder wollte sie nicht verwerten. Um seine Kasse zu füllen, raffte er die Einkünfte aller Verwaltungen zusammen: Telegraphen, Post, Abgaben, directe Steuern, Zölle, Gassen und Märkte, Tabaksteuer, Einschreibungs- und Stempelgebühren, die Gemeindefälle und die Ausstände bei den Bahnen. Die Bank erkaufte allmählig die 9,400,000 Frs., welche der Stadt gehörten und gab sogar 7,290,000 Frs. von dem Uebrigem her. Vom 20. März bis zum 20. April zog man somit 26 Millionen ein, während gleichzeitig das Kriegswesen mehr als 20 Millionen verschlang. Die Intendanz erhielt 1,813,000 Frs., die gesamten Municipalitäten 1,446,000, das Innere 103,000, die Marine 29,000, die Justiz 5,500, der Handel 50,000, der Unterricht 1000 (?), die auswärtigen Beziehungen 112,000, die Carpentier-Compagnie 100,000, die National-Bibliothek 80,000, die Commission der Barricaden 44,500, die National-Druckerei 100,000, die Schreiber- und Schuhmacher-Association 24,662. Dieses Verhältniß blieb annähernd das gleiche vom 1. Mai bis zum Einzug der Commune. Die Ausgaben dieses zweiten Abschnitts belaufen sich auf ungefähr 20 Millionen. Die Gesamtsumme der Ausgaben der Commune beträgt wenig mehr als 46,200,000 Frs., wovon 16,650,000 Frs. durch die Bank geleistet wurden und der Rest durch die Einkünfte, indem die Steuern schon 12 Millionen einbrachten.

Der größere Theil dieser Reuter war durch Arbeiter oder durch das Breitenproletariat geleitet. Ueberall richtete man mit dem vierten Theil der heutigen Angestellten aus. Der Postdirector Theiß, ein Eisler, fand die ganze Einrichtung zerrüttet, die Abtheilungsbureauz geschlossen, die Marken verstreut oder fortgeschafft, das Material, wie Postkassen, Wagen u. s. w. bei Seite gebracht, die Kasse auf dem Trocknen. Plakate, welche in den Ecken und Höfen angebracht waren, befohlen den Angestellten bei Strafe der Entlassung, sich nach Versailles zu begeben. Theiß griff rüch und energisch ein. Als die niederen Beamten kamen, um die Abfahrt ins Werk zu setzen, redete er sie an, setzte ihnen die Sache auseinander und ließ die Thüren schließen. Nach und nach traten die Leute bei, da auch einige Angestellte, welche Socialisten waren, die Hand dazu boten. Die ersten Angestellten erhielten die Leitung der Einrichtungen. Man eröffnete die Abtheilungsbureauz und in 48 Stunden war die Einrichtung und Vertheilung der Briefe für Paris wieder im Gang. Achtzig Agenten warfen die Briefe für die Provinz in die Bureauz von St. Denis und von zehn Meilen im Umkreis. Für Beförderung der Briefe nach Paris ließ man dem persönlichen Urtheile allen Spielraum. Es wurde ein höherer Rath eingesetzt, der die Beförderungen der Briefträger, Bureauzbeamten, der Unterbeamten erhöhte, die Uebermüdigkeitszeit abkürzte und bestimmte, daß die Thätigkeit der Arbeiter künftighin durch Prüfungen festzustellen sei.

Die Münze fabricirte die Briefmarken unter der Leitung des Broncearbeiters Camélinat, eines der thätigsten Mitglieder der Internationale. Wie auf der Post, so hatten auch hier der Director und die höheren Münzbeamten zuerst unterhandelt und sich dann davon gemacht. Camélinat füllte mit Hilfe einiger Freunde wieder seinen Posten aus, ließ die Arbeiten fortsetzen und da jeder seine gewerbmäßige Erfahrung mitbrachte, konnte man zu Verbesserungen im Material und zu neuen Methoden schreiten. Die Paul, welche ihre Barren verheirathen wollte, mußte doch für 1,100,000 Frs. Metall liefern, das sich schnell in Hantfrankenstücke verwandelte. Man stellte einen neuen Stempel her, der eben in Wirkung treten sollte, als die Versailler eindrangen.

Das öffentliche Versorgungswesen stand gleichfalls unter den Finanzen. Ein Mann von großem Verdienst, James Treilhard, ein Proscribierter vom Jahr 1851 stellte diese barbarisch zerrüttete Verwaltung wieder her. Ärzte und Angestellte hatten die Spitäler verlassen. Der Director und der Verwalter der Petits-Ménages von Jussu waren entflohen, wodurch sie viele ihrer Pflegebefohlenen dem Bettel überlieferten. Angestellte ließen unsere Verwundeten vor den Erhaltungsthüren warten, Ärzte, Schwärtern wollten ihnen über ihre rühmlichen Wunden die Schwärze ins Gesicht treiben. Treilhard stellte gute Ordnung her. Zum zweiten Mal seit dem Jahr 92 fanden die Kranken und Siechen in ihren Verwaltern Freunde und segneten die Commune, die sie als Mutter behandelte. Dieser edle, geistvolle Mann, der am 24. Mal von einem Versailler Officer am Pantheon ermordet wurde, hat einen wohl ausgedachten Bericht über die Aufhebung der Wohlthätigkeitsbureauz, welche den Armen an die Regierung und den Clerus setzten und welche er durch ein Unterstützungsbureau in jedem Arrondissement unter der Leitung eines Communal-Comités ersetzen wollte, hinterlassen.

Der Telegraph, die Registratur und das Domänenwesen unter der geschickten Leitung des ehrlichen Fontaine, die Steuerämter, die durch Gaillet und Combault wieder gänzlich in Stand gesetzt worden, die National-Druckerei, welche Deboul mit bemerkenswerther Gewandtheit herstellte und verwaltete, sowie die andern, dem Finanzwesen wieder einverleibten Aemter, welche gewöhnlich für die Groß-Bourgeoisie aufbewahrt sind, wurden mit Geschicklichkeit und Sparsamkeit — das Maximum der Belohnung, 6000 Frs., ward nie erreicht — von Arbeitern und niederen Beamten gehandhabt, was auch in den Augen der Versailler Bourgeoisie keines ihres geringsten Verbrechen ist.

Im Vergleich zu den Finanzen war das Kriegswesen eine dunkle Kammer, worin Alle aneinander stießen. Officiere und Gardisten belagerten die Bureauz des Ministeriums, verlangten Munition und Lebensmittel und beschwerten sich, daß man sie nicht abliefe. Man schickte sie auf den Platz zurück, den der zweifelhafte Oberst Henry Prodhomme gegen alle Vernunft besetzt hielt und überwachte. Ein Stochwerk lieferte erbielte sich das durch Cluseret insinuirte Central-Comité in verworrenen Sitzungen, tadelte den Delegirten, unterhielt sich damit, ein Abzeichen zu schaffen, empfing die mit dem Ministerium Unzufriedenen, verlangte vom Generalstab Situationsberichte und wollte über die militärischen Operationen seine Meinung abgeben. Das am 18. März entstandene Artillerie-Comité machte seinerseits dem Ministerium die Kanonen streitig. Das letztere besaß nämlich die vom Marsfeld, während das Comité die vom Montmartre in Händen hatte. Niemals gelang es, einen Hauptartilleriepark *) zu schaffen oder auch nur die genaue Anzahl der Geschütze in Erfahrung zu bringen. Die weittragenden Geschütze blieben bis zum letzten

*) Es gab deren fünf: das Hotel de Ville, die Tuileries, die Kriegsschule, Vincennes, Montmartre. Im Ganzen besaß die Commune — die Feldartillerie und die Forts mit eingerechnet — mehr als 1100 Kanonen, Haubizen, Rüstern und Mitrailleusen.

Zugablick auf den Böden, während die Horte nur Sieben- und Zwölfsfünder hatten, um den Riesenkanonen der Marine zu antworten; häufig schickte man nicht einmal kalibermäße Munition. Die Intendanz, durch Abenteuerer jeden Schlags angegriffen, ließ sich blindlings treiben. Der am 9. April beschlossene Plan der Barricaden, welche eine zweite und dritte Umwallung bilden sollten, war einem Phantasten überlassen, der Arbeiten ohne Methode und gegen die Pläne seiner Vorgesetzten unternahm. Mit den andern Beamten stand es ebenso, es gab keine bestimmten Principien, keine feste Strenge, das ganze Räderwerk war falsch eingefügt. In diesem Concert ohne Capelmesser spielte jeder Musikant, was ihm einfiel, indem er seine Partitur mit der des Nachbarn verwechselte.

Eine feste und zugleich geschmeidige Hand hätte schnell den Einfluß hergestellt. Das Central-Comité mochte sich zwar an, die Commune zu lenken, indem es sagte: „Sie ist unsere Tochter, wir müssen sie vor Fehlritten bewahren“ aber es drohete nur noch leeres Stroh, denn es besaß keinen Einfluß mehr. Es hatte sich seit der Commune zum großen Theil erneuert und zwar durch sehr angesehene Wahlen, — denn der Titel reizte die Eitelkeit vieler — welche eine Majorität von Schwärmern ergaben.“) Die Eifersucht des Rathes allein ließ dem gegenwärtigen Comité Wichtigkeit. Das Artillerie-Comité, das aus Officieren bestand, wichen dem leisesten Hauche gemichen. Die Intendanz und die andern Beamten hingen gänzlich von der Autorität des Delegirten ab.

Der Schatten-General Cluseret lag auf seinem Canapé, brütete Befehle und Circulare aus, die bald melancholisch, bald bockend lauteten und hob keinen Finger auf, um ihre Ausführung zu überwachen. Er wagte später in den englischen Blättern in unglaublich polternden Artikeln zu erzählen, daß er am 30. April durch seine Sorgfalt eine wohlgeordnete, wohlgeleitete, bewaffnete, marschbereite Mannschaft von 41,500 Mann organisiert habe und daß dieselbe in den folgenden vierzehn Tagen auf 108,000 gestiegen sei.“) Das alles sei nach seiner Verhaftung zusammengeschmolzen, da die Nationalgardien nur zu ihm Vertrauen gehabt hätten. Diese schamlose Aufschneidererei zeigt den ganzen Menschen. Die Wahrheit ist, daß er sich, von Meyer assistirt, auf dem Platz herumtrieb.

Wenn ihn Mitglieder des Rathes aufrüttelten: „Was machen Sie denn? da und da ist Gefahr“, so antwortete er stolz: „Alle meine Vorlesungen sind getroffen, lassen Sie meinen Berechnungen Zeit zur Reife“ und drehte sich um. Einmal schüttelte er das Central-Comité durcheinander, worauf dieses das Ministerium verließ und in der Rue de l'Entrepôt schmolte, und acht Tage nachher lief er dem Comité nach und setzte es auf dem Kriegsministerium wieder ein. Gut bis zur Schamlosigkeit,“)) zeigte er angebliche Briefe Tolstoen's, schlug Verteidigungspläne vor und brachte seine Zeit damit zu, vor den Correspondenten ausländischer Zeitungen sich zu brüsten. Aus Ziererei und Hochmuth legte er nie die Uniform an, welche doch damals die wirkliche Volkstracht war. Der Rath brauchte beinahe einen Monat, um zur Erkenntniß zu gelangen, daß hinter diesem schlaffen Maulhelden trotz seiner Reueretismen nichts steckte als ein abgestandener Wurm vom Tische der Armee.

Viele blickten jetzt mit Hoffnung auf seinen Generalstabschef Rossel, einen jungen Radikalen von 28 Jahren, verschlossen, puritanisch und eben im Begriff, seine revolutionären Hörner abzulaufen. Als Artilleriecapitän in der

*) Das zweite Central-Comité bestand aus 40 Mitgliedern, von welchen nur 12 dem ersten angehört hatten.

**) Die militärische Seite der Commune. Frayer's Magazine, Juli 1872, S. 27.

***) „Wissen Sie“ sagte er zu Delescluze, „daß Versailles mir eine Million angeboten hat?“ — „Schweigen Sie,“ antwortete Delescluze und drehte ihm den Rücken.

zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Postamt, für Berlin
durch G. Reichenburg,
NW. Straßburgerstraße 42.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Reichgebiet
4,00 Mark.
Inserentenpreis 20 Pf.
für die gespalt. Zeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition

Berlin S.W.

Deuth-Strasse 8.

6. Jahrgang.

Berlin, 12. April 1878.

Nr. 15.

Inhaltsverzeichnis: Das sog. wirtschaftliche und das sog. politische Princip im Socialismus. Von Dr. A. Mühlberger. (Schluß). — Staat und Kirche. II. — Geschichte der Commune von 1871. (Fortsetzung.)

Das sog. wirtschaftliche und das sog. politische Princip im Socialismus.

Von Dr. A. Mühlberger.

(Schluß).

Wir haben oben den Beweis geführt, daß der deutsche Socialismus irrt, wenn er die staatliche Production für ein Princip erklärt. Wir werden jetzt beweisen, daß er nicht minder irrt, wenn er wirtschaftliche Centralisirung und Staat zusammenwirft, wenn er meint, beide Begriffe decken sich oder seien gar identisch. Das Zusammenwerfen dieser beiden Begriffe in den Bestrebungen des deutschen Socialismus ist die Quelle aller Unsicherheit, aller Unklarheit, welche die gegenwärtige Stellung der socialdemokratischen Partei charakterisirt. In der scharfen Unterscheidung beider Begriffe und nur darin kann also ein Mittel gefunden werden, um ein für allemal der Unklarheit ein Ende zu machen und dem deutschen Socialismus eine neue und fruchtbare Directive anzuweisen. Es giebt in unseren Augen nichts Mystischeres, Geheimnißvoller, Unfaßbarer als der „Staat“ des deutschen Socialismus. Entweder läßt uns unsere Intelligenz schnöde im Stich oder aber hat es der deutsche Socialismus bis jetzt in sträflicher Vergeßlichkeit unterlassen, diesen seinen Staat des näheren zu definiren, die Grenzen seiner Machtvollkommenheit abzustecken, die Factoren, von denen seine Executive gebildet wird, zu bezeichnen und ihren Unterschied vom heutigen Staat hervorzuheben. Fassen wir diese Aufgabe schärfer! Jedermann versteht uns, wenn wir sagen, der Absolutismus ist die Staatsform einer feudalen Gesellschaft, der Constitutionalismus ist die Staatsform einer Bourgeoisie. Wenn wir nun fragen, was ist die Staatsform des Socialismus, so dürfte die Antwort mehr als schielend sein. Wir kennen als Grundlage jeder socialistischen Staatsverfassung das Allgemeine Wahlrecht, aber, abgesehen davon, daß dasselbe schon ganz andere Dinge als socialistische Staatsverfassungen producirt hat, ist es nur ein Grundgesetz des Staates; die eigentliche Gestaltung desselben kann, wie man das beispielsweise heute auf der Welt sieht, immer noch eine sehr verschiedenartige sein. Weiter als das Allgemeine Wahlrecht wissen wir, es ist sehr nützlich, dies offen einzugestehen, vom socialistischen „Staate“ nicht. Denn seine ganz specifische Fähigkeit in den Augen seiner Gläubigen,

die Fähigkeit nemlich, die ganze Production in die Hand zu nehmen, beruht wie wir gesehen haben, auf einem Irrthum über das Princip und einer Verwechslung der beiden Begriffe „wirthschaftliche Centralisirung“ und „Staat“. Alles andere aber, was man gemeiniglich als Segnungen des socialistischen Staates preist und den Massen predigt, sind Segnungen der socialistischen Gesellschaft, nicht ihrer politischen Organisation d. h. ihres Staates. Bei unseren sehr ernsthaften Bestrebungen diesen geheimnißvollen Staat des Socialismus aus den Werken seiner Denker und den Reden seiner Anhänger kennen zu lernen, dieses verschleierte Bild von Seis zu entschleiern, sind wir, wie gesagt, über das allgemeine Wahlrecht nicht hinausgekommen; darüber hinaus herrscht tiefes Dunkel. Nach längerem Nachdenken sind wir aber doch zu einer positiven Anschauung gelangt. Für das Volk, das sich naturgemäß immer mehr und mehr um den Socialismus scharrt, ist das Wort „Staat“ ein packender, greifbarer Ausdruck für seine eigene d. h. collective Kraft. Für das Volk hat also das Wort „Staat“ nicht die Bedeutung eines klaren bestimmten Programms, sondern lediglich die Bedeutung eines Symbols, einer Fahne, eines Banners. Was die socialdemokratische Partei, beziehungsweise die Wortführer derselben betrifft, so hat der „Staat“ bei ihnen eine dreifache Bedeutung. Fürs Erste dient er als Schlagwort, das namentlich dann von Nutzen sein kann, wenn die Begriffe selbst ins Schwanken gerathen oder von Haus aus unklar sind. Wenn wir ehrlich sein wollen, so müssen wir gestehen, daß von ihm recht eigentlich Mexhiko's Wort gilt:

Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein.

Fragt man z. B. einen Socialisten, wie wird die künftige Gesellschaft die Eisenbahnen organisiren, so lautet die Antwort: Das besorgt der Staat. Als ob das eine Antwort auf diese Frage wäre! Aber leider begnügt sich die Menge oft genug mit solchen Antworten. Fürs Zweite hat dieser Staat aber wirklich, gerade in den Köpfen der berufensten Führer, eine positive Gestalt, wenn es auch an jeder schärferen Präcisirung fehlt. Sieht man von allem Zufälligen, Untergeordneten ab, so läßt sich dieser, die Anschauungen des deutschen Socialismus bis zu dieser Stunde noch ausschließlich beherrschende, Staatsbegriff etwa folgendermaßen definiren: Eine auf Grundlage des allgemeinen Wahlrechts beruhende oberste leitende Staatsbehörde, deren Aufgabe es ist, die socialistische Gesellschaft zusammenzuhalten und dafür Sorge zu tragen, daß die Segnungen des Socialismus allen in gleicher Weise zu Theil werden. Das ist nun freilich alles eher als klar, scharf und bestimmt; es hat so etwas wie entfernte Ähnlichkeit mit dem, was man in Frankreich i. J. 1848 *Le Ministère du Progrès* (das Ministerium des Fortschritts) genannt hat. Zum Dritten endlich fällt dieser Staatsbegriff mit dem zusammen, oder wird vielmehr mit dem zusammengeworfen, was wir oben „wirthschaftliche Centralisirung“ genannt und als wahrhaften, aber aus fruchtbaren Gedanken des Socialismus erkannt haben. Bei unserem Versuche dieses mystischen „Staates“ habhaft zu werden, sind wir also entweder auf Symbole, Träume, allgemeine verschwommene Anschauungen oder aber auf eine wirkliche Verwechslung mit einem wahrhaft socialistischen Gehalten gestoßen. Halten wir uns nun an Letzteren. Was heißt

„wirthschaftliche Centralisirung“? Es heißt, daß die gesammte Arbeit mit dem gesammten Capital eines einzelnen Industriezweigs Einen einzigen, wie von Einem Interesse geleiteten Organismus bildet. Wollen wir z. B. um ein concretes Bild zu wählen, auf den bekanntlich trefflich organisirten „Deutschen Buchdrucker-Verband“? Er repräsentirt den Anfang einer wahrhaften wirthschaftlichen Centralisirung. Nehmen wir nun an, der Verband deutscher Buchdrucker wachse jeden Tag um so und so viel Köpfe, so wird er in nicht zu ferner Zeit sämtliche Deutsche Buchdrucker umfassen. Die Hände d. h. die Arbeit dieses Industriezweigs wäre dann centralisirt. Nehmen wir nun weiter an, eine politische Umwälzung oder der gute Wille der Regierung gäbe diesem Verband auch das sämmtliche in dieser Industrie thätige Capital in die Hand, so wäre Capital mit Arbeit des gesammten Buchdrucker-Gewerbes wirthschaftlich centralisirt. Wer ist nun der eigentliche Träger und Leiter dieser ganzen Organisation? Offenbar Niemand anders als die vereinigten Buchdrucker Deutschlands. Wir sehen sonach, daß es vollkommen denkbar ist, daß der ganze Proceß wirthschaftlicher Centralisirung, ob nun der Buchdrucker oder jedes anderen Industrie-Zweigs sich spontan als rein gesellschaftliche Umformung ohne jedes Zutun des Staates vollziehen kann. Wir sagen nicht, daß dieser Proceß in sämtlichen Industrien Deutschlands sich ohne Hilfe des Staates vollziehen wird oder soll; wir constatiren nur, daß es sehr wohl denkbar ist, daß der Staat nichts damit zu thun hat und beweisen hiedurch ein für allemal, daß „Staat“ und „wirthschaftliche Centralisirung“ keineswegs gleichbedeutend sind, sondern zwei ganz verschiedenen Ideenreihen entspringen.

Und nun, nachdem wir uns des Unterschieds dieser beiden Begriffe in ihrer ganzen Schärfe bewußt geworden, wollen wir uns des Versuches halber einmal eine der brennenden social-politischen Fragen der Gegenwart, also z. B. das Tabaksmonopol vorlegen. Wir können dann sehen, ob die vorausgehende vielleicht etwas pedantische Untersuchung uns nicht in den Stand setzen wird, viel klarer und heller zu sehen und namentlich jeder schwankenden Unsicherheit ein Ende zu machen. Fragen wir also: Soll der deutsche Socialismus zum projectirten Tabak-Monopol Ja oder Nein sagen? Um die richtige Antwort zu finden, wird er etwa folgendermaßen zu raisonniren haben: Nicht das ist die Hauptsache, daß der Staat die gesammte Tabakfabrikation in die Hand nimmt, mich interessiert an dem ganzen Project vielmehr nur das, daß dies eine Art und Weise wäre, die gesammten Tabakinteressen in ganz Deutschland zu centralisiren. Diese Centralisirung ist, wie in allen Industriezweigen, so auch beim Tabak durchaus wünschenswerth, ja geradezu nothwendig. Kann ich jetzt, wo mir der Staat, sei es nun aus was für Motiven immer, diese Centralisirung auf dem Teller präsentiert, Nein sagen? Ich gebe mich, wird er in seinen Raisonnements fortfahren, durchaus gar keinen Plakaten hin; ich weiß ganz bestimmt, daß der Staat diesen ganzen ihm zu Theil werdenden Machtzuwachs zum Nutzen meiner Feinde, ja sogar speciell gegen mich verwenden wird. Allein, ist die fix und fertige Centralisirung eines ganzen, großen industriellen Gebiets nicht trotz aller ihr anhaftenden Mängel etwas so Bedeutungsvolles, namentlich im Hinblick auf die Zukunft, daß alle etwa daraus hervorgehenden Schäden durch diese bloße Thatsache der Centralisirung aufgewogen werden? Ich werde

also doch wohl Ja sagen? Doch Halt! Habe ich denn nicht selbst gesagt, daß die Uebergabe des Tabaks an den Staat rein nebensächlich, daß die Hauptsache vielmehr einzig und allein in der Centralisirung dieses Industriezweigs liegt, gäbe es da nicht vielleicht ein anderes Mittel, zu dieser Centralisirung zu gelangen und den heutigen Staat nebst Allem, was drum und dran hängt ganz auf der Seite liegen zu lassen. Wenn es ein Mittel gibt, das nur halbwegs die Aussicht eröffnet, ohne das Danaer-Geschenk des Staates diese Centralisirung begründen oder wenigstens anbahnen zu können, so bin ich mit meiner Antwort rasch fertig und sage Nein, voll Freude eine entseßliche Verantwortung los zu sein. Ja, ehe ich mich auf dieses Mittel besinne, drängt sich mir noch eine andere Erwägung auf: Darf ich überhaupt jemals und mögen die angeblichen Vortheile noch so groß sein, einen ganzen Industrie-Zweig der Gesellschaft hinopfern — einem Staate, der sich dessen rühmt, mich zu bekämpfen? Kann ich im Hinblick auf eine ferne Zukunft dem Staate neue Waffen in die Hand drücken, die er doch nur dazu verwendet, meine Brüder noch länger unter seinem Joche zu halten? Nie und nimmermehr! Lieber will ich mir die Hände abhacken lassen, als ja sagen. Aber, wie gesagt, gibt es nicht vielleicht ein anderes Mittel, diese Centralisirung anzubahnen, ohne auch nur die geringste Concession machen zu müssen? Ja, es gibt ein solches Mittel und das ist die Organisation der Arbeiterklasse auf socialem Gebiet, die energische Indichandnahme der gewerkschaftlichen Bewegung.

Die einzig würdige, die einzig männliche, die einzig demokratische, die einzig socialistische Antwort des Socialismus an die Regierung bei einer etwaigen Vorlage des Tabakmonopols ist: Nein und die sofortige energische Organisation der gewerkschaftlichen Bewegung. Ganz im Gegentheil also zu jenem Artikel der „Zukunft“ hat uns unsere Untersuchung in die unabweisliche Nothwendigkeit eines sehr bestimmten „Nein“ versetzt, und jedes Schwanken, jede Unsicherheit des Urtheils ein für allemal unmöglich gemacht. Wir sind nach wie vor Social-Demokraten d. h. wir wollen von keinem socialistisch-organisatorischen Schritt, der nicht an sich schon politisch befreiend wirkt, wir wollen von keiner politischen That, die nicht an sich schon die socialistische Organisation fördert, etwas hören. Wir wollen nach wie vor nur uns selbst, niemals anderen gehören, am wenigsten dem „Staat“!

Was ist denn der innerste Grund, der es überhaupt möglich gemacht hat, daß diese rabulistische Spaltung zwischen wirtschaftlichen und politischen Erwägungen im Schooße unserer Partei Platz greifen konnte? Einzig und allein Folgendes: Die socialistische Bewegung ist nunmehr bis zu einem Grade herangewachsen, wo die rein politische Gruppierung der deutschen Arbeiter um die Fahne der Social-Demokratie anfängt, beengend, einseitig und unlogisch zu werden. Man verfügt bereits oder glaubt wenigstens bereits über sehr bedeutende politische Machtmittel zu verfügen. Aber diese politische Macht ruht vielmehr in der allgemeinen Unzufriedenheit, in dunklen, unklaren, verschwommenen Anschauungen, in politischen Träumen von der Allgewalt des Staates u. s. f. Es fehlt ihr die sichtende und klärende Unterlage bewußter wirtschaftlicher Interessen und diese Unterlage kann nur gewonnen werden, wenn die deutsche Arbeiterklasse mit aller Energie ihre eigne sociale d. h. gewerk-

schaffliche Organisation in die Hand nimmt. Das schreiende Mißverhältniß zwischen der politischen Machtstufe, über welche der deutsche Socialismus theils verfügt theils zu verfügen glaubt, und dem Mangel einer jeden tiefergehenden socialen Organisation des arbeitenden Volkes, dieses Mißverhältniß allein hat die Unklarheit der gegenwärtigen Lage geschaffen. Man fühlt das am betreffenden Ort, ohne sich aber genau Rechenschaft darüber zu geben. Der Verfasser jenes Artikels der „Zukunft“ nimmt z. B. wenigstens als denkbar an, die politischen Forderungen seiner Partei lassen sich unter Umständen mit größter Leichtigkeit durchzuführen und fährt dann mit gesperrter Schrift fort „Die mit Recht von den Massen erwarteten socialen Reformen würden aber nur unendlich schwierig und langsam ins Leben zu rufen sein, weil eben jede staatswirtschaftliche Organisation, jedes Vorbild und Muster für staatswirtschaftlich geordnete Production fehlt.“ Das heißt aus dem Unbedeutlichen ins Deutliche übersetzt, wenn eine politische Revolution die socialen Interessen der einzelnen Industriezweige bereits centralisirt vorfindet, so wird sie bei der definitiven Regulirung dieser Interessen leichtes Spiel haben. Die Schlussfolgerung aber, welche der Verfasser daraus zieht, ist folgende: Anstatt die Arbeiterklasse aufzufordern mit neuer Energie die Organisation der Arbeit d. h. die gewerkschaftliche Gruppierung durchzuführen, um, wenn die politischen Verhältnisse es gestatten, sofort eine concrete Unterlage der wirtschaftlichen Organisation zu haben, statt dessen kommt der Verfasser zu folgendem geradezu freiherrmörderischen Schluß: „Ein positives Resultat, sagt er, wie wir schon oben citirt, hat sich jedenfalls herausgestellt; unter sonst gleichen Umständen haben das erste Anrecht, dem Staate überwiesen zu werden, solche Gebiete der Production und des Verkehrs, deren Socialisirung mit größeren Schwierigkeiten verknüpft ist und daher eine ganze Zeit in Anspruch nehmen muß; dagegen brauchen wir viel weniger Eile zu haben, diejenigen Betriebe, welche ohne Beurlaubigkeit verstaatlicht werden können — z. B. die Eisenbahnen — einer uns politisch wie social feindlichen Regierungsgewalt in die Hand zu geben.“ Darüber also, daß ganze Gebiete der Production einer politisch wie social feindlichen Regierungsgewalt in die Hand gegeben werden dürfen, ist der Verfasser mit beneidenswerther Seelenruhe vollständig im Klaren, er meint nur statt der Eisenbahnen oder Versicherungen solle man etwa die Schneider und Uhrmacher „verstaatlichen.“ Uebersetzen wir auch diese Art des Raisonnements in verständliches Deutsch, so heißt das: Ich, ein Führer der social-demokratischen Partei, weiß keinen Weg, schon jetzt die vorbedingenden Grundlagen künftiger socialistischer Organisation zu legen. Wenn der Staat von heute also die unaussprechliche Güte hat, mir, dem Rathlosen unter die Arme zu greifen, die Arbeiter eines einzelnen Industriezweigs zusammenzutrommeln und die Interessen dieses Zweiges zu centralisiren, wie könnte ich bei diesem bequemen Vorschlag Nein sagen? Mit einem Wort, man will der heutigen Staatsmaschine aufbürden, was einzig und allein von der Arbeiterklasse selbst gethan werden darf, kann, muß und wird — die gewerkschaftliche Organisation und mit ihr die Centralisirung der einzelnen Industriezweige.

Hätte die deutsche Socialdemokratie nur den hundertsten Theil der Energie, welche auf die politische Agitation oder auf die Bekämpfung gewisser Richtungen der gewerkschaftlichen Bewegung verwendet wurde,

dazu aufgebieten, diese gewerkschaftliche Bewegung selbst immer mehr in Fluß zu bringen, dieselbe als das Endziel jeder nächstliegenden socialistischen Agitation hinzustellen und an Stelle des politischen Gefühls das sociale Interesse den Massen zu predigen, wir hätten heute nicht bloß dieselben, ja noch größere Erfolge in unserer politischen Bewegung zu verzeichnen; wir hätten, was noch viel mehr werth ist, eine klare, präcise, durchsichtige Lage; jede Halbheit, jedes Schwanken wäre undenkbar. Statt dessen steht der deutsche Socialismus jetzt in einem Sumpfe und man kann zur Stunde noch nicht einmal absehen, was daraus werden soll. Wir wissen ja nicht, ob unsere Führer, um nach jenem Artikel der „Zukunft“ zu reden, „politisch“ oder „wirtschaftlich“ handeln. Es ist in gewissen Kreisen des Socialismus förmlich Mode geworden, die gewerkschaftliche Organisation zu mißachten oder in Mißcredit zu bringen, namentlich pflegt man mit sichtlichcr Ueberlegenheit auf die englischen Arbeiter herunterzublicken, welche gewerkschaftlich besser organisiert sind, als die deutschen oder französischen Arbeiter, statt dessen in politischer Hinsicht außerordentlich zahn zu sein scheinen. Wir sind weit entfernt, die politische Einseitigkeit der englischen Arbeiter, welche im Uebrigen das naturgemäße Resultat der englischen politischen Geschichte überhaupt ist, zu verkenneu oder gar zu billigen. Allein, wenn wir die ausgeprägte, sociale, selbstbewusste Individualität des englischen Arbeiterstandes, mag er nun sein God save the Queen dabei singen oder nicht, diesem leider noch künstlich genährten Drang der deutschen Arbeiter, sich unter Umständen sogar einfach der Regierung zur Verfügung zu stellen, gegenüberhalten, wenn wir sehen, wie Leute, welche die Worte Freiheit, Selbstständigkeit und Gerechtigkeit bei jeder Gelegenheit in den Mund nehmen, sich leichtem Haufe dazu verstanden, ganze Arbeitercorporationen dem heutigen Staate am den Hals zu werfen, so wissen wir wahrhaftig nicht, welche Stellung die freiere, männlichere, würdigere ist, die des englischen oder die des deutschen Arbeiters. Wir sehen jedenfalls sehr gut, daß Beide sehr Vieles von einander lernen könnten. Denke man sich, heute lege irgend eine innere oder äußere Krise in England die ganze Regierungsmaschinerie vom Boden weg, sind dadurch diese großartigen, geschlossenen Arbeitercorporationen der Trade Unions in ihrem Bestande irgendwie gefährdet? Würde ihnen nicht vielmehr mit dem ganzen Zwang geschichtlicher Nothwendigkeit die Aufgabe zufallen, die neue Ordnung der Dinge zu begründen und würden sie das weniger gut machen, weil sie bis jetzt noch dem Glauben ihrer Väter treu geblieben waren und ihre Königshymne gesungen haben? Denke man sich aber dieselbe Katastrophe in Deutschland. Unsere gewerkschaftlichen Organisationen sind mit wenigen Ausnahmen erst im Entstehn. Anstatt klar formulirter fest bestimmter sozialer Forderungen hätte man einen chaotischen Zustand und das, was sich von unten herauf als spontane Thätigkeit sich selbst bestimmender Arbeitercorporationen spielend und mit Leichtigkeit organisiren ließe, müßte dann von oben herunter, „vom grünen Tische“ aus versucht werden und das glähe nicht ohne die größten Katastrophen.

Guten wir zum Schlusse! Es war uns mit unseren Feilen um eine Art Ehrenrettung zu thun gegenüber dem liberalen Scepticismus, der sich an maßgebender Stelle breit zu machen beginnt. Wir brauchen kein Justemilien, kein Pactum, keine Schaulustpolitik, keinen Eclecticismus.

Wir haben weder ein politisches noch ein sociales, sondern einzig und allein ein socialpolitisches Princip und deshalb sind wir Socialisten. Unsere Politik ist deshalb niemals eine bloß demokratische oder bloß sociale, sondern eine social-demokratische. Anders handeln wäre ein Verath an uns selbst und hieße kurze Freuden mit langer Reue bezahlen müssen.

Staat und Kirche.

II.

Also Nachbar, hört! hört Ihr? — „Ich höre.“ Der Gedanke Minghetti's ist richtig und wie alle richtigen Gedanken kühn. Er macht seinem Anwalt Ehre, denn er hebt ihn hoch hinaus über alle Ausrufscherei und Flichtpflastererei, die nicht den Muth hat zu einer Amputation zu schreiten und lieber den ganzen Körper dem Brande aussetzt. Ich meines theils habe von jeher gedacht wie der italienische Minister a. D., obgleich ich stets nur sans phrase a. D. war; aber ich hegte beständig einen Zusatzgedanken, der unsern Staatsmännern mit oder ohne Gänsefüßchen nicht beizubringen zu sein scheint. Und in diesem Zusatz liegt etwas Gewichtigeres als der Dr. Koniger und die Gehälter sämmtlicher Papen der Erde.

Freiheit! bewußtes Ignoriren sämmtlicher noch so subjectiv berechtigter Gemüths- und Phantasiebedürfnisse, vollständiges Ignoriren aller Bazare und der dortigen Geschäfte, welche „gut und billig“ jene Bedürfnisse zu befriedigen versprechen. Gewerbefreiheit, also auch Gewerbefreiheit der Götter und ihrer selbstbeglaubigten Agenten! Und ich verbürge mich dafür daß des Unfugs und der Störung gar wenig sich ereignen soll, wenn jene Freiheit, jenes bewußte Ignoriren eingesetzt und geübt wird vom richtigen moralisch starken Staate. Nicht etwa von jedem beliebigen auch modernen, auch konstitutionellen Staate, sondern vom wirklichen Staate, von dem Staate, mit dem man „Staat“ machen kann.

„Nachbar, ich meine denn doch“ . . . Ruhig Nachbar, wir werden den Staat kennen lernen, der einzig dazu die Befähigung besitzt, oder vielmehr wir werden sehen was unseren Nichtstaaten fehlt, um jene Staatsmächtigkeit vorzustellen, welche einzig zu der beregten Amputation befähigt.

Sehen wir doch einmal zu, ob der Staat des Hrn. Marco Minghetti im Stande ist, sich von der Kirche loszutrennen, ohne umzufallen. Der Staat muß doch vor allem „stehen.“ Nach all' den schönen Complimenten vor dem „natürlichen Licht“, vor den „Naturgesetzen“, vor dem Ueberfluß jeder Dogmatik, sollte man glauben, der Mann werde uns kurz das Gesetz mittheilen, welches kräftiger als alle Dogmen, erwärmender als die Katechismus- und Schulmoral, die Gesellschaft künftig zusammenhalten wird. Aber was hören wir? Der Staat stützt sich auf die allen Religionen gemeinsame Moral, auf das „Substrat aller positiven Glaubensbekenntnisse“. Unglaublich! Was ist denn diese „Moral“ die allen Religionen gemeinsam zu Grunde liegt? Was ist in den verschiedenen Bekenntnissen denn gemeinsam? Nicht einmal das: du sollst Gott lieben! denn dieser Gott ist jedesmal ein anderer, der eine

spezifische Liebe verlangt. Du sollst deinen Nächsten lieben? Ja wohl, den Glaubensbruder, schneide dieser auch dem „Bruder“ eines andern Glaubens die Ohren ab oder mordete er die Gefangenen aus einem andern Glaubensheer zu Ehren seines Glaubens! Die Moral ruht „auf christlicher Basis“ sagen die Accommodations-Virtuosen à la Bluntschli. Wo liegt diese Basis, im heiligen Moskau, oder im apostolischen Rom, oder im evangelischen Berlin, bei Rnal, Hoffbach, Schwarz oder Schenkel? Weiter. Jede Religionsgenossenschaft darf ihren Kultus begehren und sogar Propaganda machen, nur darf sie „die Rechte anderer nicht verletzen.“ Gut, zu den Andern gehören auch diejenigen, welche jeden bestehenden Kultus perhorresciren und welche von Herrn Minghetti ausdrücklich in Schutz genommen werden. Angenommen, ich gehöre zu diesen Staatsbürgern, so trete ich an den „freien Staat“ mit dem Gesuch heran: Herr Staat, schaffen Sie mir die Prozessionen von der Gasse, entfernen Sie die alten Wachsgeichter, die grunzenden Mannsstimmen und die plärrenden Weiber, die Fahnen, die Kerzen, die Thronhimmel und das gesammte Zubehör. Das sperrt die Straße und stört mich in meiner Stimmung, zudem habe ich ein musikalisches Ohr. Meine Nerven ertragen das durchaus nicht und ich besitze kein Landgut, auf das ich mich zurückziehen könnte. Und ferner, Herr Staat, gehört das Glockengebümmel und das Feiertagsgelaute zur bürgerlichen Ordnung oder zur Kirche? Ist das letztere der Fall, so bitte ich die Glocken in Ruhe zu lassen; denn das ewige Bum-Bam-Bum verletzt die „Rechte“ und auch die Ohren „Anderer“. Wie kommt eine Religionsgesellschaft dazu, mir die allgemeine Luft zu okkupiren und sie mit den ausdringlichsten Schallwellen zu bevölkern? —

„Nachbar, ein Wort!“ — Nur zu! — „Mit den Prozessionen habt Ihr vollkommen Recht und mit den Glocken noch vollkommener. Wer kann denn des Sonntags früh noch ausschlafen? Die Leute sollen nach der Uhr sehen, wie sie thun, wenn's in's Theater, oder in eine Versammlung, oder zum gerichtlichen Termin geht.“

Danach wäret Ihr also derjenige, den ich vorhin angenommen habe. Nun wohl, so seid auch konsequent und sagt dem Staat weiter: Herr Staat, entweder hört das Bum-Bam-Bum auf oder wir Mitglieder des Thierschutzvereins kündigen jede Sitzung künftig mit Kanonenschlägen an. Wenn die kirchlichen Vereine die Rechte unserer Nerven verletzen dürfen, so beanspruchen wir dasselbe Unrecht.

Leider ist der eben noch so „moralische“ Staat Minghetti's nicht weiter her als seine allgemeine „Basis“; denn was ist nach Minghetti das Ding, welches sich da so stolz von der Kirche trennt; was ist seine Funktion? „Der Staat hat nur Rechte zu schützen und allgemeine Interessen zu besorgen, für die weder die Einzelnen noch die Associationen ausreichen.“ Wenn die Bürger noch selbst etwas ausrichten können, so zieht sich der Staat zurück. Freilich wird sich der Staat immer einmischen müssen, es giebt immer für ihn zu thun, leider! Aber der Grundgedanke ist: der Staat soll sich überflüssig machen!

Das scheint mir eine sehr abgethane Staatsidee zu sein, die nur noch von der aussterbenden Manchesterfette aufrecht erhalten wird. Diese freilich kann den Staat nicht weit genug aus der Gesellschaft hinausdrängen, weil sie mit ihren Alliengeellschaften, Bankkonfortien und Blus-

macht die Welt allein regieren möchte. Ihr ist das Auge wie der Arm des Staates so lange ein Vergerniß als sie den Staat nicht völlig in ihren Händen hat, als der Staat noch etwas anderes sein will als nur der Exekutor ihrer Beschlüsse, ihr Gendarm und Gerichtsvollzieher, Richter und Nachrichter. Was die Uebrigen betrifft, so kämpfen sie wider den Staat wie er grade ist, wie er ihnen widerstrebt: hätten sie aber die ihnen widerwärtige Form oder das ihnen verhaßte Personal des jeweiligen Staates beseitigt, so würde ihre Form und ihr Personal noch eine viel stärkere Machtentfaltung zeigen, als der eben vergangene Staat. Im Grunde wäre es ja auch die thörichtste der Thorheiten, die im Staate konzentrierte Kollektivmacht preiszugeben, sie nicht vielmehr in Bereitschaft zu halten wider die stets mächtigeren antisozialen Interessen und Kräfte, welche auf die Staatslosigkeit speculiren, weil sie den Staat mehr und mehr absorbiren!

Man kann sich auf keinen schwächeren Stützpfeiler berufen als, wie es Minghetti thut, auf Wilhelm v. Humboldt's „Ideen zu einem Versuch die Grenzen der Wirksamkeit des Staates zu bestimmen.“ Humboldt schrieb gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, also zu einer Zeit wo für den Continent mit Ausnahme Frankreichs, noch der Allesregierende Despotismus des 17. Jahrhunderts, das wiederbelebte Patriarchal- und Domanialsystem galt, der Staat alles regelte, der Bürger aber nur Steuern zahlte und seinen Landesherren „venerirte“, kurz in der Periode des allmächtigen Kameral- und Polizeistaates. W. v. Humboldt that daher nichts weiter als daß er die Menschen- und Bürgerrechte von 1789 auch für Deutschland reklamarie, daß er die Freiheit der Einzelnen zur selbstthätigen Bethätigung ihrer Kräfte und zum Aufbau des liberalen Staates forderte. Seitdem ist fast ein Jahrhundert verfloßen, eine ganz andere Frage aufgetauchen und die Nothwendigkeit herangetreten, die tatsächliche Ueberfreiheit der Minorität mit der nominellen persönlichen Freiheit der ungeheuren Majorität in Harmonie zu bringen.

Wie dürftig die Attribute des Minghetti'schen Staates ausfallen, sieht man sofort, wenn man ihn nach der Geburtsstätte der zukünftigen Staatsbürger, nach Unterricht und Erziehung fragt. Wem gehört die Erziehung? Er antwortet: Früher der Geistlichkeit; darauf folgte die Staatstheorie oder das Regalsystem, welches sogar den Unterricht der Geistlichen selbst in Staatsseminarien besorgen wollte; dann kam die Konfessionszeit: der Geistliche sieht als Schulinspektor nach, ob und was über und gegen die Religion gelehrt und gelesen wird. Das hört mit der Trennung von Staat und Kirche nothwendig auf. Was nun? Man sollte denken: der öffentliche Unterricht von Gemeinde- und Staatswegen, mit staatlich geprüften Lehrern und staatlicher Aufsicht. Doch nicht so ganz. Am besten wäre es nach Minghetti, wenn die Privaten und Associationen das Geschäft besorgten, wenn der Staat sich drücken könnte! Da wir aber, „noch nicht so weit sind“, so — muß leider der Staat herbei! Es fehlt wenig, so werden die Volksschulen, Gymnasien, Realschulen, technischen Anstalten und Universitäten auf Aktien gegründet, die Budgets nach Kräften betnappt, die Profite von den Consortien, Verwaltungsräthen und der helfenden Presse getheilt! Besonders argirt Minghetti noch das Recht der Privaten, das heilige Familienrecht. Das darf nur ein politischer Partisan, augenblicklichen bedrohlichen Einflüssen

einer Staatspolizei gegenüber sagen, kein Staatsmann der bloß eine Theorie aufstellt.

Aber was soll in der Elementarschule gelehrt und nicht gelehrt werden dürfen? Keine Religion? fragt Minghetti und er antwortet: Wie sollen dann „die Keime der Rechtschaffenheit in zarten Gemüthern und der edelsten Geistes Eigenschaften“ gelegt werden? Er gebraucht also in seinem „freien Staate“ die Kirche. Nur nicht im allgemeinen Lehrsaale, sondern in Seitenkapellchen sollen jene „Keime“, natürlich das Höchste und Beste des Unterrichts ausgestreut werden. In Nordamerika (auch in dem städtischen Belgien) entscheidet der Vater, ob und in welche Kavelle.

In den Lehrbüchern — und das ist ihm das Wichtigste — ist gegen die Religion stehen. Der „freie Staat“ wird sich also müssen, keine Geschichte und keine Naturlehre vortragen zu *un sistema giurisdizionale*, das System der Papse und Kon- leibt in voller Blüthe, nur vertritt der Staat die Stelle der

it! stehen sich denn jetzt Staat und Kirche einander gegenüber? wirklich getrennt? Ja und Nein. Juristisch sind sie geschieden, sich persönlich nicht mehr, essen nicht mehr am selben Tische, nicht mehr im selben Bette; aber das Eheband ist nicht auf- as Eheband wird ausdrücklich ein „moralisches Band“ zwischen b Kirche genannt. Die „edelsten Keime“ der Sittlichkeit besitzt Kirche, die Weltlichkeit ist ohne alle ethischen Prinzipien; der ht zu Grunde ohne die hülfreiche Hand der Kirche. Einem leich steht er knieend um etwas himmlisches Manna, daß er worre in der Wüste des Lebens.

bt Ihr genug, Nachbar? — „Ungefähr, denn mehr sagte ja auch nicht, weder in der Encyklika noch im Syllabus. Alles welt- en und Wissen ist eitel Spreu vor der ewigen Heilswahrheit nischen Kirche. Warum hat man den Papst nicht gelassen, im das Kirchenland genommen, wo sich die Ansicht Minghetti's hindertsten und Segensreichsten verwirklichen lassen mußte?“ — der Kirchenstaat war ein schönes Stück Land, gut zu annektiren werth einiger posthumer Ragenbudel. Aber Ihr seid noch nicht ipur. — „Ihr meint es sei dem italienischen Minister gar nicht seiner Religion, seinen „Keimen“, seinem „moralischen Bande?“

o ja wohl, es ist ihm großer Ernst damit, die irdischen Schätze n und dann den Segen darüber sprechen zu lassen. — „Ihr ne ernstliche Denkelei?“ — Denkelei will ich nicht grade ge- n, aber Ernst, großer Ernst, nationalstaatlicher Ernst — „Ich kuch nicht.“ — Desto besser, dann können wir nächste Woche was Italienisch mit einander reden. Wollt Ihr? — „Jept

Geschichte der Commune von 1871.

(Schluß.)

ser unverzeihliche Leichtfinn, den das Volk mit seinem Blut bezahlte, Verbrechern zum Heil. National-Gardisten hatten die Geheimnisse re von Picpus an das Licht gezogen, drei in vergitterten Käfigen

eingesperrte Zammergefalten aufgefunden, auch seltsame Instrumente, eiserne Schnürleider, Gürtel, Böcke, Helme, die verzweifelt nach Inquisition rochen,*) eine Abhandlung über Abtreibung der Selbststrucht und zwei noch von Haaren bedeckte Schädel. Eine der Gefangenen, die Einzige, welche die Verhaft behalten hatte, erzählte, sie lebe schon seit zehn Jahren in diesem Käfig. Die Polizei beschränkte sich darauf, die Schwestern nach St. Lazare zu befördern.**) Bewohner des 10. Arrondissements hatten in den Strüßen der Kirche St. Laurent weibliche Skelette aufgedeckt. Die Präfektur stellte jedoch nur eine scheinbare Nachforschung an, die zu keinem Ziele führte.

Aus all diesen Fehlern hervor brach sich immer wieder die Idee der Humanität Bahn, um von der inneren Gesundheit dieser Volksrevolution Zeugniß zu geben. Das Oberhaupt des Sicherheitsdienstes erließ einen Aufruf an das Publikum zum Besten der Opfer des Krieges, worin es sagte: „Die Commune hat zweihundertzig Frauen unsrer Mörder mit Brod versehen. Für die Wittwen gibt es keine feindlichen Hähnen. Die Republik hat Brod für alles Elend und Küsse für alle Waisen.“ Ein bewundernswürdiges Wort, das eines Ehälier und Chammette würdig wäre. Da die Präfektur mit Denuncationen überschüttet wurde, erklärte sie, sie werde solchen, die anonym kämen, gar kein Gehör schenken. „Wer eine Denunciation nicht zu unterzeichnen wagt, sagt der Official, der dient einem persönlichen Stroll, nicht dem öffentlichen Interesse.“ Die Geiseln konnten die Nahrung, das Weitzeng, die Bücher, die Zeitungen von außen beziehen, Besuch von Freunden, von Berichterstattern fremder Zeitungen empfangen. Man hat sogar Herrn Thiers an, die hervorragendsten Geiseln wie den Erzbischof, Deguerry, Bonjean, Lagarde gegen den einzigen Blanqui auszuwechseln. Um diese Unterhandlung zu führen, wurde der General-Vicar nach Versailles geschickt, nachdem er dem Erzbischof und dem Delegirten geschworen, im Fall des Mißlingens zurückzukommen und sich zur Haft zu stellen. Aber Herr Thiers glaubte, in Blanqui bekomme die Bewegung ein Haupt. Die Ultramontanen, welche glühend nach dem Bischofsitz in Paris strebten, hüteten sich wohl den Gallicaner Tarboy zu retten, dessen Tod ein doppelter Vortheil war, da er eine reiche Erbschaft eröffnete und zugleich mit geringen Kosten einen Märtyrer lieferte. Herr Thiers lehnte ab und war so klug, die Frage der Commission der Fünfzehn zu unterbreiten, welche gleichfalls mit Einstimmigkeit ablehnte. Als Vorwand gaben sie an, die Insurrection würde in Blanqui einen Führer gewinnen, ihr wirklicher Zweck war jedoch, zur Hinrichtung der Geiseln zu drängen, um Frankreich in Schrecken zu setzen. Als Lagarde von dieser Begehung erfuhr, hatte er keine Lust, sie zu überbringen, sondern brach sein Wort und blieb in Versailles.***)

*) Der Correspondent der Times, welcher das Kloster besuchte, schrieb seiner Zeitung: „Die Nonnen haben behauptet, dies seien orthodoxe Instrumente — eine Lüge, die sehr leicht zu widerlegen ist. Was die Matten und Riemen betrifft, so habe ich ähnliche gesehen, die von der Facultät in Häden von Lobsucht oder schwerer Entbindung angewendet wurden, aber es sind deren andere da, die nur zu sehr den erregten Verdacht rechtfertigen, da sie auf Anwendung roher Kraft hinweisen, wie sie durch keine bekannte Krankheit erfordert wird.“

**) Die Schwester, welche als Oberin fungirte, ein großes, entschlossenes Mannweib, antwortete in gemüthlichem Ton auf Rigault's Frage, warum sie diese Frauen eingesperrt habe: „Um ihren Familien einen Dienst zu erweisen, denn sie waren wahnsinnig. Sehen Sie, meine Herrn, Sie werden als Familienködne einsehen, daß man manchmal froh ist, die Kärker seiner Angehörigen zu verbergen.“ — „Können Sie denn das Gesetz nicht?“ — „Nein Herr Commissär, wir gehorchen unsern Vorgesetzten.“ — „Wem gehören diese Bücher?“ — Sie spielten die Quälungen und Abertrumpfen die Finsel.

***) Diese Unterhandlung ist zum Theil im Official der Commune berichtet worden. Wir fügen noch andre Details hinzu. Kurz nach seiner Verhaftung schrieb der Erzbischof an Herrn Thiers und beschwor ihn, den Hinrichtungen der Geiseln

Der Rath strafte den Erzbischof nicht für diesen Treubruch, sondern setzte ein paar Tage nachher seine Schwester in Freiheit. Nie setzte man die Vorrechte der Frauen hinten, selbst nicht in den Tagen der Verwirrung. Die schuldigen Schwestern von Paris und die andern nach St. Lazare verbrachten Monnen wurden an einem besonderen Ort gefangen gehalten.

Die Präfektur und die Justizdelegation bezeugten ihre Humanität auch, indem sie den Gefängnisdienst verbesserten.*) Der Rath, der sich fernereicht bemühte, die persönliche Freiheit zu garantiren, erließ ein Decret, wonach jede Verhaftung augenblicklich dem Delegirten der Justiz angezeigt werden sollte und keine Untersuchung ohne förmliche Ermächtigung stattfinden durfte. Als schlecht unterrichtete Nationalgardisten verdächtige Individuen verhaftet hatten, erklärte der Rath im „Officiel“, daß jedem Act der Willkür die Abiegung und augenblickliche Verfolgung des Schuldigen folgen solle. Ein Bataillon, welches bei

genen, wovon das Leben der Geiseln abhänge, Einhalt zu thun. Herr Thiers gab keine Antwort. Ein alter Freund Blanqui's, Flotte, schlug dem W. Thiers einen Tausch vor, indem er ihn darauf aufmerksam machte, daß der Erzbischof Gefahr laufen könnte. Herr Thiers machte eine sehr entschiedene Geste: „Was geht mich das an!“ Flotte nahm durch Dabov selbst die Unterhandlungen wieder auf, welcher Deguerry beiseite, um nach Versailles zu gehen. Da die Präfektur eine solche Gefahr nicht loslassen wollte, trat der General-Ricar Lagarde an Deguerry's Stelle. Der Erzbischof unterwies ihn und Flotte führte Lagarde am 12 April auf den Bahnhof, wo er ihn schwören ließ, daß er zurückkehren wolle, wenn seine Sendung scheitere. Lagarde schwor: „Und sollte ich erschossen werden, ich komme zurück.“ — Können Sie glauben, ich könne auch nur einen Augenblick den Gedanken haben, S. Hochwürden hier allein zu lassen? Als der Zug schon abfahren sollte, drang Flotte noch in ihn: „Reisen Sie nicht ab, wenn Sie nicht die Absicht haben zurückzukommen.“ Der Priester schwor von Neuem. Er reiste ab und überbrachte einen Brief, worin der Erzbischof die Austauschung nachsuchte. Herr Thiers stellte sich an, als wisse er nichts von diesem Schreiben und antwortete auf das Erste, welches eine Zeitung der Commune veröffentlicht hatte. Diese Antwort ist eine seiner Meisterstücke von Heuchelei und Verlogenheit. „Die Thatsachen, auf welche Sie mich hinweisen, sind durchaus falsch, und ich bin wirklich übertrübt, daß ein so erleuchteter Mann wie S. Hochwürden — Niemand haben unsere Soldaten die Gefangenen erschossen, noch die Verwundeten umzubringen gesucht. Wäglich daß sie in der Hitze des Kampfs von ihren Waffen gegen die Männer, welche ihre Generale ermorden, Gebrauch gemacht, aber wenn der Kampf zu Ende ist, tritt die Ehrenhaftigkeit des Nationalcharakters wieder in ihr Recht. Ich werde also, S. Hochwürden, die Verleumdung zurück, die man Ihnen zugestanden hat. Ich bezeuge, daß die Soldaten niemals die Gefangenen erschossen haben.“ Am 17 empfing Flotte einen Brief, worin Lagarde ankündigte, seine Gegenwart sei in Versailles noch unentbehrlich. Flotte beschwerte sich beim Erzbischof, der an diese Ironie sich nicht glauben wollte. „Es ist unmöglich,“ sagte er, „daß Herr Lagarde in Versailles bleibt; er wird zurückkommen, er hat es mir selbst geschworen.“ Und er übergab Flotte ein Billet für Lagarde. Lagarde antwortete, Herr Thiers habe ihn zurück. Am 22 schrieb ihm Dabov: „Bei Empfang dieses Briefes möge sich Herr Lagarde unverzüglich auf den Weg nach Paris machen und nach Mayas zurückkehren. Jede Verzögerung compromittirt uns schwer und kann die bedauerlichsten Folgen haben.“ Lagarde gab keine Antwort.

Blanqui, welcher in das Fort du Laureau verbracht worden war, wurde in strengster Geheimhaltung gehalten. Seine Freunde dachten daran, ihn zu befreien und es wurde eine Summe von 20,000 Frs für seine Flucht zusammengebracht. Aber es hätte weit mehr bedurft und vor Allem auch geschickter Agenten, denn die geringste Unvorsichtigkeit konnte dem Gefangenen das Leben kosten. Die Sache zog sich hinaus; ein Theil des Geldes lag noch in der Kasse des Wohlthätigkeits-Schusses, als die Versailles einbrangen.

*) Es muß hier gesagt sein — denn in Zeiten des Kampfs darf man keine Verleumdung schweigend betrachten — daß die Commune niemals Grollverbrechen im Geiste setzte. Man sperrte sogar den bonapartistischen Kaiser-Liebling ein, der am 4. September frei geworden war.

der Salgeellschaft nach Wassen suchte, glaubte sich ermächtigt, auch die Kasse an sich zu nehmen; der Rath ließ die Summe augenblicklich zurüchbringen. Der Polizeicommissär, der Gustav Chaudey verhaftete, welcher angeklagt war, am 22. Januar das Feuer commandirt zu haben, hatte auch das Geld des Gefangenen an sich genommen; der Rath setzte den Commissär ab. Um alle Mißbräuche der Gewalt auszusparen, ordnete er eine Untersuchung über den Zustand der Verhafteten und den Grund ihrer Verhaftung an und erkannte allen seinen Mitgliedern das Recht zu, die Gefangenen zu besuchen. Rigault machte deshalb sein Entlassungsgesuch ein, welches man auch annahm, weil er kütig zu werden begann und Delescluze mußte ihn an seine Stelle zurüchbringen. Seine Leichtfertigkeiten belustigten die Versailler Zeitungen, welche beständig auf der Fahrt nach jenen Leichtsinnscaudalen waren. Sie beschuldigten diese stahlische Polizei, Paris zu terrorisiren und schilderten die Mitglieder des Raths, die sich weigerten, die Urtheile des Kriegsgerichts zu unterzeichnen, als Raubmörder. Die historische Scandalchronik à la „Figaro“ setzte das Märchen fort. Diese gemeine Bourgeoisie, welche unter den dreißigtausend Decemberverhaftungen, unter den geheimen Haftbefehlen des Kaiserreichs das Haupt gebeugt, und zu den fünfzigtausend Raiberhaftungen Verfall gestattete, heult noch immer über die acht- bis neunhundert, welche unter der Commune vorgenommen wurden. Sie überstiegen diese Zahl nicht in zwei Monaten des Kampfes und zwei Drittel der Verhafteten wurden nur einige Tage, manche nur einige Stunden gefangen gehalten. Aber die Provinz, einzig durch die Versailler Presse geleitet, glaubte an ihre Erfindungen, die durch die Circuläre, welche Herr Diers an die Präfecten telegraphirte, noch erweitert wurden: „Die Insurgenten stürmen die bedeutendsten Häuser aus, um das Mobiliar zum Verkauf zu bringen.“

Der Delegation der auswärtigen Beziehungen, die, nach einem ungeschickten Ausdruck, nur dem Kriegsministerium untergeordnet war, fiel die Aufgabe zu, die Provinz aufzuklären und zum Beitritt aufzumuntern. Seit dem 4. April — ich werde dies später ausführen — waren die Departements in Bewegung. Mit Ausnahme von Marseille, das zum Theil entwaffnet war, befand sich die Nationalgarde überall im Besitz ihrer Gewehre. Im Centrum, im Osten, im Westen, im Süden konnte man mit Leichtigkeit nachdrückliche Interventionen machen, die Bahnhöfe besetzen und dadurch die Artillerie und die Verstärkungen, welche nach Versailles dirigirt wurden, aufhalten.

Die Delegation begnügte sich, einige wenige Commissäre ohne Localkenntnisse, ohne Tact, ohne Autorität abzusenden. Sie ließ sich sogar durch Verräther ausbeuten, welche ihr Geld einsteckten und ihre Instructionen in Verhülltes auslieferten. Bekannte Republikaner, die mit den Eliten der Provinz vertraut waren, boten vergebens ihre Dienste an. Hier wie anderwärts mußte man eben gefallen. Schließlich wurde eine Summe von nur 100,000 Frs. bekannt, um Frankreich aufzuwiegen.

Die Delegation fertigte nur eine sehr beschränkte Anzahl von Documenten ab: einen berebten und wahrheitsgetreuen Auszug der Pariser Revolution, zwei Kartefte an die Bauern, eines darunter von Madame André Léo, einfach, warm, und ganz dem Verständnis des Landvolks angemessen: „Bruder, man hintergeht dich. Unsere Interessen sind dieselben. Was ich verlange, willst auch du, die Befreiung, die ich fordere, ist auch die deine — Paris will nichts anderes als den Boden für den Landmann, das Werkzeug für den Arbeiter.“ Diese guten Samenkörner wurden durch freie Ballons fortgetragen, welche durch einen erfindungsreichen Mechanismus in bestimmten Zwischenräumen die Druckblätter fliegen ließen. Wie viele gingen dabei verloren und fielen gar nicht in die Hände!

Diese Delegation, welche gar keine andere Bestimmung hatte, als den Dienst des Menschen, vergah die übrige Welt völlig. In ganz Europa sog die Arbeiterklasse gierig die Nachrichten aus Paris ein, kämpfte im Herzen mit der

großen Stadt, welche ihre Hauptstadt geworden, verdoppelte die Versammlungen, die Umzüge, die Adressen. Ihre Zeitungen, die der Mehrzahl nach arm waren, stritten muthig gegen die Verleumdungen der Bourgeoispressen. Pflicht der Delegation war es, diesen lothbaren Pulstruppen die Hand zu reichen, aber es geschah nichts. Einige stürzten sich in Schanden bis zum Bankrott, um diese Commune zu unterstützen, welche aus Mangel an Brod ihre Verteidiger zu Grund gehen ließ.

Die Delegation, die keine Erfahrung, keine Hülfquellen besaß, kam gegen die verschlagene Gleichgültigkeit des Herrn Thiers kaum in Betracht. Ein jünger großer Cicer, die Ausländer zu beschwigen und schickte mit vollem Recht das prachtvolle Silberzeug des Ministeriums in die Münze, aber ihre nutzbringende Arbeit beschränkte sich auf beinahe nichts.

Dies waren die lebenskräftigen Delegationen. Da der Rath der Commune durch den Lauf der Dinge zum Vorläufer der Revolution geworden, da er sich die nationalen Rechte anmaßt, so verkündete er die Rechte des Jahrhunderts und lasse wenigstens, wenn er stirbt, dieses Banner auf seinem Grab. Es genügt ihm, die seit vierzig Jahren von der revolutionären Partei geforderten Einrichtungen in ihrer Gesamtheit klar zu formulieren.

Der Justizdelegirte — ein Advocat — brauchte nur die seit lange von allen Socialisten geforderten Reformen zusammenzufassen. Es war die Aufgabe einer Proletariatsrevolution, die aristokratische Tendenz in unserm Rechtssystem, die despotischen, rücksichtlichen Doctrinen in dem kaiserlichen Code nachzuweisen, zu zeigen wie das souveräne Volk, das sich beinahe niemals selbst richtet, von einer Klasse gerichtet wird, die aus einer andern Autorität als derjenigen hervorgegangen ist, das widersinnige Aufeinanderstellen von Richtern und Tribunalen hervorzuheben, das Schreibern, die Arme von Procuratoren, 40.000 Rotaren, Sachwaltern, Gerichtsboten, Amtsschreibern, Legatoren, welche jedes Jahr mehrere hundert Millionen des öffentlichen Vermögens verzehren. Es war vor allem Sache einer im Namen der Gemeinde vollzogenen Revolution, die Gemeinde mit einem Tribunal zu versehen, wo das in seine Rechte wieder eingesetzte Volk alle Streitigkeiten durch ein Schwurgericht schlichten ließ, sowohl die Handels- und Civil, wie die Criminalfälle, ein einziges Tribunal ohne andere Appellation als wegen der Fehler im Verfahren, es war ihre Sache, nachzuweisen, wie die Sachwalter, Gerichtsboten, Amtsschreiber überflüssig gemacht, die Rotare durch einfache Registraturbeamte ersetzt werden können. Der Delegirte beschränkte sich bescheidenweise darauf, Rotare, Amtsschreiber, Legatoren mit festem Gehalt zu erneuern, was zu jener Zeit des Kamerts sehr überflüssig war und nur das Prinzip dieser Aemter heiligte. Kam, daß einige Abächten durchdrangen. Es wurde decretirt, daß die Verhaftungsprotocolle die Beweggründe und die zu vernehmenden Zeugen angeben, und daß die Papiere, Werthgegenstände und Effecten der Verhafteten auf der Depositenkammer niedergelegt werden sollen. Ein Beschluß betrahl den Directoren der Irrenhäuser, innerhalb vier Tagen einen Bericht über die Zahl und den Zustand ihrer Kranken einzusenden. Ganz der Rath in diese Häuser hineingeleuchtet, die so viele Verbrechen deckten, so wäre die Menschheit seine Schuldnerin gewesen, aber diesen Beschlüssen wurde keinerlei Folge geleistet.

Da ihr das Wissen mangelte, hätte die Delegation wenigstens einigen Instinct zeigen müssen. So wäre es z. B. ihre Pflicht gewesen, die Lätze von Picpus, die Skelette von Et. Laurent aus Picht zu ziehen. Sie schrien sich jedoch gar nicht damit zu beschäftigen und die Reaction machte sich über diese vorgebliehen Entdeckungen lustig. Die Delegation ließ sogar die Gelegenheit vorbegehen, ganz Frankreich, wenigstens auf einen Tag, mit der Commune zu verknüpfen. Man hatte Jeder in der Hand. Reich, muthig, waghalsig, hatte er stets auf die Straßlosigkeit gebaut, denn in der Bourgeois-Verfassung gingen solche Verbrecher frei aus. Nur die Revolution konnte an Ihn heran. Nichts war einfacher als seinen Proceß einzuleiten. Jeder

behauptete, durch das Kaiserreich gestreift worden zu sein und erbot sich, Enthaltungen zu machen. In öffentlicher Sitzung vor zwölf aufs Gerathewohl gewählten Geschworenen konnte man durch ihn die merkwürdige Expedition der Welt vor Augen führen, die Intriguen des Clerus entlarven, die Taschen der Diebe umdrehen, nachweisen, wie die Kaiserin, Napoleon und Monarch den Schlag ausgehen, aus welcher Ursache und für welche Menschen Frankreich sechs Millionen und Hunderte von Millionen verloren hatte. Die Bühne wurde alsdann am hellen Tage, auf dem Concordiaplatz angelegt, der unschuldigen Emulien vollzogen werden. Die Boeten, die ja selten erschossen werden, hätten vielleicht gewünscht, das zahllose Volk, das ewige Opfer, hätte in die Hände gefallt und hätte gesagt: „Die Republik allein läßt Gerechtigkeits.“ Man versäumte es sogar, Jeder zu vernachlässigen.

Die Delegation des Unterrichts war berufen, eines der schönsten Blätter in Buch der Commune zu beschreiben, denn nach so vieljährigen Studien und Versuchen in allen Ländern muß diese Frage völlig gerichtet aus einem wahrhaft revolutionären Hirn springen. Die Delegation hat keine Denkschrift, keine Arbeit, keine Adresse, keine einzige Zelle zurückgelassen, um vor der Zukunft Zeugnis abzulegen. Und doch war der Delegierte ein Doctor, auf deutschen Universitäten herangebildet. Er begnügte sich die Krucifixe in den Schulställen zu unterdrücken und alle diejenigen, welche die Unterrichtsfrage studiert hatten, zu zerstören. Eine Commission wurde beauftragt, den Elementar- und Gewerbeschulunterricht zu organisiren, aber ihre ganze Arbeit bestand darin, daß sie am 6. Mai die Eröffnung einer Schule ankündigte. Eine zweite, die den Unterricht der Frauen zum Gegenstand hatte, wurde am Tag des Einzugs der Versammlung angekündigt.

Die administrative Rolle der Delegation beschränkte sich auf unausführbare Beschlüsse und einige Ernennungen. Zwei zuverlässige und talentvolle Männer, A. Reclus und B. Bastien wurden beauftragt, die Nationalbibliothek wieder einzurichten. Sie untersagten das Ausleihen der Bücher und nahmen so dem Vergnügen ein Ende, daß sich gewisse Bevorchrechte aus den öffentlichen Sammlungen eine Bibliothek leisteten. Die Künstlerdelegation, welcher der bei den Wahlen am 16. April ernannte Courbet vorstand, beschäftigte sich damit, die Museen wieder zu eröffnen und zu überwachen.

Ohne einige Circulare der Municipalitäten wußte man gar nichts von den Gedanken dieser Revolution in Hinsicht auf das Unterrichtswesen. Mehrere hatten die von den Jesuiten und säbischen Lehrern verlassenen Schulen wieder eröffnet oder die zurückgebliebenen Brüder vertrieben. Die Schule des 20. Arrondissements lehrte und speiste die Kinder. Die Delegation des 4. Arrondissements sagte: „Dem Kind die Liebe und Achtung für seinesgleichen einzupflanzen, ihm Gerechtigkeitsgründe einzufößen, es zu belehren, daß es im allgemeinen Interesse lernen muß; das sind die Moralprinzipien, auf denen von jetzt an die Communal-Erziehung ruhen wird.“ — „Die Lehrer der Volksschulen“, sagte die Delegation des 17. Arrondissements, „werden ausschließlich die auf Erfahrung gegründete, wissenschaftliche Methode anwenden, diejenige Methode, welche nur von der Darlegung physischer, moralischer, intellectueller Thatsachen ausgeht.“ Diese unbestimmten Formeln konnten kein vollständiges Programm ergeben.

Wer wird also für das Volk sprechen? — Die Delegation des Arbeits- und Handelswesens. Ausschließlich aus Socialdemokraten bestehend, hatte sie sich zur Aufgabe gemacht, „das Studium aller notwendigen Reformen, sowohl in den öffentlichen Aemtern der Commune als in den Beziehungen der Arbeiter — Männer und Frauen — zu ihren Brodherrn; die Revision des Handelsgesetzbuchs, der Zolltarife, die Umänderung aller directen und indirecten Steuern, die Aufstellung einer Statistik der Arbeit.“ — Sie soll die Grundzüge aller Decrete, die sie der Commune vorschlagen wird, bei den Bürgern suchen.“

Der Delegierte Frankel ließ sich von einer aus Arbeitern gebildeten Initiativ-Commission unterstützen. In allen Arrondissements wurden Ausweis-

registrier für Arbeits-Angebot und Nachfrage eröffnet. Auf Verlangen vieler Rädergejellen ließ die Delegation die Nachtarbeit aufheben, eine ebenso wohl gesundheitliche als stilkche Maßregel. Sie bereitete einen Vorschlag zur Liquidierung des Pfandhauses und ein Decret betreffs der Lohnabzüge vor und unterstützte das Decret hinsichtlich der durch ihre Inhaber geschlossenen Werkstätten.

Ein Antrag setzte den Opfern des Kriegs und den Dürftigen ein freiwilliges Gehalt aus. Wer es verschmähte, sich auf den letzteren Titel zu berufen, sollte sein Gehalt gegen ein in fünf Jahren fälliges Rückzahlungsverprechen beziehen. Der Bericht sagte zum Schluß: „Es versteht sich, daß der Liquidierung des Pfandhauses eine sociale Organisation folgen muß, welche den Arbeitern wirkliche Unterstützungsgarantien im Fall der Arbeitslosigkeit gewährt. Die Einsetzung der Commune fordert neue verbesserte Institutionen, welche den Arbeiter vor der Ausbeutung durch das Capital schützen.“

Das Decret, welches die Lohnabzüge abschaffte, setzte einer der schreiendsten Ungerechtigkeiten der Capitalistenherrschaft ein Ziel, da diese Geldbußen, und zwar häufig unter dem allernüchternsten Vorwand, durch den Brodherrn selbst auferlegt werden, welcher somit Partei und Richter in einer Person ist.

Das Decret hinsichtlich der verlassenen Werkstätten gab der seit Jahrhunderten enterbten Masse den Besitz ihrer Arbeit zurück. Eine durch die Syndicallammern ernannte Untersuchungscommission sollte die Statistik und das Inventar der verlassenen Werkstätten aufstellen, welche in die Hände der Arbeiter zurückfallen sollten. Solcherweise „wurden die Entreigner ihrerseits enteignet.“ Das 19. Jahrhundert wird nicht zu Ende gehen, ohne diese Revolution angebahnt zu haben. Jeder Fortschritt des Maschinenwesens bringt sie näher. Je mehr sich die Ausbeutung der Arbeit in wenigen Händen concentriert, desto mehr wächst und ordnet sich die Arbeitermasse. Bald wird die bewußte und geeinigte Klasse der Producenten nur noch eine Handvoll Revolvertrichter vor sich haben, wie das junge Frankreich von 89. Der eingefleischteste revolutionäre Socialist ist der Monopolist.

Allerdings enthielt dieses Decret seine Lücken und erforderte ernsthafte Eedertungen, besonders in Bezug auf die cooperativen Associationen, denen die Werkstätten zufallen sollten. Es war ebenso wenig wie das andere auf diese Stunde des Kampfes anwendbar und machte eine Menge von Nebendeckreten nothwendig. Aber es gab wenigstens eine Vorstellung von den Rückforderungen der Arbeiter; und hätte man ihr nichts zu danken als die Errichtung der Commission für Arbeit und Handel, so hätte die Revolution vom 18. März schon mehr für den Arbeiter gethan, als die Bourgeoiserversammlungen von Frankreich seit dem 6. Mai 1789.

Die Delegation der Arbeit wollte in die Karten der Intendanz einen neuen Einblick thun. Sie wies nach, daß die sog. Abzüge den Arbeitslohn und nicht den Gewinn der Unternehmer herabdrücken, die ohne Rücksicht auf den Preis auf jedes Angebot eingehen, da sie immer gewiß sind, es am Arbeiter wieder hereinzubringen. „Und die Commune ist blind genug sich zu solchen Manövern herzugeben,“ sagte der Bericht. „Und in diesem Augenblick geht der Arbeiter in den Tod, um nicht länger dieser Ausbeutung zu erliegen.“ Der Delegirte verlangte, daß die Kaufbedingungen den Preis des Arbeitslohns enthalten, daß die Käufe vorzugsweise den Arbeitergesellschaften anvertraut und die Preise schiedsrichterlich zwischen der Intendanz, der Syndicallammer der Gesellschaft und dem Delegirten der Arbeit festgesetzt werden sollten.

Um die finanzielle Verwaltung aller Delegationen zu überwachen, setzte der Rath im Mai eine höhere Geldverrechnungscommission ein, welche beauftragt wurde, ihre Rechnungen durchzusehen. Er decretirte, daß die Beamten oder Lieferanten, welche der Verpressung, der Veruntreuung oder des Diebstahls schuldig befunden worden, mit dem Tod bestraft werden sollten.

(Schluß folgt.)

tal
gebiet
p. 81.
Ligelle.

16.

Staat

brich
ie in
nen.
dem
e ein
nur
men,
rauß
t. fa-
schen
nus"
tritt,
hes"
rben,
hält,
ingt,
mehr

.ennt
eolog
g in
darte
ende
lcher
ennt,

kennt
aus
rath,
mit
ent-

aus.

von ihm gesprochen und es seinem Verfasser einen europäischen Namen geschaffen. Er redet von der „eminenten Begabung des Mannes.“ Strauß ist ihm einer der ersten Schriftsteller, einer der bedeutendsten Geister; er giebt zu, daß als Schriftsteller Strauß seit Goethe seines Gleichen nicht gehabt hat; er räumt mit Rümelin ein, daß Strauß in seinen Streitschriften sein Vorbild Lessing nicht nur erreicht, sondern übertroffen. Und doch weiß er ihn in der Vorrede nicht anders, denn als einen merkwürdigen Mann zu bezeichnen; er ertheilt ihm und seinen Freunden die wohlwollende Censur, daß sie begabte junge Leute seien; er lobt seine Ehrlichkeit, ja er findet es für gut, noch besonders hervorzuheben, daß Strauß ein rechtschaffener Mann gewesen. Zu diesen höchst zweifelhaften Lobsprüchen gesellt sich nun eine Reihe der schlimmsten Anklagen. Wie freilich Strauß, wenn er dieselben wirklich verdiente, jemals eine europäische Berühmtheit, einer unserer bedeutendsten Geister hat werden können, das zu erklären hält Herr D. nicht für nöthig. Dieselben Streitschriften, die er das eine Mal gerühmt, nennt er anderwärts Libelle. Strauß ist ihm wesentlich eine pathologische Erscheinung. „Alle Hauptentwickelungen seiner schriftstellerischen Thätigkeit sind,“ sagt er, „durch momentane Verhältnisse mit bedingt, und grade seine radikalsten Auslassungen sind absolut nur Verstimmungsproducte gewesen und zu weilen Producte ziemlich rasch vorübergehender Verstimmungen.“ Die negative Bilanz der Glaubenslehre ist ihm nur eine pessimistische Wendung, die Strauß nimmt, nachdem er auf die theologische Carriere verzichtet hat. „Seine scheinbar kalte Dialektik stand stets,“ so lautet eine andere Variation dieses Themas, „im Dienste augenblicklicher Stimmung.“ Aus rein persönlichen Anlässen heraus ertheilt er Lob und Tadel; er erhebt sich nur gegen die Liberalen, weil sie sein Leben Jesu unfreundlich beurtheilt; er hat der Befriedigung eines persönlichen Rachebedürfnisses den Fortschritt des kirchlichen Liberalismus geopfert.“ Das eine Mal gehört Strauß dem Verfasser zu den unpraktischen Radikalen, die das Gute, das erreichbar ist, jedesmal einem rein imaginären Bessern zum Opfer bringen, ein andermal hebt er wieder den troden egoistischen Zug hervor, der die unliebenswürdige Seite an Strauß von Anfang an gewesen sei; es fehle ihm der wärmere Antheil an den Schicksalen der Menschen und des Lebens, der den weisen Mann ausmacht.

Den letztgenannten schweren Vorwurf weiß Haustrath nicht anders zu begründen als damit, daß Strauß durch seine Bücher nur für die Gebildeten gesorgt und sich nicht auch um „das Volk“ gekümmert habe. Für jeden andern als Herrn D. wird, hoffen wir, die bloße Anführung dieser Begründung zugleich ihre Widerlegung sein; was aber die Reizbarkeit betrifft, so wird jeder, der nur einigermaßen vorurtheilsfrei urtheilt, Wilhelm Lang bestimmen, der in dieser Reizbarkeit seines Naturells nur die Rehrseite jener seinen Organisation findet, vermöge deren Strauß die Strahlen der Bildung seines Zeitalters in sich aufsaßte. Und dann erwäge man doch die Stürme, die Strauß umtozt haben. Herr D. erinnere sich, daß er selbst von jenem Repergeföhl redet, von dem Gefühl ausgestoßen, excommunicirt, mit dem Geruche der Pest umgeben zu sein. Er bedenke, daß Strauß den Widerspruch der ganzen Welt zu ertragen hatte, daß die jüngeren Theologen nie und nirgends schneller und besser Carriere machen konnten als wenn sie sich gegen ihn, den Antichrist und Atheist, erhoben; wird er es dann nicht begreiflich

finden, daß Strauß nicht mit dem Gleichmuth das Leben hinnahm, wie ein wohlbestallter Professor der Theologie, dem freilich nicht die ganze Welt widerspricht? Es ist wirklich seltsam: Die Kunst der Theologen erklärt Strauß für vogelfrei; sie verfolgen ihn in ohnmächtigem Grimme mit Anathemen, mit Haß und mit Spott. Strauß nimmt dies natürlich nicht gleichmüthig hin. Flugs aber ist sein Biograph bei der Hand und belehrt die Leser: Seid ruhig! Strauß wäre gar nicht so radical gewesen, wenn er nicht gereizt worden wäre. Es würde Herrn S. auf diese Weise nicht schwer fallen, die gesammte Weltgeschichte aus den persönlichen Stimmungen der Helden zu erklären.

Doch es fehlen noch einige wesentliche Züge zu dem Bilde, welches uns der Verf. von Strauß entwirft. Er beklagt es auf das Tiefste, daß das Leben Jesu so ausschließlich negativ ausgefallen, die pure Negation aber sei immer unfruchtbar. Da hätte doch die Tübinger Tendenzströmung mit ihrer ganz neuen Methode der Untersuchung ganz andere positive Resultate zu Tage gefördert. Hier habe sich eine ganz neue Construction der urchristlichen Geschichte aufgebaut, in der jedem neutestamentlichen und altchristlichen Schriftstück sein Platz angewiesen war und innerhalb deren auch die einzelnen Evangelien ihre Stelle fanden. Allein wie kann Hausrath diese Klagen vor seinem historischen Gewissen verantworten, wie kann er diese Negativität des Resultates Strauß zum Vorwurfe machen, wenn er an andern Stellen, und zwar mit vollem Rechte, darauf hinweist, daß die Aufgabe die sich Strauß gesetzt, eine nach dem Gange der theologischen Discussion gebotene war? wenn er geradezu von der wissenschaftlichen Nothwendigkeit des Strauß'schen Buches redet? „Um einer historischen Behandlung die Wege zu ebnen,“ sagt er selbst, „mußte mit einer Schärfe die jeden Widerspruch zum Schweigen brachte, gezeigt werden, daß diese Berichte nicht übereinstimmen . . . Die dogmatischen Voraussetzungen, die alle Ergeße und Kritik drückten, waren vor allen Dingen zu sprengen, vorher konnte der kritische Arbeiter garnicht sein Werk beginnen. Ueberhaupt ist es gar nicht die Art reformatorischer Köpfe, der Welt über Nacht das richtige Resultat zu beschicken, sondern durch Sturz des bestehenden Falschen dem Geiste Luft zu schaffen, der dann in weitaussehender langsamer Arbeit den neuen Bau gestaltet.“ Diese Worte sind nicht etwa die eines begeisterten Verehrers und Vertheidigers von Strauß, sondern Herr Hausrath selbst hat sie geschrieben, es ist also wohl die Frage gestattet, ob er denn nicht den Widerspruch dieser Worte mit den oben erwähnten Anklagen einsieht. Um die feinen Unterschiede, ob eine Schrift mythisch zu erklären sei oder als Tendenzschrift, handelt es sich bei der Frage um das Urchristenthum für die Gemeinde der Christen garnicht; diese Unterschiede sind lediglich Schulfragen. Der Christ dagegen, der Gebildete überhaupt, will wissen, ob die Bibel Gottes Wort, ob sie inspirirt, ob ihre Berichte, ihre Wunder historisch, glaubwürdig sind. Wenn nun zwei Parteien sich dahin einen, daß sie alle diese Fragen verneinen, so mögen sie im Einzelnen noch so sehr von einander abweichen, so werden diese Abweichungen doch jedem Unbefangenen unmerklich erscheinen, für ihn also werden die Tübinger mit ihrem angeblich Positiven genau auf derselben Linie stehen wie Strauß mit seinem Negativen; er wird vollkommen dem beistimmen, wenn Strauß J. Chr. Baur sagen läßt:

Wie Rein und Ja sind wir, wie Sturm und Regendogen;
Er sagt: es ist nicht wahr; ich sag: es ist gelogen.

Doch es ist gar nicht einmal wahr, daß Strauß lediglich negativ ist, sowohl das Leben Jesu als die Glaubenslehre haben einen sehr wesentlichen positiven Kern; ja dieses Positive ist der treibende Keim, aus dem sich alles entwickelt. Ich meine damit die Hegelsche Philosophie; doch davon nachher noch ein paar Worte.

Herr Hausrath bleibt uns aber auch nicht die Erklärung dafür schuldig, warum Strauß ihn so wenig befriedigt. Strauß ist ihm von vornherein keine religiöse Natur und es konnte sich auch niemals eine solche aus ihm entwickeln. Er ist ihm zwar ein Kritiker, aber kein speculativer Kopf, und kannte gar nicht das Bedürfnis eines eigenen festen Standpunktes. Er ist schon unter Verhältnissen, die für die religiöse Anregung wenig günstig waren, aufgewachsen; schon in der ersten Predigt findet Hausrath eine auffallende religiöse Dürftigkeit; seine Abneigung gegen die religiösen Potenzen ist ihm eine unhistorische Beschränktheit.

Ehe wir jedoch dem Verfasser hierauf antworten, müssen wir uns von ihm belehren lassen, wer denn nun wohl eine religiöse Natur sei. Er geht davon aus, daß Schleiermacher der Neubegründer, der Kant der neueren Theologie sei. Dieser habe im Gegensatz zu Hegel erwiesen, daß die Religion nicht ein Denken sei, sondern Empfinden, Fühlen. Deshalb seien auch die Frauen religiöser als die Männer, grade wie die Männer religiöser wie die Frauen sein müßten, wenn die Religion wie Hegel behauptet, ein Denken wäre. Nicht um Verstand und Wissen handelt es sich bei der Religion, sondern um Gemüth und Glauben; dieser Glaube aber ist nicht vom Denken zu meistern. Es giebt außer dem verstandesmäßigen auch ein religiöses Wissen vom Absoluten. Wie sich das Absolute uns im Verstande als ein geordnetes, gesetzmäßiges, zurecht legt, nennen wir es Welt. Wie wir es im Gefühl als ein weises, gutes, allwirkendes erkennen, nennen wir es Gott. Wäre die Religion, heißt es schließlich, ein Denken, so wäre die christliche Religion für uns Kinder des neunzehnten Jahrhunderts abgethan, so wäre die Theologie gegenstandslos, so fielen ihre Disciplinen der Geschichte und Philosophie anheim, so wäre die Existenz der Kirche gefährdet.

Das also ist es worauf Hausrath hinaus will. Wo bliebe denn seine Kirche, wo seine Theologie, wenn Strauß Recht hätte. Diese dürfen nicht fallen, also muß Strauß Unrecht haben. Und doch werden sich die Herren mit der Zeit an den Gedanken gewöhnen müssen, dem übrigens unter den Theologen Niemand näher gewesen als der unvergeßliche Richard Rothe, daß die Kirche dereinst so gut wie die Theologie hinschwinden werden, daß ein völlig neues Gebäude sich auf den Trümmern des alten erheben wird, daß die christliche Religion so gut wie die heidnischen für uns dereinst „abgethan“ sein wird. Für Hausrath ist Schleiermacher das A und O; seine ganze Deduktion ist nichts als eine Reproduktion des Schleiermacher'schen Standpunktes. Nun aber nennt er doch Schleiermacher im ersten Bande mehr als einmal einen Romantiker; Schleiermacher ist ihm der „große Gefühlstheologe der romantischen Schule.“ Wie stimmt zu alle dem, daß er in dem zwei Jahre später erschienenen zweiten Bande bei Besprechung Friedrich Wilhelms IV. so heftig gegen die romantische Schule polemisiert? „Die Lösung dieser ganzen Schule“, sind seine eigenen Worte, „war, wie ein griechischer Däne gesagt hat, nicht die des sterbenden Odysseus: Licht, mehr Licht! sondern: Finsterniß, mehr Finsterniß!“ Aber ich bitte Sie, Herr

nach innerer Ruhe sich Sehnenenden genüge? Herr D. kennt doch auch, wie wir sehen, sehr genau Strauß's Aufsatz über den politischen und theologischen Liberalismus. Glaubt er wohl, daß der von jemandem geschrieben sein könne, dem „auffallende religiöse Dürftigkeit“, „Abneigung gegen die religiösen Potenzen“ vorzuwerfen?

Daß Strauß' lehtes epochemachendes Werk, der alte und neue Glaube, bei dem Verfasser noch viel weniger Gnade findet, kann uns dem Bisherigen zufolge durchaus nicht Wunder nehmen. Natürlich wird auch dies Werk wiederum aus persönlicher Verstimmlung abgeleitet; Strauß ja eben ein gereizter alter Mann gewesen. Unhistorisch bis zum Banauischen wird er genannt; „das aber steht zu fürchten“, prophezeit Herr D., „daß dieses Buch einer vollkommen banauischen Halbbildung Vorschub thue, die selbst das, was sie noch anerkennt, nicht mehr versteht.“ Auch im Uebrigen bringt der Verfasser nichts wesentlich Neues vor; wir können uns also darauf beschränken, unseren eigenen Standpunkt dem Buche gegenüber mit einigen Worten anzudeuten.

Ueberall da wo Strauß negirt, so können wir unser Urtheil prästiren, ist er bewundernswürdig, unwiderleglich; die Position dagegen steht diesmal, ganz anders wie in seinen ersten Schriften, auf bedenklich schwachen Füßen. Das Vortrefflichste sind die Ausführungen über das Christenthum. Kläglich und hilflos erscheinen ihnen gegenüber alle die Versuche zu retten was doch längst verloren. Ich bitte Herrn Hausrath und seine Anhänger mir doch die Frage zu beantworten, was denn wohl aus dem Katholicismus oder den heidnischen Religionen werden soll, wenn das Christenthum ist, was die modernen Liberalen dafür ausgehen. Sie müßten doch consequenterweise erwarten und verlangen, daß ihr Christenthum über die Katholiken und über die Religion der Heiden den Sieg davon trage. Ist dies wohl denkbar? Nehmen wir beispielsweise an, Herrn Hausrath sei die Aufgabe zugefallen, einen hochgebildeten Chinesen zu belehren. Dieser weiß, daß auch die Christen ihre heiligen Schriften haben so gut wie sie selbst. Nun muß doch Herr D. dem zu Belehrenden die Resultate der modernen Forschung, soweit er selbst sie angenommen, mittheilen. Er muß den Widerspruch zwischen dem wie ihm selbst Christus erscheint und wie ihn factisch die Bibel schildert, darlegen; er muß bekennen, daß er nicht an Wunder, nicht an die übernatürliche Geburt, nicht an die Auferstehung des Stiefers der christlichen Religion glaubt; er muß die Differenz seines Gottesglaubens mit dem der Bibel darlegen. Meint er denn wirklich, daß der zu Belehrende ihn noch für einen Christen halten wird? Wozu soll er sich überhaupt belehren? zu dem Christus und zu der Weltanschauung der Bibel? Aber Herr D. muß ihm ja, da er ehrlich ist, versichern, daß dieser Christusglaube und diese Weltanschauung nicht mehr die unsern sind. Also zu dem was ihm Herr D. lehrt? Aber da wird er ihm mit Recht einwenden: unzählige andere, die sich auch Christen nennen, stimmen hiermit gar nicht überein, noch weniger stimmt das zu den Ueberlieferungen früherer Jahrhunderte.

In Wirklichkeit ist das Christenthum Transcendenz, Dualismus; auf der einen Seite der außerweltliche Gott des Jenseits, die Seligkeit nach dem Tode; auf der andern Seite die sündige Menschheit, das irdische Jammerthal, der Mittler aber zwischen beiden ist allein Christus, der Sohn Gottes. Durch den Glauben an diesen, an sein Leiden und

nehmen. Er persönlich mag dazu reif sein, schon in den Diensten des Papstes es gewesen sein; aber bei seinem Volke bedarf's noch langer und strenger Schulung, nachhaltiger, systematischer Propädeutik. Betritt er dennoch das Forum mit solchen Ideen, so setzt er sich dem Verdacht der Großpolitikspielerei aus, als wäre Italien auch im Punkte der Kultur-ideen den andern Staaten „um eine Pferdelänge voraus.“

Minghetti citirt den Hohenpriester englischer hochbürgerlicher Historiographie, Macaulay, der einmal gesagt: er sehe die stärkste Association möglich ohne Glaubensbekenntniß. Die sociale Vertheidigung habe nichts mit der Religionsvertheidigung zu thun. (Ostindien!) Minghetti geht auf diesen Gedanken ein und folgert daraus die Vortrefflichkeit der Lage des Staates, wenn er der Religionsvertheidigung überhoben sei. Wäre das nicht der Fall, „so müßte ja der Staat die Ketzereien verfolgen, die oft mehr Schaden thun als ein materielles Delikt!“ „Er müßte diejenigen bestrafen, welche mit ihren Lehren das höchste Gut, das der Seele, das stärkste Fundament der Moral und der Gesellschaft rauben“ !!

„Wie ich gesagt habe, Heuchelei.“ — Oder Desperation. Weiter: „Unsere größten Güter rühren vom Christenthum her.“ — „Die Religion begreift den ganzen Menschen und bringt ein mit Ueberredung und Liebe“. „Hypokrisie.“ — Oder captatio. Hört weiter! „Daß die Religion dem Staate entgegenarbeite, kann man nicht annehmen, da sie ja die Menschen bessern soll!“ —

„Das wird unerträglich. Eine solche Religion kann ja der Staat gar nicht theuer genug bezahlen. Ihr gehört der oberste Rang, der Vortritt vor allen andern. Die römische Kirche hat aber die Kirchenräuber in den Bann gethan, lehrt die Berruchtheit der Gründung des „Königreichs“, leugnet den Staat, dem sie nach Minghetti „entgegenkommen“ soll, macht tagtäglich seine „Annahme“ zu Schanden. Was ist denn das für ein Gerede!“

Noch einen Satz weiter: „Ist das nicht der Fall, so greift man ein!“ Wenn also die Religion, die hohe, heilige, die Inhaberin des „höchsten Gutes“, das „stärkste Fundament der Moral und der Gesellschaft“, wenn dieser mächtige Faktor, der von Rechts wegen den Staat religiös und christlich machen müßte, sich einfallen läßt — als ob ihm das einfallen könnte! — böse, unmoralisch zu sein, ja dann muß freilich der Staat gegen sie marschiren lassen!

Die Armee bekommt noch einmal Contreordre. Die Religion „wirkt besser als Tribunale und Gefängnisse, sorgt besser für Personen und Eigenthum durch den Gehorsam gegen die Wahrheit“. „Auch der Staat hat die Pflicht zum ewigen Leben vorzubereiten, folglich gibt es eine Einheit des Gedankens und der Handlung zwischen Kirche und Staat!“

„Nachbar, wir wollen den Kirchenstaat herstellen.“ — Ich schlage noch viel mehr vor. Der Papst soll Italien einigen, aus der Italia una o libera einen großen Kirchenstaat machen und dann über den Brenner und das Mittelmeer weg annectiren was das „heilige“ Zeug hält.

Aber Nachbar, wir stehen da in einer Sackgasse, was will denn der Mann eigentlich, da er sich ja der Kirche förmlich unterwirft? — Er will die Kirche reformiren! — „Die durch den Papst selbst unfehlbar gewordene Kirche?! Wie in aller Welt fängt er das an?“ — Schlaue genug, Ihr werdet sehen.

Guvörderst entzieht er dem Klerus alle Staatsbesoldungen. —

besonderen Blatte, das kommt später. — „Da werden wir das ganze Jahr

Dr. Minghetti hat auch ein ganzes Jahr geschrieben. Klöster haben wir bereits aufgehoben und ihre Ablegung der Gelübde beim Eintritt in einen Großjährigkeit, die Zustimmung der Aeltern von der Klöster. Gelübde dürfen nicht „ewig“ am Heirathen. Die Klöster bestehen nur auf n: „weiter ist die öffentliche Stimmung noch der Priesterstand examirt nicht vom Militärdienst, in der Armee (wie für die musikalischen in der Geistlichen müssen vom Staate examinirt werden. Ich nicht, der Staat versteht nichts von der en auch nicht in der Theologie examinirt, sondern ng“. Die Universitäten werden keine theologischen

, wenn die auf „allgemeine Bildung“ Geprüften mmen, so garantirt der Staat der Kirche grade btesten, Weltklügsten. Dann wird die Zeit der aufhören, die wenigstens nichts Böses anstifteten, rten, Gott einen guten Mann sein lassen, vor austranken, damit sie „nüchtern“ die Sechsuhr, in Bezug auf Köchinnen und sonstigen Haus- Satz herleiteten: Ich habe ein Gesetz in meinem Gesetz in meinen Gliedern“.

Erstaunen, Nachbar. Ich möchte Euch gegenüber

rien! wollt Ihr mir nicht lieber von den Alt-agen? Da wäre ja der Grund zu einer National-

der kirchlichen Gemeinde — der Altkatholizismus ntan“ und ultrabegreiflich; ebenso wenig haben die englisch-amerikanischen evangelischen Missionen läßt sich dort nicht Haut und Haare abscheeren in der kirchlichen Gemeinde, wenn es sich um ndelt, soll einstweilen die Justiz entscheiden; führende Wahlssystem.

en Kirche? Da bin ich neugierig“. — Ich auch, Das Wahlprinzip soll in die Kirche eingeführt e Administration der Güter; dadurch soll die lifikation erhalten, innerliche Reformen durch-, meint der Verfasser, werde sich im Princip der en nicht widersprechen!

leicht nicht“. — O jawohl, auch der Anhörung. der wie sie ist, oder sie hört auf zu sein. Der auf die Spitze gestellt zu haben; er kommt auf nb versichert, die Kirche sei von der Vermögens- zahlkongregationen, welche die Kirchengüter zu Nechenschaft zu geben hätten, seien der Anhalts- nd den niederen Klerus. Daran könnte sich leistlichen durch die Gemeinden schließen!

finden, daß Strauß nicht mit dem Gleichmuth das Leben hinnahm, wie ein wohlbestallter Professor der Theologie, dem freilich nicht die ganze Welt widerspricht? Es ist wirklich seltsam: Die Kunst der Theologen erklärt Strauß für vogelfrei; sie verfolgen ihn in ohnmächtigem Grimme mit Anathemen, mit Haß und mit Spott. Strauß nimmt dies natürlich nicht gleichmüthig hin. Flugs aber ist sein Biograph bei der Hand und belehrt die Leser: Seid ruhig! Strauß wäre gar nicht so radikal gewesen, wenn er nicht gereizt worden wäre. Es würde Herrn D. auf diese Weise nicht schwer fallen, die gesammte Weltgeschichte aus den persönlichen Stimmungen der Helben zu erklären.

Doch es fehlen noch einige wesentliche Züge zu dem Bilde, welches uns der Verf. von Strauß entwirft. Er beklagt es auf das Tiefste, daß das Leben Jesu so ausschließlich negativ ausgefallen, die pure Negation aber sei immer unfruchtbar. Da hätte doch die Tübinger Tendenzkritik mit ihrer ganz neuen Methode der Untersuchung ganz andere positive Resultate zu Tage gefördert. Hier habe sich eine ganz neue Construction der urchristlichen Geschichte aufgebaut, in der jedem neutestamentlichen und altchristlichen Schriftstück sein Platz angewiesen war und innerhalb deren auch die einzelnen Evangelien ihre Stelle fanden. Allein wie kann Haustrath diese Klagen vor seinem historischen Gewissen verantworten, wie kann er diese Negativität des Resultates Strauß zum Vorwurfe machen, wenn er an andern Stellen, und zwar mit vollem Rechte, darauf hinweist, daß die Aufgabe die sich Strauß gesetzt, eine nach dem Gange der theologischen Discussion gebotene war? wenn er gradezu von der wissenschaftlichen Nothwendigkeit des Strauß'schen Buches redet? „Um einer historischen Behandlung die Wege zu ebnen,“ sagt er selbst, „mußte mit einer Schärfe die jeden Widerspruch zum Schweigen brachte, gezeigt werden, daß diese Berichte nicht übereinstimmen Die dogmatischen Voraussetzungen, die alle Erregte und Kritik bräuteten, waren vor allen Dingen zu sprengen, vorher konnte der kritische Arbeiter garnicht sein Werk beginnen. Ueberhaupt ist es gar nicht die Art reformatorischer Köpfe, der Welt über Nacht das richtige Resultat zu beschicken, sondern durch Sturz des bestehenden Falschen dem Geiste Luft zu schaffen, der dann in weitaussehender langsamer Arbeit den neuen Bau gestaltet.“ Diese Worte sind nicht etwa die eines begeisterten Verehrers und Vertheidigers von Strauß, sondern Herr Haustrath selbst hat sie geschrieben, es ist also wohl die Frage gestattet, ob er denn nicht den Widerspruch dieser Worte mit den oben erwähnten Anklagen einsieht. Um die feinen Unterschiede, ob eine Schrift mythisch zu erklären sei oder als Tendenzschrift, handelt es sich bei der Frage um das Urchristenthum für die Gemeinde der Christen garnicht; diese Unterschiede sind lediglich Schulfragen. Der Christ dagegen, der Gebildete überhaupt, will wissen, ob die Bibel Gottes Wort, ob sie inspirirt, ob ihre Berichte, ihre Wunder historisch, glaubwürdig sind. Wenn nun zwei Parteien sich dahin einen, daß sie alle diese Fragen verneinen, so mögen sie im Einzelnen noch so sehr von einander abweichen, so werden diese Abweichungen doch jedem Unbefangenen n, für ihn also werden die Tübinger mit ihrem an-
genau auf derselben Linie stehen wie Strauß mit
er wird vollkommen dem beistimmen, wenn Strauß
n läßt:

und Ja sind wir, wie Sturm und Regenbogen;

er sagt: es ist nicht wahr; ich sag: es ist gelogen.

rauß lediglich negativ
haben einen sehr we-
treibende Keim, aus
Hegelsche Philosophie;

die Erklärung dafür
Strauß ist ihm von
auch niemals eine
kritischer, aber kein
eines eigenen festen
die für die religiöse
in der ersten Pre-
stigkeit; seine Abnei-
vorische Beschränktheit.
ten, müssen wir uns
religiöse Natur sei.

Neubegründer, der
Gegensatz zu Hegel
sondern Empfinden,
die Männer, grade
sein müßten, wenn
wäre. Nicht um

ion, sondern um Ge-
Denken zu meistern.
religiöses Wissen vom
als ein geordnetes,
Wie wir es im Ge-
nennen wir es Gott.

so wäre die christ-
hundert abgethan,
Disciplinen der Ge-
der Kirche gefährdet.

II. Wo bliebe denn
hätte. Diese dürfen
noch werden sich die
lassen, dem übrigens
ls der unvergeßliche
ie die Theologie hin-
auf den Trümmern
so gut wie die heid-

Für Hausrath ist
aktion ist nichts als
punktes. Nun aber
hr als einmal einen
Gefühlstheologe der
daß er in dem zwei-
chung Friedrich Wil-
polemisiert? „Die Lo-
te, „war, wie ein
a Goethe: Licht, mehr
r ich bitte Sie, Herr

nach innerer Ruhe sich Sehnen den genüge? Herr D. kennt doch auch, wie wir sehen, sehr genau Strauß's Auffass über den politischen und theologischen Liberalismus. Glaubt er wohl, daß der von jemandem geschrieben sein könne, dem „auffallende religiöse Dürftigkeit“, „Abneigung gegen die religiösen Potenzen“ vorzuwerfen?

Daß Strauß' letztes epochenmachendes Werk, der alte und neue Glaube, bei dem Verfasser noch viel weniger Gnade findet, kann uns dem Bisherigen zufolge durchaus nicht Wunder nehmen. Natürlich wird auch dies Werk wiederum aus persönlicher Verstimmung abgeleitet; Strauß sei eben ein gereizter alter Mann gewesen. Unhistorisch bis zum Banauischen wird er genannt; „das aber steht zu fürchten“, prophezeit Herr D., „daß dieses Buch einer vollkommen banauischen Halbbildung Vorschub thue, die selbst das, was sie noch anerkennt, nicht mehr versteht.“ Auch im Uebrigen bringt der Verfasser nichts wesentlich Neues vor; wir können uns also darauf beschränken, unseren eigenen Standpunkt dem Buche gegenüber mit einigen Worten anzudeuten.

Ueberall da wo Strauß negirt, so können wir unser Urtheil präcifiziren, ist er bewunderungswürdig, unwiderleglich; die Position dagegen steht diesmal, ganz anders wie in seinen ersten Schriften, auf bedenklich schwachen Füßen. Das Vortrefflichste sind die Ausführungen über das Christenthum. Kläglich und hilflos erscheinen ihnen gegenüber alle die Versuche zu retten was doch längst verloren. Ich bitte Herrn Hausrath und seine Anhänger mir doch die Frage zu beantworten, was denn wohl aus dem Katholicismus oder den heidnischen Religionen werden soll, wenn das Christenthum ist, was die modernen Liberalen dafür ausgehen. Sie müßten doch consequenterweise erwarten und verlangen, daß ihr Christenthum über die Katholiken und über die Religion der Heiden den Sieg davon trage. Ist dies wohl denkbar? Nehmen wir beispielsweise an, Herrn Hausrath sei die Aufgabe gefallen, einen hochgebildeten Chinesen zu belehren. Dieser weiß, daß auch die Christen ihre heiligen Schriften haben so gut wie sie selbst. Nun muß doch Herr D. dem zu Belehrenden die Resultate der modernen Forschung, soweit er selbst sie angenommen, mittheilen. Er muß den Widerspruch zwischen dem wie ihm selbst Christus erscheint und wie ihn factisch die Bibel schildert, darlegen; er muß bekennen, daß er nicht an Wunder, nicht an die übernatürliche Geburt, nicht an die Auferstehung des Stüfters der christlichen Religion glaubt; er muß die Differenz seines Gottesglaubens mit dem der Bibel darlegen. Meint er denn wirklich, daß der zu Belehrende ihn noch für einen Christen halten wird? Wozu soll er sich überhaupt belehren? zu dem Christus und zu der Weltanschauung der Bibel? Aber Herr D. muß ihm ja, da er ehrlich ist, versichern, daß dieser Christusglaube und diese Weltanschauung nicht mehr die unsern sind. Also zu dem was ihm Herr D. lehrt? Aber da wird er ihm mit Recht einwenden: unzählige andere, die sich auch Christen nennen, stimmen hiermit gar nicht überein, noch weniger stimmt das zu den Ueberlieferungen früherer Jahrhunderte.

In Wirklichkeit ist das Christenthum Transcendenz, Dualismus; auf der einen Seite der außerweltliche Gott des Jenseits, die Seligkeit nach dem Tode; auf der andern Seite die sündige Menschheit, das irdische Jammerthal, der Mittler aber zwischen beiden ist allein Christus, der Sohn Gottes. Durch den Glauben an diesen, an sein Leiden und

nehmen. Er persönlich mag dazu reif sein, schon in den Diensten des Papstes es gewesen sein; aber bei seinem Volke bedarf's noch langer und strenger Schulung, nachhaltiger, systematischer Propädeutik. Vertritt er dennoch das Forum mit solchen Ideen, so setzt er sich dem Verdacht der Großpolitikspielerei aus, als wäre Italien auch im Punkte der Kulturideen den andern Staaten „um eine Pferdelänge voraus.“

Minghetti citirt den Hohenpriester englischer hochbürgerlicher Historiographie, Macaulay, der einmal gesagt: er sehe die stärkste Affoziation möglich ohne Glaubensbekenntniß. Die sociale Vertheidigung habe nichts mit der Religionsvertheidigung zu thun. (Ostindien!) Minghetti geht auf diesen Gedanken ein und folgert daraus die Vortrefflichkeit der Lage des Staates, wenn er der Religionsvertheidigung überhoben sei. Wäre das nicht der Fall, „so müßte ja der Staat die Ketereien verfolgen, die oft mehr Schaden thun als ein materielles Delikt!“ „Er müßte diejenigen bestrafen, welche mit ihren Lehren das höchste Gut, das der Seele, das stärkste Fundament der Moral und der Gesellschaft rauben!“

„Wie ich gesagt habe, Heuchelei.“ — Oder Desperation. Weiter: „Unsere größten Güter rühren vom Christenthum her.“ — „Die Religion begreift den ganzen Menschen und bringt ein mit Ueberredung und Liebe.“ „Hypokrisie.“ — Oder captatio. Hört weiter! „Daß die Religion dem Staate entgegenarbeite, kann man nicht annehmen, da sie ja die Menschen bessern soll!“ —

„Das wird unerträglich. Eine solche Religion kann ja der Staat gar nicht theuer genug bezahlen. Ihr gehört der oberste Rang, der Vortritt vor allen andern. Die römische Kirche hat aber die Kirchenräuber in den Bann gethan, lehrt die Berruchtheit der Gründung des „Königreichs“, leugnet den Staat, dem sie nach Minghetti „entgegenkommen“ soll, macht tagtäglich seine „Annahme“ zu Schanden. Was ist denn das für ein Verzebel!“

Noch einen Satz weiter: „Ist das nicht der Fall, so greift man ein!“ Wenn also die Religion, die hohe, heilige, die Inhaberin des „höchsten Gutes“, das „stärkste Fundament der Moral und der Gesellschaft“, wenn dieser mächtige Faktor, der von Rechtswegen den Staat religiös und christlich machen müßte, sich einsallen läßt — als ob ihm das einsallen könnte! — böse, unmoralisch zu sein, ja dann muß freilich der Staat gegen sie marschiren lassen!

Die Armee bekommt noch einmal Contreordre. Die Religion „wirkt besser als Tribunale und Gefängnisse, sorgt besser für Personen und Eigenthum durch den Gehorsam gegen die Wahrheit“. „Auch der Staat hat die Pflicht zum ewigen Leben vorzubereiten, folglich gibt es eine Einheit des Gedankens und der Handlung zwischen Kirche und Staat!“

„Nachbar, wir wollen den Kirchenstaat herstellen.“ — Ich schlage noch viel mehr vor. Der Papst soll Italien einigen, aus der Italia una e libera einen großen Kirchenstaat machen und dann über den Brenner und das Mittelmeer weg annectiren was das „heilige“ Zeug hält.

Aber Nachbar, wir stehen da in einer Sackgasse, was will denn der Mann eigentlich, da er sich ja der Kirche förmlich unterwirft? — Er will die Kirche reformiren! — „Die durch den Papst selbst unfehlbar gewordene Kirche?! Wie in aller Welt fängt er das an?“ — Schlan genug, Ihr werdet sehen.

Zuvörderst entzieht er dem Clerus alle Staatsbesoldungen. —

„Auch dem Papst die 3 Millionen?“ — Das nicht, der Papst steht auf einem besonderen Blatte, das kommt später. — „Da werden wir das ganze Jahr wusfieren.“ — Möglich, Hr. Minghetti hat auch ein ganzes Jahr geschrieben.

Die „beschaulichen“ Klöster haben wir bereits aufgehoben und ihre Güter konfiszirt. Zur Ablegung der Gelübde beim Eintritt in einen Orden fordern wir die Großjährigkeit, die Zustimmung der Ältern und die staatliche Visitation der Klöster. Gelübde dürfen nicht „ewig“ sein und hindern nicht am Heirathen. Die Klöster bestehen nur auf jurldenehmbarer Konzession: „weiter ist die öffentliche Stimmung noch nicht.“ — „So“. — Der Priesterstand eximirt nicht vom Militärdienst, es gibt ja Spezialitäten in der Armee (wie für die musikalischen in der Regimentskapelle). Die Geistlichen müssen vom Staate examinirt werden.

„Nachbar, das leide ich nicht, der Staat versteht nichts von der Theologie“. — Sie werden auch nicht in der Theologie examinirt, sondern in der „allgemeinen Bildung“. Die Universitäten werden keine theologischen Fakultäten mehr haben.

„Immer schlimmer, wenn die auf „allgemeine Bildung“ Geprüften im Staatsexamen durchkommen, so garantirt der Staat der Kirche grade die Geschicktesten, Gewandtesten, Weltklügsten. Dann wird die Zeit der einfachen Bauernbursche aufhören, die wenigstens nichts Böses anstifteten, im Beichtstuhl tagelöhneten, Gott einen guten Mann sein ließen, vor Witternacht alle Flaschen austranken, damit sie „nüchtern“ die Sechsuhrmesse lesen konnten, und in Bezug auf Köchinnen und sonstigen Hausapparat den Paulinischen Satz herleierten: Ich habe ein Gesetz in meinem Gese und ein anderes Gesetz in meinen Gliedern“.

Ihr seht mich in Erstaunen, Nachbar. Ich möchte Euch gegenüber katholisch werden.

„Laßt die Sticheleien! wollt Ihr mir nicht lieber von den Altkatholiken ein Wörtchen sagen? Da wäre ja der Grund zu einer Nationalkirche vorhanden“.

Bei Spaltungen in der kirchlichen Gemeinde — der Altkatholizismus ist für Italien „ultramontan“ und ultrabegreiflich; ebenso wenig haben nach Minghetti's Zeugniß die englisch-amerikanischen evangelischen Missionen im Lande gemacht; man läßt sich dort nicht Haut und Haare abscheeren — also bei Spaltungen in der kirchlichen Gemeinde, wenn es sich um das Kirchenvermögen handelt, soll einstweilen die Justiz entscheiden; später aber das neueinzuführende Wahlsystem.

„In der unfehlbaren Kirche? Da bin ich neugierig“. — Ich auch, aber so soll es gehen. Das Wahlprinzip soll in die Kirche eingeführt werden, zunächst in die Administration der Güter; dadurch soll die Majorität auch die Qualifikation erhalten, innerliche Reformen durchsetzen. Die Hierarchie, meint der Verfasser, werde sich im Princip der Anhörung der Beschwerden nicht widersetzen!

„Der Anhörung vielleicht nicht“. — O jawohl, auch der Anhörung. Die Kirche bleibt entweder wie sie ist, oder sie hört auf zu sein. Der Verfasser glaubt das Ei auf die Spitze gestellt zu haben; er kommt auf diesen Gedanken zurück und versichert, die Kirche sei von der Vermögensseite her zu fassen. Wahlkongregationen, welche die Kirchengüter zu verwalten und öffentlich Rechenschaft zu geben hätten, seien der Anhaltspunkt für die Laien und den niederen Klerus. Daran könnte sich später die Wahl der Geistlichen durch die Gemeinden schließen!

lehrte. Die völkerverwandernden Germanen haben einst Rom erobert, sogar zweimal; aber nur um so grimmiger ist das päpstliche Rom über sie gekommen. Es wurde ihrer Herr ein halbes Jahrtausend lang und revolutionirt ihnen noch immer den Staat. Endlich haben's die Italiener genommen, aber auch diese fürchten, es möchte auch über sie kommen; sie kalkuliren und spiritisiren mit aller möglichen juristischen Distinktionsgabe, wie sie ihm das Gleichgewicht halten sollen; das Liebste wäre ihnen, wenn sie es in ihren politischen Dienst nehmen könnten. Bei den Theorien, die der italienische Staat über sich selbst verkündet, hat das päpstliche Rom gute Aussicht noch recht lange mitzusprechen und dem Staate noch gewaltige Verlegenheiten zu bereiten. Ja mir will scheinen, daß es bei der unabwiesbaren Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse eine große Rolle spielen wird, größer als der Quirinal und das Kapitol.

„Jetzt merke ich wohin Ihr wollt, Nachbar, und dahin gehe ich nicht mit. Freiheit und Religionskritik so viel Ihr wollt, aber sonst sollt Ihr die Welt stehen und gehen lassen.“

Ob Ihr mitgeht oder nicht, Nachbar, das bleibt sich ganz gleich; vielleicht werdet Ihr auch mitgegangen. Aber von der ganzen Minghetti'schen Theorie, von dem ganzen Stato e Chiesa versteht Ihr keinen Buchstaben, wenn Ihr nicht zum Schluß noch eine Behauptung des geschäftigen Exministers zu Euch nehmt und zu verdauen sucht.

„Da wäre ich natürlich neugierig. Beliebt's?“ Minghetti hat nur eine bête noire, einen Alpdruck, einen Gräuel, mit dem er nicht paktiren kann; er sieht ein Ungeheuer vor sich, welches ihm schlaflose Nächte verursacht, dem er die Zähne ausbrechen möchte und sei's mit Hülfe der Kirche und des Papstes. Kennt Ihr dieses Ungeheuer? — „Nein, aber es muß grimmig sein. Heraus damit!“

Das ist der Platonismus! Unter Platonismus versteht er diejenige Staatslehre welche „die höchste Vollkommenheit des Bürgers“ anstrebt. Er schüttelt sich wenn solche Dinge vom Staate gefordert, ja nur in Verbindung mit ihm gebracht werden. „Wir haben es im Staate nur mit der freien Ausübung der Rechte zu thun.“ „Der Staat hat wesentlich zu befehlen und zu gebieten.“ Der Staat ist Polizei. Alles Weitere ist Traum, Illusion, Wahnsinn, Utopie, Unmöglichkeit. Der Staat soll sich nach Minghetti um nichts Ethisches kümmern, am liebsten gäbe er sogar die Erziehung preis und ließe sich die zukünftigen Bürger nach dem Gutdünken von Privaten und Assoziationen brüllen. Mit Leibwesen greift sein Staat da ein, wo Private und Assoziationen nicht mehr vorwärts können. Da bleibt dann alles Höhere, alles auf den geistigen Zusammenhang der Gesellschaft Abzielende draußen, der Willkür der Privaten und den scharf ausgeprägten Absichten der Assoziationen überlassen. Und deshalb kann Minghetti die Kirche nicht entbehren, deshalb striegelt und streichelt er sie zugleich, versetzt ihr Fußtritte und macht Kniefälle vor ihr, demüthigt und erhöht sie weit über den Staat hinaus.

„Ich bin da nicht ganz Eurer Meinung, Nachbar; aber wir diskutiren schon allzulang, lassen wir's für jetzt. Nur noch eine Bitte möchte ich zum Schluß aussprechen.“ — Welche? — „Das war Italienisch, wenn Euch nächstens etwas Spanisches vorkommt, seid so gut mir Nachricht davon zu geben.“ — Kommt Euch das noch nicht spanisch genug vor?

Das nicht, der Papst steht auf einem — „Da werden wir das ganze Jahr hat auch ein ganzes Jahr geschrieben. n wir bereits aufgehoben und ihre r Gelübde beim Eintritt in einen it, die Zustimmung der Aeltern er. Gelübde dürfen nicht „ewig“ n. Die Klöster bestehen nur auf ist die öffentliche Stimmung noch id examinirt nicht vom Militärdienst, ! (wie für die musikalischen in der lassen vom Staate examinirt werden. der Staat versteht nichts von der in der Theologie examinirt, sondern iversitäten werden keine theologischen

uf „allgemeine Bildung“ Geprüften rantirt der Staat der Kirche grade llügsten. Dann wird die Zeit der wenigstens nichts Böses anstifteten, nen guten Mann sein lassen, vor damit sie „nüchtern“ die Sechsuhr- auf Köchinnen und sonstigen Haus- ten: Ich habe ein Gesetz in meinem nen Gliedern“.

chbar. Ich möchte Euch gegenüber

Ihr mir nicht lieber von den Alt- tre ja der Grund zu einer National-

n Gemeinde — der Altkatholizismus ltrabegreiflich; ebenso wenig haben nerikanischen evangelischen Missionen t nicht Haut und Haare abschneiden icken Gemeinde, wenn es sich um einstweilen die Justiz entscheiden; ihlsystem.

a bin ich neugierig“. — Ich auch, inzip soll in die Kirche eingeführt ion der Güter; dadurch soll die halten, innerliche Reformen durch- berfasser, werde sich im Princip der rsetzen!

— O jawohl, auch der Anhörung. t, oder sie hört auf zu sein. Der ge gestellt zu haben; er kommt auf die Kirche sei von der Vermögens- ionen, welche die Kirchengüter zu zu geben hätten, seien der Anhalts- eren Klerus. Daran könnte sich durch die Gemeinden schließen!

lehrte. Die völkerverwandernden Germanen haben einst Rom erobert, sogar zweimal; aber nur um so grimmiger ist das päpstliche Rom über sie gekommen. Es wurde ihrer Herr ein halbes Jahrtausend lang und revolutionirt ihnen noch immer den Staat. Endlich haben's die Italiener genommen, aber auch diese fürchten, es möchte auch über sie kommen; sie kalkuliren und spintisiren mit aller möglichen juristischen Distinktionsgabe, wie sie ihm das Gleichgewicht halten sollen; das Liebste wäre ihnen, wenn sie es in ihren politischen Dienst nehmen könnten. Bei den Theorien, die der italienische Staat über sich selbst verkündet, hat das päpstliche Rom gute Aussicht noch recht lange mitzusprechen und dem Staate noch gewaltige Verlegenheiten zu bereiten. Sa mir will scheinen, daß es bei der unabwiesbaren Veränderung der gesellschaftlichen Verhältnisse eine große Rolle spielen wird, größer als der Quirinal und das Kapitol.

„Jetzt merke ich wohin Ihr wollt, Nachbar, und dahin gehe ich nicht mit. Freiheit und Religionskritik so viel Ihr wollt, aber sonst sollt Ihr die Welt stehen und gehen lassen.“

Ob Ihr mitgeht oder nicht, Nachbar, das bleibt sich ganz gleich; vielleicht werdet Ihr auch mitgegangen. Aber von der ganzen Minghetti'schen Theorie, von dem ganzen Stato e Chiesa versteht Ihr keinen Buchstaben, wenn Ihr nicht zum Schluß noch eine Behauptung des geschäftigen Terminiers zu Euch nehmt und zu verdauen sucht.

„Da wäre ich natürlich neugierig. Beliebt's?“ Minghetti hat nur eine bête noire, einen Alpdruck, einen Gräuel, mit dem er nicht paktiren kann; er sieht ein Ungeheuer vor sich, welches ihm schlaflose Nächte verursacht, dem er die Zähne ausbrechen möchte und sei's mit Hülfe der Kirche und des Papstes. Kennt Ihr dieses Ungeheuer? — „Nein, aber es muß grimmig sein. Heraus damit!“

Das ist der Platonismus! Unter Platonismus versteht er diejenige Staatslehre welche „die höchste Vollkommenheit des Bürgers“ anstrebt. Er schüttelt sich wenn solche Dinge vom Staate gefordert, ja nur in Verbindung mit ihm gebracht werden. „Wir haben es im Staate nur mit der freien Ausübung der Rechte zu thun.“ „Der Staat hat wesentlich zu befehlen und zu gebieten.“ Der Staat ist Polizei. Alles Weitere ist Traum, Illusion, Wahnsinn, Utopie, Unmöglichkeit. Der Staat soll sich nach Minghetti um nichts Ethisches kümmern, am liebsten gäbe er sogar die Erziehung preis und ließe sich die zukünftigen Bürger nach dem Gutdünken von Privaten und Assoziationen drillen. Der Leibwesen greift sein Staat da ein, wo Private und Assoziationen nicht mehr vorwärts können. Da bleibt dann alles Höhere, alles auf den geistigen Zusammenhang der Gesellschaft Abzielende draußen, der Willkür der Privaten und den scharf ausgeprägten Absichten der Assoziationen überlassen. Und deshalb kann Minghetti die Kirche nicht entbehren, deshalb stiegelt und streichelt er sie zugleich, versetzt ihr Fußstritte und macht Kniefälle vor ihr, demüthigt und erhöht sie weit über den Staat hinaus.

„Ich bin da nicht ganz Eurer Meinung, Nachbar; aber wir diskutiren schon allzulang, lassen wir's für jetzt. Nur noch eine Bitte möchte ich zum Schluß aussprechen.“ — Welche? — „Das war Italienisch, wenn Euch nächstens etwas Spanisches vorkommt, seid so gut mir Nachricht davon zu geben.“ — Kommt Euch das noch nicht spanisch genug vor?

die Unbekanntheit mit der Aufgabe, die sie übernommen oder übernommen, grade nur auf den „Kleinbourgeois“ lassen, die der Verfasser hier so unfreundlich hervorhebt, und gilt nicht vielmehr dieser Vorwurf auch für die Delegationen, in denen Arbeiter, und sogar solche, die Dr. Pissagaran mit einigem Wohlwollen passiren läßt, am Werke waren? Galt er denn etwa das, was auf dem eigentlich socialen Gebiete geschehen oder doch angeordnet worden ist, für wahrhaft revolutionär, die Frage beherrschend? Ein bejahnendes Zeugniß dafür finden wir in dem Buche nicht und so sieht sich das Gesamturtheil wol gerechter dahin zusammen, daß in denen, welche der Zufall in jenen Tagen in den Besitz einer schwankeuden Gewalt brachte, kein sicheres Bewußtsein der Mittel und Wege existirte, ihrer furchtbar schweren, wenn nicht unmöglichen Aufgabe gerecht zu werden, und daß diejenigen, die vielleicht geeigneter für die Arbeit gewesen wären, es nicht verstanden sich an das Steuer zu bringen.

Nach Pissagaran's Darstellung wird der im Gange dieser Bemerkungen erwähnte Cultus der Communitage, wie er in Deutschland in den Arbeiterkreisen sich eingekürgert hat, nicht ferner vor einer unbefangenen Anschauung sich rechtfertigen können. Ehre jenen Einzelnen — und leider unter den Führern grade nur sehr Einzelnen! — welche so viel Achtung vor ihren Idealen hatten, daß sie bei deren Sturze lieber auch das eigne Leben in den Abgrund nachwarfen — aber keine falsche Sentimentalität für eine Episode, die vor dem historischen Urtheil nur ein wirrer Kanäel von Velleitäten aus den verschiedensten nationalen, politischen und wirtschaftlichen Motiven heraus fließt, aus dem sich keine Lehre ziehen läßt, nicht für Freund nicht für Feind! Dem Volke wieder neue Legenden zu bieten anstatt Thatfachen, seine Phantasie zu erhitzen anstatt die Energie des nüchternen Denkens zu schärfen, das ist ein schlechtes und ein falsches Spiel. Grade das sollte doch der Verlauf der Pariser Bewegung von 1871 gelehrt haben, daß mit der als Selbstzweck betrachteten Aufregung einer Bevölkerung, wenn nicht der leitende Gedanke bereits hinter ihr steht, nichts erreicht wird als, im besten Falle, heldenmüthige Thorheiten und eitelherzige Aufopferungen. Sechs und sieben Jahre Zeit, Experimente in der Revolution anzustellen, wie das 1789 noch anging — und auch da mit welchem Erfolge? — giebt heutzutage die Geschichte nicht mehr auf Credit her.

Wenn freilich nach alledem nun Einer glaubte, das sei ja ein Buch von es sich die Freunde der siegreich gebliebenen Sache gar nicht besser wünschen könnten, so hätte er sich damit doch garstig in die Messeln gesetzt. Natürlich und nothwendigerweise hat es sich der Verfasser nicht verlagert, auch die Moral von der Geschichte zu geben und das waren die Pariser Kriegsgerichte. Pissagaran ruft mit Recht nach einem Annalisten dieser Ungeheuerlichkeiten. Und nähme der einfach nur die, doch gewiß keiner Empathie für die Besiegten verdächtigen Berichte der Indépend. folgen — ihr Eindruck ist uns noch frisch in der Erinnerung —, sie würden hinreichen um das für spätere Zeiten Unglaubliche anzunageln, wie die Gulen aus Scheunthor. Für diese brutalen cynischen Beschimpfungen und Verhöhnungen alles dessen, was je nur, und wie es selbst zur preussischen Demagogenzeit, Lustig geheißen hat — dafür hat diese „schnellebige“ Zeit ein noch schnelleres Gedächtniß gehabt. Ein Schwärmer heute für Victor Hugo's Meistergemälde von den Schrecken und Gräueln, unter denen der dritte Napoleon seinen Kaiserthron aufbaute, und — die Guten! sie vergessen, daß die strenge kalte Copie davon geliefert worden ist von den Pariser Kriegsgerichten, in den Pontons, am öden Strande Neucaledoniens, wo — auf daß des „frummen Landtsknecht“ guter alter Rat nicht ganz verloren gehe! — ein deutscher Edelmann, ein mecklenburgischer sogar, Einer von Pribner, die Honneurs der „Republik“ macht bei deren ersten Blutzeugen. —

Im Verlage
von J. Neumann, Neudamm
a. d. Havel, für Berlin
und A. Neudamm, a. d.
Havel, Neudamm a. d. H.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Reich
6,00 Mark.
Inserationspreis 20 Pf.
für die geipalt. Zeitschrift.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition

Berlin S.W.

Donth-Strasse 2.

6. Jahrgang.

Berlin, 26. April 1878.

Nr. 17.

Inhaltsverzeichnis: Ein sozialistischer Philosoph. Von Otto Höpff. I. — Berliner Briefe
— Gedächtnis eines Kritikers über den ewigen Frieden.

Ein sozialistischer Philosoph.

Von Otto Höpff.

I.

Der Sozialismus fängt an seine Schreden zu verlieren. Seit der Staat zu anderen Geschäftszweigen auch noch die Eisenbahnen und die Tabakfabrikation in eigenen Betrieb nehmen will, sieht der gute Bürger ein, daß er eigentlich schon tief im Sozialismus drin steht, und selbst die besonders Christlichen, die in der Form der privilegierten Landeskirche dem sozialen Gedanken sonst nicht sehr hold sind, hängen als Christlich-Soziale einen sozialistischen Mantel um. Es ist freilich ein Unterschied in den Auffassungen. Wenn der Staat Alles thun und Alles regeln soll, so wird der Einzelne so gut eine Maschine und verliert seine Selbstständigkeit, wie im Sklavenstaat. Dagegen ist keine Frage, daß der Staat Vieles, sehr Vieles thun kann, ohne daß die individuelle Freiheit in Gefahr kommt. Offenbar hat man sich nach beiden Seiten hin vor dem Extrem zu hüten. Zur Production gehört die freie Individualität, und wenn der sozialistische Staat diese vernichten will, so ist er entweder ein Phantom oder er schneidet sich selbst die Lebenswurzel ab. Die individualistische Zersplitterung aber wirft die Menschheit, die nur in gemeinsamer Arbeit das Höchste erreichen kann, in die Rohheit des Naturzustands oder des Fausts zurück.

Um die Bestimmung des Verhältnisses, in welchem der Einzelne zur Gesamtheit steht, dreht es sich, wenn man den Kernpunkt der sozialen Frage erfassen will. Die Bestimmung dieses Verhältnisses darf nicht dem Zufall überlassen oder gar ganz übersehen werden, sondern sie muß mit vollem Bewußtsein ihrer Wichtigkeit aus der Wissenschaft heraus, das heißt in Uebereinstimmung mit Vernunft und Erfahrung festgestellt werden. Faßt man die Philosophie als Einheit der Wissenschaften, so kann man sagen, daß das Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen auf philosophischem Wege bestimmt werden muß. Die bisherige Philosophie ist dieser Aufgabe freilich wenig oder gar nicht gerecht geworden, obgleich sie nur die Augen hätte aufmachen müssen, um diese Bestimmung als ihre Hauptaufgabe zu erkennen. Die Geschichte der Civilisation ist nichts Anderes als die Geschichte der Versuche, die auf religiösem, philosophischem, politischem und sozialem Gebiete Einzelne gemacht haben, die Stellung der Einzelnen zur Gesamtheit zu definiren. So lange freilich der Kern der Sache über die Menschheit hinaus in die Wolken und ins Jenseits

glaubt, fängt an zu fühlen, daß er etwas kann. Nur wenn das dogmatische Gebäude Risse bekommen hat, erscheint die Möglichkeit für den Menschen, das Dasein aus innerem Grunde heraus zu ändern, und nur wenn die Illusion fremder Hilfe in ihrer Richtigkeit erkannt ist, stellt der Mensch sich auf eigene Füße. Umgekehrt ist darum auch alle wahre Philosophie sozialistisch. Die wahre Philosophie kann sich nur mit dem immanenten Gebiet beschäftigen, auf welchem die Grenzen des Erkennens mit den Grenzen der Welt zusammenfallen. Mag nun das Ding an sich erklärt werden wie es will: aber die Thatsache, daß es ein Objekt unter Objecten ist, kann die Philosophie nicht hinaus. Legen wir den Hauptnachdruck auf die Kraft, so haben wir in der Welt eine Kollektiv-Einheit von Kräften; stellen wir die Materie in den Vordergrund, so haben wir an ihren einzelnen Ausgestaltungen eine Gesamtheit gleichwerthiger Erscheinungsformen, und betonen wir den Willen zum Leben, so stehen wir vor dem Ergebnis von Logik und Erfahrung, daß unzählige Individualitäten auf gleiche Weise ihr Leben erhalten und erweitern wollen. Wo aber alle dasselbe wollen, so muß Jeder sich an der Erfüllung seines Wollens einen Abzug gefallen lassen; dieser Abzug wird jedoch auf der andern Seite dadurch mehr als ersetzt, daß der individuelle Wille in der Gesamtheit wieder Mittel zur Erweiterung seines Daseins findet, die er für sich allein nie erlangen würde. An dieser Stelle, wo die Frage von der Glückseligkeit des Individuums und den Mitteln, dieselbe zu erreichen, in das philosophische Gesichtsfeld tritt, befinden wir uns bereits auf dem Gebiete der Ethik; aber so lang auch der Weg ist von der Erkenntnißlehre bis zur Ethik, an irgend einem Punkte desselben muß jede wahre Philosophie einmünden, um den Werbestrom der geistigen Entwicklung verstärken zu helfen.

Das Verhältniß der einzelnen philosophischen Systeme zu diesem Werbestrom der Erkenntniß ist freilich ein verschiedenes. Es gibt Systeme, die abseits führen und im Sande sich verlaufen, während von andern, die äußerlich ganz gewaltig sich darstellen, nur ein winziges Theilchen nutzbar zu machen ist. Die Männer, die zu dem großen Gebäude Pläne zeichnen und ganze Stockwerke auführen, sind selten; einzelne Bausteine werden von Manchem herbeigetragen. Rascher geht es natürlich, wenn die Vorarbeiten gethan und die Fundamente gelegt sind. Aber vor Illusionen muß man sich hüten. Wie großartig erscheint die griechische Philosophie und wie anfruchtbar hat sie sich im Ganzen erwiesen! Die Civilisation ist eben solidarische Arbeit der ganzen Menschheit, und wenn ein Zweig von der Verbindung mit dem Stamme sich löst, so muß er verdorren. Die griechische Philosophie war reine Speculation, die mit dem sozialen Leben keine organische Verbindung hatte und darum auf dieses auch keinen Einfluß abte. Erst mußte in anderer Form das Hinderniß wegeräumt werden, erst mußten Christenthum und Germanenthum den Völkerteig durchsäuern, bis hellenischer Geist durch die Renaissance für die Civilisation wieder wirksam gemacht werden konnte. Jetzt konnte Cartesius mit seiner Schule den Scholasticismus brechen, indem er das Sein mit dem Denken logisch verknüpfte, und jetzt konnte Kant aller supranaturalen Speculation ein Ende bereiten, indem er dem Denken selbst seine Grenzen zog. Hier knüpfte Schopenhauer an. Von außen, durch die Sinne betrachtet, ist die Welt unsere Vorstellung geworden. Das bewirkte Kant. Schopenhauer aber betrachtete die Welt

von Innen heraus und fand, daß das Ding an sich Wille sei. Die Welt ist also Vorstellung und Wille. Beides ist Eins und Dasselbe, nur das eine Mal von Außen, das andere Mal von Innen gesehen.

Man kann nicht im directen Sinne des Wortes sagen, daß Kant und Schopenhauer sozialistische Philosophen sind. Jenem war das Ding, das den Namen Sozialismus trägt, in seiner praktischen Erscheinung vollkommen fremd und auch die theoretische Konstruktion desselben ist über den politischen Bereich nicht hinausgeschritten; diesem aber war Alles, was nach Gleichheit oder Gleichberechtigung der Menschen roch, im tiefsten Grund der Seele verhaßt. Und doch hat der Königsberger Philosoph dem Sozialismus den wichtigsten Dienst geleistet, indem er lehrte, wie die Schranken aller Unfreiheit zuerst geistig zu zerstören sind; und doch ist die Philosophie des Aristokraten Schopenhauer eminent demokratisch, weil sie nachweist, daß Ein Wille ist wie Aller Wille. Freilich ist der Sozialismus Weiber ein unbewußter, und insbesondere Schopenhauer hätte sich höchlich dagegen verwahrt, seiner Philosophie einen solchen Stempel aufgedrückt zu sehen. Diesen Stempel trägt sie aber doch, wenn auch Schopenhauer selbst nicht im Stande war, ihn zu sehen oder gar der Welt aufrichtig zu zeigen. Nun aber ist die Zeit gekommen, mit der sozialistischen Tendenz aller wahren Philosophie nicht mehr hinter dem Berge zu halten. Allerdings muß, wer unter dieser Flagge auf das weite Meer der Discussion hinaussegelt, genau wissen, wie er den Sozialismus zu definiren und von andern Dingen, welche den Namen des Sozialismus tragen, zu trennen hat. Die Philosophie darf das Individuum nicht aufgeben, weil die Einheit in der Gesamtheit nicht an sich, sondern nur durch das Individuum existirt und wirkt, weil darum aller Fortschritt der Gesamtheit an die intellektuelle, moralische und soziale Thätigkeit der Individuen gebunden ist. Man mag daher auf dem eigens so genannten sozialen Gebiete Grund und Boden für die Gesamtheit in Anspruch nehmen oder zurückverlangen, aber die freie Individualität wird man darum doch nicht zerstören dürfen. Letzteres glaubt ein Theil der heutigen Sozialdemokratie thun zu sollen, indem sie die Mängel der kapitalistischen Produktionsweise dadurch aufheben will, daß sie bloß die Gemeinschaft produciren läßt. Damit wird einerseits die Gesamtheit überladen, andererseits die zum Produziren nothwendige Freiheit des Individuums zerstört. Sofern die Sozialdemokratie diesem Dogma huldigt, befindet sich ihr Sozialismus auf einem Irrweg, ist derselbe also überhaupt nicht philosophisch. Der philosophische, das ist der wissenschaftliche Sozialismus, leugnet nicht die Gesamtheit, aber er leugnet auch nicht das Individuum. Gegenüber der individualistischen Zersplitterung, die in der Manchestertheorie sich findet, war die Sozialdemokratie in ihrem Rechte, den Begriff der Sozietät wieder in sein Recht einzusetzen; aber nun ist sie im Unrechte, wenn sie der Sozietät zu viel zumuthet und darüber das Individuum verliert.

Dies ist in kurzen Zügen der Weg der Philosophie von der Kränkel des Erkenntnisvermögens bis zur rein ökonomischen Auseinandersetzung in der Produktionsfrage. Von den neueren Philosophen hat ihn keiner so klar ausgeführt, ist ihn keiner so consequent gegangen, wie Ph. Mainländer, der mit unserer Ueberschrift gemeint ist^{*)}. Der Leser begreift

^{*)} Die Philosophie der Erlösung. Berlin, Theobald Grieben.

daß ein sozialistischer Philosoph nicht gleich ein sozialdemokratischer Philosoph zu sein braucht; das System Mainländers in seinen Hauptpunkten kennen zu lernen, dürfte darum auch für Solche interessant sein, welche den Bergesellschaftungsprozeß nicht bloß von Marx-Mosk'schem Standpunkte aus zu betrachten gewohnt sind. Mainländer ist kein Hegelianer; seine Grundbegriffe sind klar und lehnen sich überall an wissenschaftlich feststehende Resultate an; seine Sprache ist verständlich auch für Leute, die keine Philosophie-Professoren sind, und seine logische Entwicklung entfernt sich nie vom organischen Zusammenhang mit der Wirklichkeit. Seine Methode ist streng induktiv; aus den Ergebnissen der Erfahrung und des Selbstbewußtseins konstruiert er das Ding an sich und schreitet dann durch das menschliche Gebiet hinüber zur Darstellung des Begriffs der Welt und der Menschheit. Aus seinen Grundbegriffen fließen ebenso mangellos die Quellen seiner Metaphysik, wie seiner Ästhetik, Politik und Ethik. Mainländer fußt auf Kant und Schopenhauer; aber in der Art und Weise, wie er die Kant'sche Erkenntnistheorie ausbaut, ist er ebenso selbstständig wie in der Ergänzung, die er dem Schopenhauer'schen Willen zu Theil werden läßt. Lassen wir kurz einige Hauptstationen seines Weges an uns vorübergleiten.

Die Quellen unserer Erkenntnis sind zwei, nämlich die Sinne und das Selbstbewußtsein; ihnen entspricht die äußere und die innere Erfahrung. Mit den Sinnen stellen wir uns die Außenwelt dar, im Selbstbewußtsein erfassen wir uns unmittelbar selbst. Eine andere Quelle der Erkenntnis gibt es nicht. Die Erkenntnis kommt nun auf folgende Weise zu Stande. Ein Gegenstand übt einen Reiz auf unser Sinnesorgan und der Leitungsapparat leitet den Eindruck zum Gehirn, wo das erste Erkenntnisvermögen, der Verstand, in Bewegung gesetzt wird. Die Funktion des Verstandes ist das Kausalitätsgesetz, das heißt, er hat die Aufgabe, zu jeder Wirkung im Sinnesorgan die Ursache zu suchen. Hat er diese Ursache, so ist die Anschauung fertig. Doch bezieht sich diese Anschauung nur auf Theile, die von dem zweiten Erkenntnisvermögen, der Vernunft, zur Einheit der Vorstellung verbunden werden müssen. Die Aufgabe der Vernunft ist daher die Synthesis; unterstützt wird sie durch drei Hilfsvermögen, nämlich die Urtheilskraft, welche das Zusammengehörige zusammenstellt, das Gedächtniß, welches die Sinnesindrücke aufbewahrt, und die Einbildungskraft, welche die von der Vernunft verbundenen Anschauungen als Vorstellungen festhält. Die Vernunft bleibt aber dabei nicht stehen, sondern sie verbindet noch weiter die einzelnen Vorstellungen zu Begriffen, die Begriffe wieder zu Urtheilen und zieht aus der Zusammenstellung von Urtheilen ein neues Urtheil. Aus diesen Edgen ergibt sich zunächst, daß alle Vorstellung auf die Anschauung, alle Vernunftthätigkeit auf die Sinnesindrücke, ohne die es überhaupt nicht zum Denken kommt, zurückzuführen ist; ferner, daß Verstand und Vernunft von Außen angeregt werden, daß also die objektive Welt kein bloßer Schein oder Abglanz eines Begriffes ist, sondern daß sie in realer Weise, wirklich und wahrhaftig, existirt.

Hat der Verstand die Ursache einer Wirkung im Sinnesorgan gefunden, so tritt er außer Thätigkeit. Die Vernunft aber tritt nicht außer Thätigkeit. Indem sie als Geist alle Erkenntnisvermögen mit Bewußtsein begleitet, erkennt sie nicht bloß die Funktion des Verstandes, das Kausalitätsgesetz, sondern sie verallgemeinert auch das Gesetz dahin, daß,

insoferne das Subjekt nur ein Objekt unter Objekten ist, alle Dinge auf einander wirken und daß jede Veränderung in einem Objekte eine Ursache haben muß. Sie erweitert also das Kausalitätsgesetz zur allgemeinen Kausalität, wonach jedes Ding unaufhörlich auf alle andern Dinge wirkt und somit alle Dinge in kausaler Gemeinschaft oder Wechselwirkung stehen. Es folgt daraus daß die objektive Welt ein kausal zusammenhängendes Ganzes ist, in welchem kein Ding eine absolut selbstständige Wirkung besitzt.

Die Dinge an sich, die auf den Verstand wirken, gehen durch die Erkenntnisform Verstand und werden so zu Objekten. Das ist aber nur möglich, weil der Verstand a priori zwei Formen hat, die es ihm möglich machen, die Sinnesindrücke zu objektivieren. Diese zwei Formen sind der Raum und die Materie. Der Raum ist die Fähigkeit des Verstandes, die Dinge nach drei Richtungen, Länge, Breite und Höhe (oder Tiefe) zu begrenzen; bildlich gesprochen ist der Raum ein Punkt, welcher die Fähigkeit hat, nach drei Richtungen auseinander zu treten. Der Raum giebt also den Dingen keine Ausdehnung, sondern er begrenzt sie nur, und zwar genau da, wo ihre Wirksamkeit aufhört. Er verhält sich darum auch gegen die Dinge ganz indifferent und es ist ihm gleich, ob er die größten oder die kleinsten Dinge räumlich gestaltet. Die Wirksamkeitssphäre der Dinge wird demnach nicht vom Raume bestimmt. Die Materie ist die Fähigkeit des Verstandes, jede Eigenschaft der Dinge innerhalb der vom Raum gezeichneten Sphäre zu objektivieren. Die Materie ist gleichfalls einem Punkte zu vergleichen, der die Fähigkeit hat, nach den Richtungen, die ihm das Objekt vorschreibt, auseinander zu treten. Die Materie ist also die Summe aller Sinnesindrücke eines Dinges an sich, sie ist die gemeinsame Form aller Sinnesindrücke. Dieser Summe aller Sinnesindrücke eines Dinges steht die Summe aller Wirksamkeiten desselben Dinges unabhängig gegenüber. Die Summe aller Wirksamkeiten eines Dinges aber ist die Kraft. Das Ding an sich ist also Kraft und die objektive Welt ist eine Summe von Kräften. Was ist nun aber die Kraft?

Da der Mensch ein Objekt unter Objekten ist, also eine Wirksamkeitssphäre hat, so muß er auch eine Summe von Wirksamkeiten, also eine Kraft sein. Das Wesen der Kraft muß sich uns folglich entziehen, wenn wir uns in uns selbst versenken. Wir nehmen damit die zweite Quelle der Erkenntnis, das Selbstbewußtsein, in Anspruch. Versenken wir uns in unser Inneres, so sind wir nicht mehr erkennend; weil von äußern Eindrücken nicht mehr die Rede ist, so tritt der Verstand nicht mehr in Thätigkeit und mit ihm ruhen auch seine Formen, Raum und Materie, das heißt, wir können uns weder räumlich, noch materiell gestalten. Dagegen fühlen wir uns, und zwar genau so weit, als unsere Wirksamkeitssphäre reicht. Wir fühlen uns in unaufhörlicher Bewegung; wir sind ruhe- und rastlos. Wir leben nur, weil wir uns bewegen, und wir leben nur, weil wir leben wollen. Die Kraft, die sich in unserm Innern durch unmittelbares Innwerden im Selbstbewußtsein entzieht, ist Wille zum Leben; die Kraft überhaupt ist Wille zum Leben, der sich durch Bewegung äußert. Durch das Selbstbewußtsein erfassen wir jedoch nicht nur das Wesen der Kraft, sondern gelangen wir auch zum Begriff der Zeit. Einerseits nämlich fühlen wir uns immer in Bewegung und anderseits ist die Vernunft immer in der Gegenwart thätig. Auf der Bewegung schwimmt

he den Gedanken des ewigen Friedens zu erfassen, cht. Und doch hat diese Arbeit offenbar in dem sie zuerst bekannt wurde, viel Anklang und Ver- für spricht die in kürzester Frist nothwendig ge- z. Sehen wir zu woher das wohl kommen mag. nach Glück und Wohlbefinden — so beginnt Hr. r menschlichen Natur tief eingepägt, von der Ein- hängt es ab, wie weit dieses Verlangen die Mög- in sich trägt. In den oft wenig entwickelten t es also, daß die Menschen sich häufig von einer nden Last zu befreien bestreben, obgleich entweder en unmöglich ist oder doch das betreffende Unge- verkannten Folgen hat. Darauf beruht es auch, häufig versucht haben, in Verkennung der Natur eine ihren Wünschen entsprechende Form zu geben nß zu verbannen.“

das Geschüß, das da vorweg aufgeföhren wird. de vielleicht auch die Frage voranstellen nach der iber er würde nicht vor der Erörterung dieser Frage der Gegner einen falschen Begriff davon habe, und einer bessern Belehrung ihm durch den trostlosen enig entwickelten Verstandesanlagen“ rauben. Und iter Andern Immanuel Kant! — Aber wenigstens i der Sache.

— ein ewig unerreichbares Ding, der Ausdruck ichen, aber gewiß großen Selbsttäuschung! Ein wie er hier verstanden ist, existirt nicht in der ie anorganische und in erhöhtem Maße die orga- as einer unabsehbaren Reihe von Erscheinungen. auf dem Untergange der früheren, und da fast stärkerer oder geringerer Kampf, behufs Verlänge- Individuums voranzugehen pflegt, so kann von in dem ruhigen Nebeneinander-Existiren aller sollte, nicht die Rede sein. Die Menschen, als Reihe der organischen Erscheinungen, machen nicht ie von dem genannten Gesetze, sondern sie, bei Lebensfunctionen am stärksten entwickelt sind, wer-

und Abrüstung. Vortrag, gehalten in der militärischen n 28. Febr. 1878 von v. Reichenau, Hauptmann & la Artill.-Regts. und etatsmäß. Mitglied der Artillerie-Brü- in, Burghardt.

nun so unversehens und ohne jegliche Spesen die Pfadfinder und Werkmeister am Entwicklungsban der Menschheit selbst geworden zu sein.

Daß im Menschen ein Stiel höherer Einsicht sich auch entwickelt habe, nach welcher diese Gemeinsamkeit, die den Jagdgrund zu seinem Daseinskampfe hergibt, zugleich Pflichten auferlegt, daß in der menschlichen Gesellschaft, soll sie Bestand haben und nicht zurückkehren zur Höhlenbärenzeit, der „Räuber“ nicht bloß der Räuber zu „Fressende“ bedeutet: dieses Gefühl, diese Einsicht ist in gerechtem Rückschlag gegen pseudo-Darwinistische Hochfluth immer mächtiger in der neuesten Zeit geworden, die socialistischen Strebungen haben darin ihr Recht und ihre Macht und die Staatsbildungen auf solcher Grundlage entziehen sich allerdings vollständig all den Nothwendigkeiten, welche Hr. v. Reichenau uns oben, für heutige Zustände durchaus zutreffend, vordemonstrirt hat.

Mit diesem Einen Schlage indessen begnügt sich Hr. v. Reichenau nicht. Die sich gefangen geben, die entläßt er sogar mit einem freundlichen, fast heiteren Worte des Trostes, die Hartnäckigen aber berennt er nun in ihrer Hauptschanze. Man höre ihn selber:

„Diese, (nämlich die oben auseinandergesetzte) Sachlage scheint so klar zu sein, daß es füglich Wunder nehmen darf, wie eine Anzahl von Menschen sich für die Idee des ewigen Friedens begeistern konnte und kann. Vielleicht findet der Irrthum einige Erklärung, wenn man annimmt, daß in der Auffassung der betreffenden Menschen eine Confusion des äußeren mit dem inneren Frieden stattgefunden hat. Ein innerer Friede ist möglich. Der Friede in der Menschenbrust hat keinen nothwendigen Bezug zu den äußeren Ereignissen. Das Herz kann Frieden haben im Sturme der Schlachten und es kann zerrissen werden von dem Toben feindlicher Gefühle inmitten der tiefsten Ruhe. Der innere Friede, welcher besteht in dem Bewußtsein einer im weitesten Maße erfüllten Pflicht, sowie in einer tiefen, sich in das Unabänderliche fügenden Demuth, dieser Friede kann von jedem Einzelnen zu einem ewigen, d. h. für ihn unaufhörlichen gemacht werden. Das hohe Glück, welches in dem Besitze solch inneren Friedens liegt, mag wohl hin und wieder Veranlassung zu den vergeblichen Bestrebungen gewesen sein, den Menschen auch den äußeren Frieden zu erwirken.“

Nach dieser allgemeinen Deduction möchte ich mich noch kurz im Speciellen mit demjenigen Entwurfe zum ewigen Frieden, welcher unserer Zeit und unseren Verhältnissen am nächsten steht, mit dem Kant's beschäftigen.

Kant schrieb seinen Entwurf im Jahre 1795, also zu einer Zeit, welche verklärt war durch die widerwärtigen Erscheinungen der großen französischen Revolution. Der Wunsch, solche Zeiten nicht wiederkehren zu sehen, vermochte allerdings die Sehnsucht nach ewigem Frieden wach zu rufen, und vielleicht läßt sich in diesem Umstande eine Erklärung dafür finden, daß ein sonst so philosophischer Kopf diesen, nach meiner unmaßgeblichen Meinung wenigstens, unphilosophischen Entwurf schreiben konnte.

Die von Kant aufgestellten Präliminar-Artikel zum ewigen Frieden unter Staaten heißen:

„1) Es soll kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffes zu einem künftigen Kriege gemacht worden.“

„2) Es soll kein für sich bestehender Staat von einem anderen durch Erbung, Tausch, Kauf oder Schenkung erworben werden können.“

„3) Stehende Heere sollen mit der Zeit ganz aufhören.“

„4) Es sollen keine Staatsschulden in Bezug auf äußere Staatshandel gemacht werden.“

„5) Kein Staat soll sich in die Verfassung und Regierung eines andern Staates gewalthätig einmischen.“

„6) Es soll kein Staat im Kriege mit einem anderen solche Feindseligkeiten erlauben, welche das wechselseitige Vertrauen im künftigen Frieden unmöglich machen müssen: als da sind, Anstellung der Mordmörder, Giftmischer, Brechung der Capitulation, Anstiftung des Verraths in dem bekriegten Staate u. s. w.“

Zu diesen Präliminarartikeln treten folgende Definitivartikel zum ewigen Frieden unter Staaten:

„1) Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein.“

„2) Das Völkerrecht soll auf einem Föderalismus freier Staaten gegründet sein;“ und

„3) das Weltbürgerrecht soll auf Bedingungen der allgemeinen Hospitalität eingeschränkt sein.“

Wie man sieht, handelt es sich hier um eine Anzahl von Vorschriften, deren Werth als solche dahingestellt bleiben mag. Nehmen wir aber auch an, die Vorschriften, welche in Kant's Abhandlung sämmtlich eine längere Begründung erhalten, seien vorzüglich, so wäre damit doch immer weiter noch nichts erreicht, als daß Kant der Menschheit den Weg gezeigt hätte, auf dem sie, wenn sie ihn recht folgsam innehält, zum ewigen Frieden gelangen könnte. Wie aber, wenn die Vorschriften von der einen oder der andern Seite übertreten werden?

Wenn Vorschriften allein genügen, um die Handlungen der Menschen zu regeln, so wäre es gewiß noch viel einfacher, folgende zu geben: „Da die Kriege die Interessen vieler Menschen schädigen, so dürfen künftig keine Kriege mehr geführt werden.“ —

Aber mit Vorschriften allein läßt sich die Welt nicht regieren. Auch diejenigen Moralbestimmungen und Gesetze, welche, wenn ihnen gefolgt würde, die Menschheit in die glücklichsten Zustände versetzen müßten, sie werden übertreten von einer großen Menge von Personen, und sie würden zweifelsohne noch viel häufiger übertreten werden, wenn nicht eine strafende Gewalt den Gesetzen Geltung verschaffte. Bestimmungen, Vorschriften, Gesetze, welche nicht die schützende und strafende Gewalt zur Seite haben, gehören in die Klasse der guten Rathschläge und üben auch keine größere Wirkung aus, als diese.

Das hier berührte Verhältniß ist auch von den Anhängern der Friedensidee wenigstens zum Theil anerkannt worden und um den oben genannten Artikeln Gesezeskraft zu verleihen, hat man vorgeschlagen, daß die Staaten sich unter einander verpflichten sollten, die Uebertreter der bezüglichen Friedensgesetze zu züchtigen. Die Züchtigung eines Staates aber charakterisirt sich als Krieg und das Mittel zum Zweck würde also den Zweck selbst gänzlich vereiteln. Man hat, dem entgegenstehend, hervorgehoben, daß, da der übertretende Staat mit Sicherheit seine Niederlage voraussehen müsse, wenn er es auf einen Kampf gegen die so bedeutende Uebermacht ankommen lasse, er sich durch Unterwerfung unter

die Geseze einem solchen Kampfe entziehen würde. Das ist jedoch ein Trugschluß. Auch der einzelne Uebertreter der Geseze weiß, daß er der Macht der Geseze nicht trotzen kann, aber er übertritt sie dennoch in irgend einer leidenschaftlichen Aufregung oder in Folge peinigender Noth, nicht selten unbefonnen darum, ob er entbedt wird oder nicht. Es ist daher nicht anzunehmen, daß ein Volk, wenn seine Leidenschaften erregt sind, sich nur durch Drohungen wird zur Ruhe verweisen lassen, besonders, da es doch nicht so sicher ist, daß der gegen die Convention handelnde Staat den Exekutiv-Truppen unterliegt, während der einzelne entbedte Verbrecher stets von der Staatsgewalt bezwungen wird. Soll also überhaupt auf die sich auflehrenden Staaten ein Druck ausgeübt werden, so kann dies nur mit bewaffneter Hand geschehen.

Doch genug von dieser Idee des ewigen Friedens, die wohl nur noch einen gewissen Reiz auf besonders ideal veranlagte und hart besattete, aber wenig consequent denkende Menschen auszuüben vermag."

Bei der Idylle des „innern Friedens“, welche das Bierundzwanzigpfändertroß für eine Pansflöte hält, die den menschlichen Liebeshauch Demons an seine Schöferin trägt, wollen wir uns nicht lange aufhalten, dieser Exkurs des Herrn Artilleriehauptmanns hat mit der Sache selbst nicht das Mindeste zu thun. Aber bei des alten Kant Vorschlägen wollen wir etwas ernsthafter Halt machen.

Die „widerwärtigen Erscheinungen der großen französischen Revolution“ sollen ihn zu dem Verwerfungsprojecte des ewigen Friedens gebracht haben? Anno 1796 erschien die Schrift Kants, es könnte also eher — wenn überhaupt zuzugeben wäre, daß betätigte Geistesarbeit etwa wie eine Parole von heute zu morgen aufbläht und vergiagt — die Ansicht entstehen, daß das schmachliche Ende der französischen Revolution, ihr Hinüberleiten in die Bahnen des Kaiserthums, dem alten Königsberger Weltweisen die Last verleidet hätten, vom Kriege, selbst von dem glorreichen Kriege der jungen französischen Republik gegen die deutschen Landesväter, irgend etwas Vernünftiges zu erwarten. Aber noch deutlicher gegen diese, nachgerade alstränkisch werdende Ansicht des Autors von der französischen Revolution spricht es wol, daß Kant die republikanische Verfassung als Vorbedingung einer Friedenswelt aufstellt. Es heißt denn doch den hohen und höchsten Trommelfellen, denen diese Vorlesung gewidmet worden ist, etwas mehr als Bombenfestigkeit zutragen, wenn sie dies republikanische Glaubensbekenntnis überhören sollen. Herr v. Reichenau findet auch hier seinen „innern Frieden“: er erklärt einfach, diese Kant'schen Bedingungen seien „Vorschriften, deren Werth als solche dahingestellt bleiben mag.“ — Nun, wenn sie einmal dahingestellt sind, so lohnt sich wol auch sie näher anzuschauen.

Das seien, heißt es oben, eben nur Vorschläge, welche von den Staaten nach Belieben befolgt oder auch nicht befolgt werden könnten. Wollte ein Staat dennoch Krieg führen, so könne er daran doch nur mit Gewalt gehindert werden, das heißt: wieder durch Krieg und so werde der Zweck durch das Mittel selbst getödtet. Gemach! der alte Kant hat denn doch seinen Gegnern die Sache nicht so leicht gemacht. Was er, in jener Zeit des noch wenig entwickelten internationalen Creditwesens, mit sehr richtigem Griff als Präliminarbedingung vorführt, das würde heutzutage ein Friedensmittel ersten Ranges sein, und das kaum Einen Tropfen Blutes forderte. Es sollen keine Staatsschulden in Bezug auf

äußere Staatshandel gemacht werden, verlangte schon vor 100 Jahren Kant und das übersehe man sich in heutige Verhältnisse! Der Staat, der den Weltfrieden bricht, ist damit zum Feinde des Menschengeschlechts erklärt. Niemand darf eine Anleihe für ihn auslegen oder sonst wie befördern, alle seine Papiertwerthe dürfen an keiner Börse mehr gehandelt werden, sein Geld, sei es Metall oder Papier, ist außerhalb seiner Grenzen für jeden Verkehr verboten, jedes Geschäft, das auf solche Valuta gelautet hat oder mittels derselben effectuirt worden ist, kann als nichtig angefochten werden. Die Grenzen gegen den kriegsrüstenden Staat werden geschlossen, Ein- wie Ausfuhr ist sofort ringsum verboten. Und damit uns Keiner mit dem bekannten süffisanten Einwande komme, der Verkehr lasse sich so etwas nicht gebieten, der Menschen Bedürfnis sei stärker als alles Verbot, so setzen wir zu alledem als wiederkehrende Schlussphrase: „Jeder Zuwiderhandelnde wird mit dem Tode bestraft“ und wir sind sicher, daß der brutale Hochmuth des tollenden Thalers damit genügend gebucht sein wird. Ohne Bedenken würden wir hinzufügen, daß die Friedensbrecher sammt ihrer ganzen Familie die Ehre der persönlichen Verantwortung in solchem Falle auf die gekrönten Häupter selbst zu nehmen hätten und für vogelfrei zu erklären wären: aber Kant hat dem bereits vorgebeugt, indem er die „Herren über Krieg und Frieden“ überhaupt vorher beseitigt und republikanische Verfassung für alle Völker des Erdballes verlangt hat. Vor dieser, wenn sie ehrlich durchgeführt ist, schwinden auch dann die Gefahren, daß ein ganzes Volk in kriegerischen Rausch gerathen, sich für bedroht halten könnte und was sonst noch von der modernen Völkerphilosophie in solchen Situationen in Sceno gesetzt zu werden pflegt.

Sicherlich wären noch mancherlei Einwände gegen die Wirksamkeit dieses Mittels zu erheben und zu beseitigen, aber die vorliegende Schrift giebt uns leider keinen Anlaß, länger hierbei zu verweilen. Sie verabschiedet jede Discussion, weil diese Idee nur „für zartbesaitete, aber wenig consequent denkende Menschen“ geschaffen sei — während uns vielmehr scheinen will, als ob eine solche zarte Besaitung des Hrn. Redners ihn verhindert habe, ein consequentes Denken auf des alten Kant Vorschläge anzuwenden. Wie hätte es sonst geschehen können, daß die Zumuthung, alle Dynastien der Welt sich als beseitigt vorzustellen, von dem Redner eigentlich ohne jedes Wort entrüsteter Zurückweisung vorübergelassen wird?

Der Verfasser wendet sich hierauf der Frage zu, ob nicht wenigstens eine Beschränkung der zum Kriege disponiblen Gewaltmittel, also eine Abrüstung möglich sei. Er verneint natürlich auch diese Frage, originell scheint uns dabei die Beweisführung, warum die civilisirten Staaten die größten Armeen besitzen müssen. Das wird also bewiesen:

„Die Anhänger der Abrüstung gehen theils von richtigen, theils von unrichtigen Grundgedanken aus. Richtig ist ihre Voraussetzung, daß die Kriege nicht ganz zu beseitigen sind, sehr irrig aber diejenige, daß die Kriege mit einer beliebig bestimmten Dosis der Macht der betreffenden Staaten geführt werden könnten.

Der Krieg kennzeichnet sich als einen Akt der Gewalt. Nachdem von einem Staate alle Mittel gütlichen Vergleichs erschöpft sind, um seinen vermeintlichen Rechtsstandpunkt in irgend einer Angelegenheit zu wahren, ergreift er als letztes Mittel zu diesem Zwecke die Waffen. Mit der Kriegserklärung hört jede Verhandlung zwischen den kriegsführenden Staaten auf, die beiderseitigen Vertreter werden aus des Feindes Land abgerufen, jede Verbindung ist abgebrochen, die Vernunftgründe schweigen, an ihre Stelle tritt die Gewalt.

Durch Anwendung derselben will man den Gegner zwingen, den eigenen Willen zu erfüllen, und es liegt also in der Natur der Sache, daß die Anwendung der Gewalt so lange fortgesetzt wird, bis der genannte Zweck erreicht ist, oder bis die Gewaltmittel erschöpft sind.

Es erhebt hieraus, daß nicht eine beliebige Menge von Gewalt, d. h. von Kriegsmitteln aller Art Verwendung finden kann, denn der stärkere Theil muß soviel Gewalt anwenden, als nöthig ist, um den schwächeren Theil niederzuwerfen, und der schwächere Theil wird entweder seinen Widerstand fortsetzen, bis seine Kraft gänzlich erschöpft ist, oder er bewilligt in der Eile, daß weiterer Widerstand fruchtlos ist, die Forderungen des Gegners. Man stelle sich nunmehr vor, daß nach stattgehabter allgemeiner Abrüstung zwei Staaten mit ihren entsprechend verkleinerten Armeen einander gegenüber treten. Ist es denkbar, daß derjenige Staat, dessen Armee zuerst in Nachtheil geräth, diese niederwerfen läßt, ohne ihr diejenigen Hülfsmittel, welche er noch im eigenen Lande besitzt, zuzuführen, so lange er nur irgend hoffen kann, hierdurch die Sachlage zu seinen Gunsten zu ändern? Und wird nicht die zuerst siegreiche Armee nunmehr gezwungen, auch überseits Verstärkungen heranzuziehen, um fortdauernd ihre Vortheile behaupten zu können? Hier hilft kein Verbot und keine Convention über eine gewisse, nicht zu überschreitende Heeresstärke; der Ueberlebende klammert sich eben ohne Wahl an Alles, was ihm erreichbar ist, denn es kann ihm etwas Schlimmeres nicht zustossen, als sein — Untergang.

Wenn wir so sehen, daß der einmal entfesselten Gewalt nur Grenzen gesetzt werden können durch die Gewalt, so darf zum vollen Verständniß der Sachlage doch der Umstand nicht außer Acht gelassen werden, daß die Summe der verwendbaren Gewalt häufig variiert. Sie steht keineswegs stets im Verhältnisse zu den materiellen Mitteln eines Landes, sondern sie hängt neben dessen sehr wesentlich ab von dem Grade und der Ausdehnung des Interesses, welches die Bewohner des betreffenden Landes an dem Kriege nehmen.

Hierin ist der Grund der Erscheinung zu suchen, daß bei gleicher Ausdehnung, bei gleich großer Bevölkerung, bei annähernd gleichen materiellen Kräften verschiedener Staaten doch die zum Kriege verwendeten Heere häufig so verschieden groß gewesen sind, ja daß dieselben Staaten in kurz auf einanderfolgenden Zeiten sehr verschieden starke Heere aufgestellt haben.

Die für den Krieg lebendigen Interessen bilden die geistigen Faktoren der Gewaltmittel und es ist daher nur natürlich, daß die Summe der Gewalt im Vergehen wachsen muß, wenn jene zunehmen. Hierdurch erklären sich leicht die großen Heere der civilisirten Staaten unserer Zeit.

Das hohe Interesse, welches civilisirte Nationen nothgedrungen an einem sie möglicherweise bedrohenden Kriege nehmen müssen, verlangt gebieterisch die Beirückhaltung von Mitteln welche für fähig erachtet werden, die Güter der Nation gegen die Stürme des Krieges zu schützen. Es ist klar, daß mit dem Interesse auch gleichzeitig diese Mittel wachsen müssen und zwar schließlich so weit es eben die vorhandene nationale Kraft erlaubt. Es sehen wir denn die großen Heere civilisirter Nationen der Jetztzeit entstehen, nicht in Folge irgend welcher Billhöz, sondern aus der inneren Nothwendigkeit der Verhältnisse heraus.

Daß es Größe und Ausdehnung der am Kriege hängenden Interessen sind, welche auch die Größe der Kriegsmittel bestimmen, zeigen die Völker aller Zeiten. Viel Nationen, welche noch nicht auf unserem Civilisations-Niveau stehen, haben die Interessen natürlich andere, und werden hauptsächlich in hochgradigem Maße hervorgerufen durch Erregung der Leidenschaften, wie sich solche in Religion-, Revolutions- und Race-Kriegen geltend machen. Doch ist die Art der Interessen Nebensache, das auf die verwendete Masse von Kriegsmitteln influirende Vorhandensein der Interessen ist Hauptsache."

Da es mit dem sogenannten „Culturkampf“ nächstens, wie es heißt, ein seliges Ende haben wird, so thun unsre Liberalen vielleicht gut, sich mit dem militärischen Gedankengange, wie er da eben entwickelt ist, bei Zeiten vertraut zu machen, wahrscheinlich tritt in den bei Ablauf des Septennats sich erneuernden Budgetkämpfen die Mehrforderung für das

Heer nun in dem Gewande eines neuen Kulturkampfes auf: für unsre Bildung ist unser Heer noch viel zu klein!

Selbst für Friedenszeiten soll eine Verringerung unmöglich sein. „Eigentlich“, sagt die Brochüre, „werden nicht alle Staaten mit einer Reduction, welche bloß dem Zahlenverhältnisse Rechnung trägt, zufrieden sein, da viele oder auch alle vorbringen werden: ihre exponirte Lage, die Ausdehnung ihrer Grenzen, die geringe Verteidigungsfähigkeit derselben, die strategischen Vortheile des Gegners und was dergleichen mehr ist, müsse für sie ins Gewicht fallen und auf die Größe der ihnen zufallenden Heeresquote influiren. Wer soll den hier aus in der Abrüstungs-Commission unausbleiblich entstehenden heftigen Streit schlichten? Wahrscheinlich Niemand und die Vertreter dieser oder jener Macht werden sich, wenn sie ihren Willen nicht durchsetzen, großend unter Protest gegen die ihnen zugewiesene Ungerechtigkeit zurückziehen, womit dann schon gleich alle Abrüstung ausgehen würde. Denn wenn nur ein Staat seine bisherige Armee beibehält, so würden es alle anderen im Interesse ihrer Sicherheit nicht wagen dürfen und auch gewiß nicht wagen, eine nur irgend erhebliche Armee-Reduction vorzunehmen. Wir hätten hieraus und aus ohne Zweifel noch entstehenden anderen Schwierigkeiten schließen, daß eine auch mit dem besten Willen zusammengetretene Abrüstungs-Commission nicht über die Vorarbeiten hinauskommen würde.“

Was nun den Fall der Heeresreduction bloß für den Frieden betrifft, so wird es für den Laien leicht den Eindruck gewinnen, als wäre eine solche Reduction, welche seiner Ansicht nach nicht mit den Folgen des Krieges collidirt, un schwer auszuführen. Betrachten wir indeß die Sache etwas näher! Zunächst muß festgestellt werden, daß die Reduction des Friedensstandes unter das Maß, welches von einem Staate bei Anspannung seiner Kräfte geleistet werden kann, allerdings in Widerspruch tritt zu dem Feszen von der Gewaltanwendung, da eben ein kleiner Friedensetat nicht die Aufstellung derjenigen Kraft für den Krieg zuläßt, zu welcher der Staat vermöge seiner Mittel fähig wäre. Ferner bleibt zu bedenken, daß, um ein wohlgeordnetes Heer für den Krieg zu besitzen, man die Friedensetats unter ein ziemlich fest begrenztes Maß gar nicht herunter lassen kann, da sonst der Ausbildung sich unübersteigliche Schwierigkeiten in den Weg stellen. Welegt indeß, es ließen sich doch noch in verschiedenen Staaten einige Verinderungen der Friedensetats vornehmen, so würden sicherlich, wenn die Verinderungen unter den Vätern getroffen werden sollten, un lösbare Streitigkeiten, ganz ähnlich den oben erwähnten, entstehen. So werden sich Staaten, die mit sehr verschiedenen Ausbildungsschwierigkeiten zu kämpfen haben, eine gleichmäßige Herabsetzung des Friedensstandes kaum gefallen lassen. Würden nicht z. B. mit Recht die in kalteren sowohl wie in heißeren Zonen liegenden Staaten geltend machen können, daß die Witterungsverhältnisse ihnen nicht erlauben, in der gleichen Dienstzeit auch die gleiche Zeit auf die Ausbildung ihrer Truppen zu verwenden, wie ein im gemäßigten Klima liegender Staat dies kann, und daß es daher nur gerechtfertigt sei, wenn ihnen größere Mittel zur Disposition gestellt würden? Oder wird es nicht Staaten geben, welche mit Grundansetzung jeglicher Intellekt behaupten werden, daß die durchschnittlich geringere Intelligenz ihrer Bewohner eine längere Ausbildung und in Folge dessen einen höheren Friedensetat für sie nothwendig mache, als für die intelligenten Staaten?

Aus solchen Schwierigkeiten wird sich sicherlich eine Commission nicht mit Erfolg herauswinden. Wir sehen daher auch hier sich aus innerer Nothwendigkeit heraus die Consequenz ergeben, daß die Staaten zur Gehaltung der Heere in der Höhe ihrer Leistungsfähigkeit gezwungen sind. Nur derjenige Staat würde wirklich mehr als nothwendig thun, welcher sich durch die Ausgaben für seine Armee in eine immer wachsende Schuldenlast fängt und dadurch schließlich dem Staatsbankrotte entgegen geht.“

Schwer genug ist dies Zugeständniß dem Herrn Hauptmann offenkundig geworden!

können wir auch nicht mehr von Ursache reden; wir können nicht mehr sagen, die Blüthe sei die Ursache der Frucht, das Samenkorn die Ursache der Pflanze. Es folgt daraus, daß man nach der Ursache eines Dinges überhaupt nicht fragen kann. Der Unterschied ist klar. Ist die Bewegung eines Dinges Ortsveränderung gewesen, so können wir gemäß der Kausalität stets nach der Ursache derselben fragen und werden auch immer eine solche finden, sei sie nun eine mechanische, oder ein Reiz oder ein Motiv. Ist aber die Bewegung Entwicklung, so kann man nur nach dem Ursprung fragen, mit andern Worten, der Ursprung der Dinge wird nur auf dem Wege der Entwicklung offenbar. Ein anderer Unterschied besteht ferner darin, daß die Ortsveränderung im Raume vor sich geht, während zur Entwicklung die Zeit nothwendig ist. Da nun die Quelle der Entwicklung in die Vergangenheit führt, so muß auch der Ursprung der Dinge in die Vergangenheit verlegt werden.

Dieses Ergebnis ist unendlich wichtig. Es stellt zunächst fest, daß die Welt durch Entwicklung entstanden ist und zwar nicht durch begriffliche oder ideale, sondern durch reale Entwicklung der Einzel Dinge selbst. Es stellt ferner fest, daß die mannigfaltigsten Abstufungen der Einzelkräfte durch Entwicklung unter einander verknüpft sind, daß also die höhern aus den niedern, die zusammengesetzten aus den einfachen hervorgegangen sind. Es stellt endlich fest, daß wenn der Ursprung aller Dinge mit dem Namen Gott belegt wird, Gott nur in der Vergangenheit existiren konnte und daß die Welt durch Entwicklung aus Gott hervorgegangen sei. Das Mainländer'sche System ist darum, so fern es die derzeitige Existenz Gottes leugnet, Atheismus, und zwar zum ersten Male wissenschaftlich begründeter Atheismus. Modifizirt ist dieser Atheismus nur insofern, als er den Gottesgedanken nicht absolut leugnet, dadurch aber zur besten Erklärung der Welt gelangt. Ihm ist Gott die Einheit der Kraft, die am Anfang der Dinge steht. Diese Einheit der Kraft hat sich durch Wesensumwandlung zur Vielheit der Kräfte entwickelt. Was die Einheit der Kraft sei und was die Wesensumwandlung veranlaßt hat, das können wir nicht begreifen, da unsere Erkenntniß immanent, das heißt auf die Vielheit der Kräfte und ihre Entwicklung eingerichtet ist. Dagegen ist die Einheit der Kraft ein Postulat der Vernunft. Dieses Postulat führte in der geistigen Entwicklung der Welt zu einem verhängnißvollen und scheinbar unlöslichen Widerspruch. Die Vernunft, deren Funktion es ist, das Zusammengesetzte auf das Einfache, das Besondere auf das Allgemeine, die Vielheit auf die Einheit zurückzuführen, die Vernunft verlangte die Einheit der Kraft, die Existenz Gottes war ein Gebot der Vernunft. Und doch mußte die Vernunft mit aller Klarheit leugnen, daß eine solche Einheit der Kraft sei, daß Gott existire. Nirgends, aber auch nirgends ist der Beweis eine solche Einheit der Kraft existire, da nur Kräfte vorhanden unter einander in kausalem Zusammenhang stehen. Die Vernunft also im Recht, wenn sie schließt, daß Gott nicht existirt, weil Wirklichkeit nicht wahrnehmen kann. Selbst die Annahme, daß Gott existire, auch wenn seine Wirklichkeit nicht könne wahrgenommen werden, ändert an diesem Schlusse nichts. Denn die Existenz, die auf keine Weise wahrgenommen wird, ist vor der Vernunft gleich-

bedeutend mit der Nichtexistenz. Diesen Widerspruch löst das Mainländer'sche System in ebenso überraschender wie logischer und einfacher Weise. Es setzt die Einheit der Kraft in die Vergangenheit, und wenn wir auch jetzt noch nicht in der Lage sind, sie begrifflich zu fassen, so hat die Frage nach diesem Begreifen doch alle Dringlichkeit verloren, da die Erkenntniß von dem furchtbaren Zwange befreit ist, Einheit und Vielheit als zugleich existirend und wirkend annehmen zu müssen. Das ist mehr als bisher ein philosophisches System geleistet hat.

Was diese Darlegung für den socialen Menschen ist, das liegt auf der Hand. Sie beweist nichts mehr und nichts weniger als die Selbstständigkeit des Individuums. Im Urgrund des Geschehens steht nicht mehr eine geheimnißvolle, unbegreifliche Macht, sondern nur das Gesetz der Entwicklung des Höhern aus dem Niedern und das Gesetz der kausalen Verknüpfung. Es existirt nichts als Ursache und Wirkung und die Entwicklung der individuellen Kraft, die mit dem Lebenwollen identisch ist. Wohl ist über die Vielheit der Welt noch eine Art von Einheit ausgebreitet, aber diese Einheit, der Schatten der ehemaligen Einheit der Kraft, ist keine Einheit des Wesens, sondern ein Resultat des Wirkens, ein Ergebniß des kausalen Zusammenhangs. Die Harmonie, sofern von ihr die Rede sein kann, ist darum keine voraus bestimmte, sondern eine aus der Entwicklung resultirende. Die Harmonie kann gestört werden, sofern es jedem Individuum gestattet ist, aus zureichenden Gründen sich mit ihr in Widerspruch zu setzen. Allein die Wucht der Entwicklungstendenz sämtlicher Kräfte läßt den Widerstreit einzelner Kräfte auf die Dauer nicht auskommen; d. h. in der Gesamtbewegung geht die Einzelbewegung mit und unter. Auf der andern Seite jedoch setzt sich die Gesamtbewegung der Welt wie der Menschheit genau aus der Summe aller Einzelbewegungen zusammen. Der Wille des Ganzen ist nichts Anderes als der Gesamtwille der Einzelnen. Nehmen wir aus der Bewegung der Welt die Bewegung der Menschheit heraus, so setzt auch diese sich aus den Bewegungen aller einzelnen Menschen zusammen. Die Bewegung der Menschheit nennt Mainländer das Schicksal, und schließt mit vollem Rechte, daß die Menschheit selbst ihr Schicksal mache und ebenso auch jeder einzelne Mensch an der Bestimmung dieses Schicksals selbstständigen Antheil habe. Die Bewegung der Menschheit vollzieht sich freilich innerhalb der Gesamtbewegung der Welt, das heißt, sie ist dem steten Einfluß der Naturkräfte unterworfen, aber in dem Geiste hat die Menschheit ein Mittel erlangt, durch das sie über die Bewegung der blinden Naturkräfte immer mehr Herrschaft ausüben oder dieselben wenigstens unschädlich machen kann. Nach dieser Seite hin ist die Civilisation gleichbedeutend mit immer größerer Beherrschung der Natur im Dienste des Menschen. Es ist sowohl eine theoretische wie praktische Nothwendigkeit, daß der Mensch als seiendes und wirkendes Princip selbstständig sei; nur auf diesem Grunde ist eine soziale, ethische und intellectuelle Gemeinschaft denkbar. Das Mainländer'sche System isolirt nun zwar den Menschen nicht, sondern es beläßt ihn im dynamischen Zusammenhang mit allen übrigen Individuen, denen er dem Wesen nach gleich und nur der zeitlichen Erscheinungsform nach verschieden ist. Dieser dynamische Zusammenhang, der allerdings eine Art von Unterordnung bedingt, beeinträchtigt gleichwohl die Selbstständigkeit des Ein-

zeln nicht, denn wenn der Einzelne auch auf der einen Seite vom Ganzen abhängig ist, so kann er auf der andern Seite wieder das Ganze beeinflussen. Die Selbstständigkeit des Wirkens, die erste Bedingung sozialer Wahrheit, ist darum dem Individuum sowohl wie dem Ganzen gerettet.

Von diesem Punkte aus gelangen wir leicht in das Gebiet der Ethik, der von vornherein der rein immanente Charakter gesichert ist. Die Ethik kann nichts sein als Glückseligkeitslehre und sie kann zur Verwirklichung ihrer Ziele keine anderen Faktoren zu Hilfe nehmen als in dem Wesen der Dinge begründet sind. Darnach tritt das Moralgesetz nicht als Gebot von außen an den Menschen heran, sondern es ist sein innerstes Lebensgesetz. Gleichwie die Pflanze nicht lebt und gedeiht nach einer Norm, die außerhalb der Pflanze existirend und wirksam wäre, sondern das Gesetz nur in und mit den Pflanzen existirt und wirkt, so trägt auch die Menschheit sowohl wie das einzelne Individuum Bedingungen und Gesetze des Wohls voll und ganz in sich. Wird das Gesetz verletzt, so folgt auf die Uebertretung die Strafe so sicher wie auf die Ursache die Wirkung folgt. So wird die Vergeltung nicht mehr wie in den theistischen Moralsystemen ein Akt der willkürlichen Rache, der mit dem zu rächenden Faktum in keiner inneren Beziehung steht, sondern sie stellt sich als logische und organische Folge dar, eine Folge, die wegen des dynamischen Zusammenhangs aller Glieder der Gemeinschaft nicht bloß das einzelne Individuum, sondern je nach dem Vergehen ganze Geschlechter, ganze Stämme und Nationen trifft. Der dynamische Zusammenhang geht hier in die sammtverbindliche Gastbarkeit des ganzen Menschengeschlechtes über.

Was ist nun aber eine moralische Handlung? Nachdem Mainländer die rein immanente Ethik hergestellt hat, kann er alle sonstigen wesentlichen Bestimmungen der Moral unverändert, wenn auch erweitert und vertieft, beibehalten. Moralisch ist eine Handlung, wenn sie gern und wenn sie auf Grund eines Gesetzes geschieht. Das Gerngeschehen setzt die Umwandlung des Willens voraus, die von der Ethik nicht aufgegeben werden kann. Die Umwandlung des Willens geschieht durch die Erkenntniß. Der natürliche Mensch will nur sich, er will sein Leben haben und dasselbe erweitern; jedes Mittel dazu ist ihm recht. Im gleichen Verhältnisse befindet sich jeder andere natürliche Mensch. Im Naturzustande kann es daher wie kein Recht so auch keine Moral geben. Erst die Schaffung des sozialen Gemeinwesens, der Staat, giebt der Moral Ursprung, indem er das Gesetz schafft. Der Naturzustand ist immerwährender Kampf, in welchem weder das Leben noch das Eigenthum des Einzelnen gesichert ist. Diese Wahrnehmung führte dazu, daß die Einzelnen einen Theil ihrer Selbstständigkeit aufgaben und dafür sich Leben und Eigenthum gegenseitig garantirten. Damit trat der Staat in's Leben, dessen Wesen der Vertrag ist. Was bisher erlaubt war, Stehlen, Rauben und Morden, weil es kein Gesetz gab, es zu verbieten, das wurde jetzt verboten, weil die Gesamtheit gezwungen war, die zu ihrer Existenz nothwendigen Gesetze zu geben. Für den Einzelnen stellt sich das Gesetz als Zwang dar und wenn Jemand bloß gezwungen das Gesetz befolgt, so kann sein Handeln auf den Befehl des Moralischen keinen Anspruch machen. Erst die Einsicht

in die Nothwendigkeit des Gesetzes erhebt die Handlung in das Gebiet des Moralischen. Wer überzeugt ist, daß Gesetze existiren müssen, und daß, was der Einzelne hier an Freiheit des willkürlichen Handelns abgibt, er dort in der Gemeinschaft tausendfach gekräftigt und erweitert wieder erhält, der wird die Gesetze gern befolgen. Das Gesetz aber ist nichts Anderes als der Ausdruck des Willens der Gemeinschaft; zum Gesetzegeben kann also Niemand berufen sein als die Gemeinschaft selbst. Die Autorität, in deren Namen das Gesetz gegeben und ausgeführt wird, ist nur die Gesamtheit derer, welche die Gesetze zu befolgen haben. Ein Gesetz, das diesen Anforderungen nicht entspricht, kann auf den Namen eines moralischen keinen Anspruch machen.

Das Kennzeichen einer moralischen Handlung kann nicht darin liegen, daß sie nicht egoistisch ist. Jede Handlung ohne Ausnahme ist egoistisch, denn Niemand kann gegen seine Neigung handeln. Jede Handlung erfolgt aus einem bestimmten Charakter heraus und auf Grund eines zureichenden Motivs. Der Charakter kann nicht geändert werden, wohl aber das Motiv, d. h. die Kenntniß der Motive. Der natürliche Wille ist ein blinder Drang, der nur sich will; ihm stellt der Geist sich mit selbstständigen Motiven gegenüber. Nicht der Geist ist selbstständig und kann gegen den Willen handeln, sondern der Geist ist aus dem Willen hervorgegangen und wird vom Willen gelenkt. Aber vermöge der Erkenntniß kann der Geist dem Willen einen Spiegel vorhalten, indem der Wille sich selber erkennt und seiner selbst sowohl wie seiner wahren Ziele, die über seine Individualität hinaus in der Gemeinschaft liegen, bewußt wird. Die Erkenntniß ist die Gluth, an der der starre Wille schmilzt und biegsam wird. Die Erkenntniß ist es, welche dem natürlichen Wohl des Einzelnen das wahre Wohl, das Wohl der Gesamtheit, gegenüberstellt und das Individuum allmählig dazu bringt, daß es das wahre Wohl zur Richtschnur seines Handelns nimmt. Der Wille ist kein anderer geworden, er hat nur, auf Grund der Erkenntniß, eine andere, höhere, weitere Richtung genommen. Aber auch so bleibt jede Handlung egoistisch, denn im wahren Wohl, im Wohl der Gesamtheit, ist das erweiterte Wohl des Einzelnen inbegriffen, und indem der Mensch das wahre Wohl, das sein eigenes, erweitertes Wohl ist, im Auge behält und darnach handelt, handelt er egoistisch. In dieser Weise löst sich der Gegensatz zwischen dem Interesse des Einzelnen und dem Interesse der Gesamtheit.

Von Willensfreiheit kann unter diesen Umständen natürlich keine Rede sein, sondern nur von Wahlfreiheit. Auch auf dem Gebiete des Geistes herrscht das Gesetz, das kein Geschehen aus leerem Raum heraus, sondern nur Wirkungen aus Ursachen kennt. Die Erkenntniß liefert nur die Mittel, durch welche der Wille modificirt wird. Indem es dem Geiste möglich ist, dem Willen verschiedene Motive vorzuführen, beeinflusst er die Wahl und bestimmt er schließlich die Entscheidung. Aber immer erfolgt die Entscheidung aus natürlichen Ursachen, nämlich aus dem bestimmten Charakter des Willens und aus einem zureichenden Grunde. In jedem Falle aber zielt der Mensch bei seinem Handeln nach seinem Vortheile, gemäß der Vorstellung, die er sich von seinem Wohle gemacht hat. Steht er vor einem Vortheile und einem Uebel, so muß er den Vortheil wollen; steht er vor zwei Vortheilen, so muß er den

größern wollen. In vielen Fällen, wo die Motive gleichwerthig sind, wird nun allerdings ein Schwanlen eintreten, und zwar so lange, bis ein Motiv das Uebergewicht bekommt. Dann erfolgt aber auch die Handlung gerade so, als ob von vornherein nur ein Motiv vorhanden gewesen wäre.

Aus diesen Bausteinen, die hier natürlich nur in skizzenhaften Umrissen gezeichnet werden können, richtet sich die Mainländer'sche Ethik empor. Ihren Abschluß findet sie durch die Untersuchung, welchen Verlauf die Bewegung der Welt nehme, wo sie beginne und wo sie ende. Daß Mainländer die Vielheit der Welt auf eine transcendente Einheit zurückführt, ist bereits berührt worden. Aber diese Einheit ist gewesen, sie ist nicht mehr. Jetzt ist nur noch die immanente Welt der Vielheit. Aber der Zerfall der Einheit in die Vielheit war zugleich die erste Bewegung, von welcher alle übrigen Bewegungen sich herleiten. Die Entwicklung ist also zugleich Zersplitterung, die Vervollkommenung ist zugleich Schwächung. Jede höhere Stufe ist durch Leiden erlauft und die Ausbildung des Geistes geschieht auf Kosten der ursprünglichen Kraft des Willens. Das Gesetz der Schwächung der Kraft geht durch die ganze Natur, sie ist der Faden, der immer höher wächst und schließlich das ganze Capital verschlingt. Für Mainländer steht der Untergang der Welt fest, und darum ist ihm auch die Bewegung der Welt eine Bewegung aus dem transcendenten Uebersein der einfachen Einheit durch das Sein der Welt in das absolute Nichtsein. Die ethische Folgerung daraus für das Individuum liegt darin, daß der Einzelwille sich verneinen und so in der Bewegung der Gesamtheit aufgehen muß, wodurch er der Wohlthat des Gesamtzieles, des Nichtseins, schon vor dem physischen Tode theilhaftig wird. Die Bewegung der Welt, das ist ihr Schicksal, das sich mit Nothwendigkeit vollzieht. Auf dem Wege zur Vollendung liegt die Unvollkommenheit, das allgemeine Glück, der ideale Staat; aber wenn die Menschheit auf der Höhe steht, hat auch die Stunde der Erlösung geschlagen; die Erkenntniß in ihrer höchsten Potenz trägt auch die Ueberzeugung von der Nichtigkeit des Lebens in sich, und diese Ueberzeugung

machte dann Gehen

der Menschheit ein Ende machen.

ie, metaphysische und ethische Begründung und nähere Sätze gehört, so interessant sie auch ist, um so inter- von der Darstellung der Pessimisten gewöhnlichen eit verschieden ist, nicht in den Rahmen unserer Be- genügt uns, die Existenzbedingungen des sozialen ch Mainländer vollständig hergestellt zu sehen. ist selbstständig, aber dynamisch mit allen andern In- i. Alle Individuen zusammen bilden eine Gemein- mitswohl der letzte Zweck wie das höchste Gesetz für

Jede That entsteht aus natürlichen Gründen, unter niß mit der fortschreitenden Entwicklung immer wäch- : einst die ganze Welt überwindet. Die Gesamtheit ist das Schicksal. Das Schicksal ist die Auto- nzeln zwingt, und die Macht, die ihn zermalmt. n konstatiren den ungeheuren Werth der Erkenntniß, is Schicksal eine gewaltige Macht ist, so ist es doch lle Macht mehr. Es ist eine Macht, die begriffen

Literatur auszuwachsen broht, auf wissenschaftlich sehr schwacher und unhaltbarer Grundlage steht. Der Minister Dr. Falk, dem ich die Schrift mit der Bitte übersandte sie durch einen Fachmann prüfen und begutachten zu lassen, lehnte diese Bitte mit der verbindlichen Bemerkung ab, daß sie ohnedies sich schon Bahn brechen werde. Indes ist sie an die Redaction aller philosophischen Zeitschriften, sowie an alle in Anspruch genommenen Autoritäten, Hartmann, Heller, Bonitz, Steinthal u. s. w. eingesandt worden, ohne daß bis jetzt von dieser Seite aus nur die leiseste Andeutung einer Erwiderung auf den Angriff erfolgt wäre. Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge muß ich demnach meine Schrift als dem Schicksale des Todtgeschwiegenwerdens verfallen betrachten. Daher betrete ich diesen ungewohnten Weg, um wenigstens das zum Berruhtsein zu bringen, wie sehr der Aberglaube und der Unglaube mit denselben Waffen des Bannfluches operiren und sich aufrecht halten, der Aberglaube der römischen Infallibilität mit dem Bannfluche der Excommunication, der die Seele nicht trifft, wenn das Gewissen rein ist; der in der deutschen Wissenschaft um die Herrschaft ringende Unglaube mit dem empfindlicheren Bannfluche des Todtschweigens, welches einem das Leben als Schriftsteller allerdings schließlich unmöglich macht. Dagegen wehre ich mich, so lange mir Gott Leben und Athem läßt.

Freiburg, den 16. April 1878.

Dr. Fr. Michelis, Prof.

Man wird nicht leugnen, daß diese jüngste Leistung des Altkatholizismus einen eigenthümlichen, drei- und vierfachen Reiz ausübt. Herr Prof. Michelis hat einen „wissenschaftlichen Beweis erbracht“, und läugnet das in selbsteigener Reklame an. Und welchen Beweis! Die „Resultate der Naturforschung“ mag er nicht leugnen, weil das sehr schwer wäre und er ohnedies auf naturwissenschaftlichem Gebiet keinen besonderen Credit genießt. Aber diese „Resultate“ sind „im Denken nicht richtig verarbeitet“. Wenn er auch nicht gerade Naturforscher ist, so ist er doch „Denker“ und ausnehmend stark darin, „im Denken zu verarbeiten“, so zwar, daß in seinem Kunstprodukt Niemand den Rohstoff wieder zu erkennen vermag. Mit der „unrichtigen Verarbeitung“ jener Resultate wäre es jedoch noch nicht so schlimm, wenn diese nicht Jemandem die „Hand“ böten, und zwar wem? „Der ungläubigen (Schwabacher) Richtung unserer Kritik“. Wenn noch bloß „unsere Kritik“ die „im Denken nicht richtig verarbeiteten Resultate der Naturforschung“ bei der Hand nähme, so wäre die Sache nicht so schlimm; aber „unsere Kritik“ hat wieder eine „Richtung“, und das ist vom Nebel, nämlich eine „ungläubige“. Was ist also Schuld an der Verderbniß? Der Unglaube! Der Unglaube oder Nichtglaube ist aber nur ein anderer Ausdruck für Kritik. Der Herr Professor verdammt also die Kritik. Epilabus!

Diese Kritik „broht“ nach ihm „nachgerade zu einer verbrecherischen Literatur auszuwachsen“, die nicht nur den „religiösen“, sondern auch den „sittlichen Kern unserer Nation angreift.“ Der Herr Professor, von sich selbst zum genauen Kenner und Hüter dieses „sittlichen Kernes“ bestellt, fühlt sich um so mehr verpflichtet, Lärm zu schlagen, als er gewahrte, daß der „Unglaube“ „auf wissenschaftlich sehr schwacher und unhaltbarer Grundlage steht“. Keinem Andern war das aufgegangen, nur Herr Michelis fühlte sich gedrungen, an einer ohnehin unhaltbaren Grundlage zu rütteln. Nicht nur also der „religiöse“ und „sittliche“, auch der wissenschaftliche „Kern“ unserer Nation stand auf dem Spiele und die Nation war so dumm geworden, daß sie sich auf die „unhaltbare Grundlage“ des Unglaubens setzte, welche Herr Michelis mit einem Fußtritt zu Falle bringt.

Bis dahin bewegten wir uns im Gebiete der Unlogik und der Unbescheidenheit (auch Verworrenheit und Anmaßung genannt); jetzt aber kommen wir zum Gefühl, speciell zum Schamgefühl. Nachdem der Herr Professor jenen Beweis erbracht hatte, wünschte er das Urtheil des Kultusministers zu erzielen; nach der aboolatischen Argumentation das Verdict des Richters. Herr Dr. Falk führt den „Kulturkampf“ bereits nach einer Seite, wie wäre es, wenn er auch nach der anderen Seite den Staat schützte? So ein paar „Maigesetze“ gegen die „ungläubige Richtung der Kritik“, gegen die „nicht richtig verarbeiteten Resultate der Naturforschung“, ein paar Jahre Gefängniß nebst so viel Mark Buße gegen die „unhaltbare Grundlage“!

Dr. Falk war augenscheinlich in nicht geringer Verlegenheit, zumal der Professor verlangte, der Minister solle die Schrift durch einen „Fachmann prüfen und begutachten lassen“, ohne daß dieser „Fachmann“ namhaft gemacht würde. Hätte der Herr Professor wenigstens gesagt, ob Birchow oder Häckel, Hermann oder Quall! Aber woher den ganz undefinirten, höchst abstrakten „Fachmann“ nehmen?

Herr Dr. Falk hat sich mit vollen Ehren aus dieser Kulturkampfsumuthung gezogen und zwar mit einem Kompliment, welches der Herr Professor richtig acceptirt. Der Kultusminister macht eine „verbindliche Bemerkung“ fast hätten wir gelesen: Verbeugung, und spricht die geflügelten Worte: Aber Herr Professor, eine solche wissenschaftliche Leistung „bricht sich von selbst Bahn“; wozu brauchen Sie Polizei? — Denken Sie nur: Polizei gegen eine „Richtung“, „nicht richtige Verarbeitung“, ohnehin „unhaltbare Grundlage“! Der Beweis ist ja erbracht, man bringe mir Waschwasser für meine Hände!

Das „Bahnbrechen“ scheint freilich im härtesten Granit stecken geblieben zu sein. Rezensionsexemplare sind abgegangen „an alle philosophischen Zeitschriften“, an alle „Autoritäten“, wie „Dartmann (eine Autorität für das „Bewußte“!), Zeller, Bonih, Steinthal u. s. w.“ Kein einziger hat nur gepiepst, der Herr Professor sollte vermuthen, wegen tödtlicher Verwundung. „Nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge“ bin ich todt, seufzt er, und zwar nicht todtgeschlagen, nicht einmal todtgelacht, sondern „todtgeschwiegen“! Schrecklich! Wie rächen wir uns? Auf dem nicht mehr ungewöhnlichem Wege des „ungewöhnlichen Wegs“. Nehmen wir eine großartige Attitude an: „So lag ich aus, so führt ich meine Klinge.“ Der römische Unfehlbare excommunicirt, der Unglaube der deutschen Wissenschaft schleudert den Bannfluch des Todtschweigens, „welches einem das Leben als Schriftsteller allerdings unmöglich macht“. Dort „Aberglauben“, hier „Unglauben“, es kommt auf Eins heraus. Ja wohl, und Pfaff bleibt Pfaff.

Von uns wird der Herr Professor nun gewiß nicht sagen können, wir hätten ihn „todtgeschwiegen“. Lebendigreden können wir ihn allerdings auch nicht. Wie wär's wenn er sich einmal bei seiner „Grundlage“ beschwerte und ihr den grimmigen Vorwurf in's Gesicht schleuderte: Du bist „wirthschaftlich sehr schwach und unhaltbar“.

Gras F. M. Tolstoj.

1. Werke des Grafen Fom Tolstoj 8 Bände 1873 Moskau.
2. Anna Karenina, Roman des Grafen F. Tolstoj —
Rußk. Wjestnik, Moskau (Januar—März 1876, Januar—Dezember 1876
und Januar—Juli 1877.)
3. Anna Karenina. Achter und letzter Theil. Moskau 1877.

Neben Iwan Turgenjew gehört Graf Fom Tolstoj*) zu den beliebtesten und zugleich bedeutendsten Dichtern der Gegenwart in Rußland. Sein neuester Roman „Anna Karenina“ erregte ein Aufsehen in Literatur und Gesellschaft, das nur jenem gleichkommt, welches die neuen Erzeugnisse der Turgenjew'schen Muse hervorgerufen pflegten. Am besten charakterisirt sich die Erwartung, mit der das lesende Publikum das Schicksal der unglücklichen Heldin des Romans verfolgte, durch die Thatfache, daß während der Autor dieselbe krank werden ließ, die ebenso gefühlvollen wie ungebuldigen aristokratischen Damen Moskau's ihre Dienstketten nach der Truderei des „Rußk. Wjestnik“ hinschickten, um sich über das Wohlergehen der sympathischen Karenina zu erkundigen. „Gottlob“, tröstete der Verfasser — „sie ist wieder hergestellt.“ Die Annahme ist demnach keine gewagte, daß Tolstoj, der jetzt im besten Mannesalter sich befindet (er wird wohl ein Vierziger sein), der Urbe und Nachfolger jenes hohen Ehrenplatzes sein wird, dessen jetzt Turgenjew in der russischen Literatur theilhaft ist.

Bei all dieser, übrigens mehr äußerlichen Analogie zwischen diesen Dichtergestalten, ist Tolstoj doch von Turgenjew seinem innern Wesen nach sehr verschieden. Die Individualität unseres Dichters wird uns klar werden durch Betrachtung des schriftstellerischen Entwicklungsprocesses, durch eine Analyse der Eckstungen Tolstoj's im Zusammenhange mit dem politischen und kulturgeschichtlichen Hintergrunde seines Lebens und Wirkens. Die Hineinziehung solcher Gesichtspunkte kann nicht unterlassen werden gerade bei dem Werken des in Rede stehenden Autors, da sie nur durch Beleuchtung von dieser Seite voll und ganz aufgefaßt und gewürdigt werden können, und da außerdem ein Jeder in Deutschland über Rußland Schreibende leider nur zu berechtigt ist, Mangel an Kenntniß oder falsche Auffassung der russischen Zustände und Geschichte bei seinen Feiern vorauszusetzen.

Drei Abschnitte lassen sich ohne Zwang in dem Entwicklungsgange unseres Dichters unterscheiden, drei Epochen, deren jede einer gewissen politischen und literarischen Zeitströmung in Rußland entspricht und von dieser nicht wenig beeinflusst und bedingt ist. Die schriftstellerische Laufbahn Tolstoj's beginnt zu einer Zeit, wo die russische Literatur unter dem frischen Einflusse der von Gogol geschaffenen Schule, des mit einem innig-wahren und sublimen Ideallismus verknüpften geistlichen Realismus stand und unter Andern Turgenjew in seinen weltberühmten Novellen, Gentscharow im „Oklomow“, Nekrasow mit seinen Dichtungen, Ostrowsky im Drama, endlich Afjakow, in der russischen Dorf- und Familienkykle „Semejnaja Chronika“ (Familienchronik) die Traditionen Gogol's kultivirten, vertieften und erweiterten. Afjakow scheint den meisten Eindruck auf das junge Talent Tolstoj's gemacht zu haben und die Anregung zu dem ersten größeren Werke, auch einer Art autobiographischen Familienchronik in drei Abtheilungen betitelt: Zeit der Kindheit, Knabenzeit und Zeit der Jugend (Djetstwo, Otrotschestwo, Juost) gegeben zu haben. Schon hier offenbarte sich eine feine Beobachtungsgabe und eminente Fähigkeit zur tiefgreifenden psychologischen und gesellschaftlichen Analyse. Dieselben Vorzüge

*) Wohl zu unterscheiden von dem ebenfalls sehr begabten, unlängst dahingeschiedenen Grafen M. K. Tolstoj, dem historischen Roman- und Tragödiendichter sowie Poeten, dem Verfasser des Romans „Annoj Seredrenny“, eines Tragödien-Cyclus aus der russischen Geschichte des XVI. Jahrhunderts (Iwan Grozny, Zar Fedor, Zar Boris), des Fragmentis „Wassadniza“ und einer Gedichtsammlung in 2 Bänden. —

prägten sich aus in den zur selben Zeit erschienenen Schilderungen aus dem Kriegeleben am Kaukasus und in Eriwan (an welchen beiden Feldzügen Tolstoj als Officier theilnahm); ebenso in den Erzählungen aus den Kreisen des gutbesitzenden Adels, diesem aristokratisch-demokratischen Zwittergeschlecht, dessen Repräsentanten von den Ideen der humanen europäischen Kultur durchsetzt und an dem Widerspruche mit den realen russischen Verhältnissen, die ja auf der Basis der barbarischen Leibeigenschaft fortexistirten, gar oft zu Grunde gingen. Pissareff, der ebenso rücksichtslos wie tendenziös, aber stets gerechtfertigt und vor allem leidenschaftlich-ehrliche Kritiker, der damals das literarische Tribunal ganz beherrschte, begrüßte voll des Lobes das Talent Tolstoj's und verkündete in ihm einen aufgehenden literarischen Stern ersten Ranges. Der weit vorahnende Kritikergeist Pissareff's hat sich nicht getäuscht. Einige Jahre später, Ende der 60er, trat Tolstoj mit einem Werke hervor, das geeignet war die Aufmerksamkeit der ganzen Gesellschaft auf sich zu lenken. Es war das „Krieg und Frieden“ (*Wojna i mir*), ein aus der Zeit Alexanders I. auf genaues Studium dieser Epoche und der zu derselben bei Hofe sowie in den höheren Kreisen Rußlands herrschenden und bekannten geschichtlichen Persönlichkeiten, gebauter großer Roman. Trist das plastische und darstellende Talent Tolstoj's diesmal und in voller Reife entgegen, so begegnen wir hier bereits einer Tendenz, die die Ausbildung einer ganzen Weltanschauung, eines abgeschlossenen ganzen, consequenten Urtheils in gesellschaftlichen, politischen und religiösen Fragen verräth. Von welcher Farbe und Natur diese Tendenz ist, werden wir weiter bei der detaillirteren Analyse der Werke Tolstoj's erfahren. Im engen Anschlusse mit dieser Tendenz stehen die pädagogischen und kulturellen Studien, denen sich Tolstoj zur selben Zeit widmete und sogar mit ganz besonderem Eifer.

Wir finden den ganzen 4. Band seiner im Jahre 1873 erschienenen sämtlichen Werke mit rein publicistischen Abhandlungen pädagogischen Inhalts ausgefüllt. Ja, wir erleben sogar bei dieser Gelegenheit, daß unser Romancier keineswegs bloß Sittenschilderer und Maler ist, sondern auch ein eifriger und thätiger Pionier der Volksbildung im eigentlichen Sinne des Wortes, also muthig und fördernd in den Kulturkampf der Zeit eingreift. Und wirklich waren alle diese Artikel in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht, und Tolstoj scheute keine Mühe, seine zuweilen etwas originellen Ansichten über Volksbildung und Volksschulwesen in der Zeitungs polemik zu verteidigen. In seiner Befähigung im Gouvernement Tula gründete er auch eine Mustervolksschule mit der ein Journal in Verbindung stand, „*Tschajna Woljona*“, in welchem er seine Ideen und Methoden des Elementarunterrichts verfocht. Im Jahre 1873 war es als Tolstoj einen geharnischten Aufruf an die Nation in der Moskauer „*Woskreschja Wschodost*“ aus Anlaß der Hungersnoth im Samara'schen erließ.

Das neueste und letzte Stadium der Entwicklung unseres Dichters wird durch den schon erwähnten Roman „*Anna Karenina*“ bezeichnet. Der Verlauf der Ereignisse in Rußland, die politische Reaction, die für das letzte Decennium in diesem Lande bezeichnend ist, endlich das Auftauchen der slavischen Frage, deren Präludium, der serbisch-türkische Krieg, bereits von Tolstoj in dem letzten Theile des Romans in die Handlung gezogen wird — das Alles gab dem Dichter Anlaß zur Aufgebung seines bisher innegehaltenen Standpunktes und zu einer Inclination nach derjenigen Richtung und Partei, von der er mit dem Roman „*Wojna i mir*“ sich stets mehr zu entfernen begann. —

Der Aufschwung, den die russische Literatur gegen Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre genommen hat und der sich eben in den Werken der bereits im Vorübergehen erwähnten Reihe von bedeutenden literarischen Größen der Schule Gogol's äußerte, steht im engsten Zusammenhange mit den beim Regierungsantritte des Kaisers Alexander II. inauguirten politischen und socialen Reformen. Die Abschaffung der Leibeigenschaft, der Censur, die Einführung der Selbstverwaltung in Stadt und Land, der Gerichtsreform rüttelten die in

überlebten Formen erstarbte Gesellschaft auf. Nach dem für das Land so erniedrigend und erschöpfend gewordenen orientalischen Krieg, gingen auscheinend den russischen Staatsmännern sowie den intelligenten Klassen der Gesellschaft die Augen auf über die wahren Ursachen des Verfalls der Kräfte der Nation. Der Mißerfolg, den das Reich in seiner Aktion nach Außen erlitt, lenkte das allgemeine Bewußtsein auf die inneren Zustände und „Kultivierung und Humanisierung“ dieser letzteren wurden die Lösungsworte Äler. Sociale und politische Probleme drängten sich der bestreuten, entseelten Intelligenz des Landes auf; diese Probleme wurden diskutiert und praktische Versuche zu ihrer Lösung wurden angestellt. Zwei Ideenrichtungen machten sich vorwiegend damals in der Literatur und öffentlichen Meinung geltend. Die eine, die streng nationale, wurzelte in dem historisch gegebenen Charakter der russischen Kultur. Sie idealisierte den Geist der russischen Nation, wie er sich im Laufe der Jahrhunderte in seinen politischen, religiösen und socialen Institutionen äußerte. Entsprechend nun diesem Geiste in politischer Hinsicht — die absolute Monarchie, in religiöser — die orthodoxe griechisch-katholische Kirche, endlich in socialer — das Gemeinwesen, das sich im Gemeinbegriffe „Obščina“ und der Gemeinverwaltung „Mir“ verkörpert, so ergab sich für diese Partei die Nothwendigkeit, jene Institutionen mit aller Macht ideell und materiell zu conserviren. Dah auf solche Voraussetzungen fußend, die Westkultur mit ihrer Individualisirung und ihrem religiösen Nationalismus verhorrescirt werden mußte, ist einleuchtend. Derart war die national-slavophile Partei, die ihre Antecedenten bis auf Chomjakow und den älteren Murjew zurückführte, die zur Zeit Nicolais die bei Hote und in den leitenden Regierungskreisen vorherrschende war und zu der in Rede stehenden Zeit hauptsächlich durch Mikolow im Blatte „Denj“ (der Tag) publicistisch und von Pissjemetki, Tschisjowsky u. A. belletristisch vertreten war.

Die dieser Partei entgegengesetzte, eine rege, muthige und mit reichbegabten Vertretern versehene Richtung, sah das Heil Rußlands in dem naturgemäßen Fortschritte im Sinne der europäischen Westkultur und faßte demgemäß die oben erwähnten drei Institutionen wohl als historisch gegebenen Faktoren (oder — hegelisch ausgedrückt — Kategorien) der Kulturentwicklung Rußlands, keineswegs aber als ideale und unveränderliche auf. War diese letztere Partei beim Regierungsantritt des Kaisers Alexander II. die bei Hote und der höheren Beamtenregionen am meisten vertretene, so schieden sich allmählich zwei Fraktionen ab. Die eine — eine moralisch-konstitutionelle, die andere — eine durch und durch demokratische, so, stark mit dem europäischen Socialismus verlegte. Als Vertreter dieser Richtung sind zu nennen: Scherny'schewski, Dobrolubow, Pissareff, später Wassiljtschikow, Kowelin auf publicistischem Gebiete, auf dem belletristischen: Turgenjew, Nekrasow, Schtschedrin. Wie groß übrigens der Gegensatz zwischen der nationalen und der andern, vulgo „Westlerpartei“ war, wie hartnäckig auch der Kampf in Schrift und Wort geführt wurde, so fanden sich doch Berührungspunkte, in denen besonders die minder rückhaltigen Elemente von der nationalen Richtung sich sogar mit der radikalen Schattirung der Westlerpartei begegneten. Das Ergebniß eines solchen Zusammenfindens war jene, freilich recht dünn gekleidete Gruppe von Slavophilen, die am besten durch Samarin, den „berliner“ russischen Publicisten, repräsentirt wird.^{*)} Das Gemeinwesen in der Obščina und deren Verwaltung durch den Mir war es, deren Aufrechterhaltung die Nationalen aus Sympathie für diese, damals noch als ausschließlich slavische Tradition betrachtete Einrichtung, während die Socialisten von kommunistisch demokratischen Voraussetzungen aus-

^{*)} Das Vorstehende war bereits geschrieben, als im „Sewerny Westnik“ (No. 20 vom 20. Januar, (1 Februar) u. ff.) der verdienstvolle Herr Kowelin eine Serie von Artikeln über Samarin zu veröffentlichen anfang, und wir können mit Genugthuung konstatiren, daß die von uns ausgesprochene Ansicht, auch von dieser, wohl kompetentesten Seite in dieser Hinsicht ihre Bestätigung findet.

gehend, deren principielle Beibehaltung nur in einer dem Zeitgeiste entsprechenden Fortentwicklung betonten.

Dies zum Verständnis der einschlägigen Beziehungen vorausgeschickt, wird es keiner weiteren Erläuterung bedürfen, wenn wir nun die ersten Werke Tolstoj's als unter dem Einflusse der nicht nationalen Richtung entstanden bezeichnen. Abgelesen von der der „*Familienchronik*“ Afjalew's entlehnten Form, liegt dem Tolstoj'schen *Djotstwo* i *Ozrotschostwo* eine tiefe und schneidende Kritik des russischen Lebens zu Grunde. Die ideale Natur eines Anaben, von dessen Person die Erzählung geführt wird, wird hier im Kampfe dargestellt mit den für die geistige Entwicklung und moralische Verrothung ungünstigen Verhältnissen einer adeligen Gutsbesitzerfamilie, in der leuzgroße engberzige Moral und geistbildender Aberglaube ihr widersinniges Spiel treiben. Entschieden noch als in diesem Werke kommt in den Studien aus dem Gutsbesitzerleben (wie wir die drei kleinen Erzählungen: Der Morgen eines Gutsbesizers, Fürst Rechludow und die Memoiren eines Marqueurs bezeichnen können) der Einfluß der fortschrittlichen Westrichtung auf Tolstoj zum Ausdruck. Fürst Rechludow, Besitzer eines nicht unbedeutenden Gutes in Centralrussland, kommt aus dem Auslande und der Residenz nach seiner Besitzung mit dem Entschlusse, Alles nach den Ideen, die er sich auf seinen Wanderungen eingeprägt, einzurichten. Den Bauern soll in ihrem Glend geholfen werden; die eigene Wirtschaft soll nach den Principien der modernen Wissenschaft modifizirt und vervollkommen werden. An gutem Willen zu all diesen Thaten fehlt es freilich nicht, was dagegen vermisst wird, das ist die Fähigkeit, die Bestrebungen praktisch anzupacken und consequent durchzuführen. Im Laufe eines einzigen Morgens führt uns der Verfasser eine Reihe von Scenen vor, in denen Rechludow in der denkbar ungünstigsten Weise Vorlesungen in der Wirtschaft trifft und mit den Bauern seines Dorfes Bekanntschaft aufnimmt. Eine bittere Ironie über diesen lebenslahmen Don-Quixotismus zieht durch die ganze Erzählung. Nur zu bald wird es dem adeligen Helden zum Ueberdruß, überall auf Mißerfolge zu stoßen und stets das Gegenheil dessen zu bewirken, was er zu erreichen beabsichtigt ist. So verreisst er denn nach der benachbarten Provinzialstadt. In den Memoiren eines Marqueurs finden wir ihn wieder. Hier wird uns aus dem Standpunkte und nach den Beobachtungen eines Villastellners von einem provinziellen Edelhofe das Treiben und der Lebenswandel desselben Rechludow nach seinen verunglückten Reformversuchen vorgeführt. Das bde und Kleinliche Provinzialleben sowie die erlebten Enttäuschungen treiben ihn zum Hazardspiel. Er verliert sein ganzes Vermögen in kurzer Zeit, steht sein Leben mit allen an dasselbe geknüpften Hoffnungen zerstört und vernichtet, und nimmt ein tragisches Ende durch Selbstmord. So büßen die hochberzigen aber kraftlosen Edlkn einer jähren Uebergangserede die Sünden ihrer Väter.

Von minderer tendenziöser Bedeutung sind die Skizzen aus dem Kaukasus und Echaatorol. Dagegen finden wir hier meisterhafte Natur Schilderungen, voll der lebendigsten Poese, typische Charakteristiken besonders aus dem Militätleben, die eine frappante Seelen- und Menschenkenntniß zeigen. Hier schließt das erste Stadium der Entwicklung unseres Dichters ab. Das Charakteristische der in dieser Periode entstandenen Werke ist ihr rein sozialer Charakter. Die Gestalten und Persönlichkeiten, die uns vorgeführt werden, sind als Produkte ihrer sozialen Stellung entweder, oder ihrer Familien-Erziehung dargestellt. Und werden Konflikte rein gesellschaftlicher Natur vorgeführt, von Herzensangelegenheiten und Liebeskonflikten ist nirgends die Rede.

Welche Motive den Dichter nunmehr auf die Wege des Elarophilismus und der prononciertesten nationalen Tendenz leiteten, wissen wir nicht. Genug, wie konstatiren, daß von da ab der Einfluß dieser Anschauungen immer mehr und mehr in seinen Eckerungen hervortritt. Unter eifriger Beschäftigung mit seinen pädagogischen Studien und Versuchen arbeitete er an seinem ersten großen Roman „*Wojna i mir*“. Wollten wir die pädagogischen Velleitäten

Kolstoi's kurz charakterisiren, so glauben wir es am zutreffendsten durch zwei Worte thun zu können. Genialer Unfinn! — Und fürwahr, mit einem Aufwand von vielem Geiße und mit Hülfe mancher recht trefflicher Sentenzen werden hier Schlüsse gezogen, die ebenso extravagant wie paradox sind. So lange Graf Tolstoi die Volksbildungsverhältnisse in Westeuropa charakterisirt, über die Kulturfähigkeit der Massen Betrachtungen anstellt, folgen wir ihm mit vielem Interesse und oftmaliger Zustimmung. Sobald wir aber zu den russischen Elementarunterrichtsmethoden gelangen und uns zugemuthet wird, die Anwendung der neuern technischen Fortschritte auf diesem Gebiete zu verherrlichen zu Gunsten der denkbar schwertfälligen und ungeschlachteten Uebung nach Manier der Vopen oder laraliden Unterofficiere von anno dazumal — da können wir nicht mehr ernst bleiben. Was uns aber am meisten interessiert, ist, daß dieses Paradoxon nur ad majorem gloriam des vortrefflichen naturwüchsigem „Geistes“ der russischen Massen verübt wird *)

„Wojna i mir“ ist ein im großen Style geschriebener geschichtlicher Roman. Die ganze alexandrinische Epoche von Anfang bis zu Ende geht vor und vorüber mit allen ihren politischen und kulturellen Erscheinungen und Ereignissen, insofern diese irgend welche Beziehung haben zu den höheren Kreisen, die sich um den Hof gruppiren, denn in solchen bewegt sich vornehmlich der Roman. Von diesem Hintergrunde und in etwas losem Zusammenhange mit dem allgemeinen geschichtlichen Gang der Erzählung heben sich drei romantische Kervendungen innerhalb zweier Familien vom höchsten Adel ab. In den Familien Kossow, Kollonski, Besuchow werden Bilder von dem Leben und den Sitten der russischen Gesellschaft der damaligen Zeit gegeben. In dem unehelichen Sohne eines hohen Adligen, Pierre Besuchow wird ein empfindlicher schwärmerisch-angelegter Charakter dargestellt, der zuerst von dem mysteriösen Erben der Freimaurer beeinflusst, dann auf seinen Reisen nach Frankreich von den Ideen der dortigen Revolution angezogen wird und als überzeugter Freigeist zurückkehrt. Andrei Kollonski ist die zweite Hauptfigur — eine schlichte Natur, die durch keine außerordentlichen Eigenschaften oder Fähigkeiten glänzt. Zur Zeit der Kriege mit Napoleon dem Ersten nimmt er zuerst als Diplomat, später als aktiver Offizier an der Spitze eines freiwilligen Corps, an dem Kriegen Theil. Hier wird er verwundet und unterliegt schließlich dieser Verwundung. Der jugendliche, sogar mehr kindische und naive Nikolai Kossow, der ebenfalls zur Armee geht und nach verschiedenen Heldenthaten sowie einer gefährlichen Verwundung, von der er genesen, zurückkommt, ist eigentlich weder zum Felden geeignet noch überhaupt als Hauptfigur zu betrachten, wenn auch Tolstoi seine ganze Lebensgeschichte durch alle Abtheilungen des Romans durchführt. Der eigentliche Mittelpunkt des Romans ist eine weibliche Figur — Natalja Kossowa, deren Charakter und Erscheinung mit so vieler Empathie und Wärme und mit einer Meisterhaft gezeichnet ist, die diese Leistung zu den besten der europäischen Romanliteratur zählen läßt.

Um und an diese Personen reiht sich eine Anzahl historischer Persönlichkeiten, die alle mit ebensoviel historisch-objektiver Treue als künstlerischem Geschick gezeichnet sind. Mit Pierre Besuchow werden wir in die Freimaurerlogen geführt, in allen Details zeichnet Tolstoi das Erben, die Gebräuche und Ge-

*) Die Musterschule sammt dem Journal „Jasnaja Poljana“ waren von kurzer Dauer. Die autorisierende Oingebung Tolstoi's vermochte nicht sie zu halten; am wenigsten aber schon die absonderlichen Lehrmethoden; denn nicht diese waren es eben die von vornherein der Schule ihren Ruf und die Liebe der Schüler verschafften, sondern jene rüchigen Lehrkräfte, die L. durch persönliche Lebenswürdigkeit und Güter für die Sache heranzuziehen mußte. Und was waren das für Lehrer? Es ist bezeichnend, daß das fast durchwegs Leute waren, die später in den politischen Proceßess figurirten. Mit dem Abgange dieser Elemente ging auch die Schule ihrem Verfall entgegen.

omonien dieser Gesellschaft. Durch denselben Pierre Belachow und Andrei Kollonoki, die Zutritt bei Hofe haben und in Berührung mit Zar Alexander I. kommen mit den demselben damals nahe stehenden Personen, den geschichtlich bekannten beziehungsweise berühmten Katschigew, Speranski u. d., kennen, kennen wir auch diese kennen. Bei Gelegenheit des russisch-österreich-französischen Krieges von 1812 kommt Kollonoki in einer diplomatischen Mission nach Österreich. Kollonoki schildert Wien, den Kaiser Franz I. mit seiner Umgebung. Die ganze diplomatische Vorgeschichte des Krieges von 1812 wird uns auch nicht erspart. Napoleon mit seiner Umgebung, den Marschällen und andern Offizieren lernen wir bei der Schilderung des Untergangs der französischen Armee in Russland 1812 sowie der ganzen Campaigne kennen. Mit Beginn des Krieges von 1812 werden alle im Roman verwickelte Personen auf die eine oder die andere Weise von demselben in Mitteilnahme gegeben und kommen in Berührung mit den verschiedenen Abteilungen der russischen Armee. So bietet sich dem Leser Gelegenheit, uns sämtliche Hauptleiter und Beteiligten des Krieges vorzuführen. Wir werden mit Kutusow, Bagration, Barclay de Tolly, Platow, dem Ussaken-Hauptmann, bekannt gemacht. Nun verfährt Kollonoki keineswegs ähnlich den gewöhnlichen, sensationell-historischen Tugendromanschreibern und sagt sich etwas die Charaktere aus den historisch-berühmten Persönlichkeiten nach seiner eigenen Phantasie zurecht. Er ist stets seiner künstlerischen Aufgabe voll bewusst, bei seiner Scene, seiner Schilderung keine eigentlichen Werkzeuge, den plastischen Meißel und den farbenreichen Pinsel vernachlässigend, hebt er unter Anderem die Charakterisierungen der historisch-bekannten Persönlichkeiten auf ein tief eingedringenes Quellenstudium zu bahnen. Manche geschichtliche Thatsache ist, bei der notorisch mangelhaften Ausarbeitung der russischen Geschichte, erst von Kollonoki ermittelt worden, gar mancher Charakter erst von ihm hergestellt und in die richtige ihm gebührende Position gebracht. So giebt er eine wahrheitsgemäße, durch unaußerspächliche Beweise und Thatsachen begründete Darstellung des berühmten Brandes von Moskau im Jahre 1812. Allerdings leidet ihn in solchen Fällen weniger das Bestreben nach wissenschaftlich-geschichtlicher Klärung als der Drang, seine eigenen Ansichten über geschichtliche und Kulturentwicklung zu illustrieren und zu beweisen, welche Ansichten ebenso wie die schon geschilderten pädagogischen, freilich zuweilen recht origineller Natur sind.

Wie ein rother Faden windet sich durch den ganzen Roman die Idee von der untergeordneten Bedeutung des Einzelwillens, der individuellen Ansicht in historischen Ereignissen. Dagegen will Kollonoki einen fatalistischen Zug durch die ganze Geschichte hindurch ziehen sehen, einen Zug, der durch die Aktionen der Massen, der unbewußten Volksmassen zum Ausdruck gelangt und die Schicksale der Völker, der Menschen, der ganzen Welt so und nicht anders sich gestalten läßt. Wäre diese Ansicht eine richtige, so würde allerdings durch dieselbe das schwierigste aller historischen Probleme, jenes Problem nämlich, das dem Streite der Individualisten und Collectivisten in der Geschichte zu Grunde liegt, nunmehr gelöst. Es gäbe demnach weder einen Einzelwillen, also keine Helden, noch einen bewußten Collectivwillen in der Weltgeschichte; es gäbe vielmehr nur ein Schicksal, einen unbekannten, prädestinirten Willen, der in dem vollständig unbewußten, instinktuell wirkenden Massenwillen seinen Ausdruck findet. Auf die weitere Verfolgung dieses Problems einzugehen, halten wir hier nicht angebracht. Wir führen nur an, daß Kollonoki überall bemüht ist, seine Tendenz durch Analyse aller im Bereiche seines Romans vorkommenden historischen Thatsachen zu bekräftigen. Er weiß noch, daß der Brand von Moskau weder von den Franzosen noch von den Russen absichtlich bewirkt wurde. Nein, in Moskau mußten Brände stattfinden in Folge einer Anhäufung von disciplinlosem Militär sowie durch die in Folge der Flucht der Einwohner verursachte Unordnung. Die Brände waren erstens gar nicht absichtlich angefaßt und schon gar nicht etwa durch den Befehl des damaligen Gouverneurs von Moskau, des Grafen Roskorschin (wie es in Russland bisher von den legalen Geschichtsschreibern angenommen und vom Publikum geglaubt wurde) veranlaßt. Vielmehr war es die Peste irgend

eines trunkenen oder durch Ermüdung vom Schlafe übermannten französischen Soldaten, die in das Etroh eines Pferdehalses gelangt, den Anlaß zu diesem „weltgeschichtlichen Ereigniß“ gab. Und daß der Brand sich noch weiter verbreiten mußte bei den schon erwähnten Verhältnissen sowie bei der Thatſache, daß fast ganz Moskau mit Holzhäusern bedeckt war, ist klar.

Mit derselben Überblichkeit verfolgt Tolstoi diese ihm beliebte Sentenz bei Schilderung der Schlachten. So hat er z. B. nur Treue und Epos für die strategischen Dispositionen, die für die Schlacht von Borodino von dem Kriegsrath im Hauptquartier entworfen wurden. Mit Zuhilfenahme eines ganzen Arsenal's strategischer Angaben, einer detaillirten Specificirung der militärisch-strategischen Gesichtspunkte, argumentirt Tolstoi gegen die Richtigkeit und absolute Wirkungslosigkeit solcher Dispositionen im Kampfe selbst. Wieder kommen die Armeetheile zur rechten Zeit in die rechten Stellungen, die ihnen die Generalstabpläne vorschreiben, noch erscheint der Feind in neunzig unter hundert Fällen an den Punkten, wo er vorausgelegt wurde. Ist der Kampf endlich entbrannt (und er beginnt gewöhnlich durch einen ganz zufälligen Zusammenstoß der Truppen) so leiten denselben die Massen, die Massen, geführt durch blinde Ein- und Ausfälle, id est — vom Batum. Wie gesagt ohne Tolstoi weiter auf diesem Gebiete folgen zu wollen, resumiren wir nur: Mögen derartige Expectorationen von achtbaren Spezialkenntnissen Tolstoi's sprechen (und wir werden dasselbe Bewandertsein auch auf anderen Gebieten, die weitab vom künstlerischen oder schriftstellerischen Rache liegen, später constatiren), — das getriebliche romanlesende Lesepublikum aber findet kein Interesse an derartigen Abſchweifungen vom Thema, langweilt sich vielmehr und . . . überſchlägt die betreffenden Seiten, um zu der eigentlichen romantischen Verwicklung zu gelangen.

Dick ist nun ziemlich einfach. Keine gewaltigen, tragisch-bewegten, revolutionisirenden Motive legte Tolstoi seinem Roman zu Grunde, keine aufregenden, Herz und Nieren angreifenden Konflikte, wie wir sie im nächsten Roman „Anna Karenina“ kennen lernen werden. In der Familie Roslow wird ein Bild entworfen von einem einfachen Entleben eines innerhalb russischer patriarchalischer Formen wie versteinerten altadeligen Stammes, die „schöne Helena“ Betuchowa ein Courtisanentypus wie er damals bei allen europäischen Höfen dem französischen entlehnt war, verlorbert mit ihrer Umgebung das oberflächliche Gedanken- und Gefühlleben in den innerlich kühlen, äußerlich in Eans und Brand und Actuellen Intriguen, jedoch stets monoton dahingegetriebenen Hoffreisen. Ab und zu zeigt uns Tolstoi ganz originelle Aduze, wie der alte Wellenski einer ist; derselbe, dem kein Staatsmann, kein Feldherr es gut machen kann, der es immer besser versteht, wie den † † † „Napaparte“ hinzuzufügen. Unter solchen Verhältnissen hebt sich die Figur der lieb- und reizvollen, einfachen und decenten Natalja Roslowa um so vortheilhafter ab. Fast scheint es, sie wäre die einzige sympathische Gestalt im ganzen so gekaltenreichen Roman Tolstoi's. Tolstoi kennt eben keine Helden, wenigstens scheint er im männlichen Geschlechte solche zu negiren. Eogar die geschichtlich im Rufe von großen Männern stehenden Personen wech er mit einigen äußerst geschickt geführten Strichen so zu ihrer vagen Urtellern, in ihrer allzumeinſchlichen Inferiorität zu offenbaren, daß die Wirkung auf den Leser nicht ausbleibt und man nach jenen beſcheidenden Schilderungsſcenen eher alles Andere nur keine Verehrung für diese großen Namen empfindet. Napoleon I. in seiner theatraischen Ullteroberrnmanier, in seiner despotisch-lapruyſchen Menschenverachtung und Urtellern findet vor ihm ebenso wenig Gnade, wie der genußſüchtige, korrumpirte und fauchtiſche Kutuſow. Eogar den Charakter Kaiser Alexanders I., diese wankelmüthige, flennlich-ſeige Natur ſcheute er sich nicht vor aller Welt ziemlich unverkümmt zu kennzeichnen, und wir wundern und nur, wie ſolches bei den russischen Cenſurverhältnissen möglich war. (Schluß folgt)

Druckfehlerberichtigung. In Nr. 17, S. 204, Z. 7 u. u. ist anſtatt Panſchäbte zu leſen: Paſenſchäbte.

direkten Wahlrecht beruht, ist der adäquate Ausdruck des Volkswillens, denn sie ist es auch dann, wenn ihre Majorität dem Volke feindlich gesinnt ist, da die Wähler Furcht, Mangel an Einsicht u. s. w. verrathen und bekunden, daß sie einen getrübbten Geist haben.

Ein besseres Wahlgesetz kann also dem Volke nicht gegeben werden. Aber seine Anwendung kann eine ausgedehntere werden. Halten wir uns an Deutschland, so werden nach dem Gesetze nur die Wahlen zum Reichstag bewerkstelligt. Es sollten aber sämtliche Wahlen darnach stattfinden: die Wahlen für die Landtage, für die Provinzial- und Kreistage, für die Gemeindevorstände, für die Schwurgerichte u. s. w. Eine solche Ausdehnung hängt aber von der Bildung der Einzelnen ab. Hier stehen wir vor dem ökonomischen Hinderniß, durch welches das wahre Wesen der sozialen Frage bereits ganz deutlich zu erkennen ist. Der gemeine Mann soll seine politischen Aemter verwalten können. Zu diesem Zwecke muß er Zeit gewinnen. Er muß Zeit haben, um sich bilden zu können. Hier liegt der Quellpunkt der ganzen Frage. Der Arbeiter hat jetzt thatsächlich nicht die Zeit dazu, sich auszubilden. Er muß, weil ihm nicht der ganze Ertrag seiner Arbeit zufällt, indem das herrschende Kapital den Löwenantheil davon nimmt, lange arbeiten, um überhaupt leben zu können, so lange, daß er, Abends zurückkehrend keine Kraft mehr hat, den Geist zu kultiviren. Die Aufgabe des Arbeiters ist also: sich einen kürzeren Arbeitstag bei auskömmlicher Existenz zu erringen. Hierdurch aber steigert sich nicht nur der Preis der von ihm erzeugten Produkte, sondern auch der Preis aller Lebensbedürfnisse, da in der ökonomischen Kette ein Glied von dem andern abhängt, und er muß deshalb mit Nothwendigkeit Lohnerhöhung, bei gleichzeitiger Verkürzung der Arbeitszeit, fordern; denn die Lohnerhöhung wird von den allgemein gestiegenen Preisen absorbiert und es bleibt ihm nur die verkürzte Arbeitszeit als einziger Gewinn. Auf dieser Erkenntniß beruhen alle Strides unserer Zeit. Man darf sich nicht dadurch beirren lassen, daß die gewonnene Zeit, wie das gewährte Wahlrecht, von den Reichen nicht richtig angewandt wird. Der erlangte Vortheil wird allmählig Leben zur Sammlung drängen, wie jetzt schon Viele, deren Namen, wie in den Katalomben Neapels zu lesen ist, „Gott allein kennt,“ die gewonnene Zeit gehörig benützen.“

Machen wir hier ein wenig Halt. Der Zusammenhang derjenigen Erscheinungen, Wünsche und Forderungen, die wir unter dem Namen der sozialen Frage zusammenfassen, ist gewiß richtig gezeichnet. In ihrem tiefsten Grunde erschaut, ist die soziale Frage wirklich eine Bildungsfrage, so sehr auch politische und ökonomische Nothwendigkeiten praktisch in den Vordergrund treten. Sie ist aber auch eine Machtfrage, und darum darf ihre politische Seite nicht in den Hintergrund geschoben werden. In diesem Punkte deckt sich Mainlaenders Anschauung vollständig mit jener des demokratischen Programms, während die sozialdemokratische in dem Maße sich ihr nähert, als die sozialdemokratische Partei an der politischen Arbeit sich immer mehr theiligt. Die ökonomischen Reformen oder Umwälzungen, die nothwendig sind, können immer nur von einer politischen Macht vollzogen werden. Das Streben nach ökonomischen Aenderungen muß also Hand in Hand gehen mit dem Streben, die politische Macht zu erlangen oder eine solche zur all-

möglichen Gewährung der gewünschten Fortschritte zu bestimmen. Ueber die weitere Entwicklung, namentlich nach der praktischen Seite hin, äußert sich nun Mainländer wie folgt:

„Nehmen wir nun an, die Arbeiter hätten ihre Aufgabe ganz allein, ohne irgend eine Hülfe, zu lösen, so würde die Folge vom Allen sein, daß Alt und Jung eine klare Einsicht in ihre Interessen gewönnen und so allmählig dahin gelangten, eine starke Minorität in die gesetzgebenden Körper zu senden, die immer und immer wieder zwei Forderungen zu stellen hätten: 1) freie Schule; 2) gesetzliche Ausöhnung zwischen Kapital und Arbeit. Durch die gewonnene Zeit kann der Einzelne jetzt eine umfassende Geistesbildung nicht erlangen. Nur hier und da kann er ein Körnchen einheimfen. Die Hauptsache ist und bleibt, daß er sich an seinem Interesse entzündet, sich klar über die gesellschaftlichen Verhältnisse wird, Andere darüber ausklärt, fest an der Gesamtheit hält und so durch würdige Vertreter bestimmenden Einfluß auf den Staatswillen erhält. Diese Vertreter haben nun zunächst die Verpflichtung, das Uebel an der Wurzel anzufassen und laut die freie Schule zu verlangen, d. h. unentgeltlichen wissenschaftlichen Unterricht für Jeden. Es gibt kein größeres Vorurtheil, als die Annahme, daß Jemand kein guter Bauer, Handwerker, Soldat u. s. w. sein könne, welcher englisch und französisch spricht, oder den Homer in der Ursprache lesen kann. Damit aber diese Forderung, wenn gewährt, durchführbar sei, müssen die Eltern in ihrem Erwerb so gestellt sein, daß sie nicht nur die Arbeit der Kinder entbehren, sondern auch den Unterhalt derselben bis zur völligen Ausbildung bestreiten können, d. h. die Lohnverhältnisse müssen durchgreifend verändert werden. Lassalle, dieses in theoretischer und praktischer Hinsicht großartige Talent, aber ohne eine Spur von Genialität, hat vorgeschlagen, durch Gewährung von Staatskredit Arbeiter-Associationen nach Gewerken zu ermöglichen, welche mit dem Kapital in Konkurrenz treten könnten. Das bestehende Kapital bleibe unangestastet und es werde nur die Konkurrenz mit demselben dadurch gestattet, daß sich die Arbeiter durch den Kredit in den Besitz der unbedingt nothwendigen Arbeits-Instrumente setzen können. So unbestreitbar es ist, daß das Mittel helfen würde, so sicher ist, daß der Staat nicht die Hand dazu reicht. Wie kann man nun Anderes vom Staate fordern, der jedenfalls verpflichtet ist, gerechte Forderungen seiner Steuerzahler zu bewilligen?

Das Aufgehen der kleinen Werkstätten in große Fabriken ist eine Folge des großen Kapitals. Es liegt im Zuge unserer Zeit, der vom kleinen Kapital verdrängt wird (die Krisis von 1873 und ihre Folgen haben diesen Zug nur vorübergehend geschwächt), daß die Fabriken in Aktiengesellschaften umgewandelt werden. Es ist nun zunächst vom Staate zu verlangen, daß er diese Umbildung der Fabriken begünstige, jedoch die Bedingung stellend, daß der Arbeiter am Gewinn des Geschäftes theilhaftig werde. Ferner kann man vom Staate fordern, daß er selbständige Fabrikanten zwingt, gleichfalls die Arbeiter am Gewinn zu theilhaben. Mehrere Fabrikanten, in der richtigen Erkenntniß ihres Vortheils, haben dies bereits gethan. Das Aktienkapital werde zum landesüblichen Zinsfuße verzinst und andererseits der Lohn der Arbeiter nach Verdienst ausgezahlt. Der Reingewinn wäre dann in gleichen

Hälften unter Kapital und Arbeiter zu vertheilen, die Vertheilung unter die Arbeiter hätte nach Maßgabe ihres Lohnes zu geschehen. Man könnte dann allmählig, nach bestimmten Perioden, die Verzinsung des Kapitals immer mehr herabsetzen; auch den Vertheilungsmodus des Reingewinns allmählig immer günstiger für die Arbeiter feststellen; ja, durch allmähliche Amortisation der Aktien mit einem bestimmten Theil des Reingewinns, die Fabrik ganz in die Hand aller am Geschäft Theilhabenden bringen. Ingleichen wären Banken und Handelsgesellschaften und der Ackerbau ähnlich zu organisiren, immer nach dem Gesetze der Ausbildung des Theils verfahren, denn mit Einem Schläge können die sozialen Verhältnisse nicht umgestaltet werden.

Daß die jetzige Bewirthschaftungsmethode des Bodens unhaltbar ist, geben alle Einsichtigen aller Parteien zu. Ich erinnere nur an den vortrefflichen Riehl, der die Formen des Mittelalters, allerdings umgemodelt, konservirt haben möchte. Er sagt: „Man hat die Frage aufgeworfen, wie lange wohl die landwirthschaftlichen Voraussetzungen der Art bleiben würden, daß ein Stand der kleinen Grundbesitzer, der von uns geschilderte Bauernstand, möglich sei? Denn das Unvollkommene, Mühselige und wenig Ausgiebige der Bewirthschaftungsmethode muß doch bei den riesigen Fortschritten der Agrikultur-Chemie, des rationellen Landbaus und bei dem zu der immer noch oberflächlichen Ausnützung des Bodens bald in keinem richtigen Verhältnisse mehr stehenden Wachsthum der Bevölkerung, über kurz oder lang, einem gleichsam fabrikmäßigen, in's Große gearbeiteten Landbau weichen, der alsdann den kleinen Bauernstand in der gleichen Weise trocken legen würde, wie das industrielle Fabrikwesen den kleinen Gewerbestand bereits größtentheils trocken gelegt hat. Daß diese Eventualität einmal eintreten muß, bezweifeln wir durchaus nicht.“ Wäre dies erlangt, so könnten die Aktien-Gesellschaften eines Arbeitszweiges in Verbindung mit einander für bestimmte Zwecke treten; es könnten Gruppen ihr Genossenschaftshaus, ihre Versicherungsgesellschaft für die verschiedenartigsten Fälle (Krankheit, Invalidität, Todesfall, Verluste aller Art) haben u. s. w. Ferner könnten sämtliche Verkaufsläden einer Stadt, eines Stadttheils, nach ähnlichen Grundsätzen organisirt werden, kurz, der jetzige Verkehr würde im Ganzen derselbe bleiben und nur außerordentlich vereinfacht werden. Die Hauptsache aber würde sein, daß eine tatsächliche Versöhnung zwischen Kapital und Arbeit eintreten und die Bildung das Leben Aller wesentlich veredeln würde. Eine andere gute Folge dieser Vereinfachung würde eine veränderte Steuergesetzgebung sein; denn der Staat hätte jetzt einen klaren Einblick in das Einkommen Aller, und indem er die Gesellschaften besteuerte, hätte er den Einzelnen besteuert.“

In vorstehenden Sätzen finden sich die zwei Hauptstraßen bezeichnet, auf denen man sich auf rein ökonomischem Wege die Lösung der sozialen Frage vorstellen kann, nämlich auf dem direkten Wege, daß der Staat selbst die Mittel zur Gründung von Arbeitsgenossenschaften hergibt, und auf dem indirekten, daß der Staat die Betheiligung der Arbeiter am Reingewinn zu einer gesetzlichen Einrichtung macht. Ohne den Staat, darüber sind wohl Alle einig, geht es nun einmal nicht. Aber Mainländer hat Recht, wenn er meint, daß der gegenwärtige Staat keine Mittel hergibt zur Gründung der Arbeitsgenossenschaften, die den sozialen Staat

einführen sollen. Wo soll er auch die Mittel hernehmen? Im anderen Falle, wo es sich um die gesetzliche Vertheilung der Arbeiter am Reingewinn handelt, hält Mainländer den Staat für nachgiebiger. Es ist möglich, daß dies in Wirklichkeit sich so verhält. In der Sache selbst jedoch glauben wir nicht, daß die Vertheilung am Reingewinn, selbst wenn sie durchgeführt würde, den Arbeitern viel helfen könnte. Warum, das würde uns hier zu weit führen. Es ist indeß daran zu erinnern, daß Mainländer diese Möglichkeiten nur unter dem Gesichtspunkte aufstellt, daß die Arbeiter eine rein ökonomische auf lange und friedliche Dauer zu berechnende Entwicklung in Aussicht nehmen könnten. Allein dies ist nicht der Fall. „An den gesellschaftlichen Zuständen“, schreibt Mainländer, „die das Gepräge des Kapitals tragen, rütteln die Arbeiter ingrimmig und begierig, wie die halbwilden germanischen Völker an den Grenzen des Römerreichs gerüttelt haben. Die Ungebuld legt sich wie ein Schleier über das klare Auge des Geistes, und fessellos wagt die Begierde nach einem genügsamen Leben. Ständen die Arbeiter demnach allein, so wäre mit Gewißheit vorauszusagen, daß eine friedliche Lösung der sozialen Frage nicht möglich sei. Diese aber haben wir jetzt allein im Auge, und wir haben deshalb diejenigen Elemente ausfindig zu machen, welche gleichsam ein Gegengewicht für die Ungebuld der niederen Klassen sind und die soziale Bewegung derartig beeinflussen können, daß ihr Gang ein stetiger bleibt. Diese Elemente liefern die höheren Klassen.“ Hören wir nun Mainländer weiter:

„Wir haben die Bewegung der Menschheit, als Civilisation, mit dem Sturze einer Kugel in den Abgrund verglichen, und wer aufmerksam dem Vorhergehenden gefolgt ist, der wird erkannt haben, daß der Kampf und Streit im Fortschreiten der Menschheit immer intensiver wird. Der ursprüngliche Zerfall der Einheit in die Vielheit gab allen folgenden Bewegungen die Tendenz und so vermehrten sich continuirlich die Gegensätze auf allen Gebieten. Man betrachte nur oberflächlich das geistige Feld der Gegenwart. Während im ersten Mittelalter nur geglaubt und äußerst selten von einem muthigen, freien Einzelnen ein Versuch gemacht wurde, das Bestehende anzugreifen, steht jetzt, wohin man blickt, Meinung gegen Meinung. Auf keinem Felde des geistigen Gebiets herrscht Friede. Auf religiösem Felde findet man tausend Sekten; auf philosophischem tausend verschiedene Fahnen; auf naturwissenschaftlichem tausend Hypothesen; auf ästhetischem tausend Systeme; auf politischem tausend Parteien; auf merkantilem tausend Meinungen; auf ökonomischem tausend Theorien. Jede Partei nun auf rein politischem Gebiete sucht die soziale Frage zu ihrem Vortheil auszubenten und verbindet sich mit den Arbeitern bald zu diesem, bald zu jenem, von ihr erstrebten Zweck. Hierdurch wird zunächst die soziale Bewegung in einen rascheren Fluß gebracht. Dann haben Ehrgeiz, Ruhmbegierde und Herrschsucht von jeher bedeutende Männer aus den höheren Gesellschaftsschichten veranlaßt, ihr saules Leben zu verlassen und die Sache des Volkes zu der ihrigen zu machen. Der Stoff ist außerordentlich spröde: die Finger bluten und ermattet sinken oft die Arme herab, aber rollt dort nicht das Glück, hochhaltend den Lorbeerfranz, oder die Zeichen der Macht? Aber die immanente Philosophie gründet ihre Hoffnung hauptsächlich auf die Einsicht der vernünftigen Arbeitgeber und auf die Guten und Gerechten in den höheren Ständen.

Die Unhaltbarkeit der sozialen Zustände drängt sich jedem Denkenden und Vorurtheilslosen auf. Sie wird selbst in den „allerhöchsten“ Schichten der Gesellschaft erkannt und führe ich zum Beleg die Worte des unglücklichen Maximilian von Habsburg an: „An was ich mich immer noch nicht gewöhnen kann, ist zu sehen, wie der reiche, aussaugende Fabrikbesitzer in Masse herstellt, was den unmäßigen Luxus der Reichen befriedigt und ihre Prachtliebe kühlt, während die Arbeiter, durch sein Gold geknechtet, blasser Schatten wirklicher Menschen sind, die, in gänzlicher Seelenverdummung, ihren Körper seinem Goldsacke, zur Stillung der Bedürfnisse des Wagens, in maschinenmäßigem Takte opfern.“

Führen wir nun noch die Stelle an, mit welcher Mainlaender seine Ausführungen über die soziale Frage schließt. Sie lautet:

Von der Lösung der sozialen Frage hängt die Erlösung der Menschheit ab: das ist eine Wahrheit, an der sich ein edles Herz entzünden muß. Die soziale Bewegung liegt in der Bewegung der Menschheit, ist ein Theil des Schicksals der Menschheit, das die Wollenden und Widerstrebenden mit gleicher Gewalt in seinen unabänderlichen Gang zwingt. Hierin liegt die Aufforderung für Jeden, der nicht gebannt ist in den engen, öden Kreis des natürlichen Egoismus, mit Gut und Blut, mit seiner ganzen Kraft sich dem Schicksal als Werkzeug anzubieten, sich einzustellen in die Bewegung und dafür das höchste Glück auf dieser Erde zu erlangen: den Friedensfrieden, der aus der bewußten Uebereinstimmung des individuellen Willens mit dem Gange der Gesamtheit, mit dem an die Stelle des heiligen Willens Gottes getretenen Entwicklungsgang der Menschheit entspringt. Wahrlich, wer dieses Glück nur vorübergehend in sich empfindet, der muß ausglücken in moralischer Begeisterung, dem muß der klare Kopf das kräftige Herz entzünden, daß unwiderstehlich aus ihm die Liebe der Menschenliebe hervorbricht, denn „die Frucht des Geistes ist Liebe“ (Gal. 5, 22.) Sursum corda! Erhebt euch und tretet herab von der lichtvollen Höhe, von wo aus ihr das gelobte Land der ewigen Ruhe mit trunkenen Blicken gesehen habt; wo ihr erkennen müßt, daß das Leben wesentlich glücklos ist; wo die Binde von euren Augen fallen mußte; — tretet hinab in das dunkle Thal, durch das sich der trübe Strom der Entertien wälzt, und legt eure garten, aber treuen, reinen, tapfern Hände in die schwierigen eurer Brüder. „Sie sind roh!“ So gebt ihnen Motive, die sie veredeln! „Ihre Manieren stoßen ab!“ So verändert sie! „Sie glauben, das Leben habe Werth. Sie halten die Reichen für glücklicher, weil sie besser essen, trinken, weil sie Feste geben und Geräusch machen. Sie meinen, das Herz schlage ruhiger unter Seide, als unter dem groben Kittel!“ So enttäuscht sie! aber nicht mit Lebensarten, sondern durch die That. Laßt sie erfahren, selbst schmecken, daß weder Reichthum, Ehre, Ruhm, noch behagliches Leben glücklich machen. Reißt die Schranken ein, welche die Bethörten vom vermeintlichen Glück trennen; dann zieht die Enttäuschten an eure Brust und öffnet ihnen den Schatz eurer Weisheit; denn jetzt gibt es ja nichts Anderes mehr auf dieser weiten, weiten Erde, was sie noch begehren und „wollen“ könnten, als Erlösung von sich selbst. — Wenn dies geschieht, wenn die Guten und Gerechten die soziale Bewegung reguliren, dann und nur dann kann der Gang der Civilisation,

der notwendige, bestimmte, unauflösbare, nicht über Berge von Leichen und durch Bäche von Blut Rastfinden!"

Wir haben diesen Worten unseres sozialistischen Philosophen nichts weiter beizufügen.

Graf F. A. Tolstoi. (Schluß.)

Beführt Tolstoi so mit den historischen Größen, deren Ruf wenigstens vor einer ganzen Generation unbestritten bestand, so darf es nicht befremden, wenn er aus den von ihm selbst geschaffenen Typen ebenfalls keine neuen konstruieren kann. Wie wir wissen, verlangt Tolstoi Initiative und Verantwortlichkeit der geschichtlichen Aktionen durch die Massen; es gewinnt daher den Anschein, als fährte er uns absichtlich die Welt der höheren Aristokratie mit ihrem hohlen Kreieren, unmoralischen Intriguen, niedrigen Erieben und Verwickelungen vor Augen, um so deutlicher zu zeigen wie wenig diese Kreise die Weltgeschichte bitten, wie gering das Verhältniß für nationales Glück und gesellschaftliches Wohlergehen da ist wo man es am allerbesten voraussetzen durfte. Ein gewaltiges Epos nationaler Kämpfe wird in dem Rahmen dieses Romans entwickelt, in welchem Epos aber die angeblichen Hauptfiguren, die alle Ehre und Leidbrächte dieses Weltmechanismus in Händen hatten, von der untergeordneten Bedeutung waren.

Der Roman der Katalja Kossowa beginnt damit, daß sie den schon verheirateten Andrei Kossowski liebt. Sie ist sich aber lange nicht recht im Klaren über ihr Gefühl. Wenn es auch einmal sie derart überwindigt, daß sie sich gebrungen sieht, ihrer alten Mutter, die sie über alles zärtlich liebt und verehrt, davon zu erzählen, so genügt es einer ernsten Rüge seitens der „Katalja“, um das Mädchen eine Zeit lang zu beruhigen. Die Liebe zu Kossowski schlummert jedoch fort in der Seele des Mädchens, gelangt aber zu einem tragischen Ende. Andrei Kossowski wird tödlich verwundet in das Haus der Kossows gebracht und stirbt unter den Händen Katalja's. Gleichzeitig mit der Reigung Katalja's zu Andrei, ist Katalja der Gegenstand der heftigsten Leidenschaft von ganz anderer Seite. Pierre Besuchow, dessen Frau, die Courtesane Helene, weder ihn befriedigt, noch von ihm befriedigt wird und daher andere Verbindungen, zuletzt mit einem französischen adeligen Emigranten, einem Abenteuerer schlimmster Art aufknüpft, dieser Pierre Besuchow ist der stille Liebhaber Katalja's seit lange. So lange aber seine Frau lebt, wagt er es nicht Katalja sich zu nähern. Erst nachdem jene ein skandalöses Ende an den Folgen ihres zweideutigen Lebenswandels ereilt, wird Pierre frei. Mittlerweile vergift Katalja allmählich ihre Leidenschaft zu Andrei, wird von dem äußerst sympathischen Wesen Pierre's angezogen, und der Roman schließt mit der glücklichen Vereinigung Katalja's und Pierre's.

Nachdem Tolstoi sich in so hervorragender Weise im historischen Roman erprobt hatte, griff er zu einem Stoffe aus der Gegenwart, oder richtiger gesagt: er schöpfte aus der Gegenwart das Material für ein grandioses Tableau des Lebens und Wirkens in Rußland. „Anna Karolina“ ist der nächste Roman und zugleich der neueste von Tolstoi geschrieben. Diesem liegt die Idee des ehelichen Konfliktes zu Grunde. Die unglücklichen Verhältnisse zwischen Mann und Frau, die durch anderweltige Reigungen von ihren gesetzlichen Pflichten abgelenkt werden, verwickeln sich zu einem Drama, durch dessen einzelne Etappen uns Alte Tolstoi uns leitet. In einem Falle ist es die Frau, die von einem nichtgeliebten Manne sich zu befreien sucht; im andern der Mann, dem seine Frau gleichgültig ist und der daher anderwärts sich Ersatz zu schaffen sucht. Der Schwerpunkt des Romans liegt übrigens nur in dem einen Falle, in demjenigen nämlich wo die Frau sich an der Seite eines kalten, heuchlerischen und

trochnen Bürdenträgers unglücklich fühlt und mit aller Gewalt sich ihrer unwürdigen und abhängigen Stellung zu entledigen bemüht. Diese Unglückliche ist „Anna Karenina.“ Fragen, wie sie diesem Romane zu Grunde liegen, werden gewöhnlich nur gewaltiam gelöst. Es war die Aufgabe Tolstoj's, das Tragische, Unlösbare dieser Erscheinung aufzudecken, zu analysiren. Er hat sich dieser Aufgabe mit großem Geschick entledigt. Die Einleitung zu diesem Drama gleicht der zweite Act ab. Dollu Oblonskaja, der Typus einer etwas beschränkten, ganz in ihrem Familienleben und der Kinderliebe aufgehenden Frau, entdeckt eines Tages die Untreue ihres Mannes. Dieser, ein charakterloser Bon vivant, bezeichnenderweise dazu ein liberaler Beamte von der neuen Schule, hat ein Verhältniß mit der im Hause lebenden französischen Gouvernante. Die tiefgekränkte Dollu ist aber nicht der Charakter, um nicht den Thränen des schwachmüthigen Gemahls sowie den Vermittelungen der Verwandten nachzugeben. Dieses Zerwürfniß ist also nicht von langer Dauer.

Viel unverständlicher, geradezu tragisch gestaltet sich der Zwiespalt bei der Karenina. Sie liebt den Gardeofficier Wronski. Nach einem langen, nachhaltigen Kampfe zwischen ihren Pflichten gegen Gatten und Gesellschaft, und der Leidenschaft, die sie jetzt ganz beherrscht, entschließt sie sich für die Letztere. Sie geht aus diesem aufreißenden, erschütternden Kampfe als Siegerin hervor. Dem Gerede der die öffentliche Meinung bildenden Klatschbasen trotzend, mit dem herzlosen Gemahl sich scharf auseinander setzend, folgt sie Wronski ins Ausland, wo sie zuerst glückliche Tage verleben. Damit könnte die Verwicklung abschließen. Aber Tolstoj läßt es bei einem solchen verschälichen Abschlusse nicht bewenden. In Karenina steigen Gewissensbisse auf, sie wird von diesen fürchterlich gepeinigt; eine gefährvolle Krankheit drückt sie nieder. Die Situation artet in ein Melodrama aus. Tolstoj führt wieder den früheren Mann der Karenina in die Handlung, läßt ihn großmüthig gerührt sich Karenina nähern und diese sogar um Verzeihung bitten. Damit nicht zufrieden läßt Tolstoj die Reue seiner Heldin bis zu einer gewissen Manie emporsteigen und schließt den Roman brutal ab. Karenina begeht einen Selbstmord auf den Eisenbahnschienen. Darin liegt also der Unterschied zwischen diesem Roman und dem vorhergehenden. War die Heldin des vorigen eine ruhige verschämte Natur, so ist in Karenina ein sich gegen die bürgerlichen Gesetze und gesellschaftlichen Formen auflehndes Element gegeben. Neben diesem Sujet, das die Hauptpunkte des Romane abgibt, wird unsere Aufmerksamkeit diesmal noch von einer andern Gruppe handelnder Personen eingenommen. Die Familie Lewin besteht aus drei Brüdern; der eine davon ist ein auf der Universität gebildeter Gutsbesitzer, der sich aufs Land zurückzog, um den neu eingeführten Reformen, der Selbstverwaltung in der Gemeinde und im Kreise zu dienen. Es ist das also jener neuerdings in der Kellertistik sowie im Leben so populär gewordene Schlag von Politikern, wie ihn die Reformen des gegenwärtigen Regime in Rußland hervorgebracht haben. Tolstoj behandelt diesen Typus keineswegs in origineller Weise. Wie wir ihn in unzähligen Fällen schon im Roman sowie sogar in dramatischen Werken gesehen und gelesen haben, ist das der raisonnirnde, philosophische und dabei nach philanthropische, mehr sociale als rein politische Politiker. Der zweite, eigentlich nur ein Halbbruder, trägt einen andern Familiennamen, Professor Koonischew. Diese Gestalt ist viel weniger markirt als die vorige: zwei-, dreimal im ganzen Roman kommt sie zum Vorschein. Er ist kein Liberaler, wie sein Bruder; er ist von der Schule Katkow und der „Moskowskaja Wjeskomoſti“, also ein Doktrinar und Panflavist. Tolstoj hat ihm erst am Schluß, im Epilog bei der verhängnißvollen slavischen Frage eine vorragendere Rolle eingeräumt. Der dritte Bruder, Nikolau Lewin, ist ein Nihilist, ein solcher par excellence. Wie der vorige spielt er auch eine nebensächliche Rolle im Roman. Aber Tolstoj mußte in zwei, drei meisterhaften Epienen diese unbedingt berechtignte Eigenthümlichkeit der Gegenwart in Rußland naturgetreu und lebensfrisch zu skizziren. Erwähnen wir noch schließlich die

Familie Scherbagin, so haben wir das ganze Hauptpersonal des Romans aufgezählt. Diese Familie erinnert lebhaft an die Moskowske im „Woina i mir“. Zum Scherbagin ist das Contrefait der Heldin des verletzten Romans, der Katscha Moskowa. Mit dieser Katti tritt Konstantin Lewin in eine Herzensverbindung; die Neigung ist beiderseits gleich stark und sie „haben“ sich auch schließlich. Noch im Opuleg führt uns Tolstoj das bürgerlich-ägyptische Familienleben von Kitti und Konstantin Lewin vor.

Wir finden in diesem Werke das Talent unseres Autors schon zur vollsten Reife entwickelt. Die Spannung der Verwicklung ist eine hinreichende; die Kraft der Haupttöne eine erschütternde und überwältigende. Tadel eine splendide Technik in Ausführung der Details, wie sie nur den bedeutendsten Schöpfungen der nationalen Literatur eigen ist. Geradezu klassisch ist zum Beispiel die Epone mit dem von Moskau nach Petersburg gehenden Eisenbahzug auf der Nicolaibahn. Diese Schilderung eines winterlichen nächtlichen Schneegestäubers und des in diese Nacht hinausenden Courierzuges hält mindestens den Vergleich mit der berühmten Gogol'schen Schilderung der ukrainischen Nacht aus. — Ebenso schön und voll Leben in allen Einzelheiten ist die Beschreibung des Wettrennens, bei dem Bronski vor den Augen der Katerina verunglückt und wodurch die bei diesem Anblick hervorgerufene Aufregung die Liebe der Katerina zu Bronski vor ihrem Manne verrathen wird. Bei demselben Wettrennen ist es, wo Tolstoj den gegenwärtigen russischen Kaiser portraitiert. Die schon angeführte Verslogenhaftigkeit Tolstoj's, eine ganz überraschende Detailliertheit auf Gebieten zu offenbaren, auf denen man es am wenigsten von einem Romaner erwarten sollte, macht sich auch hier geltend. Bei der Beschreibung der Vorbereitung zu dem erwähnten Wettrennen, füllt Tolstoj mehrere Seiten aus mit Ausführungen und Details, die eher in ein hyrologisches Fachblatt, als in einen so gearteten Roman passen. Dasselbe finden wir auch bei andern Gelegenheiten. Es vertieft sich L. in eine fast sachmännische anatomisch-physiologische Description des Vorganges der Milchanhäufung während Katti's Ernährung ihres Säuglings. Dieser Realismus erinnert uns stellenweise an Emil Zola, von dem Tolstoj viel gelernt zu haben scheint. Worin aber Tolstoj fast ganz unübertroffen dasteht, das ist in der Behandlung psychologischer Probleme. Die berühmte Schilderung des Gemüthszustandes von Kuno Katerina während ihres Selbstmordes hat ja schon genug Aufsehen erregt. Wie gewagt auch das Unternehmen war, Tolstoj hat das Problem gelöst.

Finden wir in diesem Roman also die guten Seiten des Talentes unseres Autors wieder und vielleicht sogar im erhöhten Maße, so verzeihen sich auch diesmal die Fehlerhaften nicht. Tolstoj hat abermals sein Werk mit einer starken Dosis Tendenz verlegt, die aber ihn diesmal in einige Widersprüche verwickelt hat, die eigenthümliche Folgen hatten. Wachte sich im Verlauf des ganzen Romans die schon von uns gekennzeichnete slavophil-demokratische Tendenz recht deutlich geltend, hatten wir auch in diesem Roman wie schon im „Woina i mir“ langanhaltende philoterphische Untersuchungen zu überwinden, so gelangte Tolstoj am Schluß dieses Romans zu Gesichtspunkten, besonders hinsichtlich des serbisch-türkischen Krieges, die ihn in Widerspruch setzten zu den in letzter Zeit so in den Vordergrund getretenen Bestrebungen panslawischer Natur. Die Folge war: offener Bruch Tolstoj's mit seinen Freunden. — Katlow entzog ihm sein Journal und der Opuleg mußte separat erscheinen; die gesammte, früher ihm freundlich gesinnte Presse der Elassophilen, die unterdessen sich numerisch sehr stark vermehrte, griff ihn an. Und mit Recht d. h. aus ihrem Standpunkte mit vollem Rechte. Denn was war das, was die Herren Elassophilen in den Harnisch brachte? Konstantin Lewin, in dem man mit Recht das Drafel, das Altarago Tolstoj's erblickte, erklärte sich gegen die Vertheiligung der Russen an den serbisch-türkischen Verwickelungen. Eins der Hauptargumente Lewin-Tolstoj's war: das russische Volk habe nicht das Recht sich selbstständig zu geriren, sich in fremde Affären einzumengen und sei es auch zu Gunsten der brüderlichen

Elaven, so lange Solches von der Behörde nicht gestattet oder gewünscht wird. Er drückt dieses in einer bezeichnenden Stelle so aus: „Du Michailitsch (einem Bauer im Dorfe Lewin's) und der Denkwürdigkeit des ganzen Volkes Ausdruck gebend, wie diese sich in der Eage von der Beratung der Barjagen äußerte, sagte auch er (L. Lewin): Herrschet und verfüget über uns. Wir wollen freudig und vollständig und Eurem Willen unterwerfen. Alle Mühe, alle Erniedrigungen, alle Opfer wollen wir über uns ergehen lassen; aber nicht wir wollen schalten und walten!“ Und jetzt soll, wie Sergei Iwanowitsch (Kosnitschew) meint, das Volk auf dieses theuer erkaufte Recht (sich von andern regieren zu lassen und selbst nur die Lasten tragen) nun auf einmal verpflichtet haben! Er wollte noch weiter ausführen: „Wenn die öffentliche Meinung in ihrem Urtheil unfehlbar ist, dann wären ja Revolutionen, die Romane ebenso legal und berechtigt, wie eine Bewegung zu Gunsten der Elaven“ . . . Daß eine solche Uebersetzung dem früheren Freunde Lolskoi's mißfallen mußte, wird sofort ersichtlich, wenn man sich vergegenwärtigt, welche bittere, schneidende Ironie in diesem ganzen Aporis sich verbirgt. Lolskoi scheint offenbar dem Widerstrebende Ausdruck geben zu wollen, der darin liegt, daß ein Volk, welches selbst sich in traffer Weise bevormunden läßt und unfehlbar in allen seinen Handlungen ist, andere Völker befreien möchte. Solche Gedanken sind aber in den slavophilen Kreisen verpönt und darum diese Verlästerung unseres Dichters seitens seiner früheren Anhänger.

Es läßt sich nicht leugnen, daß mit diesem Auftreten Lolskoi eine entschiedene Wendung nach Links gemacht hat und daß es nicht lange dauern wird und wir ihm hoffentlich in dem Lager der entschiedenen, kosmopolitischen Demokratie begegnen. Hat doch erst unlängst ein Kritiker aus jenem Lager, der geistvolle Publicist Michailowitsch, Lolskoi's schriftstellerische Gestalt charakterisirt, indem er sagte: „Dieser Schriftsteller hat seine richtig treffende Rechte und ein stets störend eingreifende Linke (Sobitas i dawanitas).“ Es ist also nicht unmöglich, daß Lolskoi sich diese Lehren zu Herzen nimmt und auch seine Punkte richtig treffen lernt. Die Demokraten könnten zu einer solchen Acquisition nur beglückwünscht werden. — Resumiren wir unser Urtheil über Lolskoi, so könnten wir mit vielem Recht sagen: er vereint in sich die Vorzüge und Reizseiten dreier berühmten Romanciers in Europa: Berthold Auerbach's, Emil Zola's und Alphonse Daudet's. In Elcherheit der Zeichnung und dem Realismus kommt er Zola gleich. Die Zartheit der Farben, das Gemüthvolle und Rührende der Schilderungen hat er in demselben Maße wie Daudet. In der Ausgestaltung der Charaktere bis zum Aeußersten, in dem Raisonniren und Philosophiren, in der Zeichnung auf breitem Projectionsfelde hat er die Auerbach'sche Art. Ja, er liebt es sogar massenhaft viele Personen in die Handlung hineinzugleichen und sie zu einem Panorama zusammen zu stellen. Wie in „Wojna i mir“ eine ganze Epoche, die alexandrinische, mit allen ihren Einzelheiten und in ihren Hauptereignissen dargestellt wird, so ist „Anna Karenina“ ein Kaleidoskop des ganzen russischen gegenwärtigen Lebens. In beiden Romanen spielen zwar die Hauptrollen Angehörige der höheren Klassen, aber auch ganze Eerien von Typen und Ecenen aus den andern Gesellschaftskreisen, hauptsächlich denen der untern Volksklassen, begleiten die Haupthandlung und die leitenden Charaktere des Romans. Worin Lolskoi nach unserer Ansicht jedoch fast unübertroffen dasteht und mit keinem der oben aufgezählten Autoren zu vergleichen ist, das ist — in der seinen psychologischen Auffassung.

Herm. Gourevitsch.

Der Socialismus und das Landvolk.

Offener Brief an Herrn A. B.

von

Dr. H. Mühlberger.

Der nachstehende Brief an einen der hervorragendsten Führer der socialdemokratischen Partei hat eine kleine Vorgeschichte, über die ich dem Leser Rechenschaft schulde. Die Nr. 8 der socialdemokratischen Revue „Zukunft“ brachte einen Artikel von meiner Hand unter dem Titel „Der Socialismus und das Landvolk.“ Die Nr. 13 derselben Zeitschrift enthielt einen A. B. unterzeichneten Gegenartikel unter dem Titel „Der Socialismus und das Landvolk. Eine Antwort auf Dr. Mühlberger's Artikel und Vorschläge.“

Etwa 14 Tage nach Erscheinen dieser „Antwort“ schickte ich meine Erwiderung an die Redaktion der „Zukunft“, in der sicheren Annahme natürlich, man werde mir, dem persönlich Angegriffenen, vollständig freie Hand in der Vertbeidigung lassen. Allein der Mensch denkt und Gott lenkt! Das Manuscript kam zurück in Begleitung eines Briefes der Redaktion, in dem mir zu Gemüthe geführt wurde, daß ich, abgesehen von nebensächlichen Ausstellungen, den „parlamentarischen Ton“ weit überschritten habe, daß man deshalb meine Entgegnung „in dieser Form“ nicht aufnehmen könne. Ich nahm mir diesen Vorwurf, „unparlamentarisch“ geschrieben zu haben, gebührend zu Herzen und war gutmüthig genug, diejenigen Stellen meiner Arbeit, welche mir zu subjectiv gefärbt oder zu aggressiv gehalten schienen, theils zu ändern, theils zu streichen. Das also verbesserte und verminderte Manuscript sandte ich dann wieder nach Berlin. Aber auch so fand es keine Gnade vor den Augen der Redaktion; dieselbe erklärte sich vielmehr für inkompetent und schrieb mir, sie habe das Manuscript einer höheren Parteibehörde vorgelegt, welche über die Aufnahme entscheiden werde. Diese Entscheidung traf denn vor Kurzem ein; sie erklärt sich gegen die Aufnahme. „Die Entscheidung, schreibt mir die Redaktion der „Zukunft“, wird damit motivirt, daß sich in dem Artikel nichts Belehrendes findet; wäre dies auch nur zum Theil der Fall, so wäre das Comité trotz der unmotivirten Angriffe auf die Partei, für den Abdruck gewesen.“

Nachdem mir auf diese Weise „Recht“ geworden, standen noch zwei Wege für mich offen. Ich konnte an eine, wie es scheint, noch höhere Parteinstanz appelliren, oder ich konnte ein anderes, nicht durch Parteirücksichten beschränktes Blatt wählen, um meine Vertbeidigung abzu drucken. Aus naheliegenden Gründen entschloß ich mich für den letzteren Weg und bitte die Leser der „Wage“ um Entschuldigung, wenn ich ihnen zumuthe, eine Polemik zu lesen, deren Ansätze in der „Zukunft“ zu finden sind. Meine Bitte ist um so verwegener, als meine Vertbeidigung in der That „nichts Belehrendes“, sondern bloß den schlichten Nachweis enthält, daß einige doctrinären Floskeln und gläubig überlieferte Sentenzen noch lange nicht hinreichen, um im Namen der „Wissenschaft“, im Namen des deutschen Volkes das große Wort zu führen, lauter Dinge, über welche die Leser der „Wage“ längst im Klaren sind.

Ich habe nicht nöthig, hier vor dem Leserkreis dieses Blattes den Nachweis zu führen, daß diese ganze Angelegenheit weit über das Persönliche hinausgrift. Ich hätte das Ganze als „Meiner Beitrag zur Geschichte der Pressfreiheit“ betiteln können, denn unter „Pressfreiheit“ ist keineswegs bloß das gesetzlich garantierte Recht des freien Wortes zu verstehen, sondern ebenso sehr das Hinwegfallen einer jeden Schranke, wie sie sogenannte Parteirücksichten nur gar zu leicht zu schaffen pflegen, vollends dann, wenn es sich um das heiligste Recht des freien Menschen, um das Recht der freien Vertbeidigung handelt. Man kann nicht ungerecht sein, ohne unwahr zu sein. Und so beschuldigen mich die Männer,

ralismus gegenüber der socialistischen Agitation. Im gewissem Sinne nicht ganz unbegründet sind, der Grundirrtum des Liberalismus liegt nur darin, daß er dem Socialismus überhaupt das zur Last legt, was höchstens ein Mangel der gegenwärtigen socialistischen Bewegung ist und daß es ihm selbstverständlich an jedem Willen, an jeder Kenntniß fehlt, die Ursachen dieses derzeitigen Mangels und seinen nur vorübergehenden Charakter zu erkennen. Ja, es ist Zeit, offen einzugestehen, daß es die deutsche socialistische Bewegung bis jetzt noch nicht verstanden hat, in Beziehung auf die Freiheit etwas principiell Sicherstellendes herauszubringen. Dieser Satz, der Ihnen jedenfalls ungeheuerlich vorkommt, ist nichts desto weniger ganz ungeheuer wahr und läßt sich an den tatsächlichen Verhältnissen unseres politischen Lebens tausendfach nachweisen. Sie fordern mich mit einer geradezu classischen Gemüthsruhe auf, Ihnen „auch nur mit einer einzigen Zeile aus einer deutschen socialistischen Zeitung oder Schrift den Beweis zu führen, daß dieser Vorwurf begründet ist.“ Verehrter Herr! Wände, diese Wände ließen sich mit diesen Beweismitteln füllen! Ich werde mich auf das Nächstliegende, Schlagendste beschränken. Wie? Ist es vielleicht nicht wahr, daß ein socialistischer Abgeordneter frohen Herzens die ganze Feuerversicherung der Staatsmaschine in den Schooß werfen wollte und daß es ihm gelungen ist, eine ganze Volksversammlung zu überrumpeln? Wie? Ist es vielleicht nicht wahr, daß einzelnen tiefer blickenden Führern unserer Partei ob dieser „socialistischen Staatsidee“ endlich doch die Haare zu Berge standen, daß dieser Plan von einem Parteigenossen selber in einem Artikel der „Wage“ für freiheitsmörderisch erklärt wurde? Und ist das eine vereinzelt nur das Individuum, nicht die Partei betreffende Erscheinung? Wie! Blättern Sie in allen Hefen der „Zukunft“ und Sie können auf jeder Seite die Behauptung lesen, daß man unter Umständen schon dem heutigen Staate gewisse Produktionszweige überweisen dürfte. Sehen Sie denn nicht, daß man bereits nahe daran ist, das ehrliche Wort Social-Demokrat zu spalten und einen Socialen und einen Demokraten daraus zu machen? Und das Alles geschieht im Namen jener „socialistischen Staatsidee“ deren ganze Tiefe meine Wenigkeit noch nicht begriffen hat! Ich also, nur ich habe das Recht, derartige Fragen an Sie zu richten und Sie müssen froh sein, wenn ich von diesem Rechte keinen für Sie zu sehr deprimirenden Gebrauch mache. Und genau ebenso begründet, wie Ihr Vorwurf, meine Beschuldigung sei aus der Luft gegriffen, ist die Frage, welche Sie bezüglich des Wortes „Freiheit“ an mich richten. Weil ich in brüderlicher Bemerkung sage, dieselbe sei „das individuellste aller Principien“, nennen Sie das „eine leere Redensart, von der sich die deutschen Socialisten heute nicht mehr hinhalten lassen.“ „Welche Freiheit denn?“ fragen Sie. Ja wohl, die Freiheit, die ich meine; aber nicht bloß die meinige, sondern auch die des Peter und des Paul, des Johanna und des Jakob, kurz aller einzelnen Individuen. Alle derartigen Abstracta, wie Freiheit, Gleichheit u. s. w. haben nemlich das Gemeinsame, daß sie nur durch das Stadium der individuellen Person wirklich, wahrhaftig, lebendig werden können. Kurz, die „Freiheit“ erhält erst dadurch einen Sinn, daß dieser oder jener Mensch, diese oder jene Menschen sagen können „ich bin frei“ d. h. ich bin in meinem Willen und Handeln ungehindert, unbeeinträchtigt; ich allein bin es, der mich bestimmt, kein Anderer. Freiheit und Selbstbestimmung sind identisch. In der menschlichen Gesellschaft nun, wo es sich nicht um eine, sondern um viele „Freiheiten“ handelt, hat dieses Princip nothwendig eine doppelte Tendenz. Die Eine ist eben Thätigkeit der Selbstbestimmung, des activen, unbeeinträchtigten Handelns, die andere ist eben damit gegen die Freiheit des Andern gerichtet. Das Princip der Freiheit ist also, um mit der Schule zu reden, gegensätzlich oder zweiseitig; nach der einen Seite hin unbegrenzt, unendlich, nach der andern Seite hin eben dadurch die Freiheit des Zweiten einengend, beschränkend. Keine der beiden Seiten kann ohne die andere gedacht werden, sie sind innerlich eins, gerade so

die Wärme und Kälte identisch sind. Die Freiheit des socialen Individuums steht daher für alle Ewigkeit auf einem in sich selbst zwiespaltigen Princip. Der höchste, der ideale Zustand der lebendigen, thathätlichen Freiheit muß also in einem Gleichgewichtszustand, in einem „Sich-gegenseitig-die-Waage-Halten“ liegen. Denn, kommt bloß die eine Seite der Freiheit zur Geltung, so ist es um die Gesellschaft, kommt bloß die andere Seite zur Geltung, so ist es um das Individuum geschehen; beide können ohne Freiheit nicht leben. Nun wissen wir alle, was aus der im Jahre 1789 proclamirten Freiheit für das Volk geworden ist; sie hat nur die eine Seite des Freiheitsprincips, das unbeschränkte, schrankenlose Recht des Individuums gegründet, sie hat den Individualismus zum Herrn über die Gesellschaft ausgerufen und derselbe hat kraft der ihm zu Gebote stehenden Machtmittel seine Herrschaft gründlich genug ausgedehnt. Die Monarchienpartei und die liberale Oligarchie haben dann später versucht, die eine Seite des Freiheitsprincips zum wissenschaftlichen Gesetz, zur „ewigen Wahrheit“ zu erheben. Die andere Seite der Freiheit aber, die vom Interesse der Gesellschaft dictirte notwendige Einschränkung derselben, weil sonst die Freiheit aller nicht lebendig werden könnte, wurde damals nicht verstanden und blieb auf der Seite liegen. Deshalb haben wir heute einen Socialismus und diesen Socialismus wird es so lange geben, bis auch diese „gesellschaftliche“ Seite der Freiheit den entsprechenden Ausdruck gefunden hat. Diese „gesellschaftliche“ Freiheit ist nun aber nicht, wie manche denken, gleichbedeutend mit der Vernichtung der individuellen Freiheit, sie soll dieser letzteren vielmehr nur als gleichberechtigt anerkannt, ihr gleichgestellt werden, dann und dann erst kann auf dem Boden der socialen Pflicht und der individuellen Selbstbestimmung die Freiheit entstehen, nach der wir alle streben die wahre Freiheit. Ihre Fundamente werden unerschütterlich, sie wurzeln im Recht des Individuums und im Recht der Gesellschaft, beide untrennbar zu einem einzigen verbunden. Die Grundbedingung dafür nun, daß das individuelle Recht nicht dem socialen Rechte gegenüber die Oberhand gewinne, ist, daß die Machtmittel des individuellen Rechts allen Menschen in gleicher Weise zugänglich gemacht oder was dasselbe ist, daß die Erde und ihre Ernte unter alle Menschen gleich vertheilt werde. Und unmittelbar hieran schließt sich die notwendige Folgerung, daß von einem eigentlichen Eigenthum im christlichen und modernen Sinne des Wortes überhaupt späterhin nicht mehr die Rede sein kann, sondern daß dieses Eigenthum sich in einen bloßen Besitz umwandelt und daß dieser Besitz sogar in den Händen seines Inhabers zerbröckeln muß, wenn ihm nicht eine stetig verjüngende Kraft zur Grundlage hat — die Arbeit. Das gesellschaftliche Recht aber dessen Grundlage, wie gesagt, der gleiche Antheil aller an der Erde sein muß, kann dem einzelnen Bürger weder von Gott, noch vom König, ebensowenig aber vom Staate gewährt werden, sondern einzig und allein von der Gesellschaft selber. Jede neue Gesellschaft also muß, nachdem die ihr entgegenstehenden Hindernisse beseitigt sind, daran gehen, durch Entwicklung positiver Institutionen, welche die Solidarität ihrer Glieder erheischt, eine immer festere und solidere Gestaltung dieses gesellschaftlichen Rechtes herbeizuführen unter Wahrung vollständiger individueller Beweglichkeit und Freiheit. Je fester einmal das gesellschaftliche Recht in dauernden Institutionen gegründet, desto weniger werden Ausschreitungen des individuellen Rechtes, Uebergriffe in die Freiheit anderer möglich werden. Der Einzelne wird so frei und noch viel freier sein als heute, ohne daß er die Mittel hat, seinen Nächsten zu drücken, ohne daß er einer Obrigkeit bedarf, um ihn an seine sociale Pflicht zu erinnern. Und nun frage ich Sie, ob ich nicht berechtigt war in dem Zusammenhang, in welchem ich es thue, den allgemeinen Satz auszusprechen, daß die Freiheit das individuellste aller Principien sei. Sie werden nun einsehen, daß diese meine Worte die ganz natürliche und selbstverständliche Reaction gegenüber jener einseitigen Betonung des gesellschaftlichen Rechtes darstellen, welche ich einem Theil der

Anhänger des Socialismus, ob nun mit Recht oder mit Unrecht, zum Vorwurf mache.

Was ich Ihnen bisher vorzuwerfen hatte, sind theils Unhöflichkeiten, theils Ungenauigkeiten, theils Mißverständnisse. Wir kommen jetzt zu einer zweiten Gattung Irrthümer, welche man die Kapital-Irrthümer nennen könnte, in Anbetracht nemlich, als ich Ihnen beweisen werde, daß positives Nicht-Kennen, positives Nicht-Verstehen die Grundlage Ihrer Anklagen bildet. Es erscheint Ihnen sehr kühn, daß ich den Bauer kurzweg einen Anarchisten nenne, es erscheint Ihnen gewagt, ja falsch, daß ich die Antipathie des Bauern gegen den heutigen Staat kurzweg in seine Antipathie gegen den Staat überhaupt übersehe. Ja, Sie glauben mich darauf aufmerksam machen zu müssen, daß die Antipathie des Bauern gegen den heutigen Staat eine ganz berechnete sei, als ob ich das eine Secunde nur bezweifelt hätte. Sie belehren mich sogar, daß auch der Ranchestermann den heutigen Staat gar nicht immer leiden mag und citiren deshalb Worte des Dr. Karl Braun vom Jahr 1865, welche so ungefähr eine Umschreibung dessen sind, was Passalle in seinem Arbeiterprogramm die „Nachtwächteridee“ der Bourgeoisie genannt hat. Und unmittelbar hieran knüpfen Sie die Bemerkung, daß der „Anarchist“ Carl Braun dem „Anarchisten“ Mühlberger weit näher stehe, als der conservative Bauer, den ich mit Unrecht „anarchischer“ Neigungen beschuldige. Der Hieb ist nicht ungeschickt geführt, das muß ich sagen, aber leider giebt es Gegner, welche solche Hiebe zu pariren wissen. Das Wort „Anarchist“ hat nemlich, wie Sie jedenfalls wissen, eine zweifache Bedeutung, je nachdem man es mit oder ohne Anstichchen („“) schreibt. Im letzteren Fall hat es die Jedermann geläufige Bedeutung dessen, der nach Herrschaftlosigkeit, Regierungslosigkeit strebt oder im weiteren Sinn, der jeder ordnenden Thätigkeit in den gesellschaftlichen Verhältnissen Feind ist; im ersten Falle ist es das politische Schlagwort einer bestimmten Richtung des Socialismus der sogenannten „Anarchisten.“ Da Sie nun in meiner Arbeit Spuren dieser letzteren „Anarchie“ wittern und da Ihnen das jedenfalls fürchterlich ist, so werfen Sie diese beiden Begriffe, den allgemeinen und den speciellen und zwar ganz absichtlich zusammen. Sie wollen damit zweierlei erreichen. Erstens wollen Sie mir wegen meiner „anarchischen“ Gelüste Eins anhängen und zweitens wollen Sie im Leser den Glauben erwecken, daß beide Formen von „Anarchie“, die allgemeine des Herrn Braun und die specielle der romanischen Arbeiter einander sehr nahe stehen. Sie beweisen damit nur, daß Sie weder die Eine noch die andere Anarchie in ihrer innersten Bedeutung verstehen. Es würde mich selbstverständlich hier zu weit führen, diese sehr wichtige Frage, welche eine ganz genaue und detaillierte Bekanntschaft mit der socialen Bewegung aller Länder voraussetzt, eingehender zu untersuchen. Ich beschränke mich daher auf wenige Worte. Die Anarchie des Herrn Braun oder der Ranchesterpartei — sie ist, beiläufig bemerkt, aus Angst vor dem Socialismus in allen Culturländern bereits in das Wort verwegenster Bedeutung erstarben — ist die Anarchie der socialen Kräfte, das *Laissez faire, laissez passer*, die freie Concurrency, der Freihandel, die Ausbeutung des Volks im Namen des Capitals, des Eigenthums. Diese Anarchie ist mit einem Wort — das sociale Chaos.

(Schluß folgt.)

Berichtigung: In Nr. 19 S. 201, letzte Z., lese man „wissenschaftlich“ statt wirthschaftlich.

Im Verlage
von J. Neumann, Neudamm
u. Co., Berlin
SW. Unter den Eichen 44.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Reichsgebiet
4.00 Mark.
Insertionspreis 20 Pf.
für die gewöhnl. Zeilen.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Redaction und Expedition
Berlin S.W.
Bentz-Strasse 6.

6. Jahrgang.

Berlin, 17. Mai 1878.

Nr. 20.

Inhaltsverzeichnis: Der Mordversuch gegen den Kaiser. — Der Socialismus und das Reich. — Ein offener Brief von Dr. E. Mühlberger. (Schluß). — Romantiker-Besprechungen.

Der Mordversuch gegen den Kaiser.

Die volle Sinnlosigkeit des Verbrechens, das am vorigen Sonnabend in Berlin versucht worden, ist es die uns empört. Und mit dieser logischen Entrüstung glauben wir unbefangener der Thatsache gegenüber zu stehen und in ihrer Beurtheilung tiefer zu bringen, als vermittle der patriotischen, sittlichen und humanen Aufregungen, die bis jetzt das Wort darüber geführt haben.

Die volle Sinnlosigkeit, wiederholen wir. Denn was hätte denn damit erreicht werden sollen, wenn die That geglückt wäre? In politischer Beziehung doch nicht das Mindeste. Durch die Erfolge von 1866 und 1870 ist Preussen und das von ihm gegründete Reich in eine Lage so starrer Nothwendigkeiten versetzt worden, daß der Wechsel selbst der mächtigsten Persönlichkeiten, und wäre es auch — was gar nicht zutrifft — zugleich ein totaler Wechsel der Principien, daran nichts zu ändern vermag. Wir müssen fünfzig Jahre lang bis an die Zähne gerüstet dastehen, hat uns Graf Moltke in klügster Offenheit gesagt, und dabei bleibt es — mag der Erwerb, die Cultur des Landes sehen, wie sie sich mit diesem Geschick abfinden. Und die innere Politik, die Entwicklung der sogenannten „Freiheit“? Nun, zwar hat eine im Lande anscheinend stark vertretene Partei bis vor Kurzem, entgegen aller geschichtlichen Belehrung und Miß für die von Tag zu Tag sich vollziehenden Thatsachen, geglaubt, daß in einem auf seine Heeresmacht gestützten und in ihr das Fundament der Existenz suchenden Staate zugleich Raum sei für den „Luxus“ freier Institutionen und ihres Ausbaues: in den letzten Monaten aber scheint selbst diese Partei von der Realität dessen, was sich ihren oratorischen Anstrengungen entgegenstellt, einige Einsicht zu bekommen, obwohl sie noch fern davon ist, das Nothwendige, Unabwendliche dieser Situation, die ja nur schmerzgerade Consequenz der europäischen Stellung des Staates ist, zu erkennen. Wie viel weniger, daß sie einsehe, diese sogenannte conservative Wendung sei eben nur ein Anfang, werde und müsse noch viel weiter gehen — unbekümmert wiederum um den Wechsel leitender Personen, die derselben Nothwendigkeit stets nur, wollend oder nicht, dienen müssen.

Aber ein Politiker war der Thäter auch nicht — ruft man uns entgegen — weit schlimmer: er war ein Socialist! Und nun erhebt sich

das wirrste Geschrei der Aufregung, der patriotischen, der sittlichen, der humanen. Gemach!

Der Thäter selbst hat das Seinige zu dieser Verwirrung seltsam beigetragen. Der socialdemokratischen Partei hatte er angehört, den Christlich-Socialen war er dann beigetreten, und daß er „Anarchist“ sei, das hat er drittens selber von sich ausgesagt. Die Auswahl war schwer, aber sie ist gut getroffen worden.

Mit dem „Anarchisten“ ist man am schnellsten fertig geworden. Der Anarchist, so demonstrierte Einer, ist gleichbedeutend dem Nihilisten, russisch Product. Mit Kaiser Wilhelm ginge dem Czaren der treueste Freund und Bundesgenosse, der „Retter“ in den Krisen der Gegenwart, verloren, es ist also die russische Revolutionspartei, die jenes Pistol geladen und gelenkt hat. Diese Erklärung, obwohl die einzige, die den schwachen Versuch machte, den Mordversuch doch in einigen Zusammenhang mit dem Opfer, das er sich erkoren, zu bringen, bot zu wenig Anlaß zu der „Moral“, die nun einmal dem Thäter an den Rockschopf gehängt werden sollte, und so ist sie unbeachtet vorübergegangen.

Desto frischer war man dabei, die Sozialdemokratie der intellectuellen Urheberschaft anzuschuldigen. Sogar der Umstand, daß der Thäter vor Kurzem öffentlich aus der socialdemokratischen Partei ausgestoßen worden, erschien dem ahnungsvollen Politiker eines Leipziger Blattes vielmehr als „seltsame Fügung“; vielleicht — so meinte sicherlich der Leipziger Seelenkenner — hatten die verhassten Anstifter durch diesen Schimpf dem über seine That noch Brütenden, den letzten Stoß in die Verzweiflung hinein geben wollen. Schade nur, daß der Märtyrer sich jetzt selber gegen die immerhin sympathische Rolle, die man ihm da aufdrängen möchte, so entschieden sträubt: er leugnet und läßt ja, wie ein Schulbube. — Aber auch auf diesem Boden ließ sich die Frucht, die man absolut ernten wollte, nicht ziehen. So griff man denn schnell zu dem dritten Motiv, zu der Einlaßkarte für die Christlich-Socialen. Das war's!

Gegen die Socialdemokraten thut der Staat wol ohnehin seine Pflicht. Polizei und Richter sind ja so ausreichend thätig gegen sie, daß es sogar neulich den kühnsten national-liberalen Blättern, bei Gelegenheit des Redacteur Dentler und der Umstände, die sein Sterben begleiteten, beigelommen ist die Correctheit des richterlichen Verfahrens leise anzuzweifeln. Nun, und im schlimmsten Falle wird der preussische Soldat schon seine Schuldigkeit thun. Aber übler, weit übler, ist man mit den Christlich-Socialen, den Staatsocialisten, dran, die dem Richter keine Handhabe zum Einschreiten geben, da sie ja die Treue zu Thron und Altar zur Grundlage ihres Programms machen, die aus den respectabelsten, ja privilegiertesten Klassen der Gesellschaft sich rekrutiren und deshalb auch nicht mit dem üblichen Vorwurf catülinarischer Existenz sich abfertigen lassen, die aber in ganz unverschämter Weise den bisher für unantastbar gehaltenen Satz, daß die heutige Gestalt der Erwerbs- und Eigenthumsverhältnisse solidarisch mit Kirche und Monarchie verbunden, ja das tiefste Fundament des Culturlebens sei, zu kritisiren und theoretisch zu zerbröckeln wagen. Obwol nun der Sammermensch von „Attentäter“ nicht einmal das letzte Hülfsmittel armer Sünder, die Gottseligkeit, bisher angewendet hat, obwol er erklärt, auch in seinen Hoffnungen auf

den Führer der Christlich- Socialen, der ihm habe Arbeit verschaffen sollen — Hoffnungen, die ihn überhaupt ja nur nach Berlin gelockt haben — getäuscht worden zu sein: trotz alledem! der Jude wird verbrannt, d. h. der Hofprediger Stöcker mit den Seinen wird angeblickt des abschreckenden Exempels, das der Mordversuch gegeben, ermahnt doch recht ernsthaft mit seinem Gewissen zu Rathe zu gehn — und der verehrlichen Bourgeoisie nicht ferner unbequem zu sein.

Denn das ist des Pudels Kern und des Lärmens eigentlicher Sinn. So unflug sind diese Blätter in der Hast ihrer Bedängstigung, daß sie selbst das Stild Hermelin das, nach Theob. Storm's Ausdruck doch „so gut wärmt“, diesmal fast bei Seite schieben und, indem sie von dem Mordanfälle auf den Kaiser zu sprechen anfangen, in ihren Betrachtungen stets mit den Beunruhigungen, welche die „Gesellschaft“ dabei erleide, aufhören. Darin sind sie allesammt gute, o sehr gute Socialisten!

Im Ernste lohnt es sich kaum, die Beschuldigung, als habe der Socialismus mit der That vom 11. Mai auch nur in entferntester Ausstrahlung etwas zu thun, zu widerlegen. Will man ihn freilich verantwortlich machen für allen Unfug und Unsinn, den ein mißverstandenes Wort seiner Lehren in einem wirren, denkungeübten Gehirn anstiftet, so begiame man nur damit, die Bibel zu verbrennen, an der zu Hunderten die „Armen im Geist“ zu Schwärmern, zu Narren, zu Verbrechern geworden sind. Wem sollte es lieber sein, als dem Socialisten selber, wenn seine Lehre sich jetzt bereits so klar, sicher und einfach darstellen ließe, daß es all des so langsam wirkenden Predigens und Agitirens nicht mehr bedürfte, daß Mißverständnis und Sectirerei nicht mehr entstehen, Fanatismus sich daran nicht mehr entzünden könnte! Aber man schuldice dann nicht ihn, sondern den Schutt an, den die jetzige Gesellschaftsordnung seit Jahrhunderten um ihre Wurzel angehäuft hat — und an diese Wurzel allerdings muß man kommen.

Keinem ja, als dem Socialisten, kann es ferner liegen, auf einzelne Personen Glück oder Unglück seines Strebens stellen zu wollen. Die Zustände und Einrichtungen, die er angreift und reformiren will, haben nicht von gestern auf heute sich gebildet, sie können nicht von heute zu morgen sich umbilden, das ist eine Aufgabe des Werdens, nicht des Vernehmens. Noch die letzte große politische Revolution konnte glauben und versuchen, durch die Hekatomben von Köpfen, welche sie opferte, ihre Ziele zu fördern: das Werk der socialen Wiedergeburt bedarf vielmehr der Köpfe, gesunder, klar denkender und thatlustiger, um der Welt den Kopf zurechtzusetzen. Das Philosophenwort von der Gleichheit dessen, was Menschenanlich trägt ist nicht bloß das Wort der Erhebung für die Armen und Elenden im Volke, es spricht zugleich Unantastbarkeit und Heiligkeit des Daseins Aller, vom Niedersten bis zum Höchsten, aus.

Könnte irgend etwas Vernünftiges, Sachgemäßes dabei herauskommen, den Einfall eines denksfähigen Menschen auf Grund und Anlaß hin zu zergliedern, so läge es weit näher, die Pfeile auf ihre Schützen zurückprallen zu sehn. Eine ganz persönliche Sache meinte der Mörder mit seinem Fürsten zu haben; er lebte durchaus noch in jener stark nach Osten zurückgewichenen Auffassung, die in Rußland den Selbstherrscher als „Väterchen“ begrüßt. Dort, in dieser patriarchalischen, stockconservativen Anschauung stecken die Wurzeln

der That, wie einst bei Tsched, bei Sefeloge. Aber wir verzichten großmüthig darauf, diese furchtbare Betrachtung weiter zu spinnen, um schließlich bei der Forderung des Ministerverantwortlichkeitsgesetzes anzukommen: vielleicht ist sie ein gesunder Korn für irgend ein nationalliberales Blatt, das doch nach gewohnter Weise wünschen muß, daß „etwas dabei heraussomme.“

Deuchletisch, wie in der Anschuldigung, sind diese Blätter nun auch in den Mahnungen und Warnungen, die sie in der Besprechung anfügen. Wir wollen keine Verschärfungen, sagen sie, der Press- und Vereinsgesetze; das sittliche Gebrechen muß seine sittlichen Heilmittel finden. Die „Gesellschaft, selber muß sich aufraffen und sich zusammenthun zur Abwehr der sie bedrohenden Schäden. „Mit großen Selbmitteln“ — wird recht bezeichnender Weise hinzugefügt. Für dieses Geld würden sich dann ja Zungen und Federn finden, welche das Werk der Reinigung und Bäh-tigung übernehmen. Denn so weit kennen diese Blätter ihre Patrone zu gut, als daß sie ihnen zumuthen sollten, für diese nöthige ideale Arbeit selber Hand oder Fuß, Herz oder Kopf in Bewegung zu setzen: das besorgen die zwei Zählfinger ja Alles weit bequemer. Und steht man nach einiger Zeit, daß diese Tagelöhnerarbeit, wie ganz natürlich, nichts hilft, so folgt unausbleiblich dann doch das Geschrei nach mehr Polizei, nach schärferen Gesetzen und Interpretationen. Hr. Bamberger ist vor einigen Monaten schon so ehrlich gewesen, auf die Beschränkung des allgemeinen Wahlrechtes als das zunächst Nothwendige hinzuweisen und holt Fürst Bismarck dann aus der Schublade — denn in den Papierkorb pflegt er seine Projecte nicht wandern zu lassen — seinen alten Gesetzentwurf auf Beschränkung auch der theoretischen Erörterungen hervor; bringt das Kriegsgesundheitsamt seine hygienischen Vorschläge gegen die gesundheitschädliche Anhäufung großer Volksmassen in geschlossenen Räumen neben den strassenpolizeilichen Anordnungen zur Sel-tung, welche ja neulich schon wiederholt mit Glüd gegen Berliner Volks-versammlungen in Scene gesetzt wurden: o, dann wird sich auch die sittliche Abneigung gegen solche mechanische Kur bei der liberalen Presse gelegt haben, die inzwischen die ihr wahrlich nicht unerwartete Erfahrung gemacht haben wird, daß idealen Schwung für materielle Interessen zu verlangen, zwar sich recht hübsch ausnimmt, aber für die Wirklichkeit ebenso sinnlos ist, wie der auf ein Rad gepfropfte Adlerflügel unserer Eisenbahnuniform.

Man braucht nicht zu alt zu sein, um sich des Attentates Sefeloge zu erinnern und der schroffen Reaction die darauf folgte. Das acute Attentat gegen einen Fürsten ward zum chronischen Attentat gegen ein entwicklungsbedürftiges Volk. Ein paar Jahre hat das vorgehalten, dann stieg der Fürst, als Mensch lebenswerth und tief bemitleidenswerth in seinen letzten Geschicken, vom Thron, und das Volk, mitsammt der „geretteten Gesellschaft“ begrüßte mit frohem Aufathmen die neue Ära. Unter solchem Auspicium hat Kaiser Wilhelms Regiment begonnen. —

Der Socialismus und das Landvolk.

Offener Brief an Herrn A. B.

von

Dr. H. Mühlberger.

(Schluß.)

Die „Anarchie“ der romanischen Arbeiter ist dem gerade entgegengesetzt: Ihre Voraussetzung ist die tatsächliche Besitzergreifung der Erde und sämtlicher Arbeitsinstrumente von Seiten des arbeitenden Volkes und auf diesem Boden die Errichtung positiver sozialer Organisationen auf Grundlage freier Vereinbarung freier Menschen, die eben weil sie sich frei zusammenschließen, jeder Obrigkeit, jedes sogenannten „Staates“ füglich entbehren können. Es ist jener Zustand, da es, wie der Babouvist Epivain Marrchal sagt, „weder Regierende noch Regierte mehr gibt“. Diese Anarchie also ist — die sociale Harmonie. Es handelt sich nun nicht darum, zu wissen, ob die romanischen Arbeiter mit dieser Formulierung ihrer Bestrebungen Recht haben oder nicht, denn, wenn sie auch tausendmal Unrecht haben, so hatten Sie nicht das Recht diese beiden Begriffe vor einem Leserkreis, der ihre verschiedene Bedeutung nicht genügend kennt, zusammenzuwerfen, um so weniger, als Sie persönlich jedenfalls wußten, daß diese französische Anarchie etwas anderes ist, als die gewöhnliche Anarchie, wenn Sie auch nicht wissen, was sie ist. Was speciell meine Behauptung betrifft, daß der deutsche Bauer ein verkappter Anarchist sei, so halte ich sie in vollem Umfang aufrecht. Ich beabsichtigte mit dieser Bezeichnung keineswegs, ihn mit den französischen Anarchisten gleich zu stellen, ich wollte nicht einmal eine Anspielung an dieselben machen. Was ich damit sagen wollte, ist einfach das, was mich ein langjähriger und meinem Beruf zu Folge sehr intimer Kenner mit dem Landvolk gelehrt hat, nemlich das, daß unsere Bauern in Süddeutschland sich im Ganzen verflucht wenig aus jeder Regierung machen.

Aber Sie sind nicht zufrieden, mir bloß meinen „anarchischen“ Irrthum nachgewiesen zu haben, Sie belehren mich auch und nehmen einen Anlauf mit der social-politische Denkweise unserer Bauern begreiflich zu machen. Dieser Anlauf ist zu lösslich, als daß ich mir versagen könnte näher darauf einzugehen. Der Arbeiter, heist es dort, haßt den Kapitalistenstaat, weil er ihn hindert, seinen Staat, den socialistischen Staat zu gründen; der Bauer ist ihm feind, weil er ihn seinen Staat, den patriarchalischen Staat, zerstört hat, weil er die Militär- und Staatsschuldenlast, das Freizügigkeitsgesetz, die Gewerbefreiheit, die Aufhebung der Buhergesetze und was damit zusammenhängt, gebracht hat und alles zusammengenommen, ihm die Arbeit und die Capitalien vertheuert, seine Steuern erhöhte und ihn an den Rand des Verderbens brachte.“ Ich sehe von den großen Ungenauigkeiten, ja Unrichtigkeiten dieser letzteren Bemerkungen ganz ab, indem ich z. B. aufs Bestimmteste versichern kann, daß unsere süddeutschen Bauern sehr, sehr weit davon entfernt sind, sich gegen Freizügigkeit und Gewerbefreiheit aufzulehnen. Ich sehe auch davon ab, daß Sie es unterlassen, darauf hinzuweisen, daß der Kapitalistenstaat oder die Entwicklung der industriellen Gesellschaft unseren Bauern seiner Zeit sehr erhebliche Vortheile gebracht hat, welche diese noch jetzt sehr wohl zu schätzen wissen. Was mich besonders interessiert, ist Ihre Behauptung, daß der Bauer den heutigen Staat hasse, weil er seinen d. h. den patriarchalischen Staat zerstört habe. Glauben Sie, wirklich alles Ernstes, daß der Bauer sich solchen sentimental-retrospectiven Umnäunlungen hingiebt? Glauben Sie wirklich, daß der Bauernstand ein collectives Bewußtsein des Zusammenhangs seiner Interessen mit einer ganz bestimmten und nun gar weit zurückgegründeten Staatsform habe? Ich wäre auf die Beweise außerordentlich begierig. Ich versichere Sie auf das Allerbestimmteste, daß an Alledem kein wahres Wort

ist, daß das vielmehr bloße willkürliche schematische Abstractionen sind. Es verhält sich vielmehr so, wie ich in meiner Arbeit ausführte. Der Bauer ist gegen jede Staatsform ungläubig, gleichgültig, indifferent. Sein politisches Bewußtsein ist bis zur Stupeur wie eine leere Wachsstatue, in welche die Regierung mit den ihr zu Gebote stehenden Nachtmitteln jeden beliebigen Eindruck machen kann. Er blickt nicht vorwärts, aber ebensowenig rückwärts, er blickt unter sich, auf seinen Boden. Lesen Sie drum noch einmal, aber mit unbefangenen Blick meine kleine Arbeit und Sie werden viel daraus lernen können.

Nach dieser merkwürdigen Einleitung in die Psychologie des Bauernstandes stellen Sie in gesperrter Schrift den Satz auf, daß der Bauer aus denselben Gründen dem modernen Staate Feind sei, wie der städtische Kunstmeister und daß Alles, was ich über die Antipathie des Bauern gegen Staat und Association sage, auch vom Kunstmeister und Kleinwerkbtreibenden gelte. Sie beabsichtigen, wie schon die gesperrte Schrift zeigt, mit diesem gewichtigen Wort offenbar einen Hauptcoup gegen mich zu führen. Offen gestanden, ich verstehe Sie nicht. Was ist damit bewiesen? Berührt das im Geringsten meine Ausführungen bezüglich der socialpolitischen Denkweise des Bauern? Keineswegs. Und es ist überdies nicht einmal richtig, wie meine kurz vorher erwähnten Bemerkungen beweisen.

Und nun gelangen wir zu des Pudels Kern. Der Kleinhandwerker und der Bauer, sagen Sie, gehören beide einer vergangenen, im Absterben begriffenen Gesellschaftsperiode an und daher sind sie conservativ, während der Proletarier als Produkt der modernen Zeit, ein Kind der industriellen Revolution, auch revolutionär gesinnt ist. Lassen wir den Kleinhandwerker bei Seite, halten wir uns an den Bauer. Auch ich selbst habe dieses Sprüchlein, so im „kommunistischen Manifest“ zu lesen, einmal geglaubt, auch mir war diese äußerst bequeme und handliche „Absterbetheorie“ einst sehr geläufig, aber ich bin glücklicher Weise nicht bei ihr stehen geblieben. Wichtigen wir zunächst das „kommunistische Manifest“, dieses wahre Opus einer sehr neuen Zeit, dem Sie und so viele andere mit Ihnen ihre ganze positive Wissenschaft, Ihre ganze „socialistische Staatsidee“ verdanken, mit wenigen Worten. Es ist der lebendige und charakteristische Ausdruck einer Zeit, die im Begriffe war, hinter das Gesetz ihrer eigenen Entwicklung zu kommen; der Fehler der diese Entwicklung bedrückt, ist kaum gelüftet, was ist natürlicher, als daß die Männer, welche mit dem ersten Blick auf das Geheimniß selber warfen, in dem schärfsten prononciertesten Element der neuen Gesellschaft, dem industriellen Proletariat, den alleinigen Schlüssel und das alleinige Wunderkraut für diesen ungeheuren Organismus der menschlichen Gesellschaft zu sehen glaubten? Was war natürlicher, als hier den Hebel anzusetzen, um die Welt aus den Angeln zu heben, da die tagtägliche Erfahrung bewies, daß die collective Kraft kein beweglicheres, handlicheres, kein rascher und kräftiger wirkendes Element aufzuweisen hatte? Aber die Erfahrung der letzten 30 Jahre hat sattfam bewiesen, daß der organische Kern der Gesellschaft eine viel zu breite Grundlage hat, um von bieren noch so kräftig geführten Stößen des Proletariats umgeworfen zu werden. Dieses „Manifest“ also und sein von Ihnen citirter Hauptsatz hat nur mehr historisches Interesse und kann für unsere heutigen Verhältnisse ebensowenig gelten, als das kommunistische Manifest des braven Baden. Wie! Ist der von der kapitalistischen Gesellschaft in seiner Existenz bedrohte und von Greßbetrieb und Hypothek an den Rand des Abgrunds gebrachte Bauer nicht auch „ein Produkt der modernen Zeit?“ Will er nicht gerade so gut, wie das industrielle Proletariat die Ketten abschütteln die ihn drücken? Will er nicht gerade so gut wie dieses zu freiem Besitz seines Arbeitsinstrumentes, der Erde gelangen? Und wenn er diesen seinen innersten Wünschen nur schüchtern Ausdruck verleiht, wenn er sie bisweilen in veraltete und überwundene Formeln kleidet oder noch Kleidet, ist darum sein innerster Wunsch weniger revolutionär, als der des Proletariats? Und,

wer trägt denn die Schuld, wenn der Bauer bis zur Stunde seine Wünsche nicht richtig zu formuliren vermag? Außer seinen natürlichen Existenzbedingungen ganz besonders auch die Führer des Socialismus. Diese schuldern, wie ich in meinem Aufsatze sagte, als reine Elbne des Proletariats, nur ihre eigenen Klagen und erwarten dann vom Bauer, er solle ohne Weiteres in ihr Klagelied mit einstimmen. Liegt es denn nicht auf der Hand, daß z. B. der Associationsgedanke, dem die Industriearbeiter durch die Natur der Dinge in die Arme getrieben werden, der sich bei diesen rasch und plötzlich verwirklichen läßt, dem Bauer nur schrittweise und allmählig zugänglich werden kann? Liegt es denn nicht auf der Hand, daß nichts verkehrter wäre, als den Bauern im Namen einer sog. „socialistischen Staatsidee“ zu einer plötzlichen Association zwingen zu wollen, die seinem ganzen Wesen fremd ist und naturgemäß einer allmählig fortschreitenden Entwicklung bedarf? Ist es nicht der pure Wahnsinn, wenn man ein Recht zu haben glaubt, 4 Millionen Bauern im Namen des Socialismus commandiren zu dürfen, ohne ihrem Wesen, ihrer Natur, ihren Gewohnheiten auch nur im geringsten Rechnung zu tragen. Glauben Sie, daß diese 4 Millionen erbaut sein werden, wenn Sie vor dieselben treten und sagen: „Gute Freunde, es thut mir Leid, Ihr seid aber wahrhaftig im Absterben begriffen und Ihr müßt das thun, was ich will, sonst kann Euch nimmer geholfen werden.“ Wissen Sie, was an dieser geradezu verkehrten Auffassung der Dinge schuld ist? Niemand anders als Ihre „socialistische Staatsidee“, die ich Kermeser immer noch nicht begriffen habe. Verstehen Sie jetzt, daß ich nicht bloß diese Idee, sondern auch den ganzen Wirrwarr, den sie in Ihrem Kopfe anrichtet, vollkommen gut verstehe? Und damit Ihrer ganzen Geschichtsklitterung der würdige Abschluß nicht fehle, schließen Sie: „Damit also (mit dem Absterben nemlich) ist weit klarer, als Herr Dr. Mühlberger mit seinen breiten Darlegungen vermochte, der sociale Antagonismus, die sociale Kluft zwischen Bauer und Proletarier resp. Socialist dargelegt.“ Klarer ist ihre Darlegung freilich, da Sie in diesem Antagonismus nur die Eine Seite, den Arbeiter sehen, die andere Seite aber, den Bauer nur als im Absterben begriffen, als bloßes Häufwerk, als Träge Materie in Rechnung nehmen, deren historischer Verus es ist, sich von Ihnen und ihrer Staatsidee willenlos flecten und formen zu lassen. Ihr Antagonismus beruht eben darauf, daß es gar kein wirklicher Antagonismus ist, in Betracht nemlich, daß Sie sich für den Arbeiter, die Bauern aber für den Reig halten, daß also auf der einen Seite dieses Widerstreits der Mensch, auf der andern aber der bloße Stoff, die bloße Materie ist und Sie wollen einen Antagonismus innerhalb der menschlichen Gesellschaft nachweisen. Erwägen Sie diese meine Worte über Ihre geistreiche Absterbetheorie, und wenn Sie zum Bewußtsein der ganzen Unseitigkeit Ihrer von dieser Theorie gezugten Staatsidee gekommen sind, so halten Sie still und denken Sie um sich. Dämmert es Ihnen jetzt, was für eine bodenlose Verwirrung derartige Theorien in den Köpfen der Menge anrichten müssen, deren hauptsächlichster Verus leider noch bis zu dieser Stunde, mag sie nun conservativ, liberal oder socialistisch gesinnt sein, der ist „gläubig“ zu sein? Sie persönlich nehmen, wenn ich recht vermute, eine hervorragende Stellung in der deutschen Arbeiterbewegung ein und haben sich unleugbare Verdienste um dieselbe erworben, aber messen Sie jetzt, mit Ihrer eigenen Unklarheit als Maßstab, den Ideen-Rieberschlag, der aus diesem Ihrem Kopfe auf die socialistische Agitation und den deutschen Socialismus überhaupt übertröpfeln muß. Sehen Sie denn nicht, was für herrliche Früchte dieser beschachtende Regen bereits aus der Erde hervorzaubert? Sehen Sie denn nicht, daß der deutsche Socialist seinen ehelichen Namen Social-Demokrat bereits in zwei Bedeutungen spaltet und mitten drinne steht, wie das edle Strauchier zwischen zwei Bündeln Heu? Und Angesichts solcher schreiender Mißverhältnisse, die Ihre Unklarheit mischafften half, wagen Sie es, mir confuse Ideen vorzusetzen und geben mir eine Fectien, deren Inhalt ich schon als zwanzigjähr-

riger Jüngling und besser als Sie selber wußte. Danken Sie mir vielmehr wenn ich, ein gewöhnlicher Soldat in den Reihen unserer Bewegung, der nie etwas anderes sein wird, den Versuch mache, die Grundlagen unserer revolutionären Anschauungen zu erweitern und zu vertiefen, mag dieser mein erster Schritt hierzu nun gelungen oder mißlungen sein.

Ich will nunmehr einen Punkt Ihrer Antwort berühren, in welchem Sie tatsächlich Recht haben. Sie verwenden S. 256 bis 258 dazu, um das Bild, welches ich von einem socialistischen Agitator unter den Bauern entworfen, in seiner Unrichtigkeit und Uebertriebenheit nachzuweisen. Nun will ich sehr gerne zugestehen, daß ich meine Farben etwas dick aufgetragen habe und den Herrn „Socialisten“ was seine Intelligenz betrifft, nicht eben im günstigsten Lichte erscheinen lasse. Ich will Ihnen sogar noch weiter zugeben, daß man unter gewissen Umständen sogar vor einer Bauernversammlung von Normal-Arbeitstag, Progressivsteuer und und dem gleichen Recht aller an Grund und Boden sprechen kann, in Anbetracht nemlich, daß man überhaupt jede vernünftige Frage vor jedem Publikum vernünftig behandeln kann. Allein das sind Nebensachen, in denen ich Ihnen mit Ihrer Kritik vollkommen freie Hand lasse. Meine Beweismittel, die ich für den Satz herbeischaffe, daß der Socialismus unsere Bauern nicht an ihrem innersten Interesse zu paßen wisse, basiren keineswegs auf dieser meiner Schilderung des „Socialisten“ und des „Regierungsbeamten“: sie basiren vielmehr auf den dieser Erzählung nachfolgenden Untersuchungen. Die Erzählung selber habe ich nur gewählt, um die ganze Frage in lebendiger und anschaulicher Form vor den Leser zu stellen, und wenn ich die Linien der Zeichnung etwas zu markirt gezogen habe, wenn ich das Bild etwas an die Caricatur streifen ließ, so ist das an sich durchaus kein Verbrechen, sondern vollkommen erlaubt, da der Leser weiß, daß er ein bloßes Bild, keine reelle Thatsache vor sich hat. Es steht also in seinem Belieben, die Züge zu mildern oder zu schärfen. Im Uebrigen aber ist die Aufgabe der Caricatur bekanntlich, bei aller Uebertriebenheit, ja Schroffheit der Zeichnung doch das Wesentliche der Person hervorzuheben, die hauptsächlichsten Züge zu markiren, mit der Zeichnung, sozusagen geistig, den Nagel auf den Kopf zu treffen. Ich überlasse anderen das Urtheil, ob ich dies fertig gebracht oder nicht. Jedenfalls aber zeugt es Ihrerseits nicht eben von feinem Verstande wenn Sie dieses mein Bild, meine willkürliche Fiction, zu einem Hauptgegenstand Ihrer Untersuchung machen und mir allerhand kleine Irrthümer darin nachweisen wollen. Ich gestehe Ihnen mit Vergnügen ein, daß ich überzeugt bin, wenn Sie vor eine Bauernversammlung träten, so würden Sie die Sache etwas geschickter angreifen, als mein unglücklicher, „einfältiger“ Socialist. Etwas principiell Sicherstellendes, den Individualismus des Bauern Schonendes werden Sie ihm ebensowenig zu bieten wissen, wie mein unglücklicher Schwärmer, daran hindert Sie ihre Brille, die „socialistische Staatsidee“, die Sie für außerordentlich scharf halten, die aber in Wahrheit tief schwarze Gläser hat, also nicht zur Aufhellung, sondern zur Verdunklung des Schfeldes dient.

Ich wäre eigentlich jetzt, nachdem ich dem Gedankengang Ihrer Antwort Schritt für Schritt gefolgt, fertig und könnte Abschied von Ihnen nehmen, aber leider kommt das gute Ende erst nach, so sehr nach, daß, wenn man dem Dinge wirklich auf den Grund geht, sogar Alles bisherige nur Nebensache gewesen ist, die Hauptsache vielmehr erst noch bevorsteht. Weil ich mir erlaube habe, in schlichter, sachlicher Form und sehr nabeliegender Zusammenhang ein Utat Proudhons anzuführen, und weil dieser Name auf Sie und alle Staatsidealisten einen geradezu erschreckenden Eindruck macht, so halten Sie es für Ihre Pflicht, dieser Ihrer Entrüstung in möglichst sachgemäßer Form Ausdruck zu geben. Diese Entrüstung ist psychologisch um so merkwürdiger, als sie vermutlich eine Entrüstung aus zweiter Hand ist, denn, so viel mir bekannt, werden die Werke des französischen Denkers von den deutschen Socialisten

gar nicht gelesen. Sie erzählen dem Leser — und der, welcher nicht hinter die Coulissen sieht, muß geradezu verblüfft sein, woher denn auf einmal dieser ganze Proudhon-Lärm kommt — was für ein fürchterlicher Mensch dieser Proudhon gewesen ist. Sie erzählen ihm all' die entsetzlichen Verbrechen, denen er sich schuldig gemacht hat und sogar die, welche er noch vollbracht hätte, wenn er noch länger gelebt haben würde. Sie wählen aus des todtten Proudhon Haupt eine Verantwortung, welche tausend Jahre Hessemer nicht sühnen können. Verehrter Herr! Wenn ich Ihnen absichtlich eine Falle gestellt hätte, Sie hätten nicht plumper und ungeschickter hineinfallen können. Zaudern, was haben denn die Verbrechen Proudhon's mit meiner Untersuchung „Der Socialismus und das Volkvolk“ zu thun? Ich citire einen Satz aus den 30 Bänden, welche dieser Mann etwa geschrieben hat und anstatt mich und diesen Satz zu widerlegen, schieben Sie mir und dem Leser auf einmal alle Schmutzblätter auf, welche dieser entsetzliche Mensch auf dem Gewissen hat. Könnte er denn nicht einmal trotz aller Entsetzlichkeit wenigstens in Einem kleinen Pünktchen Recht gehabt haben? Könnte dieses Pünktchen nicht zufällig dasjenige sein, welches ich selbst citirte? Haben Sie denn gar kein Gefühl dafür, welcher Inquisition Sie sich mit einer solchen Art des Vorgehens schuldig machen? Wenn ein Mensch zu Ihnen sagt: „Das und das ist so oder so“ und Sie ihm nun antworten: „Ja, Ungeheuer, Du hast gestohlen, gemordet, geschändet“, ist das eine Antwort auf seine Behauptung? Sie wissen doch: „brûlez ce n'est pas répondre?“ (Verbrennen ist nicht antworten.) Was nun Ihre Behauptung selber von der Entsetzlichkeit Proudhon's betrifft, so habe ich nichts dem entgegen zu setzen. Dieser große Denker, dieser edle und gute Mensch, dieser echte und wahre Freund des Volkes hat nicht nöthig, daß ich ihm hier ein Denkmal setze. Es giebt vielleicht keinen Mann in unserem Jahrhundert, der bei Lebzeiten so viel Schimpf, Haß und Schmähung hat über sich ergehen lassen müssen, wie er. Das ist von jeher das Recht derer gewesen, welche dem Volke die Wahrheit gepredigt haben. Er hat wohl auch manchmal geirrt in seinem heißen Kampfleben und manchen Gegner zermalmt, den er billiger hätte verschonen sollen. Aber, wenn die Natur die Gaden des Löwen verließen, dessen Schlag muß tiefer bringen, dessen Etkame muß gewaltiger tönen, als dem gemeinen Haufen lieb ist. Als Proudhon starb, küßte das Volk, daß sein bester Freund geschieden und alle Gegner senkten das Schwert, denn es war ein guter Mensch, den jetzt das Grab umschloß. Rein und unverfehrt ist er durch des Lebens Schmutz dahingefschritten; rein und unverfehrt wird sein Bild in der Nachwelt fortleben.

Diese Worte war ich dem Andenken eines Mannes schuldig, der im Befreiungskampfe der Menschheit einer der besten Streiter gewesen ist. Und nun komme ich wieder zu Ihnen und den kleinen Angelegenheiten, die uns Beide hier beschäftigen. Der Schlüssel zu Ihrem Vorgehen gegen mich liegt in folgenden Sätzen: „Wer hat, sagen Sie, seinen Einfluß benützt, die französischen Arbeiter von praktischer agitatorischer und politisch socialer Thätigkeit fern zu halten? Niemand anders als Proudhon, dessen unwirksame und confuse Lehren Herr Dr. Mühlberger setzt den deutschen Socialisten imputiren möchte, nachdem die französischen anfangen, sie in ihrer Richtigkeit zu erkennen“; und in Ihrem Schlusssatz: „Mag Herr Dr. Mühlberger mit seinem anarcho-socialistischen Credit- und Circulations-system sich uns deutlicher erklären. Die Antwort soll dann nicht fehlen.“ Diese Sätze enthalten zwei Beschuldigungen: Erstens werfen Sie mir vor „confuse“ Proudhon'sche Lehren den deutschen Socialisten „imputiren“ zu wollen. Zweitens überraschen Sie mich mit der Entdeckung, daß ich mittelst eines anarcho-socialistischen Credit- und Circulations-systems die Noth des Bauern lindern wolle. Ich will die häßliche Form und provocirende Redeweise unbestraft lassen, denn ich denke, Sie sind schon bisher zur Ueberzeugung gekommen, daß derartige Attituden mir gegenüber sehr äbel angebracht sind. Ich will mich bloß an die Sache halten. Also Sie

fürchten wirklich, ich wolle Proudhon'sche Lehren in Deutschland importiren, und weil Sie das fürchten, so stellen Sie sich mit gezücktem Schwert an die Thore Deutschlands, mir die Passage zu verwehren? Sie schleudern dem todtten Proudhon Ihre Banntücher über das Grab nach, ohne zu bedenken, daß diese Art Widerlegung im 19. Jahrhundert aus der Mode gekommen ist. Es nützt Sie also gar nichts, wenn Sie auch hundertmal beweisen, daß ich Proudhon'sche Lehren verkündige, Sie müssen beweisen, daß ich Unrecht habe; denn dieser Ihr Beweis ist doch, wie Sie jetzt wissen, höchst kläglich ausgefallen. Was im Uebrigen mein Verhältniß zu Proudhon betrifft, so will ich Ihnen ein für allemal einen Wein einschenken. Ich persönlich kenne weder Proudhon'sche, noch Marx'sche, noch Liebknecht'sche, noch Bebel'sche Lehren, d. h. keine von allen diesen Lehren sind mir an sich maßgebend. Ich bemühe mich, wie das Jeder, dem es mit einer Sache Ernst ist, thut, mir wissenschaftliche Lehren anzueignen, und diese Lehren suche ich überall da auf, wo ich sie zu finden hoffe. Ich glaube mich in dieser Beziehung von jedem Vorurtheil, von jeder Voreingenommenheit frei zu wissen und möchte Ihnen dasselbe wünschen. Wenn Sie selbst also z. B. einmal in die Lage kommen sollten, irgend eine wissenschaftliche und deshalb so ipso socialistische Lehre zu erweitern und zu vertiefen, so denken Sie an mich, machen Sie mir Mittheilung darüber. Ich werde Ihre Ansichten dann prüfen und falls ich dieselben für richtig halte, mir aneignen und Ihnen in hohem Grade dankbar sein. Und genau in diesem Verhältniß, in das ich mich zu Ihnen stellen würde, stehe ich schon heute zu Proudhon. Wenn Sie mir aber, wie Sie das in Ihrer Antwort thun, nichts zu bieten wissen, als was man seit 15 Jahren auf allen Gassen hören kann, so ist das für mich langweilig und für Sie nicht rühmlich. Da nun Proudhon in seiner umfangreichen literarischen Thätigkeit fast alle Gebiete der politischen und socialen Wissenschaften in den Bereich seiner Untersuchung gezogen hat und da er nach meiner Ueberzeugung über zahlreiche und sehr wichtige Punkte zuerst Licht verbreitet, sie zuerst wissenschaftlich vertieft und begründet hat, so wird es dann und wann, vielleicht oft sogar vorkommen, daß ich über irgend einen Punkt in ähnlichen oder gleichen Worten rede und schreibe. Mir daraus einen Vorwurf zu machen, ist oder wäre von Ihnen gerade so ingenu, als wenn Sie bei meiner Behauptung: „Die Erde drehe sich um die Sonne“ mit einem hehnischen: „Halt, das hat ja der Copernicus gesagt“ antworten würden. Aber das kann ich Sie versichern, daß ich weder Proudhon'sche Formeln nöthig habe, um mich in meiner Muttersprache klar auszudrücken, noch Proudhon'sche Gedanken, um meine geistige Unselbständigkeit zu verdecken. So ungern ich auf solch' persönliche Momente eingehe, so peinlich mir der bloße Gedanke ist, ich könnte den Ehem erwecken, als wolle ich meine Person in den Vordergrund stellen: bei der unedelicateu Form Ihres Angriffs blieb mir nichts anderes übrig.

Ihre zweite Beschuldigung gegen mich, ich beabsichtige den Bauern ein anarchistisch-socialistisches Credit- und Circulationsystem à la Proudhon anzupfehlen, ist vollständig aus der Luft gegriffen; Sie haben dafür nicht den geringsten Anhaltspunkt, und daß Sie diesen Satz als Schluß Ihrer Antwort hinstellen, charakterisirt Ihre ganze Arbeit. Zunächst ist es sehr unrecht von Ihnen, daß Sie in tendenziös-entstellender Weise meine Worte über den „Credit“ allein herausreißten und die drei andern Punkte, die ich andeutete, ganz unwähnt lassen. Dadurch wollen Sie den Anschein erregen, als hege ich die Ansicht, es sei überhaupt möglich, die heutige Gesellschaft durch eine Credit-organisation aus den Angeln zu heben. Ich will Sie bezüglich dieser Ihrer Art, zu raisonniren, einen Blick in die ganze Tiefe Ihrer Seele thun lassen. Da Sie der Ansicht sind, der Socialismus Proudhon's beruhe in der Organisation des Credits, weil derselbe einmal in einem bestimmten Zeitpunkt und unter bestimmten Verhältnissen eine sogenannte Kaufbank projectirt und durchzuführen versucht hat,

so schließen Sie daraus, daß ich, als erklärter „Proudhonist“ nothwendig auch an ein derartiges Project gedacht haben müsse. Sie beweisen damit bloß, daß Sie von Proudhon nicht das ABC wissen und daß Sie mich gar nicht verstanden haben. Hören Sie also und lernen Sie: Der Schwerpunkt meiner ganzen Arbeit liegt darin, die ökonomische Reformbewegung der Bauern und die ökonomische Reformbewegung der Arbeiter als gleichberechtigt neben einander zu stellen. Während Sie die Bauern ruhig „absterben“ und erst wieder zum Leben gelangen lassen, wenn sie ins Horn des Proletariats stehen würden, habe ich bewiesen, daß der moderne, vom Capital erstickte Bauer gerade so gut ein „Product der modernen Zeit“ ist, wie der vogelfreie Proletarier, daß er das gleiche Recht auf die Berücksichtigung seiner Wünsche, seiner Gewohnheiten, seiner bisherigen Lebensformen hat, daß diese sich nicht über das Knie abbrechen lassen, sondern daß es in der Natur der Dinge liege, daß mancherlei Veränderungen, die beim Arbeiter sich rasch und leicht durchführen lassen, beim Bauer naturgemäß langsamer und nur schrittweise von Statten gehen. Nun ist anerkanntermaßen die drückendste Fessel, unter welcher der Bauer leidet, die Hypothek, bekanntlich eine Form des Credits. Deshalb ist es nicht bloß naheliegend, sondern sogar nothwendig, dem Bauer begreiflich zu machen, daß die neue Gesellschaft in Sachen des Credits ganz andere, ja entgegengesetzte Wege einschlagen und jede Ausfugung unmöglich machen wird. Und dieses letztere wollte ich, wie ich selber sagte, „anduten“, genau so, wie ich die Besitzergreifung der Erde andeutete mit dem Wort „Autonomie der Gemeinde“. Warum warten Sie denn mit Ihren Angriffen, bis ich nicht mehr „andute“, sondern „entwicke“, was beiläufig bemerkt, bald an anderem Orte geschehen wird? Sie freilich, die Sie kraft Ihrer „socialistischen Staatsidee“ die Ansicht hegen, das Collectiv-Eigenthum und die Association des Landvolks lasse sich durch ein Regierungs-Decret von heute auf morgen ins Leben rufen, für Sie existiren alle diese Fragen nicht. Warum sich also mit solchen Kleinigkeiten befassen, wie die 4 Millionen Bauern, welche in unserem Vaterlande leben?

Ich habe mir sehr vorgenommen, Ihren an den Haaren herbeigezogenen Angriff auf Proudhon unerwidert zu lassen. Denn, wo sollte ich anfangen bei einem Manne, der nicht das ABC in Betreff dessen Wädigung kennt und im Uebrigen, was hat Proudhon überhaupt mit der ganzen Angelegenheit, mit der vorliegenden Frage selber zu thun? Ich habe mich deshalb darauf beschränkt, dem edlen Todten, der in Frankreichs Erde ruht, einen kurzen Gruß auch aus meinem Vaterlande zu senden. Ich werde auch sehr meinem Voratz nicht untreu. Aber Eines kann ich mir nicht versagen! Ich werde nemlich den Hauptpunkt, der Sie Ihr Todesurtheil über Proudhon sprechen läßt, nemlich die von letzterem bei den französischen Wahlen von 1863 und 1864 empfohlene sogenannte Abstention (wörtlich: Wahlenthaltung, eigentlich Protestirung bei der Wahl) besprechen, nicht um Proudhon's Vorschlag zu vertheidigen, sondern um an einem glänzenden Beispiel zu zeigen, wie „revolutionär“ Ihr Denken, wie himmelfürmend Ihr Standpunkt ist gegenüber dem harmlos-tractionär-leinbürgerlichen Aufschauungen meiner Benigleit. Sie sagen, offenbar um mich zu überraschen: Nach diesen Ausführungen (das Eüabenregister Proudhon's nemlich) wird es Herrn Dr. Mühlberger einleuchten, daß ich die Bedeutung jenes Wahlmanifestes von 1864, das er in dem Februarheft der „Neuen Gesellschaft“ als zur Vorgeschichte der Commune gehörig abdrucken ließ, mit ganz anderen Augen ansehe, wie er.“ Sie citiren aus diesem Proudhon'schen Manifest die Worte, wo er rath: „Durch Abgabe welcher Stimmzetteln an den großen Wahltagen zu protestiren“; „die Richtung stillschweigend hinzunehmen“; „weil der Eintritt in den gesetzgebenden Körper ein Widerspruch, ein Act der Heigheit sei.“ Nun, Sie sehen also dieses Wahlmanifest, überhaupt diese Art von Politik, mit ganz anderen Augen an, als ich! Glauben Sie mir, daß ich daran von

vornherein keinen Augenblick gezweifelt habe, selbst, wenn Sie es nicht ausdrücklich betont hätten. Wissen Sie aber, mit was für Augen Sie es ansehen? Mit den Augen der Freiheit, der Gleichheit, der über allem thronenden Wahrheit? Gott behüte, mit recht gefunden, fetten Bourgeois-Augen, mit behaglich ruhigem parlamentarischem Zwinkern, mit den Augen des echten, unversälzten Liberalismus. Ihr Urtheil stimmt daher mit dem Urtheil der damaligen liberalen und demokratischen Presse Frankreichs wortgetreu überein. Ihre Bourgeois-Augen blicken aber nicht einmal frei auf die Sache, sondern Sie haben überdies, wie bei Allem, Ihre staatsidealistische Brille auf. Wie gesagt, es fällt mir nicht im Traume ein, Proudhon rechtfertigen zu wollen, ich will nur diejenigen Gedanken ans Licht stellen, welche Ihrem Raisonnement zu Grunde liegen. Zum Ersten machen Sie sich einer kleinen Ungenauigkeit schuldig, wenn Sie unmittelbar nach den oben citirten Worten Proudhon's fortfahren: „Wenn den deutschen Socialisten Jemand die Enthaltensamkeit vom allgemeinen Stimmrecht predigte, so würden sie ihn anlachen, und wenn er wagte, das als echt „revolutionär“ zu bezeichnen, so würden sie ihn für unzurechnungsfähig erklären.“ Sie werfen denn also die Abgabe eines weißen Stimmzettels, also die Protestwahl, mit dem Gar-nicht-Abstimmen, der „Enthaltensamkeit“ vom Allgemeinen Stimmrecht zusammen. Zum zweiten documentiren Sie eben durch dieses Zusammenwerfen, daß Sie über die ganze Frage noch nicht einmal nachgedacht haben. Wählen heißt, eine politische Meinung, einen politischen Willen, ein politisches Interesse in der gesetzmäßigen Weise ausdrücken. Wenn nun mein politischer Wille der Art ist, daß ich beispielsweise mit irgend einer Regierung gar nichts zu schaffen haben will, daß ich in meinem Herzen wünsche, sie möge je eher, je lieber verschwinden und deshalb einen weißen Stimmzettel in die Urne lege, habe ich damit nicht meinen Willen gerade so gut ausgedrückt, habe ich darum weniger „gewählt“, als Jeder anderer? Habe ich nicht vielmehr diesem meinen Willen einen ganz correcten Ausdruck, eben im weißen Stimmzettel gegeben? Für Sie aber, verehrter Herr, liegt die Bedeutung des Wählens nicht im Wähler, nicht im Volk und seinem Willen, sondern in dem rein Nebensächlichen, ganz Untergeordneten des Wählens einer bestimmten Person. Diese Person, welche dann, obrigkeitlich gestempelt in die heilige Halle des Parlamentarismus eingeht, ist der Gegenstand Ihrer Ebnsucht bei Tag und bei Nacht, bei Regen und bei Sonnenschein. Das Volk hat genug gethan, wenn es alle paar Jahre einmal sein Stimmrecht ausübt, alles übrige wird dann von dieser heiligen Person, dem Gewählten besorgt: dann wird decretirt und commandirt und regulirt, daß es eine wahre Lust, ein wahres Vergnügen ist. Sehen Sie jetzt, welchen Epos Ihnen Ihre „socialistische Staatsidee“ wieder gespielt hat? Sehen Sie, daß Sie wahrhaftig unfähig sind, das Leben der menschlichen Gesellschaft ohne diese decretirende, commandirende, regulirende Abhängigkeit sich vorzustellen und daß Ihnen der schrecklichste der Schrecken ist, wenn das Volk selber bestimmt, beschließt, handelt. Wollen darf es wohl, aber nichts anderes, als daß irgend ein Anderer über ihm die Güte hat, seinen Willen auszuführen; handeln, thätig sein d. h. leben, frei sein darf es niemals. Sehen Sie jetzt, daß Sie und alle Staatsidealistin und wenn Sie morgen das ganze heilige römische Reich expropriren und unter die Proletarien vertheilen, daß Sie trotz alledem und alledem nichts anderes sind, als in der Rolle geistliche Parlamentarier, echte Liberale vom Wirbel bis zur Zeh! Verstehen Sie jetzt die merkwürdige, tiefinnere Gemeinschaft, welche Sie und alle Staatsidealistin mit dem heutigen Parlamentarismus, mit dem heutigen Staat, mit der heutigen Reaction verknüpft und welche — die Principien sind mächtiger als die Menschen — in Ihrer schwankenden Haltung anläßig der gegenwärtigen Fragen der Feuerversicherung, des Tabakmonopols, der Eisenbahnen einen scharf markirten Ausdruck findet? Wissen Sie jetzt, daß Ihre ganze „socialistische Staatsidee“, Ihre

ganze „Revolution.“ Ihr ganzer über und Kleinbürger erhabener Standpunkt in nichts anderem besteht, als darin, daß Sie dem Volke sagen: „Laßt einmal mich und meine Freunde an die Regierung kommen, dann sollt ihr eure blauen Wunder erleben.“ Aber Sie versprechen mich wohl noch nicht ganz! Ich weiß, daß das Festgeranntsein in dieser sog. „socialistischen Staatsidee“ jede lebendige, forschende Intelligenz im Bann hält und sich wie Blei auf das Gehirn lagert. Ich will einen ruhigeren, belebteren Ton anschlagen, vielleicht, daß ich auf diese Weise eher zum Ziele komme. Legen wir unserer Untersuchung beispielsweise die letzten Wahlen zum deutschen Reichstag zu Grunde. Für Ihre „socialistische Staatsidee“ liegt selbstverständlich der Hauptwerth dieser Wahlen darin, daß 12 socialdemokratische Vertreter gewählt wurden, gleichsam als Umbriss Ihres socialistischen „Staates“. Der Beweis hierfür liegt, selbst wenn Sie es nicht zugeben würden, unter anderem auch darin, daß man in neuester Zeit wieder versucht, für die Proportionalvertretung zu agitiren, weil man hofft, die Zahl der Vertreter dadurch erhöhen zu können. Man will, daß das Volk den Becher des Parlamentarismus bis zur Reize leere, so man bietet ihm diesen letzten abgekauften Rest parlamentarischen Gutes als belebendem, erfrischenden Trunk aus dem Weinberge der Freiheit. Für mich aber und jeden verständigen Menschen liegt der Schwerpunkt der letzten Reichstagswahlen darin, daß über eine halbe Million socialistische Stimmen abgegeben wurden. Ihr Dichten und Trachten liegt im Parlament und das Volk ist Ihnen nur Mittel zum Zweck, um Ihre parlamentarischen Eige zu vermehren weil Sie damit etwas für den Socialismus zu erreichen hoffen; meine Hoffnung liegt im Volk, dem gegenüber das ganze Parlament und alles, was daraneben ist, von untergeordneter Bedeutung ist. Ein Tugend socialistischer Abgeordneter in einer Körperschaft, wie der Reichstag, ist genau so viel, wie eine Null in einer algebraischen Gleichung. Wenn man diese Null auch mit 3 oder 6 oder 11 oder 20 multiplicirt, so gibt es eben immer wieder, wie schon Adam Riese wußte, eine Null. Aber eine halbe Million socialistischer Stimmen im Volke, das ist keine Null, das ist schon ein sehr ernsthaftes Etwas, das weder 12 noch 41 Abgeordnete nöthig hat, um sich Geltung zu verschaffen; ein Etwas, das an und für sich schon, als spontane Kundgebung des Volkes, als bewusste Willens- und Interessenrichtung einen socialpolitischen Factor darstellt, der gar nicht unterschätzt werden kann. Er wird auch nicht unterschätzt, vielmehr bewiesen tagtäglich neue Erfahrungen, daß er bereits von großem Einfluß auf die Richtung unserer gesamten Politik ist. Sehen Sie nun, daß die Dinge im Leben oft ihre zwei Seiten haben und daß es bisweilen gut ist, sich beide Seiten der Sache zugleich zu vergegenwärtigen? Sehen Sie, daß mit dieser einseitigen Betonung der Wichtigkeit parlamentarischer Vertreter im Volke der Sinn für Legalität künstlich genährt, es im Banne des Gehorsams erhalten, sein Auge, anstatt auf sich selbst und seinen Willen, vielmehr nach oben, auf seine Vertreter gerichtet wird? Glauben Sie, daß es für uns süddeutsche Socialisten nutzbringend und heilsam ist, wenn wir darauf warten lernen, bis man in Berlin oder Leipzig das Hülhorn socialistischen Segens ausgießt? Sie halten das Volk im parlamentarischen Glauben fest, während alle Interessen des Volkes auf das Zerbrechen des Parlamentarismus hinarbeiten, wenn das Volk selber sich auch noch nicht klar darüber ist. Sie rühmen sich dem Volke „Wissenschaft“ zu bieten und Sie beginnen damit, es sei wunderbar gut sich „vertreten zu lassen“, als wäre das Volk nicht, seit es Geschichte giebt, vertreten und deshalb vertreten gewesen. Erklären Sie nicht, ich beabsichtige keineswegs, dem Volke die „Enthaltensamkeit“ vom Allgemeinen Stimmrecht zu predigen, so wenig, als es Proudhon gethan hat den Sie ungerathener Weise dessen beschuldigen. Ich beabsichtige ebensowenig das im Proudhon'schen Wahlmanifest empfohlene Verhalten dem deutschen Volke anzupfehlen, denn was in Frankreich sehr gut und zweckmäßig ist, kann in

Deutschland sehr schlecht und nachtheilig sein. In allen diesen Fragen giebt es ja kein allgemein gültiges Verhalten, sondern dieses wird immer von Ort, Zeit und Umständen bestimmt. Allen Sie werden jetzt bezüglich des französischen Socialismus einsehen, wie übereilt es ist, über derartige Schritte zu urtheilen, wenn man, wie Sie weder Zeit noch Ort, weder Umstände noch Principien zu würdigen versteht, über all das mit einander vielmehr den schygrauen Widerschein einer tiefschwarzen „Staatsidee“ ausgießt.

Ich bin nun mit meiner Antwort zu Ende. Bedenken Sie, daß jedes bittere und strenge Wort, das meiner Feder entfloß, die gerechte Strafe für Ihr provocirendes und unüberlegtes Vorgehen war. Mit dieser Strafe halte ich Ihre Veründigung am Socialismus und Ihr Vergehen an mir für gesühnt und jeder Orül, jede Bitterkeit gegen Sie ist geschwunden. Deshalb reiche ich Ihnen aus der Ferne die Hand, weil ich weiß, daß Ihr Herz gut ist und für die Sache der Freiheit schlägt. Ich weiß auch, daß Sie, vielleicht nach einer kürzeren oder längeren Krise, den Pfad, der zu ihr führt, besser zu finden wissen werden, als heute, wo Ihr Auge noch geblendet, Ihr Eehritis durch überlieferte Vorurtheile eingeengt ist. Sie geben selbst das Mittel an, das Sie heilen kann und wird: „An Stelle der revolutionären und anarchitischen Ubrase, sagen Sie, und des sectirerischen Schulstreits, muß der Socialismus als Wissenschaft treten.“ Um dieses Wortes willen, des einzig Richtigen in Ihrer ganzen Arbeit, drücke ich Ihnen nochmals die Hand. Sie haben Recht, ungeheuer Recht! Nur begehen Sie den Fehler, nicht zuvor den Kallen aus Ihrem Auge zu ziehen, ehe Sie den Splitter aus Ihres Bruders Auge ziehen. Denn bedenken Sie, eine Wissenschaft, die bei dem, was sie ergründen, erschöpfen, prüfen und bestimmen soll, damit beginnt, es „absterben“ zu lassen, ist keine Wissenschaft. Sie gleicht dem Uhemiker, der als er eine Analyse machen sollte, das Gemisch zum Fenster hinaus warf und sagte: „Was soll ich mit dem Plunder da?“ Und die Frage war doch eben, was dieser Plunder enthalte, ob er nicht vielleicht etle Elemente in sich birge. Und darum gebe ich Ihnen einen guten Rath. Mauchen Sie Niemand! Weder Babeuf noch Fourier, weder Saint Simon noch Louis Blanc, weder Proudhon noch Carl Marx. Lernen Sie und prüfen Sie! Dann, aber auch dann nur bringen Sie es fertig, aus einem dogmatischen Kopfe, der Sie heute sind, ein wissenschaftlicher Kopf zu werden. Soll ich Ihnen sagen, was der innerste Grund Ihrer ganzen eigenen widerspruchsvollen Unklarheit ist, die Sie in zehn Fällen neunmal irren läßt, wenn Sie an die wirklichen praktischen Fragen herantreten? Sie wollen ein Parteimann und ein wissenschaftlicher Mann in Einer Person sein! Die Folge davon ist, daß Sie sich in beiden Rollen die entgeglichen Blößen geben. Die Partei ist immer und ewig eine Fiction des Glaubens, die Wissenschaft eine Sache des Denkens. Ihre Aufgabe ist, das Volk zur Wahrheit, zur Wissenschaft, zur Revolution zu erziehen und Sie beginnen damit, eine Partei aus ihm machen zu wollen, während alles Glend der Welt davon herrührt, daß sich Parteien für das Volk ausgegeben und darnach gehandelt haben. Und wenn Ihnen Ihre Lehrmeister hundertmal zurufen „der Proletarier ist das Volk“, glauben Sie es ihnen nicht, er ist nur ein Theil des Volkes. Deshalb soll er anstatt dem Bauern befehlen zu wollen, dessen Willen ergründen und seine Wünsche hören. Sie sind so berechtigt, wie seine eigenen und insbesondere sie wiegen ungeheuer schwer im Staate. Wenn Sie also wünschen, daß der von Ihnen angeachte Streut für unsere Sache von wirklichem Nutzen sein und nicht bloß, wie aller Parteihader, alle Zünkereien, bloß verwirrend auf das Volk wirken soll, so legen Sie alle ihre üblen Parteigezogenheiten ab. Wittern Sie keinen Proudhonismus, keinen Anarchismus; halten Sie sich überzeugt, daß es mir um nichts anderes, als um die Wahrheit und um die Wissenschaft zu thun ist. Dann, wenn Sie sich auf den Standpunkt natürlicher Voraussetzungslosigkeit stellen, ist Aussicht vorhanden, daß das Phantom Ihrer „socialistischen Staatsidee“ allmählig in Nebel zerflut

materiellen und geistigen Kräfte jener ungeheuren Mehrheit, die sich Ordonnanzpartei, auch kurzweg „Gesellschaft“ nennt, in einen Kampf mit jenem Gegner nicht eintreten will oder kann. Es bleibt denn freilich nur übrig, dem Staate Ausnahmebefugnisse zu verleihen und über das Mehr oder Winder derselben wird sich nach unsrer Meinung, eine Verständigung schon erreichen lassen. Wenn nicht heute, so morgen.

Da fällt uns eben zufällig die Boissische Zeitung in die Hand. Der schreibt ihr Londoner Correspondent, ein Mann, der mit England eine langjährige Bekanntschaft hat, vom 19. d.:

In dem Meeting erwähnlicher Vertreter (delegates) der industriellen Arbeitervereine, welche vor kurzem drei Wochen in der hiesigen Memorial Hall gehalten wurde und Mr. Gladstone (auf dem Wege nach dem Unterhause) vorliegend bot, eine seiner großen Reden über die orientalische Frage zu halten, erklärte einer der Delegirten (sein Name blieb auch in dem Meetingbericht ungenannt), „dass, wenn die Regierung eine Armee ausführen würde, um für die Türken und einwohige mit diesen in Verbindung gebrachte Interessen Krieg zu führen, sie eine zweite Armee ausführen müsse, um den industriellen Norden Englands in Ordnung zu halten.“ Aus der Versammlung der Abgeordneten erschallten ungeduldige Co' Os! — aber der Mann hatte, wie die Erfahrung beweist, Recht und sannte die Stimmung in den Fabriksdistrikten besser, als seine langweiligen Kollegen. Heute ist seine Prophezeiung erfüllt, und noch ehe das Lordcabinet im Lande war, ihr erwid, nunmehr von der Königin imputiertes Armeecorps auf den orientalischen Kriegsschauplatz zu befördern, haben die riots der streikenden Arbeiter in Lancashire so formidable Verhältnisse angenommen, daß das zweite, oft für die orientalischen Kriegsdemonstrationen angebotene zweite Armeecorps, baldmöglichst her zu, aufgerufen werden muß, um die Reime eines sozialen Bürgerkrieges mit Kollaterale zu erstämpfen und mit Arriere zu verhindern. In beiden Parlamentshäusern kamen gestern und vorgestern die riots von Lancashire zur Sprache und die Regierung versicherte, daß sie Alles aufbieten werde, um die gefährliche Ordnung wieder herzustellen. Es dringt sich die Sache sehr leicht machen, wenn man sich wie Lord Shaftesbury der bequemen Illusion hingibt, daß es Ragnadenden, roughs, Schindeln seien, welche da seit dem Ausbruch dieser Woche in Blackburn, Burnley, Preston, Colne, Chorley, Accrington u. s. w. umherziehen. Reuher einweisen, Fabriken niederbrennen, Privatbesitzer zerstören, Leben und Eigentum bedrohen, Schrecken über das ganze britische Lancashire verbreiten. Roughs giebt es ja natürlich allenthalben, wo sich Macht auf Unbedulstigen stützt, namentlich in beschriebenen Städten und Fabriksdistrikten, in denen sich immer ein starker Pöbeltag bündel. Aber die Tumultuanten in Lancashire sind in der nun seit Jahren andauernden industriellen Krisis verwilderte Arbeiter, deren Verwilderung um so auffälliger und gefährlicher ist, da sie in einem scharfen Widerspruch mit dem Charakter der in England und Schottland verkommenen Baumwollarbeiter steht und der bisherigen Erfahrung Hohn spricht. In Lancashire Arbeiter sind ein schundhafter, verführerischer Dienstverpflichteter, der im Kampfe um das Leben so sehr entartet ist, daß er mit seinen Herren und Meistern als Vagabundengesellschaft verloren zu haben scheint, gerade noch stark genug, um eine Spinne zu brechen und ein Leinwand zu handhaben. Wenn diese Schurken, milden, an das Leben und Überleben gewöhnten Menschen sich zur Verwerfung und zur Gewaltthätigkeit verwildern lassen, so muß die industrielle Krisis mit ihrem Gefolge von Hunger und Verbrechen zu einer schrecklichen Feste gediehen sein.

Die Vorgänge in Lancashire sind die dunkle Seite der orientalischen Frage und der ganzen Lage. Wie ist, wenn auch nicht in erster, so doch in zweiter Linie für die riots verantwortlich. Handel und Gewerbe, die hier schon in 1873 erschritten und zu Boden sanken, haben sich während der beispiellos langen Dauer der Krisis nie wieder zu erheben vermocht. Zu Beginn des vorigen Jahres gielten sich zuerst erhebliche Symptome der Besserung, die jedoch vor der orientalischen Frage und vor der Verschärfung der politischen Welt nicht bestehen konnten. Cobden, Arden und Russell etwas Veto zu Ägypten begannen, so wurden sie durch neue Kriegsedictungen, durch bevorstehende Demonstrationen eingekerkert. Dieses böse Spiel hat nun schon zwei Jahre lang gedauert und noch immer ist sein Ende abgesehen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die

Arbeit demoralisirt wurde und daß die große Masse der englischen Arbeiter in der Regierung und ihren Kriegs-Demonstrationen die Quelle des Elends sieht. Der äußere Grund des Strikes und der Kampf mit den Arbeitgebern um die Lohnherabsetzung von 10 Procent sind von nebensächlicher Bedeutung. Strikes, vernünftige und unvernünftige, sind über das ganze Land verbreitet. Viel größeres Gewicht legen wir auf die grauenhafte Demoralisation, welche bei den riots in Lancashire zu Tage tritt und für welche die unaufrichtigen und gerade deshalb so verderblichen Kriegsdemonstrationen der Lordregierung die Verantwortlichkeit tragen. Seit gestern verhalten sich die Tumultuanten ziemlich ruhig; aber nach der einmüthigen Versicherung aller Berichterstatter, ist es nur die Müllatrmacht, welche neue Ausbrüche verhindert. Nur eine Fabrik in Haslington mit 30.000 Spindeln und über 100 Webstühlen wurden gestern niedergebrannt. Nur eine! Wie lange wird diese Enthaltensamkeit noch dauern? Die bisherigen Führer der Gewerksvereine haben offenbar ihren Einfluß auf die entfesselte Masse verloren.

Uns will scheinen, als stände da zwischen den Zeilen auch Einiges für uns zu lesen. Ein vorher prophezeiter, mit Raub und Brand einhererschreitender, über einen ganzen Landstrich sich ausdehnender Arbeiter-aufstand: das ist doch ein wahrlich nicht kleineres Zeichen ungesunder Zustände im Lande, als der Revolverschuß des Leipziger Klempnergesellen am 11. Mai. Und doch sucht der seltsame Raub von Correspondent da woher nach einer Verschwörung, er spricht sogar ganz beiläufig, als verstände sich das unter vernünftigen Leuten von selbst, die Gewerksvereine von jedem Verdacht frei, als hätten sie damit etwas zu thun, die Schuld aber wirft er äußerst ungenirt und ohne Schranken auf — die Regierung selber!

Das läuft doch gar sehr auf ein „Untergraben der sittlichen Ordnung“ hinaus und der deutsche Reichstag wird sich hüten solchen Spuren zu folgen. Von der auswärtigen Politik, welche der Engländer anshuldigt, pflegt man in der Leipzigerstraße überhaupt nur zu reden, wenn bestellte Arbeit vorliegt, und ist auch nicht alle Welt darüber einig, daß die Erhaltung des Friedens für ein Land auch dann als höchstes Glück zu preisen sei, wenn dadurch die Kriegs- und Rüstungszustände ringsum in der Schwebe erhalten werden, so mag doch in dieser „ehrlichen Machelei“ zugleich die Absicht liegen, mächtige und lästige Freunde zu schwächen, und an solche Geheimnisse höherer Diplomatie rührt kein Parlament. Aber die innere Politik! Wenn nur ein dreister Mann im Reichstage aufstände und daran erinnerte, — o, diese kleinen Mysterien sind keineswegs mit Hrn. v. Schweizer ins Grab gegangen! — von welchen Seiten her einst die Socialdemokratie, zumal in Berlin, nachsichtig behandelt, ihr Kampf gegen die Fortschrittspartei gern gesehen worden ist; wenn er darauf hinwiese, wie ruhig man den Excessen des Verkehrs- und Handelsfiebers in den Jahren nach dem Kriege zugehört hat, ja wie heute noch alle Thore für eine etwaige Erneuerung dieses Schauspiels offen stehen, wie heute noch man sich bei dem Resultate der Lasker'schen Untersuchungskommission, die Actiengesetzgebung bedürfte doch wohl einiger Verbesserung, beruhigt hat; wie die Handels- und Verkehrspolitik der Regierung seit Delbrück's Abgange zwar mit der Manchesterlehre gebrochen zu haben scheint, aber eine bestimmt erkennbare neue Richtung nicht eingeschlagen hat; wie daher zum großen Theile jene Störungen in der Großindustrie herrühren, deren nothwendige Rückwirkungen Verminderung und Stillstand der Arbeit, Noth und Unzufriedenheit der Arbeiter ist; — ja, wenn Einer im Reichstage also begänne,

wie einstimmig (immer die paar Socialdemokraten ausgenommen) würde man finden, daß er nicht „bei der Sache“ sei.

Eine solche Unschicklichkeit ist nun auch, wenigstens von Seiten der Majoritätsparteien, nicht zu erwarten, sie werden zwar die Last der Anschuldigungen, aus denen die Gesetzesvorlage erwachsen ist, auf den Schultern liegen lassen, auf die man sie gelegt hat, auf den Schultern der Arbeiterbevölkerung, aber sie wollen, ja! sie wollen dennoch gegen das Gesetz stimmen. Nun, dann, wie schon gesagt: Wenn nicht heute, so morgen! Liegt dem Fürsten Bismarck daran, beim Ablaufe des Septennates einen gefügigeren Reichstag, als den heutigen, vor sich zu haben, so wird ja keine bessere Gelegenheit und Stimmung für Neuwahlen sich finden, als die gegenwärtige. Und dann, daß kann sie sicher sein, fliegt die heutige Majorität so auf, wie es nur den Altliberalen in den fünfziger Jahren, der Fortschrittspartei nach 1866 geschehen ist, dann hat es mit der Existenz oder doch der Thätigkeiten politischer Parteien in Deutschland vorläufig überhaupt ein Ende.

Es folgen die Interessenverbrüderungen und diese müssen, wollen sie Dauerndes im Staate erreichen, als sociale Parteien sich construiren. Dann beginnt die Entwicklung, wie einst in den politischen Parteien. Wie Adel und Geistlichkeit mit dem Bürgerthum theilen mußten und allen Dreien nun in wachsender Zuversicht des Sieges die Sache des Volkes, die Demokratie gegenübertritt, so wird aus der Reibung zwischen Agrariern, Christlichsocialen, Schutzöllnern und wie sonst die Privilegirten sich noch sonderu mögen, naturnothwendig jenes Allgemeine, Höhere hervorgehen, in dem sich die Gegensätze lösen oder vor dem sie ohnmächtig werden: die Demokratie auf socialem Gebiete, die Socialdemokratie.

Das ist die List der Idee in der Geschichte sagt der Philosoph. Das ist die Natur des Wassers, dem morschen Fahrzeug gegenüber, das auf ihm schwimmen will, sagt der hausbackne Verstand. Je heftiger ihr die eine Luke verkeilt, desto stärker klaffen die andern. Nur schade, daß jedes Ding seine Weile haben will.

Probleme der Ausflucht.

Es gibt eine Art von Steigerung der Probleme, welche höchst idealistischen Ursprungs sein kann, von ideal gestimmten Gemüthern auch wirklich im humanitären Sinne aufgefaßt und zum Gegenstande des Nachdenkens gemacht wird, die aber dennoch von unbewußter Sophistik getragen und von bewußter Sophistik gehätschelt wird.

Beispiele werden diese These am besten erläutern und so zum vollen Verständniß bringen. Man nehme die kosmogonische Hypothese, die den Name Kant-Laplace trägt: Welten entstehen aus einem glühenden Urnebel, der sich durch Rotation ballt; kleinere Ballen werden von größeren abgeschleudert, die zwar centripetal mit einander verbunden bleiben, aber durch Centrifugalität gesonderte Existenzen bilden. Die abgeschleuderten Ballen kühlen sich im kalten Weltraum allmählig ab, die Gasform auf ihrer Oberfläche wird im Laufe unendlicher Zeit tropfbar

flüssig und fest: das anorganische Leben hat begonnen, das organische kommt zuletzt. Aus dem Organischen entwickelt sich die lange Reihe von Arten, welche mit dem Menschen, auf unserer Erde wenigstens, schließt. Mit dem Menschen fängt die Geschichte an, der psychophysische Entwicklungsgang unseres Geschlechts. Dieser Entwicklungsgang wird unter Aufwendung eines enormen Detailstudiums immer gründlicher erforscht und dargestellt. Am Ende dieses Studiums drängt sich von selbst die Frage auf: welche Stappen wird das Menschengeschlecht voraussichtlich zunächst beschreiten, was wird die Zukunft der vorgeschrittenen Rasse sein?

Nichts ist logischer als dieser Fortgang der Untersuchung vom Urnebel bis zur wahrscheinlichen Zukunft der *Species homo*. Nun aber kommt ein „Kulturhistoriker“ heran, der den Urnebel in die Bestimmung des Menschen mengt, der das historische Problem wieder ins Kosmologische eintaucht und etwa so räsonniert: Die Entstehung und Ausbildung der einzelnen Weltsysteme und auch der kleineren Welten in diesen Systemen muß aus physikalischen Gründen einmal rückläufig werden; dem höchst entwickelten Leben folgt ein minder entwickeltes durch die Abnahme der Wärme. Selbst die Sonne, unser Centralfeuer, verbunkelt allmählich ihre Gluthitze; die erkalteten Trabanten stürzen auf die Planeten, die gefrierenden Planeten in die Sonne; endlich wird der kosmische Urnebel hergestellt und Alles ist als ob es nicht gewesen wäre. Das mag noch 20 Millionen Jahre Zeit haben, aber kommen wird der Tag, weil er kommen muß: wozu ist dann das Menschengeschlecht, seine ganze Geschichte, unser aller Sorgen und Mühen gewesen? Ja wozu?

Hier ist ein Problem, nämlich das von der möglichen oder wahrscheinlichen Entwicklung des Menschengeschlechts, künstlich gesteigert und übersteigert worden. Die Frage, auf welche eine Antwort erwartet wurde, ist durch ungebührliche und unerlaubte Verallgemeinerung scheinbar genial, in Wirklichkeit sophistisch umgangen worden. Wir standen beim Menschengeschlecht und seiner historischen Entwicklung; man wirft uns aus dieser bestimmten Sphäre ins nebelhafte Unendliche hinaus, dahin wo alles Fragen in dem beabsichtigten Sinne aufhört. Diese defultorische, völlig abspringende Antwort weicht der Frage aus und bekennet dadurch daß sie eigentlich nichts zu sagen weiß.

Ein Kranker windet sich auf seinem Schmerzenslager, er schreit um Hülfe, wenigstens um Binderung seiner Qual. Der Arzt erscheint, untersucht den Patienten, combinirt sämtliche Symptome, zieht das Gesicht in nachdenkliche Falten; die Augen des Kranken wie der Angehörigen habt sich auf ihn gerichtet. Endlich löst sich das Siegel seiner Zunge und hervor quellen die geflügelten Worte:

Der große Kaiser, tobt und Sehm geworden,
Verstopft ein Loch wohl vor dem rauhen Norden.“

Was soll der Patient, was sollen die bekümmerten Angehörigen mit dieser Weisheit anfangen? Sie hatten sich an einen Arzt gewandt und fanden einen nihilistischen Philosophen. Das Geringsste was man sagen kann, ist: der Mann gehört überall anderswohin, nur nicht ans Krankenbett.

Oder: ein ehrenhafter Charakter steht vor einem peinigenden Konflikt der Pflichten; wie er sich auch drehe und wende, sobald er handelt,

verleht er irgend ein ihm theures Interesse. Er prüft die Folgen dieser und jener Handlung, er prüft sich selbst auf den letzten Rest von Egoismus, er verzichtet auf jedes persönliche Interesse; aber er „sieht nicht durch“, wie die Engländer sagen. Zuletzt wendet er sich an einen intimen Freund, vor dem er nie ein Geheimniß hatte; diesen weicht er in alle Einzelheiten des Konflikts ein und bittet um seinen Rath, den er getreulich als den Befehl seines andern Ich vollziehen wird. Der Freund nimmt sich die Sache zu Herzen oder vielmehr zu Kopfe, bittet sich Bedenkzeit aus, um der Sache völlig Meister zu werden. An einem schönen Morgen erlöst er den Freund mit dem Orakel: Die natürliche Moral ist längst gefunden, sie ist schon ein Erbstück aus dem Thierreiche, sie faßt sich in dem einfachen Satze zusammen: „Was du nicht willst daß dir geschieht, das thu' auch keinem Andern nicht.“ Damit ist der Konflikt der Pflichten gelöst, wie die Schmerzen des Kranken durch den Lehm Cäsars gestillt wurden.

Die neueste Erkenntnistheorie macht bekanntlich einen nicht leicht zu fassenden Unterschied zwischen „Unbegrenzt“ und „Unendlich“. Irren wir uns nicht, so kommt dieser Unterschied so ziemlich auf Hegels „wahre“ und „schlechte Unendlichkeit“ hinaus, obwohl Hegel's Distinktion lediglich logisch gemeint war. Vielleicht wird obiger kosmologischer Salto mortale durch diese Unterscheidung dem Leser zugänglicher. Die Menschheit ist ein konkreter Gegenstand, ihre Entwicklung und Dauer für uns „unbegrenzt“, unendlich im guten Sinne, als in sich zurückkehrender Kreislauf, aber nicht „schlecht unendlich“, ins Rebelhafte sich verlierend. Ueber diese „Unbegrenztheit“ nachzusinnen, die Regel dieses Kreislaufs zu erspähen, ist menschliches Recht und menschliche Vernunftspflicht. Für den Menschen aber, der über den Menschen nachdenkt, ist die Kosmogonie mit ihren „unendlichen“ Zeiträumen, mit ihren unsagbaren Zahlen eine „schlechte Unendlichkeit“, während sie für den Kosmologen zur konkreten „Unbegrenztheit“ wird. Für den Kosmologen bilden wiederum die bloßgeahnten, supponirten Welten, die am Rande alles Erforschbaren erst beginnen sollen, eine „schlechte Unendlichkeit“, weil weder er noch seine sämtlichen Apparate und Rechnungsmethoden das Geringste mit dieser schalen und blöden Unendlichkeit anzufangen wissen. Gerade so denn, wie sich der Anthropologe im weitesten Sinne des Wortes zum Kosmologen verhält, verhält sich der Kosmologe zum unendlichen Himmelsträumer.

Berwaise Einer auf einen geahnten Stern, der sich trillionenmal Quadrillionen Sonnenweiten vom letzten aller herausgerechneten Sterne befinden soll und verlange er vom Astronomen die Bestimmung der Parallaxe des geträumten Sterns: der Astronom wird lachen. Nicht minder erheiternd muß es auf logische Köpfe wirken, wenn Jemand in die anthropologische Forschung die „schlechte Unendlichkeit“ von 20 Millionen Jahren hineinwirft. Das Aufhören der „Unbegrenztheit“ und das Anfangen der „Unendlichkeit“ ist nämlich, wie sich bei einigem Nachdenken von selbst versteht, relativ; es hängt vom eingenommenen Standorte und der vorliegenden Materie ab. Die Erfindung der Spektralanalyse ist sicherlich eine der großartigsten aller Jahrhunderte, der Bereich der Spektralanalyse „unbegrenzt“ — wird sie doch bereits auf die Mineralwässer angewendet! — Nun soll Einer zu Kirchhof oder Bunsen im Augenblicke der ersten glücklichen Probe gesagt haben: „Das Spektrum

von hundert Jahre eine „schlechte Unendlichkeit“, wie beim wenigsten-
geschlecht die 20 Millionen Jahre, im Himmelstraume die billionenmal
Quadrillionen Sonnenweiten. Sage zur Eintagsfliege: was bist du
morgen oder übermorgen um diese Zeit, und wozu bist du dann ge-
wesen? Sie wird dir nicht antworten, aber jeder Flügelschlag der Ephe-
mera wird dir sagen: „schlechte Unendlichkeit!“

Wie im Eingange bemerkt, die falschen Steigerungen der Probleme
brauchen nicht immer auf bewußter Sophistik zu beruhen; jedenfalls aber
sind sie Erzeugnisse schwachen Denkens, einer Logik auf dem Kranken-
oder Faubette, daher auch selbst so bequem, daß jedes Welträtsel im
Nu durch sie gelöst werden kann. Wenn diese Steigerung und Ver-
derbniß der Probleme zu grassiren beginnt, so ist das ein sicheres Zeichen
von der Erschlaffung der Denkraft, deren Abgang am bequemsten durch
blendenden Detailram verdeckt wird. Auch gefällt sich regelmäßig ein
Hunkern mit massenhaftem Material zu dieser logischen Phibisis, ein
Brachern und Bohern auf scheinbare Gelehrsamkeit, welche die tiefen
Gruben auf dem Terrain der Vernunft wie mit Reisig überbrückt.

Nicht nur aber sind die Rodomontaden mit schlechten Unendlichkeiten
ein sicheres Zeichen logischen Verfalles, sie wirken auch fortzeugend zur
Beschleunigung der Decadenz. Das Publikum, welches bis zu seinem
vierzigsten Jahre gar nicht aus der Fortbildungsschule anstrengender und
kräftigender Lektüre entlassen werden sollte, findet durch solche Sophisterei
„der Weisheit letzten Schluß“ so nahe gelegt, daß es ihm gar nicht
einfällt, darüber hinaus zu sehen und noch jenseits des Grenzsteins einen
Gedanken zu vermuthen. Das Publikum wird sophistisch und sophistizirt;
nicht nur in theoretischen Dingen, sondern auch in der Praxis des täglichen
Lebens wird es mit Allem rasch fertig, hat für und auf alles eine abschnei-
dende Antwort, weil sein eigener Verstandsfaden so kurz abgeschnitten ist.
So sehen wir denn endlich eine Menschenwelt vor uns, die sich den Kopf
nicht mehr zerbricht, über keinen Einwurf mehr nachdenklich wird, von
jedem Zweifel befreit ist, namentlich von dem Zweifel an der eigenen
Unfehlbarkeit; ein mattherziges, hinschleichendes Geschlecht, kaum der
Sonne werth, die uns in 20 Millionen Jahren alle verschlungen und
in glühendes Gas aufgelöst haben wird.

Das größte Problem, das Problem aller Probleme besteht darin,
überhaupt ein Problem richtig zu stellen und dann bei der Stange zu
bleiben, eine Frage an und für sich zu untersuchen, dem Irrlichteriren
den Abschied zu ertheilen; anstatt in die Weite zu schweifen, in die Tiefe
zu graben.

Wir wollen das noch an einem zweiten Beispiel klar machen.

Confessionsloser Religionsunterricht.

Von

A. L. Willebrand.

(Zu Nachstehendem geben wir ein Bruchstück aus dem druckfertigen Werke,
in welchem der hochverdiente Veteran der freireligiösen Bewegung der in der

Ueberschrift ausgesprochenen, vielumstrittenen Frage eine Lösung zu geben unternimmt. Hoffentlich wird das Werk bald seine ganze Veröffentlichung finden. Das folgende Stück ist einer einleitenden Abhandlung: „Religion und Gott“ entnommen.)

... Nachdem wir diese Reihe ähnlicher geschichtlicher Thatsachen der wichtigsten Religionen an uns vorüber gehen lassen und dadurch die heute einzuschlagende Richtung schon von selbst hervorgetreten ist, erübrigt nur noch, eine Ansicht des vorschwebenden Zieles zu gewinnen.

Fassen wir noch einmal kurz zusammen, was sich aus unserer psychologisch-historischen Betrachtung ergeben hat.

Gründlich, daß alle Religion mit Nothwendigkeit aus dem menschlichen Geiste in der dreifachen Form des Glaubens, Gottesdienstes und der Hoffnung oder in allgemeinerem und heutigem Ausdrude einer Weltanschauung, Lebensrichtung und Zuversicht hervorgegangen ist und darin Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfaßt.

Ferner, daß sich die Religion in Priester- und Kirchenthum veräußert, daß dessen beste Stütze die Offenbarungslehre war und ist, und daß aus dieser eine despotische Kirchenherrschaft hervorging.

Endlich, daß in der Reformation der Versuch einer Ausgleichung zwischen Offenbarungsglauben und Vernunftgeltung hervortrat, und daß die Menschheit sich heute anschickt, auch in der Religion die Vernunft der entschiedenen Wirkung zu bringen und dahin zum Aufgeben der besonderen Religionen zu schreiten und das Beste derselben und überhaupt die höchsten rein menschlichen Geistesforderungen, besonders die sittlichen, in eine humane Weltreligion zu verarbeiten.

Wie könnte und würde sich nun wohl das Alles auf unsere Bildungsstufe angewendet gestalten? Das ist die praktische Frage.

Fassen wir den ersten Hauptpunkt in's Auge. Wird auch heute noch die Religion in jener dreifachen Beziehung sich kundgeben? Sogar zu der Frage müssen wir uns wohl versteigen: bedürfen wir überhaupt der ganzen Religion noch? Freilich haben wir sie in ihrem nothwendigen Hervorgehen aus dem Menschengenisse erkannt, aber gilt diese Nothwendigkeit auch wirklich noch für den Kulturmenschen von heute, weil sie für den Kulturmenschen von ehemals gegolten hat?

Gründlich ist es unverkennbar, daß die dreifache Beziehung religiöser Auffassung sich auch außerhalb der Religion in, wie man sagt, rein weltlichen Verhältnissen wiederholt, daß also die religiöse Auffassung, wenn man sie ihres allgemeinen Weltcharakters entkleidet, als eine Grundauffassung in allen den Menschen wichtigen Verhältnissen und Bestrebungen, seien es bloß persönliche oder allgemeinere, hervortritt. Diese Grundauffassung ist nichts anderes, als das ganz einfache Verhältniß, daß der Mensch von einer gewissen Anschauung aus etwas erstrebt und daß er von diesem Streben gewisse Folgen erwartet. Dieses natürliche Verhalten, auf das Weltganze und unser Verhältniß zu demselben angewendet, ist die religiöse Auffassung.

Ein Beispiel zu dieser Grundauffassung ist der Jüngling, der ernstlich an die Wahl eines Lebensberufs denkt. Was sagt er dabei in's Auge? Ob der fragliche Beruf in den allgemeinen Verhältnissen begründet und danach aussichtsreich, oder bei tieferer Auffassung, ob er berechtigt und vernünftig sei. Das ist ein Stück Weltanschauung, wenn auch eben nur

ein Stolz, denn es handelt sich um die Stellung dieses Berufs in der allgemeinen Menschenwelt. Hat sich der Jüngling für diesen Beruf entschieden, so haben seine Bestrebungen ihre bestimmte Richtung, nämlich die, ihn zur einstigen Ausübung des Berufs tüchtig zu machen. Aber dazu werden nicht bloß einzelne nöthige Fertigkeiten, sondern eine allgemeinere Bildung, die befähigt, in das eigentliche Wesen des Berufs einzubringen und den Umfang desselben zu überblicken, gesucht. Dazu gesellt sich als Drittes die Zuversicht, auf diesen Beruf einst ein glückliches Dasein gründen zu können, wobei meist die Begrenzung sowohl des Berufs als auch des Glückes nicht eng gefaßt, sondern in der Vorstellung weit ausgebehnt wird.

Hier werden also die allgemeinen Beziehungen eines Lebensberufs in's Auge gefaßt. Es handelt sich nicht bloß um den einzelnen auszuführenden, sondern wenigstens um seine ganze Art, um deren Charakter an sich und Stellung zur Gattung, man kann, noch weiter gehend, sagen, um den Zusammenhang der letzteren mit dem ganzen Geschäfts- und Berufsleben. Das ist die Eigenthümlichkeit des Denkens, daß es nicht bei den Einzeldingen stehen bleibt, sondern ihre Gleichartigkeit und aufsteigend die Einheit der Arten in der Gattung entdeckt, daraus weiter aufsteigend ein Ganzes bildet, dieses sowohl an sich als im Verhältniß zum Weltganzen betrachtet, und so in dieses letztere einreicht. Der denkende Mensch hat also an dem Einzelnen, Zufälligen und Vergänglichen nicht genug. Dies kann wohl seinem äußeren Leben genügen, aber nicht seinem geistigen, seinem Bewußtsein. Er verlangt nach dem Allgemeinen, Unselbst-Begründeten und Unvergänglichen. So steigt er von den Einzelheiten durch deren Vergleichung zum Begriff. Dieses ist nicht das einzelne Ding selbst, sondern das gereinigte, in sich vollkommene Gedankenbild oder die Idee der Art aufsteigend der Gattung u. s. w. und ist gar nicht äußerlich vorhanden, sondern nur im Denken des Menschen. Aber auch dabei bleibt der Mensch meist nicht stehen. Wird ein Gedankenbild oder eine Idee zum Gegenstand der höchsten Wünsche, Erwartungen oder Bestrebungen des Menschen erhoben, so wird es sein Vorbild oder Ideal.

Man denke sich z. B. verschiedene einzelne kaufmännische Geschäftszweige, man fasse sie zusammen als Handelsgeschäft: steige von da zum Geschäfts- und Berufsleben überhaupt, ja zur ganzen menschlichen Thätigkeit, empor, und weise derselben ihren Standpunkt und ihre Bedeutung in der gesammten Menschenwelt an. So kommt man zur Idee der thätigen und strebenden Menschheit. Und indem man diese als ein harmonisches Ganzes, das sich zu einem höheren und vollkommeneren Leben emporarbeitet, betrachtet, erhebt man sich zum Ideal der Menschheit, für dessen annähernde Verwirklichung man sich begeistert und anstrengt.

Der Mensch theilt, ein andres Beispiel zu gebrauchen, die Erinnerung mit dem Thiere. Beide erkennen Gegenstände, die sie früher gesehen, wieder, beide wiederholen durch Vorstellung Erlebnisse vergangener Zeit, beide machen Empfindungen der Freude und des Schmerzes, die sie früher hatten, noch einmal durch. Der Mensch nimmt auch frühere Gedanken an Orten, wo er sie zuerst hatte, und die er wieder betritt, in Verhältnissen, die sich ähnlich wiederholen, oder auch diese Anregungen durch reinen Willensakt wieder auf und führt diese Gedanken weiter aus oder reiht neue daran. Was aber die Hauptsache ist, durch welche er

weit über die Fähigkeit des Thieres aufsteigt, er stellt das Erinnern selbst, also seine eigene geistige Thätigkeit, als Gegenstand der Betrachtung vor sich hin. Er erkennt, wie zufällig stückweise und nebelhaft das Erinnern ist; er kann es nicht lassen, das als eine Unvollkommenheit desselben anzusehn, da er es sich vollkommener vorzustellen vermag: er geht also von der Erscheinung des Erinnerns zu der Idee desselben über, und wenn er das Bild vollkommenen Erinnerns, nämlich eine auf Verlangen sofort gegenwärtige Gesamt- und Einzelvorstellung alles dessen, was je in seine Erfahrung getreten, aufstellt und den Wunsch dieses Besitzes hat, damit er in dieser Beziehung immer nur in's Volle greifen und frei verwenden könnte, statt sich mit einem untreuen Gedächtniß herumzuquälen, so hat er das Ideal des Erinnerns sich geschaffen. Stellen wir in dem Gefühl der Gerechtigkeit ein ferneres Beispiel auf. Der Mensch hat dieses Gefühl zunächst für sich selbst, wenn ihn Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit von außen betrifft, er also die Empfindung derselben hat. Der Mensch bewahrt dieses Gefühl aber auch in Beziehung auf Andere, also ohne die Empfindung selbst zu haben. Da ist die Gerechtigkeit für ihn bereits ein Gegenstand des Erkennens geworden. Er erkennt sie als eine unabwiesbare geistige Forderung, erhebt sie also denkend über ihren jeweiligen Stand bei den Menschen, macht sie gewissermaßen zu einem Wesen an sich. Er ist also von der zufälligen äußeren Erscheinung derselben zu ihrer Idee emporgestiegen. Und wenn er die immer größere Annäherung an die letztere als sittliche Forderung aufstellt, so hat er sich das Ideal der Gerechtigkeit geschaffen.

In dieser Weise verfährt der Mensch vermöge seiner Natur mit allen Angelegenheiten, die ihm für sein persönliches oder für's allgemeine Leben wichtig sind. Man kann sagen: er hebt das Leben über dessen beschränkte und unvollkommene Erscheinung zur Idee desselben empor und schafft sich zugleich für seine Erkenntniß Thätigkeit und Hoffnung im Einzelnen und Ganzen sein Ideal.

Man könnte versucht sein, das Ideal gegenüber der äußeren Erscheinung, die ihm zu Grunde liegt, für nicht wirklich zu halten. Aber kann der denkende Geist der sich in seiner wirklichen Thätigkeit und Arbeit weiß, diese so gering anschlagen, daß er das erste beste äußere Ding oder seine eigenen Werkzeuge in der körperlichen Organisation über sich selbst stellen will? Er erkennt seine schöpferische Thätigkeit als eine ebenso natürliche, wie diejenige, welche äußere Dinge hervorbringt, und wenn er gestehen muß, daß er dabei von Irrthümern nicht frei ist, so findet er gewissermaßen zu seinem Troste auch in den äußeren Schöpfungen der Natur Schwächen, und macht weiter die erhebbende Entdeckung, daß, wenn die geistige Thätigkeit ungestört natur- und ordnungsgemäß vor sich geht, das Wahre zu Tage kommt. Freilich wird dieser natur- und ordnungsgemäße Gang theils durch anezogene theils durch sich ausdrückende Vorurtheile sehr gestört. Deßwegen ist seine ungestörte Ausführung das wichtigste und schwierigste Ziel des Denkens, und diesem kommt man grade durch Irren und Zweifeln näher. So tritt bei der geistigen Thätigkeit zunächst eine zwiefache Wirklichkeit hervor, nämlich diejenige, welche sie selbst an sich hat, auch wenn sie Hirngespinnste hervorbrächte, und die zweite höhere, welche den naturnothwendigen Erzeugnissen einer natur- und ordnungsgemäßen geistigen Thätigkeit zukommt. Willkürliche

Einfälle eines Einzelnen sind auch Erzeugnisse einer Thätigkeit des Geistes, aber eines in irgend einer Weise gestörten oder verunreinigten, der nicht im Stande ist, in und durch sich selbst allein, sondern nur von ungehörigen Gutthaten z. B. Reigungen und Leidenschaften beeinflusst, zu denken. Einem solchen und seinen unreinen Erzeugnissen gegenüber kommt den Ideen und Idealen, wie sie die besten Kulturepochen der Menschheit, wenn auch nach deren jeweiligen Bildungsstufen, also mangelhaft, doch rein und großartig, hervorgebracht haben, eine höhere Wirklichkeit oder Realität zu. Wer gegen die Wirklichkeit der Vorbilder oder Ideale ihre Unausführbarkeit in den menschlichen Zuständen und Verhältnissen anführen wollte, dem wäre zu entgegnen, daß das wirklich vernünftig Gedachte (im Gegensatz zu Phantastereien) an sich niemals unmöglich ist, daß es aber, sobald es in die Ausführung tritt, von äußeren Verhältnissen und Mitteln abhängig wird und deshalb von seiner gedachten Reinheit und Vollkommenheit etwas einbüßt, ohne dadurch sein charakteristisches Wesen selbst zu verlieren. Es kommt überhaupt in menschlichen Thätigkeiten und Bestrebungen nicht vor, daß der Gedanke derselben vollkommen in's äußere Leben eingeführt würde, es wird immer noch nach einer Vervollkommenung ausgebildet werden. Auch bei einem bedeutungsvollen Gelingen idealer Bestrebungen, schwebt das noch fernere zu erringende Ideal auf's Neue über demselben.

Und welcher Segen ist das! Wo wäre alle Schönheit und Erhabenheit im Leben ohne dieses Unerreichte, das sich über jedes Erreichte mit um so höherem Glanze empor schwingt? Und wo blieben selbst die Fortschritte und Vervollkommenungen in den gewöhnlicheren Lebensverhältnissen? Immer erneuertes Streben ist die beste Würze und der heilkräftigste Balsam des Lebens. Wissenschaft und Kunst entwürbigen sich, ja verlieren ihr Wesen, wenn nicht die Wahrheit und Schönheit als ewig zu Erstrebendes vor ihnen steht. Je näher sie aber Beiden kommen, desto begeisterter und unendlicher wird ihr Streben. In Staat und Gesellschaft ist in ihren vielen Zweigen und Abstufungen viel vorzugsweise Geschäftsmäßiges zu thun; wenn aber darüber die Ideale der Freiheit in der Ordnung, der gleichen Gerechtigkeit für Alle, der Anerkennung jeder nützlichen und rechtschaffenen geistigen wie körperlichen Arbeit, der Brüderlichkeit und Hilfsbereitschaft vergessen werden, so werden trotz aller Bemühungen keine glücklichen und sicheren Zustände erreicht werden. Ideale sind also keine Hirngespinnste, sondern durchaus unentbehrliche Wirklichkeiten, die man in äußeren Thaten nie völlig darstellen, denen man sich aber fortwährend nähern kann und soll.

Ideale Bestrebungen sind also in allen Lebensstufen zu pflegen, indem die Arbeiter, leibliche wie geistige, ihre Leistungen zu vervollkommenen wünschen und in dieser Strebsamkeit eine geistige Frische sich bewahren. Trotzdem aber würde ihnen neben ihrer Berufsarbeit das Allgemein-Menschliche fehlen, das uns Alle im tiefsten Grunde gleich und frei macht. Es giebt neben der Masse einzelner Bestrebungen ein allgemein menschliches Geistiges, das jeder Mensch verlangt und befriedigt haben will, das jedem Menschen zukommt, das auch den Gerungen an den höchsten Gütern des Menschenlebens theilhaftig und ohne welches auch der Höchstgebildete der zusammenfassenden Uebersicht des gesammten Menschenlebens und der echten ganzen Theilhaftigkeit an dem-

selben entbehrt. Jeder Mensch verlangt zu wissen, nicht bloß, was sein Beruf sei, was in diesem zu thun und was davon zu hoffen, sondern er verlangt auch, so gewiß er nicht bloß irgend ein Berufsmensch, vielmehr ein Mensch überhaupt ist, zu wissen, was die Erde, die Welt, kurz das Gesamtleben sei; was er darin für eine Stellung und was er in dieser zu thun habe; was davon zu hoffen und zu erwarten sei. Es ist eben wieder die Weltanschauung, die Lebensrichtung und die Hoffnung, nach der der Naturmensch fragt und ohne welche der Cultur-mensch ebenso wenig sein bestes Leben zu führen vermag. Beide stellen dieselben Fragen, Beide geben sich im Wesentlichen sogar dieselben Antworten, nur daß diese Antworten hinsichtlich der genaueren Bestimmung ihres Inhalts, nach dem weltgeschichtlichen Gange der Menschheit, je nachdem sie früher oder später gegeben worden sind, doch sehr von einander abweichen.

So ist es also die Religion, welche, neben den einzelnen idealen Bestrebungen in verschiedenen Lebenskreisen, als die allgemeine die ganze Menschheit und alle ihre Zeiten umfassende ideale Leben dasiebt. Was haben wir also, gegenüber den einzelnen idealen Bestrebungen, in der Religion nach ihren drei Beziehungen bestimmt festzuhalten? Zunächst, daß die Weltanschauung wirklich eine Anschauung der Welt oder eine Vorstellung des Weltganzen sei, nicht bloß die Auffassung eines einzelnen Lebensgebietes; ferner, daß die Lebensrichtung nicht als eine beliebige Einzelbestrebung aufgefaßt werden dürfe, sondern als eine aus dem gesamten Geistesleben hervorgehende Gesamtbestrebung der Menschheit; endlich, daß die Zuversicht für das wesentliche Gelingen nicht auf unsicheren, vergänglichen oder nebensächlichen Dingen, sondern auf der Sache selbst, ihrem Wesen und Rechte beruhe und daß das Gelingen selbst ein dauernd sich fortsetzendes d. h. ein Ewiges sei. Das ist die religiöse Auffassung des Lebens, welche sich ohne Idee nicht durchbilden und ohne Ideal nicht betätigen läßt.

Selbstverständlich ist dieses allumfassende ideale Leben oder die Religion ebenso real oder wirklich, wie jeder gesunde Idealismus, ja man kann ihr eine vorherrschende Realität zuerkennen, weil sie ein hervorgetretenes Erzeugniß einer selbst in und ordnungsgemäßen geistigen Thätigkeitungsweise als Real-Idealismus bezeichnen, und leicht mißverständlichen Ausdruck

bereits besprochen. Wenn diese den idealen Lebensgebieten zuerkannt werden mußte, so dem allgemeinen Idealismus, der für ihr ist das Brot, durch das der Mensch lebt ist, allein seinen Hunger stillen und ihn verfallen lassen der Mission anheim geben, die Masse der Menschen halten sich dann noch ab, aus anderen Lebens- en aber dabei doch die breite Grundlage, Sicherheit und Halt geben kann und ge-

rathen dadurch leicht in einen Realismus, der in Materialismus ausartet. Die große Menge aber, die außerhalb der vorzugsweise idealen Gebiete steht, entfremdet sich der höheren Bildung rasch und wird leicht ein derselben feindliches Heer.

Wie endlich das Wesen des Idealismus darin besteht, daß immer höheres erstrebt und der Fortschritt zu einem unendlichen gemacht wird, so ist auch mit dem allgemeinen Idealismus oder der Religion der Fortschritt unzertrennlich verbunden. Man unterliege nur nicht der leider durch viele Generationen erblich gewordenen und von der Kirche heilig gesprochenen Beschränkung, daß die Religion eine Sammlung von ein für allemal feststehenden göttlichen Lehrsätzen sei. Man erinnere sich vielmehr, daß sie auf dem naturgemäßen Suchen der Menschheit nach Welterkenntniß, Lebensregel und sicherer Heilserwartung beruht und daß durch die Jahrtausende sich fortsetzende und nach der Natur des Menschen unzerstörbare allgemeine geistige und höchste Lebensbedürfniß ist. Ein solches kann sich nicht von dem allgemeinen naturgemäßen Fortschritte der Menschheit lösen. Der Fortschritt ist das Gesetz des Lebens, indem das letztere überall als Keim, nicht als vollendete Frucht auftritt, der Keim aber nicht Ruhe findet, ehe er sich zum Baume ausgebildet und seine Frucht getragen hat. Diesem Gesetze des Lebens ist nothwendig jede, auch die umfassendste und höchste Lebensrichtung und Thätigkeit unterworfen. Wird trotzdem der Versuch gemacht, den Fortschritt von der Religion auszuschließen, und gelingt dieser Versuch theilweise, indem die Bildung der weiteren Vollstreckung durch die Pfaffenherrschaft absichtlich niedergehalten wird, so sinkt das religiöse Leben zum Gözen- und Fetischdienst herab und erstickt damit selbst. Ist es aber dahin gekommen, so steht auch seine Erneuerung vor der Thür. Wer kann heute noch, wenn er die Eigenthümlichkeit und Ehre seines Menschenwesens: das Denken, nicht aufgeben will, in einem ruhigen, ungestörten Verhältniß zu den Lehrsätzen der Kirche bleiben? Und doch kann er von den drei großen Lebensfragen der Religion nicht lassen.

Haben wir nun die Religion als eine ebenso natürliche und unentbehrliche Forderung des Culturlebens erkannt, wie sie die des Naturlebens der Menschheit war, und tritt sie uns immer wieder als Weltanschauung, Lebensrichtung und Zukunftserwartung entgegen, so möchten wir nun eine Aussicht auf die wahrscheinliche Gestaltung dieser drei Richtungen gewinnen.

Was zuerst die Weltanschauung betrifft, so fanden wir als ihren charakteristischen Hauptinhalt die Anerkennung einer höheren Macht gegenüber den Menschen. Diese höhere Macht wurde zunächst als äußere erkannt und so hoch geschätzt, daß man sie sogar in der Gestalt der Unbeschränktheit und Willkürlichkeit verehrte. Dem gegenüber regte sich freilich auch sehr früh das Gefühl, daß die Willkür, die nur aus dem eigenen Gelfuß hervorging, wohl vor der Rücksicht auf Anderer Wohl und Wehe zurückzutreten habe. Es kam die Einsicht, daß es zur Erhaltung des Ganzen nothig sei, die Macht durch Denken zu zügeln. So entstand aus der natürlichen Zuneigung zu Andern und aus der nothwendigen Rücksicht auf das Gedeihen des Ganzen das sittliche Bewußtsein, vermöge dessen der Mensch an die Stelle der Geltung seiner persönlichen Lust die Pflicht der Rücksicht

auf das allgemeine Wohl, also die Geltung des Rechtes Aller und die Nothwendigkeit der Selbstbeschränkung und Entsagung um desselben willen setzt. Neben dem sittlichen Bewußtsein ist lange Zeit und bis auf den heutigen Tag das Recht einer bloß äußeren Macht anerkannt worden. Man kann sich das leicht erklären, wenn man das Unwiderstehliche und Unausrottbare der Naturmacht in's Auge faßt. Was sich nicht hemmen läßt, muß wohl sein Recht des Daseins, Bestehens und Wirkens haben. Der Mensch fühlt seine Abhängigkeit und in der Zeit seines Naturzustandes ist er überzeugt, daß ihm nichts anderes als Unterwerfung übrig bleibe. Je mehr er aber die Natur beherrscht, vor ihren Angriffen sich sicher stellt, ihre Segnungen benutzt, ihre Kräfte sich unterthan macht, desto weniger ist ihre alleinige Macht die Macht seines Lebens, sondern diese letztere beruht vielmehr in dem Bunde der äußeren Natur und der Menschenvernunft, in welchem die erstere die Grundlage bildet, die letztere aber die Herrschaft übernimmt. Dazu das eben besprochene wachsende, sittliche Bewußtsein genommen, so ist es natürlich, daß die bloß äußere Macht immer mehr in Mithachtung geräth, während Vernunft und Sittlichkeit in der Achtung der Menschen zu immer höheren Mächten sich erheben.

Unter diesen ist es wieder die Sittlichkeit, die als die höhere hervortritt. Hiermit gehen wir zugleich zur zweiten Seite der Religion, zur Lebensrichtung über und bezeichnen diese, um sie mit einem Worte zu erschöpfen, als sittliche Gesinnung. Daß wir damit das Höchste im eigenen inneren Geistesleben wie auch das Wichtigste im äußeren Menschenverkehre bezeichnen haben, ist leicht nachzuweisen. Der Mensch fühlt sich in keiner anderen geistigen Beziehung so selbststiegen und selbstständig, als hier. Bei der Anwendung der Vernunft, also wenn es sich um Erkenntniß der Wahrheit handelt, hat der Mensch seine Schranke, die er oft nicht im Stande ist, zu übersteigen. Die Denkraft reicht eben oft nicht aus, mag dies nun an dem Stande seiner besonderen persönlichen Vernunft oder an der bis heute erstiegenen Stufe der allgemeinen Menschenvernunft liegen. Sobald es sich aber um die Berücksichtigung des allgemeinen Menschenwohles, um die eigene Selbstbeschränkung zu dessen Gunsten, um Hingebung und Aufopferung handelt, d. h. sobald wir uns im Bereiche der Sittlichkeit bewegen, fühlen wir uns ohne alle Schranken und die Betretung des rechten Weges nirgend unmöglich gemacht. Etwaige Schranken, die uns entgegenstehen, finden sich nur in unserm eigenen Willen. Wenn wir nun auch nicht ohne Weiteres sagen können, derselbe sei frei, da er vielmehr stets von gewissen Beweggründen abhängt, so haben wir doch das bestimmte Gefühl und klare Bewußtsein, daß wir ihn von unsern überwuchernden Trieben und Neigungen d. h. von unsern Leidenschaften unabhängig und allein von unsrer Selbstbeschränkung, von unsrer guten Gesinnung abhängig machen können und sollen. So vermögen wir uns freien Willen zu erwerben, indem wir uns über die Auswüchse und Uebertreibungen unsrer sinnlichen Natur zum ruhigen sittlichen Gefühl und Bewußtsein unsrer geistigen Natur emporarbeiten. Da fühlt sich der Mensch als solcher im höchsten Sinne des Wortes, d. h. als ein nach dem Maße seiner Kraft vernünftig denkendes, zugleich aber unbeschränkt gutgesinntes Wesen, mithin nur von sich selbst nach seiner menschlich eigenthümlichen (nicht nach seiner

thierischen) Seite abhängig, d. h. frei. Ja, so weit auch der Mensch in der Erkenntniß des Wahren kommen kann, so ist er doch natürlich beschränkt, in der Wahl des Guten aber kann er sich nicht beschränkt machen, und so steht ihm nach eigenem Gefühl und Bewußtsein noch höher als die Wahrheit das Gute.

In der Bedeutung für das Menschenleben verhält es sich eben so. Was nützt alle Erkenntniß, wenn sie nicht durch den guten Willen Segen für Alle angewendet wird? Erkenntniß sichert ebenso wenig äußere Macht ein für das Allgemeine segensreiches Verhalten. Klugheit wird oft zum Nachtheil für Andere angewendet. Selbst die Erkenntniß unterliegt oft der feigen Bedenklichkeit ihrer Inhaber, wenn die gute Gesinnung als Willen und That kraftvoll sich geltend zu machen die andern guten Gaben des Menschen zum Heile.

Dieselbe höhere Stellung nimmt das Gute in der dritten der Religion, der Zukunftserwartung ein. Was diese betrifft, sie im Anschluß an die Rührigkeit und den Thatenreichtum in gegenwärtigen Lebens immer mehr auf dieses Leben selbst bezogen worden. Früher zauberte sie dem Menschen ein sehr phantastisch-himmliches Leben vor. Phantastische will man aber heute nicht, wenn es sich um den Ernst des Lebens handelt. Dieser steht auf Boden dieser Erde, und dieser Boden läßt sich ebenso wenig durch alten Himmelsträume, wie durch die moderne Verneinung des Lebens verflüchtigen, denn wenn man auch dem Satan d. h. dem Widerstand das Wort: „Denn Alles, was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht“, unumwunden nachspricht, so bleibt es oder erneuert sich vielmehr stets und das Leben wird fortgeführt. Dieses verzweifelnde Reubewußtsein ist eben eins des Ueberganges, also der Vergänglichkeit, und je mehr dazu angethan ist, uns, um doch einen Trost zu haben, auf die thatlose Himmels Hoffnung zurückzuführen, desto eifriger wollen wir, sinnlichen Triebe gehorchend, halten was wir haben, und es bessern, so wir vermögen, damit wir uns den Himmel auf Erden erbauen können. Dieser ist die Lebensschönheit, die es neben der Kunstschönheit auf der Erde sind ideal und in ihren Gebieten gilt also das Streben, durch absichtliche Arbeit zur äußeren Darstellung zu bringen. Sie zeigen also in ihren Erzeugnissen eine stets aufs Neue gesuchte Näherung an das Vollkommene. Und wie die Kunstschönheit ihre Werke jedes Mangels, jeder Schwäche möglichst entkleidet und die Menschen als Götter und Helden darstellt; wie sie selbst die Natur, in der wir leben, in Landschaften zu Ideen z. B. des Lieblichen, des Erhabenen, der Unruhe, des Friedens erhebt: so tritt die Lebensschönheit in auf Verhältnissen, Personen und Gemeinschaften nicht minder lieblich erhaben hervor, z. B. in Familien, die von Liebe und Vertrauen durchdrungen, in Staaten und Völkern, die in gesunder kräftiger Entwicklung hoher Bildung und allgemeinem brüderlichem Wohlsein begriffen stehen, die auf verschiedenen Lebenswegen von Dingen und Opfern getragen sind.

Die Lebensschönheit, sowohl in ihrem theilweisen Vorhanden als auch in ihrem ausgebreiteten und höheren Erstrebwerden ihre Vollständigkeit darstellend, ist der wesentliche Inhalt der Zukunftserwartung. Arbeiten wir für sie!

Indem wir das thun, machen wir dieselbe Erfahrung hinsichtlich der Stellung des Guten zu ihr, die sich im Verhältniß des Guten zum Wahren ergab. Wie wir dort in der Einsicht unsre Grenze fanden und nur in der guten Gesinnung zur völligen Freiheit uns zu erheben vermochten, so finden wir auch unsre Grenze in der Verwirklichung der Idee des Schönen. Wie die Denkkraft mangelhaft ist, so ist es die Thatkraft, und auch die äußeren Verhältnisse sind oft hinderlich, die Mittel nicht ausreichend. Nur die gute Gesinnung ist unser, nur darin können wir ganz frei werden. Und wie die Erkenntniß des Wahren, wenn der gute Wille nicht hinzutritt, keinen Nutzen und Segen für das Allgemeine sichert, ganz ebenso ist es hinsichtlich der Hoffnung auf bessere Zustände oder der Zukunftserwartung. Das Hoffen und Harren macht's nicht, sondern neben der Einsicht, daß allgemeine bessere Zustände auch die Bedingung des Wohles der Einzelnen sind, und daß es Pflicht ist, das allgemeine Recht und Wohlergehen in's Auge zu fassen, macht es die wirklich vorhandene gute Gesinnung, welche guten Willen hervortreibt und einen Eifer der Ausführung sichert. Wie das Gute über dem Wahren steht, so steht es auch über dem Schönen. Es ist das tief innerste, eigenste, freieste Leben des Geistes, eben weil es Gesinnung ist, während das Wahre und Schöne von Kräften und Verhältnissen abhängt, die nie ganz in unsre Macht gegeben sind.

(Fortsetzung folgt.)

Druckfehler • Berichtigung.

In dem Artikel: „Der Korbversuch auf den Kaiser“ (Nr. 20 der „Wage“) ist zu lesen:

S. 306 Z. 3 v. o. fattsam statt: seltsam,

S. 308 Z. 2 v. o. fruchtbar statt: furchtbar,

„ „ Z. 27 v. o. Reichsgesundheitsamt statt: Kriegsgesundheitsamt.

„Alle Menschen, gleich geboren,

Sind ein adliges Geschlecht.“

Die Neue Gesellschaft,

Monatsschrift für Socialwissenschaft,

betrachtet es als ihre Aufgabe, die Socialwissenschaft immer mehr zu vertiefen, zu erweitern und auszubauen und zählt zu ihren Mitarbeitern die hervorragendsten socialistischen Gelehrten und Schriftsteller der Gegenwart; sie erscheint in hochlegant ausgestatteten Monatsheften, 48—64 Groß-Vericon-Octavseiten und kostet vierteljährlich M. 2. —. Zu beziehen durch jede Buchhandlung, die Post, sowie direct bei der Expedition der „Neuen Gesellschaft“. — Anzeigen finden in der „Neuen Gesellschaft“ lohnende Verbreitung; die gespaltene Petitzeile kostet 40 Pf. Insertionsaufträge werden von allen Annoncenerpeditionen entgegengenommen.

Zürich.

Verlag der „Neuen Gesellschaft.“



theologisch ist der Gedankengang von Malthus durch und durch; die Theologie in ihrem weltlichen Ausdruck ist Aristokratie: Seligkeit für die Auserwählten, Verdammniß für die armen Sünder.

„Ich gebe Ihnen ja das aristokratische Element preis, ich adoptire die sozialistische Gleichmachung unter der Bedingung daß Sie mir wenigstens eine Aussicht auf Lösung der Antinomie: Bevölkerung — Erdbfläche eröffnen. Es giebt auch neuere Schriftsteller, die nie eine Kanzel betraten und die dennoch das Malthus'sche Prinzip festhalten und das eigentlich soziale Problem in der Uebevölkerungsfrage erblicken.“

— Lassen wir diese „neueren Schriftsteller“; denn, um ihnen gerecht zu werden, müßten Sie ihr ganzes System einer genauen Prüfung unterwerfen, um sie vielleicht selbst durch sich selbst zu widerlegen. Denn — und jetzt will ich ganz ernst werden — erlauben Sie mir zu sagen, daß Sie das Pferd am Schwanz aufzäumen. Was Sie ursprünglich wollten, war, ehrlich gesprochen, eine Antwort auf die soziale Frage, auf die wohlauzuwerfende Frage: Wie schaffen wir das Elend aus der Welt, das konstatirte, nicht nur konstante, sondern progressive, unleugbare Elend mit all' seinem Anhang von Sünde, Laster und Verbrechen, mit der Degeneration der Menschheit? Oder bescheidener, und doch eben so wahr ausgedrückt: Wie vermindern wir dieses Elend allmählich, wie bringen wir nur seine fatale Progression zum Stoden? War das nicht der Ausgang Ihrer Gedanken? — „Allerdings.“

— Nun wohl, diesem Thema sind Sie nachgegangen, haben sich Aufschlüsse darüber hier und dort gesucht, sind redlich, uneigennützig, aufrichtig den Ursachen des Elends nachgegangen, Jedem dankbar gewesen, der nur ein Sandkörnchen zum Bau einer besseren socialen Welt beibrachte; sind auch auf die Erweiterung der Frage eingegangen, um sie vom höchsten Gesichtspunkte aus in's Auge zu fassen und sind so endlich in die Hände der Sophistik gerathen, die theils untadelig, weil unbewußt sein mag, theils aber auch mit vollem Bewußtsein operiren kann. Wohin sind Sie dadurch gerathen? Von Steigerung zu Steigerung des Problems, von Verallgemeinerung zu Verallgemeinerung, ist Ihnen die „unbegrenzte“ Frage: Wie mildern wir das Elend systematisch, im Laufe der Zeit, vielleicht von Jahrhunderten, das Elend in jeder Form, ökonomisch, intellektuell, sittlich, ästhetisch, zur „unendlichen“ Frage geworden: Wie verhält sich die Menschheit zum Planeten Erde? Sie sind aus der wirklichen Frage hinausgeworfen und befinden sich vor einem sog. interessanten Problem, mit dessen Stellung man die wirkliche Frage einfach todschlägt und vornehm begräbt. Denn wenn es den Anschein gewinnen sollte, als ob in so viel tausend Jahren die Erde nicht im Stande sein dürfte, ihre Bewohner zu ernähren, wozu dann jetzt die Quälerei mit der socialen Frage, ja wozu? Das Majus verschluckt ja das Minus, wer wird sich um ein solches Minus noch kümmern? Bagatelle, trifling!

„Führt denn aber das Minus nicht logischer Weise zum Majus? muß man denn nicht nothwendig an das Majus denken, während man sich mit dem Minus beschäftigt?“

Ich wehre es Ihnen nicht, aber Sie laufen Gefahr, ob der schlechten Unendlichkeit die konkrete Unbegrenztheit aus den Augen zu verlieren. Ich rathe Ihnen die soziale Unendlichkeit den abstrakten Kulturphilosophen

oder der spekulativen Ackerbau-Statistik zu überlassen, die sich in unschädlicher Weise damit beschäftigen möge. Wollen Sie wirklich Sozialökonomie treiben, so lassen Sie diese Unendlichkeit Unendlichkeit sein. Werden Sie nicht vor lauter Verstand irrationell, vor lauter Logik unvernünftig!

„Aber ich habe Sozialökonomie getrieben, ich möchte nicht vieles was ich nicht gelesen hätte. Immer rief ich auf die letzte Frage, die Sie „unendlich“ nennen. So helfen Sie mir, ich bin ja müde. Erlösen Sie mich von der „schlechten Unendlichkeit!“

— Sie haben viel gelesen, vielleicht zuviel, aber entweder nicht genug gedacht, oder nicht gut genug. Was brauchen Sie überhaupt viel zu lesen, denken Sie! Sie sind reich nicht wahr? — „Man hält mich dafür und Sie wissen daß ich mir die Größe meines Besitzes schon oft zum Vorwurf gemacht habe.“ — Mit Unrecht, Niemand macht von seinem Ueberflusse einen so edlen, so wohl überlegten Gebrauch. Ließe sich die Wohlthätigkeit organisiren, so hätten Sie das Räthsel zum Theil gelöst. Aber darum handelt es sich nicht, Sie haben die Anhäufung von Besitz in einzelnen Händen nicht erfunden, so wenig als Ihr verstorbener Herr Vater, auf dessen Vermögen auch nicht der kleinste Makel haftet. Ihre Familie ist in Besitzverhältnisse hineingeboren worden wie der Proletariat in sein Elend. Sie sind nun einmal reich, und zwar ohne Arbeit, und die Thätigkeit Ihres Herrn Vaters, so tadellos und lobenswerth sie sein mochte, ist unbedingt zu hoch vergütet worden. Seine unter den gegebenen Verhältnissen unantastbare Gewinnquote hat zahlreiche Andere übervorteilt, hat diesen Andern nicht gestattet zu sammeln, wenn auch im geringern Maßstabe, hat eine Masse selbständiger Haushalte am Entstehen verhindert, folglich — Proletariat erzeugt.

„Nie hat ein braver Arbeiter in unseren Diensten Noth gelitten.“ — Ich weiß, aber der brave Arbeiter hatte Kinder, vier oder fünf sagen wir. Und diese hatten wahrscheinlich wieder Kinder, und keines dieser Kinder kam mit einer Ausstattung zur Welt. Die zweite, ganz gewiß die dritte Generation brachte nichts mit sich als die bittere Nothwendigkeit, in fremden Diensten Arbeit und Brod zu suchen. Sehen Sie alle Fabrikanten, Großhändler, Aebder u. im Jahre 1800 als vortreffliche Menschen, welche ihren Besoldeten Wohnung, Krankenkasse, Sterbekasse, Pension, den Kindern Unterricht zusicherten: was wird in dritter Generation, beiläufig jetzt, aus der Mehrzahl des Nachwuchses geworden sein? Proletariat, Sie wissen was das Wort bedeutet.

„Kinderbesitzer, nicht wahr?“

— Noch etwas mehr, Nur-Kinderbesitzer. Ein furchtbarer Hohn in einem Staate, in welchem der Unterschied im Besitze die Würde des Menschen abstuft. Das haben wir von den alten Römern. Nun, das Nur-Kinderbesitzer schließt jeden andern Besitz aus, läßt die Sorge um die Zukunft, also auch für die Kinder gar nicht auskommen. Diese stets wachsende Gesellschaftsschicht vermehrt sich eben deshalb so stark illegitimer oder legitimer Weise, weil ja doch Alles gleichgültig geworden ist, und dieser Ueberfluß der Bevölkerung, das Produkt der Erwerbsverhältnisse und des aus ihnen entspringenden Leichtsinns in der Proliferation: das hat das Schreckbild der Uebervölkerung hervorgerufen.

„Aber die Uebervölkerung war ja in allen großen Reichen der Vergangenheit periodisch vorhanden, und immer mußten Kriege, Pest und Hungersnoth die Sache wieder ins Gleiche bringen.“

— Verwünschte Theologie! Wer sagt Ihnen denn, daß dieselben Ursachen nicht auch früher schon gewirkt haben, und bedenken Sie denn nicht, daß die Arzneikunde eine sehr junge Wissenschaft ist, daß die Sanitätspolitik noch jetzt in den Windeln liegt? Wenn dann das brutale Faktum des Massensterbens vorliegt, so kommt die Theologie heran und entbedt den Finger der Vorsehung. Ebenso oft wie das Massensterben zeigt sich in der Geschichte die Begünstigung der Heirathen und die Bestrafung des Ledigbleibens. Augustus belegte im Lande der „Proletarier“ die Hagestolzen mit einer Steuer; in Preußen war wenigstens bis vor einiger Zeit der König *ex officio* der Pathe des siebenten Knaben. Die Gegenproben werden von den Theologen der Uebervölkerung sorgsam verschwiegen.

„Aber das werden Sie doch nicht leugnen daß, soweit wir zurüdenken, stets nur von zu starker Vermehrung, niemals von Aufmunterung zur Heirath die Rede war.“

— Das Buch von Malthus ist von 1798, eröffnet somit unser industrielles und Maschinen-Jahrhundert ganz à propos. Zwanzig Jahre lang hatten die Grundsätze Ad. Smiths damals schon Zeit gehabt sich Geltung zu verschaffen; die französische Revolution setzte sie unter dem Banner der „Freiheit“ ins Werk. 1815, nach hergestelltem Frieden, trat die sog. liberale Oekonomie, das *laissez faire*, der Krieg Aller gegen Alle, an die Stelle der Napoleonischen Kriege. Mit der Julirevolution 1830 waren alle Hindernisse niedergeworfen, *Enrichissez-vous!* wurde die ausgesprochene staatsmännische Parole; dem „bereichert Euch“ des Einen antwortete wie ein Echo das Wort des Andern von den „Barbaren vor unseren Thoren“. Die Proletarierzucht war förmlich eingeführt; die Proletarier erzeugten den Reichthum, nur zu viele Kinder sollten sie nicht erzeugen; im letztern Falle waren sie „Barbaren.“

„Und wenn durch andere soziale Einrichtungen die Proletarierzucht gehemmt wird, giebt es dann weniger Kinder?“ — Ganz gewiß, weil dann, nicht auf einmal, wohl aber im Laufe der Zeit, berufslose Kinder ein Ueberschuß sein würden. Das Proletariatskind ist das berufslose Kind. Das wachsende Proletariat ist die wachsende Berufslosigkeit. Beruflos ist wer ohne nützliche Thätigkeit gesättigt werden oder verderben muß.

„Gut, aber die Bevölkerung in einer organisirten Gesellschaft steht doch auch nicht stille; aussterbende Völker produziren immer weniger und können sich auf die Dauer nicht erhalten.“

— Das Aussterben verkommener Völker gehört auf ein anderes Blatt. Sie aber eilen schon wieder zur Planetenfrage. Was an dieser Frage berechtigt ist, heißt die Untersuchung der Bodenfläche und der Produktivität des Bodens. Diese Untersuchung müßte hier von Rechtswegen eingeschaltet werden; ich könnte Ihnen dieses neue Hinderniß in den Weg legen, ehe Sie zum „Raube“ gelangen und Ihrem Naturell zuwider „über Bord werfen“. Indessen würde uns das sehr weit führen und soll uns lieber ein andermal beschäftigen. Für jetzt glaube ich genug erzielt zu haben, wenn ich Sie zu der Einsicht brachte, daß man sich vor falschen Steigerungen und angeblich genialen Verallgemeinerungen jedes Problems, also auch des sozialen, sorgfältig zu hüten hat. Besorgen wir zunächst das Nächste, das Nöthigste, thun wir unsere Pflicht da wo sie gebieterisch gefordert wird, lassen wir den jüngsten

Tag aus dem Spiele! Sagen wir mit Faust: „Das Drüben kann mich wenig kümmern.“ Drüben, jenseits, ist Alles was dem Menschen Angesichts einer wichtigen Angelegenheit sonst noch Alles einfallen kann, was sich noch Alles sagen ließe, wenn man über den Hauptpunkt hinaus-schweift. Thuen Sie den bewußten Sophisten nicht den Gefallen, in unbewußter Sophistik auf ihren Leim zu gehen!

— „Verbindlichen Dank für die Bußpredigt. Einiges gibt mir zu denken. Aber, nicht wahr, die Ackerbaufrage kommt doch nächstens daran? denn . . .“ — Denn Sie können den „Planeten“ und den „Rand“ und das „Ueberbordwerfen“ noch nicht so ganz vergessen. Es sei darum. Hartnäckige Katechumenen sind mir lieber als leichtfertige Euerumenen. —

Der Socialismus und das Landvolk.

Eine Antwort an Herrn Dr. Mülberger von A. B.

Mein Herr!

Umstände, die ich nicht zu ändern vermag, zwingen mich, noch mit halb geschlossenem Visir zu kämpfen. Wer mich kennt, weiß, daß diese Kampfweise nicht nach meinem Geschmack ist und ich nie einem Kampfe aus dem Wege gehe, obgleich in dem vorliegenden Falle wohl die Frage am Platze war, ob gegenüber der arroganten und schulmeisternden Art, die mit persönlichen Invektiven gespielt ist, mit der Sie zu kämpfen für nothwendig halten, es nicht würdiger gewesen wäre, Ihre Angriffe mit stillschweigender Verachtung zu übergehen.

Sie haben diese Kampfweise in allen Ihren bisherigen Arbeiten angewandt und mit Vorliebe die Aeußerungen Einzelner als Ansichten der Gesamtheit der deutschen Socialisten ohne weiteres generalisirt und im Tone der Unfehlbarkeit kritisirt.

Ich bedaure trotzdem, daß man in Folge dieser Art des Kampfes Ihnen die „Zukunft“ für Ihre Entgegnung verschlossen, und will ich nur bemerken, daß ich, sobald ich von Ihrer Einsendung Kenntniß erlangte, nachdrücklich darauf drang, daß sie Aufnahme fände. Da meine Auffassung nicht berücksichtigt wurde, verzichte ich darauf, mit ungleichen Waffen zu kämpfen und bitte die Redaktion der „Wage“, dieser Entgegnung die Spalten ihres Blattes zu öffnen.

Wie schon bemerkt, Sie lieben es, vom hohen Pferde der Unfehlbarkeit herab Partei und Personen abzulanzeln und zwar manchmal da, wo Ihnen die einfachste Vorsicht gebieten sollte, mit Ihrem Urtheil zurück zu halten, bevor Sie nicht genauer Ihre Gegner kennen. Weil ich Ihre anarchistischen Ansichten wegen ihrer Oberflächlichkeit und der haltlosen Art der Darstellung angriff und mit vollem Recht auf den mehrfach von Ihnen verherrlichten Proudhon hinwies, dessen Gedanken Sie in Ihrer ganzen Arbeit fast wörtlich wiedergeben, der deshalb für die Beurtheilung Ihrer Person typisch ist, glauben Sie, ohne mich einer Unrichtigkeit zeihen zu können, mir Unwissenheit und Unverständnis über die verschiedenen Begriffe von Anarchie und Proudhonismus vorwerfen zu können und versteigen sich so weit, anzunehmen, daß mir Proudhon's Werke erst aus zweiter Hand, d. h. in einer zurechtgemachten Darstellung bekannt seien.

Nun habe ich freilich nicht die dreißig Bände Proudhon's studirt, halte dies auch für sehr überflüssig, um den Mann kennen zu lernen, aber ich habe doch ein Viertel der 30 Bände und zwar die bedeutendsten seiner Arbeiten

in meinem Besitz und habe mir einige Mühe gegeben, die positiven Gedanken des Mannes und sein eigentliches System zu entdecken. Ich habe bei dem besten Willen nicht vermocht, greifbar positive Gedanken zu erlangen, und gestehe, daß auch das, was Sie als Ducteffenz Proudhon'scher Weisheit im Märzheft der „Neuen Gesellschaft“ geben, mir nicht viel mehr als Phrasen erscheint, da sich unter den von Ihnen formulirten Postulaten alles Mögliche denken läßt.

Zum Unglück für Sie und Proudhon scheint es andern Leuten um kein Paar besser zu gehen, als mir. Als ich vor einigen Monaten einen alten socialistischen Freund in Zürich bat — der beiläufig bemerkt, Herr Doktor, als thätiges Mitglied schon zu einer Zeit in der Bewegung stand, wo Sie und ich noch nicht die ersten Höschen anhaben, und seit Jahrzehnten in seiner Ormatioh sich ausschließlich den Studien und der öffentlichen Thätigkeit gewidmet hat — er möge mir Cabet's Reise nach Marlen und einige andere Schriften von ihm senden, antwortete dieser unter anderem: „Von Proudhon schide ich Ihnen nichts, da weiß man nicht, was nehmen, solche Etöche habe ich zur Verfügung. Wenn man sich die Augen blind gelesen hat, so sieht man erst wie der Ochse am Berg. Ich glaube gar, daß Proudhon selbst nicht recht wußte, was er wollte; mir erscheint er als rein socialer Mystiker.“ Meine Antwort, Herr Doktor, lautete: „Es sei gut, daß er mir von Proudhon nichts geschickt, ich besäße genug von ihm. Es freue mich aber, daß sein Urtheil über Proudhon auch das meine sei; mir sei es bei dem besten Willen mit seinen Werken nicht besser gegangen. Wenn man glaube, jetzt komme noch einer manchmal geistreich geübten Kritik der positive Gedanken, so verliere sich sein Geschreibe ins Unfassbare und Mystische.“

Hiernach dürften Sie einsehen, Herr Doktor, daß ich wohl weiß, daß das Credit- und Circulationsystem, das er 1848 in der Pariser Kammer vorschlug, nicht sein „einziger“ Gedanke war, aber es war für seine sociale Umgestaltung der Hauptgedanke, neben dem eine Vertheilung, nicht eine associative Bewerthschaffung des Grund und Bodens, und eine auf dem Lohnsystem beruhende in bürgerlicher Weise organisirte industrielle Arbeit bestehen sollte — zwei Gedanken, von denen Sie dem ersten in deutlicher Weise auch in Ihrem Opus Ausdrud gegeben haben. Der Hauptgedanke wurde von Pr. im Jahre 1848 praktisch formulirt und stellte sich als horrend unpraktisch heraus. Und da Sie nun in Ihrem Artikel in Nr. 8 der „Zukunft“ einen ganz ähnlichen Vorschlag machten und zwar den einzig praktischen, den Sie in Ihrer Kritik gegen die angeblich höchst unpraktische und falsche Art, wie der deutsche Socialismus die Lage der Bauern behandle, vorschlugen, so war mein Hinweis auf diesen Proudhon'schen Vorschlag vollkommen gerechtfertigt. Denn er bewies, daß Ihre ganze Kritik eine einfache Wiederläugnung Proudhon'scher Auffassungen war.

Daß Sie diese Nachbeter- und Nachtreterchaft Proudhon's mit einem Schwall von Worten und Redensarten hinwegschwemmen wollen, begreife ich, denn Sie konnten sonst unmöglich sich das Alz eines von hoher Wissenschaft und tiefen Gedanken erfüllten Mannes geben, den Sie mir, dem Handwerker gegenüber, dem allerdings das gelehrte, aber auch recht rostige Rüstzeug unserer Universitäten abgeht, glaubten herausbeissen zu müssen. Es sei daher hier bemerkt, daß ich mir Ihre Mentorschaft, sei sie nun wohlwollend oder gegnerisch, ein für alle Mal verbitte und es als einen bedeutenden Rückschritt meiner Entwicklung ansehen möchte, sollte ich auf Ihre Ideen zurückkommen.

Im Uebrigen können Sie versichert sein, daß es nur ein Trugbild Ihrer erregten Phantasie ist zu glauben, daß mir oder irgend einem andern deutschen Socialisten der Name Proudhon „fürchterlich“ sei. Ich kann hier nur wiederholen was ich bereits in der „Zukunft“ sagte: Ein Mann der selbst in Frankreich, wo er gelebt und seine Schriften massenhaft verbreitet worden sind, mit jedem Jahre mehr an Boden verliert, wohingegen die Ideen und die Entwicklungsauffassung des deutschen Socialismus mehr und mehr an Boden gewinnen,

ist für Deutschland ein überwindener Standpunkt; es kesse wider alle Entwidlungsgesetze, sollten bei uns die Ideen, die auf nichts anderes als Erhaltung und Umformung Kleinbäuerlicher und Kleinbürgerlicher Wirthschaftsformen hinauslaufen, irgendwie in Betracht kommenden Anhang finden können. Die schiefe Auffassung und das Unverständnis das Sie, wie ich in der „Zukunft“ nachgewiesen, offenbar von der deutschen Bewegung haben, mag bei Ihnen den entgegengefügten Glauben rechtfertigen, ich kann darüber nur die Achseln zucken, wie Ihr Prognostikon, das Sie am Schlusse Ihrer Arbeit mit der Sie auszeichnenden Bescheidenheit aussprechen, meine große Heiterkeit hervorgerufen hat, wonach es um mich als „Kämpfer der Freiheit“ geschehen, wenn ich auf dem „schlimmen Pfade“, den ich in meinem Antwortschreiben gegen Sie eingenommen, verharre. Herr Doctor, das sind Kindereien, die ein ernsthafter Mann dem andern nicht bieten darf, will er nicht als Phantast und Ueberspannter angesehen werden.

Ich bekenne aufrichtig, daß es mir etwas schwer fällt auf Ihr Opus näher einzugehen. Denn wie Irrlichter springen Ihre Gedanken in dem handwurmartigen Artikel umher und glaubt man einen positiven Gedanken erfaßt zu haben, so wird man eine halbe Seite weiter unten gewahr, daß Sie diesem selbstem Gedanken einen ganz andern Sinn geben.

Stellen wir kurz die Streitpunkte fest um die es sich handelte. Sie triffen in der Ihnen eigenthümlichen Weise, nicht als gemeiner Soldat der Partei, wie Sie glauben machen wollen, sondern als unfehlbarer Papst, die agitatorische Thätigkeit der Social-Demokratie unter dem Landvolk. Eine Schilderung, von der Sie selbst in Ihrem letzten Artikel zugeben, daß sie übertrieben war. Indem Sie dies zugeben müssen, Herr Doctor, sind Ihre Behauptungen von der angeblichen Resultatlosigkeit dieser Agitation und eine ganze Reihe darauf aufgebafter Schlüsse hinfällig. Sie sagten ferner, der Bauer sei in Bezug auf den Staat indifferent, ja er sei ihm im Grunde feindlich und sei unbewußt ein Anarchist; er sei für den Staats- und Associationsgedanken der deutschen Socialisten nicht zu gewinnen. Sie schlossen endlich Ihre Kritik mit einem Vorschlag, durch dessen Verwirklichung nach Ihrer Ansicht allein der Bauer gewonnen und ihm geholfen werden könne. Dieser Vorschlag lautete wörtlich:

„Eine Politik also die als ersten Grundsatz aufstellt, die Umwandlung von Pächtern in freie Besitzer zu begünstigen, braucht auf Entgegenkommen vom Bauer nicht erst zu warten. Ein hypothetischer Credit von 5—6 Procent, wie er allgemein üblich, bei einer Grundrente von höchstens 3 Procent, heißt den Bankrott zur Naturnothwendigkeit machen. Eine Politik also, die den Credit socialistisch organisiert, so daß er sofort auf 2 oder 1 Procent sinkt um sich immer mehr der Unentgeltlichkeit, d. h. den bloßen Betriebskosten zu nähern, heißt der Bauer von Herzen willkommen. Was die Steuer und die Selbstverwaltung der Gemeinde betrifft, so werden wir ein andermal darauf zurückkommen, der Bauer ist auch in dieser Beziehung überaus empfänglich.“

Ich metzerseits habe Ihnen darauf in Nr. 10 der „Zukunft“ geantwortet, daß Sie in Bezug auf die socialistische Agitation und ihre Taktik von falschen Voraussetzungen ausgingen, daß, wenn der Bauer für die Befestigung in seiner gegenwärtigen socialen Lage als Eingelegenthümer geholfen haben wolle, er auch von diesem Standpunkt aus bestimmte politische Ansichten und sociale Forderungen hege, für die wir, wenn sie eine Aufrechterhaltung seiner Zwergwirthschaft bezweckten, nicht eintreten könnten, daß es in Wirklichkeit auch keine Mittel hierfür gäbe in Rücksicht auf die gesammten socialen Zustände. Der Bauer gehöre einer im Absterben begriffenen gesellschaftlichen Entwicklungsphase an, in sofern als er dem Kapitalisten, dem Großgrundbesitzer zum Opfer falle — ein Satz, der durch Ihre oben citirten Worte, „daß er mit Naturnothwendigkeit dem Bankrott verfällt“, recht schön illustriert wird — und daß

es ihm unsererseits zu beweisen gelte, sein Heil nicht in unmöglichen und unhalibor gewordenen Produktionszuständen zu suchen, sondern in der Schaffung eines neuen sozialen Zustandes, der die genossenschaftlich organisierte Ausbeutung des Bodens und aller Produktionskräfte zum Ziele habe. Ihr Vorschlag eines „socialistisch organisierten unentgeltlichen Credit-systems“ sei undurchführbar und ziele, wenn er zu verwirklichen wäre, auf die Aufrechterhaltung und Zerspaltung des Grund und Bodens hin, sei also reaktionär. Schließlich erklärte ich, mich erst dann auf eine nähere Kritik dieses Credit-systems einlassen zu wollen, wenn Sie damit näher herantreten würden.

Hiernach lag also die Sache sehr einfach für Sie, Herr Doktor! Sie hatten gar nicht nöthig Ihre langen und unklaren Auseinandersetzungen über Anarchie, individuelle Freiheit, die gänzliche Resultatlosigkeit ja Schädlichkeit parlamentarischer Thätigkeit, gespickt mit reichlichen Invektiven über meine „Unwissenheit“, „Verwirrtheit“ u. s. w. loszulassen. Sie brauchten nur darzulegen, daß es allerdings möglich sei, den Bauer vom Pächter zum Eigentümer von ein paar Acker Land zu machen, daß man ihm die Hypothek vom Halbe ab und das nöthige Betriebskapital zu beschaffen in der Lage sei, indem Sie zeigten wie man „ein socialistisch organisiertes Credit-system“ das sich schließlich der „Unentgeltlichkeit“ näherte, herstellen könne. Sie hätten damit zugleich gezeigt wie Ihre Anarchie praktisch verwirklicht sich ausnimmt. Detailmalerei brauchten Sie selbstverständlich nicht zu geben, aber es mußten die greifbaren Grundlinien des Systems angedeutet werden. Sie hatten wirklich keine schönere Gelegenheit mich, und die deutschen Socialisten wohl überhaupt, in Ihrer ganzen „konfusen Hohlheit“ an den Pranger zu stellen und uns zum patar pocorvi zu zwingen.

Was haben Sie Unglücklicher statt dessen gethan? Sie haben über alles Andere beklammert, nur nicht über den Kern und Kardinalpunkt, den Sie sich bemühen zu einem reinen Nebenpunkt, den Sie nur hätten „andeuten“ wollen, herabzudrücken. Nein, Herr Doktor, Sie werden nicht leugnen können, daß Ihr Credit-system - Vorschlag — über das Steuer-system, das Sie noch außerdem in potto haben, kann ich nicht reden, da ich keine Ahnung davon habe, und was die Selbstverwaltung der Commune betrifft, so kann dies kein Streitpunkt sein — sehr wenig mit Ihrem ganzen Anarchismus zusammenhängt und nur von diesem Standpunkt aus, wenn er überhaupt einen Sinn haben soll, einen haben kann; und so ist es nicht mit dem bloßen „Andeuten“ abgethan. Wer auch als Nicht-socialist den oben von Ihnen citirten Satz liest, wird sofort begreifen, daß darin der Schwerpunkt für die Erläuterung Ihres Standpunktes liegt und nicht in dem langen und Breiten, womit Sie sich darnum herumgedrückt.

Der Punkt ist allerdings sehr heikel, denn hätten Sie näher darauf eingehen können, d. h. wären Sie überhaupt im Stande gewesen die Ausführbarkeit Ihrer Idee zu beweisen — die, wie ich schon hervorgehoben, wie alles Andere was Sie hauptsächlich ausgeführt, von Proudhon stammt — so hätten Sie für ihre praktische Verwirklichung in erster Linie vorschlagen müssen, daß man die Idee in die Massen werfe, dafür agitire, wähle, Vertreter sende, welche die Durchführung der Idee von der Regierung in irgend einer Weise verlangten oder erzwingen, sei es mit, sei es gegen ihren Willen. Sie wären mit einem Wort zu einer Petitionierung einer politischen Agitation genöthigt worden, ganz so wie Proudhon, der Anarchist par excellence, schließlich vor die Kammer trat um ihr sein Credit- und Circulationssystem als Lösungsmittel für die sociale Frage, acht Tage nach der Zerstörung, als der Socialismus erstweilen niedergeschlagen war, zu empfehlen.

Sie wären also, mit einem Wort, mit Ihrer Bekämpfung der Vertheilung an praktisch politischer Politik ad absurdum geführt worden und hätten eingesehen müssen, daß die Art und Weise wie Sie Ihre Anarchie sich verwirklicht denken, hohl und bodenlos ist. Sie hätten noch weit mehr eingesehen müssen, nämlich, daß Sie und Proudhon oder Proudhon und Sie von der

Natur des Geldes und des Credits absolut nichts verstehen, sonst konnten Sie beide nicht den haarsträubenden Widerspruch begehen von „einer Unentgeltlichkeit des Credits der sofort auf 2 und 1 Procent sinkt und sich den bloßen Selbstkosten nähert“ zu sprechen.

Sehen Sie, Herr Doktor, wenn man solche sinnlose Gedanken dreißig Jahre nach Ihrem Urheber als neue Weisheit predigen hört, so kann man allerdings etwas warm werden und Sie wagten es wahrscheinlich in der Voraussetzung, daß Niemand in Deutschland Proudhon kenne. Doch ich erkläre Ihnen, daß ich jeden Augenblick bereit bin öffentlich, vor der ganzen Welt, meine bisherigen Ansichten über Socialismus als hinüberbrannt zu erklären, wenn Sie mir beweisen, daß eine „Unentgeltlichkeit des Credits, der sich den bloßen Betriebskosten nähert“ möglich und nicht die gräßliche contradiction in adjecto ist, die ein menschliches Hirn je erfaßte. Ich mache mich sogar anheischig, da mein eigenes Urtheil leicht partiell sein kann, mich dem Urtheil eines aus unparteiischen, aus Fachleuten zusammengesetzten Ausschusses zu unterwerfen.

So lange Sie diesen Beweis nicht liefern können, werden Sie darauf verzichten müssen mich oder andere Leute von gesunden Sinnen als Kampfgesossen für Ihre Art Anarchie zu gewinnen, denn ich wiederhole: Ihr Credit-Vorschlag steht mit Ihrem Begriffe über künftige Gesellschaftsorganisation in innigster Verbindung.

Damit könnte ich meine Antwort schließen, denn was nützen alle Auseinandersetzungen, wenn der Gegner sich hartnäckig weigert den einzigen praktischen Vorschlag, den seine vorausgegangene Kritik erzeugt hat und der seine Stellung klar macht, darzulegen.

Es sind aber noch einige Nebenpunkte, auf die ich eingehen muß, wobei ich von Allem was meine Person betrifft absehe, Ihr Urtheil über mich dem des Lesers unterstelle. Soll ich mich mit Ihnen darüber streiten, ob die historisch-kritische Auffassung und Darlegung des communistischen Manifestes richtig und dieses wirklich die glänzende Leistung ist, für die ich es und alle auf demselben Boden stehenden Socialisten halten? Das erfordert nicht bloß ganze Bogen, es wäre auch eine Beleidigung gegen seine Verfasser, die mit vollem Recht darauf hinweisen können, daß die Ideen dieser Schrift nach mehr als dreißig Jahren sich stets wachsender Verbreitung erfreuen und heute tatsächlich die socialistische Welt zu mehr als zwei Drittel ihre Auffassung theilen sehen. Ich kann das Urtheil über die Schrift auch jedem Leser der „Wage“ überlassen, der sich mit Leichtigkeit dieses Schriftchen wird verschaffen können. Daß Sie das communistische Manifest mit dem Baberfs auf eine Stufe stellen, muß bei jedem, halbwegs urtheilsfähigen Manne, der die beiden Schriftstücke kennt, Ihre Naivität so unerschütterlich feststellen, daß ich kein Wort weiter darüber zu verlieren habe. Es würde aber auf Ihre geistige Entwicklung ein eigenthümliches Licht werfen, wenn Sie wirklich einstmals, wie Sie behaupten, den Anschauungen des communistischen Manifestes gebuldt und dann, wie *Figura* zeigt — zu einem Verfechter proudhonistischer Ideen geworden sind.

Abfällig sind die Widersprüche, in die Sie bei dem Bestreben gerathen, den Bauer zu einem unbewußten Anarchisten zu stempeln. Einmal erklären Sie: der Bauer ist „revolutionär“, setzen dann aber sofort hinzu, und das ist einzig, „daß er bisweilen seine innersten Wünsche in veraltete und überwundene Formeln kleidet.“ Der Bauer wünscht z. B. die Aufhebung des Verbots die Waldstreu sich holen zu dürfen, oder er verlangt die Wiedereinführung der Buchergesetze. Während nun jeder andere vernünftige Mensch sich sagt, daß solche Forderungen ganz wie die Forderungen des Handwerkers nach Zwangslegitimationen für die Arbeiter, Einführung der Gesellen- und Meisterprüfungen u. in der rückschlägigen, im Absterben begriffenen gesellschaftlichen Stellung dieser Kreise liegen und sich als reaktionär ergeben, kommen Sie weiser Mann und sagen: Bewahre, liebe Leute, der Bauer ist revolutionär und er

fordert nur reaktionär, weil er nicht revolutionär sich ausdrücken versteht. Aber an einer anderen Stelle Ihres Opus ist dieser „revolutionäre“ Bauer, „der seine innersten Wünsche bisweilen (sagen Sie lieber immer) in veraltete und überwundene Formeln kleidet“ — in dieser Ausdrucksweise kommt wieder der metaphysische Proudhon zum Vorschein — wie eine „leere Wachsafel“, in welche die Regierung mit den ihr zu Gebote stehenden Machtmitteln beliebige Eintritte macht. Hiernach kann also die Regierung mit dem „revolutionären“ Bauer machen was sie Lust hat. Sie läßt ihn als Marionette heute konservativ, morgen liberal, übermorgen demokratisch wählen und umgekehrt. Herr Doctor, sind alle Ihre „revolutionären“ Anarchisten solche Leute?

Aber wir sind noch nicht zu Ende. Auf Seite 232 der „Zul.“ lassen Sie Ihren Bauern eine bestimmte „politisch-socials Tendenz“ haben, „die der des Arbeiters entgegengesetzt ist.“ Hier waren Sie wenigstens der Wahrheit ziemlich nahe und wenn Sie logisch schließen könnten, müßten Sie sich hüten, ihn zu einem unbewußten Anarchisten zu machen. Dieser Widerspruch scheint Ihnen bei dem Eingang zu Ihrem zweiten Artikel in der „Bage“ einigermaßen zum Bewußtsein gekommen zu sein, denn nunmehr erklären Sie: „Ich beabsichtige mit dieser Bezeichnung keineswegs ihn mit den französischen Anarchisten gleich zu stellen, ich will nicht einmal eine Auspielung auf dieselben machen.“

Ja, was in aller Welt wollten Sie denn, Herr Doctor? Darauf antworten Sie tief und weise: „Nichts weiter, als daß sich der Bauer verflucht wenig aus jeder Regierung macht.“ Der logische Schluß aus diesen Worten ist: Es ist dem Bauer ganz gleichgültig, welche Regierung er hat, oder ob er keine hat, wo es dann also mit seiner „revolutionären“ Gesinnung und der bestimmten „politisch-socials“ Tendenz, die Sie ihm zuvor zuschrieben, abermals nichts wäre und der Bauer nur ein Klotz ist, mit dem Jeder machen kann, was er will. Und Sie glauben, solche Gedanken für „wissenschaftliche“ Weisheit ausgeben zu können und in Deutschland einen zu rechnungs-fähigen Menschen zu finden, der sie theilt? Dämmert es Ihnen jetzt, was für eine bodenlose Verwirrung derartige Theorien in den Köpfen der Menge anrichten müssen? Herr Doctor, den eben in Gänsefüßchen eintreten Sie schlendern Sie mir in's Gesicht, ich gebe Ihnen denselben zurück.

Auf S. 311 der „Bage“ schreiben Sie dem deutschen Socialismus die Ansicht zu: er glaube 4 Millionen Bauern wie einen Leig nach Belieben kneten zu können. Nein, Herr Doctor, wer das glaubt, das sind Sie, der den Bauer als „unbeschriebene Wachsafel“ betrachtet, dem jede Regierung, und wenn er auch keine hat, gleichgültig sein soll, kurz der sich nach Ihren eben citirten Worten nach Belieben „kneten“ läßt. Der deutsche Socialismus, Herr Doctor, hat das nie geglaubt; diese Idee spukt nur in Ihrem unglücklichen Hirn. 1872 wurde ein Brief eines meiner Freunde im „Leipziger Hochverrathesproceß“ vorgelesen, der 1869 geschrieben war, und darin hieß es: Eine Revolution „machen“ zu wollen ist ein Unfluth; könnte man sie „machen“, so war mit den Bauern, nie gegen sie und ohne sie. Begreifen Sie den gewaltigen Unterschied, der zwischen dieser und Ihrer Auffassung ist?

Der deutsche Socialismus hat im Gegensatz zu Ihren anarchischen Freunden in Frankreich sich möglichst um den Bauer bekümmert. Diesem Umstand verdanken wir ganz wesentlich die über 600,000 Stimmen der letzten Wahl, an denen ja auch Sie Ihre Freude hatten. Aber, Herr Doctor, das waren keine weißen Protestzettel, sondern Zettel für Candidaten, welche die Bauern als Socialisten in den Reichstag haben wollten. Wollten wir Ihre Rathschläge befolgen, so bekämen wir nicht hunderttausend zusammen, Bauern und Arbeiter würden aus den Räden lehren. Versuchen Sie es doch einmal, den schwäbischen Bauern, bei denen Sie Ihre praktischen politisch-ökonomischen Studien gemacht haben — weshalb mir manche Ihrer Ansichten recht erklärlich

und — wieviel Sie für Ihre anarchistische Protestwahl gewinnen. Ihre Wach-
samkeit dürfte in die Brüche gehen.

Wenig so schieß wie Ihre Ansichten über den Bauer, sind Ihre Ansichten
über die politische parlamentarische Abhängigkeit der Partei. Waren Sie es viel-
leicht, Herr Doktor, der die seit 10 Jahren befolgte Wahlartikl veranlaßte
überall Kandidaten aufzustellen ohne zu fragen ob sie gewählt werden, weil
der erste Zweck der Wahl sei agitatorisch zu wirken und „Deerschau“ zu halten?
Ist Ihnen nicht bekannt, daß auf allen Parteikonferenzen bisher diese Artikl
ohne Widerspruch beschlossen und durchgeführt wurde? Was soll ich also
sagen, wenn Sie in Ihrem Ernst aller Wahrheit ins Gesicht schlagen und
behaupten, es sei uns um nichts weiter zu thun als ein paar Parlamentsstühle
zu erobern und die Vollvertreter zu spielen? Hält aber die Partei die Wahl
für notwendig und das Volk, auf das Sie so gerne sich berufen, hat durch
die steigende Zustimmung und Recht gegeben, so ist es auch ganz selbstverständ-
lich für Jeden, der bis zu vier zählen kann, daß die Partei einen Wahlmodus
wünschen muß, der die Abgeordnetenliste gerecht vertheilt und der Volks-
stimmung in der Vertretung den richtigen Ausdruck gibt. Daß Sie 12 und
auch 41 sozialistische Vertreter im Reichstag gleich Null erklären und mit dieser so
gewonnenen Null Ihr mathematisches Genie leuchten lassen, und sie mit 3, 6, 9
multipliziert Null sein lassen, entspricht ganz Ihrem Talent, schwarz für weiß
und weiß für schwarz anzusehen; verständige Leute jucken darüber die Achsel.
Unsere Gegner, die besser wie Sie wissen, was die Wahlen zu bedeuten haben,
möchten die zwölf gern aus dem Tempel hinauswerfen; die Rechnung, daß
 $3 \times 12 = 36$ ist leuchtet unsern Gegnern besser ein wie Ihnen, Herr Doktor,
unter Umständen ist mein Feind mein bester Freund, er lehrt mich was ich
nicht thun soll.

Aber es ginge ja wider alle Logik, wenn Sie nicht dieselbe Ansicht hätten
wie Ihr Meister Proudhon. Als dieser nur gewahrt worden, welche eine traurige
Rolle er in der Kammer nach der Rantschlacht gespielt, so legte er den psycho-
logisch sehr leicht zu erklärenden Wunsch, nicht nur selbst nicht mehr gewählt
zu werden, sondern auch Andere möglichst vom Wählen abzuhalten. Und bei
einem solchen Entschluß bei der Aktionslust des französischen Arbeiters schwerlich
durchzusetzen gewesen wäre, so mußte man dieser Absicht ein revolutionäres
Mantelchen umhängen und konnte sicher sein, daß ein solcher Appell an die
revolutionären Instinkte des französischen Arbeiters nicht ganz eindrucklos vor-
übergehen würde. Was die notwendige Folge einer solchen für „revolutionär“ aus-
gegebenen Artikl sein mußte und wor, habe ich bereits in meinem Artikel in der
„Zukunft“ zur Genüge hervorgehoben. Wir brachten jetzt bloß eine solche
Artikl als allgemeine Artikl der Partei zu proklamieren und der drohende Sturm
auf das allgemeine Stimmrecht im heiligen deutschen Reich würde sofort in ein
Zerhirnlüftchen sich verwandeln. Dieser einzige Hinweis auf die Wirkung einer
solchen Artikl genügt um zu zeigen, weshalb Sie'ses Kind diele ist. Herr Proudhon
liebte es auch sich mit aller Welt in Widerspruch zu setzen und alle Andern
für Dummköpfe zu erklären. Sie ahmen ihm auch hierin getreulich nach. Der
Erigone hat den Hochmuth des Meisters geerbt. Sie geben aber, um Ihre
Empfehlung politischer Abstimmung — denn ob ich aus Feindschaft gar nicht wähle
oder mit welchem Stimmzettel wähle, ist schließlich toute même chose —
zu rechtfertigen noch weiter, Herr Doktor und erklären mit geperverter Schrift,
daß mir der Schreckliche der Schrecken sei, wenn das Volk sich selbst
bestimme. Durch was, Herr Doktor, können Sie diese dreiste unwahre
Behauptung begründen? Ich kann ohne Prablerel sagen, daß ich für die poli-
tische Erziehung und absolute Selbstbestimmung des Volks hundert Mal
mehr gewirkt, wie Sie mit all Ihren Artikeln bis jetzt gewirkt haben oder
wirken werden. Wenn Sie noch 20 Jahre in der bisherigen Weise fortzureden,
dürfte Ihr Erfolg gleich Null sein und in Anbetracht dieses Umstandes will
ich auch diese, eigentlich viel zu lang gewordene Antwort schließen.

Confessionsloser Religionsunterricht.

Von
H. L. Willems.

(Fortsetzung.)

Wenn denn das Charakteristische in der Religion die dem Menschen gegenüber stehende höhere Macht und der ihr gewidmete Dienst und die darauf gegründete Erwartung ist, und wenn nach fortgeschrittener, verinnerlichter und vergeistigter Auffassung die höhere Macht keine äußere, sondern nur eine geistige, nämlich das Wahre, Gute und Schöne ist, so ruht die Hauptmacht im Guten, weil dieses das allein ganz selbstständige, von Außendingen ganz unabhängige geistige Leben ist, das seine Kraft aus sich selbst schöpft und ohne welches weder das Wahre noch das Schöne ganz und gar sie selbst sind oder ihr Wesen vollständig darstellen. Geht die Erkenntnis des Wahren nicht Hand in Hand mit dem guten Willen der Geltendmachung desselben, so hat sie nicht bloß keine Folgen, sondern kommt auch nicht zur Klarheit und Entschiedenheit, erreicht also ihre eigene charakteristische Ausbildung nicht: ohne Wahrheitsmuth keine volle Wahrheitserkennung. Ebenso werden lebensschöne Verhältnisse, wenn sie nicht aus wirklich tiefer guter Gesinnung hervorgehen, nicht das wirklich Schöne sein, sondern ein gesinnungsloses Menschen, ein Schemen ohne Fleisch und Blut und warmes Leben.

Wenn der Mensch das Gute als höchste Macht erkennt, so hat er nach seiner schon besprochenen geistigen Eigenthümlichkeit und Forderung eine unvollkommene Einzelerkenntnis, indem er nach ihrem innersten und tiefsten Wesen fragt, zur Idee erhoben, in diesem Falle das Gute als höchste Macht zur Gottesidee.

Wir haben aber schon besprochen, daß das Gute im engsten Vereine mit dem Wahren und Schönen steht. Wie diese beiden ohne Jenes nicht zu ihrem eigenthümlichen Wesen kommen, so würde Jenes ohne diese beiden eines Theils das volle Licht auf seinem Wege und anderen Theils die schöpferisch wirkende Aeußerung und Mittheilung seines Wesens an unzählige einzelne Erscheinungen entbehren.

Die Gottesidee umfaßt also das Vollkommen-Gute in seiner Einheit mit dem Vollkommen-Wahren und Vollkommen-Schönen. Schon in dieser Gottesidee giebt sich das höchste Geistesleben kund, und wenn wir dieses nun in seiner ganzen Erscheinung als Erkenntnis, gute Gesinnung und schöpferisches Wirken; ferner in seiner unendlichen Weltstellung, lebend in allen denkenden, fühlenden und bewußt arbeitenden Wesen des unendlichen Alls (denn in einem solchen können jene nicht als auf das Stäubchen der Erde beschränkt gedacht werden); endlich in seiner vollen Selbstständigkeit oder Selbstgenügsamkeit, lebend zwar nur in Individuen und doch als Ganzes unabhängig von der Willkür eines Einzelnen, in eigener Kraft und Macht ewig herrschend, wenn wir das höchste Geistesleben so auffassen, so schauen wir in ihm die wirklich lebendige, unendliche, ewige Gottheit selbst. Diese ist allherrschend, denn wenn auch „die Thoren“ in Verkennung dessen sich gegen sie empören, sie macht dennoch in der Unzerstörbarkeit ihres eigenen innersten Wesens sich fortwährend geltend in der ganzen Welt und prägt ihre Spuren allen größeren Erzeugnissen: Sitten, Gebräuchen, Einrichtungen, Gesetzen

und deren steter Vervollkommenung, kurz dem ganzen vernünftigen, sittlichen und schönen Leben siegreich ein. So lebt die Gottheit, die wir in uns tragen, zugleich außer uns, ist aber nicht die Welt selbst einschließlich des Stoffes, der nur unbewußt zu ihr emporringt, die Gottheit ist vielmehr das höchste Geistesleben, in und durch sich selbst wirkend und herrschend im unendlichen All, und alles individuell bewußte ideale Streben oder Annähern an das Vollkommene in sich schließend in Ewigkeit.

Die Dreitheilung der Gottheit und die Hervorhebung des Guten ist keine Zersplitterung derselben, sondern nur ein Nothbehelf, um sie dem Verständniß näher zu bringen und um die Seite hervorheben, deren unsere Zeit besonders bedürftig ist. Es findet sich schon in der christlichen Dreieinigkeit etwas Aehnliches. Ueber den Gott-Vater, der als Schöpfer und Herrscher doch eigentlich die Hauptperson war, setzte man den Gott-Sohn, in dem eines Theils die gute Gesinnung in Lehre und Liebe menschlich sichtbar hervortrat, und den man anderen Theils als Opferlamm zur Tilgung der Sünden am meisten brauchte. In Zeiten, wenn in der gesunkenen und erstarrten Kirche man sich nach dem Wehen eines neuen Geistes sehnte, schaute man den heiligen Geist als Zeitgeist oder gar als eine bestimmte menschliche Person. Sonst hat er im gewöhnlichen allgemeinen Bewußtsein nie so recht die Persönlichkeit gewinnen können, die ihm das Dogma zuerkennt. Jetzt zeigt sich dieser webende und wirkende heilige Geist in den humanisirenden Bestrebungen, in welchen Religionen sie auch auftreten mögen, aufs Neue. Und wahrlich, er thut mehr noth als der Glaube an das Lamm Gottes, welches der Welt Sünde trägt, durch den sittliche Thatlosigkeit und Buchstabenglaube gefördert wird; auch mehr Noth als der Glaube an den Welterschöpfer und Herrscher, den Wolkensammler und Donnerer, der dann wieder im heiteren Himmelsgewölbe lächelt.

Schließen wir uns nun an den zweiten, dritten und vierten Punkt unserer geschichtlichen Betrachtung an und fragen, wie sich Kirche und Geistlichkeit in unserer Zeit gestalten kann, so ist es vor allen Dingen klar, daß bei einer solchen Vergeistigung und Verfüllung der Religion von einer herrschenden Stellung der Kirche und Geistlichkeit keine Rede sein kann. Kirche und Geistlichkeit sind an sich selbst nichts, sie haben keine Selbstständigkeit, kein Recht des Bestehens in sich. Sie sind lediglich die äußere Darstellung eines bestehenden religiösen Gemeinschaftslebens. Hört irgend ein solches geschichtlich gewordenes religiöses Leben auf, so hört auch dessen Folge: Kirche und Geistlichkeit auf. Doch geschieht dies selbstverständlich nicht mit einem Male. Es zeigt sich vielmehr schon lange vorher ein durch todte Gewohnheit und Gleichgültigkeit geschwächtes religiöses Leben, das dieses Namens schon nicht mehr würdig ist. Das spiegelt sich in Kirche und Geistlichkeit wieder, die immer mehr an Geist und innerer Kraft verlieren. Wer hält den Untergang auf? Die gedankenlose Gewohnheit des Bestehens, die Verwechslung von Religion und Kirche, die Furcht, mit der letzteren die erstere zu verlieren, die Einfügung der Kirche in den Staat, der von demselben gewährte Schutz, der entsprechende Eifer der Priesterschaft, die Macht der Hierarchie, die von derselben sanatisirten Massen. Wo ist der Gehalt der Sache in sich? Nirgends. Und ferner wo ist die Religion als inneres Leben? Gerade da am wenigsten, viel eher ist sie in Zweifel oder in der Abwendung von der

Kirche. Wer die Religion in sich fühlt, der zweifelt im Allgemeinen nicht an der Fortdauer und Erhebung der Religion durch deren eigene geistige Macht und verschmährt alle bloß äußeren Mittel dazu, und mag sich am wenigsten auf erstarrte, fast bedeutungslose Formen verlassen. Soll die Religion in wirklich lebendiger und würdiger Erscheinung hervortreten, so mögen diejenigen frei zusammentreten, die der religiösen Gemeinschaft wirklich bedürfen. Dann wird es Vorsteher und sonstige Beamte durch Wahl auf Zeit geben, aber nicht lässig werdende, auf obrigkeitlichen Schuß sich stützende Herren, welcher sich die Gemeinden nicht entledigen können. Ohne äußere Macht wird die Religion nur inneren Halt haben und als Geistes- und Herzenssache, also als Ueberzeugung der Einzelnen ihren unmittelbaren Einfluß auf das Ganze üben. Die Religion muß die eigenste innerste Angelegenheit der Menschen sein. Sonst wird sie das unwürdige und entwürdigende Geschäft schlauer Herrschsüchtiger. Die Verblödhung der Massen bis auf den heutigen Tag ist ein grauerregendes Beispiel. Wer trotzdem meint, man müsse die kirchliche Religion als Leiche conserviren, um die Sittlichkeit zu sichern, vergißt die widerwärtigen künstlich erzeugten Zudungen derselben, die sich als Dummheit, Rohheit, Aberglauben und Fanatismus, aber nie als gesundes sittliches Leben kundgeben. Zugleich übersieht er die mächtigeren äußeren Hebel des Gesetzes und der öffentlichen Achtung, die den Menschen warnen vor argen Ausschreitungen, obgleich keineswegs sittlich machen. Echte Religion als Verlangen nach vernünftiger Weltanschauung, sittlichem Leben und getrostem Blick in die Zukunft bedarf, um ihre Aufgabe zu lösen, überall des geistigen Lichtes und der Herzenswärme. Die Religion als blinder Glaube an eine wunderbare göttliche Offenbarung ist nicht im guten Sinne wirksam für das Leben. Für den denkenden und sittlichen Menschen muß Religion ihre Wahrheit und Würde in sich selbst tragen. Wahrheit läßt sich nicht durch äußere Macht und Pracht erweitern, Eitliches steht mit solchen Dingen nicht in innerer Verbindung, geistige Dinge können sich nicht auf äußere stützen. Wer einer äußeren als prächtiges Schauspiel auftretenden Offenbarung bedarf, um an seine Religion zu glauben, der kann weder ein Verständniß von Religion an sich, noch Gefühl für dieselbe in sich tragen.

Wenn man sich gegen Anmaßung und Herrschgelläste der Kirche und Priesterschaft zu wehren hat, so wird der sittliche Standpunkt der wirksamste sein. Leider lassen sich noch immer Viele durch die Behauptung blenden, daß die Vernunft verderbt und unfähig sei, die Wahrheit zu erkennen und deshalb müsse man der Kirche und dem Priestertum glauben. Aber wer wird diesen noch glauben, wenn er die Herrschsucht, die Geldmacherei, die betrügerische Hervorbringung sogenannter Wunder, die Unverschämtheit gegen Wissenschaft und gesunde Vernunft, das so häufige sittenlose Gebahren von Priestern, die Verhüllung und Verdunkelung desselben bemerkt? Mit den Grundsätzen und Forderungen der allgemein anerkannten Sittlichkeit liege man gegen die dunkle Kirchen- und Priestermacht zu Felde. Und dann rufe man das Gewissen dagegen auf und zwar das wirkliche, nämlich das innere und selbständige, nicht das sogenannte, das in der blinden Unterwerfung unter die Gebote des Priesters besteht. Das echte wirkliche Gewissen beruht auf unserem zur Ueberzeugung gewordenen Wissen über Pflicht und Recht, und tritt hervor

als die innere zu Pflicht und Recht mahnenbe, die Vernachlässigung oder Verletzung derselben strafende Stimme, die sich wohl eine Zeitlang überhören aber nie für immer unterdrücken läßt. Das Wissen kann zwar irren und deshalb finden wir bei ungebildeten Völkern manche Handlungen durch das Gewissen gefordert, die unser Gewissen verwirft, aber die gute Gesinnung und der gute Wille sprechen im Gewissen unverleßt, und was das Wissen betrifft, so wissen wir eben, daß es dem Fortschritt der ganzen Menschheit unterliegt. Wobin nimmt der Gewissenhafte eine im Wissen fortschreitende, in der Gesinnung bleibende Stellung ein und diese gerade ist die höchste, die der Mensch einnehmen kann, denn fortschreitendes Erkennen, gutes Wollen, kräftiges Handeln ist die sittliche Höhe des Menschen. Wie tief und unselbständig steht dagegen der Mensch, der sich von einem anderen Menschen, den er thöricht für einen Gottgeweihten hält (als wenn göttliche Weihe durch äußere Gebräuche erreicht werden könnte) in seinem Sollen und Wollen bestimmen läßt und sich ihm unbedingt überliefert und preisgibt, so daß er sich zur Unwissenheit verurtheilt, zum Haß gegen andersglaubende Mitmenschen verleiten und gegen die Stimme seines eigenen sittlichen Gefühls verhärtet läßt. Blinder Gehorsam ist es, zu dem er sich verpflichtet, während er gerade dadurch der Pflicht gegen Gott und Menschen entfremdet wird und seiner höchsten menschlichen Eigenschaften, nämlich eines hellen Kopfes und warmen guten Herzens verlustig geht. Wirkliche Gewissenhaftigkeit d. h. ein Sichverpflichtetfühlen auf der Grundlage der Erkenntniß von Recht und Pflicht, und ein Sichselbstbinden durch Vernunftgeltung, Gerechtigkeit gegen Alle und Bruderinn, so daß im Gegensatz zu willkürlichem, selbstsüchtigen Belieben nach Neigung und Lust, das Gute als die in sich selbst beruhende höchste geistige Macht vor uns steht, der wir uns, freiwillig uns selbst bindend, beugen und unser sinnliches Wesen opfern: das ist das Ziel der religiös-sittlichen Richtung. In dieser behandelt man das Sittliche religiös d. h. man erkennt es als höchste Macht.

Kommen wir nun noch auf den fünften und sechsten Punkt unserer historischen Betrachtung, nämlich auf die Humanisirung der Religion und die Vorbereitung zu derselben in der Reformation, so müssen wir sagen, daß wir in den meisten religiösen Einzelbestrebungen auch jetzt wieder in einer Reformation mit ihrer Halbheit stehen, daß aber der Gesamtgang der menschheitlichen Entwicklung auf eine entschiedene Humanisirung hinweist. Es war schon oben davon die Rede; hier nur noch die Bemerkung, daß es ein großer Irrthum ist, wenn man meint, um der Schonung des kindlichen Gemüths in der Religion willen sei es nöthig den Forderungen des scharfen Verstandes nicht ganz nachzukommen. Wissen und Gemüth sind keine Gegensätze. Der mit dem Worte „Gemüthlichkeit“ getriebene Mißbrauch ist an der weit verbreiteten falschen Auffassung von „Gemüth“ wesentlich schuldig, nach der man darunter ein unklares verschwommenes Gefühl versteht, das mit echtem Gemüth d. h. tief innerlichem und doch kräftig nach außen gerichtetem Seelenleben gar nichts zu thun hat. Jene elende Gemüthlichkeit, die um ungehörten langweiligen Vergnügtheits willen jeden Ernst und vollends jeden Streit, und wäre es um die heiligsten Güter, für verpönt erachtet, ist schon in Goethe's „Mit wenig Wiß und viel Behagen dreht Jeder sich im engen Zirkelgang“ meisterhaft gekennzeichnet worden und ist ge-

radezu das Gegentheil von Gemüth. Halten wir uns dagegen an das herrschende „Mit Geist und Gemüth.“ Das ist die rechte Zusammenstellung, denn auf den erkennenden Geist, auf die Ueberzeugung von Wahrem und Guten, auf das lebhafteste Gefühl für eine solche Ueberzeugung stützt sich das Gemüth d. h. der innere gewaltige Zug des Ueberzeugungstreuen Menschen, sein Inneres durch die That nach außen geltend zu machen. Der Geist übt eine theoretische Thätigkeit: das Erkennen; das Gemüth eine praktische: das Ausführen. Es ist dem Menschen als erkennendem und wollendem Wesen natürlich, eine Erkenntniß in That umzusetzen. Dies unterlassen ist an sich eine Unnatur, zu welcher der Entschluß aus irgend Gründen, die aber sehr gerechtfertigte sein können z. B. genauere Prüfung der Erkenntniß, erst gefaßt werden muß.

Neben dieser wichtigsten Eigenthümlichkeit des Gemüths, nämlich der praktischen Thätigkeit, hat es eine zweite, die mit der Ueberzeugung von Wahrem und Guten eng zusammenhängt, und diese ist das Wohlwollen. Das Gemüth will durch seine Thätigkeit nützen, heilsam wirken, es ist also in ihm eben soviel Zuneigung zu den Menschen wie zu Wahrem und Guten. Diese zweifache Zuneigung zeigt sich am unmittelbarsten in dem kindlichen Gemüth, das ohne reise Erkenntnißgabe mehr nach seinem guten Gefühl handelt und von dem Schiller sagt: „Was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einsicht ein kindlich Gemüth.“ Da aber Irren menschlich ist und bewußtes Handeln des denkenden Menschen allein ganz würdig, so darf er sich an dem Gemüth als alleinigem sicheren Leiter nicht genügen lassen, sondern er muß stets beflissen sein, seine Erkenntniß zu erweitern und zu berichtigen. Es braucht das kindliche Gemüth aber kein schwaches zu sein, das in übertriebener Weichheit gegen seine eigene Absicht nicht selten Anderen zum Nachtheil handelt. Es kann vielmehr in seiner Unmittelbarkeit recht stark und sich selbst getreu sein. Es kann sich steigern zum feurigen Gemüth, indem es in seiner eigenen Kraft sich überstürzt und gleich dem schwachen ebenfalls zu viel thut. Das schwache und das feurige Gemüth, beide machen am ersten schlechte Erfahrungen und diese Enttäuschungen führen zum herben, verbitterten und verhärteten Gemüth, welches freilich kaum noch dieses Namens werth ist, weil es im eigenen Absterben begriffen. Das abgestorbene, das also kein Gemüth mehr ist, ist das kalte, statt dessen gemüthlos zu setzen. Es fehlt Manchem die Thatenlust und besonders die Aufopferungsfähigkeit für die Wahrheit, denn es giebt auch einen kalten Verstand, der Schätze des Wissens aufhäuft, aber diese für sich behält, weil die Mittheilung Mühe macht, vielleicht auch Gefahr bringt. Da fehlt das Gemüth, das bekanntlich von Muth herkommt, denn die Erfahrung lehrt, daß die Raturgaben nicht gleichmäßig vertheilt sind.

(Schluß folgt.)

Druckfehler • Berichtigung.

In dem Artikel: „Confessionsloser Religionsunterricht“ (Nr. 21 der „Wage“) ist zu lesen:

- S. 328 Z. 22 v. o. zur Statt: der,
- „ 17 v. u. Naturmenschen statt: Kulturmenschen,
- „ 329 Z. 2 v. u. ohne vor: diese Anregungen,
- „ 332 Z. 16 v. o. das statt: die.

In jeder
Buchhandlung
u. Buchhandlung
u. Buchhandlung, für Berlin
u. Buchhandlung, für Berlin
u. Buchhandlung, für Berlin
u. Buchhandlung, für Berlin

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Reich
4.00 Mark.
Inserationspreis 20 Pf.
für die gespalt. Zeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang.

Berlin, 7. Juni 1878.

Nr. 23.

Inhaltsverzeichnis: Das zweite Attentat. — Ueber das Verhältniß des Erhabenen. Ein Beitrag
zur Psychologie der Arbeit. Von Julius Duboc — Confessionslehrer Hallenau's Bericht. Von
H. W. W. W. W. (Schluß) — Kurze Bemerkung von Dr. H. W. W. W.

Das zweite Attentat.

Demüthigend genug ist es vor der ganzen civilisirten Welt, was wir jetzt erleben. Muß denn nicht Jeder, der heute über das Thema des Tages sprechen will, mit dem Glaubensbekenntniß beginnen, daß er in der That und wahrhaftig den Mordversuch, an einem Greise verübt, nicht billige, daß er nicht die Mithäterschaft auf sich nehmen wolle? Es gab früher gewisse Dinge, vorläufige Fragen, über die wenigstens der Gebildete vorweg fort zu sein beanspruchte: das Mindeste war da doch, daß man ihn nicht für einen Mörder, einen Mordbegünstigten halte. Diese Schranke ist heute gebrochen. Wie der Schuß, so das Echo. War das Attentat vom 11. Mai wenigstens auf den Zufall der Einen Revolverkugel gestellt, so ging die öffentliche Meinung damals auch nur in der Einen, bestimmten Richtung, und war, da diese sich als haltlos zu erweisen schien, nun auch bereit, sich wieder in das Gebiet allgemeiner Rechtsanschauungen zu verlaufen; auf diesen Schuß vom 2. Juni, wie in seinem Streuzettel von Geschossen die infame Speculation auf die Sicherheit des Treffens sich offenbarte, antwortete nun, dem entsprechend, ein Aufschrei der Empörung gegen fast Alles, was die moderne Weltanschauung ausmacht. Dem Verbrecher vom 11. Mai gegenüber ließ man sich daran genügen, die Abwehr der Gefahren zu verlangen, welche das aufregende Wort, gesprochen oder gedruckt, durch sein Mißverständnis in einem beschränkten Kopfe hervorrufen könne: der Verbrecher vom 2. Juni will sich mit so einfacher Betrachtung nicht erlabigen lassen. Die der ruhigen Erwägung nächstliegende Annahme, für die überdem in dem Vorleben des Mannes bedeutsame Unterstützungspunkte sich finden, daß es sich nämlich um eine psychische Abnormität, um einen hohen Grad der moral insanity handle, also um eine von aller Solidarität fernliegende Thatsache, weist man vorweg zurück, man sucht anstatt dessen auf, wie wir sicher glauben, ergebnislosen Wegen, nach einer Verschwörung, einem Complot. Ein auch nur halbwegs vernünftiges Motiv für die That läßt sich schon für den einzelnen Thäter nicht erdenken; um wieviel weniger können gemeinsame Interessen auf sie hingewirkt haben! In der noch urtheilslosen, nur aufgeregten Masse tönen die Empfindungen des 11. Mai noch nach und so wird, obwohl der Verbrecher (wenn er überhaupt für solche Fragen eine ernstere Theilnahme hegte) offenbar eher Anti-Socialist war, er

ohne groß Besinnen der socialdemokratischen Partei aufgehaßt und, soweit verglichen überhaupt in Deutschland geschehen kann, regt sich Richter Lynch sogar schon gegen sie. Als wir in einem an die National-Zeitung gerichteten, von dieser ohne jegliche Bemerkung abgedruckten Privattelegramm aus Bromberg lasen, daß nach dem Bekanntwerden des Attentats dortige Patrioten unter Absingung der Nationalhymne die Besucher des Arbeiter-Lesevereins aus deren Lokal vertrieben hätten, so begann allerdings das neuerdings so vielberufene Gespenst der Volksverwilderung auch für uns greifbare Gestalt zu gewinnen, so daß wir es sogar auf einer anderen Seite erblickten als derjenigen, auf der seine Gläubigen es sonst stets zu sehen pflegen. — Am ärgsten freilich treibt es die Presse, zumal der Nationalliberalen. Sie deutet den Umstand, daß der Thäter eine sogenannte gelehrte Bildung genossen, auf das Gründlichste aus. Die Andeutungen, die schon bei den letzten Reichstagsdebatten gegen die Rathedersocialisten laut wurden, treten jetzt in derbster Deutlichkeit auf, ja, weit über dies einzelne Fach hinausgreifend, erheben sie die Anklage gegen die gesammte „materialistische“ Richtung dieser Zeit. Wohlverstanden, nur auf dem Gebiete ihres geistigen Lebens, die Ausschweifungen der Börse, der Großindustrie haben sie beileibe damit nicht im Sinne. Der Darwin'sche Uraffe, die Pödel'sche Placidule haben Deutschland verwildert, nicht der seit Jahr und Tag unaufhörbar herübergeklungene bulgarisch-türkisch-russische Gräuel. In der Wuth und Töde dieser Angriffe feiert der Stourdzja von 1818 seine Auferstehung, nur daß jetzt Deutsche es sind, die über deutsche Wesen also schreiben.

Der Kaiser trug die Wunden, das Land aber das Wundfieber davon — möge Beiden bald die Heilung bescheert sein! Denn schreitet man inmitten dieser Aufregung zu gesetzgeberischem Thun, so wird dies verhängnißvoll sein. Schied sich doch schon bei der Diskussion des Ausnahmengesetzes die ablehnende Majorität nur dadurch von der Regierung, daß diese zu außerordentlichem Thun auch außerordentlicher Ermächtigung zu bedürfen glaubte, aber dahin belehrt wurde daß sie das, was sie wünsche, auch innerhalb des Rahmens der Gesetzgebung erreichen könne. Bei solcher Uebereinstimmung über die Ziele wird man diesmal auch über die Mittel schneller einig werden. Und damit wird man schaffen, was man zu zerstören meint.

Wenn je, so hat gerade an der deutschen Socialdemokratie sich in den letzten Jahren der Einfluß des öffentlichen Lebens glänzend erwiesen. Mit ihrem Eintritt in das Parlament kam der Wendepunkt. Vorher ein nicht immer reinliches, nicht immer durchsichtiges Gähren, begünstigt und hingehalten durch demagogische Naturen welche — das stete Charakterzeichen! — bei eigener Bildung den Bildungshatz allen Andern dictirten. Als diese ausgeschieden oder zurückgedrängt, erlosch natürlich auch bald die Anfeindung der Fraktionen unter sich, der gehässige, brutale Ton, der in ihren Blättern vorgeherrschte hatte, milberte sich und die geeinte Partei versuchte nun erst ihre Kraft nach außen. Durch die Gewährung ihrer großen Forderung, des gleichen Wahlrechts, lud Fürst Bismarck sie ein, an der gesetzgeberischen Arbeit theilzunehmen, und meinte er es ernsthaft damit, sie so in den Staatsorganismus einsägen zu wollen, so muß er jetzt Freude

an dem Gebelhen seines Werkes empfinden. Denn wurde anfangs von der Partei, selbst auf ihren Congressen ausgesprochen, daß sie mit diesem Wählen nur ein taktisches Interesse, eine Musterung der Parteikräfte, bezwecke, so traten doch bald, schon in ihrem Unwillen über Jacoby's Ablehnung im Leipziger Landkreise, die Zeichen weiterer positiver Entwicklung ein. Die Gewählten ließen allmählig davon ab, ihre Anwesenheit im Parlamente nur als eine Demonstration des Princips zu betrachten, sie wandten ihr Interesse einzelnen Vorlagen zu, die besonders in ihren Gesichtskreis fielen, und sie wurden, zum Theile wenigstens, von den andern Parteien dabei mit Rücksicht behandelt. Wäre das längst verlangte Diätengesetz bewilligt, so hätte sich diese Theilnahme sicherlich noch intensiver gezeigt, denn den meisten dieser Abgeordneten war es nur unter Opfer und Entbehrung möglich, der parlamentarischen Arbeit in einiger Dauer sich zu fassen. Im vorigen Jahre ihre Anträge zur Gewerbegejesnovelle, in der folgenden Session ihre Betheiligung an dieser Debatte haben bei den unbefangenen Mitgliedern des Parlamentes selbst Beachtung und Sympathie gefunden: es war eine Reformpartei, die sich da entwickelte. Außerhalb des Parlamentes, in ihrem Vereins- und Versammlungswesen, in ihrer Presse, mag noch mancherlei Rohheit und Unart vorkommen, das ist Kinderkrankheit, bei der Bedeutung der ganzen Entwicklung gering anzuschlagen. Widerwillig und neidisch, aber die Gegner müssen eingestehn, daß eine Thätigkeitslust, eine Disciplin in dieser Partei herrscht, wie in keiner andern.

Diese Entwicklung soll jetzt — so verlangt ein großer Theil der deutschen Presse — gewaltsam unterbrochen werden. Die Folgen sind ziemlich zweifellos: die sociale Bewegung würde neue Kräfte aus solcher Unterdrückung schöpfen. Der allgemeine Verband würde vielleicht geschwächt werden, um so inniger würden die Kreise der Berufsgeuossen sich schließen, der Föderalismus würde dabei zu seinem Rechte gelangen und seine Kraft entfalten. Der Reiz des Verbotenen und des Geheimnisses würde für die Verluste entschädigen, welche das Gesetz und seine Handhabung zufügte; aber mit diesem Reize würde sich dann auch eine verstärkte Lust verbinden zum Handeln außerhalb des Gesetzes und gegen das Gesetz, die Lust an der Verschwörung, für die sich bis jetzt in Deutschland so herzlich wenig Talent gezeigt hat, würde eingimpft werden und, wenn der Volkskörper wirklich krank ist, von diesem nicht ausgestoßen werden können. Bei der Gründlichkeit der Deutschen aber könnte das mit der Zeit zu sehr curiösen Dingen führen.

Ueber das Gefühl des Erhabenen.

Ein Beitrag zur Psychologie der Aesthetik.

Von Julius Duboc.

Als Schiller die von Kant in der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft und anderweit gegebenen Anregungen weiter ausspann und selbstständig verarbeitete, fand er sich von der Betrachtung und philosophischen Begründung des Erhabenen aus zwei Gründen sehr angezogen. Einmal lag im Erhabenen gewissermaßen der Stoff vor ihm ausgebreitet, in und an dem er in der Werkstatt seines poetischen Schaffens vorzugs-

weise haushierte. Der große Dramatiker stand hier auf eigenem Boden, er übte hier Hausrecht, es war sein Reich und den denkenden Künstler, den Schiller in sich trug, mußte es naturgemäß reizen, die Beschaffenheit und Grenzen dieses Reichs, die Bedingungen der dort wirksamen Kräfte zu erforschen und in die Helle des Selbstbewußtseins zu erheben. Dann aber schien ihm gerade das Erhabene, wenn richtig erfaßt, einen Weg der Beweisführung für die Unabhängigkeit der „reinen Vernunft“ von Naturbedingungen anzutun und dieser Weg dünkte ihm um so werthvoller, je fester er einerseits mit seinem sinnlichen Selbstbewußtsein an dieser Unabhängigkeit festhielt, an dem „absoluten moralischen Vermögen“, welches eins ist mit der unbedingten Freiheit oder Fähigkeit des Menschen, das Moralische zu wollen, an jener, von der physischen Weltordnung ganz getrennten sittlichen Ordnung, die den Naturbegriff unter sich hat, „welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erschließen, der Verstand aber mit seinen Begriffen nicht erfassen kann“, und je schwerer es andererseits hielt, diese unerfaßliche Welt aus irgend einem Gesichtspunkt gleichwohl überzeugend beweiskräftig auszustatten. Ueberzeugend beweiskräftig — das war für Schiller, dem todte metaphysische Formeln widerstanden, gleichbedeutend mit einem Zeugniß, an dem das Sinnenbewußtsein, der empfindende Mensch in irgend einer Weise mitbetheiligt war. Wir sollten uns über den Naturbegriff („nach welchem es schlechterdings nothwendig ist, daß das Gegenwärtige als Wirkung sich auf etwas Vergangenes als seine Ursache gründet“); als moralische Wesen erhaben wissen, aber dies Wissen sollte sich auch in der Gefühlssphäre als wahr documentiren. Und das schien Schiller's das Erhabene zu leisten. Von ihm glaubte er aussagen zu dürfen: „Und so hat die Natur sogar ein sinnliches Mittel angewendet, uns zu lehren, daß wir mehr als bloß sinnlich sind, so mußte sie selbst Empfindungen dazu benutzen, uns der Entdeckung auf die Spur zu führen, daß wir der Gewalt der Empfindungen nichts weniger als sclavisch unterworfen sind.“ Der Durchführung dieser Gesichtspunkte ist Schiller's 1801 erschienene, geistvolle und tiefsinnige Abhandlung: „Über das Erhabene“ gewidmet.

Ich erinnere hier an den Schiller'schen Gedankengang, nicht um das sogenannte absolute moralische Vermögen nochmals in irgend einer Weise vor das Forum der Kritik zu ziehen, vor das es schon so oft citirt worden ist, sondern weil die Betrachtung, die dem Gefühl des Erhabenen weiterhin an dieser Stelle gewidmet werden soll, grade auf die Punkte ebenfalls Gewicht zu legen haben wird, die sich Schiller als Argumente in seinem Sinn deutete, die aber bei mir in einem anderen Zusammenhang stehen und ein anderes Aussehen tragen. Und in diesem Zusammenhang betrachtet, werden sie, dünkt mir, am ehesten erläutern, wo und wie sich bei Schiller Richtiges und Unrichtiges durcheinander mengt.

Die Betrachtung unseres großen Dichters über das Erhabene bietet in meinen Augen deshalb so viel Interesse, weil sie überall die Neigung, die Anlage und die Richtung auf psychologische Vertiefung nimmt. Ueberall versucht er zunächst mit dem Gefühlsinhalt sich in's Klare zu setzen, und wenn ihm dies meines Erachtens nicht durchweg gelingt, wenn er dabei auf Abwege geräth, so ist doch der Ausgangspunkt so

beschaffen, daß er in seiner Fäßlichkeit und Schlichtheit uns ungleich näher angeht, als die spätere ästhetische Behandlung des Erhabenen, die dasselbe vor allen Dingen in seinem Verhältniß zur Idee des Absoluten zu erfassen und zu entwickeln bemüht war, dabei aber eine genaue Analyse des eigenen Gefühls, in welchem der Mensch doch zunächst nur das Erhabene befißt, unterließ. Schiller machte wenigstens den Versuch dazu. Er schildert z. B. (in dem Aufsatz: *Verstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände*) den Reiz, den eine schöne Landschaft in der Abendröthe auf uns ausübt. Plötzlich erhebt sich ein Sturm. Bedäubenbe Donner fallen, unser Gehör wird aufs widrigste gerührt. Die in der Dunkelheit aufleuchtenden Blitze sind den Sinnen eher schmerzhaft als angenehm. Und trotzdem werden wir glauben, bei dem Tausch eher gewonnen, als verloren zu haben. „Trotz allen diesen Ursachen des Mißfallens ist ein Gewitter für den, der es nicht fürchtet, eine anziehende Erscheinung.“ Ferner: mitten in einer Landschaft steht ein Hügel, der dem Auge einen Theil der Aussicht entzieht. Wir wünschen ihn weg, er stört und mißfällt uns. Lassen wir aber diesen Hügel in Gedanken immer höher werden, so wird das Mißvergnügen über ihn sich unmerklich verlieren und einem anderen Gefühl Platz machen. Er wird uns anziehend werden und bald mehr werth sein, als die ganze schöne Ebene um ihn her. „Nun gebe man in Gedanken diesem Berg eine solche Neigung, daß es aussieht, als wenn er alle Augenblicke herabstürzen wollte, so wird das vorige Gefühl sich mit einem anderen vermischen. Schrecken wird sich damit verbinden, aber der Gegenstand selbst wird nur desto anziehender sein. . . . Größe und Schreckbarkeit können also in gewissen Fällen für sich allein eine Quelle von Vergnügen abgeben.“ Schiller erinnert dann noch an mehr dergleichen Fälle, in denen „gleichgültige, ja selbst widrige und abschreckende Gegenstände uns zu interessieren anfangen, sobald sie sich entweder dem Ungeheuren oder Schrecklichen nähern,“ und schließt damit, alles dies, „den allen Menschen gemeinschaftlichen Gang zum Leidenschaftlichen, die Macht der sympathischen Gefühle, die uns in der Natur zum Anblick des Leidens, des Schreckens, des Entsetzens hintreibt, die in der Kunst so viel Reiz für uns hat u. s. w.“, als Beweis dafür aufzustellen, daß es noch eine vierte Quelle von Lust giebt, die weder das Angenehme, noch das Gute, noch das Schöne zu erzeugen im Stande sind.“ Und in dieser vierten Quelle offenbart sich uns das Erhabene.

Wie bedenklich diese Beispiele sind, läßt sich, dünkt mich, leicht erkennen. Wenn Schiller sie unbedenklich fand, so haben wir den Grund davon wohl darin zu erblicken, daß er die Theorie des Erhabenen nach Kant in der Hauptsache schon als feststehend richtig angenommen hatte und in den Beispielen nur nach Belägen für diese Theorie suchte. Der Hauptton lag darauf, das Gefühl des Erhabenen als aus einer Vorstellung von etwas entsprungen nachzuweisen, „das entweder unsere sinnliche Fassungskraft oder unsere sinnliche Widerstandskraft überschreitet oder zu überschreiten droht.“ Dadurch gelangte man in der Eintheilung dann zu zwei Gattungen des Erhabenen: dem der Erkenntniß und dem der Kraft. Diesem Erforderniß nun genügten die angeführten Beispiele, denn in alle spielt allerdings dies Moment hinein, daß das Individuum dabei vor etwas zu stehen kommt, was seine sinn-

liche Fassungskraft oder seine sinnliche Widerstandskraft überschreitet oder zu überschreiten droht. Allein das ist auch Alles. Im Uebrigen sind die Beispiele für das, was Schiller aus ihnen entnehmen wollte, völlig unbrauchbar. Denn nicht mit einer Quelle (des Vergnügens), nicht mit einem Gefühl haben wir es zu thun, wenn es sich um die anziehende Wirkung handelt, die das Furchtbare und Schreckliche unter Umständen auf uns ausüben kann, sondern die allerheterogensten seelischen Momente pflegen da zu einer Gesamtheit zusammen zu treten und in dieser ist das Gefühl des Erhabenen häufig zum allergeringsten Theil, oft gar nicht vertreten. Wie fittlich-bedenklich, wie den niedersten Motiven entsprungen, ist oft der Hang, der die Menschen „zum Anblick des Leidens, des Entsetzens“ hintreibt*) — geht es da an, ohne hierin erst eine sorgfältige Analyse und Sonderung vorzunehmen, diese Fälle in Hauf und Fogen zu nehmen und sie wie eine Offenbarung des Erhabenen zu behandeln? Derjenige, dem ein gefährlich herabhängender Berg absonderlich anziehend erscheint, unterliegt vielleicht nur einem gewissen Spiel sinnlicher Aufregung, veranlaßt durch die gespannte Erwartung eines möglicherweise eintretenden zerstörenden Schauspiels. Grade schlaffe Naturen pflegen für solche starke Reize empfänglich zu sein und grade schlaffe Naturen sind andererseits diejenigen, die am allerleichten des Gefühls des Erhabenen fähig sind, an denen sich daher auch schlechterdings nichts demonstrieren läßt. Kurz, es scheint mir unmöglich, an diesen combinirten Empfindungen das einfache Gefühl des Erhabenen zu studiren, an diesen complicirten Fällen die Wirkungen und Einflüsse klar zu legen, denen der Mensch, dessen Gefühl diese Richtung einschlägt, unterliegt. Die Beispiele, die uns Schiller vorführt, sind viel zu weit gewählt und so ist auch das Merkmal, dem sie zur Stütze dienen sollen, viel zu weit, um spezifisch und ausschließlich dem Erhabenen zugerechnet werden zu können. Denn ist es ja wohl nicht gradezu unrichtig, daß die Entstehung desselben im Menschen mit der Vorstellung von etwas zusammenhängt, „das entweder unsere sinnliche Fassungskraft oder unsere sinnliche Widerstandskraft überschreitet oder zu überschreiten droht“, aber es ist auch nicht erschöpfend richtig und noch weniger präcise ausgedrückt.

Indem ich mir einen andern Weg aussuche, abstrahire ich zunächst von einer Untersuchung der Objecte und stelle als erste Aufgabe die hin: den Gefühlsinhalt auszumessen, den der Mensch im Gefühl des Erhabenen sein eigen nennt; daher ich denn auch, nicht wie Schiller „über das Erhabene“, sondern „über das Gefühl des Erhabenen“ schreibe. Dabei taucht denn gleich Anfangs die allgewohnte Vorfrage, der Präjudicial-Einwand auf, daß dieser Standpunkt der Deduction nur das Individuelle treffe und hierauf läßt sich wie immer nur die gleiche Antwort geben, daß die Privatbeschaffenheit des Individuums ja immer noch ein Allgemeines übrig läßt, das nicht mehr bloß individuell ist. Schon die Sprache ist ja nicht Privatbesitz, sondern Gattungsbefitz im Menschen. In dem Augenblick wo mir ein wirkliches Empfinden das Wort: „Erhaben“ auf die Lippen drängt, spricht die Menschheit, d. h. dasjenige, was in allen Menschen gemeinsam wirkend die Sprache erschaffen hat,

*) Man denke z. B. an die unüberwältliche Anziehungskraft, welche Hinrichtungen ausüben.

in und aus mir. Es liegt also ein gemeinsamer Menschheitsbesitz mit übereinstimmend gleichartigen Folgen vor. Das Gefühl des Erhabenen, wo immer es im Menschen zu Stande kommt, trägt, so zu sagen, eine charakteristisch bestimmte Grundfarbe, die wohl in ihrer Intensität, in der Lebendigkeit des Colorits u. s. w., nicht aber in der Farbe selbst von einander abweichen kann.

Als unmittelbar gewiß für die Untersuchung des Gefühls des Erhabenen nehme ich zunächst nur in Anspruch, daß dasselbe das Gefühl von etwas Großem ist, d. h. daß das directe Object der Empfindung (dasjenige, worauf sich dieselbe bezieht) nicht von mir als klein, im Sinn von kleinlich, niedrig, angesehen werden darf. Ein Sandkorn z. B. kann mir das Gefühl des Erhabenen verschaffen, wenn es durch irgend eine Gedankenverbindung, die ich an es hefte, mir Beziehungen des Weltalls, kosmische Verhältnisse, die Wunder der Schöpfung, die Allmacht des Schöpfers und dgl., also etwas Großes, vergegenwärtigt. In diesem Falle ist das directe Object der Empfindung aber in diesen Vorstellungen enthalten und nicht in dem Sandkorn, das dabei nur die Stelle eines Symbols einnimmt. Halten wir nun zunächst fest, daß das Gefühl oder die Empfindung (ich brauche beide Ausdrücke in diesem Fall als gleichwerthig) des Erhabenen ein großes (d. h. ein von dem Empfindenden für groß erachtetes) Object bedingt, so entsteht als nächste Frage die, ob wir in diesen quantitativ ganz unbestimmt gelassenen Begriff: groß, irgend eine Bestimmung hineintragen vermögen, so daß eine sachliche Begrenzung desselben entsteht. Hierbei dürfte das Folgende in Betracht zu ziehen sein. Es treten selten — aber doch gelegentlich — Fälle im Leben ein, in denen der Mensch sich selbst gewissermaßen erhaben erscheint. Damit meine ich nicht das aufgeblähte Bewußtsein solcher Individuen, welche den Dünkel der Erhabenheit sich deshalb zulegen, weil ihnen von anderer Seite solches vorgesagt wird, die also eigentlich nur nachplappern, was sie von Andern hören, ohne sich das Gefühl der Erhabenheit aus dem eigenen Innersten zu erzeugen. Sondern ich meine eben dies Letztere, welches unabhängig, ja sehr häufig im Gegensatz zu der Meinung Anderer, meistens in Begleitung oder als Folge einer einzelnen besonders hervorragenden That oder Handlungsweise zu Stande kommt. Der Eintritt dieses Gefühls im Menschen vollzieht sich nie, ohne daß derselbe sich auf einen Standpunkt der Betrachtung zurückgezogen hat, der einem geringeren, schwächeren Maas des Fühlens, Denkens, Wollens und Handelns entspricht als der ist, den er im Augenblick des Handelns einnahm. Wenn ich heute mit Anspannung aller meiner Kräfte, mit Hintansetzung meines eigenen Lebens ein Kind rette, so kann diese That und ich als Thäter mit morgen oder zu irgend einer anderen Zeit erhaben erscheinen. Aber nur dann wird mir dies möglich sein, wenn ich inzwischen meinen Standpunkt gewissermaßen gewechselt habe, wenn ich in eine Alltagsverfassung zurückgekehrt bin, der ein geringeres Maas von Fühlen und Handeln entspricht als das in dem Rettungsact von mir aufgewandte, wenn jenes frühere Maas mein gegenwärtiges also überragt und ich, indem ich mich so betrachte, mich selbst als etwas mich Überragendes anschau. Wer eine so hingebende und mühsige That wie eine mit Gefahr verbundene Rettung zwanglos und ohne Wallung verrichtet, wer in ihr nur den ganz natürlichen Ausdruck seines inneren

Menschen, wie er stätig beschaffen ist, giebt, wem sie, um mich so auszudrücken, gewissermaßen im Blute liegt, wie es regelmäßig durch die Adern kreisend, des Lebens Schwungrad treibt und bewegt, der wird Anderen zwar grade in dieser einfachen Gesetzmäßigkeit nur noch größer erscheinen, er selbst aber begreift sich nicht als erhaben, ihm ist dieser Eindruck in Bezug auf sich selbst abgeschnitten — und der Grund? Er vermag nicht auf den Standpunkt zurückzutreten, von dem er sich selbst als überragend erschauen könnte.

Wir erkennen hieraus eine Bedingung des erhabenen Eindrucks, die gleichzeitig eine Größenbestimmung des Objects ausmacht. Die Größe desselben ist nun nicht mehr ganz unbestimmt, sondern sie muß unter allen Umständen so beschaffen sein, daß sie das Subject überragt. Diese Bestimmung läßt sich noch durch einen wesentlichen Zusatz erweitern und verschärfen. Untersuchen wir die einzelnen Fälle der Empfindung des Erhabenen, so finden wir, daß für dieselbe ein überragendes Object zwar allemal erforderlich ist, daß aber ein knappes Maas des Überragenden nicht genügt. Was meine Größe, meine Leistungsfähigkeit übersteigt, mich also überragt, aber so wenig, daß ich, bildlich gesprochen, nur einer kleinen Extra-Anstrengung im Ausreden meiner Person bedarf, um demselben gewachsen zu sein, verschafft mir nicht den Eindruck des Erhabenen. Um diese Bezeichnung zu verdienen, muß sich dasselbe nicht bloß meinem gewohnten Kräfteaufwand versagen, sondern mir überhaupt nahezu oder ganz unerreichbar erscheinen, wenn es dasselbe, — eine mögliche Aenderung meines Menschen vorausgesetzt — vielleicht auch nicht ist. Kenne ich das, was dem Menschen von dem Standpunkt seiner gegebenen Beschaffenheit aus, im gewohnten Steigen und Sinken seines Größermaasses (denn der Mensch ist ja nichts absolut-Starres) ungefähr erreichbar ist, seine Sphäre, so läßt sich dies Verhältniß des Erhabenen also am füglichsten so bezeichnen, daß man sagt: dasselbe muß ein überragendes Object und zwar von der Art sein, daß es die individuelle Sphäre des Fühlenden überragt. Das Erhabene liegt also außerhalb der individuellen, wenn auch innerhalb der Gattungs-Sphäre des Fühlenden. Wäre das Letztere nicht der Fall, so würde überhaupt kein Verhältniß des Subjects zu demselben möglich sein.

Ich recapitulire nun das bisher Gesagte: das Erhabene muß groß (im positiven Sinn als Gegensatz von kleinlich, niedrig) sein, es muß ein mich Überragendes darstellen und das Mich muß hierbei in dem erweiterten Sinn, in welchem es: meine individuelle Sphäre bedeutet, genommen werden — und füge dann den Satz hinzu: Das Gefühl des Erhabenen ist das Gefühl eines solchen Überragenden und weiter ist es nichts.

Hier scheint nun sofort ein erster, anscheinend sehr plausibler Einwand erhoben werden zu können. Wenn das Gefühl des Erhabenen — kann mir Jemand einwerfen — in der That nichts weiter ist und nichts weiter zu sein beanspruchen darf als dies, so muß es ja sehr häufig vorkommen und nichts Ungewöhnliches, sondern etwas recht Gewöhnliches darstellen. Denn ein oder das andere Überragende hat doch wohl Jedermann und an diesem und durch dieses hat er also auch das Gefühl des Erhabenen. Nun tritt aber, wie jede Selbstbeobachtung ergibt, das

Gefühl des Erhabenen sehr selten*) in unsere Seele ein, es müssen also offenbar noch andere Factoren mit in Rechnung zu ziehen sein. Ich erwidere: Letzteres ist unzweifelhaft der Fall, nur daß diese anderen Factoren sehr wohl mit unserer Rechnung in Uebereinstimmung zu bringen sind. Es klingt so selbstverständlich und einfach: ein oder das andere Ueberragende hat doch wohl Jedermann, — ist das aber in der That so einfach? Keineswegs. Sehen wir einmal näher zu. Dieser Gegenstand erscheint mir erhaben, ich sehe ihn so an, ich theile die Meinung Anderer, daß er als erhaben aufzufassen ist. Habe ich aber dadurch den überragenden Gegenstand als erhabenen? Ja, ich als Betrachter wohl, aber doch noch keineswegs ich als totaler Mensch, so daß sich eine Resonanz desselben in meinem Gefühl ergiebt. Und darum eben handelt es sich ja. Indem ich einen Gegenstand auffasse, verhalte ich mich theoretisch zu ihm. Das Theoretische ist aber doch immer nur eine Seite im Menschen. Ich kann daher die erhabene Natur eines Gegenstandes einsehen d. h. mich theoretisch bejahend zu ihm verhalten und ihn gleichwohl praktisch verneinen d. h. ihm, durch andere Züge meines Charakters bestimmt, widerstreben. Dann findet er zwar den Zugang zu meinem Erkenntnißvermögen, aber nicht zu meinem Herzen. Da aber das Menschenwesen in seiner Totalität Beides umfaßt, so ist der erhabene Gegenstand alsdann nur einseitig d. h. er ist eben nicht vorhanden, der Mensch hat ihn in Wirklichkeit nicht. Jedes Moment des Widerstrebens im Menschen vernichtet daher die Aneignung des Ueberragenden, der Eindruck, das Gefühl des Erhabenen kommt nicht zu Stande. Die Empfangnis ist nur möglich bei Empfanglichkeit. Der diametrale Gegensatz der Empfanglichkeit ist aber das Widerstreben. Letzteres wird nun durch zwei Wesenseigenlichkeiten im Menschen besonders genährt und großgezogen. Einerseits durch Alles, was an Regungen der Selbstsucht, der Eitelkeit, des Hochmuths anknüpfend, mir ein Ueberragtwerden überhaupt lästig erscheinen läßt, andererseits durch Schwäche. Denn das Ueberragende bedingt seiner ganzen Natur und Structur nach eine Anspannung meines inneren Menschen, wenn ich ihm Herz und Sinn erschließen d. h. über ihr gewohntes Maas hinaus öffnen soll und es ist also eine selbstverständliche Folge, daß ich ihm widerstrebe, wenn die geforderte Anspannung meiner Schwäche zu viel auferlegt. Eigentlich schlaufe Naturen gelangen daher nie zum Eindruck des Erhabenen.

Ich habe hier nur das Moment des Widerstrebens als Behinderung für das Gefühl des Erhabenen ins Auge gefaßt, aber schon diese eine Erwägung zeigt, daß wir an dem anscheinend großen Procentsatz dieses Gefühls einen starken Abzug bewilligen müssen, denn dieses hinderliche Moment fällt um so mehr ins Gewicht, je verbreiteter und gewöhnlicher sein Vorkommen ist. Selbstsucht in seinen verschiedenen

*) Wenn man freilich mit dem Aesthetiker Zeising (Aesthetische Forschungen. Frankfurt a. M. 1885) annimmt, „daß der ästhetische Effect des Erhabenen ein so naheliegender ist, daß selbst im rohesten Zustand das Gemüth davon ergriffen zu werden pflegt“, so braucht dieser Einwand kaum erhoben zu werden. Allein diese Annahme selbst beruht nur auf einer mangelhaften Sonderung seelischer Wirkungsmomente, namentlich auf einer Vermischung der Ehrfurcht mit dem Gefühl des Erhabenen, worüber später.

Formen und Schwäche — zwei normalere und regelmäßigeren Krankheitsformen lassen sich kaum bezeichnen, sie umwuchern in unzähligen Fällen als chronisches Siechthum den Lebensstamm.

Aber die Zahl derjenigen, die das Gefühl des Erhabenen zu realisiren im Stande sind, schmilzt auch noch aus anderen Gründen zusammen. Erinnern wir uns, daß im Erhabenen das Ueberragen stets das Uebertrogen der individuellen Sphäre in dem oben erläuterten Sinn bedeutet, so ergibt sich ohne weitere Untersuchung, daß die Zahl derjenigen auszuscheiden ist, welche so tief in ihrer individuellen Sphäre stecken, daß sie aus derselben überhaupt nicht heraus, daß sie zu einem über dieselbe hinausliegenden Object überhaupt in kein Verhältniß zu treten vermögen. Dies findet nun aber auf eine äußerst große Anzahl von Lebensläufen Anwendung, namentlich auf solche, die sich in einem bestimmten, eng umschriebenen Kreis von Erwerbs- und Betriebs-Verhältnissen abspielen und deren Träger gewohnheits- und bedürfnismäßig mit dieser ihrer Sphäre im Innersten verwachsen. Der ganze „Mittelstand“ und gerade derjenige Theil vorzugsweise, der sich in einigermaßen behaglicher Lebensstellung befindet, liefert das ungünstigste Ergebnis. Bei den höheren Ständen kann wenigstens die leichtere Verührung mit Kunst und Wissenschaft ein Gegengewicht in die Waagschale werfen (wenn dasselbe auch häufig genug unwirksam bleibt), bei den ganz bedürftigen Classen liegt in der Dürftigkeit selbst ein Moment, welches über die eigne Sphäre, wenigstens dem Wünschen, Streben und Hoffen nach, hinaustreibt und insofern Anknüpfungspunkte zu einem über die eigne Sphäre hinausliegenden Lebensinhalt bietet. Nicht ganz selten erwächst eben daraus trotz niedriger Geisteskultur ein reineres Verhältniß zu dem Ueberragenden und damit zu dem Erhabenen als es dem behaglicher situirten Mittelstande eigen ist.

Endlich ist noch ein anderes Moment zu berücksichtigen und gerade dieses verdient eine besondere Aufmerksamkeit, denn es führt tiefer wie die zuletzt erwähnten mehr äußerlichen Umstände in die zarteren Beziehungen, die dem Empfindungsleben in uns eigenthümlich zukommen, von denen daher auch das Gefühl des Erhabenen wesentlich abhängig ist. Dies Moment, dem sich jetzt unsere Untersuchung zuzuwenden hat, betrifft die nahe Verwandtschaft, aber auch die spezifische Differenz des Gefühls des Erhabenen von dem Gefühl der Ehrfurcht. Ich habe dem letzteren hier und an einer anderen Stelle*) eine Untersuchung gewidmet, die zu eingehend ist, um hier abermals vorgeführt werden zu können. Nur an den Hauptpunkt werde ich erinnern, um an denselben anknüpfend, meine Auffassung von der Differenz beider Gefühle klar zu stellen. Eben in dieser Differenz liegt eine außerordentlich scharfe Erläuterung des Gefühls des Erhabenen, eine Erläuterung, die für das fernere Verständniß nicht zu umgehen ist. Vielleicht kläre ich damit auch diejenigen meiner Herren Gegner auf, die der Ansicht sind, ich würfe — wie sich z. B. Professor Pfeiderer in der Protest. Kirchenztg. ausdrückte — das Gefühl des Erhabenen mit dem der Ehrfurcht ruhig zusammen, während beides noch wohl zu unterscheiden sei. Gewiß, nur daß mit diesem Ausspruch noch nicht nachgewiesen war, wo und wie diese behauptete

*) In: Gegen den Strom. Gesammelte Aufsätze. Hannover, Rämpker 1877.

Unterscheidungslinie zu ziehen ist und diese Lücke, die mein Gegner offen gelassen, will ich in dem Nachfolgenden auszufüllen mich bemühen.

In dem erwähnten Aufsatz habe ich für das Zustandekommen ehrfürchtiger Gefühle ganz im Allgemeinen einen Gegenstand erforderlich erklärt, „der uns als ein überragender gegenübertritt, ein Gegenstand, für den unser gewöhnlicher Maßstab des Er- und Begreifens nicht mehr oder doch nicht mehr völlig ausreicht, so daß ein Eindruck entsteht, durch welchen unser eigenes Größenverhältniß, wie es in unserer Auffassung für uns als richtig und gültig besteht, eine Schwälerung erfährt“, ich habe diese Definition an Beispielen erläutert und daraus die weiteren, das religiöse Gebiet betreffenden Folgerungen gezogen, die hier nicht weiter in Betracht kommen. Die Analyse des Gefühlsinhalts deutet also, indem für beide Gefühle (der Ehrfurcht und des Erhabenen) gleichmäßig ein überragender Gegenstand erforderlich erklärt wird, jedenfalls auf eine sehr nahe Verwandtschaftsbeziehung derselben hin, wie dies ja auch die eigene Selbstbeobachtung lehrt, da der Mensch sehr leicht vor einem erhabenen Gegenstand in ehrfürchtiges Staunen versinkt. Die ganze Psychologie der Religionen, soweit dieselben nicht auf der Stufe des Fetschismus verharren, sind ferner ein fortlaufender Beleg zu der nahen Verwandtschaft beider Gefühle, die eben dort aufs leichteste sich vermischen, in einander übergehen und in der kirchlichen Kunst sogar einen großartigen Band mit einander errichtet haben. Es fragt sich, wo und wie die gleichwohl vorhandene spezifische Differenz beider Gefühlswesen aufzufassen ist? Mir scheint, daß man den folgenden Punkt genau ins Auge zu fassen hat, der, an sich unscheinbar, gleichwohl einen sehr krappanten Unterschied bezeichnet, aus dem sich dann auch noch andere charakteristische Eigentümlichkeiten im Gefühl des Erhabenen ungezwungen ableiten und erklären lassen. Wenn ich einen Gegenstand vor mir habe, der mich überragt, so kann der Eindruck, den ich davon erhalte, ganz verschiedenartig accentuirt sein. Einmal kann nämlich der Accent darauf liegen, daß der Gegenstand mich überragt, einmal darauf, daß er mich überragt. In dem ersten Fall habe ich das Gefühl der Ehrfurcht, in dem zweiten das Gefühl des Erhabenen.^{*)} Verlegt sich der Nachdruck meines Empfindens in die Richtung des Woch, dem durch den überragenden Gegenstand eine gewisse Schwälerung, eine Verringe-

^{*)} Welches ist der charakteristische Unterschied zwischen dem bloßen Staunen und dem Gefühl des Erhabenen? Auch beim Staunen befinde ich mich ja vor einem überragend Großen und der Accent meines Eindrucks liegt darauf, daß dasselbe mich überragt, nicht daß es mich überragt. Das von mir für das Gefühl des Erhabenen gegebene Signalement scheint also auch auf das bloße Staunen zu passen, was es doch nicht darf, da zwischen beiden Gefühlen jedenfalls ein großer Wesensunterschied besteht? Diesen setze ich darin, daß das Staunen bei der Anerkennung der bloßen Größe verharret, ohne daß diese Größe (wie beim Erhabenen) den Gegensatz von kleinlich, niedrig bildet, also in einer gewissen Sympathie-Beziehung zu meinem moralischen Gefühl steht. Sondern es ist beim Staunen eben nur das reine Quantitäts-Verhältniß gemeint. Daher kann das gemeinste Dubschuld mich nach Hinsicht seines Größenverhältnisses in Staunen versetzen und es thut dies, weil es mich überragt, aber es kann mir nicht das Gefühl des Erhabenen einflößen, obgleich es mich überragt, weil seine Größe keinen Gegensatz zu niedrig ausdrückt, sondern vielmehr mit demselben zusammenfällt. Das Gefühl des Staunens findet übrigens nicht in „erhaben“, sondern in „großartig“ seinen charakteristischen Ausdruck.

rung des eigenen Selbst zum Bewußtsein gebracht wird, so beugt sich mein Haupt in Ehrfurcht; verliere ich das Mich aus den Augen, komme ich dadurch frei von dem Eindruck der Schmälerung, den der überragende Gegenstand mir auferlegen kann, während er gleichwohl selbst von meinem Empfinden ergriffen und festgehalten wird, so richte ich mein Haupt empor, Herz und Sinn erweitern sich, ich erlebe eine Steigerung meines ganzen Menschen. Hier liegt der charakteristische Unterschied, durch den nun eine Reihe fernerer Nuancen in der Wirkung des Gefühls eingeleitet werden: die Furcht, der Schrecken werfen zu Boden — oft wie mit einem Faustschlag, plötzlich und gewaltthätig; in der Ehrfurcht beugt der Mensch sein Haupt, gleichsam in symbolischer Anerkennung der überragenden Stellung eines Größenverhältnisses, dem gegenüber er sich als der Geringere erscheint, ohne daß ihn Bedrückung entmannt;*) das Gefühl des Erhabenen steigert. Und diese Steigerung wird eben dadurch bewirkt, daß der Mensch in den Eindruck des Überragenden rein ein- und aufgeht, sich demselben hingiebt und an ihm erweitert, ohne an die Schmälerung seines eigenen Selbst, die in diesem ganzen Verhältniß einer Gegenüberstellung des Überragenden mit ihm, dem Geringeren, ebenfalls einbedungen liegt, zu denken resp. dieselbe zu empfinden. In dem Eindruck des Erhabenen fehlt also diese gewußte und empfundene Rückbeziehung auf das eigne Ich, die dem Gefühl der Ehrfurcht noch innewohnt — dieses ist, um mich so auszudrücken, pathologischer, jenes ästhetischer. In dem Erhabenen wirkt die Natur des Gegenstandes (als eines Überragenden), gewissermaßen seine moralische Form rein auf die aufgeschlossene Seele, in der Ehrfurcht wird dies reine Verhältniß alterirt durch die Disposition des Empfindenden, das Überragende im Verhältniß zu sich (dem Empfindenden) aufzufassen, der eignen Grenzen, des großen Abstichs, der ihn von dem Überragenden trennt, sich bewußt zu werden, diese Beziehungen, die also dem eignen Ich, nicht mehr dem überragenden Gegenstand angehören, in das eigne Empfinden hineinzutragen. Das Gefühl des Erhabenen hat gar keine Verwandtschaft mit der Demuth, die Ehrfurcht eine sehr starke, denn sie unterscheidet sich von dieser in der That nur dadurch, daß in ihr (der Demuth) der Rückschlag des Überragenden auf das subjective Empfinden völlig das Uebergewicht erlangt hat, während in der Ehrfurcht ein positives Gefühl für die objective Größe des Überragenden gleichzeitig noch seine Geltung behauptet.

(Schluß folgt.)

*) Es ist so verkehrt wie möglich, wenn man, wie dies sehr häufig geschieht, in der Ehrfurcht die Furcht sucht, das erstere Gefühl für eine Art Mischgefühl, etwa aus Ehrerbietung und Furcht zusammengesetzt, hält, in welchem diese beiden Gefühlsmomente noch fortwirkend neben einander beständen. Das geringste Maß der Selbstprüfung lehrt, daß beide Gefühle ihren gesonderten Inhalt haben und sich gegenseitig ausschließen. In der Furcht ist der Kern des ihr eigenthümlichen Inhalts: die Besorgniß für die Erhaltung des Ich, wobei Erhaltung im weiteren Sinn als Bewahrung des das Ich angehenden status quo zu nehmen ist, sich in dieser Fassung also sowohl als auf das physische Leben wie auf moralische oder materielle Güter beziehen kann. In der Ehrfurcht fehlt diese Besorgniß gänzlich und schleicht sich dieselbe ein, so schwindet in demselben Augenblick die Ehrfurcht, die ein besorgnißfreies Gefühl ist, und die gedrückte Furcht tritt an ihre Stelle.

Confessionsloser Religionsunterricht.

Von
H. T. Wislicenus.

(Schluß.)

Ebenso wenig wie von einem kalten kann von einem übelwollenden Gemüth die Rede sein. Mit einem haterfüllten könnte man nur das hinsichtlich des Wohlwollens in sein Gegenteil umgeschlagene bezeichnen, das einseitig nur den Charakter der Thäbigkeit nach außen bewahrt hätte. Mit einem rauhen Gemüth bezeichnet man nur jene in ihrem nur scheinbaren Gegensatz so liebenswürdigen Sonderlinge, die hinter unfreundlicher, mütterlicher Außenseite ein reiches und tiefes Gemüth zu verbergen suchen.

Das echte Gemüth entsteht nicht gleich der Begeisterung bei einer besonderen Veranlassung, mit deren Erledigung sie sich legt; es ist immer gegenwärtig, aber still und lärm nicht auf den Gassen: in seiner Tiefe nachhaltig, hat es Muth des Strebens und Zuversicht des Gelingens; nach einer Erfolglosigkeit aber zieht es sich in seine Tiefen zurück, um mit gestärkter Kraft wieder hervorzutreten. Wo es wirklich ist, ist es auch unsterblich. Das Gemüth also, diese innere wohlwollende Triebkraft der Ueberzeugung von dem Wahren und Guten, diese letzteren äußerlich zu verwirklichen, ist der Religion unentbehrlich, da diese ebenso wenig in unklaren Vorhimmeln, wie in bloß verständiger Aufklärung ihre Wirkksamkeit finden kann, am wenigsten aber darf es der religiös-sittlichen Richtung fehlen, weil diese auf die höchste Praxis, auf die Annäherung an das sittliche Ideal gerichtet ist. Je klarer die Erkenntniß, je mehr also den Forderungen des scharfen Verstandes auch in der Religion Rechnung getragen wird, desto sicherer und kräftiger wird das Gemüth, das sich auf die Ueberzeugung von dem Wahren und Guten stützt, sich bewähren.

Einem solchen inneren kräftigen religiösen Leben kann das äußerliche Bekenntnißwesen nur gleichgültig, oft hindernd sein, können obrigkeitliche Nachfragen oder gar Forderungen in dieser Richtung nur thöricht erscheinen. Man wird künftig Jedem seine Religion als sein innerstes Heiligthum selbst überlassen, nie nach ihr fragen und den Wahn endlich aufgeben, als sei durch das äußere Bekenntniß zu einer gewissen Religion das Dasein eines inneren religiösen Lebens verbürgt. Keine Religion haben zu müssen, ist die erste Forderung der Religionsfreiheit. Solange man es für vernünftig und berechtigt hält, den Menschen nach ihrer Zugehörigkeit zu Kirchen und anderen Religionsgemeinschaften religiöses Leben beizulegen, und dagegen denen, die keine äußere Religion bekennen, religiöses Leben abzuspochen, legt man ein starkes Zeugniß für die Begriffsverwirrung auf religiösem Gebiete ab.

Ein belehrendes Beispiel in dieser Beziehung ist Schiller. Wie antikirchlich, nur den äußeren Verhältnissen und dem Gesetz sich fügend, und daher nach Vieler Auffassung wie unreligiös zeigte er sich gelegentlich seiner Trauung! Und dagegen wie religiös-sittlich sagte er die Aufgabe der Kunst, das Menschengeschlecht zu erziehen, und welche ernsten, tiefinneren sittlichen Forderungen stellte er an den Künstler, der vorher selbst sich zu einem Würdigen machen müsse, ehe er es wagen

nicht und am wenigsten die hergebrachten, die der einfachen Natur und Vernunft widerstreiten.

In dem Entbehrlichen, also Unwesentlichen denke Jeder wie er kann und sich verpflichtet fühlt, aber Unwesentliches kann auch keinen wesentlichen Unterschied unter den Menschen hervorbringen. So haben wir uns denn nur über dieses unserm heutigen religiösen Verlangen Unentbehrliche und Wesentliche zu einigen. Damit kann und wird jeder einverstanden sein, der nicht seine Religion für die durch wunderbare Offenbarung beglaubigte einzig wahre hält. Und derer, welche das nicht mehr thun, sondern vielmehr die Religion für das aus der Geistesnatur des Menschen hervorgetretene und stets neu hervortretende höchste ideale Geistesleben halten, ist unter den gebildetsten Völkern eine große Menge, weil unsre ganze Bildung dazu nöthigt. Nur wo die Priesterherrschaft äppig gebeiht, kommt dieser Standpunkt selten vor.

So ist es denn für eine große Menge aus allen Religionen und Kirchen heute möglich und an der Zeit, zu bekennen, daß diejenigen, welche auf diesem natürlich-sittlich-religiösen Standpunkte stehen, eine und dieselbe Religion haben, so viel sie auch in Einzelheiten abweichen mögen, und daß sie sich deshalb untereinander so recht aus tiefstem Grunde der Ueberzeugung und Gesinnung als Eins wissen und fühlen.

Das ist es, was die Humanisirung der Religion heute verlangt und jeden Tag, wo es eine Anzahl Gleichgesinnter für nöthig hält, zu Stande bringen kann. Der Anfang dazu ist durch die freireligiösen Gemeinden längst gemacht. Wer will sich dem, wenn er die erhabensten Forderungen seiner eigenen Religion hinsichtlich der Wahrheit und Liebe nicht verletzen will, widersetzen?

A. L. Wislicenus.

Kurze Bemerkung

von

Dr. H. Mülberger.

Ich sehe mich nicht veranlaßt, auf die in Nr. 22 der „Wage“ enthaltene Replik des Herrn A. B. zu antworten. Dieselbe richtet sich in meinen Augen von selbst. Ich bitte diejenigen Leser, welche sich für die Polemik zwischen mir und dem Herrn A. B. interessieren, sich's nicht verbieten zu lassen und die vor- ausgehenden Artikel in Nr. 8 und 12 der „Zukunft“ zu lesen. Die Zeit ist überdies nicht mehr ferne, wo der gouvernementale Socialismus, dessen typischer Vertreter Herr A. B. ist, an den realen, tatsächlichen Verhältnissen Schiffbruch leiden und gezwungen sein wird, in die Bahn der Decentralisation und des Liberalismus einzulenken. Da mir, wie gesagt, über kurz oder lang die Ereignisse Recht geben und den ganzen Widerspruch der von Herrn A. B. verkündeten „socialistischen Staatsidee“ aufdecken werden, so kann ich es füglich unterlassen, diesem naturgemäßen Proceß vorzugreifen und noch einmal den fruchtlosen Versuch zu wagen, für die intellectuelle Heilung des Herrn A. B. thätig zu sein. Wenn man 10 Jahre lang dem Volke vom „Staat“ und immer wieder „Staat“ gepredigt hat und nun auf einmal zur Erkenntniß kommen soll, daß diese ganze Staatsidee nichts weiter als eine mißverstandene Formel, ein unklarer und verschwommener Begriff, ein mixtum compositum aus revolutionären Instincten und reactionären Neigungen, kurz alles eher, denn der Weg zur Freiheit und Gleichheit ist, so ist das offenbar zu viel verlangt. Ich übergebe darum den Herrn A. B. der „allmächtigen Zeit“, damit sie ihn heile, wenn überhaupt noch Rettung möglich ist. (Womit die Auseinandersetzung für geschlossen erklärt sei. — Red.)

In Bezügen
durch jede Buchhandlung
u. Verlagsanstalt, für Berlin
durch G. Reichenberg,
NW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Reichsgebiet
4.50 Mark.
Inserationspreis 20 Pf.
für die gespalt. Zeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von
Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang.

Berlin, 14. Juni 1878.

Nr. 24.

Inhaltsverzeichnis: Der weiße Schrecken. — Zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera.
Von Bruno Bauer. I. — Ueber das Gefühl des Erhabenen. Ein Beitrag zur Psychologie der
Kunst. Von Julius Dübner. (Fortsetzung)

Der weiße Schrecken.

Seit einigen Jahren ist es Sitte geworden in der Polemik der Parteien, den Vorwurf der Vaterlandslosigkeit als einen absoluten, gar nicht mehr erst discutablen zu betrachten und zu gebrauchen. Was unsere Klassiker, von Lessing anzufangen, über die „heroische Schwäche“ des Patriotismus gedacht und geschrieben, das ist veraltet, vergessen. Wenn nun aber wenigstens die Männer, welche jede kosmopolitische Anwendung überwunden haben und sich ihres Vaterlandstolzes freuen, uns zeigen wollten, daß sie es nicht bei der Phrase bewenden lassen, daß sie zum Wesen der Sache durchgedrungen.

Dazu war, unseres Erachtens, gerade in diesen Tagen sehr geeignete Gelegenheit. Auch das kälteste Gefühl konnte mit Recht erschüttert sein über die beiden rasch auf einander folgenden Majestätsverbrechen, auch das Gleichgültigsten Sinn mußte zu eingehender Erörterung angeregt werden. Dabei hätten einige der frappantesten Erscheinungen dieses Ereignisses bald den größten Theil des Schreckens eingeblüht. So lange nicht der Beweis erbracht war, daß die beiden Thäter im Einverständnis gehandelt haben, daß eine innere Einheit des Verbrechens in seiner Fortsetzung ausgesprochen sei (und darauf scheint selbst die eindrigste Untersuchung nicht auszugehen): so lange war es nicht nur erlaubt, sondern wissenschaftlich geboten, in diesem zeitlichen Zusammentreffen kein causales zu suchen. Wie die Mathematik uns lehrt, daß, fielen in zwei aufeinanderfolgenden Lotterien der höchste Gewinn auch beidemal auf dieselbe Nummer, darin absolut nichts Wunderbares liegt, vielmehr die Wahrscheinlichkeit ganz dieselbe sei für die Wiederkehr eben dieser Nummer, wie für das Eintreffen irgend einer andern: so wird die Moralstatistik uns lehren, daß eine Verbrechensart, die vielleicht im Durchschnitt nur zweimal im Jahrhundert aufzutreten hat, für diese Wiederholung ebensoviel einen Zwischenraum von Wochen, wie von Jahrhunderten aufweisen kann. Diese abstracte These kam im vorliegenden Falle um so mehr zu realer Geltung, als in der Person dessen, gegen den die Morbanfälle sich gerichtet hatten, doch anerkanntermaßen kein Moment eines besonderen Anreizes für das Verbrechen gegeben war.

Wenn diese statistische Thatsache erst festgestellt war, so reducirte sich damit auch die von einigen Seiten zu stark hervorgebrängte Be-

in Frankreich die Revanchegefühle, welche auf die Uneinigkeit im neuen deutschen Reiche spekuliren, ganz und gar niederschlagen. Das wird dem Reichstage die rechte Kraft zum Widerstande leihen, wenn in kurzer Frist der Militärstat mit neuen Forderungen an die Steuerzahler herantritt. Wackre Patrioten, Ihr seid gut am Werk!

Und dazu in sieben Wochen Neuwahlen. Da muß noch viel Wasser vom Himmel herabstürzen, die Köpfe zu kühlen.

Zur Orientirung über die Bismarck'sche Ära.

Als der Unterzeichnete während der letzten Jahre an seiner Schrift über die Anfänge des Christenthums arbeitete, schwebten ihm seine Anschauungen über unser Zeitalter und dessen Verwandtschaft mit der Zeit des aufsteigenden römischen Imperialismus vor Augen. Kern Freund indessen historischer Anspielungen, hatte er auch nicht die Neigung dazu, in einer Frage der Forschung durch die Heranziehung seiner schon vor Jahrzehnten ausgesprochenen und bekannt gewordenen Ansicht die Aufmerksamkeit unnöthigerweise zu zerstreuen. Jetzt haben wir über die Analogie zweier großer Zeitalter zu professen zu handeln.

Die Bewunderer der jetzigen Ära, wie die Männer, die in den Kämpfen der vorbereitenden Zeiten ihre Lebenskraft aufgewandt haben, hören es nicht gern, daß ihre Leiden und Freuden der Eröffnung eines socialen Horizonts dienen sollen, der weit über den Gesichtskreis ihrer rühmlichen Tagesarbeit hinausgeht. Rastlos mit der Reform ihrer Umgebung beschäftigt, übersehen sie es, daß ihr Arbeitsfeld nur der Theil eines Bodens ist, der seit dem Schluß des vorigen Jahrhunderts von den republikanischen und kaiserlichen Herren Frankreichs, vom Lajo an bis zur Rostwa, besäet und mit Blut gedüngt ist und daß in den befruchteten Furchen Städtefreiheit, Emancipation von zahllosen kleinen Herren, Centralisation der Regierung und die Verufung der bisherigen Leibeigenen in die Volksherrschaft aufgegangen sind und die Armee-Reorganisation zur Tagesfrage Europa's erhoben ist.

Alle Tauschungen, welche die unermüdblichen Kämpfer für die Reformgesetzgebung von Tag zu Tag erfahren, können die Empfindlichkeit nicht stillen, mit der sie die Erinnerung an die römische Zeit aufnehmen, welche die Volkämter, Volksrechte, Volksgesetzgebung auf den Imperator zusammengehauft und diesen, neben dem Oberbefehl über die Armee, zum Träger des Tribunats, zum Herrn der Volksversammlung, zum Besitzer der Initiative im Senat, somit zum Herrn der Gesetzgebung gemacht hat.

Und selbst die scheinbar Glücklichen, auf deren Haupt Alles cumultirt und in Strahlen ihrer Krone verwandelt ist, was sonst Zwang und Recht, Belohnung und Genuß der Volksthätigkeit war, können ihren Triumph nicht mit Ruhe genießen. Inmitten ihrer gereizten Anspannung vergessen sie, daß jede neue Aufschung des Streits zwischen populären und imperatorischen Ansprüchen immer nur dazu dient, ihren Machtzuwachs zu steigern und ihnen ein Centralisationsproject nach dem andern in den Schooß zu werfen.

So wichtig und aufklärend diese Parallele für das Verständniß der neuen Ära ist, so giebt es doch noch ein anderes Phänomen der römischen Kaiserzeit, welches diesem historischen Accompaniment unserer Tageserfahrungen erst den vollen Klang und Halt und den rechten Grundton giebt. Es war dies die Entstehung eines neuen Glaubens, der ganz anders als ein absterbender Senat oder eine ohnmächtige Volksversammlung dem Imperator den Widerpart hielt.

Neben dem Kaiserlichen Welt Herrn erhob sich der in Niedrigkeit geborene Weltknecht.

Materialien zur Ausfüllung seines eigenen Bildes vom Junker zu erkennen. Aber er begnügte sich, er selbst ein wahrer Märker und als Oberbürgermeister von Brandenburg im intimen Verkehr mit den dortigen abligen Reifigen in die Natur des brandenburgischen Adels eingeweiht, seinen Kollegen von der Fortschrittspartei mit apboristifchen Anspielungen auf das Märkerthum des Junklers Funken in die Augen zu sprühen.

Im Jahr 1848 mit seinen brandenburger Adligen gefallen, fühlte er doch in sich selbst etwas von ihrer Natur und liebte es in seinen Abendgesprächen mit parlamentarischen Massengeführten auszuführen, daß das verwagene, durchschlagende und thatkräftige Gewächs der märkischen Junker den Königen von Preußen das Material zur Vergrößerung ihres Landes lieferte. Ein Nachruf nach seinem Tode (in einem Berliner Blatt vom 12. November 1876) erinnerte an seine Humoreske, in der er einen Engländer, der Bismarck's Nonchalance beleidigend und empörend fand, fragte, ob er denn diese Eigenschaft für eine Besonderheit Bismarck's, ihn selbst für ein Unikum halte? Er hörte den Fremden darüber auf, daß, wie die Corsen zu Napoleon's Zeiten in allem Ernst behaupteten, sie könnten allenfalls noch ein Paar Hundert solcher Männer stellen, so auch alle diese Märker, die dem preussischen Staat seine Richtung gegeben haben, besonders die Junker, überzeugt seien, sie würden die Sache ganz so gut machen wie Bismarck. Zuletzt betritt er den Boden der Poesie und zeigt dem Engländer in seiner ihm unerträglichen Nonchalance die Wurzel der „politischen Haupttugenden“ der Preußen, — der Zähigkeit, allenfalls bis zur Verachtung gehenden Geduld in einem Augenblick der Nothlage und des „holden Verächtnisses und fröhlichen, rücksichtslosen Dreinschlagens“ in einer günstigen Stunde.

Ähnlich ruft er am 4. Februar 1873, als sich die Fortschrittspartei und einige Vertreter der national-liberalen Partei zur Feier seines 70. Geburtstages versammelt hatten, den jungen Freunden zu: „Erfüllen Sie sich etwas mit dem wilden Muth und Selbstvertrauen des Junkerthums!“

Man kannte in Ziegler's Umgebung seine Eigenheit im Urtheil über Bismarck, sah sie ihm aber als Dichter und Fabulist und wegen einiger Kraftstücke auf der parlamentarischen Rednerbühne nach. Jedoch fehlte es an jener Geburtstagsafel auch nicht an einigen Reprimanden und Kirchmann gab, indem er seine Reigung zum Pessimismus und eine gewisse merkwürdliche Ader als Pinderungsgrund geltend machen wollte, zu einem freundschaftlichen Witzturnier mit dem Gefeierten Anlaß.

Betreten wir jedoch den Boden der Prosa! Hier kommt uns der geistvolle und kritische Kenner des preussischen Staats, Georg Heinrich von Berenhorst, der natürliche Sohn des alten Dessauers, Leopold, entgegen und erklärt uns, in seinen „Betrachtungen über die Kriegeskunst“ (1795—96) das Compagniegeschäft von König und Junker, indem er das Muster von Friedrich Wilhelm's I. Preußen die „ökonomische Verfassung eines ehemaligen Fehrbannerführers auf seiner von Anappen und reißigen Knechten vollgepfropften Burg“ nannte.

Dieser Stifter der preussischen Armee war in der Genossenschaft der bewehrten Adligen Gleicher unter Gleichen, führte wie sie als Oberster und Hauptmann selbst sein Regiment und seine Compagnie, war Kamerad der Offiziere gleichen Ranges und Vater der Lieutenants und Fähndrichs, die zu jener adligen Kameradschaft wie auf das höchste Ziel ihres Strebens hinaussahen.

Der Oberst- und Hauptmann-König banquetierte mit Junker-Obersten und Hauptleuten nach den Potsdamer Übungen und Revuen und war glücklich, wenn sie sich beim Beinglase vermaßen, mit ihrem Bataillon oder gar mit ihrer Compagnie ein ganzes feindliches Regiment in die Pfanne zu hauen.

Der wilde, von der Disciplin dressirte Verein war eine bewaffnete Behme, die sich zum Richter über die Nachbarn berufen glaubte. Zum ersten Kreuz- und Gerichts-Zug ging die militärische Genossenschaft aus, als der König wie sein Vetter Georg von Hannover aufbrach, um sich von den deutschen

Besigungen ihres Bruders Karl XII., der in der Türkei die Lösung der orientalischen Frage in der südlichen Glanz Rußlands studirte, einige Gegen losparreihen.

Das waren in ihren Anfängen die Ronchalance und der „holde Leichtsin“, welche Ziegler am märkischen Blute bewunderte.

Geßelert erzählt mit behaglicher Ausführlichkeit, wie sich in Bismarck schon frühzeitig dieselben Tugenden des Blutes hervorthaten. So überrascht er als angehender Student in Göttingen den dortigen Universitätsrichter, vor den er wegen der lärmenden Feier seines Einzugs geladen war, in einer Phantasietracht, deren Fierde ein geblümter Berliner Schlafrock war. Als Auscultator am Berliner Stadtgericht fühlte er sich gereizt und wurmt es ihm, daß der Gerichtsrath ihm seine Drohung gegen einen allzu freiben Vorgeordneten, er würde ihn sofort hinauswerfen, rerries und dies Geschäft für sein Urtheil und Ressort in Anspruch nahm; augenblicklich übt er Veranche und droht dem Vorgeordneten, da derselbe wieder übermüthig ward, er würde ihn durch den Herrn Rath hinauswerfen lassen. Als Referendar bei der Regierung in Potsdam vergilt er dem Uebel, der ihn beim Eintritt in seine Behausung nicht bemerken wollte und fortfuhr, an seinem Fenster zu trommeln, diesen Mangel an Rücksicht durch gleiche Nichtbeachtung und stellt sich neben ihm, um an demselben Fenster den Dessauer Marsch aufzuspielen. Mit derselben Ungenirttheit holt er auf der Tribüne des Vereinigten Landtags, in der Sitzung vom 17. Mai 1847, als das Murren der Versammlung seine royalistische Deutung der Erhebung des Jahres 1813 überhäubte, das neueste Zeitungsblatt aus der Tasche und las nachlässig hingelehnt in demselben, bis ein Augenblick der Ruhe ihm die Wiederholung seines Satzes erlaubte.

So regte sich damals der Bismarck der späteren Conflictzeit.

Von seiner Frankfurter That, wie er den Grafen Thun für die Familiarität seines Empfanges damit straft, daß er aus seiner Tasche eine Cigarre nimmt und Se. Excellenz um Feuer bittet, sagt zwar Geßelert, wenn die Geschichte nicht wahr ist, so könnte sie doch wahr sein. Sie ist aber als Vorandeutung der antidörelischen Urfolge des Staatsmanns in die Volksbücher übergegangen und zum Range jenes Bravourstücks erhoben, in welchem der Brandenburgische Gesandte in Regensburg, Herr von Plötze, beim Beginn des siebenjährigen Krieges die Reichsverfassung als altes Eisen behandelte und den Dr. April, der ihm im Auftrage des Kaiserlichen Reichshofraths die Reichsachtserklärung gegen seinen Herrn überbrachte, die Treppe hinunterwarf.

Das Gefühl ihrer eigenen Kraft erfüllte die gekrönten Junker des vorigen Jahrhunderts mit einem Uebermuth, der sich oft in burlesken Streichen Luft machte. Bei Peter dem Großen näherten sich diese Geniestreiche zuweilen dem Humor, z. B. in den Maskeraden und possenhafte Aufzügen, in denen er die alte Zeit seines Volks und dessen Kirche dem Spotte preisgab. Friedrich Wilhelm dem Ersten ward seine Kraftfülle für ihn selbst wie für seine Umgebung zur Plage. Virtuos des spanischen Stochs, mit dem er, wie sein Bruder in Rußland, der Trägheit der damaligen Justizübung eigenhändig abhalf, vergnügte er sich als Kronprinz damit, auf seinen Bogen und Paläen im Zimmer umherzureiten und sie nach dieser Motion zur Thüre hinauszurügeln. Der Stod war nach seinem Regierungsantritt das patriarchalische Exceper, mit dem er in den Straßen der Hauptstadt Ordnung hielt, die nach seiner Ansicht müßigen Passanten vertrieb und die Ausreißer, die sich vor seiner Annäherung rücketen, also die Unterthanenliebe verleugneten, einholen ließ und je nach Laune abstrafte. Morgenstern erzählt in seiner classischen Schrift „über Friedrich Wilhelm I.“ (Berlin 1798), wie er einen Tanzmeister als solchen lieblosen Ausreißer aus dem Hause, in welches er sich rettete, heransuchen und nach einem strengen Examen auf der Stelle eine Corabande tanzen ließ. Voltaire schmückt den Eingang zu seiner Schrift über das

Privatleben Friedrich's II. mit einigen Zügen der Verbtheit, welche der Vater seines Helden bei dieser Revision der Straßen an den Tag legte. Auch der königliche Secretair der Berliner Akademie der Wissenschaften, Bornemann, erzählt in seinen „Souvenirs d'un citoyen“, wie der königliche Herr in seinem Tabakcollegium sich des „Erafes“ rühmte, wenn er einen der französischen Geislichen, die er insgesammt nicht leiden konnte, auf der Straße recht jagdgemäth gestellt und attaquirt hatte.

In dem genannten Tabakcollegium, einer Art Officiers-Casino in dem königlichen Gemach und unter Vorhng des Königs, war, wie Morgenstern sich ausdrückt, „das wenige Wissen, welches die königliche Gesellschaft zusammenbrachte, bald erschöpft und obwohl der herrliche Abschluß schon gemacht war, daß alle Menschen, die was wußten, Narren seien, fiel dem König doch bei, daß man Ginen haben müßte, der ihnen vorplauderte und Anlaß zum Sprechen gab.“ Der Kunstausdruck für das Geschäft dieser Ansheller war das „Galehieren.“ — im activen Sinne des Wortes, gelehrter Vortrag im Kleide der Narrheit, — im passiven, das Urdulden der übermüthigen Einfälle der Herren, selbst auf Kosten von Gesundheit und Leben. Entweder wurden sie, wie Mundtug, zu Tode gebracht oder entzogen sich den Strapazen durch die Flucht. Morgenstern, der zuletzt an die Reihe kam und sich durch einige Behauptung seiner persönlichen Würde aufrecht erhielt, mußte sich doch dazu hergeben, 1735 in Gegenwart des Königs und nach militärischer Herbeiholung der Professoren den Satz des gleichfalls anwesenden Tabakcollegiums von der Narrheit der Gelehrten zu verteidigen.

Friedrich II. verstand sich nicht weniger auf den mathwilligen Schabernack und seine Reiskerschaft in dieser Kunst war hauptsächlich daran Schuld, daß seine französischen Tischgenossen ihren Gott segnete, wenn sie wieder wert aus dem Schuß waren. Männer wie Zieten und Seydlitz verstanden es jedoch durch einen Blick des Auges ihren Kriegsherrn dahin zu bringen, daß er die Geschosse seines Uebermuths im Aöcher behielt. Der General von Kleist, welcher, im siebenjährigen Krieg von Leipzig aus zum Brandtschagen ins Reich beordert, eine anzügliche Anspielung des Auftraggebers auf sein einträgliches Geschäft nicht mit auf die Reise nehmen wollte, legte die Hand an den Säbel und zog ihn etwas heraus, als der König im Laufe des Disputs den Stod erhoben hatte. „Ich setze mich nur in Bereitschaft gegen Etwas, was ich nie werde geschehen lassen,“ rief der General, als ihn der König anfuhr: „Herr, was macht er da?“ Indessen wurde er nach einem Arrest von drei Tagen zum Marsche ins Reich losgelassen. (Siehe von Kaltenborn „Briefe eines preussischen Officiers, verschiedene Charakterzüge Friedrich's des Einzigen betreffend“, Hohenjollern, 1790.)

Die ersten Jugendübungen Bismarck's im Fach der Courage und des Uebermuths gingen für ihn noch ungeahndet vorüber, da die Betroffenen es nicht der Mühe für werth hielten, sich ihm gegenüber mit gleicher oder größerer Courage zur Geltung zu bringen. Am Eiz des Bundestags traten ihm aber Menschen und Dinge mit einer Schwerfälligkeit und Massenhaftigkeit entgegen, wie er nicht erwartet hatte. Er war mit einem feurigen Abhängkeitstrieb und mit großen Vorsätzen nach Frankfurt gekommen. Für das Zusammenwirken mit Oesterreich ernsthaft gestimmt, wollte er zugleich Preußen eine, der Macht und den Interessen desselben entsprechende Stellung innerhalb der deutschen Verhältnisse verschaffen. Sehr bald sah er aber, daß im laufenden Tagesgeschäft für seine auf's Große gehende Arbeitslast kein Raum und auch die herrschende Vorstellung, welcher Preußen nur als das fünfte Rad am Bundeswagen galt, so leicht und einfach, wie er anfangs dachte, nicht zu erschüttern war. Schon zur Zeit von Kalafat und Sinope steht er dem Frankfurter Kreiben (bei Feschei p. 384) mit Gefühl „gährender Unschuld und in der Stimmung gählicher Burschlichkeit“ gegenüber und hofft er, daß „das bekannte Lied



Sein jovialerer Vater, Friedrich Wilhelm I., malte während der beiden letzten Jahre seiner Regierung in den vertrauten Gesprächen und Punctionen mit Morgenstern den Plan und festen Entschluß aus, wie er sich nach Holland zurückziehen, dort im braunen Bürgerrock und in Zwidelstrümpfen, frei mit freien Leuten sich unterhalten und die holländische Pfeife auf ihrem heimischen Boden rauchen wird. In der dortigen Ruhe und Einsamkeit wollte er aber eigentlich erst von vorne anfangen, den Traum seiner Jugend sich erfüllen sehen, den Lieblingsposten seiner Wünsche, die Stelle des Generalcapitäns der niederländischen Union erringen und endlich wie Wilhelm III., der Gönner seiner Knabenzeit, die vereinigten Armeen Europa's commandiren.

Auf einem Durchfluge durch Westfriesland (im August 58) erweckt in Bismarck der Anblick des flachen Landes, wo alles „buschig, grün, um jedes Bauernhaus ein Wäldchen“ ist, die Sehnsucht nach der „stillen Unabhängigkeit“. Die Träume des stillen Landhauses würden ihm doch immer nur die rechte Idee und das Stichwort zum Aufspringen und Commandiren bringen.

Nonchalance und Courage, Zwecklosigkeit und Berechnung, die Welt laufen lassen und Kritik, Glück und Verstand, Ruhe des Abwartens und Bereitschaft zum Eingreifen, Uebermuth und Absicht, Gleichmuth und durchdachte Intrigue, sind bei ihm nur wechselnde Metamorphosen eines und desselben Gemüthszustandes.

Als Geseffel sein Buch abschloß, waren ihm bereits einige Zweifel an der preussischen Correctheit seines Helden aufgestiegen. Er nennt das Mißtrauen der alten conservativen Partei gegen die Ungethüme des Liberalismus und Parlamentarismus, welche der Kanzler in seine Mitstreiter verwandelt hatte, ein gerechtfertigtes, und tröstet sich nur noch damit, daß seine Parthei die „großen Opfer die sie dargebracht hat, und täglich bringt, doch dem glorreichen Königthum von Preußen“ widme. Allmählig gingen ihm aber die Augen darüber auf, daß auch diese Parthei wie jene verhassten Ungethüme nur im Dienst des Kanzlers und als Gespann an seinem Triumphwagen ein dürftiges Dasein fristen könne und schon dem Untergange bestimmt sei. Die Vertünbigung des deutschen Kaiserthums stimmte ihn endlich völlig um und er sah in demselben, wie der ihm einige Wochen nach seinem Tode gewidmete Nachruf der Kreuzzeitung berichtete, den Untergang Preußens und dessen Königthums. Es ging ihm wie dem Dichter Virgil und er hätte wie dieser sein prosaisches Epos von dem Stifter des neuen Bundes gern verbrannt, wenn solch' ein Opfer des Mißmuths über ein verfehltes Unternehmen bei der weiten Verbreitung seiner Arbeit möglich gewesen wäre. Am schmerzhaftesten wird ihm die Gewißheit gewesen sein, daß sein Held das unglückliche Epos keineswegs, als ein zweiter Augustus, dem Flammentode entrissen hätte.

Wenden wir uns nun zu einem national-liberalen Virgil.

B. Bauer.

Ueber das Gefühl des Erhabenen.

Ein Beitrag zur Psychologie der Aesthetik.

Von Julius Duboc.

(Fortsetzung.)

Wer den hier entwickelten Wesensunterschied vollkommen scharf und präcise auffaßt, der wird, glaube ich, manche chaotisch verworrene Unbestimmtheit in der Theorie der Empfindung des Erhabenen sich lichten sehen und manche anscheinende Complicirtheit einfach auflösen im Stande sein. Zunächst ist es jetzt sehr leicht verständlich, wie und

errungener Friede nach vorangegangenen Stürmen in Betracht kommt, verläßt ihn nur selten ein Abglanz von Heiterkeit, auf den wir hindeuten, wenn wir vom heiter-erhabenen Frieden sprechen. Aber es giebt ein spezifisches Wohlgefühl, eine klare und ruhige Heiterkeit, welche mit dem Eindruck des Erhabenen rein als solchen, also ganz abgesehen von seiner besonderen Beschaffenheit, entsteht und besteht, welche mit dem Empfinden des Erhabenen schlechtweg verknüpft ist. Diese Heiterkeit schwindet dem Eindruck des Erhabenen nur in solchen Fällen, in denen Nebenbeziehungen in dasselbe hereintreten, die den reinen Character des Erhabenen alteriren, wo wir also z. B. von schrecklich-erhaben, von düster-erhaben sprechen, sonst ist er überall mit ihm verbunden, er liegt nothwendig in seinem Wesen, denn er brüdt nichts weiter aus als das Wohlgefühl, welches sich der Seele bemächtigt, indem sie sich ihrer Sympathie und ihrer Kraft gemäß an einem Ueberragenden erweitert. Grade dies Symptom steht nun wie ein Grenzscheidestein zwischen dem Gefühl des Erhabenen und der Ehrfurcht. Die Ehrfurcht verbindet sich nie mit der Heiterkeit. Dabei darf man sich freilich nicht beirren lassen, daß der Gottvater in Goethe's Faust und manchen Legenden gewissermaßen heiter-ehrfürchtig erscheint und entsprechende Gefühle erweckt. Das beweist nichts als daß in der Freiheit dichterischer Behandlung Gott, also allerdings ein Gegenstand der Ehrfurcht, wohl auch einmal aus seiner ehrfurchtgebietenden Rolle herausfallen kann und bei uns alsdann an Stelle der reinen Ehrfurcht ein gemischtes Gefühl die Oberhand gewinnt. Aber es frage sich Jeder, ob er jemals in demselben Augenblick heiter empfand, wo er ehrfürchtig empfand (oder umgekehrt), ob er sich in der und durch die Ehrfurcht heiter gestimmt fühlte und die Antwort wird jedesmal: Nein lauten.

Der Mangel an der richtigen Unterscheidung dieser Beziehungen hat Schillers Gedankengang in Betreff des Erhabenen ganz wesentlich beeinflusst und beirrt. Er nennt das Gefühl des Erhabenen „ein gemischtes Gefühl“. Es sei eine Zusammensetzung von Wehsein, das sich in seinem höchsten Grad als ein Schauer äußere und von Frohsinn, der bis zum Entzücken steigen könnte. Diese Verbindung zweier widersprechender Empfindungen in einem einzigen Gefühl beweiße unsere moralische Selbständigkeit auf eine unwiderlegliche Weise. Denn da es absolut unmöglich sei, daß der nämliche Gegenstand in zwei entgegengesetzten Verhältnissen zu uns stehe, so folge daraus, daß wir selbst in zwei verschiedenen Verhältnissen zu dem Gegenstand stehen, daß folglich zwei entgegengesetzte Naturen in uns vereinigt sein müssen, daß die Gesetze der Natur nicht nothwendig auch die unsrigen seien. Genauer wird Schillers Ansicht dann noch in den nächsten Sätzen erläutert, in denen er darauf hinweist, daß wir durch den erhabenen Gegenstand „das peinliche Gefühl unserer Grenzen erhalten“, aber trotzdem „fliehen wir ihn nicht, sondern werden vielmehr mit magischer Kraft von ihm angezogen.“ Dies würde nicht möglich sein, wir würden nicht gern an die Allgewalt der Naturkräfte erinnert sein wollen, wenn wir nicht noch etwas Anderes im Rückhalte hätten als was ihnen zum Maße werden kann. Und dies Andere ist eben das „absolute moralische Vermögen, welches an keine Natur-Bedingung gebunden ist“. Wer sich unsere Auseinandersetzung zurückerst, wird nun leicht einzusehen vermögen, wo

bei Schiller hier die ungehörige Vermischung von Momenten beginnt, die getrennt zu halten sind, und wie er dadurch zu irrigen Schlussfolgerungen veranlaßt wurde. Indem er nicht einsah, daß „das peinliche Gefühl unserer Grenzen“ grade die spezifische Differenz zwischen dem Gefühl der Ehrfurcht, dem es anhaftet,^{*)} und dem Gefühl des Erhabenen, dem es fehlt, ausmacht, glaubte er vor einem Problem zu stehen, das in der That nicht vorhanden ist und er glaubte darin den Beweis für eine Annahme gefunden zu haben, die unbeweislich war, die aber auch gar keine Lösung giebt, sondern sie nur hinter eine Unbegreiflichkeit versteckt.

Ich habe bis jetzt aus zwei Gesichtspunkten zu erklären versucht, warum das Gefühl des Erhabenen, obgleich es nach meiner Auffassung nur das Gefühl eines Ueberragenden und weiter nichts ist, gleichwohl nur selten in unsere Seele eintritt. Der eine Gesichtspunkt war, weil jedes Moment des Widerstrebens das Gefühl in seiner Totalität als Eigenbesitz des Menschen vernichtet, der andere, weil das Ueberragende stets das Ueberragen der individuellen Sphäre bedeutet, dies aber für alle diejenigen unanwendbar wird, die so tief in ihrer individuellen Sphäre stecken, daß sie aus derselben überhaupt nicht oder doch nur sehr schwer und mit getheilter Seele heraus können. Diese beiden Gesichtspunkte finden in ihrer einschränkenden Bedeutung natürlich auch auf das Gefühl der Ehrfurcht Anwendung, d. h. wer demselben aus Selbstsucht, Hochmuth, Troß oder Schwäche widerstrebt oder zu tief in der eigenen Sphäre eingepfercht das Ueberragende nicht zu fassen vermag, der empfindet eben nicht ehrfürchtig. Ein dritter Gesichtspunkt ergibt sich dann aus demjenigen, was ich hinsichtlich der spezifischen Differenz des Gefühls der Ehrfurcht von dem des Erhabenen zu entwickeln versucht habe und aus diesem erhellt, warum das Gefühl des Erhabenen noch viel seltener als die Ehrfurcht ist und zwar selbst in solchen Fällen, wo eine höhere Verstandes- und Geistesbildung durch die besondere Beschaffenheit des erhabenen Gegenstandes nicht bedingt wird, warum also z. B. bei einer gewaltigen Naturerscheinung die meisten Menschen, insofern sie überhaupt zu einem anderen Gefühl als dem des bloßen Staunens gelangen, immer noch eher ein ehrfürchtiges Gefühl, als den Eindruck des Erhabenen davontragen werden. Die Ursache davon liegt in den bereits früher angedeuteten Beziehungen. Da der Eindruck des Erhabenen nur zu Stande kommt, wenn der Empfindende das Ueberragende rein von Seiten seiner moralischen Form, mit Ausschluß jeder pathologischen Beziehung, auf sich wirken läßt, die meisten Menschen hierzu aber garnicht im Stande sind, so wird der ehrfürchtige Eindruck in den meisten Fällen eher als der erhabene zu Stande kommen. Es ist schwer, sich so frei von jeder Ich-Beziehung zu erhalten, daß in dem Augenblick, wo ein Hohes und Gewaltiges vor mich hintritt, ich mich nur zu ihm hingezogen und von ihm emporgehoben fühle, ich nur

^{*)} Uebrigens ist das Gefühl der Begrenztheit, sofern es in der Ehrfurcht auftritt, nicht unbedingt „peinlich“ zu nennen, denn der Ehrfürchtige ergiebt sich ja in die Thatfache seiner Begrenzung und diese Ergebung nimmt eben dem Gefühl den Stachel der Peinlichkeit und läßt ihm höchstens eine Empfindung der Beschränktheit. Wer sich aber nicht in seine Begrenzung ergeben mag, der Nicht-Ehrfürchtige, wem sie daher wirklich peinlich ist, der will auch nicht an dieselbe erinnert sein.

seiner überragenden Natur in einem ernstern, hingebenden Wohlgefühl bewußt werde, ohne daß sich die Empfindung meiner Verringerung, meines erniedrigten Maßes, welche mir die Vergleichung aufzwingt, dämpfend einmischet — und doch bildet eben diese Freiheit die Bedingung für das Zustandekommen des erhabenen Gefühls, welches in seiner Reinheit daher eben so selten ist, als die dafür erforderliche Disposition selten vorkommt. Wenn das anders erscheint, wenn es namentlich denjenigen, die viel mit dem Kunst-Erhabenen umgehen, so vorkommen wird, als ob ihnen der Eindruck des Erhabenen sehr geläufig, vielleicht viel geläufiger als ein ehrfurchtvolles Gefühl sei, so läuft dabei die wesentliche Verwechslung mit unter, daß das bloße theoretisch-ästhetische Verhalten zu der bestimmten Form des Überragenden in dieser oder jener Kunst-Disziplin, das, was den Künstler als solchen angeht, erfüllt und bewegt, schon der Eindruck des Erhabenen selbst sei, während es sich hierbei doch nur um den Eindruck des Verhältnisses der Form zu dem in dem Erhabenen liegenden seelischen Gehalt handelt.

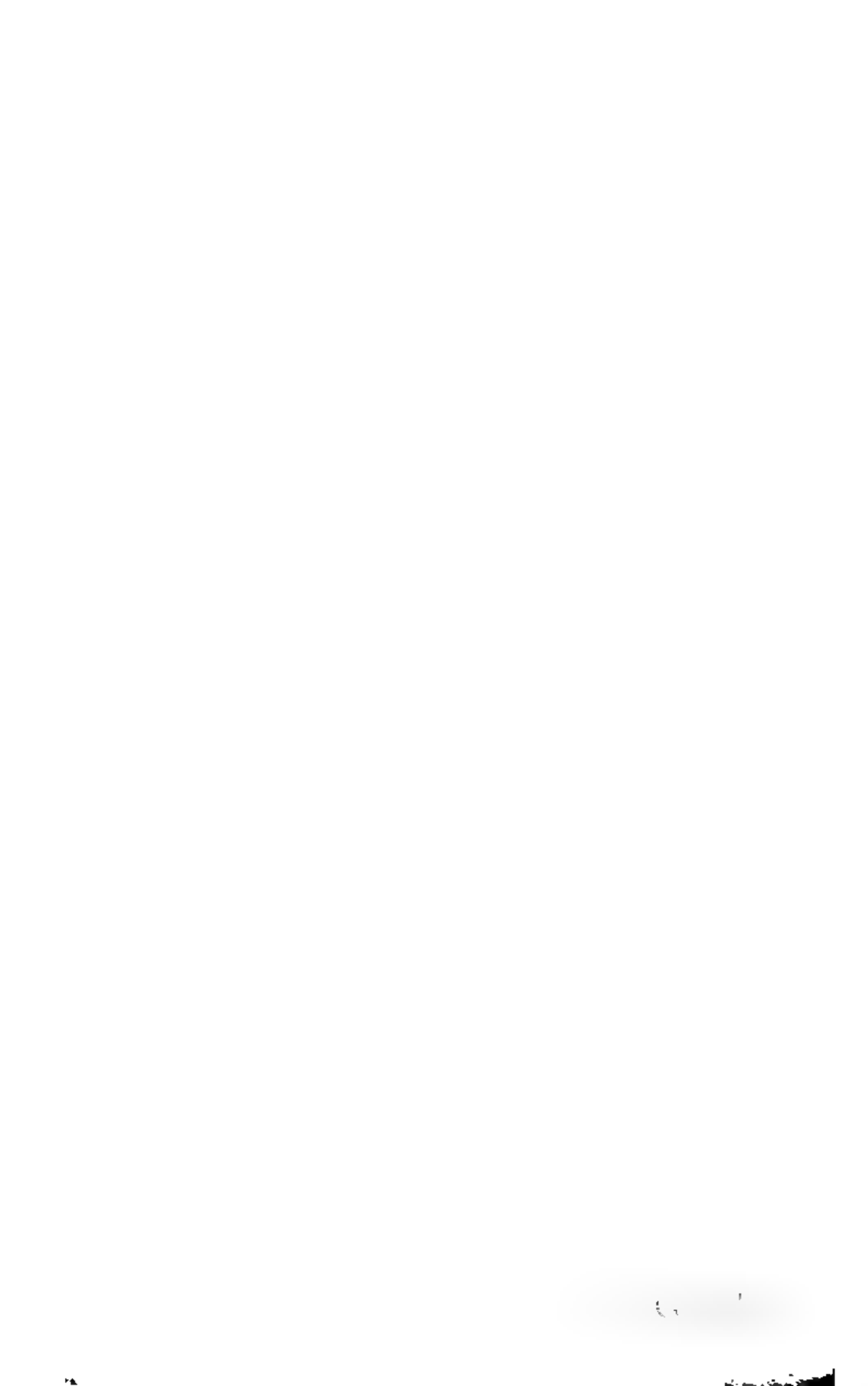
Das Gefühl der Ehrfurcht, welches also nach der von uns vorgenommenen Analyse seiner psychologischen Motivierung häufiger als das Gefühl des Erhabenen entstehen kann und wird, leidet allerdings gerade in unseren Tagen eine empfindliche Einbuße, die mir immer so bedeutungsvoll und bedauerlich erschienen ist, daß ich auch an dieser Stelle mir einige Worte einzuschalten erlauben möchte. Ich fürchte nicht auf viel Widerspruch zu stoßen, wenn ich, ohne hier eine specielle Begründung dafür zu versuchen, die mich viel zu weit führen müßte, davon ausgehe, daß der Mangel einer dem jeweiligen Standpunkt des Individuums in Bezug auf sein Verhältniß zum Weltganzen angepaßten Cultusform eine schwere Schädigung des inneren geistigen und sittlichen Lebens darstellt, eine Schädigung, die nur den Stumpfsinn unberührt läßt, die aber in weiten Kreisen Mitlebender als ein herbes Mißgeschick innerlichst empfunden wird. Eben so wenig glaube ich erst hervorheben zu müssen, daß der dürftige Erbsatz, der sich im Lauf der Zeiten in den kleinen, den bestehenden Kirchen entfremdeten Gemeinden hier und da herausgebildet hat, so gut wie kein Erbsatz ist. Die Dürftigkeit und Trockenheit desselben macht ihn ungenießbar. Er trägt die kummervolle, auf Entbehrung angewiesene Leidensmiene der meistens sehr kümmerlichen Verhältnisse, unter denen die Mehrzahl dieser Gemeinden besteht, und belegt durch sein bloßes Bestehen zwar die unverwundliche Kraft des Bedürfnisses, vermag demselben aber keine Befriedigung zu gewähren. Schon Strauß versuchte vergebens sich mit den sogenannten Gottesdiensten der freien Gemeinde in Berlin zu befreunden. Er nannte sie „entseßlich trocken und unerquicklich.“ „Ich lechzte“, sagte er in seiner letzten Schrift, „ordentlich nach irgend einer Anspielung auf die biblische Legende oder den christlichen Festkalender, um doch nur etwas für Phantasie und Gemüth zu bekommen; aber das Labsal wurde mir nicht geboten. Nein, auf diesem Wege geht es auch nicht. Nachdem man den Kirchenbau abgetragen, nun auf der kahlen, nothdürftig geebneten Stelle eine Erbauungsstunde zu halten, ist trübselig bis zum Schauerlichen.“

Strauß verzweifelte an der Möglichkeit eines religiösen Cultus für seinen Standpunkt, er glaubte, daß es geboten sei, dieser Aussicht

zu entsagen. „Entweder ganz oder gar nicht,“ sagt er weiterhin. Ich verzweifle nicht an dieser Möglichkeit, halte ihre Befriedigung vielmehr für ein unabweisliches Bedürfnis der menschlichen Natur, dem früher oder später sicher in einer entsprechenden Form Rechnung getragen werden wird, mag darüber so viel Zeit vergehen wie wolle. Der chaotische Zerlegungsprozeß, der sich in unserer Zeit vollzieht, kann sie uns unmöglich schaffen, aber er versperrt auch nicht den Weg, den er vielmehr allmählig von Trümmern reinigen hilft — wenn wir uns nicht selbst ihn versperren. Thun wir das? Ich meine: ja, denn in einer eigenthümlichen Verworrenheit der Begriffe und Gefühle verzichten Viele von uns ohne Noth darauf in dem Zusammenhang des belebten Weltganzen, in das wir uns gesetzt finden, ehrfürchtig zu empfinden, uns durch dies staunenswürdige Wunder, das uns unbegreiflich umgiebt, hält und trägt, zu einem ehrfürchtigen Empfinden entzündet zu fühlen. Ohne Ehrfurcht aber kein Cultus. Wir verzichten also, indem wir uns so verhalten, für jetzt schon auf den Cultus, den jeder, wenn auch vereinsamt und zusammenhanglos und deshalb eben ohne die rechte Kraft und die nur im Zusammenschaffen mögliche ästhetische Form, doch in stilllichem Ernst in seiner eigenen Brust dem Weltganzen gegenüber gewinnen kann. Wir verzichten aber auch für die Zukunft auf die Möglichkeit, dem Gehalt, den wir durch alle Stürme in eine beruhigtere Friedenszeit hinüber zu retten hoffen, wieder eine weichevolle gedeutete Form der Andacht in phantasievoller Verklärung zu geben. Und warum das Alles? Ja, sagt mir der Eine, unmöglich ist es ehrfürchtig zu empfinden, wenn ich den Blick auf eine in der Gesamterscheinung sich offenbarende Weltkraft richte, die mir menschenfeindlich erscheint. Die elende Daseinsarbeit unzähliger Geschlechter und Individuen, auf die mein Blick fällt, sobald ich ihn darauf richten will, erstickt das Gefühl. Dieser Einwurf, durch den sich Mancher in der That das Gefühl erstickt, ist doch rein anthropomorphistischer Natur, wir übertragen ein wollendes Verhalten, wo wir keinen voraussetzen Grund haben. Denn freilich für das Individuum als Einzelwesen ist von dem Augenblick an, wo wir den Lenker außer Rechnung lassen, ohne dessen Willen kein Haart von unserem Haupt fällt, schlecht gesorgt. Die sichere Hülfe, die uns zu bergen schien, schwindet. Unsägliche Kränkung, außer allem Verhältniß in Wirkung und Folge zu dem Thun und Lassen des Individuums stehend, trifft Unzählige. Aber Feindlichkeit können wir doch unmöglich da erblicken, wo ein lebendes und wollendes Schalten eben erst von unserer Seite selbst verneint worden ist. Wie sollte es möglich sein die sonderbare Vorstellung in uns zu nähren, daß in dem Verhältniß der treibenden Lebenskräfte zu uns, die wir, mögen wir unsere Stellung im Weltall nun hoch oder niedrig anschlagen, als Mensch doch immer nur den Lebensproceß selbst in irgend einer Form des Ausdrucks an uns darstellen, — ein Hauch im Athem des Universums, — daß in diesem Verhältniß irgend etwas Feindliches gelegen sein könne? Diese verwirrende Vorstellungsweise ist also ganz über Bord zu werfen. Sie würde in der That die Ehrfurcht unmöglich machen, denn selbstverständlich kann dieselbe nicht da bestehen, wo durch Feindlichkeit gereizte Abneigung oder Furcht uns erfüllt, aber sie darf sie uns nicht unmöglich machen, weil sie eben innerlich unwahr ist.

Nach dem Einwand höre ich erheben, daß Ehrfurcht stets der Beziehung auf ein Persönliches bedürfe und so sehr hat die Richtung unseres religiösen Empfindens gewohnheitsmäßig diese Richtung angenommen, daß lieber nach dem künstlichsten Auskunftsmittel gegriffen wird, um sich den Schern einer persönlichen Beziehung zu erhalten, als daß man sich unbesangen über den wahren Character und die bedingenden Ursachen des ehrfürchtigen Empfindens Rechenschaft giebt. Selbst da, wo es wie bei großen Naturerscheinungen, die uns mit Ehrfurcht erfüllen, offenbar wird, daß wir nicht an das Persönliche zur Erzeugung des ehrfürchtigen Empfindens gebunden sind, wird dasselbe, um dem Bedürfnis abzuhelfen, untergeschoben und man schafft Nothbehelfe, welche die Noth nur vergrößern. So hat man u. A. wohl gesagt, daß eine mächtige Naturerscheinung nicht deshalb ehrfurchterweckend sinne, weil sie symbolisch wirke und das Verhältniß eines Ueberragenden, nämlich des Naturganzen zu dem Individuum, uns vor die Seele rücke, sondern weil man auf jedem Standpunkt, auch auf dem des „neuen Glaubens“, die stille dunkle Vorstellung an ein erhabenes persönliches Wesen dadurch mitempfange. Mit „stillen, dunklen Vorstellungen“ ist nun übel zu rechten. Sie entziehen sich der Beleuchtung und stehen dem, der sie um ihr Verkommen befragen will, nicht Rede und Antwort. Aber das Eine sollte doch meines Erachtens klar sein, daß ein so intensives und innerlichst empfundenenes Gefühl wie die Ehrfurcht, seine Wahrheit, seine Tiefe und damit seinen Gehalt einbüßt, wenn es, um zu bestehen, die anonyme Vorstellung eines erhabenen persönlichen Wesens nöthig hat, ohne daß wir gleichwohl in dieser Vorstellung mit Allem, was wir wissen und glauben, festwurzeln. Aus einem zerfließenden Schemen können wir dies Empfinden nicht mehr gestalten, aus einem trocknen Brunnen keine Labe schöpfen. Wenn wir uns aber der Kräfte begeben, uns dagegen lebhaft vergegenwärtigen, wie das Weltall, die Weltentkraft, die Alles vom Kleinsten bis zum Größten bindet und in der Lebenserscheinung sich selbst darstellt, deren Wesen wir nicht ergründen, deren Grenzen wir nicht ermessen können, wie das Weltall in diesem Sinn einen geheimnißvollen Zusammenhang darstellt, der unser ganzes Leben und Bestehen angeht und in sich einschließt, so werden wir eben in dieser Auffassung an dem Complex der weltbewegenden Kräfte das Ueberragende besitzen, das als solches und ohne jegliche Personificirung uns mit Schauern der Ehrfurcht erfüllt. Ich behaupte daß man auf Grund meiner Theorie der Empfindung der Ehrfurcht unsere Berechtigung zu diesem Gefühl in unserer Weltauffassung wenigstens einsehen kann und wenn diese Einsicht auch das Gefühl selbst nicht Jedem schaffen kann, dem der Eindruck gewohnheitsmäßiger Einflüsse dasselbe lähmt, so kann sie doch verhindern helfen, daß wir nicht von falschen Auffassungen irre geführt, es in uns ertödteten und ihm ohne Noth völlig absterben.

Nach dieser Abschweifung auf ein verwandtes Gebiet wende ich mich zu dem Erhabenen zurück. Wir haben das Gefühl desselben bis jetzt lediglich als Gefühl des Ueberragenden unter denjenigen bestimmten Voraussetzungen und Einschränkungen betrachtet, die sich bei näherer Betrachtung als selbstgeboten ergaben. Es bleibt die Frage offen: ob sich



An beziehen -
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch G. Wiedemann & Co.,
NW. Krausenstraße 41.

Die Waage

Wochenblatt für Politik und

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiss

6. Jahrgang.

Berlin, 21. Juni 1878

Inhaltsverzeichnis: Zielftrebigkeit. — Zur Orientierung
Dr. H. v. H. — Die Gefahren des Augenblicks. — Ueber
Beitrag zur Psychologie der Aesthetik. Von Julius Duboc (Sch)

Zielftrebigkeit.

Das ist ein großes Wort und auch ein
welches gerade rechtzeitig erfunden wurde. Die
sich in den Gedanken eines organischen, spontan
Blühens und Fruchttragens einzuleben, dem of
verständlichen Werdens der Dinge zu vertraue
höherer, edlerer Gestaltungen des menschlich
Mochten noch so viel schlechte Gesetze gemacht n
der Zeit verstand, hielt fest an dem einen u
gesetz. Da fuhr der Weise aus Nordland dazu
strebigkeit."

Da drehe und deutele man wie man w
einen Streber, jedes Ziel einen Käufer oder
dasjenige, was erst werden soll und im We
nicht ist, das was aus dem Unorganischen org
nischer Form höher organisiert werden soll:
Streber zum Ziele sein, das ist ein Resultat, e
einmal auf die Zielftrebigkeit ein, so fragt es
das Strebende, Zielfsetzende anständig benennen
vor alten Gespenstern erschrecke und den Zielftr

Ist das Zielftrebige eine "Kraft", so sind
Ende. Eine Kraft ist ein Aeußerungsmodus d
für ein Verhalten von Ding zu Ding, z. B. A
Luftbewegung zu Baum, von Sonne zu Planet.
modus kann etwas bewirken, und selbst das
denn eigentlich wirken nur die Dinge auf eine
heißt eben die Kraft. Lassen wir aber die Wi
Kraft stehen, so bleibt doch das sicher und gewi
"erzielen", das Resultat der Wirkung ist nicht
bewußt, denn die Kraft hat kein Bewußtsein.
zweier Dinge ist keine Persönlichkeit, nicht einm

Thut's die Kraft nicht, so hilft vielleicht
ist ein Urgrundsatz, etwas mühsam und nach la
Menschen Formulirtes. Mein Prinzip ist, hier
ich hundertmal erfahren habe, daß ich mein Ge

Die Prinzipien der Moral, der Philosophie sind späte Resultate langwierigen menschlichen Nachdenkens, und es ist nur eine psychologische Illusion, wenn solche logische Grundsätze dem Ursprunge der Welt oder der Menschheit zu Grunde gelegt werden. Diese allbekannte Illusion heißt in gelehrter Sprache das „Hysteronproteron“, die Versetzung des Späteren an die Stelle des Früheren.

Wer da sagt: ein geistiges Prinzip liegt allem Dasein zu Grunde, der sagt nichts weiter als: Weil der Mensch nach Hunderttausenden von Jahren endlich zu einer solchen Cerebralthätigkeit gelangt ist, daß er „Ich“ sagt und in der ersten Person von sich spricht — so müssen auch die Dinge, Steine, Krystalle, Pflanzen, Thiere, Sterne allzusammen ein „Ich“ haben, welches in der ersten Person von sich spricht. Dieser so lebende Mensch hat natürlich nicht die Zeit darauf zu warten, daß Sterne, Steine, Krystalle, Pflanzen und Thiere gemeinsam auch ein menschliches Gehirn bekommen haben, welches sich bis zu der Vorstellung: „Ich“ entwickelt hätte. Er schenkt es ihnen großmüthig zum Voraus.

Du ungeduldiges Menschenkind, warte noch etwas zu, sei mittlerweile zufrieden daß du so weit gekommen bist und verschente nicht gleich dein kleines Vermögen an die ganze Welt. Du hast es zudem gar nicht nöthig so verschwenderisch zu sein; denn viele von deinen Vordenkern behaupten, dein vielgerühmtes Ich oder Selbstbewußtsein sei nicht weit her, gehe des Nachts spazieren, während Du schläfst, und treibe selbst bei Tage allerhand Alotria; kurz dieses Ich oder Selbstbewußtsein sei wieder mehr eine Vorstellung als eine Realität.

Aber was reden wir, was quälen wir uns mit Beweisen gegen die Bemerke der Zielstrebigen, da doch deren Argument sehr einfach darin besteht, es lasse sich überhaupt nichts beweisen, woraus sie die Pflicht ableiten, man solle nichts beweisen wollen. Das grade ist ihnen die Hauptsache, daß man das Beweisen selbst aufgebe, weniger weil sie das Bewiesene fürchten, als weil sie die Manie, die Sucht zu beweisen haben. Man soll Niemandem etwas beweisen, Jedermann soll vielmehr das Nichtzu-beweisende ohne Weiteres auf sich nehmen und geduldig durch die Welt tragen.

Und nun, lieber Leser, sollst Du ein klein wenig erstaunen — das Staunen ist ja nach dem griechischen Dichterphilosophen der Anfang der Weisheit. Die ganze bisherige Geschichte des Menschengeschlechts besteht darin, daß das Ich des Individuums hinter die Dinge projicirt worden ist und daß dann das projicirende Ich zum projicirten Dinge gemacht wurde. Denke Dir einen Photographen, der eine große Landschaft auf seiner Platte auffängt, seine Maschine beseitigt oder zerschlägt und Dir nun versichert, die Landschaft sei das Lichtbild der Photographie! So ist es in der That und Wahrheit gelehrt worden bis auf den heutigen Tag. Aber was folgt aus dieser Verlehrung?

Das hinter die Dinge projicirte Ich ist der Urheber und Leiter der Dinge selbst, wie mein persönliches Ich meine Gedanken erzeugt und sie zu meinen Zwecken leitet. Das große kosmische Ich steckt hinter dem Wasser, daß es nicht den Berg hinauffliegt, hinter der Luft, daß sie den Schall weiterträgt, hinter dem Planetentanze, daß die Sonne ihre Kinder nicht verschlingt, hinter dem eierlegenden und brütenden Vogel, hinter der Schwalbe, die herblich über Meer zieht und im Lenz wiederkehrt,

unter der Fahne geschaart bleiben, auf welcher steht: Zielstrebigkeit der Gesamtvernunft! Weder sind die Dinge zielstrebig, noch ertheilen wir irgendwem das Mandat uns, „höhere Ziele“ zu oktroyiren und für uns, ohne uns, gegen uns zielstrebig zu sein. —

zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera.

II.

Ludwig Bamberger's „Herr von Bismarck.“

Die Menschengruppen und Schichten sind seit den letzten zwölf Jahren so durcheinander geworfen und gerüttelt worden, daß uns Gesekiel's Auffassung des Mannes, welcher zu diesem Wirrwarr den letzten Anstoß gegeben hat, fast den Eindruck des Unerwarteten macht. Es kommt uns wie die Reliquie einer verschütteten historischen Schicht vor, wenn wir in diesem, neben anderen Biographien des Staatsmanns immer noch als das einzige „denkende“ Wesen dastehenden Bilderbuch von Anfang bis zum Schluß dem Junker begegnen, der als „treuer Lehnsmann“ gegen die Feinde des Königthums in den Kampf gezogen ist.

Ebenso altväterlich präsentiert sich uns das Beispiel, welches Biegler in der erwähnten Humoreske von der Macht des preussischen Königthums und von der Fähigkeit seines Gefolges zur Ausführung jedes beliebigen Auftrags uns vor Augen führt. Nur ist dieses Bild, wie der Junker, der noch keine Note verstände, wenn ihn der König zum Musikdirector berufen wollte, sogleich Folge leisten und sich im Amte tüchtig zeigen würde, die romantische Uebertreibung einer jener Gauserieen, welche der Kanzler in einer seiner parlamentarischen Sonnabendsunterhaltungen während der Blüthezeit des norddeutschen Bundes seinen Verehrern zum Besten gegeben hatte. Bismarck hatte als Geschäftsmann den verständlichen Beleg für den magischen Zusammenhang zwischen König und Gefolge angeführt, daß ein General, den Friedrich Wilhelm IV. in der nachmärzlichen Zeit der Kammer auf dem Frib schicken und der sich wegen seines Mangels an Redebegabung dem Rufe entziehen wollte, auf Erbot sich zur Verfügung stellte und an dem Ministertisch auch als Redner seine Schuldigkeit that.

Bismarck selbst hat sich in Uebereinstimmung mit Gesekiel's Auffassung sowohl den Conflict-Kammern gegenüber wie in den constitutionellen Vertretungen seiner spätern deutschen Entfungen jederzeit als den Mann des Königs vorgestellt, die Armer-Reorganisation als des Königs „eigenstes Werk“ verteidigt und jeden Versuch der Abgeordneten, sich in die auswärtigen Angelegenheiten einzumischen, mit dem Satz zurückgewiesen, daß die Könige von Preußen ihre eigenen Minister des Auswärtigen sind.

Indessen circulirten schon während der Conflictzeit Phrasen, die auf eine Differenz zwischen ihm und der Krone hindeuteten und dem Glauben Eingang verschaffen sollten, daß er über einem Conflict stehe, dessen Folgen für die Preßpolizei und für die Unabhängigkeit des Richterstandes das Publikum aller Länder gegen ihn eingenommen hatten. Eine Pariser Correspondenz der „Augsburger Allgem. Zeitung“ vom 16. October 1865 führte während der damaligen Biarritzer Tage seine Nothlage gegenüber einem König und einer Kammer, die beide fest auf ihrer Meinung beharren, als eine bekannte Situation an, deren bisherige Beherrschung von seinen Freunden zur Unterstützung des Vertrauens auf seine persönliche Kraft und des Glaubens an seine umfassenden deutschen Pläne benutzt wurde.

Ein halbes Jahr später eröffneten die Verhandlungen des italienischen Militärberathmächtigten Corone in Berlin die Ausichten zu einer Unterneh-

mung, die über den Gesichtskreis des Kammer-Conflicts hinausführte. Das Berliner Blatt, welches seit dem Beginn des Conflicts an der Spitze der Opposition stand, deutete in den letzten Tagen des April 1866 an, daß der Minister „durch ein keineswegs beneidenswertes Geschick dazu getrieben sein mag“, einen von ihm selbst nicht gewollten und nicht beabsichtigten Weg zu gehen, und um sich selbst für seine großen liberalen Absichten zu erhalten, sich zu Manchem hergeben mußte, was mit denselben in Widerspruch zu stehen erscheine. In den folgenden Tagen des Mai schwang sich dasselbe Blatt zur Vermuthung auf, daß zwischen dem Minister und der „Kreuzzeitung“ eine Kluft liege und der Erstere die Conservativen nur hinter das Licht führen wolle; endlich wagte es in einer poetisch gehaltenen Ansprache den Wunsch, er möge sich nur offen und rücksichtslos dem Liberalismus zuwenden.

Jetzt hielt es Bismarck für an der Zeit, geradezu hervorzutreten und sich mit seinen alten Gegnern zu verständigen. So entstand in der Unterredung, zu der er im Anfang des Juni 1866 die einflussreichsten Mitglieder der Opposition einlud, der Keim der nationalliberalen Partei und der doppelte, zweiseelige Bismarck, der seitdem ihr Herr und ihre Plage ward.

Er gewann, ehe die Schlachten in Böhmen seinen Worten Nachdruck gegeben hatten, die Zusicherung ihrer Unterstützung, — selbst für den Fall, daß das Kriegsglück sich nicht sofort für ihn entscheiden würde. Er schüttete ihnen, wie Hamburger in dem Bericht über diese Besprechung (in seiner Schrift: „Herr von Bismarck“, der deutschen Uebersetzung seiner im Februar 1868 in der Pariser „Revue Moderne“ erschienenen Abhandlung, Breslau, 68) sich ausdrückt, sein Herz aus. „Mit einnehmender Offenheit setzte er ihnen auseinander,“ daß er sein Ziel, den Bruch mit Oesterreich, neben einem „den modernen Ideen widerstrebenden, von aristokratischen Einflüssen umgebenen Herrn und Meister,“ nur durch unerschöpflich behauptung der Armer-Reorganisation erreichen konnte. Fragen Sie nicht, sagte er, warum ich diesen von mir acht Jahre hindurch verfolgten Zweck nicht habe erreichen können, ohne die Presse und die Kammer gegen mich aufzubringen und Alles demselben zu opfern.

„Mein größter Triumph,“ rief er mehrmals in dieser Unterredung aus, „ist, vom König von Preußen die Kriegserklärung gegen Oesterreich und die Berufung des deutschen Parlaments erlangt zu haben.“

Mit gleichem Triumph erklärte er am 2. April 1866 dem französischen Botschafter, Grafen Benedetti, wie dieser später in der Schrift über seine „Mission“ mittheilte: „es ist mir geglückt, einen König von Preußen zu bestimmen, daß er die engen Beziehungen seines Hauses zum österreichischen Kaiserthron brach, daß er ein Bündniß mit dem revolutionären Italien schloß, einwilligte, auf ein eventuelles Abkommen mit dem kaiserlichen Frankreich einzugehen, und in Frankfurt die Umänderung der Bundesversammlung unter Mitwirkung einer Volksvertretung beantragte. Ich bin stolz auf ein solches Ereigniß.“

Die gleiche Stimmung des Triumphs, dasselbe Selbstgefühl geht durch seine Eröffnungen an den Franzosen Vilbort, der ihm beim Ausbruch des Kriegs in Berlin suchte und ihm sodann nach Böhmen folgte. Als ihn dieser (siehe sein 1870 erschienenes „Oeuvre de M. Bismarck“) fragte, wie es nur möglich war, den König, den Repräsentanten des Rechts von Gottes Gnaden, zur Annahme des allgemeinen Stimmrechts, dieses vorzugsweise demokratischen Princips, zu bewegen, triumpirte er: „das ist ein Sieg, den ich nach vier Jahren des Kampfes errungen habe.“ In demselben Gespräch nennt er es wiederholt „seinen Gedanken,“ Deutschland oder wenigstens Norddeutschland dem österreichischen Druck zu entreißen, und den Krieg gegen diesen Widersacher Deutschlands einen Plan, den er in „stündlichem Kampf“ gegen die Einflüsse, die auf den König einwirkten, endlich durchgesetzt habe.

Selbst in den Wägen der Nikolsburger Verhandlungen, als Napoleon III. den preussischen Territorialgewinn in Norddeutschland mit Largheit abmessen

über den allgemeinen Character dieses Ueberragenden etwas aussagen läßt, ob die Natur des Menschen, dem es als Object dient, dessen subjective Bedingtheit sich also in ihm widerspiegeln muß, uns in dieser Beziehung einen in eine geschlossene Formel zu bringenden Anhaltspunkt gewährt? Als unmittelbar gewiß hatten wir im Eingang unserer Untersuchung angenommen, daß das Gefühl des Erhabenen das Gefühl von etwas Großem (im Gegensatz von Kleinlich, niedrig) sei. Wir fragen nun weiter, nach welcher Grundbestimmung sich dieser Gegensatz von Kleinlich, niedrig, das Natürlich-Große also, für den Menschen aufbaut, welche Eigenschaften, welche Wesensbeschaffenheiten es demnach sind, die dem Menschen nach den allgemeinen Bedingungen, von denen er in seinem Wünschen und Wollen ausgeht, als überragend und damit als erhaben erscheinen können? Oder ob andererseits dieses Wünschen und Wollen ein zu unberechenbar wechselndes und vielseitig bedingtes ist, um sich als einheitliche Grundlage für eine darauf aufgetragene Charakteristik des Erhabenen erfassen zu lassen? Ich glaube, daß wir diese letztere Frage zu verneinen, die erstere zu bejahen haben und daß folgende Gesichtspunkte dabei sehr wesentlich in Betracht kommen. Daß dieselben hier nur andeutend behandelt werden können, versteht sich von selbst, da schon die eine Frage nach dem Grundcharacter des menschlichen Wollens in Bezug auf dessen Richtung, um allen Erwägungen gerecht zu werden, eine für den Umfang eines Aufsatzes weit überschreitende Untersuchung bedingen würde. Bleiben wir zunächst noch einen Augenblick bei dem Verhältniß des Ueberragenden zum Menschen stehen, so ergiebt sich ein einleuchtender, allgemeiner Satz, der sich ungefähr so ausdrücken läßt: wer das ist, was ich nicht bin, aber sein will, überragt mich. Gilt das für das Individuum, so gilt es auch für die Menschheit, sofern wir nämlich einen Willen der Menschheit zu fixiren resp. die Richtung anzugeben vermögen, in der das menschliche Wollen gleichmäßig und, wenn auch Schwankungen unterworfen, doch ohne je ganz aus der Richtung auszuweichen, sich bewegt.

(Schluß folgt.)

Druckfehler-Berichtigung.

In dem Artikel: „Confessionsloser Religionsunterricht“ Fortsetzung und Schluß (Nr. 22 u. 23 der „Wage“) ist zu lesen:

- S. 348 Z. 9 v. u. Selbstgenugsamkeit statt: Selbstgenügsamkeit,
- „ „ Z. 7 v. u. Einzelner statt: eines Einzelnen,
- „ „ Z. 1 v. u. geistigen statt: größeren,
- „ 350 Z. 8 v. o. lästig statt: lässig,
- „ „ Z. 17 v. o. auch vor: als,
- „ 355 Z. 18 v. o. Vorhimmeln statt: Vorhimmeln.

zu beziehen —
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt für Berlin
durch G. Neumann, Neudamm,
NW. Frankfurterstr. 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4,50 Mark.
Inserationspreis 20 Pf.
für die gespalt. Zeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang.

Berlin, 21. Juni 1878.

Nr. 25.

Inhaltsverzeichnis: Zieltrebigkeit. — Zur Orientierung über die Bismarck'sche Wera. Von
Bruno Bauer. II. — Die Gefahren des Augenblicks. — Ueber das Gefühl des Erhabenen. Ein
Beitrag zur Psychologie der Aesthetik. Von Julius Duboc (Schluß).

Zieltrebigkeit.

Das ist ein großes Wort und auch ein providentielles Wort, welches grade rechtzeitig erfunden wurde. Die Menschheit begann soeben sich in den Gedanken eines organischen, spontanen Entstehens, Wachsens, Blühens und Fruchttragens einzuleben, dem oft dunkeln Drange selbstverständlichen Werdens der Dinge zu vertrauen und auf die Bildung höherer, edlerer Gestaltungen des menschlichen Daseins zu hoffen. Wochten noch so viel schlechte Gesetze gemacht werden, wer die Zeichen der Zeit verstand, hielt fest an dem einen unverbrüchlichen Naturgesetz. Da fuhr der Weise aus Nordland dazwischen mit seiner „Zieltrebigkeit.“

Da drehe und deutete man wie man will: jede Strebigkeit setzt einen Streber, jedes Ziel einen Käufer oder Verkäufer voraus. Denn dasjenige, was erst werden soll und im Moment des Strebens noch nicht ist, das was aus dem Unorganischen organisch, aus roher organischer Form höher organisiert werden soll: das kann nicht selbst der Streber zum Ziele sein, das ist ein Resultat, ein Produkt. Geht man einmal auf die Zieltrebigkeit ein, so fragt es sich blos noch, wie man das Strebende, Zielsetzende anständig benennen soll, damit die Welt nicht vor alten Gespenstern erschrecke und den Zieltreibern die Thüre schließe.

Ist das Zieltrebigkeits eine „Kraft“, so sind wir sofort mit ihm zu Ende. Eine Kraft ist ein Ausdrucksmodus der Dinge, ein Ausdruck für ein Verhalten von Ding zu Ding, z. B. Armmuskel zu Stein, von Luftbewegung zu Baum, von Sonne zu Planet. Ein solcher Ausdrucksmodus kann etwas bewirken, und selbst das ist noch zu viel gesagt; denn eigentlich wirken nur die Dinge auf einander und dieses Wirken heißt eben die Kraft. Lassen wir aber die Wirkung als Ausdrucksmodus der Kraft stehen, so bleibt doch das sicher und gewiß: die Kraft kann nichts „erzielen“, das Resultat der Wirkung ist nicht in dem Abstraktum Kraft bewußt, denn die Kraft hat kein Bewußtsein. Das Zusammenstoßen zweier Dinge ist keine Persönlichkeit, nicht einmal eine unbewußte.

Thut's die Kraft nicht, so hilft vielleicht das „Prinzip“. Prinzip ist ein Urgrundsatz, etwas mühsam und nach langer Erfahrung von den Menschen Formulirtes. Mein Prinzip ist, Niemandem zu borgen, weil ich hundertmal erfahren habe, daß ich mein Geld nicht wiederbekomme.

sich bescheiden muß, eine bloße Projektion zu sein und sich so variabel zu zeigen als es im höchsten Rath der Zielstrebigkeit beschlossen ward. Denn meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege nicht eure Wege. Gehet in euch und erkennt den „Herrn“!

Deßhalb war es ein großes Wort Karl Ernst v. Baer's und ein tiefgehender und noch tiefer einschneidender Gedanke: die Zielstrebigkeit! Wort und Gedanken trafen zusammen mit der beginnenden Emanzipation der Menschheit von dem Glauben an die Teleologie, an das Vorherbestimmte, dem Niemand enttrinnen kann, dem Jeder sich fügen muß. Hinter der scheinbar bloß theoretischen Wiederaufnahme der Finalität oder Zweckmäßigkeit verbarg sich eine entschieden praktische Reaktion, der volle Ernst, den Individuen das eigene Ich und Bewußtsein durch ein fremdes gewaltsam auszutreiben und an der Stelle der persönlichen Zwecke der Einzelnen die „höhern Ziele“ der Begnadigten aufzupflanzen. Diese reden auch gar nicht als Menschen, als Einzelne, dann wären sie wie unser Eins; sie reden im Namen und Auftrag des kosmischen Ich, der geheimnißvollen Photographie, welche uns und die Welt projicirt hat.

Reaktionär, wenn auch unfreiwillig, wenn auch unbewußt, waren daher alle und sind noch alle, die der Zielstrebigkeit der Dinge die geringste Konzession machen, die auch nur lächelnden Angesichts vor der Leugnung der Zweckmäßigkeit warnen, um die Zielstrebigsten nicht zu reizen und zu erbittern. Alles was freie Wissenschaft heißt, was dem klaren Gedanken huldigt, muß vielmehr einmüthig zusammentreten und

mung, die über den Gesichtskreis des Kammer-Conflicts hinausführte. Das Berliner Blatt, welches seit dem Beginn des Conflicts an der Spitze der Opposition stand, deutete in den letzten Tagen des April 1866 an, daß der Minister „durch ein keineswegs beneidenswertes Geschick dazu getrieben sein mag“, einen von ihm selbst nicht gewollten und nicht beabsichtigten Weg zu gehen, und um sich selbst für seine großen liberalen Absichten zu erhalten, sich zu Manchem hergeben mußte, was mit denselben in Widerspruch zu stehen erschiene. In den folgenden Tagen des Mai schwang sich dasselbe Blatt zur Vermuthung auf, daß zwischen dem Minister und der „Kreuzzeitung“ eine Klüfte liege und der Erstere die Conservativen nur hinter das Licht führen wolle; endlich wagte es in einer poetisch gehaltenen Ansprache den Wunsch, er möge sich nur offen und rücksichtslos dem Liberalismus zuwenden.

Jetzt hielt es Bismarck für an der Zeit, gradezu hervorzutreten und sich mit seinen alten Gegnern zu verständigen. So entstand in der Unterredung, zu der er im Anfang des Juni 1866 die einflussreichsten Mitglieder der Opposition einlud, der Keim der nationalliberalen Partei und der doppelte, zweifelseelige Bismarck, der seitdem ihr Herr und ihre Plage ward.

Er gewann, ehe die Schlachten in Böhmen seinen Worten Nachdruck gegeben hatten, die Zusage ihrer Unterstützung, — selbst für den Fall, daß das Kriegsglück sich nicht sofort für ihn entscheiden würde. Er schüttete ihnen, wie Bamberger in dem Bericht über diese Besprechung (in seiner Schrift: „Herr von Bismarck“, der deutschen Uebersetzung seiner im Februar 1868 in der Pariser „Revue Moderne“ erschienenen Abhandlung, Breslau, 68) sich ausdrückt, sein Herz aus. „Mit einnehmender Offenheit setzte er ihnen auseinander,“ daß er sein Ziel, den Bruch mit Oesterreich, neben einem „den modernen Ideen widerstrebenden, von aristokratischen Einflüssen umgebenen Herrn und Meister,“ nur durch unversöhnliche Behauptung der Armeereorganisation erreichen konnte. Fragen Sie nicht, sagte er, warum ich diesen von mir acht Jahre hindurch verfolgten Zweck nicht habe erreichen können, ohne die Presse und die Kammer gegen mich aufzubringen und Alles demselben zu opfern.

„Mein größter Triumph,“ rief er mehrmals in dieser Unterredung aus, „ist, vom König von Preußen die Kriegserklärung gegen Oesterreich und die Berufung des deutschen Parlaments erlangt zu haben.“

Mit gleichem Triumph erklärte er am 2. April 1866 dem französischen Botschafter, Grafen Benedetti, wie dieser später in der Schrift über seine „Mission“ mittheilte: „es ist mir geglückt, einen König von Preußen zu bestimmen, daß er die engen Beziehungen seines Hauses zum österreichischen Kaiserthron brach, daß er ein Bündniß mit dem revolutionären Italien schloß, einwilligte, auf ein eventuelles Abkommen mit dem kaiserlichen Frankreich einzugehen, und in Frankfurt die Umänderung der Bundesversammlung unter Mitwirkung einer Vollvertretung beantragte. Ich bin stolz auf ein solches Ereigniß.“

Die gleiche Stimmung des Triumphs, dasselbe Selbstgefühl geht durch seine Eröffnungen an den Franzosen Villbort, der ihm beim Ausbruch des Kriegs in Berlin aufsuchte und ihm sodann nach Böhmen folgte. Als ihn dieser (siehe sein 1870 erschienenes „Oeuvre de M. Bismarck“) fragte, wie es nur möglich war, den König, den Repräsentanten des Rechts von Gottes Gnaden, zur Annahme des allgemeinen Stimmrechts, dieses vorzugsweise demokratischen Principes, zu bewegen, triumphirte er: „das ist ein Sieg, den ich nach vier Jahren des Kampfes errungen habe.“ In demselben Gespräch nennt er es wiederholt „seinen Gedanken,“ Deutschland oder wenigstens Norddeutschland dem österreichischen Druck zu entreißen, und den Krieg gegen diesen Widerstand Deutschlands einen Plan, den er in „ständlichem Kampf“ gegen die Einflüsse, die auf den König einwirkten, endlich durchgesetzt habe.

Selbst in den Rügen der Nikolaburger Verhandlungen, als Napoleon III. den preussischen Territorialgewinn in Norddeutschland mit Mäßigkeit abzurufen

wollte, sucht er, wie aus seiner, von den Verfassern des österreichischen Generalstabwerks zur Erläuterung jener Situation (im April 1869) veröffentlichten Depesche vom 20. Juli 1866 an den preussischen Gesandten in Paris hervorgeht, diesen durch die Erläuterung der Differenz zwischen seiner und der königlichen Ansicht zu einer dringlichen Bearbeitung des Autors der Franzosen anzuportnen. Er schreibt demselben, daß der König „die Bedeutung eines norddeutschen Bundesstaates geringer anschlage als er selbst, demnach auf Annexionen vor Allem Werth lege, während er dieselben nur neben der Bundesreform als Bedingung ansehe, weil sonst Sachsen und Hannover für ein intimes Verhältniß zu groß blieben.“

Trotz des gefährlichen Telegramms, welches der Kanzler des norddeutschen Bundes aus dem Hauptquartier der Armee unterm 6. August 1870 dem Kaiser schen, an ihm gerichteten und damals von den Wiener Blättern veröffentlichten offenen Brief entgegensetzte, sind wir durch den Gleichklang der ihm vom Kaiser zugeschriebenen Aeußerungen mit der Melodie seiner soeben angeführten Herzensergüsse, dazu berechtigt, jene Aeußerungen im vorliegenden Zusammenhange wenigstens einzufügen. Auf Kaisers Bemerkungen über die ausschließlich preussische Färbung des norddeutschen Bundes in der Zukunft mit dem Minister, im Februar 1867, soll dieser geantwortet haben: „das sei allerdings wahr und das Prussificationsgelüste, welches die Regierung des Königs andeichne, beklagenswerth, er selbst aber habe nicht die Macht, das wieder gut zu machen, was die großpreussische Partei verschuldet habe.“

Wir überlassen einer folgenden Gelegenheit die Erörterung der Frage, ob der König sich wirklich nur durch die Peredsamkeit und das vermeintliche Drängen des Ministers in den österreichischen Krieg treiben ließ. Zunächst steht für uns die Frage obenan, ob Bismarck in der That nur einem äußern Zwange ausgelegt war, der ihm keine andre Wahl übrig ließ, als durch Gewaltübung gegen Kammer und Presse die Zustimmung des Monarchen in der Kriegserklärung zu gewinnen.

In den Oppositionsmännern, die er in jener Herzenseröffnung vom Juni 1866 gewonnen hatte, stiegen, ehe das Jahr 67 abgelaufen war, Bedenken auf, ob die letzte Ursache seiner reactionären Maßregeln wirklich nur in einer über allen Erörterungen unzugänglichen Erbäre zu suchen sei. Es wollte ihnen bei reiflicher Ueberlegung nicht einleuchten, daß ein Mann, der so große Dienste geleistet und so gewichtige Proben seiner Kraft abgelegt hatte, auch jetzt noch an maßgebender Stelle auf so wenig Autorität, ja, auf so wenig Selbstgefühl beschränkt sein sollte, daß die Unterwerfung des norddeutschen Bundes unter eiserne Budgets und die Beschränkung des parlamentarischen Aufsichtsrechts über die Bundesfinanzen einem Andern als ihm „in die Schuhe geschoben werden könne.“ Hamburger scheut sich sogar nicht davor, der getrühten Stimmung seiner Partei in dem Gleichniß Ausdruck zu geben, daß „der siegbeladene Mann, wenn er in der parlamentarischen Verfassung auch nur seine Nagd geherrathet zu haben glaube, welche ihm zu Hause im Kleinen Dienste leisten solle, damit er draußen im Großen erobern, nicht vergessen sollte, daß selbst Derjenige, der seine Nagd zum Weibe nimmt, ihr von Rechts- und Naturwegen um seiner selbst willen ebenbürtige Achtung gelobt und daß die Nachkommenschaft dieser Ehe nur verwildern und verwahrloßt werden kann, wenn die Mutter im Hause nicht geehrt wird.“

Während diese kummervolle Ehe bis auf diesen Augenblick in dem ewigen Kreislauf von Mißhandlungen und Unpöhrungen und Veröhnungsscenen vorliegt, lagen schon seit acht Jahren in der Schrift des französischen Botschafters Benedetti über seine „Mission en Prusse“ die gewichtigsten Zeugnisse für die Thatfache vor, daß der Gebieter in demselben Moment, als er sich mit dem Plan einer großen Wirthschaftseinrichtung trug und auf die militärische Förmung gting, dem Weibe der Zukunft kein besseres Schicksal als der preussischen Kammer zugebachte hatte.

Der Minister malt dem Botschafter in dem kriegeschwangeren April des Jahres 1866 mit einer an Ruthwilleu gränzenden Offenheit sein Bild der deutschen Einheit vor. Er zeichnet ihm den vollständigen Umriß seiner Bundesreform, welche die Leitung des deutschen Heeres, die diplomatische Vertretung, den Consulardienst und den Grenz- und Küstenschutz in die Hände Preußens bringen soll. Er entwickelt sogar die Idee der Main-Linie und deutet ihm an, daß er bei aller Beschränkung auf die Herrschaft in Norddeutschland seinem Lande noch weitere Perspectives eröffnen könne, welche für die Kette seiner Vergrößerungen über den Main hinüber nützliche Anknüpfungspunkte liefern müssen. Aber der Botschafter bleibt bei seinem Unglauben an die Möglichkeit der deutschen Einheit und rechtfertigt der französischen Regierung gegenüber diesen Unglauben mit dem Lebenske, daß es „verwegen, wenn nicht thöricht sein würde, anzunehmen, daß eine aus dem allgemeinen Stimmrecht hervorgegangene Versammlung, wie sie Bismarck projectirt, nicht alsbald die ihr gesteckten Grenzen überschreiten und mehr als die ihr bewilligten Vollmachten sich erobern würde.“

In den täglichen Rapporten an seine Regierung unterläßt es der Botschafter nicht, hinzuzufügen, daß er es nicht veräumt habe, den preussischen Minister vor den unausbleiblichen Folgen seines parlamentarischen Planes zu warnen, daß ihn aber Bismarck immer mit der ruhigen und furchtlosen Ausnahme seiner väterlichen Besorgnisse überrascht habe. Alle Gemälde, welche der Botschafter von den „Stürmen“ entwarf, die man von dem Geschöpf des allgemeinen Stimmrechts zu erwarten habe, wollten den Minister nicht aus seiner Ruhe herauslocken; vollkommen rathlos stand aber der Franzose da, als ihm der Preusse auf seine Warnung, daß die Erwählten des allgemeinen Stimmrechts es sich gewiß nicht würden nehmen lassen, sich die Macht einer Constituante beizulegen, wie immer ruhig und sicher antwortete, das Parlament könne ihn nur in dem Falle in Verlegenheit setzen, wenn es bloß mittelmäßig liberal wäre und sich auf eine Geschäftsauffassung einschränken wollte, die der preussischen Regierung nicht Genüge leisten könnte und mit welcher dieselbe sich doch zufrieden geben müßte. Eine rein revolutionäre Versammlung, schloß der Minister, würde man zur Raison bringen und bei alle dem zu seinen Zwecken benutzen können.

Mit gleicher Ruhe und mit demselben Wohlgefallen sah er schon mitten in der Conflictzeit auf Forderungen des Abgeordnetenhauses, die er in seiner Person und im Namen der Regierung nicht selbst stellen konnte, die ihm aber in seinen Verhandlungen mit den auswärtigen Mächten gute Dienste leisteten. Seiner Abreisenswut des am 25. Januar 1864 verabschiedeten Abgeordnetenhauses, welcher wegen seiner drohenden Haltung gegen Dänemark einen seiner Gründe erschreckt hatte, nannte er in einem Briefe an denselben (vom 16. Mai 1864) eine wahre Unterstützung für die Regierung, da er auf die damals schwebenden Unterhandlungen der Londoner Conferenz einen Druck ausübte. Er wünschte sich auch recht lebhafter Stimmführer dieser Art und erweist ihnen die Ehre, sie für die dänische Angelegenheit unter dem Bilde von Hunden zu empfehlen, die man so viel ihrer „nur bellen wollen“, loslassen müßte, damit das „gesaunte Geklätze der Meute“ den rechten Eindruck mache.

Die Genossen Hambergers hätten aus dieser Hergensergiehung die Füßen, die sie allmählig in derjenigen des Juni entdeckten, schon frühzeitig ausfüllen und sich sagen können, welche Dienste man von ihnen erwartete. Dann aber, wenn sie die Feinde der deutschen Einheit jagdgemäß „stellten“ und dem großen Nimrod zum Schuß lieferten, spricht es nicht für ihre Urtheilskraft, daß sie die Verwendung der von ihnen unterstützten Centralisation und erhöhten Reichthumsvollkommenheit des Herrn gegen ihre eigenen Ansprüche bitter beklagen.

„Krieg und die Aufregungen einer Nationalvertretung“ nennt Benedetti die Hülfsmittel, die Bismarck in Bewegung setzen wolle, deren Tragweite derselbe aber nicht berechnen könne.

Bamberger, der in trüber Stimmung das Urgebulß und das Seligen betrachtet, findet dagegen eine „tiefe Ironie“ darin, daß „der Minister, der sich nur die Begabung für die auswärtige Politik zutraute, auch den Beruf für die Schaffung der deutschen Einheit in sich fühlte.“ Die seit zwei Jahrhunderten, nach Bismarck's bekannter Rede seit 600 Jahren über Deutschland „lastende Zerrissenheit und die dadurch heimisch gewordene Vermischung der auswärtigen Mächte“ wird wieder vor Gericht gezogen und ihr die Schuld dafür zugewälzt, daß die „Wiedergeburt“ Deutschlands „unter den Auspicien des persönlichen Königthums anheben mußte.“

Das Ideal der Nationalliberalen ist und bleibt ein, wie Fichte's Handelsstaat, „geschlossenes“ Kleindeutschland, — eine Insel der Seligen, die sich von selbst aus dem Meer der Zwietracht erheben hat und von reiner Liebe und Freundschaft lebt. So wenig sie angeben können, wie das ihnen erwünschte Niveaulement ohne die Gewalt der Klassen bewirkt werden konnte, so wenig können sie sich in den Ernst finden, mit dem sich dieses Niveaulement und die mit demselben verbundene Centralisation fortwährend erweitert und sich zuweilen auch gegen die Eingebungen ihrer „edelen Seele“ richtet.

Ludwig Bamberger kennt den Imperialismus, in dessen Gewand sich dieses Niveaulement vollzieht, nur als Stichwort des französischen Spotts, dem es Vergnügen macht, sich darüber zu spödeln, daß die siegestrunkenen Deutschen nun auch in die Fesseln des Napoleonismus gerathen sind, oder als Ausgeburt des heimischen Hypochonders, der sich mit „Sterbegedanken“ trägt und von „gefälligen Doctoren und Quacksalbern“ genährt wird. Er bedenkt nicht, daß es auch Andre giebt, die sich die Früchte dieses neuen Gewächses recht wohl schmecken lassen und sich den Ruhm beilegen, sie schon vor dem Waffengeräusch gepflegt zu haben.

Kennen wir aber dieses von der Gegenwart geborene und von Bamberger mit stolzer Misachtung zurückgewiesene Kind mit dem rechten Namen, denn der Imperialismus ist noch nicht vollkommen und unbestritten stabilirt! Das Bismarck in der Indemnitätsrede vom 1. September 1866 sagte: „Die Aufgaben der auswärtigen Politik sind noch ungelöst. Die Erfolge der Armeen haben nur unsern auf dem Spiele stehenden Einsatz erhöht, wir haben mehr zu verlieren als vorher, aber gewonnen ist noch Nichts.“ — das gilt noch im gegenwärtigen Augenblick, auch nach dem Sieg des Jahres 1870.

Tamara (1870) stand schon der österreichische Mitspieler auf dem Sprunge, seinen Wurf zu wagen und ward nur durch die Unfertigkeit seiner Arme und durch die zurückhaltende und auf den Besitz von Rom gerichtete Politik seines südlichen Nachbarn daran gehindert, rechtzeitig sein Wort in den Kampf zu werfen. Jetzt befindet sich der, durch Düssel, Königgrätz und Sedan groß gewordene östliche Concurrent (Aukland) auf dem Plage und will seinen Antheil an jenen Siegen für Central-Europa geltend machen.

Wir befinden uns noch in den Anfängen des römischen Triumvirats. Die großen Macht-Centren, Wien, Berlin und Petersburg streiten um den Rang.

Den rechten Namen für das Kind der Gegenwart liefert uns aber erst die griechische Vorbereitung des macedonischen Imperialismus. Das ist der territoriale nationale Absolutismus, der sich in Rom nur im Bundesgenossentreuge regte und bald wieder erlosch, — in Griechenland aber der Reihe nach Athen, Sparta und Theben befeuerte, die Dictaturen des Pericles, Epistander und zuletzt des Epaminondas ins Leben rief, sich im militärischen Absolutismus der Hegemonie, in Militärorganisationen und in der Ueberwachung und Ausnützung der Bundesgenossen sich selbst und die Letzteren erschöpfte und ausbeutete.

Den Terrorismus, den Bismarck zu seinem Schlag gegen den Nebenbuhler Oesterreich brauchte, fand er weder bei der conservativen noch bei der liberalen Partei, da beide darin übereinkamen, das Stichwort der neuen Aera von den moralischen Eroberungen ernst zu nehmen und Preußen zu einem Musterstaat der ständischen oder constitutionellen Ordnung zu machen und für Deutsch-

grade die Presse hätte zu dieser Zeit die Verpflichtung, eine achtunggebietende Ruhe zu bewahren, vor jeder Verallgemeinerung der Anklage, vor jeder Hypothese einer Ausdehnung der Schuld zu warnen. Oder sieht eine gewisse Presse nicht, welches Zeugniß sie durch ihre Kapuzinaden dem preussischen und deutschen Volke vor In- und Ausland ausstellt? Gewahrt sie nicht, welche ganz unverdiente Bedeutung sie einem verwehrlosten Gedenken und einem Wahnwüthigen zuerkennt, wenn sie die Wurzeln ihrer Unthaten in einem Massenbewußtsein des Volkes aufsucht?

So wartet doch, was sich Complotartiges bei der mit unübertrefflicher Umsicht geleiteten Untersuchung ergeben wird, und sollte sich nur ein Schatten von Complicität irgend einer Art herausstellen, dann braucht Ihr wahrlich nicht für das *salus reipublicae* zu sorgen — wir haben Consula, die auf ihrem Posten stehen. Eher braucht Ihr darüber besorgt zu sein, ob sich die neuen Verordnungen und Maßregeln auch genau dem vorliegenden Fall anpassen, oder ob nicht etwa ein kleinerer oder größerer Spielraum neben dem speciellen Casus gelassen werde, innerhalb dessen auch Euch, Eueren „Freiheiten und Privilegien“, die Verfolgung drohte. Dem Socialismus soll der Krieg erklärt werden. Aber die gesammte Wissenschaft der Gesellschaft, sofern sie sich vom Manchesterthum emanzipirt hat, jeder über Volkswirtschaft Nachdenkende, der den Ton mehr auf die Verbindung der Gesellschaftsglieder als auf das abstrakte Recht der Einzelwirtschaft und Privatpekulation legt, der die Societas ins Auge faßt und das Gesamtinteresse neben oder vor dem Privatinteresse geltend macht, ist in gewissem Sinne Socialist.

Und hat nicht der Reichskanzler selbst in zwei denkwürdigen Fällen sozialistische Tendenzen an den Tag gelegt, indem er das Staatsinteresse absorbirend den Privatinteressen entgegenstellte? Ist nicht der Gedanke der Reichseisenbahnen ein gradezu „communisticcher“? Besagt nicht der Plan des Tabakregals die Expropriation von vielen tausend Einzelwirtschaften zum allgemeinen Besten? Müßten nicht alle Verhandlungen des Reichstags und der Landtage, alle Provinzial-, Bezirks- und Gemeinde-Debatten kurzweg unterdrückt werden! Sie alle sind des geheimen Giftes voll, dessen Namen schon allein so viele kleinen Gehirne verwirrt.

Leider steht zu befürchten, daß die allgemeine Hysterie, die Angst, die sich selbst durch denunziatorisches Geschrei Muth zu machen sucht, auch um die Sozialdemokratie herum einen freien Spielraum schaffen werde, wo der bekannte „Verdacht der Hinneigung zu allerlei Tendenzen“ sich bequem einnisten und sogar die ruhigste, objektivste Forschung in seinen Netzen einfangen könnte. Was soll erst am düstren Holze werden, wenn ein recht grüner Artikel in der „Allg. Zeit.“, gez. M. W., „vor Schmerz und Empörung über das entsetzliche Verbrechen“ die „Hauptpflicht“ erblickt in der „Ährung der öffentlichen Meinung, zu deren Trübung von den Rathgebern aus so manches beigetragen worden ist, auf deren Befehung die Regierung selbst ja so großen Einfluß nimmt!“ —

Da haben wir den deutschen „Stourdy“ in kleinem Format. Die Universitäten sind Schuld, die Professoren trüben die öffentliche Meinung. Hat denn die Regierung gar keine Gewalt mehr? —

In solcher übereifrigen Dienstbeflissenheit, in solchem unwissenschaftlichen Geizet, im denunziatorischen Lärm schlagen der Unzulänglichen, da liegen die wahren Gefahren des Augenblicks. Was die Regierungen thun werden, braucht ja nur das Echo dieses Geschreis zu sein; solche patriotische Aufklärung erteilt ja direct die Anweisung zu den nöthigen Rezepten. Wir sind in der That auf die Hoffnung beschränkt, die Regierung möchte klüger sein als die Massen und ihre Herolde, und das Bleibende vom Ephemeren der wirren Tagesstimmung bedächtig unterscheiden.

Ueber das Gefühl des Erhabenen.

Ein Beitrag zur Psychologie der Aesthetik.

Von Julius Duboc.

(Schluß.)

Dieser Mittelpunkt alles menschlichen Strebens liegt in dem ethischen Verhältniß zur Kraft, zu der der Mensch ein für allemal naturnothwendig sich bejahend verhält, d. h. sein Wollen steht sympathisch zur Kraft, im Kraftbesitz liegt, um mich so auszudrücken ein Ist, dessen was der Mensch sein will ausgedrückt. Die Naturgesetzlichkeit dieses Verhältnisses begreift sich leicht. Im Lebensprozeß des Menschen — um bei diesem stehen zu bleiben; dasselbe Gesetz ist natürlich auch weiter anwendbar — spielt sich im Höchsten wie im Niedersten, physisch und psychisch, immer ein und derselbe analoge Vorgang ab: der Mensch zieht das an sich heran, was ihm wohlthut, was ihn erleichtert, er stößt das von sich, was ihm Last macht. Der Hebel für diese eine Grundfunction, in der alle anderen ein- und ausgehen, ist aber die Kraft. Keine Kraft — keine Functionsverrichtung in dem angedeuteten Sinn und in dem Maße, daß diese gelähmt wird — Schwinden des Lebens mit seiner Lust und jedem gesegneten Inhalt. Der Mensch will also nothwendig der Kraft wohl, es ist dies ein ethisch bedingtes, unverrückbares Grundverhältniß und nie und nirgends im Leben der Menschheit hat Kraftlosigkeit je den Beifall oder die Verehrung der Menschen gehabt. Selbst der Fall gewisser sich selbst verstümmelnder oder freiwillig abschwächender Secten bietet durchaus keine Ausnahme dar, denn in solchem Fall wird doch immer nur die Form gewechselt. Beifall findet alsdann die Form der Kraft, mit welcher auf eine andere, aus religiösen Motiven anstößig gefundene Form des Kraftbesitzes verzichtet wird. Die Kraftlosigkeit an sich hat aber immer nur als jämmerlich gegolten. *)

*) In meiner Abhandlung über die Ehrfurcht habe ich u. A. auch die Bedingungen erörtert von denen ein ehrfürchtiges Empfinden gegenüber einer hohen Alterstufe abhängig ist. Die Anwendung auf das Gefühl des Erhabenen, die in dem gleichen Fall natürlich auch eintreten kann, da die erste Stufe in beiden Fällen sich immer gleich bleibt, ist leicht zu machen. Das Zustandekommen des Gefühls des Erhabenen bleibt daran gebunden, daß ich in dem Hochbetagten ein Zeugniß der Kraftfülle entdecke, welche dem Einfluß der Jahre so lange Widerstand geleistet hat und dem Verfall noch Trost bietet, imposant noch im Untergang — es ist wesentlich derselbe Eindruck, den wir beim Betrachten einer verwitterten, aber ihre einstige Herrlichkeit noch bezeugenden Ruine haben tragen können. Ist das Zeugniß dieser Kraftfülle aus der hohen Alterstufe aber gänzlich geschwunden und auch durch Reflexion nicht zu vermitteln, so kommt auch der Eindruck des Erhabenen in Bezug auf dieselbe nicht zu Stande.

Was ist aber das Ziel des Strebens, der letzte Preis alles Kraftaufwandes? Die Befriedigung, der Friede. Wie der Mensch sich zur Kraft bejahend verhält d. h. im Kraftbesitz etwas anerkennt, worauf sich sein Wollen richtet, so zum Frieden, dem Ziel alles Kraftaufwandes, zu dem Frieden, der das Siegeszeichen des Ueberwinders ist, dem errungenen Frieden. Ist nun der Satz richtig, von dem wir ausgingen, daß der mich überragt, der ist, was ich sein will, ist es ferner richtig, daß das menschliche Wollen sich immer bejahend zur Kraft und zu dem durch Kraft zu erringenden Frieden verhält, so ergiebt sich, daß da, wo vollendete Kraft und Friede dem Menschen sich offenbaren, ein Ueberragendes für ihn im Sinn des Erhabenen entstehen muß. Und in der That ist das auch durchweg der Fall und ich glaube, daß jeder Eindruck des Erhabenen die Probe seines inneren Gehalts und seiner wesentlichen Beschaffenheit nach diesem Maßstab verträgt. Man darf nur den zu Grunde liegenden Begriff der Kraft nicht einseitig und beschränkt oder abstract fassen. Kraft, die Kraft, zu der der Mensch sich naturnothwendig sympathisch verhält, heißt für ihn soviel wie: Können, Vermögen. Dieses ist aber nur da in seinem Totalbegriff vorhanden, wo sich sowohl die seelische, wie die sinnliche Seite in ihm repräsentirt findet, denn keinen anderen Maßstab kann der Mensch anlegen als sein eignes Wesen und in diesem wirken ja diese beiden Seiten doppelthig zu einem Einklang zusammen. Die bloße rohe Naturkraft wirkt daher nie den Eindruck des Erhabenen. Da gilt das Schiller'sche:

Wo rohe Kräfte sinnlos walten u. s. w.

denn eben in dem: „sinnlos“ liegt das Unvermögen nach der geistigen Seite, liegt also das ausgesprochen, was das Vermögen, die Kraft in ihrem Totalbegriff unvollendet erscheinen läßt. Die Gewalt des Sturmes, welche das Meer in seinen tiefsten Tiefen auswählt, kann ein Schauspiel von erschütternder Wirkung für den Beobachter veranlassen, aber gleichwohl wird der Eindruck von uns meistens nur als großartig, nicht als erhaben empfunden und bezeichnet werden — es sei denn, daß wir die ungebändigt fessellose Gewalt des Sturmes nur als ein einzelnes Moment, nur diensttragend eingereiht in dem großen Naturganzen begreifen und unsere Betrachtung nun wieder vor jenem Größten Halt macht, dem, weil es eben Alles in sich hat, auch das Seelische angehört, das die Sturmeskraft, an sich betrachtet, nicht repräsentiren kann. Während aber das stürmisch aufgeregte Meer uns meistens nur großartig erscheint, wird es, in seine Ruhe zurückgekehrt, uns leicht den Eindruck des Erhabenen machen. Warum? Weil, wie schon erwähnt, der errungene Friede — und diesen Anschein trägt das zur Ruhe zurückgekehrte Meer — für den Menschen ein Ueberragendes im Sinne des Erhabenen darstellt und nach der Art, wie er empfindet, darstellen muß. Wie wenig die Offenbarung der bloß einseitigen Kraft das Erhabene darzustellen vermag, läßt sich vielseitig beobachten. Versetzen wir uns in die undurchdringlichste, von riesigen Naturkräften durch Jahrhunderte hindurch aufgethauete und durcheinander gewirrte Wildniß tropischer Regionen, der Eindruck ist imponirend, grandios, unter Umständen bewältigend, aber nicht erhaben. Nehmen wir als Gegenstand irgend eine Scene, irgend ein Object, in der oder an dem uns Ordnung im Kleinsten wie im Größten in ungewohntem Maße entfalteter entgegentritt — wir

scheiden von der Betrachtung desselben nicht ohne den Eindruck: ein erhabener Geist hat hier gewaltet. Ist es die Ordnung, die diesen Eindruck wirkt? Nicht unmittelbar. Ich behaupte, es ist vielmehr die Kraft, die zu Grunde liegt. Indem wir eine Ordnung in diesem größten Maße erblicken, werden wir nothwendig auf die Annahme einer entsprechenden Kraft zurückgeführt, welche die Ordnung erschafft, denn der Kraft, die nicht „sinnlos waltet“, die also ihrem Wesen und Begriff nach vollendet ist, der wirklichen Kraft traut der Mensch auch vor Allem ein ordnendes, aus dem Chaos gestaltendes, den Zwiespalt der Gegensätze bändigendes Princip zu. Er traut ihr das zu, weil sie sich so selbst in ihm und an seinem Leben bewährt, weil das seelisch-sinnliche Kraftvermögen in ihm gewissermaßen die Ordnung seines eigenen Lebenshaushalts ausmacht und aufrecht erhält. Indem der Mensch nun in der größten Ordnung die größte Kraft erblickt, steht er wieder vor dem Ist dessen, was er sein will, d. h. vor dem Ueberragenden und der erhabene Eindruck ist fertig.

Wie sinnlose Kraft (rohe Kraft) den Kraftbegriff in seiner Fülle aufhebt, da sie einen intellectuellen Mangel bekundet, so gilt das Gleiche von der Richtung des Fühlens, welche die Kraft der Liebe, des Herzens, angeht. Die einseitige Kraftwirkung, welche in und grade durch den Egoismus zu Stande kommen kann, wirkt nie den erhabenen Eindruck, weil sie auf ein zu Grunde liegendes Unvermögen zurück weist, den Grundbegriff der Kraft also aufhebt. Für den Menschen heißt Kraft soviel als: Vermögen des intellectuellen Princip, des Herzens und der Sinnlichkeit und die Kraft der Lieblosigkeit, die man etwa dem Egoismus zueignen könnte, ist etwas Positives nur als Negation der Kraft, sie ist eben das Unvermögen der Liebe. Sollte Lieblosigkeit als Kraft gelten, so würde auch für Geistlosigkeit dasselbe zu gelten haben d. h. die Unfähigkeit der Leistung würde mit dem Grundprincip aller Leistung — der Kraft — für ein und dasselbe erklärt. — Noch ein anderer Punkt bleibt hier zu erwägen. Wenn wir diese drei Factoren der Kraft coordinirt nebeneinander stellen, kann leicht ein Mißverständniß veranlaßt werden, da wir gewohnt sind, Sinnlichkeit nach der einen Seite ihres Wesens ungefähr in den Begriff des physischen Kraftvermögens aufgehen zu lassen. Dadurch könnten wir zu dem Schluß gelangen, daß nur wo diese vorhanden, die Kraft vollendet sei und der Eindruck des Erhabenen zu Stande kommen könne, während wir doch auf der andern Seite wissen und nicht leugnen wollen, daß eine große geistige Schöpferkraft, eine hingebende Herzensgüte auch bei mangelnder Leibeskraft bestehen und auch ohne diese also der Eindruck des Erhabenen bewirkt werden kann. Es kommt demnach auf eine etwas genauere und richtigere Unterscheidung an, als wir vorzunehmen gewohnt sind. Wie grob auch die Eintheilung des Getriebes im menschlichen seelisch-sinnlichen Organismus nach seiner geistigen, gemüthlichen und sinnlichen Seite sein mag, so können wir sie doch nur schlecht entbehren, da wir vorläufig nichts Besseres an die Stelle zu setzen haben. Wir brauchen aber diese Eintheilung nicht noch mehr zu vergrößern als sie es ohnehin schon ist, indem wir die sinnliche Seite der Kraft mit dem, was man gemeinhin Körperkraft, Leibeskraft nennt und was als solche sinnlich-angenfällig in die Erscheinung tritt, völlig zusammenwerfen. Sondern

es erscheint von unserem Standpunkt aus correcter den anscheinenden Widerspruch, der in dem Vorhandensein einer aushaltenden Seelenkraft bei geschwundener Leibeskraft für das Gleichgewichtsverhältniß der sinnlichen Seite der Kraft zu der geistigen Seite liegt, dadurch auszugleichen, daß man in solchem Fall die sinnliche Seite in jene feineren, der Beobachtung mehr oder minder entzogenen Nervenverhältnisse verlegt, welche für gewisse anscheinend räthselhafte psychische Vorgänge die letzte Entscheidung tragen dürften. Ehe man sich entschließt, wie das in solchen Fällen so sehr beliebt ist, wo Seelenkraft die Leibeschwäche zu überbieten scheint, von einem „Sieg des Geistes über die Materie,“ was denn ganz besonders erhaben sein soll, zu reden und damit also das materielle Substrat völlig preiszugeben und in seiner Bedeutung zu verleugnen, empfiehlt es sich doch das materielle Substrat festzuhalten und nur in feinere Beziehungen als die grobsinnlichen der äußerlichen Leibeskraft zu verlegen. Eine erhabene Kraft des Geistes oder Herzens besteht nach meinem Dafürhalten nicht ohne entsprechende sinnliche oder leibliche Kraft, wenn sich dieselbe auch aus meinem Gesichtskreis zurückgezogen und in intime Partien oder Existenzmodi verlegt hat, die meiner Beobachtung nicht zugänglich sind. Ich habe dieselben also vorauszusetzen, auch wenn ich sie nicht sehe, falls die sich äußernde Kraft der Seele mit ihr Vorhandensein verbürgt und das Schauspiel des Dulders, dem bis zum letzten Augenblick die sich geistig äußernde Kraft nicht untreu wird, ist mir allerdings doppelt erhaben, aber nicht wegen eines „Sieges des Geistes über die Materie“, sondern weil die Kraft sich als eine ungewöhnlich reiche und intensive in ihrer Structur legitimirt, die auch dann noch aushält, wenn eine Faser um die andere, äußerlich geschädigt, in ihrem organischen Zusammenhang zerreißt.

Um den Hauptpunkt zu wiederholen: überall wo der Mensch den Eindruck einer waltenden Kraft empfängt, die sich unzersplittert und im Sinne des Lebens — worauf nach den vorher gegebenen Erläuterungen der Hauptnachdruck liegt — bethätigt, entsteht in ihm, sofern ihm dabei ein seine Kraft-Sphäre überragendes Mehr an Kraft zum Bewußtsein gelangt, das Gefühl des Erhabenen. *) Vorausgesetzt ist, daß die Richtung der Kraftbethätigung nicht etwa eine für die Erhaltung des Menschen bedrohliche ist, da dann die Furcht die Oberhand gewinnen würde. Dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß Kraft als solche, ganz abgesehen von der Richtung ihrer Bethätigung, sich in der Auffassung des Menschen, in einer gewissen kenntlichen Form ausdrückt, die eben deshalb gewissermaßen das Erhabene anzukündigen, ja es auszu-

*) Ich gestehe, daß mich die Schiller'sche Erklärung des erhabenen Effects manchmal als bär und öde anmutet. So wird in dem Aufsatz: Zerstreute Betrachtungen u. s. w. eine Erklärung versucht, warum ein Fels erhabener erscheinen kann als das Meer, dessen Wellen ihn umspülen. Nach der Theorie vom „Mathematisch-Erhabenen“ dürfte das nämlich eigentlich nicht der Fall sein, vielmehr müßten Gegenstände von gleicher Größe auch einen gleich erhabenen und der minder große einen minder erhabenen machen. Da dies nun aber sehr häufig nicht der Fall ist, so wird die Erklärung dahin verlegt, daß „der aesthetische Eindruck nur dann erfolgt, wenn sich die Imagination auf Arbeit des Gegenstandes einläßt. Unterläßt sie dieses bei dem weit größeren Gegenstand und beobachtet es hingegen bei dem minder großen, so kann sie von dem letzteren aesthetisch geführt und doch gegen den ersten unempfindlich sein. Denkt sie sich aber diesen

die in ungewohnten Maasse vor uns ausgebreitet, aus dem angegebenen Grunde uns den Eindruck des Erhabenen hervorrufen. Dasselbe gilt für Einfachheit, Schlichtheit, denn die große Kraft, die eben als solche der Anstrengung, des Aufwandes, der vielfachen Bemühung nicht bedarf, gattet sich diesem ihrem Wesen gemäß mit Einfachheit, mit Brunklosigkeit, so daß diese als Symptome, als Spiegelungen des Erhabenen gelten können, d. h. große Einfachheit wird uns große Kraft vermuthen lassen und damit den Eindruck des Erhabenen hervorrufen, (wie wir von einer erhabenen Einfachheit der Gesinnung sprechen) wenn derselbe durch andere Umstände nicht wieder aufgehoben wird. Die weitere Entwicklung und Ausführung der hierher gehörigen Beziehungen gehört der Betrachtung des Erhabenen in seinem Verhältniß zur Kunst an und hat als solche eine selbstständige Bedeutung und selbstständige Stellung zu beanspruchen, die nicht innerhalb der Grenzen dieses Aufsatzes zur entsprechenden Geltung gebracht werden kann. Nur an einem Punkt möchte ich andeutend vorüberstreifen, da derselbe sich bei dem von mir festgehaltenen Maßstab unabweislich zur Beantwortung aufdrängt. Es handelt sich um einen allgemeinsten Gesichtspunkt zur Beurtheilung und Beantwortung der Frage: warum das Komische unter allen Umständen das Erhabene vernichtet. Wenn ich die ganze Gefühlswirkung im Erhabenen auf den Kraftbegriff in dem wiederholt erläuterten Sinn reducere, so scheint es auffällig und bedarf der Erklärung, warum der größte Komiker, die hervorragendste Leistung auf dem Gebiet der Komik, die von einem ganz ungewisshast sehr bedeutenden, überragenden Kraftvermögen Zeugniß ablegt, gleichwohl nie in der Seele des Betrachtenden den Eindruck des Erhabenen zu wirken vermag. Meine Definition und Analyse scheint da unzulänglich. Allein es ist dabei zu bedenken, daß eine große, umfassende Kraft sich ihrem Wesen nach d. h. der ihr innewohnenden Energie ihrer Bethätigung gemäß stets auf große, ernste Ziele und Gesichtspunkte richtet, an denen sie allein die Anspannung ihres ganzen Vermögens zu üben im Stande ist — die charakteristische Spiegelung der Kraft nach ihrem innersten Wesen liegt daher auf der Rehrseite des Komischen, nur da ist ihr naturgemäßer Gesichtsausdruck und keine der Komik angehörige Leistung wenn auch von einer bedeutendsten Kraft getragen, vermag uns jemals als directe Offenbarung der Kraft anzumuthen und als solche mit dem Eindruck des Erhabenen zu erfüllen. Endlich vergesse man nicht, daß die Kraftschätzung, die wir hier zu Grunde legen, sich stets auf das Vermögen des ganzen Menschen

als eine Größe, so denkt sie ihn zugleich als eine Einheit und dann muß er nothwendig einen verhältnißmäßig stärkeren Eindruck machen als er sehen an Größe übertrifft.“ Diese Ellenausmessung des Erhabenen ist fast so schlimm als es man den Eindruck einer Symphonie nach Zahl und Verhältniß der Tonschwingungen ausrechnen wollte. Wenn uns ein Fels im Meere erhabener als das Meer selbst erscheint, so hat unser Geist eine Betrachtung an ihn geknüpft, bei der er z. B. im Gegensatz zum Meer im Licht einer siegreich sich behauptenden ruhigen Kraft gegenüber einer ihn bedrohenden feindlichen Macht erscheint. Beleuchtung, Form, Farbe kommen dabei ebensowohl für den Fels wie für das Meer in Betracht, nicht minder natürlich das Verhältniß des Betrachters, seine vorwaltende Stimmung zu diesen Beziehungen. Mit einem Wechsel derselben kann uns der der Größe nach unveränderte Fels plötzlich öde erscheinen, das Meer dagegen einen erhabenen Eindruck machen.

bezieht, und das Gefühl des Erhabenen also auch daran gebunden bleibt. Das gilt natürlich auch für die subjective Seite. Wie ein bloßes Theilwesen das Ueberragende nicht darstellen, nicht erhaben wirken kann, so muß der Mensch auch mehr als Theilwesen sein, um im Sinn des Erhabenen überragt werden und den Eindruck des Erhabenen davon tragen zu können. Es ist daher richtig, wenn Schiller (in „Verstreute Betrachtungen über verschiedene aesthetische Gegenstände“) hervorhebt, daß wo „die Tendenz des Gemüths mehr auf Begriffe als auf Anschauungen geht, auch der erhabenste Gegenstand bloß ein logisches Object bleibt“ und wenn er darin den Grund davon erblickt, „warum Menschen von überwiegender Stärke des analytischen Verstandes für das Aesthetisch-Große selten viel Empfänglichkeit zeigen.“ Nur daß ich die Unempfänglichkeit einfach darin setze, daß ein solcher Mensch in dem Maasse, in welchem er gewissermaßen eingesponnen in seiner Begriffswelt und in den diesen entsprechenden logischen Operationen lebt, zum Theilwesen (im Vergleich zu dem nach allen Richtungen aufgeschlossenen Menschenwesen) wird und als solches das Vermögen verliert von der vollen Manifestation der Kraft sich überragt zu fühlen und dadurch mit dem Eindruck des Erhabenen erfüllen zu lassen, während in der Schiller'schen philosophischen Sprache der Behinderungsgrund so formulirt wird, daß die „Einbildungskraft nicht lebhaft genug sei sich auf Darstellung des Absoluten der Vernunft einzulassen.“

Jul. Duboc.

Abonnements - Einladung.

Bei Ablauf des Vierteljahres sei die „Wage“ ihren bisherigen Lesern auch zu fernerer freundlicher Theilnahme empfohlen und an die Freunde, die sich das Blatt erworben, die Bitte gerichtet, für dessen Verbreitung sich interessiren zu wollen.

Die Expedition ist gern bereit, sobald ihr der Wunsch ausgesprochen wird, das Blatt wüthlich per Kreuzband direct zuzusenden, sowol in Berlin wie außerhalb. Die Sendung ist auf diesem Wege zuverlässiger und regelmäßiger, als auf jedem andern, sie geht von hier schon Donnerstag Abend ab und wird dem Abonnenten ohne Erhöhung des Preises portofrei ins Haus geliefert.

Von den früheren Jahrgängen der „Wage“ (1874—76) ist noch eine kleine Anzahl von Exemplaren vorrätzig, welche brochirt und mit Titelblatt und Inhaltsverzeichnis versehen zu dem Preise von 3 Mark für den Jahrg. 1873 (October bis Dezember) und 9 Mark für die folgenden Jahrgänge durch Unterzeichnete zu beziehen sind.

Expedition der „Wage“.

In jedem
einen halben
a. Wochensatz, für Berlin
durch G. Wiedersburg,
W. Frankfurterstr. 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Reichsgebiet
4.00 Mark.
Inserationspreis 20 Pf.
für die gesetzl. Zeitschrift.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang.

Berlin, 28. Juni 1878.

Nr. 26.

Inhaltsverzeichnis: Bucher und Urquhart. — Zur Orientierung über die Bildung der Werra. Von Bruno Bauer. III. — Die Auflösung des Reichstags und die Lage. Von Jos. E. Stern. — Die Verfassung demokratischer Verfassungen in Hamburg.

Bucher und Urquhart.

Die Abgeschiedenheit, welche seit seinem Wiedereintritt in den Staatsdienst Dr. Lothar Bucher um sich zu schaffen wußte, so wirkungsvoll, daß dem phantasiebegabten Verfasser von Pro Nihilo daraus die düstern Umrisse einer „grauen Eminenz“ sich verdichteten, ist neuerdings in unangenehmer Weise durch Reminiscenzen gestört worden, welche Karl Marx auftrifft. Dr. Bucher hat es an prompter Antwort nicht fehlen lassen, die freilich in doppelter Beziehung die Erwartungen täuschte, sie war viel lebhafter und viel schwächer als eine solche Antwort, sollte sie überhaupt gegeben werden, sein durfte. Dr. Bucher hätte getrost den Kleinen von den Seinen, den „Wabentkneifern“ — um das Bild seines Freundes Lassalle zu gebrauchen — die stumpfsähnige Bosheit gegen die „fortschrittlichen und national-liberalen Blätter“ überlassen können: er ist zu kräftigerem berufen. Er hätte am Schluß die verbrauchte Fabel vom Germanenthum Lassalle's nicht auf ein Drama stützen sollen, das ihm selbst dem Titel nach nicht mehr bekannt war: damit konnte er wahrlich nicht die aus seinen eignen Angaben so schreiend hervortretende Erkenntnis verdecken, daß selten das Vertrauen eines Mannes, der dem Freunde mit dem literarischen Eigentumsrechte natürlich auch die Pflicht der Sorge für sein literarisches Andenken hinterläßt, sich so grob getäuscht hat, als hier geschehen ist. Werthvoll freilich werden diese Geständnisse sein, wenn erst — im Laufe der nächsten Zeit — sich die öffentliche Diskussion der Frage zuwenden wird, wie doch das Einbringen der socialistischen „Brandchriften“ in die Volksmassen so rasch und so massenhaft habe geschehen können, durch was oder durch wen es etwa begünstigt worden sei? — Des weiteren Eingehens auf diese Auseinandersetzungen mögen wir uns indessen heute um so eher noch entschlagen, als ja die Sachlage noch keineswegs geklärt ist. War Dr. Bucher „Mitglied der internationalen Arbeiterassociation“, wie K. Marx behauptet? Die Antwort steht noch aus. Hat er seinem Londoner Exilgenossen nur — immerhin auffällig genug und wol nur durch die allezeit notorisch unbedeutende journalistische Befähigung der Staatsanzeiger-Redactoren zu erklären — eine Berichterstattung von London aus oder eine Mitarbeit in Berlin selber angeboten? Behauptung und Gegenbehauptung sind hier schroff entgegengesetzt.

ch uns vielmehr um einen kurzen Rückblick auf
mes, der heute in dem durch Rußland erregten
s wirksamer Repräsentant der für Rußland wohl-
rühmt wird, aus seinen entschieden antirussischen
erhältniß also von Bucher zu Urquhart.

ng“ zeigte Ende des Mai 1877 den Tod des
benen David Urquhart in einer sehr kahlen
achdem sie kurz bemerkt hatte, daß dieser Mann,
der brittischen Botschaft in Constantinopel war,
en des Orients große Reisen machte, namentlich,
en er aufs Hartnäckigste befahl, zu studiren,
be, daß er „Verfasser mehrerer finanzieller und

Nekrolog ist (nicht ganz zehn Zeilen lang), so
selbe. Außerdem, daß Urquhart nur kurze Zeit
istissecrätars in Constantinopel einnahm, hat er
nd seines dreitägigen Aufenthalts auf der cir-
einige der dortigen Stammesältesten persönlich
irussischen Bemühungen gezogen und später den
einen Besuch abgestattet. Endlich hat er die
uen Schriften erfreut, man müßte denn seine
e „über die Türkei und ihre Ressourcen“ und
Aufsätze über dasselbe Thema unter diesen spe-

s Andenken werden seine zahlreichen Schriften
iten über die Weltherrschaft der russischen Diplo-
ten, denen besonders die „Nation alzeitung“
tische Publikum in den Jahren 1853 bis 1859
sie also diese Quellen der Zuschriften ihres da-
rrespondenten so versteckt in einem Anhängsel
ihnt, ohne ihrer Verpflichtung gegen den
enken, welchem jener Correspondent seine Mit-
Einfluß auf die brittische Diplomatie und

leicht ihrer damaligen Urquhartistischen Artikel?
nicht daran erinnern, daß Lothar Bucher,
n Dienste Bismarck's, der Verfasser jener Kon-

Rückblick auf die damalige Stellung Bucher's
er Leser Interesse gewährt.

ne Chronologie ihrer eigenen Wandlungen und
rrespondenten zum antipalmerston'schen Dogma
r Letztere noch beim Sturz des Derby'schen
br. 1852) und bei der Bildung des Aberdeen'schen
rer Palmerston's war und sich damit tröstete,
geschätzte Gegner Rußlands doch wenigstens
für die correcte Haltung des neuen Cabinets
Das Berliner Blatt hätte bei diesem Rückblick
innen, welche das Erscheinen von Urquhart's
the West, North and South“ (1853) für die
rcs Correspondenten Geschichtskennntniß hatte.

Einige Bekanntschaft mit Urquhart's „Diplomatic Review“ (der Fortsetzung von dessen 1855 gestifteten Sheffield Free Press) und, wenn sie diese Quelle der heutigen Tagesgeschichte kannte, einige Offenheit würde dann auch der Nationalzeitung Gelegenheit gegeben haben, mehrere für ihren Leserkreis nicht uninteressante Aufklärungen über die spätere Entwicklung des Verhältnisses zwischen Urquhart und Bucher mitzutheilen.

Ersterer, der die Lage seines zu 15 Monaten Festungshaft verurtheilten Högling's für sehr tragisch hielt, sofern er in ihm einen in contumaciam zum Tode Verdamnten sah, glaubte im Frühjahr 1859 mit Bucher, daß Preußen es mit Oesterreich gegen Frankreich halten wollte, schrieb an den damaligen Minister des Auswärtigen Herrn von Schleinitz und ersuchte die preussische Regierung um Pardon für seinen Protégé! Er bemerkte, wie er im Octoberheft seiner Diplomatic Review vom Jahr 1873 erzählt, in diesem Schreiben an den Minister, daß Bucher „Angesichts von dem, was jetzt im Werke sei, alle leeren Speculationen aufgegeben habe und verabscheue.“ Schleinitz antwortete: „Wir wollen ihn nicht nur pardonniren und die Rückkehr gestatten, sondern auch ihn in unsern Dienst nehmen,“ worauf Urquhart erwiderte: „In diesem Falle verlieren Sie den Beistand des einzigen Dieners der preussischen Krone, der für die Rettung Preußens arbeitet.“

Die Lichtblicke, mit welchen der kritische und phantasiereiche schottische Rette die Politik und Diplomatie des jetzigen Jahrhunderts aufgeheilt hat, werden oft durch die starrsinnigsten Marotten und Einbildungen unterbrochen. So ist es auch in diesem Falle für Den, der Urquhart's Urtheil und Verdienste hochschätzt, betrübend, daß er in dem Nachbeter seiner Sätze und Formeln den zukünftigen Rette Preußens erblicken konnte.

Ueber das jetzige Verhältniß Bucher's zu Bismarck hat sich Urquhart folgendes Bild gemacht. In demselben Vierteljahrsheft seiner „Review“ schreibt er: „Bucher, in ganz Deutschland als Demokrat und Republikaner bekannt und in Bezug auf seine Fähigkeiten ohne Gleichen, habe Bismarck's Wege wundervoll geebnet, die Opposition der Liberalen nicht nur vernichtet, sondern auch diese in Anhänger verwandelt. Sie nahmen an, daß Bucher von Bismarck Bürgschaften erhalten hatte, und glaubten deshalb, daß er dem Hause Hohenzollern nicht diene, sondern es nur benutze und daß sein eigentlicher Zweck sei, die Republik zu gründen und sich zu deren Haupt zu machen.“

Dieser wundervolle Satz, der auf Bucher's Haupt der wirklichen Welt durchaus unbekannte Leistungen und Fähigkeiten zusammenhäuft, ist so unklar gebaut, daß man nicht weiß, ob Buchern oder dessen Herrn der Plan, das Haus Hohenzollern zu hintergehen, zugeschrieben werden soll.

Urquhart kommt noch einmal (im Januarheft der Diplomatic Review vom Jahr 1875) auf seinen früheren Schöpling zurück. Der schottische Kritiker hatte durch die Ereignisse des Jahres 1866 in Bismarck den modernen Palmerston gewonnen, den er für seine Erklärung aller neuern politischen Katastrophen brauchte und als seinen persönlichen Antagonisten betrachtete, und als den Meisterstreich desselben schildert er den Raub, welchen der mächtige Mann, sobald er die Zügel der Regierung in der

Hand hatte, an ihm beging, indem er ihm seine beiden wichtigsten Schüler und Anhänger abwendig machte. Die zweite Bismarck'sche Eroberung neben Bucher soll nämlich Gneist sein, der doch von vornherein, als er sich von Urquhart in der Kritik des Parlamentarismus und in der Hochschätzung des Gemeinrechts unterrichten ließ, immer nur die Anwendung auf preussisches Gemeinwesen und auf die Stärkung des Fridericianismus im Auge hatte!

Bur Orientirung über die Bismarck'sche Aera.

III.

Wilbort und das Glück Bismarck's.

An den Namen Wilbort knüpft sich die Geschichte von ein Paar Glückzufällen, welche Bismarck in zwei der bedeutendsten Augenblicke seines Lebens begegneten.

Der erstere, der nach dem böhmischen Feldzug spielte und in welchem der arme Wilbort vom Glück gemißbraucht wurde, ist zwar nicht gerade groß zu nennen, war aber doch ein seltener Streich des Glücks. Denn Wilbort, statt über die Antwort Bismarck's auf seine Gewissensfrage innerlich selbst aufzulachen, ward durch das Lächeln, welches er bei den Worten des Meisters um die Lippen des anwesenden Herrn von Reubell spielen sah, um die Ruhe einer Nacht gebracht und kam erst wieder zu sich selbst, als er den Mann dieses „seltsamen“ Lächelns am folgenden Tag aufsuchte und ihm den Anlaß bot, ihm einen wahren Uria-Auftrag an Napoleon III. nach Paris mitzugeben.

Der reisende Franzose befand sich, wie er in seinem „Oeuvre“ erzählt, am 7. August 1866 in Berlin und wollte sich bei Bismarck verabschieden. Im Augenblick des Aufbruchs bat er diesen um die Erlaubniß, ihm die „höchst indiscrete Frage vorzulegen, ob er den Frieden oder Krieg nach Paris mitbringe.“ Ausweichend antwortete der Minister: „Freundschaft, dauernde Freundschaft mit Frankreich. Ich lebe der festen Hoffnung, daß Frankreich und Preußen künftighin den Dualismus der Intelligenz und des Fortschritts bilden werden.“

Die Antwort war eine geschickte Abfertigung und doch überladen. Herr von Reubell aber packte dem armen Reisenden, der bei ihm Tags darauf Erleichterung für sein beunruhigtes Gemüth suchte, eine Bestellung an den Kaiser auf, wofür ihm dieser, wenn er sie wörtlich ausgeführt hat, nur mit einem infernalischem Lächeln danken konnte. „Sie reisen heut Abend nach Paris ab, sagte der lächelnde Vertraute Bismarck's, nun wohl, verpflichten Sie sich auf Ehrenwort, was ich Ihnen jetzt mittheilen will, bis Paris geheim zu halten. Ehe vierzehn Tage um sind, werden wir Krieg am Rhein haben, wenn Frankreich auf seinen Gebietsforderungen besteht.“

Der Autor des zweiten Glücksfalles, welcher noch kurz vor Thorßchluf, ehe die deutschen Armeen 1870 Paris einschlossen, dem Lobredner Friedrich's II. und dem Herold des preussischen Ruhms in der Hauptstadt Frankreichs ein Standbild aufrichtete, war nicht eigentlich Wilbort, sondern Harin, der Director des „Siecle“, der Wilbort 1866 als Kriegscorrespondenten dieses Blattes nach Böhmen geschickt hatte. Dieser so prosaische und sonst auch so ziemlich glückliche Rechner befand sich im Anfang des Jahres 1867 in großer Noth. Er sah, daß er sich mit der Sendung seines Berichterstatters doch verrechnet hatte. Sein Journal verlor an Abonnenten. Die Vertraulichkeit, deren sich Herr Wilbort in seinen Beziehungen zu Bismarck und selbst in seinem Umgang mit den Wagenmeistern des königlichen Krosses rühmte, verleibete den Lesern des Blattes

ihren Genuß. Die patriotischen Bestimmungen des Jahres 1866, denen Rouher in der Kammer einen berechneten Ausdruck gab, wirkten auch im Publikum nach.

Um sich zu retten, stellte sich der speculative Journalist unter den Schutz Voltaire's und eröffnete zur Errichtung eines Standbildes für diesen Meister des französischen Geistes eine National-Subscription, für welche keine Gabe über einen halben Franc angenommen werden sollte. Im Ausgang des Jahres 1867 ward die Subscription geschlossen; die Zahl der Unterzeichner belief sich auf mehr als zweihunderttausend; die für die National Sache gebildete Commission beschloß eine colossale Copie des bekannten Houdon'schen Werks und die Regierung um die Ueberweisung eines schicklichen Platzes für das Monument in Paris zu ersuchen.

Im Juni 1870 war der Guß der Statue gelungen und nur noch das Fußgestell mit der Inschrift: „A Voltaire, souscription populaire“, zu vollenden. Eine kaiserliche Verfügung hatte für das Standbild die Place de Rennes bestimmt, da aber dieselbe, als es am 14. August zur Aufstellung kam, noch nicht fertig war, wies der damalige Seinepräfekt dem Nationaldenkmal den Square Ronge als provisorischen Platz an.

Hätte der Erber des achtzehnten Jahrhunderts durch seine, auch in der Bronze brennenden Augen blinzeln können, welchen Eindruck mußten dann die wechselnden Scenen auf ihn machen, die sich seit jenem Tage zu seinen Füßen einander drängten. Schon am Tage der Aufstellung waren die Herzen derjenigen, die ihm huldigen wollten, durch die Niederlagen von Beßensburg und Wörth erschüttert; bald darauf kam die Nachricht von den unglücklichen Schlachten bei Metz und durchfuhr die Herzen der Hauptstadt. Als die versprengten Flüchtlinge von Sedan heimkehrten, konnte der Houdon'sche Erber erkennen, daß die Tage des Imperators vorbei waren, und nachdem die Haufen des neuen Babylon vor seinen Füßen mit Hochrufen auf die Republik sich hin und her gewälzt hatten, bot sich ihm das unerwartete und für ihn seltsame Schauspiel, daß die Landwähler der Vendée und Bretagne unter der Führung ihrer Pfarrer, mit wehenden Heiligenbildern und Psalmen singend in die Hauptstadt einzogen, um sie unter dem Beistand der heiligen Jungfrau zu verteidigen. Kaum war die Hauptstadt von dem katholischen Aufgebot angefüllt, so konnte er an dem Waffenlager auf den Plätzen und Straßen merken, daß sie von seinen alten Bekannten und Freunden von Potsdam und Berlin her und deren deutschen Bundesgenossen eingeschlossen war. Bald überzeugte ihn der Kanonendonner vor den Mauern, daß der Kampf zwischen Berlin und Paris, den Stätten seiner Triumphe, begonnen hatte.

Was dachte er sich wohl bei diesem Schauspiel? Aber hatte er die Zeit dazu, einen Gedanken zu verfolgen? Seine Stelle auf dem Square Ronge war kein Ruheposten. Nicht genug, daß sich über ihn sofort nach seiner Aufstellung die Echoe des Zorns ergoß, mit dem ihn das „Univers“ verfolgte, hörten ihn seine Verehrer mit dem Streit über seinen rechten Standort. Obwohl keine Reiterstatue, ward er doch ein wanderndes und irrendes Wesen und ließ ihn während der Belagerung der Stadt ein Maitre des ersten Arrondissements nach einer geräumigen Straßenecke des Boulevard Eugene, der fortan seinen Namen tragen sollte, hinrollen.

Schon im Jahre 1869 wurde der Senat mit Petitionen bestürmt, welche um die Zurücknahme der Erlaubniß zur öffentlichen Aufstellung seines Standbildes suchten. Sie sprachen im Namen der Nationalinteressen, die er mit seiner Bewunderung der Theilung Polens, und im Namen der militärischen Ehre des Landes, die er mit seiner Feiert von Friedrich's Sieg bei Rossbach beleidigt, — im Namen der „reinen Glorie“ Frankreichs, die der Dichter der Vucelle in der Jungfrau beilegt, — endlich im Namen der Gleichheit und Brüderlichkeit, die der Fürstendiener und Vollsverrätther verrathen habe. Der Berichterstatter, Silvestre de Sacy, brachte es zwar in der Sitzung vor den

Weihnachtsferien 1869 dahin, daß der Senat im Hinblick auf die angeblichen Meisterwerke der Genriade, Menope, Zaire und der Historien Peter's und Karls XII. über die Petitionen zur Tagesordnung überging. Aber Neuillot setzte den Kampf im „Univers“ fort und führte seine entscheidendsten Schläge, als die Aufstellung des Standbildes am 14. August 1870 in der äußersten Nothlage des Landes vollziehen war.

Der gefährliche Streiter hielt sich nur an den Briefwechsel zwischen Voltaire und Friedrich, an dieses wichtige Erzeugniß eines Bureau d'Esprit oder königlichen Preßbureaus, welches in Potsdam, Bernes und Paris etablirt war und den Ruhm des Königs an den Höfen und unter den Großen des Reichthums verbreitete.

Von den Versen der Genriade, der Pucelle, der Zaire wollte man damals schon Nichts mehr wissen; man las sie kaum noch. Desto schmerzlicher empfand es der gallische Stolz, wenn der Gegner Voltaire's in die immer noch offene Wunde, welche die Theilung Polens in der Erinnerung Frankreichs zurückgelassen hatte, von Neuem das ätzende Salz des Spottes streute, mit welchem Voltaire der unsichern Politik Ludwig's XV. und den Abenteurern der militärischen Sendlinge, die derselbe seinen Schülern, den Consolideranten ohne ausreichende Mittel geschickt hatte, das „Geschick“ entgegensetzte, mit welchem Friedrich seinen Anteil an Polen in die Tasche steckte. Neuillot rief ferner den Franzosen die Briefe ins Gedächtniß, in denen Voltaire diese Abenteurer „wässche“ von Lützow und „Geldschäbel“ nannte, welche die Impertinenz hatten, dem König von Preußen den Krieg zu erklären. Er erinnerte daran, wie der Dichter der Pucelle Friedrich als dem Mächtigen gebuldet hatte, der „über die Geschicke Europa's entscheiden wird, der einen Arm der Waage Europa's schon hält und dessen Adler sehr weit gehen wird.“

Die deutsche Armee befand sich bereits auf dem Marsch nach Paris, als Neuillot die Franzosen daran erinnerte, daß Voltaire diesen Flug des preussischen Adlers schon vorausbestimmt hatte. „Sie, schreibt er an Friedrich, da bin ich in Paris, es ist, davon bin ich überzeugt, Ihre Hauptstadt.“ „Paris, redet er diese Hauptstadt des künftigen Triumphators an, sei, wenn du kannst, des Siegers, den du in deine unregelmäßige und lothige Anwalzung (enceinto) aufnehmen wirst, würdig.“ Und lange nach dem Tage von Rossbach schrieb er im Mai 1776 nach Potsdam, „die preussische Uniform muß nur dazu dienen, die Wässchen auf die Aniee zu bringen.“

Auch andern Kreisen der Hauptstadt fuhren damals die Weissagungen Voltaire's in die Ohren. So erinnerte kurz vor der Schlacht von Sedan, am 30. August, das „Journal de Paris“ an den Voltaire'schen Satz: „die Vielheit der Staaten dient zur Erhaltung des Gleichgewichts, bis sich eine Macht, groß genug, um die andern zu absorbiren, in Deutschland bildet.“

Darum meinte gegen die Verdächtigung seines Blattes, es habe sich dem Bismarck-Cultus ergeben, eine recht entscheidende Diverfion zu machen, als er sich unter den Schutz Voltaire's stellte, und er ließ dem Unheil geradezu in den Rücken. Er wollte das neue Troja der Seine mit dem ächtesten und eigensten Palladium beglücken und beschwichtigen und seine Feinde riefen, als dies Heiligthum auf dem Square Monge aufgerichtet stand, er habe vielmehr das trojanische Pferd, angefüllt mit Verruchgeist, in die Hauptstadt eingeschmuggelt.

Es ist Nichts davon bekannt geworden, ob Bismarck von dieser Vorbereitung seiner Ankunft in der heiligen Troja etwas gehört hatte. Wir wissen nur, daß sich mehrere Jahre nachher, als die Restauration des Bourbonnischen Königthums eine drohende Gestalt annahm, zwischen ihm und den Voltairisch gebildeten Republikanern von Paris eine scheinbar intime Verbindung einleitete. Selbst Gambetta, der sich bis dahin in der Kammer und in seinem Platte wohlweislich gehalten hatte, dem preussischen Kulturkampf eine freundliche Miene zuzuwenden, erstreute zu jener Zeit die Journale des deutschen Reichskanzlers

mit einigen sympathischen Winken über das Zusammentreffen der aufgeklärten Franzosen mit den deutschen Cultorkämpfern in ihrer Stellung zu dem kirchlich-katholischen Vorschreiten. Für jetzt ließ sich jedoch der Kanzler noch mit der Krone genügen, die er beim Zusammenbruch des französischen Kaiserthums aufgehoben und mit nach Deutschland gebracht hatte; außerdem hatte er bald darauf genug mit dem Umsichgreifen des deutschen Socialismus zu thun, dessen Stärkung manche seiner scharfen Kritiker auch zu seiner siegreichen Beerbung des französischen Napoleonismus rechnen wollen. Einer spätern Erörterung wollen wir jedoch die Frage überlassen, ob seine Armee an ihren Kriegssohlen von dem vulkanischen Lavaboden von Paris die fruchtbare Erde mitbrachte, welche die Berliner Casselle'sche Pflanzung der Jahre 1864 und 1865 zum vollen Wachsthum brachte.

Es hatte sich zufällig so getroffen, daß in den ersten Tagen nach Ausbruch des deutsch-französischen Krieges unter dem Titel: „Voltaire“, sechs Vorträge von D. F. Strauß erschienen, — eine ängstlich-zimperliche Untersuchung der Natur dieses Mannes, in welcher der Bibelerklärer mit theologischem Horror den „nicht reinlichen Erdenrest“ betrachtet, der ihm bei der Anatomie seines Wesens „in der Hand bleibt.“ Eine wahre Erfrischung ist es dagegen, wenn man in Condorcet's Vermächtniß „über die Fortschritte des menschlichen Geistes“ das meisterhafte Gemälde der Männer liest, welche die Wahrheit zwar nicht entdeckten, aber verbreiteten, „des Despotismus schonten, wenn sie die religiösen Irrungen bekämpften, und der Religion, wenn sie sich gegen die Tyrannei erhoben.“ Voltaire war in der Reihe dieser Männer derjenige, der die Spuren des nahenden Imperialismus am eifrigsten aufsuchte und im Geist eines Zeitalters, welches für die Trajane und Marc Aurele schwärmte, sich für Friedrich II. interessirte, weil er in ihm die Vorzeichen dieser Zukunftsgestalt am schönsten ausgedrückt zu finden glaubte. Wer übrigens den rechtschaffnen lustigen Humor kennen lernen will, mit dem sich Voltaire 1750 und 51 in Potsdam und Berlin bewegte, lese seine Briefe an den Schleicher Formey in der, 1788 zu Paris erschienenen Schrift: „Frédéric II, Voltaire, . . . vengés du sorétaire . . . Formey.“

Voltaire hat die Belagerung von Paris nicht ohne Beschädigung bestanden. Das Stüd einer preussischen Granate riß ihm den linken Fuß weg. Der Samariter Thiers ließ ihn aber curiren und im Juni 1872 von Neuem nach dem Square Ronge rollen. Hypochondrische Gemüther fürchteten damals, daß diese Wanderung das Vorspiel für die letzte in irgend einen versteckten Schuppen sein könne.

B. Bauer.

Die Auflösung des Reichstags und die Lage.

Rede, gehalten im Demokratischen Verein zu Frankfurt a. M. am 17. Juni 1878 von Dr. Josef Stern.

Meine Herren! Was am 25. Mai als eine sehr natürliche Consequenz der Dinge erschienen wäre, hat 14 Tage später fast allgemein aufs höchlichste überrascht, die Auflösung des Reichstags nämlich. Sie wäre, sagte ich, am 25. Mai eine logische Consequenz der Ereignisse gewesen, sie war es Mitte Juni nicht mehr ganz, aber doch vielleicht zum Theil, und die Ueberraschung war etwa derjenigen von Leuten gleich, die während eines Gewitters über niederfahrende Blitze und Donnerschläge erstaunt sind. Sie wissen, daß der verfloßene Reichstag mit einer imposanten Majorität am 24. Mai das sogen. Socialisten- oder Hölzelgesetz abgelehnt hat, aus Gründen, die von den Rednern der Mittel-Parteien aufs Klarste und Unzweideutigste dahin entwickelt wurden: Wir wollen überhaupt keine Ausnahmegesetzgebung, wir sind bereit, allenfalls der Regierung

auf dem Boden des gemeinen, des für Alle gültigen Rechtes entgegenzukommen und ihr die Mittel, die sie verlangt, nach genauer Prüfung an die Hand zu geben; aber soweit — das ist der Sinn der Worte des Majoritätsredners von Bennigsen — ist Vernunft, ist Sitte und Rechtsgefühl in Deutschland noch nicht verirrt, daß wir Ausnahmegesetze brauchen. Die Regierung, die ein so wichtiges, von ihr als eine unerlässliche Waffe betrachtetes Gesetz einbringt, muß sich sowohl sagen, daß sie fest für dasselbe einzutreten hat, als auch über die Folgen einer etwaigen Verwerfung seitens der Volksvertretung sich durchaus klar und bewußt sein. Wenn nun aber vom Regierungstisch aus bei der Beratung des Gesetzes erklärt worden ist, die Regierung erachte sich ihrer Verantwortlichkeit für Alles, was etwa nachfolgen werde, dadurch für entledigt, daß sie das Gesetz vorlege, und müsse es der Volksvertretung zuweisen, für den Fall der Ablehnung die Verantwortlichkeit für das Folgende zu tragen, so ist das meiner Ueberzeugung nach ein vollständiges Verkennen des constitutionellen Standpunktes. Denn eine Volksvertretung als solche hat überhaupt gar keine derartige Verantwortlichkeit, und wenn eine Regierung glaubt, daß sie die Geschäfte nicht weiter führen, daß sie die Verantwortlichkeit nicht mehr tragen kann, so hat sie diese Verantwortlichkeit nicht auf andere abzuwälzen, sondern die einzigen Schritte zu thun, die mit dieser Verantwortlichkeit verknüpft sind, entweder selbst abzutreten oder den Reichstag aufzulösen.

Gewissermaßen also gebot die Consequenz der Regierung, nach dem Beschluß vom 25. Mai, der Verwerfung des Socialistengesetzes, entweder zu erklären: Wir können die Verantwortlichkeit für das nunmehr Folgende nicht mehr übernehmen, oder aber zu sagen: Wir wollen sie weiter übernehmen, indem wir durch Ausschreiben von Neuwahlen an das Volk appelliren. Keines von beiden ist bekanntlich damals geschehen, und es war dadurch eine höchst wunderbare Lage geschaffen.

Man täuscht sich indessen, wenn man annimmt, es sei wirklich nicht die Absicht der Regierung gewesen, den Reichstag aufzulösen. Diese Absicht war vorhanden, und sie datirt nicht erst vom 26. Mai her, sie ist älteren Ursprungs, sie hängt zum großen Theil mit ganz anderen Verhältnissen zusammen. Zwischen dem 25. Mai und dem Tag der Auflösung erfolgte ja, wie Sie alle wissen, das zweite Attentat auf den Kaiser, und unter dem Eindruck dieses Attentats erschien plötzlich die Nachricht, es sei von der preussischen Regierung beim Bundesrath der Antrag auf Auflösung des Reichstags gestellt worden. Die Nachricht war echt; die folgenden Tage brachten die einstimmige Annahme des preussischen Antrags durch den Bundesrath. Wenn man nun auf die Motive, die von der Regierung für die Auflösung öffentlich geltend gemacht worden sind, einen Blick wirft, so sieht man darin allerdings nur die Spuren des 25. Mai und man muß sich wieder fragen: Wie war es denn möglich, den Schritt erst jetzt zu thun? Es heißt in jenen Motiven, daß man nach Verwerfung des Socialistengesetzes wohl keine Aussicht mehr habe, mit dem jetzigen Reichstag ein gleiches oder vielleicht ähnliches Gesetz, das sich jetzt als durchaus notwendig herausgestellt habe, durchzubringen, man sei deshalb genöthigt, den Reichstag aufzulösen.

Dagegen hat sich nun vielfach Widerspruch erhoben. Unmittelbar fast nach dem Attentat Reibling's erklärten verschiedene nationalliberale Organe — denn die Partei als solche war nicht mehr vertreten — die Vertheilung, jetzt das zu bewilligen, was man am 24. Mai versagt hatte, und es ist ja ein öffentliches Geheimniß, daß die Haltung der Partei schon an jenem Montag nur noch äußerlich eine einheitsliche, geschlossene war, daß schon im Echte der Partei selbst Zwiespalt darüber herrschte, ob man nicht doch der Regierung weitgehende Vollmachten geben wolle.

Nun bog die Regierung in den Motiven zum Auflösungsantrag der nationalliberalen Partei ein seltsames Paroli. Herr von Bennigsen hatte erklärt: „Ausnahmegesetze unter keinen Umständen! Aber wir wollen im Herbst den, was sich auf dem Boden des allgemeinen Rechts machen läßt, mittler-

weile steht Ihr zu, was Ihr mit den jetzigen Gesetzen machen könnt! Betriet sie aus bis zu den Grenzen des Zulässigen!" was nachher von dem neuen Minister des Innern als: bis zu den Grenzen des Möglichen gedeutet und demüthig angenommen wurde. Die Regierung sagte in ihren Motiven: Wir sind durchaus nicht der Ansicht, die Freiheit für alle beschränken zu wollen, wir sind viel zu liberal dazu, (Heiterkeit) es liegt uns fern, wir wollen durchaus nicht die Rechte, die bereits vorhanden sind, in ihrem allgemeinen Gebrauch einschränken, wir wollen Ausnahmegeetze.

Meine Herren! Ueber diesen Widerspruch zwischen Regierung und national-liberaler Partei kommen auch die gerichtlichen Organe der letzteren nicht mehr fort, sie mögen noch so oft versichern „sie seien auch schon damals bereit gewesen, wenn es sich so gemacht hätte, wenn es vielleicht nöthig gewesen wäre, Alles zu bewilligen.“ Nein, man hat sie einfach beim Wort des Herrn von Bennigsen zu nehmen: „Keine Ausnahmegeetze, aber vielleicht Verschärfung der gültigen Gesetze, als da sind Pressgesetz, Vereinsgesetz, Freizügigkeitsgesetz und dergl.“ Dagegen spielt die Regierung mit sehr vielem Glück die Karte aus: Nein, durchaus nicht, wir wollen die Bürger nicht in ihrer Freiheit beschränken, wir wollen nur die schlimmen Leute treffen, die allein; das Uebrige findet sich in der Freiheit, die Ihr dann habt, später. Ja meine Herren, da sitzt die national-liberale Partei in einer äußerst schlimmen Lage, und es ist durchaus als eine geschickte Operation zu bezeichnen, wenn die Regierung gewissermaßen in ihr Wahlprogramm hineinsetzt: „Wir wollen keine Einschränkung der bis jetzt bestehenden Gesetze.“ Ob Sie ihr das glauben wollen oder nicht glauben wollen, ja, meine Herren, das ist Ihre Sache. (Heiterkeit) Vorerst sieht da, schwarz auf weiß, es steht sogar in der Provinzial-Korrespondenz, und das ist ein sehr wahrheitsliebendes Blatt. (Heiterkeit).

Nun, m. H., wird man sich aber doch darüber nicht täuschen wollen, daß die eigentlichen Gründe der Reichstags-Auflösung nicht in dem Sozialistengesetz und auch nicht in dem zweiten Attentat, das anscheinend die Veranlassung gegeben hat, zu suchen sind; man muß hier unterscheiden zwischen äußerer Veranlassung und innerer Ursache.

Die Sache zwischen der liberalen Majorität und der Regierung war schon lange eine aufgekündete und wir müssen da zurückgehen bis auf den Winter. Sie wissen, daß es sich damals darum handelte, der nat.-lib. Partei maßgebenden Einfluß innerhalb der Regierung zu geben, daß zu diesem Zweck Unterhandlungen direkt in Paris zwischen dem Reichskanzler und Hrn. von Bennigsen gepflogen wurden, daß um die Weihnachtszeit alle nat.-lib. Bäume voller Blumen hingen, daß Alles träumte von der Regierungsinitiative, die endlich der maßgebenden Partei gesichert sei. Sehr schön, sagt der Berliner, aber es kommt anders. Und es kam auch anders. Die Herren verstanden sich nicht in Paris; sie verstanden sich nur soweit, daß sie beiderseits sehr höflich waren, aber die ganze Höflichkeit schloß mit einem kategorischen Nein, mit einem Nein, das freilich erst später, in Berlin, ausgebrochen wurde. Der Fürst Reichskanzler hat nämlich die Absicht, in unserer Politik eine Wendung dadurch herbeizuführen, daß er das Reich in Betreff der Einnahmen nicht nur auf eigene, sondern auf eine ganze Menge, auf Millionen Güte stellt, eine Wendung, für die er den Beistand der maßgebenden Partei zu finden hoffte. Diese Partei, die ihrer Tradition nach so liberal ist, und die gewisse Forderungen des Constitutionalismus als Dogma bisher zum Theil festgehalten hat, wertete aber, wenigstens in der Person ihres Vertreters, Hrn. v. Bennigsen, wo das lockende Anerbieten hinaus wollte und stellte Bedingungen, die sich dahin formuliren lassen: erstens Eintritt mehr als eines Mitgliedes der nat.-lib. Partei in das Ministerium, zweitens feste Garantie dafür, daß für die etwaigen Mehreinnahmen des Reichs mögliche Erleichterungen in Betreff der Steuern in den Einzelstaaten, speziell in Preußen, getroffen werden. Ueber diese Bedingungen kam es zum lebhaften Austausch, und da folgte es sich sogleich, daß der Führer der Nat.-Lib. auch der Idee des

Tabaksmonopols, die Fürst Bismarck ihm entwickelte, nicht geneigt war. So schied man ohne jedes Resultat, nicht so, daß die Verhandlungen abgebrochen gewesen wären, aber ohne bestimmtes Resultat, und da ist es ja denn möglich, daß bei den Verhandlungen des Hrn. v. Bennigsen mit den übrigen Fraktionsführern, die zum Theil weiter links stehen, von diesen erst das kategorische Nein zu den Bedingungen erfolgte. Es würde das die Thatsache sein, die der Fürst Bismarck mit dem preussischen Wort charakterisirt haben soll, Kaiser habe Bennigsen in die Suppe gespußt.

So kam man in Berlin wieder zusammen; die Regierung trat mit einer Vorlage in Betreff Besteuerung des Tabaks hervor, die mäßig aber durchaus unpraktisch und ungerignet selbst vom Standpunkt Derjenigen war, die etwa für erhöhte Besteuerung des Tabaks waren. Fürst Bismarck, in Erwartung, daß er nun endlich das Resultat der Verhandlungen der Nat.-lib. zu vernehmen haben werde. Sie kennen das Resultat, es war die Abweisung nicht allein der ursprünglichen Steuervorlage, die von dem Sturz Camphausen's begleitet war, sondern auch die ausgesprochene Tendenz gegen das, was Fürst Bismarck sein letztes hebes Ideal nennt, gegen das Tabaksmonopol.

Von dem Moment des ersten Votums gegen dieses Steuerprojekt an war eigentlich der Bruch zwischen Regierung und nat.-lib. Partei vollzogen, und die natürliche Folge war, daß an die Stelle der Minister, die bis dahin noch Fühlung mit der nat.-lib. Partei gehabt hatten, Minister konservativen Gepräges traten, eine seltsame Ironie der Geschichte, daß gerade die liberale Partei berufen sein mußte, gegen ihr eigenes Fleisch zu wüthen, den Minister der ihr am nächsten stand, den „constitutionellsten“ zu stürzen. Nach meiner Ansicht war von diesem Moment an der Prozeß zwischen der nat.-lib. Partei und der Regierung entschieden, und es konnte in der That nunmehr nur noch eine Frage der Zeit sein, wann der Reichstag aufgelöst werde. Das Hübelsche Attentat und die darauf folgende Vorlage thaten natürlich noch ein Uebrigcs, aber der Grund war schon vorhanden gewesen.

Nun, m. H., ist es ja in unseren Verfassungen überall der Regierung freigestellt, die Parlamente aufzulösen, wenn sie will. Es ist das ihr constitutionelles Recht, das Recht der Berufung an das Volk, ein Recht, dem leider ein analoges des Reichstags nicht correspondirt und das also ein ganz einseitiges ist. Dieses Recht einmal gegeben, kann man es natürlich einer Regierung durchaus nicht verdenken, wenn sie den geeigneten Zeitpunkt zu solcher einschneidenden und das Reich gewaltig aufregenden Maßregel sucht, zu einer Maßregel, die sie ja gewissermaßen selbst vor das Sein oder Nichtsein stellt, denn eine Auflösung des Reichstags, eine Wahl unter anomalen Verhältnissen ist doch ein Spiel mit sehr verdeckten Karten, bei dem aber der Einsatz außerordentlich hoch ist und zwar von allen Seiten. Es läßt sich sehr gut denken, daß nach Schluß des Reichstags die Regierung sich sagte: wenn ich jetzt auflöse unter dem Eindruck nicht sowohl der Ablehnung des Attentatgesetzes, — denn da der Kaiser unverletzt geblieben war beim ersten Attentat, hatte ja die Aufregung sich ziemlich schnell gelegt —, sondern unter dem Eindruck ganz anderer Fragen in denen die Majerität des Reichstags wahrscheinlich, vielleicht ganz gewiß die Majorität der Wähler auf ihrer Seite, hat so ist das eine entschieden schlechte Speculation.

Nun kam aber die That vom 2. Juni, und Sie wissen ja das Nachfolgende m. H. Es wäre hier eigentlich Gelegenheit mit einigen Worten auf die That selbst und auf das, was ihr nachgefolgt ist, einzugehen, und wenn ich es nur kurz thue, seien Sie überzeugt, daß mich daran nicht die Anwesenheit ungewohnter Gäste*) an dieser Stelle hindert, sondern nur die Voraussetzung, daß die Dinge ja so ziemlich in dem Kreise, in dem ich heute spreche, allgemein bekannt sind und von Ihnen auch allgemein übereinstimmend beurtheilt werden. Ich muß

*) Die Versammlung war seit Jahren die erste, die von der Polizei überwacht war.

indes noch einige Worte darüber sagen und werde es mit derjenigen Vorsicht und Schonung thun, die sich heute jeder Staatsbürger auferlegen muß.

M. H. ! Unmittelbar nach dem zweiten Attentat hat sich in der Presse, wie in großen Kreisen des Volkes an die natürliche und durchaus menschliche Entrüstung über die That selbst eine Aufregung geknüpft die eifrig, ja fanatisch geschürt, einen politischen Character annahm, den sie niemals hätte annehmen sollen. In Zeiten, wie es die jetzigen sind, ist es eine alte Erfahrung, daß alle schlimmsten Leidenschaften, die zurückgebrängt, die in den Winkel gestellt waren, wieder hervorkommen, sobald ihnen die Strömung Spielraum gestattet, und wie haben leider in Deutschland heute das traurige Beispiel, daß wir in dieser Beziehung seit Eschwege's Zeiten nicht vorwärts gekommen sind. Wie damals gegen den gesamten Liberalismus und speziell gegen die Demokratie geschürt und gehetzt wurde, so sehen wir heute wieder ganz dasselbe. Wie damals aus Büchern, aus Zeitungen einzelne Sätze citirt, herausgesammelt wurden, um zu beweisen: „Seht da, des Geistes sind sie, sie jächten Mord und Mörder!“ ganz so heute. Es sind mit andern Gesichtern wieder ganz dieselben Gestalten wie damals, die sich vordrängen und die weiter nichts vorhaben, als zu eigenem persönlichen oder Parteivorteil allgemeines Unheil anzustiften. Das sind auch Attentäter, m. H., das sind die Verbrecher an dem Volk! (Lebhafter Beifall).

Nun, m. H., wenn wir das Dogma, das jetzt mit solchem Eifer proclamirt wird, das falsche Dogma, daß jeder Verbrecher zu einer Partei gehöre, einmal gelten lassen, wie dann? Dann, m. H., sind alle Kochschöke nicht rein, wenigstens historisch nicht, denn an den Kochschöken jeder Partei würde wohl Mehreres hängen. Aber deshalb gerade hat sich bisher unter den Vernünftigen als historische Regel festgestellt: Der Verbrecher ist nicht Partei, hat nichts mit der Partei zu thun! Denn wenn Sie den Verbrecher mit der Partei identifiziren wollen, dann müssen Sie einfach jede Idee vernichten; denn jede Idee, die reinste, wie die zweifelhafteste, ist fähig, im Kopf eines schlechten oder verwirrten Menschen das Schlechteste hervorzurufen. Mit der Idee von der Unfehlbarkeit des Papstes ist Niemand im Stande, gegen den altkatholischen Bischof loszugehen; wenn man den Leuten einredet, wir Demokraten seien freiwillige Sozialisten, findet sich vielleicht auch einmal jemand, der unsereins mit Schrotkörnern bedeckt.

Nein, hüten wir uns davor, halten wir uns an das, was immer festgehalten wurde, und was in dem Worte von Thiers so prägnant ausgedrückt ist: Verbrecher gehören überhaupt zu keiner Partei, stellen sich, indem sie ein Verbrechen planen und verüben, außerhalb jeder Partei, mögen sie angehören, welcher sie wollen. (Sehr richtig!) Und, m. H., die äußerliche Zugehörigkeit, selbst die Zugehörigkeit der Ideen, was ist denn damit bewiesen? Wollen Sie wirklich uns glauben machen, die Socialdemokratie, die jetzt in Frage steht gerade wie meine Partei vor 26 Jahren in Frage gekommen wäre und leider ist, die Socialdemokratie als solche, die aufs Schwerste durch die beiden Verbrechen geschädigt worden ist, habe die selbstmörderische Absicht, sich so schädigen zu lassen? Trauen Sie der Partei solchen Wahnsinn zu? Nun wird man mir entgegen: Gut, sie wissen nichts davon, wir lesen es ja, aber — ihre Ideen! Ja, m. H., wir alle haben Ideen gehabt und haben sie heute noch, die weit über den Rahmen der Gegenwart hinweggehen, Ideen die uns eine Zukunft zeigen, in der die Menschheit glücklicher, in der sie freier ist. Solche Ideen sind zu allen Zeiten gewesen, und sie werden immer sein, und solche Ideen an sich können niemals Verbrechen gebären. Etwas anderes ist die Art und Weise, wie solche Ideen kundgemacht und verbreitet werden, und da hat allerdings durch die beiden Attentate die Socialdemokratie indirekt eine sehr eindringliche Lehre erhalten, eine Lehre, die ihr für ihre Agitation in Zukunft, wie ich hoffen will, maßgebend sein wird, die Lehre nämlich, — ich stelle dabei die Verbrechen Fiedel's und Nobiling's ganz außer Cenner — dafür zu sorgen, daß in jugendlichen Köpfen nicht der Gedanke Platz greift, daß sich das hohe Ziel, das die Partei sich setzt, in fünf, in zehn Jahren oder nur in einem Lebensalter er-

reichen lasse, die Lehre, daß man namentlich die Jugend darauf aufmerksam machen müsse, daß allein Arbeit, stetige Arbeit vorwärts bringt, und daß wir keine Sprünge in der historischen Entwicklung machen können, sondern langsam Schritt für Schritt vorwärts zu kommen suchen müssen.

M. H., Sie werden mich, nach dem was ich bisher gesagt habe, nicht für einen vorurtheilsvollen Menschen halten, aber ich kann das Geständniß nicht unterdrücken, daß die Socialdemokratie in Wort und Schrift gegen diese Lehre vielfach gefehlt hat, und ich will hoffen, daß ihr nach den schlimmen Erfahrungen, in den schlimmen Tagen, die sie jetzt erlebt, darüber ein klares Licht aufgehe, daß eine Partei, welche letzten Ziele sie auch hat, niemals diese voran stellen darf. Das, was die Socialdemokratie erstrebt, die möglichste ökonomische Gleichstellung Aller, ist ja das höchste Ideal, was überhaupt in der Menschheit gedacht werden kann. Sie werden mir aber zugeben, es ist angesichts unserer Verhältnisse eben nur ein Ideal, das wohl nie ganz zu erreichen sein wird, dem man aber langsam Schritt um Schritt näher kommen kann. Was der Socialdemokratie ferner als Lehre erwachsen kann, ist Folgendes: Sie muß sich auf den Boden der gegebenen Thatfachen stellen, sie darf nicht sagen: wir ignoriren Alles, wir wollen Alles ignoriren, sondern ihre Parole muß lauten: Wir knüpfen da an, wo die jetzige menschliche Gesellschaft in ihrem Fortschritt aufhört, wir knüpfen da an — sei es darum — für unsere Ziele, für unsere höchsten Ideale.

Nun, m. H., hat sich wirklich zu meiner vollen Genugthuung gerade schon in den letzten Jahren in dieser Beziehung ein erfreulicher Umschwung und Fortschritt innerhalb der Socialdemokratie gezeigt und zwar gerade dadurch, daß sie sich auf den Boden der Thatfachen zu stellen gezwungen sah im öffentlichen Leben. Es ist ein wahres Wort, daß das Heil der Zukunft für Deutschland darin liegt, daß die socialdemokratische Partei sich zu einer wirklichen Reformpartei umgestaltet, und das, m. H., kann erreicht werden dadurch, daß sie am öffentlichen Leben sich weiter in allen Verhältnissen beteiligt. Das würde hintertrieben, wenn man diese große und jetzt mächtige Partei vom Boden des allgemeinen Gesetzes wegdrängen, als vogelfrei in den Ausnahmezustand erklären wollte. M. H., von dem Moment ab, wo das geschehen würde, wäre Deutschlands Entwicklung nach meiner Meinung schwer geschädigt. Wir würden Hundertausende, die wir jetzt noch als Mitarbeiter gewinnen können, die zum Theil ja schon jetzt unsere Mitarbeiter sind, zu unsern Gegnern machen, zu Gegnern des Staats und leider vielleicht auch, wenn es so fortgehen würde wie jetzt, zu Gegnern der Gesellschaft. (Sehr wahr!) Das ist die Methode gewesen, mit der Anfangs die Römer das Christenthum zu überwinden suchten. Die Feindin der menschlichen Gesellschaft, das können Sie in nationalliberalen Blättern bezüglich der Socialdemokratie lesen, es steht ähnlich im Tacitus. Die Römer haben ganz so von den Christen und Juden gesagt, sie seien Feinde der Gesellschaft, der Menschheit.

Man hat dann, um vom Attentat weiter zu reden, auch auf den großen Fonds von Rohheit hingewiesen, der sich in den zahlreichen Majestätsbeleidigungen kundgebe, von denen jetzt alle Spalten der Zeitungen voll sind. Ich bin in der Lage, gerade diese traurige Rubrik täglich verfolgen zu müssen. Ich finde da durchaus keinen Zusammenhang zwischen Parteibestrebungen und Verbrechen, ich finde ihn lediglich zwischen Verbrechen und Verbrechen. Die meisten Derjenigen, die auf diese Weise jetzt in's Unglück, ins verdiente Unglück zum Theil, kommen, sind Leute, die bereits öfter die Räume gesehen haben, in die sie jetzt auf längere Zeit zurückversetzt werden, und charakteristisch bleibt und ist für diese Sorte, welche die Majestät der Majestätsbeleidiger ausmacht, der Anspruch eines derselben vor dem Berliner Gericht, als er zu 6 Jahren verurtheilt war; er sagte: „Davor hätte ich noch zweimal inbrechen können!“ Der Grund liegt psychologisch oft viel tiefer, in der sittlichen und politischen Unbildung der Menschen. Leute, denen es schlecht geht, gerade in einem monarchischen Staat, glauben, daran

ist der Monarch Schuld, das ist der Standpunkt des beschränkten Unterthanenverständes, den wir leider jetzt noch in vielen Exemplaren vor uns haben. Anders weiß ich psychologisch in der That keine Erklärung.

Und nun, m. H., wenn Sie Ursachen und Folgen in's Auge fassen, so werden Sie mit mir zu dem Schluß kommen, daß dasjenige, was jetzt als Staatsrettung auftritt, mag es zum Theil gut gemeint sein, zum größeren Theil einem durchaus verwerflichen Fanatismus entflammt, den es namentlich jetzt vor den Wahlen, wo Ort und Stelle dazu ist, mit Wort und Schrift zu befestigen gilt; von den widerlichen Auswüchsen dabei, von dem Elend des Denunziantenthums, lassen Sie mich nicht reden.

Soviel, m. H., über die Auflösung des Reichstags und die Gründe die dazu geführt haben. Jetzt noch einige Worte über die jetzige Lage. Sie ist in vielen Beziehungen eine sehr peinliche, am peinlichsten gewiß für die national-liberale Partei. Diese Partei steht geradezu vor der Lebensfrage, der Frage: Krieg, offener Krieg, denn der geheime Krieg ist immer geführt worden, oder Ergebung; den Degen gezückt oder den Degen gestreckt, dazwischen ist nichts. Etreden wir ihn, sagt Treitschke, ja, es streckt sich nicht so leicht, es sind immerhin noch Eitliche darunter, die noch ein gewisses Gefühl für ihren Degen haben, und ihn nicht so ohne Weiteres ansliefern werden. Mit Ausflüchten allerdings, das müssen wir festhalten, kann die Partei heute nicht mehr durchdringen. Sie hat namentlich jetzt, nachdem ihre eigenen Parteimitglieder ihr die Frage so klar vor die Füße geworfen haben: Ja oder nein! ganz kategorisch zu erklären: Ausnahmeregel, Ausnahmegesetz nach dem Belieben der Regierung gegen die Socialdemokraten, oder nicht! M. H., das ist das Wahlprogramm an erster Stelle. Darüber hat sich vor allen Dingen die nat.-lib. Partei zu entscheiden, und wenn sie das nicht thut, so sagt ja Treitschke, daß ihr dann überhaupt alle Lebensfähigkeit abhanden gekommen sei. M. H., inwieweit der Hr. Professor Recht hat, will ich nicht entscheiden. Ich glaube, seine Meinung hat sehr viel für sich; ich glaube, ein großer Theil der Wähler wird die National-Liberalen im Stich lassen, wenn sie nicht jetzt zu Allem Ja und Amen und wenn sie nicht vorher noch *pater peccavi* sagen. Da kommt eben die Nemesis zum Vorschein. Man hat nicht umsonst elf Jahre lang den Fürsten Bismarck als Heros gepriesen, nicht umsonst das Volk daran gewöhnt, auf seinen Namen zu wählen, auf jedes Comptromiß zu schwören; wenn man nachher zurückwill, m. H., dann gehen die Massen, die nicht das Verständniß für die Feinheiten der juristischen Doktrin haben, nicht mehr mit, die sagen: Wir gehen zum Andreas, zum Fürsten Bismarck.

Die Gefahr für die Nationalliberalen ist sehr groß, und wenn dieselben sagen: nun gut, im Nothfall ziehen wir uns in die feste Oppositionsstellung zurück — ja, m. H., auf die nat.-lib. Opposition habe ich nie viel gegeben. So oft ich davon höre, fällt mir immer ein altes Geschichtchen ein, das mir einmal ein schwäbischer Freund, Karl Mayer, erzählt hat. Es war einmal ein böser Hund, böse und bissig, auf dem Hof bei er, was ihn in den Weg kam und man mußte ihn an eine Kette legen. So weit es die Kette erlaubte, kramte er nun den Leuten entgegen und ließ sich so einen Halbkreis ganz tief aus. Da kam ein neuer Herr auf den Hof. Der Hund war alt geworden. Ach, sagte der Herr, dem alten Hund wollen wir die Kette abnehmen. Nun was geschah da? Was denken Sie, m. H.? Sobald der erste Fremde auf den Hof kam, ließ mein Hund bis in seinen Halbkreis, seinen Zoll weiter, da stand und bellte er —, er war es so gewohnt! (Stürmische Heiterkeit und rauschender Beifall). Das Geschichtchen kommt mir immer in den Sinn, so oft ich von der zukünftigen Opposition der Nationalliberalen höre. Sie laufen auch nicht weiter mehr.

In einer so schlimmen, soß bemitleidenswerthen, aber selbstverschuldeten Lage sich die Nationalliberalen befinden, in einer so klaren befinden sich Diejenigen, die nichts zu bereuen und nichts zurückzunehmen haben, Diejenigen, die noch

heute auf dem Standpunkt stehen. Keine Ausnahmefälle, die auch noch heute sagen: Wir wollen auch im Uebrigen keinen Rückschritt. Wir empfinden ungefähr, was damit gemeint ist, unter dem Eindruck einer Freveltthat, die das Volk so allgemein erregt hat, einen Reichstag wählen zu lassen. Wir empfinden, daß dabei andere Dinge auf dem Spiel stehen, Pläne, die bisher vertagt wurden, für die aber, wenn eine gefügige Majorität zusammenkommt, der richtige Zeitpunkt da sein wird, Pläne in Betreff des letzten Ideals, des Tabaksmonopols, Pläne in Betreff der Vereinfachung des Militärsepiennats, die schon 1871 nur mit Mühe vereinfacht wurden u. dgl. Es ist also für alle Diejenigen, die nichts von unseren bisherigen, gewiß nicht sehr bedeutenden Errungenschaften preisgeben wollen, höchste Aufgabe, die Ruhe und Besonnenheit zu bewahren, auch in schwerer Zeit sich zu sagen: um so größer die Gefahr, um so ernstlicher gilt es einzustehen für die gemeinsame Sache. Ein kluges Programm und damit das Ged. klar zum Gesichts! Zu diesen Besonnenen zählt glücklicherweise auch die Demokratie. Sie hat in die Wahlkammer einzutreten mit dem einfachen Programm. Kein Ausnahmefall, aber auch keine Verschlechterung der bisherigen Gesetze, denn wir fühlen uns durchaus nicht zu frei. Keine Erhöhung der indirecten Steuern, am wenigsten durch Monopole, keine Fortsetzung des Militärsepiennats, sondern jährliche Bewilligung des Militäretats unter nachdrücklicher Wahrung von Sparsamkeit und Verrückung kürzerer Präsenzzeit und geringerer Präsenzzahl. Das sind einfache, leichte, faßliche Dinge. Sie stehen seit Jahren nicht allein in unserem Programm, sie stehen auch in den leider längst begrabenen Programmen anderer Parteien. Wir aber haben sie bisher festgehalten und das Wort von zwei elenden Mördern soll uns nicht daran hindern, dies auch ferner zu thun (Beifall). Denn, m. H. sonst brauchte bloß ein wirklicher Reichs- und Volksfeind ein Verbrechen zu begehen, bei Lebensüberdruß „einen Großen mitzunehmen“ und die Volksrechte wären vernichtet. Wollen Sie denn das Loos eines ganzen Volks auf den verbrecherischen Willen eines Hirnerkrankten Menschen stellen? (Sehr wahr!)

Und die schlimmste Gefahr, eine Gefahr, von der ich noch vor Wochen glaubte, daß man ihr nicht zu begegnen haben werde, auch sie droht uns; aus der großen Wandorabüchse des H. v. Kreischle steigt ja auch die Verkümmernng des allgemeinen Wahlrechts auf. Das allgemeine Wahlrecht ist die Grundlage des Vertrags, der Deutschland geeinigt hat, des Vertrags, der zwischen Regierung und Volk geschlossen ist, und ich möchte die Verantwortlichkeit nicht auf mein Haupt laden, an einem solchen Vertrag zu rütteln. (Stürmischer Beifall.) Aber erinnern wir uns des Wortes: „Ein gewarnter Mann ist halb gerettet.“ Seien wir gewarnt und vergessen wir nicht, einem Candidaten, wenn er schon zu uns gesprochen hat, auch noch die einfache Frage vorzulegen: Wie hältst du es bei Mannes- und Ehrenwort mit dem allgemeinen Wahlrecht?

Das, m. H., sind die kurzen Formeln, mit denen wir in den Wahlkampf eintreten werden, und ich hoffe, so schwer es in solcher sommerheißen Zeit ist, einen Wahlkampf zu führen, wir werden ihn guten Muths, wie wir es bisher in Frankfurt immer gethan haben, bestehen. Lassen Sie uns auch in diesen schweren Tagen zeigen, daß die Demokratie dasjenige sein will und ist, was vor Jahren einem ihrer treuesten Führer und Berater der Dichter zugerufen hat: „Im verwirrten Vaterland das unbeirrte Gewissen!“ (Stürmischer, langanhaltender und mehrfach wiederholter Applaus und Beifallsruf.)

Die Versammlung demokratischer Vertrauensmänner in Würzburg.

Würzburg, 9. Juni. (Aus der Deggenborfer „Wochenschrift des Volksvereins in Bayern.“) Die Versammlung von Vertrauens-

männern der Demokratischen Partei, welche heut, am ersten Pfingsttag, zu Würzburg statt hatte, war von weit über 100 Theilnehmern besucht. Alle Gegenden Deutschlands hatten ihr Contingent geschickt, wenn auch, wie natürlich, Süddeutschland überwoog. Es waren vertreten Hamburg, Stuttgart, Nürnberg, Marktbreit, Fürth, Würzburg, Frankfurt a. M., Köln, Leipzig, Mainz, Mannheim, Deggenhof u. s. w., im Ganzen 17 Städte. Zum Vorsitzenden wurde erwählt Herr Eichelsdorfer-Mannheim, zu Vizepräsidenten Steyrer-Deggenhof und Treutlein-Würzburg, zu Schriftführern Grünert und Böhm. Nachdem die Konstituierung unter polizeilicher Ueberwachung stattgefunden, wurde die provisorische Geschäftsordnung genehmigt und sofort zum Bericht des Frankfurter vorbereitenden Comité's übergegangen. Herr Bösch referirte über die Gründe, welche zu einer Neuorganisation der Partei dringend einladen mußten, nachdem es sich gezeigt, daß auf Grund des bisherigen Organisationsstatuts (von 1873) keine Kräftigung der Partei bewirkt werden konnte. Die Anregung, die von Frankfurt ausgegangen sei, hätte, wie eine große Zahl vorliegender Schreiben aus den verschiedensten Theilen Deutschlands beweise, großen Anklang gefunden. Hoffentlich werde die heutige Verathung den demokratischen Elementen einen kräftigen Halt geben, damit sie nicht ferner, wie dies namentlich in Berlin geschehen sei, gezwungen seien, sich der Sozialdemokratie anzuschließen. Ueber die Neuorganisation referirte Herr Sonnemann. Er verwahrte die Volkspartei gegen partikularistische Tendenzen, da sie sich vollständig auf den Boden der Thatfachen stelle. Die Volkspartei erstrebe möglichste Gleichheit Aller, und zwar auf friedlichem Wege, denn die Volkspartei sei vor allem eine Partei des Friedens. Dagegen könne sie bestimmte Lösungen sozialer Fragen, über die weder Wissenschaft noch Praxis einig seien, nicht in ihr Programm aufnehmen. An dem Wesen der Partei ändere auch die neue vorgeschlagene Organisation nichts; nur habe der Umstand, daß die Vorstandsmitglieder an verschiedenen Orten wohnten, bisher eine einheitliche Agitation erschwert, und solle dem abgeholfen werden. Der Straßenorganisation der anderen Parteien gegenüber, müsse auch die Volkspartei einheitlicher organisiert sein. Herr Karl Mayer glaubte, daß wenn bisher vom Ausschuß nichts geschehen sei, daran nicht das Statut die Schuld trage; man solle dieses belassen. Er bemängelte einige spezielle Punkte des Entwurfes und bemerkte schließlich, daß die Abgesandten des württembergischen Landeskomité's überhaupt die heutigen Beschlüsse erst ihren Mandanten unterbreiten müßten. Herr Steyrer trat für den Entwurf ein; er glaube der Partei große Erfolge in Bayern, namentlich in Altbayern, prognostizieren zu können, behielt sich jedoch Anträge auf Abänderung einiger Punkte des Programms für eine spätere Gelegenheit vor. Herr Dr. Oppenheim-Köln beantragte Verbeibehaltung des alten Statuts, Herr Dillebrand-Mainz plädirte für Verathung des neuen Entwurfes. Nachdem die Herren Dr. Jdelheimer-Frankfurt und Nieberlein-Nürnberg betont hatten, daß es hauptsächlich darauf ankomme, die nöthigen Verbesserungen in's Leben zu rufen, wurde beschlossen, den neuen Entwurf der Verathung zu Grunde zu legen. Nach eingehender Debatte wurde derselbe mit einigen Modifikationen adoptirt. Danach bilden die Mitglieder der demokratischen Partei einen über ganz Deutschland sich erstreckenden

Verein, welcher den Namen „Verein der Deutschen Volkspartei“ führt; Bestand und Wirksamkeit der bestehenden demokratischen Verbindungen werden hierdurch nicht berührt. Jedes Mitglied zahlt einen Jahresbeitrag von mindestens einer Mark. Die Generalversammlung tritt jährlich mindestens einmal zusammen, bestimmt den Sitz des Vereins und wählt den Ausschuß. Dieser besteht aus fünf Personen und hat sein Domizil am Sitz des Vereins. An jedem Orte, wo eine größere Anzahl von Mitgliedern sich befindet, wird ein Vertrauensmann ernannt, welcher mit dem Ausschuß in Verkehr tritt. Die einzelnen Orte können in der Generalversammlung nicht mehr als je zehn Stimmen führen. Die Generalversammlung wählt jährlich eine Kommission von drei nicht am Sitz des Vereins wohnenden Mitgliedern zur Prüfung der Geschäftsführung des Ausschusses. Auf Grund dieses Organisationsstatuts wurde Frankfurt zum Sitz des Vereins, und die Herren Sonnemann, Hörth, Horig, May und Hildebrand zu Ausschußmitgliedern erwählt; zu Mitgliedern der Prüfungskommission die Herren Bauer, Köfel und Buxlein in Nürnberg. — Hierauf wurde die Versammlung geschlossen.

Der Ausschuß hat bereits folgende Ansprache, der demnächst ein Wahlaufruf folgen soll, erlassen:

An unsere Gefinnungsgenossen!

Der Verein der deutschen Volkspartei mit dem Sitze in Frankfurt a. M. ist gegründet. Die Statuten sind in einer aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands zahlreich besuchten Versammlung demokratischer Parteigenossen in Würzburg beraten und beschlossen worden.

Der unterzeichnete Ausschuß ist beauftragt, die neue Organisation durchzuführen und fordert darum zum Beitritt Alle auf, die ihre demokratische Gesinnung zu betätigen gewillt sind. Anmeldungen unter Angabe des Vereinsbeitrags werden von den Mitgliedern des Ausschusses, sowie von den Vertrauensmännern, deren Namen baldigst veröffentlicht werden, entgegen genommen.

Die Reichstagswahlen stehen vor der Thüre. Noch nie war Klarheit und einmüthiges Handeln so nothwendig als jetzt. An dem Tage, da über die innere Entwicklung Deutschlands auf viele Jahre hinaus entschieden wird, muß auch die deutsche Demokratie vollzählig auf dem Kampfplatze erscheinen.

Der neugegründete Verein der deutschen Volkspartei ist der Rahmen, in welchem die deutsche Demokratie ihre Kräfte einheitlich zusammenfassen und wirksam entfalten kann. Aber ohne gemeinsame Arbeit, ohne gemeinsame Opfer giebt es auch für die Sache der Freiheit keinen Erfolg, keinen Sieg. Das mögen Alle bedenken, die dem demokratischen Gedanken zugethan sind.

Den Zusammenhang der freibethlichen Elemente zu stärken, die Unklaren zu belehren, die Zögenden zu ermutigen, das ist unsere Aufgabe. Daß Volksrecht und Volksfreiheit gewahrt und gemehrt werde, jetzt, in der Stunde der höchsten Gefahr, und für alle künftigen Zeiten, das ist unser Ziel. Mögen unsere Bestrebungen überall im deutschen Vaterlande zahlreiche und thatkräftige Unterstützung finden!

Frankfurt a. M. 18. Juni 1878.

Zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch G. Neuenhagen,
NW. Straßburgerstr. 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Reichsgebiet
4.50 Mark.
Inseratenspreis 20 Pf.
für die gespalt. Zeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang.

Berlin, 5. Juli 1878.

Nr. 27.

Inhaltsverzeichnis: Was ist der Socialismus? — Zur Orientierung über die Bismarcksche
Kern. von Bruno Bauer. IV. Rayokon III. als Gehülfe Bismarcks. — Wahlaufruf der deutschen
Socialpartei.

Was ist der Socialismus?

Darüber, daß die Socialdemokratie in Deutschland unterdrückt werden müsse, sind ja wol alle Stimmführer der bürgerlichen Gesellschaft einig. Nur in einigen Nebenfragen sind sie noch nicht ganz ihrer Meinung. Die Einen verlangen die nothwendigen Beschränkungen auf den Wegen gemeinen Rechts, sie weisen vorweg jede Ausnahmegegesetzgebung zurück. Sie meinen damit sonderlich liberal zu sein, übersehen aber, daß, wenn es der Regierung um einen allgemeinen Rückgang zu thun ist, ihr mit dieser Klausel die Wege geebnet werden. Von dem alten Sprüchlein: Mitgefangen, mitgehangen! streichen sie das erste Wort, sie wollen jedenfalls nur mitgehangen sein — und „es geschehe Dein Wille!“ — Noch curloser freilich kommt es bei den Andern heraus, die neulich aufgetreten sind, um endlich den lang ersehnten, lang erwarteten Reiz in die nationalliberale Partei zu treiben, den Ministerialen unter Treitschke's Leitung. Sie glauben sich nach rechts geschieden zu haben von der Fortschrittspartei, sind ihr aber in der Hitze der Schwenkung auf den linken Flügel gerathen. Sie leugnen ja, was jene im Princip zugiebt, daß die ganze staatliche Gesellschaft einiger Bändigungs bedürftig sei, sie verpflichten sich damit, jede reactionäre Maßregel, die etwa in Vorschlag käme, zunächst darauf zu prüfen, ob sie sich auch nur und ausschließlich gegen den angeblich gemeinsamen Feind richte, und so kommen sie auf einigem Umwege auf die Frage, über welche alle diese staatsretterischen Parteien bisher in tieferwogener Schweigsamkeit hinweggegangen sind, nämlich: was ist heute Begriff und Grenze der socialdemokratischen Gemeinschädlichkeit und Staatsfeindlichkeit?

Naive Gemüther meinen vielleicht, die Zugehörigkeit zu dem großen deutschen Arbeitervereine, der in Hamburg seine Centralleitung hat, sei ein ausreichendes Kennzeichen, darüber hinaus solle die Verfolgung nicht gehn, ja sie könne gar nicht weiter gehn, weil damit die äußern Merkmale aufhörten und dann die Gesinnungsriecherei anfangen. Solche Täuschung! Leute, die die Sache besser verstehen, Herr Bamberger zum Beispiel, haben schon vor den Attentaten darauf hingewiesen, daß der Socialismus überhaupt, trete er nun in Form einer politischen Partei oder als Doctrin auf, das Staatsfeindliche sei, die Gefahr bilde. Und er hat da ja entschieden aus dem Herzen einer ganzen, großen Masse

gesprochen. In einer Gesellschaft, in deren Verkehr das Geld, das Vermögen als ein *padendum* gilt, in der die Frage wohlgelitten ist, wie wol der Herr Nachbar zu dem schönen Orden gekommen sei, der auf seiner Brust glänze, wo es aber als Gipfel aller Takt- und Schamlosigkeit angesehen würde, wollte man den Nachbar fragen, wie er wol zu der schönen Rente gekommen sei, die er offenbar zu verzehren habe: in dieser Gesellschaft mag überhaupt jede, auch die akademischste Diskussion über das Werden und Wesen des Kapitals, des Besitzes als inopportun und bedenklich, unter Umständen gefährlich erscheinen. Als Beispiel der muthlohesten Schwarzseherei wird oft ein Wort Niebuhr's citirt, der in den revolutionären Bewegungen des Jahres 1830 den Beginn der „hereinbrechenden Barbarei“ witterte. Aber dieser verbitterte furchtsame Mann hatte doch den Muth, dem nahenden Unheil wenigstens scharf ins Auge zu sehn. „Die Wahrheit der Sache“, schrieb er damals an Detlev Molise, „ist die enthüllte Bettelarmuth des Volkes, welche es nicht länger ertragen will, und die bereitet dann — zwar nicht etwas unter der Sonne ganz Neues, wohl aber was seit Jahrhunderten unerhört war und eben unsern Politikern, welche das Vermögen auf die Stelle Gottes im Allerheiligsten gesetzt hatten, noch jezt undenkbar scheint — eine Revision des Eigenthums. Wir sind in den Zustand Rom's nach den Zeiten der Gracchen gerathen, mit allen seinen Gräßlichkeiten, und wer das nicht sieht, ist blind; wer da glaubt, es sei von Freiheit die Rede, ist ein Thor; Formen halten nichts mehr, wir werden den Despotismus segnen, wenn er unser Leben schützt, wie die Römer den des Augustus segneten. Daß vernünftige Menschen dies thun konnten, hatte ich längst begriffen; nun ist es mir vollends lebendig klar, und nun begreife ich auch Catilina“ — In diesen paar Zeilen liegt, wie uns scheinen will, ein tieferes geschichtsphilosophisches Erfassen, als in sämtlichen *Essais* der Bamberger, Treitschke u. dgl. m., zumal wenn man hinzurechnet, daß damals in Deutschland von Socialismus noch nirgends öffentlich die Rede war, höchstens in Berliner Salons geistreich über die pikanteren Themata des St. Simonismus ästhetisirt wurde.

Was hier in Feinheit und Schärfe der Erkenntniß geleistet ist, das erseht man heutzutage durch derbe Allgemeinheit. Auch das Berliner Hauptorgan der Fortschrittspartei hat den Bannfluch unterschiedlos über Alles, so man social nennt, ergehen lassen: die Christlich-Socialen wie die Rathedersocialisten mitgerechnet. Dieselben Politiker, welche in Hrn. Falk den letzten Rest weißer Seele im Ministerium Bismarck erblicken, machen sich kein Bedenken daraus, ihn anzuschuldigen, daß durch ihn, oder doch unter seiner Zulassung, die rechtgläubige Lehre der Volkswirtschaft von den Unversitäten verdrängt sei und in den Stätten der Wissenschaft sich eine Sekte eingenistet habe, der nun gar nicht ernsthaft genug zu Leibe gegangen werden könne. Freilich wird Hr. Falk darauf entgegnen können, daß die Schuld solcher Einseitigkeit nicht ihn treffe, sondern in dem mangelnden Angebot von der andern Seite her zu suchen sei. Seit den dreißig Jahren, daß sich in Deutschland die Manchester'schule gebildet, hat sie eben noch nicht die Zeit für wissenschaftliche Leistungen gefunden, die ihr den Weg zum Ratheder bahnen müßten; tauchten fähige Köpfe in ihr auf, so war es natürlich und nur

Anwendung ihrer Lehre, daß sie zu den mageren Jahren des Docententhums, an deren Schluß als unabänderlich Leptes eine schwach besoldete Professur winkte, sich nicht hingezogen fühlten, sondern lieber den Aufregungen des Journalistenthums und der parlamentarischen Laufbahn sich zuwenden und mit geschickter Hand ergreifen, was etwa zwischen diesen Zweigen ihnen winkte, sei es ein einflußreiches Staatsamt oder auch nur etliche noch nicht allzuweit ausgepreßte Verwaltungsrathsstellen. So liegt die Sache und mit Namen könnte man ausreichend dienen; wolle nun auch die Manchesterpartei und ihre Presse mit der Nennung derer nicht zurückhalten, denen nach ihrer Meinung eine Zurücksetzung in der akademischen Laufbahn widerfahren ist.

Aber auch den Christlichsocialen gilt der Schlachtruf. Nun, es ist richtig, an Ungeschicklichkeit haben es die schwarzgerodeten Herren nicht fehlen lassen und Bettinens Wort, daß in Berlin Alles bald ruppig werde, hat sich hier so glänzend wie selten erfüllt. Aber sollte die bisher nicht angezeigte Angabe, daß bereits 400 Pastoren ihre Sympathie mit dem Unternehmen bekundet, nicht zu einigem Nachdenken veranlassen? Sind das nicht ebensovieler Warnungsrufe aus dem Lande, daß auch dort der Boden bereits warm werde? Wäre die socialdemokratische Partei wirklich so teuflisch, wie man sie jetzt malt, läge ihr wirklich mehr daran, die gewaltsame Umwälzung hervorzurufen, als vielmehr ihre Lehren auszuarbeiten und das allgemeine Verständniß für sie zu gewinnen: so wäre es ihr doch wahrlich nicht schwer geworden, ein Programm für die Landbevölkerung zurechtzulegen, das dort Widerklang fände. Man brauchte nur die Petitionsverzeichnisse der beiden Nationalversammlungen von 1848 hervorzufischen, die ungefähr das bedeuten, was 1789 die französischen Cahiers, und es fände sich wahrlich darin die Fülle heute noch ungestillter Klage, unerfüllten Wunsches. Dazu käme, was die neue Gesetzgebung nicht gut gemacht. Ist denn das Factum, daß 400 Geistliche sich zu einer freiwilligen und nicht eben leichten Thätigkeit bereit gezeigt haben, nicht Zeichen genug dafür, daß es auf den bisherigen Wegen nicht mehr geht, daß mit dem Vertrösten auf die Entschädigungen des Jenseits die alte Wirkung nicht mehr erzielt wird? Man lehrte einst auf den Universitäten einen Katechismus medicinischer Selbsthilfe und Volksgesundheitslehre unter dem Titel Pastoralmedizin und die jungen Theologen hörten sie mit praktischem Nutzen, wenn ihre künftige Laufbahn sie auf die von ärztlicher Hülfe fernem Dörfer führte: ist denn jene eigenthümliche Regsamkeit der evangelischen Geistlichkeit nicht ein Wink dafür, daß es wohlgethan sei ihnen fortan für ihr Rüstzeug eine Pastoralökonomie mitzugeben? Auf dem platten Lande hat nun einmal die Kirche noch die Culturmission und wird sie noch so lange haben, als man nicht daran denken kann, dem Dorfschullehrer ehrliche Bildung und ein dierfür entsprechendes Brot zu gewähren — warum soll also diese Culturmission nicht auch etwas verweltlicht werden? Mögen die Geistliche dabei einer Regung des Ehrgeizes folgen und hoffen, auf solchem Wege ein Stüchchen wenigstens von jener Herrschaft über die Seelen zu erlangen, die sie nicht ohne Reid jetzt im Culturkampfe von ihren katholischen Herrn Amtsgenossen ausüben sehen: immerhin! tritt neben den Gutsherrn, den Landrath und seinen Gensdarm noch ein vierter Be-

werber um die Direction der Geister in die Schranken, um so leichter wird dann das selbständige Urtheil sich bilden. Aber für derartige Erwägungen findet sich bei der Volkswirtschaft, mit der wirs hier zu thun haben, kein Verständniß, in der Fabrik ist ihr das Volksleben beschlossen. Wäre es nicht wirklich hoch an der Zeit, von den Millionen die heute noch, wollen sie hochdeutsch reden, nur die Sprache der Lutherischen Bibel kennen, eine Brücke zu schlagen herüber zu „uns“?

Soll demnach der Ausrottungskrieg erklärt sein Allem, was social heißt, so tritt um so gewichtvoller die oben aufgeworfene Frage wieder hervor: was ist Begriff, was Grenze dessen, das Ihr verfolgt? Sollen jene Zeiten erneuert werden, in denen der preußische Richter — Anno 1849 wars und vor dem Berliner, von Stadtgerichtsräthen präsidirten „Kriegsgerichte“ — die Strafbarkeit deutscher Kolarden danach entschied, ob sie mehr oder weniger „überwiegend Noth“ gezeigt.

Auf diese Frage möge ein Anderer antworten, ein Mann der durch viele Grade dazu berufen ist: Hr. Schäffle, welcher Professor, dann Minister eines conservativen Ministeriums in einem conservativen Großstaate gewesen und jetzt ein freier, unbesangener Privatmann ist. Das große Verdienst, durch seine kleine bei Perthes erschienene Schrift von der „Quintessenz des Socialismus“ zuerst diese Lehre in ihrem Ernst und ihrer Tiefe aufgewiesen zu haben, wird ihm einstimmig zuerkannt; er hat sich jetzt, in einem umfangreichen, bis zum dritten Bande gelangten Werke (das nach seiner Vollenbung dem Leser vorgeführt werden soll) das noch größere Verdienst erworben, die socialistische Lehre in das Gebäude der Volkswirtschaft, gleich neuen Balken, einzuziehen. Vielleicht daß der „l. österr. Minister a. D.“ bei denen, die heute das lärmende Wort führen und die, wie das eben heute der Brauch ist, vom Socialismus nicht mehr wissen, als was ihre Zeitung für gut findet ihnen aufzubinden, doch für einen Augenblick Gehör findet. Im Schäffle (Bau und Leben des socialen Körpers, Bd. 3 S. 457) lesen wir:

Was will der Socialismus?

Die Opposition gegen das Kapital stellte sich im ersten Anlauf phantastische Ziele. Man bewegte sich da und dort in der nebelhaften Utopie, „das“ Eigenthum sammt dem Erbrecht, der festen Einehe und dem geschlossenen Familienleben sei abzuschaffen. Von diesen ersten Anläufen verschiedener Utopisten erscheint die socialistische Bewegung jetzt zurückgekommen. Nur Ignoranten und Denuncianten können noch gemeint sein, jeden Socialismus als einen Angriff auf die absoluten Grundlagen der Gesellschaft: Eigenthum, Familie, Ehe überhaupt zu bezeichnen. Selbst wenn man die radikalste und vorgeschrittenste Richtung des Socialismus, von welchem ein politisch diskutables und wissenschaftlich erwogenes Programm vorliegt, den von R. Marx vertretenen Socialismus, in's Auge faßt, so ist von der Abschaffung des Eigenthums überhaupt nicht die Rede, sondern nur von der Ueberführung der Mittel des bereits arbeitstheilig gesellschaftlichen (collectiven) Produktionsprocesses, d. h. des Kapitals, aus Privatkapital in gesellschaftliches (collectives) Eigenthum an der Erde und an den anderen Mitteln des bereits arbeitstheilig gesellschaftlichen Produktionsprocesses. Nun besteht aber jetzt schon Collectiv-eigenthum an Staats-, Gemeinde-, Wissenschafts-, Schul- und Verkehrs-Anstalten, an Vereins- und sonstigen Besitzthümern sehr umfassend. Das Collectiv-eigenthum ist also weit entfernt, eine „antisociale“ Form des Eigenthums zu sein. Es ist vielmehr schon jetzt da und ist die Eigenthumsform der höheren eigentlich gesellschaftlichen, bewußt einheitslichen Anstalten und Verrichtungen. Und

so wenig das Staatseigenthum dem täglichen Theilen und Zugreifen ausgesetzt ist, so wenig wäre es das Collectivkapital. Dieses wäre Eigenthum des socialen Stoffwechsel-Organismus, es wäre nicht freie Bente eines Jeden, sondern geschütztes Produktionsinstrument der Gesamtheit. Die Güter, die nicht Produktionsmittel, sondern Mittel des geistigen und leiblichen Privat- und Familien-Unterhaltes sind, wollen und können dem Privateigenthum nicht entzogen werden. Es ist also nicht richtig, daß der Socialismus das Eigenthum aufhebe, auch nicht, daß er alles Privateigenthum beseitige. Sein grundsätzlich notwendiges Verlangen ist Uebersführung des Kapitals der gesellschaftlichen Produktions- und Umlaufproceßes aus Privat- in Collectiv-eigenthum. Nicht periodisches „Theilen“, vielmehr Zusammenlegung des jetzt getheilten Eigenthums Privater an den Mitteln der bereits gemeinsamen arbeitstheiligen Produktionsproceßes zu vereinten und künftig untheilbaren, der Gesellschaft gehörigen, gesicherten Stoffwechselanstalten — das ist der notwendige Ausfluß des socialistischen Grundgebauens.

Wir betrachten daher auch nur jene Programme des Socialismus, welche diesen Gedanken irgendwie durchführen wollen. Sie allein sind discutirbar, weil sie allein das notwendige Mittel der Verwandlung der zerstückten privaten in wirklich gesellschaftliche Produktionsweise, also real und praktisch den Socialismus erstreben.

Wir lassen dagegen außer Betracht die socialistischen Systeme der „mutualistischen“ Anarchie, die in einigen romanischen Ländern Anhänger hat, und der reinen christlichen Dialonie Aller gegen Alle. Wie in einer Welt von Privatinteressen bloß durch freien und allgemein vorhandenen Willen, gerecht in der wechselseitigen Bedienung zu sein, also ohne jede äußere Organisation, „brüderliche Gegenseitigkeit“, oder wie aus der freien christlichen Erweiterung Aller gegen Alle ein irgendwie geordneter und wirtschaftlich geregelter Gesamtunterhalt hervorgehen soll, ist nicht ersichtlich. Weder ist jener freie und allgemeine Gegenseitigkeitsgeist und jene Liebe Aller gegen Alle jemals zu erwarten, noch wäre, wenn sie sich je einfinden, die Verwandlung ihrer millionenfältigen Privataußerungen in eine wirklich volkswirtschaftliche Gesamtbewegung möglich, — so lange nicht eine äußere Organisation dafür geschaffen wäre. Wir legten der Gegenseitigkeit und der Liebe als ergänzenden und erfüllenden Principien der Güterversorgung jeder — sei es kapitalistischen, sei es socialistischen — Volkswirtschaftsorganisation wahrlich eine eminente Bedeutung bei. Aber ebenso gewiß ist uns, daß sie ohne den Halt einer Organisation nur Principien der allgemeinen Anarchie und Unwirtschaft wären. Beiden fehlt jeder klare Gedanke der Bestimmung des Tauschwerthes, hiermit alle Fähigkeit, überhaupt eine Volkswirtschaft durchzuführen.

Selbst jegliche Art von christlichem Mutualismus können wir, wenn dieser des öffentlichrechtlichen Inhaltes entbehrt, nicht als praktisch anerkennen. Solche „Liebe“ huldigt dem Irrthum, welcher „die menschliche Gesellschaft nur als ein großes Hospital und das Christenthum als die gemeine Almosenstafette desselben betrachtet“ (Herder). Ob Liebe, oder Entsagung (Vörlin), oder Zucht, oder Patronat als moralische Medicin der kranken Zeit empfohlen wird, ohne einen gesellschaftlichen Mechanismus der Volkswirtschaft können auch diese Arzneien nicht gründlich helfen. Ein durchgreifender Mechanismus ist auch für die moralisch-religiöse Beihilfe zur socialen Frage unentbehrlich. Die freie Pflanzung, wie sie in der Zeit der ersten Christen geübt wurde, kann in einzelnen Schichten und überhaupt ergänzend wirken, aber keinen Volkstörper in eine wirtschaftliche Gesamtordnung versetzen; übrigens hat die „Mutualität“ der ersten Christen nur die Christenvereine durchdrungen, wie jetzt, aber nicht den römischen „Weltverkehr“ beherrscht.

Wertwärdig ist, daß nicht bloß der fanatische Anarchist Bakunin, sondern selbst Proudhon trotz seiner kritischen Genialität, in einer fast utopischen „Mutualität“ befangen bleiben konnte. Dieß zeigte sich namentlich in seinem

Projekt der „Tauschbank“. Er wollte mit dieser alle Umsätze centralisieren und zwischen den zur Tauschbank-Gemeinschaft verbundenen Producenten den unmittelbaren Credit einführen. Aber er vergaß, daß damit den Lohnarbeitern gar nicht, den Kleinbürgern nur halb geholfen worden wäre. Er konnte die Einheit des Zwischenstoffwechsels nicht durchführen, wenn er nicht vorher die Bedarfe und die Produktionen irgendwie zusammenfaßte. Indem er das isolierte Produzieren ins Blaue hinein aufrechterhalten hatte, verlor er jede Sicherheit für den Betrieb der Tauschbank, jede Gewähr dafür, daß Bedarfe und Produktionen der Tauschbankkunden im Gleichgewicht unter sich und mit dem externen Verkehr blieben, vor Allem aber verzichtete er damit auf jede Sicherheit für die auf eingelieferte Waaren fundirten „Tauschbills“ der Bank.

Hätte Er nicht später an der Idee einseitiger Gegenseitigkeit festgehalten, so möchte man annehmen, daß er mit der Tauschbank nur den ersten Schritt ins Herz der kapitalistischen Geld- und Creditwirtschaft führen wollte. Er selbst sagt (VI, 172): *parcutiam pastorum et dispargentur oves!* Sehr gut durchschaute der „Bürger“ Maxol Proudhon's Schwäche (VI, 243 ff.). Er erkannte, daß Privatentgelt und Privatrecht nur beim Mangel gesellschaftlicher Organisation des Socialstoffwechsels ein Bedürfnis sind, daß mit Einführung einer geschlossenen Organisation die Geld- und Creditwirtschaft von selbst hinfällig werden würde. „La nécessité du numéraire n'est que l'absence d'organisation“ (VI, 243).

Die Idee der zwei „Syndicate“ zur Herstellung einer einheitlichen Statistik und Berathung der Produktion und Consumption, eine Idee, die Jules Lechevalier beibrachte (VI, 294 ff.), zielte in der Richtung der Lücken des Proudhon'schen Planes, war aber bei freiwilliger Theilnahme an der Tauschbank nicht durchführbar.

Wir zählen sodann jene Programme, welche einer der kapitalistischen Unternehmungsformen, nämlich der Produktionsgenossenschaft, allgemeine oder vorwiegende Verbreitung geben wollen, überhaupt nicht den Essenzen des Socialismus bei. Sie stellen nur die auf einen neuen Mittelstand abzielende Form des Kapitalismus dar. Dabei würde die ungerichtete Concurrenz unter den Genossenschaftsunternehmungen selbst und mit den übrigen Unternehmungsgattungen fortbestehen. Das kapitalistische Princip bliebe aufrechterhalten mit fast allen seinen historischen Kategorien. Nur die Lohnarbeit würde durch Erhebung aller Lohnarbeiter in Mittheilhaber am Genossenschaftskapital verschwinden. Und zwar nur scheinbar. Denn die Mittheilung des Reinertrages der Produktivgenossenschaften geriete immer noch in Bezüge auf den privaten Kapitalantheil und in Bezüge auf die private Arbeitsanlage; sie würde die bekannten Gegensätze von Kapitalprofit und Lohn nur in neuen Formen erzeugen, — zum besten Beweis, daß ein System concurrender Produktionsgenossenschaften noch durchaus auf dem Boden des Kapitalismus steht. Als kapitalistische Unternehmungsform zeigt die Produktivgenossenschaft außerordentliche Lichtseiten, wie wir an anderer Stelle dargelegt haben. Ihre allmähliche Ausbreitung ist vielleicht ein Weg, den Kapitalismus auf seiner verbesserten eigenen Basis länger hinzuhalten, ohne doch einer Weiterentwicklung zu socialisirtem Betrieb zu präjudiciren. Aber eine socialistische, gesellschaftsbewußte, geschlossene Organisation des Socialstoffwechsels kann die Produktivgenossenschaft nur einleiten, nicht vollziehen.

Zu den Systemen des Socialismus kann auch der sog. „Katheder-socialismus“ nicht gerechnet werden. Dieser verlangt Schutz des Staates für die öffentlichen und für die Privatinteressen gegen die Ausschreitungen schrankenloser Kapitalreculation: insbesondere Fabrikation der Arbeit, Begünstigung von Einrichtungen für verständigeren Austrag des Lohnkampfes, eingreifendere Wohnungspolizei u. s. w. Der Erfolg dieser Bestrebungen setzt eine starke über den Klassengegensätzen waltende königliche Gewalt voraus. Ob sich diese gegen die Kapitalmacht behaupten wird, wenn die Periode der Nationalitäts-

Kämpfe und Kriege in Europa beruht sein wird, steht dahin. Man kann daher gegen den Kathedersocialismus den schwerwiegenden Einwurf erheben, daß er ideologisch vom liberalen Staat, welcher politische Herrschaft des Kapitalistenstandes bedeutet, eine den Kapitalismus jügelnde Polizei erwarte. Aber ganz ungerecht ist es, den Kathedersocialismus theoretisch dem Socialismus beizuzählen. Wenn irgend ein regelndes und schützendes Eingreifen des Staates in den volkswirtschaftlichen Verkehr herrscht Socialismus wäre, dann wäre schon die Gewerbepolizei des liberalen Rechtsstaates, dann wäre auch der Schutz der natürlichen Produktionskräfte gegen die Devastation durch die Excculanten, z. B. die Forstpolizei, Socialismus. Ist das nicht Socialismus, so ist der Staatschutz gegen die Devastation des anderen Produktionsverfahrens, d. h. der Schutz der Fabrikarbeit, auch kein Socialismus. Nur da ist Socialismus, wo eine irgendwie gesellschaftliche Leitung des Produktions- und Umlaufprocesses praktisch oder theoretisch in Frage kommt. Es wäre an der Zeit, die Verwirrung aller Begriffe durch Verwechselung jeder aktiven Volkswirtschaftspolitik mit Socialismus endlich wenigstens in der Wissenschaft auszuschließen.

Edelst der jetzt häufig gehörte Vorschlag, den Grundbesitz durch Ablösung an die landwirtschaftlichen Tagelöhner zu bringen, wäre kein Socialismus. Das wäre ein tiefer Eingriff ins Privateigentum, so tief, wie ihn die Communisten nur immer für ihre Zwecke planen mögen. Allein die Tendenz und der Erfolg, kleine bäuerliche Betriebe und kleine Tagelöhner in der Landwirtschaft herzustellen, wäre offenbar vorcapitalistisch. Man begreift daher, daß dieser Vorschlag jetzt von Wortführern des städtischen Liberalismus aufstehend begünstigt wird, dessen Haut er nicht berührt, dem er vielmehr den ländlichen Concurrenten in der Staatsbeherrschung, nämlich den adeligen Grundbesitz, vom Halbe schaffen würde. Man begreift aber auch, daß diesen Liberalen der Landlord sagen würde „kleine Bauern und kleine Handwerker! Triumvirat auch des industriell-commercialen Großkapitals, um dem eben so schwer gedrückten industriellen Arbeiterstande wieder zu einer selbstständigen Existenz zu verhelfen!“ Wie müßten Beides für eine Politik der ungeheuersten Reaktion erklären. Man würde gewalttham die unter ungeheuren Wehen erlangten Ergebnisse der kapitalistischen Produktion, die Großbetriebe auf allen Gebieten, zerstückern, um abermals nach einiger Zeit bei dem Ausgangspunkt anzulangen; man würde das mobile Großkapital zum Anker des Bauern-, Handwerker- und Grundadels-Besitzes werden lassen. Wenn man einmal Privateigentum am Grundbesitz abläßt, d. h. das thut, was man dem Socialismus als Todfeinde gegen die Feiligkeit des Privateigentums anrechnet, warum dann nicht Verfassung des Grundbesitzes in großem Collectivbetriebe! Weshalb die mäheroll gewonnene Sammlung der Arbeit und des Kapitals zum Großbetriebe auf zerstörende und reactionäre Weise zerstreuen?!

Noch eine vierte Klasse von Programmen betrachten wir nicht als socialistisch, jene nämlich, deren übereinstimmender Grundzug es ist, auf den alten Rappen des Kapitalismus ein Stück Socialismus zu finden. An sich kann das gut wirken, wird sich aber kaum weit ausbreiten, keinesfalls als endgültige Ordnung feststellen. Dies gilt z. B. von den industriellen Partnerschaften. Wenn je ein praktisch ins Gewicht fallendes Gewinnprocent den Lohnarbeitern eingeräumt würde, so wäre vielleicht der Erwerbstrieb des Kapitals abgeschwächt, aber der anarchische Konkurrenzkrieg mit allen Ungleichheiten und Schattenseiten wäre nicht beseitigt. Es wäre zwar der Unterschied, daß der Vortheil der fleißigen Landmengenstände theilweise den Arbeitern zufiele. Folge hiervon wäre aber eine enorme Concurrenz der Lohnarbeit bei den Geschäften des hohen Dividendenantheils, d. h. die Verminderung des Lohnes um den Betrag der Dividende. Man bliebe beim Alten und hätte vielleicht die innerste Federkraft des Privatconcurrenzsystems geschwächt.

Ein weiteres Programm möchte den Grundbesitz zu Staatseigentum einziehen und an die bezahlenden Pachtgenossenschaften abgeben. Commu-

nistisch an demselben wäre der Einzug der ganzen Bodentrente durch den Staat in Form der Pachtzinslinge. Durchaus kapitalistisch wäre die fortbauende Regulierung des ganzen Produktions- und Umlagprocesses durch Unternehmungs-, also auch Kapital-, nicht blos Arbeitsconcurrentz. Der Staat selbst als Grundmonopolist wäre unter communistischer Maske wohl bald ein harter Rentier. Alle Geschäfte erhielten, besonders wenn auch alles Gebäude-Eigenthum vom Staat eingezogen und in Mieten ausgethan würde, eine politisch abhängige Stellung; denn nach Ablauf jeder Zeitpachtperiode wäre die Pachtgenossenschaft bedroht. Es bedürfte dann nur noch einer staatswirtschaftlichen Verwendung des Pachttrages, wie in der orientalischen Staatspachtwirtschaft!! Und welche Macht sollte die herrschenden Klassen zur Grundbesitzabtretung zwingen können! Die Schäden kapitalistischen Industrie- und Handelsbetriebes würden von dem ganzen Projecte unmittelbar gar nicht berührt werden.

H. Lindwurm („Das Eigenthumsrecht und die Menschheitsidee im Staat“ 1878) empfiehlt den Staats-Pachtgrundbesitz als Gegengift gegen den Socialismus. Der Ertrag soll der Volksbildung gewidmet werden. — Samter (in der bemerkenswerthen Schrift „Gesellschaftliches und Privat-Eigenthum“) will den Grundbesitz für den Staat und die Gemeinden, um große öffentliche Macht zur mittelbaren Niederhaltung des materiellen Privategoismus zu sichern, d. h. als Correctiv gegen den ungezügelter Kapitalismus.

Ein wirklich consequent angelegtes System des Socialismus findet sich nur beim Princip der Uebersführung des Privatkapitals in Kapital öffentlicher Produktions- und Umlaganstalten.

In einer völlig reifen Weise hat zwar noch kein Programm dieses Princip ausgearbeitet.

Andererseits ist es noch nicht widerlegt, da die gewöhnlich gehörten Einwendungen gegen das Princip selbst, wenn nicht bewusste Denunciationsen, so doch völlige Kufstübe sind. Zeigen wir zunächst das Letztere.

Die erste Albernheit, welche dem heutigen Socialismus angedichtet wird, ist der Satz: der Socialismus wolle ohne Produktionsmittel produciren! Es bedarf nur eines Blickes auf die Schriften von Rodbertus und Marx um zu erkennen, daß diese Behauptung entweder krasse Unwissenheit oder reine Denunciation, oder gedankenloses Mißverständnis ist. Vielmehr die Herstellung und Unterhaltung des Kapitals aller Produktions- und Umlagzweige im Styl des rationellsten Großbetriebes ist das klar ausgesprochene Ziel von Marx. Aber gesellschaftliche Organe sollen es bilden, verwalten und erneuern, nicht der concurrirende Erwerbstrieb von Privaten. Männer, wie R. von Mohl, hätten obige Andichtung nicht als Argument, gar unter ungeheurem Aufgebot von Entrüstung, verwerthen sollen.

Eine zweite Andichtung ist es, wenn behauptet wird, der Socialismus, wie er jetzt als Partei auftritt, negire „das“ Eigenthum oder: „alles“ Eigenthum. Es ist schon bemerkt, wie völlig unwahr das ist. Daß R. Marx verständig genug ist, an nur individuell verkehrbaren Konsumtionsmitteln: Nahrung, Kleidung, Schmutz, Mobiliar, Mitteln der privaten Bildung und Unterhaltung auch nur privates Eigenthum zu verlangen, wäre an sich anzunehmen; das Gegentheil wäre boarer Unsinn, weil gegen die Natur der Menschen und der Güterstoffe. Er unterscheidet aber ausdrücklich den dem öffentlichen Unterhalt (bez. Kapitalertrag) und den der individuellen Verzehrung zuzuwendenden Theil der Güter. „Alles Privateigenthum“ negirt er also nicht und „das“ Eigenthum nur so, wie es jeder Collectivbesitz des Staates oder der Gemeinde thut.

Ist etwa der fernere Vorwurf richtig, daß der Socialismus die Privatkapitale confisciren, d. h. ohne Entschädigung in Collectivkapitale verwandeln wolle? Käme der Socialismus auf dem Wege der Reform zur Geltung, so wäre wohl nur sein schrittweises Verdrängen im Bereiche des land-, gewerbe-, und transportwirtschaftlichen Großbetriebes denkbar. Es würde sich um lang-

samen Auflauf und Expropriation einzelner Großgeschäfte mit Beihilfe der Communen, Provinzen und Staaten und gegen Entschädigung handeln. Verschiedene socialistische Schriften sprechen auch von Ablösung und berufen sich auf die deutliche Feudallastenablösung; wie damals die Privatrechte der feudalen Stände im Interesse des dritten Standes abgelöst worden, so sei jetzt Privatkapital abzulösen im Gesamtinteresse einer verbesserten Organisation des socialen Stoffwechsels. Wir möchten allerdings nicht dafür stehen, daß diese Ablösung, wenn es zur Revolution käme, reichlicher ausfiele, als die Entschädigung der alten Stände durch den dritten Stand in der ersten französischen Revolution. Ob es zu dem Weg der Gewalt kommen wird oder nicht, wäre eben eine historische Frage der Zukunft. Würden die Kapitalisten gegen Entschädigung freiwillig ihr Kapital anbieten, so würde der Socialismus gewiß mit beiden Händen zugreifen; käme es zu dem Ueherstern, wie 1789, wahrscheinlich nicht! In beiden Fällen würde der Socialismus sagen, und er sagt es schon, der dritte Stand hat für sein Sonderinteresse die Privatrechte der feudalen Stände und das Eigenthum der Kirche angegriffen, wie kann er gegen eine Ueänderung des Privat- in Collectivkapital im allgemeinen Interesse der Socialreform — die Heiligkeit des Privateigenthums anrufen? Für die objektive Betrachtung ist also nur der Punkt entscheidend: ob auch der Socialismus die alte Ordnung der Dinge ablösen dürfte, ohne sein Princip aufzugeben. Die Antwort hierauf lautet bejahend. In Gestalt einer Anzahl von Zeitrenten, deren Substanz ausschließlich Unterhaltungsmittel, nicht mehr Produktionsmittel wären, bestünde die Ablösung. Diese Substanzierung einer etwaigen Ablösung würde allerdings einen Cardinalunterschied gegenüber der liberal bürgerlichen Zwangsenteignung der Feudalrechte aufweisen, die liberale Ablösung entseffelte die Privatproduktion durch Abschaffung der Genußmittelrenten der Feudalwelt, die socialistische Ablösung würde das Privatkapital durch eine Anzahl Genußmittelrenten abfinden, um einfallisch-gesellschaftliche Gestaltung des progressiven Socialstoffwechsels zu erlangen. Aber hier wie dort wären die Abgelösten für die Zukunft dem gewöhnlichen Rechte unterworfen und da sie nach diesem künftig keine bereits socialisirten Rentenquellen mehr erwerben und behalten könnten, so wäre binnen gewisser Uebergangsperioden eine Ausgleichung der Vermögen und der mittelbare Zwang Aller zur Arbeit vollzogen).

Der weitere Vorwurf, daß der Collectivismus alle paar Jahre aufs Neue gleich unter die Einzelnen „theilen“ wolle, ist geradezu sinnlos. Nur die bloße Unwissenheit kann einen Marx für den Eschelsdore'schen Rebellen Kade halten, der die Verordnung erläßt: „daß in diesem ersten Jahre unseres Reiches auf Stadtknechten durch diese Selgerinne nichts als rother Wein laufen soll“. Das Kapital wird und bleibt ja Gemeinbesitz, Apparat der collectiven Stoffwechselthätigkeit. Man könnte gerade so gut sagen: wer den Staat wolle, wolle alle paar Jahre alles Staatseigenthum theilen! Der aus dem Nationalkapital gezogene Ertrag würde nach collectivistischem Princip nicht „getheilt“ oder gar der Plünderung preisgegeben, sondern erstens zur direkten Erhaltung der öffentlichen Anstalten (einschließlich der Produktions- und Umsatzanstalten) verwendet, zum anderen Theile aber nach Maßgabe des Werthes und der Größe der Verursachung an alle Einzelnen zu privatem Einkommen, Eigenthum und Genuß zugetheilt werden. Diesem letzteren Privateigenthum an Genußmitteln wäre ein strenger Rechtsschutz vermöge gleichen Interesses Aller gesichert. Man muß wirklich nicht den entferntesten Begriff vom innersten Kern der Frage haben, wenn man aus „Theilen“ denkt, sobald vom Collectivismus die Rede ist.

Vom Socialismus der Gegenwart scheint weiter der Gedanke völliger Gleichmacheret, die Auslöschung auch der edleren Plönerie in der volkswirtschaftlichen Auslese, aufgegeben zu sein; Prämien und höheres Einkommen der Thätigen bedarf auch der Socialismus. Mit Citaten aus P. Blanc beweist

man daher Nichts mehr für heute. Wohl sehr viele Anhänger des Collectivismus werden jetzt schon einem E. Engländer*) zustimmen, wenn dieser sagt: Jeder von uns hat ein Bedürfnis nach Allem. Dieser göttliche Geiz, diese erhabene Unerfättlichkeit des Menschen, die keine Grenzen kennt, ist der Eporn der Weltgeschichte. Louis Blanc mißt die Mägen der Menschen ab und giebt Jedem so viel, als er zur Füllung desselben braucht. Ein erbärmlicher Materialismus soll das Elend der Unerfättlichkeit, der fürchterlichen Tragik des Lebens, erdrücken. — Lieber das jetzige Elend 1000 mal vergroßert, als es auf diese monströse Art beseitigt!“

Eine andere Vorstellung ist die, daß Ehe, Privathaushalt, Familienleben und Erbrecht mit dem collectivistischen Princip unverträglich seien. Man muß gestehen, daß frühere Anhänger des Socialismus das Mögliche geleistet haben, um eine so schlechte Meinung über denselben zu verbreiten. Im Programm des internationalen Socialismus ist darüber Nichts ausgesprochen, so gut es für sein Ansehen wäre, wenn eine klare Kundgebung erfolgt wäre. Dennoch ist es unleugbar, daß mit dem Grundprincip (Collectivkapital statt Privatkapital) nicht bloß die Freiheit der individuellen Bedarfswahl, sondern auch der gesonderte Familienhaushalt, die feste Ehe und das Privaterbrecht vollständig verträglich wären.

Dem Collectivbesitz der Produktionsmittel könnte von keiner dieser „absoluten und ewigen“ Institutionen der Gesellschaft ein Antrag gethan werden. Man vergegenwärtige sich doch nur, daß man eventuell Privateigenthum nur noch an Gebrauchs- und Unterhaltungsmitteln ansammeln könnte, und zwar nur in sehr gleichmäßigen Beträgen, da die in dem individuellen Arbeitsgebrauchswert begründeten Ungleichheiten des Einkommens nicht schroff sein könnten. Unterhaltungsmittel können nun nur theilweise dauernd angesammelt werden. Es würde in Wirklichkeit nicht übermäßig angesammelt werden. Das Nützige dann frei vererben zu lassen, würde dem Socialistenstaat nicht ein Haar krümmen. Der Unterschied wäre nur der, daß Alle wirklich ein privates Hausvermögen bilden und vererben könnten, nicht bloß wenige Reiche. Die Verzehrung des Einkommens aus der Berufsarbeit in separatem Familienleben und geschlossener Ehe würde ebenfalls mit dem Princip der Collectivproduction völlig verträglich sein und würde gewiß in der tonangebenden Reizung des neuen Mittelstandes ebenso bestimmt liegen, wie es in jener der bisherigen Mittelstände lag, welche stets das gesündeste und reinste Familienleben hatten. Das Familienleben des jetzigen Zeitalters hat übrigens nicht die volle Reinheit, welche Etreine aufzuheben voraus berechtigt wäre.

Endlich ist nicht einzusehen, weshalb der Socialismus irreligiös bleiben müßte. Heute ist er es, hauptsächlich deshalb, weil er ein Recht zu haben glaubt, die christlichen Kirchen anzulagen, daß sie dem Kapital als Eeelenpolizei Hilfe leisten und das Volk durch Wechsel auf die Ewigkeit über seine unvollkommene Lage hinwegtäuschen. An sich haßt aber weder die Irreligiosität, noch ihr Stachel dem Socialismus selbst an. Der religiöse Glaube ist keine Frage der Stoffwechselorganisation. Auch wenn der Socialismus zehn Mal mehr geleistet hätte, als er jetzt verspricht, würde die Welt noch unvollkommen genug sein, um ein Erlösungsbedürfnis zurückzulassen, und der Socialismus selbst würde einen unendlich höheren Grad sittlichen Vervollkommnungstrebens und der Nächstenliebe heischen. Die an den Rockschößen der weltlichen Interessen hängenden historischen Kirchen wird daher der Socialismus allerdings nicht erhalten, aber höhere, edlere und allgemeinere Religiosität wäre das größte ethisch praktische Bedürfnis des Socialstaates. Der Socialistenstaat hätte, wenn irgend einer, eine reine Religion der Liebe nöthig. Er selbst würde zahllose Gelegenheiten und Versuchungen des unchristlichen Egoismus, den extremen Gegensatz von Armuth und Reichtum, Elend und Ueppigkeit

*) H. Assoc. II, 264.

ausschließen und der christlichen Moral unermesslichen Vorschub leisten. Die Einwohner des Socialstaates befanden sich ganz überwiegend in der mittleren Lage des Lebens. Die Mittelklassen waren aber immer innerlich religiös, von religiöser Schwärmerei und von Atheismus freier als die Besitzenden. Die Religion läme ganz von selbst von einer Wohlthätigkeit gegen das Kapital zurück; sie wird bei den Kämpfen mit dem liberal kapitalistischen Staat vielleicht in ihrer Freiheit ihr Heil suchen, selbst um den Preis einer Häutung an Haupt und Gliedern. Den Armen das Evangelium zu predigen, hat das Christenthum sonst nicht abgelehnt! Auch für den Weitblickenden ist es schwer, in dieser Richtung den letzten Ausgang der religiösen Zeitbewegung jetzt schon abzusehen. Aber eine grundsätzliche Antastung wahrer christlicher Religiosität fordert der Socialismus an sich mindestens so wenig als der Capitalismus. Nur die verweltlichte und polizeistaatliche Stellung der Landeskirchen erträgt er nicht. Diese aber ist schon jetzt völlig erschüttert und ohnehin werth, zu Grunde zu gehen. Und der Liberalismus ist es, der sie aus den Angeln gehoben hat.

Die beliebten Beschwichtigungsbeweise: der Socialismus ist unmöglich, weil er die „absoluten und ewigen“ Grundlagen der Gesellschaft: Privateigenthum, Ehe, Familie, Erbrecht, Religion aufhebt, sind hienach sämtlich haltlos. Ich hielt es für meine Pflicht, dieß auf jede Gefahr der Denunciation hin mit vollem Nachdruck auszusprechen, weil ich, was an mir ist, verhindern möchte, daß die besitzenden Klassen mit verbundenen Augen und durch blinde Selbsttäuschung in ein zweites und potenziertes 89 hineintreiben. Wie denn wäre es möglich, daß der Socialismus täglich Fortschritte macht, wenn die obigen Behauptungen auch nur einigen Grund hätten! Wer also die „Gesellschaft“ retten will, muß vor Allem aufhören, Donquixote zu sein und mit Windmühlen zu fechten.

Bur Orientirung über die Bismarck'sche Aera.

IV.

Napoleon III. als Schülze Bismarck's.

„Er ist unser Cavour, ganz Cavour, wie er lebt und lebt“, soll General Gobone bei der Rückkehr von seiner Berliner Mission im April 1866 gesagt haben, als man ihn in Florenz nach dem Wesen und Gethue des preussischen Ministerpräsidenten fragte.

Bei den ersten Wahlen für den Norddeutschen Reichstag war der Vergleich Bismarck's mit dem Gründer der italienischen Einheit ein Lieblingssthem der Candidatenreden und in den Zeitungen tritt man sich über die Grenzen, in denen eine Zusammenstellung beider Männer zulässig sei. Aber auch schon vor der Berufung Bismarck's an die Spitze des preussischen Ministeriums wurde die Bedeutung eines Mannes, auf den sich die Hoffnungen der Gegner Oesterreichs richteten, danach abgemessen, ob man in ihm den deutschen Cavour haben wird.

So galt z. B. Graf Albert Pourtales, der im Jahre 1861 als der künftige Minister des Auswärtigen ins Auge gefaßt war, aber Ende desselben Jahres als preussischer Gesandter in Paris starb, im Kreis seiner Freunde (vergleiche die 1862 zu Berlin und vor der Berufung Bismarck's erschienene Schrift: „Graf Pourtales“ von Fr. von Thielau) als der Mann, der die deutsche Frage im rechten Sinne lösen würde. Aber vielen, die ihn kannten, erschien er doch auch wieder, wie derselbe Thielau erzählt, „für die höchste politische Leistung der Zukunft zu gewissenhaft, offen und grade und sie sagten wohl nach seinem Tode: der deutsche Cavour wäre er doch nicht geworden“.

Geboren im Jahre 1812 zu Paris, als Neuenburger zugleich Schweizer und Preuße, brachte er seine Jugend in beiden Ländern zu. Durch Reisen

und diplomatische Sendungen gebildet, war er ein Gegner der Abmachungen von Olmütz und gründete und leitete mit seinem Schwiegervater Bethmann-Hollweg das preußische Wochenblatt, um welches sich auch die späteren Mitarbeiter Bismarck's, die Herren von der Goltz und Miedem und der Freiherr von Werthern sammelten. Er gehörte zu denen, welche den Gedanken einer Verständigung mit Oesterreich am zähesten und längsten festgehalten haben, und hoffte durch freundschaftliches, auch in Thaten bewiesenes Entgegenkommen für alle Pläne des Kaiserstaats an der Donau und am Schwarzen Meer, denselben zum freiwilligen Verzicht auf seine Positionen in Deutschland und Italien bewegen zu können. Operieren mußte nach seiner Ansicht der Mann, der sich zur Rettung Preußens und Deutschlands berufen glaubte, an der Spitze der demokratischen Kräfte der deutschen Bewegung und zugleich als Disponent über die Mittel des preußischen Staatsorganismus wie über das Junkermaterial der Kreuzzeitung.

Er wollte Nichts von einem Bündniß mit Frankreich und Rußland wissen, in welchem Manteuffel gegen die Geburtswehen der neuen Ära seine Rettung gesucht hatte, und nannte es vielmehr die Aufgabe der preußischen Politik, die Lösung der brennenden Fragen der Zeit, auch die Einigung Italiens, Frankreich aus der Hand zu nehmen. Er sprach mit Schauder von den „cavour'schen Händen“, welche das neue Italien in die Abhängigkeit von Frankreich gebracht hätten. Als er 1859 seinen Gesandtschaftsposten in Paris antrat, glaubte er dessen gewiß zu sein, daß der Kaiser der Franzosen in den Hohenzollern die künftige deutsche Dynastie erkannt hatte und die Bundesgenossenschaft mit der deutschen Nation suchte; aber er wollte dieselbe umsonst haben und um sie ohne Gegenlohn zu erhalten, Preußen so stark sehen, daß es auch eine rein passive Hilfe von Seiten Frankreichs entbehren konnte.

Bismarck hatte dagegen das Einvernehmen mit Frankreich und Rußland zugleich aufgenommen und pflegte in letzterem den Rückhalt, auf den er sich, falls ihm aus dem Bündniß mit Frankreich Gefahren erwüchsen, zurückziehen könnte. Das unterschied ihn von Pourtales und andern Häuptern der neuen Ära, unterschied ihn ebenfalls von Cavour, dem während des Spiels mit Napoleon eine alte Freundschaft seines Landes mit der nordischen Macht nicht zur Seite stand.

Diese Doppelallianz Bismarck's machte es ihm auch möglich, sich durch eine Aufsehen und Erstaunen erregende Offenheit von Cavour zu unterscheiden. Während dieser im Geheimniß eines französischen Bades seinen Plan zur Reise bringen mußte, konnte Bismarck zwei Höfe und Cabinette mit seinen Entwürfen unterhalten, welche diesen für ihre Pläne gegen Oesterreich, der Verantwortung Napoleon's, seiner Fortsetzung der alten königlichen, republikanischen und altkaiserlichen Politik Frankreichs gegen das Haus Habsburg und dem Revanchedurst Rußlands für Oesterreichs Abfall vom Haupt der heiligen Allianz (im Krimkrieg), die lauchendsten Aussichten eröffneten.

Bereits in den letzten Jahren seiner Frankfurter Amtsthätigkeit hatte er den Kollegen am Bundestage mit seiner Ankündigung eines Bruchs mit Oesterreich und mit seinen Belehrungen über Deutschlands Interesse an den italienischen Leistungen Napoleon's Räthsel aufgegeben und dazu die Lösung geschenkt. In den Monaten, die seiner Berliner Dictatur vorangingen, brachten deutsche Blätter, z. B. die „Grenzboten“ im Heft vom 22. August 1862, Umrisse seines Programms, in welchem ein deutscher Bundesstaat mit preußischer Spitze und unter Verständigung mit Frankreich und Rußland, Befriedigung der Demokratie durch ein gemeinsames Deutsches Parlament, die Erschütterung der widerstrebenden Regierungen und Rachhilfe für den allgemeinen Zusammenbruch durch militärische Demonstrationen ihre genau geordnete Rolle spielten. Er muß bei sich und bei Andern sehr laut gesprochen haben, daß das Drama der Zukunft so vollständig angekündigt werden konnte.

Cavour hatte im April 1861 den Herrn von Steville, wie dieser in seinem 1871 erschienenen „Journal d'un Diplomate“ erzählt, über seine eigne

und des Kaisers Napoleon Verschwörer-Matur unterhalten. Seine persönliche Verschwörer-Rolle erklärte er aus dem Zwange, daß er sich Anfangs vor Oesterreich hatte verstecken müssen. Aber der Kaiser, sagte er, ist ein unbesserlicher Verschwörer, ein Dilettant und Künstler in diesem Fache, obwohl er es als absoluter Gebieter eines mächtigen Landes und Herr einer großen Armee nicht mehr nöthig und bei der friedlichen Stimmung Europas Nichts zu fürchten hätte. Gleichwohl immer unruhig, sinnt er zu jeder Stunde auf einen neuen Streich, verkleidet er seine Gedanken und verstellt er seine Schritte. „Da, was giebt er für einen wunderbaren Verschwörer ab!“

Die Sache war die. Der kaiserliche Verschwörer hielt Oesterreich noch nicht für hinlänglich heruntergebracht, als er seine Bomben des Nationalitätsprinzips, des allgemeinen Stimmrechts und der Annexionen gegen dasselbe in Italien geschleudert hatte. Er wollte diese Maschinerie der Centralisation gegen den alten Feind Frankreich auch in Deutschland spielen lassen.

Er arbeitete für Bismarck.

Seine plötzliche Erscheinung auf dem deutschen Fürstentag zu Baden (1860), die nach langem Drängen erreichte Zusammenkunft mit König Wilhelm zu Compiègne (1861) alarmirten die deutschen Fürsten durch das Gerücht, daß besonders an letzterem Ort der Gedanke einer Theilung Deutschlands zur Sprache gebracht sei. Gleichviel, ob überhaupt, oder wie weit das Gerücht begründet war, so fühlte sich doch Deutschland seit dem wie von einem Alp bebrückt.

Bismarck war der Erbe des von Napoleon eingeleiteten deutsch-französischen Handelsvertrages. Derselbe hatte durch seine Bestimmungen den Zutritt Oesterreichs unmöglich gemacht, er hob Preußen durch seine vor der Zustimmung der Zollvereins-Regierungen erfolgte Unterzeichnung zum Haupt von Kleindeutschland und verwies die widerstrebenden süddeutschen Regierungen an die Verhandlung mit Berlin. Ihr Flehen in Paris, man möge sie doch auch als Contrahenten berücksichtigen und sich ihrer bedrohten Souveränität erbarmen, ward dort mit der Bemerkung abgefertigt, der Vertrag habe mit Politik Nichts zu thun.

Die erste Rede, die Bismarck nach seiner Berufung zum Vorsitz in einem der beiden Häuser des Landtags, im Herrenhause am 2. October 1862, hielt, betraf den am 2. August von Preußen unterzeichneten Handelsvertrag. Er sprach schon als Meister der deutschen Nation und erklärte, daß die Erneuerung des Zollvereins und die Aufnahme der noch widerstrebenden Regierungen in die Wohlthaten desselben von der vollständigen Ausführung des Programms, zu dem sich Preußen durch Abschluß des Vertrags bekannt habe, abhängig und auf Nachgiebigkeit, so lange die gegenwärtige Regierung am Ruder bleibe, nicht zu rechnen sei.

Eilf Tage vor der Unterzeichnung des Vertrages hatte Preußen das Werk Victor Emanuel's und wiederum elf Tage vor diesem preussischen Schritt hatte Rußland das Königreich Italien anerkannt, — ein Zeugniß von der combinirten Wirksamkeit Bismarck's in Paris und Petersburg.

Es war ein Glück für Bismarck, daß Napoleon, während der preussische Konflikt wegen der Durchführung der Militär-Organisation tobte, seine geistigen und militärischen Kräfte in dem mexikanischen Abenteuer und in dem Depeeschewechsel wegen der polnischen Autonomie verzettelte, also den politischen Markt, auf dem er mit dem preussischen Minister handeln und ihn womöglich überlisten wollte, nicht mehr beherrschen konnte, — auch ein Glück, daß der Ritter des Nationalitätsprinzips sich den Anträgen Englands zur Unterstützung Dänemarks in der schleswig-holsteinischen Sache entzog.

Nach dem Anbruch der mexikanischen Katastrophe blieb ihm nur noch die Hoffnung auf das allgemeine Chaos übrig, welches er sich von dem Bismarck'schen Unternehmen gegen Oesterreich versprach. Sein Grimm und Unwille waren daher groß, als 1865 die August-Convention von Gastein zwischen den beiden Nebenbuhlern, auf deren baldigen Krieg er rechnete, noch

einmal eine Verständigung herbeizuführen schien. Der unglückliche Drouin de Lhuys, den er so wenig wie den Grafen Benedetti auf seinem gefährlichen Posten in Berlin über die geheimen Fäden seiner Politik im Laufenden erhielt, der also auch nicht wissen konnte, daß jener Friede wegen der diplomatischen Unfertigkeit Preußens, welches die Unterhandlungen mit Italien erst leise angeknüpft hatte, und wegen der militärischen Unbereitschaft Oesterreichs nur ein Waffenstillstand war, mußte für die Verlegenheit seines Herrn schwer büßen. Er sah sich gezwungen, die Rolle des diplomatischen Biedermannes zu spielen und in seinem Circular an die Vertreter Frankreichs ein tägliches Camentoso über die Nichtbeachtung des Nachfolgerechts (des Augustenburger) in Schleswig-Holstein, über die Zertheilung der „untrennbaren“ Herzogthümer und die Nichtbefriedigung der deutschen Interessen anzustimmen.

Je näher im April und Mai 1866 die Katastrophe heranrückte, um so mehr konnte Graf von der Goltz in seinem täglichen Verkehr mit dem Kaiser erkennen, daß derselbe nur Eine Furcht kannte, — die, daß es nicht zum Krieg kommen würde.

Wenn Bismarck in derselben Zeit noch die Besorgniß hegte, daß Napoleon zufolge seiner Leidenschaft für eine geheime Beschäftigung zwischen Italien und Oesterreich hin und her handle, so brauchte er nur in seinen Unterhaltungen mit Benedetti die Bemerkung fallen zu lassen, daß er noch nicht so weit engagirt sei, um nicht durch einen Ministerwechsel einen Rückschlag Preußens in Scene setzen zu dürfen, und er konnte sicher sein, daß Napoleon, damit es ja zum Kriege komme, sein geheimes Spiel nicht zu weit trieb.

Benedetti war ein fleißiger Beobachter und Berichterstatler, aber er verstand nichts von der Seele, die in dem täglichen Verlauf der Ereignisse ihr Spiel hatte. So schreibt er am 10. April 1866, er habe „nicht ohne Ueberraschung die Gleichgültigkeit bemerkt, mit welcher das Cabinet von Petersburg von Anfang an die Ansprüche Preußens und die Eventualität eines Bruchs zwischen den beiden deutschen Großmächten zu betrachten schien, er sei nicht weniger von der Sicherheit, welche Bismarck wegen der Haltung und Absichten der nordischen Macht zu erkennen gab, betroffen gewesen.“

Erst in der Berufung des Generals Montanuffel aus seinem so eben erst bezogenen Hauptquartier zu Frankfurt nach Berlin, so wie in dessen eben so schleuniger Fahrt nach Petersburg sah Benedetti „das Vorzeichen einer Uebereinkunft, die zwischen den beiden Höfen Rußlands und Preußens zu Stande kommen könnte.“ Die Mobilmachung des General Montanuffel war sofort erfolgt, als der französische Botschafter am 6. August 1866, also nachdem Preußen auf dem Schlachtfeldern gesiegt hatte und Oesterreich tödtlich getroffen war, dem Vertragsskizzen, in welchem kein Herr zum Lohn für seine Hülfsleistung einen Theil des deutschen Rheinufer verlangte, Bismarck vorgelegt hatte.

Das Einverständnis zwischen Berlin und Petersburg hatte aber längst bestanden. Es kündigte sich in der gleichzeitigen Anerkennung des Königreichs Italien von Seiten beider Mächte an; es erhielt seine Bestätigung in dem Verstand, welchen Bismarck Rußland in den politischen Anrufen des Jahres 1863 gegen den Bund der Westmächte und Oesterreichs leistete, es stand in voller Kraft, als der Kaiser Alexander dem Abgesandten des Königs Georg, der im August 1866 um Fürsprache für Hannover flehte, mit Thränen in Augen erklärte, er sei gebunden und könne nicht helfen; Napoleon lebte nach dem Tage von Sedan noch lange genug, um zu erkennen, daß Rußland seinen Fall haben wollte, um in Bezug auf seine Einschließung im Schwarzen Meer eine Revision des Pariser Vertrags vom Jahr 1856 durchzusetzen. Das heutige Unternehmen Rußlands im Orient wirft endlich, so zu sagen, ein elektrisches Licht über die Absichten, die Rußland bei seiner Begünstigung des Bruchs zwischen beiden deutschen Großmächten vom Anfang an verfolgt hatte.

An unsere Gefinnungsgenossen.

Die unerwartete Auflösung des Reichstags stellt das deutsche Volk vor Neuwahlen. In aufgeregter Zeit soll für viele Jahre hinaus eine überaus wichtige Entscheidung getroffen werden.

In solchen Augenblicken muß die klare Besonnenheit mit um so größerer Kraft festgehalten werden. Von Leidenschaft und Vorurtheil gleich weit entfernt, prüfen wir ruhig die Lage.

Ein neuer Reichstag soll zusammentreten, um der Reichsregierung die Mittel zu gewähren, der sozialdemokratischen Agitation wirksam zu begegnen. Aus der Beschaffenheit dieser Mittel wird kein Hehl gemacht: Nicht auf dem Wege des gemeinen Rechts, sondern durch Ausnahmegegesetzgebung will die Reichsregierung ihr Ziel erreichen.

Aber diese Frage ist nicht die einzige und nicht die wichtigste, die der nächste Reichstag zu entscheiden haben wird. Politische und wirtschaftliche Fragen von höchster Bedeutung harren gleichfalls ihrer Erledigung.

Durch Einführung hoher indirekter Steuern und Monopole will die Reichsregierung sich finanziell vom Reichstag unabhängig machen. Dadurch würde das Budgetrecht der Volksvertretung vollständig illusorisch gemacht; die Lasten würden nicht vermindert sondern vermehrt, und zur Pflege idealer und produktiver Zwecke würde der Nation noch weniger als bisher übrig bleiben.

Der nächste Reichstag hat außerdem über die Militärverhältnisse zu entscheiden. Von ihm hängt es ab, ob die enormen Kosten und die hohe Präsenzzeit abermals auf viele Jahre hinaus das Volk belassen werden und ob die einzige Stelle, wo wirksam gespart werden kann, der alljährlichen Beschlußfassung der Volksvertretung wiederum entzogen werden soll.

Endlich wird es nicht an Versuchen fehlen, das allgemeine Wahlrecht zu beschränken und von der Freiheit in Rede und Schrift, vom Versammlungs- und Vereins-Rechte auch noch das Wenige zu vernichten, in dessen spärlichem Besitze das Volk bisher noch gelassen worden ist, sowie überhaupt mit allen möglichsten errungenen liberalen Einrichtungen Stück um Stück aufzuräumen.

Angeichts dieser Bestrebungen kann dem Volke der Entschluß nicht schwer fallen. Die Ziele der Reichsregierung sind klar, aber ebenso klar muß die Antwort der Nation sein: Auf alle diese Fragen ein deutliches und unbewegliches Nein!

Wir wollen nicht vom gemeinen Rechte weichen, wir wollen keine Kchlerklärung gegen eine einzelne Partei, wir wollen keine Ausnahmegeetze gegen einzelne Bevölkerungsklassen!

Wir wollen keine finanzielle Unabhängigkeit der Reichsregierung, wir wollen keine Schmälerung des Budgetrechts der Volksvertretung!

Wir wollen keine Vermehrung der Lasten, wir wollen keine Monopole, wir wollen nicht die Vernichtung blühender Industriezweige!

Wir wollen keine Verlängerung des gegenwärtigen Drucks der Militärverhältnisse, wir wollen keine Ordnung dieser Verhältnisse ohne die dauernde und wirksame Kontrolle des Reichstags!

Wir wollen keine Verkürzung des allgemeinen Wahlrechts, wir wollen keine größere Beschränkung des freien Wortes in Rede und Schrift, sowie des Vereins- und Versammlungsrechts, und wir wollen keinen Rückschritt der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung!

Das ist die Sprache, die bei der bevorstehenden Reichstagswahl geführt werden muß. In ihr können sich Alle vereinigen, welche erworbene Freiheiten zu schätzen und für die Zukunft Schlimmes zu verhüten haben. Was geplant ist, das trifft nicht Einzelne, sondern schädigt die Gesamtheit, und darum haben auch Alle die Pflicht, sich dem zu widersetzen, was scheinbar nur die Einzelnen bedroht.

Darum sind in dem bevorstehenden Wahlfeldzuge alle Parteien, die auf die unzweideutig kundgegebenen Absichten der Reichsregierung nur ein latego-

risches Nein zu antworten haben, solidarisch unter einander verbunden. Unbeschadet ihrer sonstigen Unterschiede wird jede dieser Parteien nur für denjenigen Kandidaten stimmen können, der ihr Nein zur Richtschnur seiner Haltung im Reichstage macht.

Das sind Punkte, deren Beachtung der unterzeichnete Wahlausschuß der deutschen Volkspartei den demokratischen Gesinnungsgegnossen empfiehlt.

In Ausführung desselben wird es nothwendig sein, daß überall, wo Vertreter der Demokratie in genügender Anzahl vorhanden sind, ein Kandidat aufgestellt wird, der unseren Grundsätzen Ausdruck giebt, und daß, wo dies nicht möglich ist, nachdrücklich derjenige Kandidat unterstützt wird, der mit unserem, der Reichsregierung zugerufenen Nein übereinstimmt.

Wir veröffentlichen zugleich mit diesem Aufrufe ein kurzgefaßtes Wahlprogramm und fordern schließlich alle demokratischen Gesinnungsgegnossen auf, für dasselbe mit Einsetzung aller Kraft einzutreten und zu dessen Verwirklichung beizutragen.

Heilbronn, 23. Juni 1878.

Der Wahlausschuß der deutschen Volkspartei.

Wahlprogramm.

Die deutsche Volkspartei verlangt, gestützt auf ihr Parteiprogramm vom 12. October 1873, von den zu wählenden Reichstagsabgeordneten, daß sie während der nächsten Legislaturperiode eintreten:

I.

Für die Erhaltung des allgemeinen, direkten und gleichen Wahlrechts und gegen jede Beschränkung desselben, welcher Art dieselbe immer auch sein möge.

II.

Für die jährliche Feststellung des Militäretats und der Präsenzstärke des Heeres sowie für die vollständige Durchführung der allgemeinen Wehrpflicht unter Abkürzung der Präsenzzeit; demnach gegen die Erneuerung der hierauf bezüglichen Bestimmungen des Militärgesetzes vom 2. Mai 1874 (Septennat).

III.

Für namhafte Ersparnisse im Reichshaushalte, vorzugsweise am Militär- und Marine-Etat; unter allen Umständen gegen die Einführung neuer und die Erhöhung der bestehenden indirekten Steuern, insbesondere gegen das Tabaksmonopol oder andere den Tabakbau und die Tabakindustrie höher als jetzt belastende Steuerformen.

IV.

Für die Freiheit der Meinungsäußerung in Wort und Schrift; also gegen jede Abänderung der Straf-, Preß- oder Vereinsgesetzgebung in freiheitsfeindlicher Richtung; gegen jede Ausnahmemaßregel zum Nachtheil einzelner Parteien oder Gesellschaftsklassen.

V.

Für die Aufrechterhaltung und weitere Entwicklung der wirtschaftlichen Gesetzgebung in freiheitlichem Sinne; für die vertragsmäßige Regelung der internationalen Handels- und Rechtsverhältnisse; für die Hebung des Volkswohlstandes durch verbesserten gewerblichen Unterricht, durch gleichmäßige und wohlfeile Frachttarife, Reform der Actiengesetze, Erweiterung des Gastpflichtgesetzes, Verbesserung der Gesetze über Frauen- und Kinderarbeit; demnach gegen die Beschränkung der Freizügigkeit und des Coalitionsrechts und überhaupt gegen jede Art von wirtschaftlicher Reaktion.

Zuschriften in Wahlangelegenheiten sind zu richten an den Schriftführer des Ausschusses der deutschen Volkspartei, Herrn Otto Hörtb in Frankfurt a. M.

die aus der Blüthe der Bevölkerung bestehen, in Haufen von Leichen und Verfaulenden umwandelt. Ist das Christenthum! Ist das Civilisation! Ist das das 19 Jahrhundert! Man ruft Wohlthätigkeits-Anstalten und philanthropische Einrichtungen ins Leben, man gründet selbst Thierschutzvereine und man verurtheilt Menschen zur Schlachtkanal!

Es genügt also nicht, einen Frieden zu schließen, so ehrenvoll derselbe immer sein mag, wenn man den bewaffneten Frieden fortführt, welcher die Geißel aller Regierungen ist, weil er sie der Mittel beraubt, um dem Volke zu Hülfe zu kommen (soulager) und die in der inneren Verwaltung unerlässlichen Verbesserungen eintreten zu lassen.

Jede Regierung muß über eine respectable, bewaffnete Macht disponiren, die ihren politischen und geographischen Positionen wie den Ueberlieferungen ihrer Geschichte entspricht; dieselbe abzuschaffen, wäre eine verbrecherische und sinnlose Idee, aber das gegenwärtige System der Massen-Aushebung, welches von Robespierre erfunden ist, muß geändert werden.

Die Wünsche und Gebete aller guten Menschen begleiten die großen Staatsmänner, welche sich in Berlin versammeln. Möchten ihre Bemühungen gelingen, um den Frieden, die Wohlfahrt Europas zu sichern, indem sie die Menschheit von der Geißel des Krieges befreien, dadurch werden sie sich in der Geschichte unssterblich machen und die Nachwelt wird sie segnen.

Etwas dunkel zwar, aber doch recht wunderbar! Freilich ist es nicht das erstemal, daß Rußland diese Sprache uns hören läßt, klagte nicht in ähnlichen Lauten vor wenig Jahren erst Herr v. Zomini von der Brüsseler Conferenz aus der Friedens- und Freiheitsliga sein Leid über die Unfriedfertigkeit dieser Welt und war es nicht der „Talma des Nordens“, Alexander I., der schon 1817 die Schwärmereien der Krüdenen zu einem wohlverknöteten Netz zu verdichten mußte, in welchem er ganz Europa fangen wollte und Preußen und Oesterreich wirklich fing?

Prinz Peter beginnt mit der Anklage gegen die „wilde Vereinigung, die sich die Internationale nennt“. Mit den Worten muß man es genau nehmen in einer Zeit, die mit der Falschmünzerei auf diesem Gebiete gute Geschäfte macht. Die „Internationale“, die ihren Sitz seit Jahren von London nach den Vereinigten Staaten verlegt hat, kann der Prinz nicht füglich meinen, denn bis jetzt scheint es, so weit der Außenstehende erkennen kann, den europäischen Völkern noch nicht gelungen zu sein, eine Beziehung dieser Verbindung zu den Ereignissen nachzuweisen, die neuestens die Welt so beunruhigt haben. Vielmehr meint er offenbar damit jene Section, die sich in Feindschaft von der Internationale getrennt hat, die früher unter Bakunin's Leitung gestandene „anarchistische“. Von ihren Lehren, so wird ja behauptet, sei der russische Nihilismus wesentlich beeinflusst und so ist es sehr natürlich, daß, wenn ein Russe von den Gefahren des Socialismus spricht, er in erster Linie diejenige Art oder Abart im Sinne hat, die grade seinem Vaterlande eine Gefahr bedeutet. Interessanterweise stimmt damit auch zusammen, was hier in Berlin neuestens von berufenster Stelle über besagte Gefahren laut geworden ist: die Anklageschrift gegen Dödel läßt die Mitgliedschaft des Angeschuldigten bei der socialdemokratischen Arbeiterpartei, wie bei den Christlich-Socialen als bedeutungslos fallen, ja sie constatirt sogar, daß erstere Partei, also die bisher von der gouvernementalen Presse am heftigsten angegriffene, „zunächst im Wege der Reform“ den centralisirten Volksstaat zu errichten strebe, sie legt dagegen das volle Gewicht auf den Umstand, daß der Attentäter mit „Anarchisten“ in Verbindung getreten sei und sich zu deren Lehre bekannt habe. Diese Besorgniß vor den Anarchisten oder, auf russisch ausgedrückt: Nihilisten

Gelegenheit gaben, diese Einseitigkeiten zu einer umfassenderen Auffassung des Staatsmannes zu bringen. Jetzt werden wir die Stimme eines Mannes vernehmen, der als er dem Stifter der deutschen Einheit die Hand reichte, ihm mit dem historischen Beweis, daß er den schönsten, seit mehr als acht Jahrhunderten verschwundenen Lichtbild der deutschen Geschichte erneuert habe, seine Aufwartung machte.

Es hat bis jetzt noch Keinem von der Partei, welche Bismarck als Meute für seinen politischen Jagdzug benutzte, gelingen wollen, sich zum Range eines oberen Führers aufzuschwingen. Ein neuerer Versuch des obersten Gebieters, einige betriebsame Mitglieder der Meute zu den nächsten Ehrenposten neben seinem imperatorischen Eßel heranzuziehen, scheiterte, weil es sich in den letzten hängen Stunden der Entscheidung zeigte, daß den Auserwählten doch noch die rechte commandirende Stimme und der eiserne Handschuh für Alles fehlte.

Heinrich von Eybel hatte vor seinen Parteigenossen den Vortheil, daß er es allein verstand, sich eine eigene Meute zu schaffen und mit Hilfe ihres Geldutes wenigstens eine halbamtliche Ober-Estellung zu erringen. Sein, 1874 gegründeter „Deutscher Verein“ umspannte von Bonn aus die Rheinprovinz; dessen in Dorf und Stadt anläßliche Mitglieder beobachteten die klerikalen Reichsfeinde und erforschten die Gesinnungen der Landräthe, Bürgermeister, Ortsvorsteher, Schulinspektoren, Geistlichen und Lehrer; Comissäre durchkreuzten das Land und brachten das Ergebniß ihrer Forschungen zu dem Bonner Archiv. Im Besitz dieser geheimen Conduitenlisten ward Eybel zum gefürchteten „Vice-König“ der Rheinprovinz und intimen Mitglied des Berliner Ministerraths. Seinem Einfluß auf Bismarck hatte es die Rheinprovinz zu verdanken, daß ihr trotz der wiederholten, demnächst einstimmigen Anträge des preussischen Abgeordnetenhauses die Einführung der neuen Kreisordnung verlagert blieb. Nach seiner Uebersiedlung nach der Hauptstadt blieb er die Seele des Bonner Vereins und in seinem Berliner Schreiben an denselben (vom 20. Mai 1877) ersah man, daß er über die Häupter der Oberbeamten der Rheinprovinz hinweg mit Bismarck derselben Meinung sei, es könne dem Landtage keine rheinische Kreisordnung vorgelegt werden, in welcher nicht der Regierung die Ernennung der Landbürgermeister und Ortsvorsteher vorbehalten sei.

Auch die neuerlich über den Verein herabgebrochene Katastrophe konnte die Leiter desselben noch nicht zur Besinnung bringen und die Redner, die im Frühjahr zu Köln und Bonn unter den Trümmern ihres Bundes auftraten, stimmten in dem Schwort überein, daß man mit eiserner Faust gegen die Reichsfeinde der Provinz arbeiten müsse.

Eybel, im Jahre 1817, also zwei Jahre nach seinem künftigen Gebieter geboren, brachte nach seinem ersten öffentlichen Auftreten fünfundsiebenzig Jahre, ehe er sich diesem zu Gebote stellte. Erst wußte er von ihm so wenig, wie die übrige Welt; im Jahr 1850 ihm als Widerpart gegenüberstehend, betrachtete er ihn kaum; sein Grundwerk: „Geschichte der Revolutionszeit“, welches dem Künftigen den Weg bereitete, erschien seit 1853, als derselbe in der Verborgenheit des deutschen Bundespalais zu Frankfurt noch von der Zukunft träumte.

Seine erste namhafte Schrift, mit der er sich zu Bonn habilitirte (1841), die kritische Geschichte des ersten Kreuzzuges, schlug den Ton seiner spätern Arbeiten an und suchte nachzuweisen, daß die auswärtigen Unternehmungen der bisher bewunderten Kaiser die nationalen Interessen der Deutschen beschädigten. Als Deputirter der Universität Marburg ins Staatenhaus des Erfurter Unionsparlaments geschickt, vertheidigte er daselbst das Bagerische Programm vom deutschen nationalen Kaiserthum unter Preussens Krone und dessen weiterem Bund mit Oesterreich, während Bismarck in demselben Parlament die neue Unionsverfassung des Herrn vonadowitz bekämpfte und den strengen Zusammenhalt des alten Preugenthums forderte. Bismarck lobte sich darauf den Tag

in welcher das Alterthum seine Erfahrungen und Kerkelten als Christenthum zusammenfaßte. Das Kaiserthum war nicht todt; es lebte noch in der allgemeinen Erinnerung und hatte sogar in der geistlichen Form der Kirche seine Fortsetzung erhalten.

Es war auch ganz im Geiste dieses unsterblichen Imperiums, wenn die deutschen Kaiser die Kirche, nachdem sie dieselbe zur Organisation ihrer Herrschaft benutzt hatten, in ihre Gewalt bekommen wollten. Der Cäsaropapismus liegt in der Centralisirung des Imperialismus. Cäsar und seine Nachfolger verbanden mit ihrer bürgerlichen und militärischen Oberheit die Würde des Pontifex Maximus; Constantin der Gr. nahm als civiler Oberbischof für die weltlichen Angelegenheiten der Kirche seinen Ehrenplatz neben dem geistlichen Episkopat seines Reichs.

Nach Epbel's Ansicht haben die Deutschen den nationalen Staat nur wie in einem flüchtigen Lichtblick in der Regierung Heinrich's I. des Städtegründers genossen und dann wie das Paradies der Jugend mehr als acht Jahrhunderte hindurch durch die auswärtigen Abenteuer der folgenden Kaiser und durch die Hausmachtpolitik Oesterreichs verloren. Der nationale Staat ist vielmehr die Lebensstufe, welche die Völker erst in der letzten Zeit vor dem Eintritt in die cäsarische Centralisation erreichen, und die Vorbedingung ist die demokratische Aufsehnung gegen die corporative Gliederung des alten Rechtsstaats. Deutschland hat diese Vorbedingung nicht selbst erzeugt, sondern durch die Revolution und Heereskraft der Franzosen importirt erhalten. Nach dem Ereigniß von Jena bekam Preußen eine nationale Armee und neben einer Städteordnung nach dem Schema der französischen Constituante wenigstens die lodenden Bilder einer provincieellen Selbstverwaltung und einer ständischen Gesamtvertretung.

Auch nach diesem ersten republikanisch-cäsarischen Wahnraus bedurfte es noch der erneuerten französischen Einwirkungen von 1830 und 1848, damit die Deutschen endlich eine National-Versammlung erhielten. Der Anstoß des ersten Jahres wurde in den deutschen Kleinstaaten verarbeitet, welche der natürliche Sitz der Revolution gegen den corporativen Verband der Bundesverfassung waren und zunächst den Ruf erhoben, sich durch dieselbe nicht majorisiren lassen zu wollen. Erst nachdem unter dem Einfluß des französisch-oesterreichischen Krieges von 1859 der deutsche National-Verein ins Leben gerufen, trat Preußen in die Scene — Preußen, als der mächtigste Territorialstaat, seit Friedrich II. der Sitz der Revolution gegen den Reichsverband — und warf seine militärische Macht ins Spiel, um sich von der Majorisirung durch den Bund zu befreien.

Zur Reife der nationalen und imperialistischen Geburt gehört aber noch das Schauspiel, daß die geborenen Vertreter der conservativen Interessen sich in Angeboten und Geschenken an die Demokratie überboten. So hat Aristides, der conservative Vertreter der griechischen Gesamtbundes-Idee, um den imperialistischen Antrieben des Themistokles Waffen und Schlagworte zu entziehen, die letzten Reste der Stände- und Classen-Unterschiede in Athen gelöst und damit den nationalen Absolutismus des Pericles vorbereitet. Die römischen Patricier schickten ihren Livius Drusus auf das Forum, damit er die Gracchische Revolution übertreibe und für den, der fernerhin noch theilen wolle, Nichts als „coelum et coenum“ übrig bleibe. So wetterten vor dem Tage von Königgrätz auch Preußen und Oesterreich mit ihren Anerbietungen an die Demokratie, bis Erstes mit dem Geschenk des allgemeinen Stimmrechts für die Bildung einer Nationalvertretung den Sieg davon trug.

So ist nach den Registern der Geschichte das neue nationale Reich entstanden und mühte nun Epbel, nachdem man das widerwärtige Oesterreich mit seinen excentrischen Kreuz- und Querzügen los geworden ist, endlich die Freude haben, das Friedensreich Heinrich's I. und die Wiederkehr dieses „Sterns vom reinsten Licht“, der einst am Firmament der deutschen Vergangenheit gegläntzt hat, begrüßen zu können.

Die Stimme der wirklichen Geschichte lautet wieder ganz anders.

Der Meister des Krieges, Graf Roltke, hat offen im Reichstag die permanente Kriegsbereitschaft des neuen Reichs für die nächsten fünfzig Jahre mit der Thatfache begründet, daß es nirgends in Europa Anhang und „Liebe“ gefunden hat. Eybel's Vertröstung seiner Kölner Verehrer (im November 1861) auf die Zukunft des einzigen Deutschlands, als dessen Hort Preußen die Last seines Militärbudgets erleichtern und Hunderttausend Mann entlassen dürfe, ohne daß einer der verbündeten Staaten sich stärker zu belassen brauche, hat sich Angesichts der von Jahr zur Jahr steigenden Armatur Preußens und seiner Bundesgenossen als eine falsche Prophetie erwiesen.

Statt des friedlichen Stillebens, welches Eybel den Deutschen von ihrem nationalen Kaiserthum versprach, ist eine journalistische und diplomatische Interventionspolitik gekommen, wie sie kaum Napoleon I. gepflegt hatte. Der Stoß, den die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ 1868 gegen die innern und auswärtigen Widersacher schwang und ausdrücklich als das Friedensinstrument des alten Friesen verherrlichte, wurde mit besondrer Virtuosität gegen Oesterreich in Bewegung gesetzt. Nach dem Jahre 1871 kamen nach der geistreichen Sprache der officiösen Blätter die kalten Wasserstrahlen, mit denen Frankreich wegen des Ernstes seiner Armee-Reorganisation und wegen seiner katholischen Regungen zur Besinnung gebracht werden sollte. Italien und Spanien wurden in ihren kirchlichen Fragen auf den „rechten Weg“ geleitet. Selbst ihre heimische criminelle Gesetzgebung mußten die Parlamente anderer Staaten reformiren, als ein belgischer Wahnfinniger den Roman eines von ihm beabsichtigten Attentats gegen den Kanzler des deutschen Reichsersonnen hatte.

Eybel hat selbst dafür gesorgt, daß der innere Frieden und die Sicherheit der Privatpersonen und Beamten durch Spionage und Denunciation auf das gefährlichste gestört und die Rechtsgleichheit der Bürger und Provinzen empfindlich verletzt wurde. Die Nervosität des neuen Reichs hat er in den Eiferreden, in denen er die Entdeckungen seiner Comissäre auf der Tribüne des preussischen Abgeordnetenhauses vortrug, in wahrhaft classischer Weise zur Anschauung gebracht.

Es war daher nicht nur eine persönliche Niederlage Eybel's, sondern auch ein öffentliches Unglück des gleich gestimmten Reichs, als einer der Agenten des deutschen Vereins, welcher von dem Bürgermeister des Ortes Münsterreisfel durch die angedrohte Veröffentlichung der über ihn gesammelten Notizen eine Geldsumme erpressen wollte, von dem Gerichtshofe zu Bonn in erster und zweiter Instanz (im October und November 1877) zu drei und einem halben Monat Gefängniß verurtheilt wurde. Den würdigen Schluß dieser Katastrophe bildete das Schicksal des Steuerbeamten zu Münsterreisfel, von welchem der Verurtheilte, Dr. Koniger, sein zur Bedrohung des Bürgermeisters benutztes Material erhalten hatte. Dieser treue Agent des deutschen Vereins wurde im Mai 1878 verhaftet, nachdem eine außergewöhnliche Cassenrevision ein Deficit von 40,000 Mark ergeben hatte.

Wir müssen zwar zu einer sehr niedrigen Linie herabsteigen, wenn wir Eybel zu dem Professoren- und Studenten-Commerces vom 6. December 1877 zu Ehren Rommisen's folgen wollen, allein das byzantinische Genrebild, welches sein Benehmen auf demselben leistet, ist bei alle dem dieser Abschweifung zur Gelehrten-Unterwelt werth. Der Abgeordnete Windthorst hatte ein Paar Tage vorher das Gefühne Rommisen's in der Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 28. November über die Invalilität der Culturlämpfer ernstlich genommen, als dieses weibliche Wimmern verdiente, und die Worte des „milden Mannes“ zum Besten seiner Parthei verwerthen wollen. Diese an sich unschuldige und wenig besagende Bemerkung griff Eybel auf der Höhe des von Galemourgs gesättigten Commerces auf, krasste den Redner des Centrums der Unwahrheit und rief „Herrn Cicero“ zum Zeugen auf, ob Rommisen „wirklich ein so milder Historiker“ war und „nicht auch gehörig dreinsfahren kann.“ Diese

Reclame für einen der unglücklichsten Mißgriffe Rommens und die Selbstzufriedenheit Eysels und der Gesellschaft, in deren Namen er sprach, malt die ganze Seligkeit, mit der sich diese Byzantiner mitten im hereinbrechenden Verfall ihres Reiches untereinander bewegen. O. Bauer.

Ueber Sympathie, ihre Erscheinungen und Wirkungen.

Es giebt Personen, die schon bei ihrer ersten Annäherung unser Herz an sich ziehen, und ehe wir sie noch genauer kennen lernen, unbegreiflich schnell und fast unwiderstehlich in uns den Drang erwecken, uns ihnen zu nähern und ihnen zu gefallen; und von jeher ist es angenommen, daß die theuersten und festesten Bande, welche die Herzen verbinden, diejenigen sind, welche durch den ersten Anblick geknüpft werden. Es giebt Andere, die uns schon beim ersten Anblick widerwärtig erscheinen, uns abstoßen, und gegen welche wir ohne bestimmten Grund leicht lieblos und ungerecht werden.

Sympathie besagt zunächst nur Mittheilung oder Theilnahme an den schmerzhaften Empfindungen eines Mitwesens: im weiteren Sinne bezeichnen wir damit jenes dunkle Gefühl der Zuneigung und inneren Uebereinstimmung, welches uns mit anderen Wesen in Verbindung bringt. Diese an sich einfache, in ihren Aeußerungen und Wirkungen höchst vielseitige Empfindung beschränkt sich keineswegs auf den Menschen allein, sondern tritt in allen lebenden Wesen mehr oder weniger deutlich hervor.

Bei dem Menschen gestalten sich die Grade der Sympathie je nach der Sanftigkeit ihrer Verbindungen höchst vielfältig. Zunächst sympathisiren wir mit einander als Glieder der gesamten Menschheit, dann als Glieder eines Vaterlandes, einer Kirche, dann als Glieder derselben Genossenschaft oder Partei, endlich und am innigsten als Glieder einer Familie. Es ist un schwer nachzuweisen, wie die Sympathie die bedeutungsvollste fast aller menschlichen Empfindungen, ja der Urgrund fast aller Tugenden und ihre Stumpfheit oder Mangel die Quelle aller Laster und Sünden ist.

Aber gerade die anziehendsten Formen werden hierdurch noch nicht erklärt, jene nämlich, in denen uns unbekannte Personen sogleich bei unserer ersten Annäherung unsere Empfindungen für sich einnehmen.

Hier ist es, wo entgegengesetzte Erklärungen versucht worden sind. Die eine nimmt geradezu an, daß sich in solchen Sympathien oder Antipathien Gesetze offenbaren, die mit den in der Sinnenwelt geltenden nichts gemein haben. Bald sollen diese unwillkürlichen Empfindungen die Folge dämmernder Erinnerungen aus einer früheren Existenz sein, bald begnügt man sich mit der Annahme geheimnißvoller Beziehungen aller Naturwesen unter einander, die unter dem Einfluß überirdischer Kräfte ständen. Ganz anders lautet die zweite Erklärung, die man nicht sowohl die vernünftige als die rationalistische nennen mag. Sie führt diese Sympathien auf nichts Anderes zurück als auf dunkle Erinnerungen eigener früherer Lebensstadien, die durch den Anblick des sich annähernden Wesens wieder erweckt würden. Der Grund, weshalb diese Empfindung dabei scheinbar unwillkürlich hervortrete, liege darin, daß unser Gemüth durch eine dunkle Schlussfolge bestimmt werde, die viel zu rasch erfolge und auch sich auf eine so lange Reihe halb vergessener Erinnerungen stütze, als daß wir uns im Augenblick dieser Denkooperation gleich klar bewußt würden. Wir hätten z. B. beim Anblick eines Unbekannten, der unsere Sympathie oder Antipathie erregte, zu bemerken geglaubt, daß er eine gewisse Ähnlichkeit mit einer früher gekannten vortrefflichen oder widerwärtigen Persönlichkeit zeige, und so schiebe sich uns der übereilte Schluß unter, daß auch der Unbekannte von demselben Charakter mit dem sei, an welchen sein Aeußeres erinnere.

Es ist nicht zu leugnen, daß diese Erklärung in einzelnen Fällen zutrifft. Sie ist aber durchaus ungenügend, um gerade die wichtigsten und auffallendsten

der sympathischen und antipathischen Erscheinungen zu erklären. Denn sie widerlegt sich selbst dadurch, daß es undenkbar ist, wie nicht eine spätere aufmerksame Zergliederung des angeblich immer auf frühere Erlebnisse gegründeten Eindrucks jene halb vergessenen Erinnerungen wieder ans Licht ziehen sollte — was eben nicht geschieht. Sodann aber sprechen die unzweideutigsten Thatsachen aus der Naturbeobachtung ganz entschieden gegen eine solche Annahme.

Dies thut zunächst das entschieden ausgesprochene sympathische und antipathische Verhältniß des Menschen zu den verschiedenen Thierklassen, sowie dieser selbst gegen einander. Zwischen dem Menschen und den drei oberen Thierklassen treten ganz deutliche Beziehungen hervor. Während wir uns von der Klasse der Vögel lebhaft angezogen fühlen und mit ihnen sympathisiren, mit den Säugethieren sogar in ein vernünftiges, ja freundschaftliches Verhältniß treten, erregt die ganze Klasse der Amphibien in uns einen natürlichen Abscheu oder mindestens eine widrige Empfindung. Vergebens rühmt man die schönen Farben und Zeichnungen der Schlangen, das unschuldige Betragen und die Zierlichkeit der Eidechsen, die schönen Augen der Kröten, oder die Nahrungsfähigkeit des Frosches — der allgemeine Widerwille gegen diese Klasse ist einmal da und läßt sich nicht wegdisputiren.

Eine innige Sympathie verbindet ferner einige Thiergeschlechter mit dem Menschen. Der lebhaftesten Zuneigung zu ihm sind der Hund, das Pferd und der Elefant fähig. Der Hund folgt dem Menschen durch alle Zonen, süßt sich in jedes Klima, lebt auf den Südsee-Inseln von Kräutern und Bananen, in Grönland von Fischgräten, dient überall als Wächter und Jagdgehülfe, im hohen Norden als Zugthier, oft als Kampfgenosse und Beschützer und zieht durchweg die Gesellschaft des Menschen der seines eignen Geschlechtes vor. So sucht er noch, im Begriffe zu sterben, die Nähe des Menschen und verwendet seine letzten Kräfte auf die Liebesungen seines geliebten Herrn. — Der Elefant lebt sich so in die Gesellschaft des Menschen ein, daß er im Volksgewühl die Menschen mit dem Rüssel sanft bei Seite schiebt, um keinen zu beschädigen. Auf einer Straße, die ein Elefant voll Kranker und Verwundeter fand, trug er dieselben zuvor sämmtlich aus dem Wege und trat so behutsam auf, daß er keinen verletzte.

Ebenso zahlreich sind die Beweise der Antipathie unter den Thieren. Pferde, welche frisch aus Europa nach Afrika gekommen, niemals einen Löwen gesehen und seine Furchtbarkeit aus Erfahrung kennen gelernt haben, werden unruhig und entsetzt, wenn einer in der Nähe des Lagers umherschleicht.

Nicht Furcht, sondern wahre Antipathie ist es, welche viele Pflanzentresser gegen Raubthiere hegen. So haßt das Maulthier namentlich den Bären, geht selbst ungerührt auf ihn los und greift ihn an. Am stärksten zeigt sich die Antipathie unter den Vögeln. Die Krähen haßen vornehmlich den Uhu. Findet eine Krähe einen solchen, so eilt sie mit eigenthümlichem Krächzen davon, holt ihre Gefährten und flüßt schreiend mit ihnen auf den Gegenstand ihres Hasses hinab. Sie verleugnet dabei ganz ihre gewöhnliche Vorsicht und wittert ihn, selbst wenn man ihn ganz verdeckt hält.

Wenn von uns fällt bei der Betrachtung dieser sympathischen und antipathischen Regungen nicht das Spiel der Symmetrie ein? Denn Symmetrie ist nichts Anderes, als die einheitsliche Verbindung zweier sich gegenseitig anziehender gleichartiger, aber entgegengesetzt gestellter Formen. Was der Idee nach Eins, in der Wirklichkeit aber getrennt ist, das sucht sich durch gegenseitige Anziehung dieser idealen Einheit zu nähern. Und dieser Trieb, der sich in der leblosen Natur als Grundursache aller Zusammensetzungen, Verbindungen und Erscheinungen herausstellt, gestaltet sich in den mit Selbstbewußtsein ausgestatteten Creaturen zur Empfindung, welche die Ahnung einer durch Vereini- gung zu erreichenden höheren Vollkommenheit in sich birgt. Das Streben nach Aufhebung des Gegensatzes ist es, welches die Kraft des Mannes zur weiblichen Milde, die Willensstärke zur Zartheit des Gefühls, den Thätendurst zur stillen Händlichkeit zieht, — aber nun nicht mehr als bloßes Naturerzeugniß, sondern

mit Bewußtsein und Freiheit. Mit Bewußtsein und Freiheit! das heißt, wir dürfen uns durch die allerdings in unserer innersten Natur begründeten sympathischen und antipathischen Regungen keineswegs von dem höheren Eittengesetze ablenken lassen, welches allein unsere Handlungen zu bestimmen hat. Treten jene Regungen dem, was Recht ist, in unserem Verhältniß zu unsern Mitmenschen entgegen, so sind sie eben zurückzudrängen, wie alle bloß natürlichen, dem Geist widerstrebenden Triebe und niemals darf ein ungerechtes Verfahren gegen unsere Nebenmenschen durch ein besonderes sympathisches oder antipathisches Verhältniß zu diesem oder jenem eine Beschönigung erhalten.

Somit erkennen wir die Sympathie als die Empfindung der ideoellen Wesenseinheit eines Mitwesens mit dem unsrigen.

„Wie doch immer ein Gott den Gleichen fñhret zum Gleichen!“ ruft schon Homer aus, und vortreflich bemerkt einer unser größten Psychologen (Schopenhauer): „Es ist zum Erstaunen, wie leicht und schnell Gleichartigkeit und Ungleichartigkeit des Geistes und Gemüths zwischen Menschen bei der ersten Annäherung sich kundgibt; an der Kleinigkeit wird sie fñhlbar. Betreffe das Gespräch auch die fremdbartigsten, gleichgültigsten Dinge, so wird bei Heterogenem fast jeder Satz des Einen dem Andern mißfallen, mancher gar ihm ärgerlich sein. Gleichartige hingegen fñhlen sogleich und in Allem eine gewisse Uebereinstimmung, die bei großer Homogenität bald zur Harmonie, ja zum Unisono fñhrt. Hieraus wird verständlich, wie die Gleichgesinnten so schnell sich zusammenfinden, als ob sie magnetisch zu einander hingezogen würden — „verwandte Seelen grñßen sich von fern“. Fiedling war es, der besonders hervorhob, wie z. B. in einer großen auf praktische Zwecke gerichteten Gemeinschaft zwei rechte Ecken sich so schnell erkennen, als trügen sie ein Feldzeichen, und sofort zusammentreten, um ihrer Natur gemäß zu handeln. Dergleichen, wenn man sich eine Gesellschaft von lauter sehr verständigen und geistreichen Leuten dñchte, bis auf zwei Dummköpfe, die auch dabei wñren, so werden diese sich sympathisch zu einander hingezogen fñhlen, und bald wird Jeder von beiden sich in seinem Herzen freuen, doch wenigstens einen verständigen Menschen angetroffen zu haben.

Schon hieraus geht deutlich hervor, daß die so oft gehörte Meinung, als zögen sich bei den Verbindungen der Menschen unter einander gerade die entgegengesetzten Charaktere an, mindestens einer wesentlichen Correction bedarf — wie gern man auch dafür die bekannten Worte Schiller's anführt:

„Denn wo das Weiche mit dem Harten,
Wo Strenges sich mit Mildein paarten,
Da giebt es einen guten Klang!“

Niemals wird sich Ungleichartiges gesellen, nie sich das Oble zum Gemeinen, der intelligente Kopf zum Pinfel hingezogen fñhlen; und nur das ist wahr, daß bei Gleichartigkeit des inneren Wesens die Verschiedenheit unwesentlicher Eigenschaften die Anziehung steigern, eine Ergänzung herbeifñhren und jenen harmonischen Klang erzeugen kann.

Wenn wir so zu der Erkenntniß gelangt sind, daß die Sympathie nichts Anderes ist, als das völlig bewußte Gefühl der inneren Verwandtschaft eines Mitwesens mit uns, so dürfen wir hieraus folgern, daß dies Gefühl bei den mit erhöhter Empfindlichkeit begabten Naturen, also im Allgemeinen bei dem weiblichen Geschlecht, lebendiger ist als bei dem männlichen. Da ferner unsere Empfindungen jumeist und am stärksten durch unsere Sinne angeregt werden, so wird auch die Sympathie am lebhaftesten durch das Aeußere des sich uns annähernden Wesens erweckt. Denn daß das Aeußere das Innere wieder spiegelt, und daß das Antlitz das ganze Wesen des Menschen ausdrückt und offenbart, ist eine Wahrheit, die sich kundgibt in der bei jeder Gelegenheit hervortretenden allgemeinen Begier, einen Menschen, der sich durch irgend etwas Gutes oder Schlimmes hervorgethan, oder ein außerordentliches Werk geliefert hat, zu sehen, oder, wenn dies versagt ist, wenigstens von Andern zu erfahren, wie er aussieht. Dem könnte nicht so sein, wenn das Aeußere nichts zu bedeuten hätte, indem ja die Seele eins, und der Leib etwas Anderes, seine Gestalt etwas Zufälliges wäre.

eine Weile an, dann ergriff Vater zu, zu großer Verwundrung die Natur ihren Sohn und es erkennt.

Da sich nun die Erde mächtigsten in der gegenseit liegt es uns noch ob, der physische Welt beherrschende.

Es liegt dem Begriffe die in ihrer ganzen Macht endlichen, beschränkten Wesen ausgehen werden kann. Jetzt hat einen Augenblick am Höchsten, aber immer nur auf besondere Weise, weil er eben endlich und beschränkt. Denn der Charakter der Menschheit schließt Eigenschaften in sich, die in einem und demselben Wesen unvereinbar sind. Eine solche Fülle der Vollkommenheiten würde der Sterbliche nicht ertragen können: jedem Einzelnen steht ein Anderes gegenüber, und nur das Unendliche besteht allein und durchsich in sich selbst. Dies ist es, weshalb die Menschheit geschieden ist in die beiden Gegensätze der Geschlechter. Wunderlich spricht Plato diesen Gedanken aus in seiner Allegorie über den Vorgang dieser Scheidung. „Die Menschheit sei zu Anfang ein einheitliches Geschlecht gewesen, voll gewaltiger Kraft und großer Gedanken. Und da es Gott gleich werden und sich einen Zugang zum Himmel bahnen wollte, zerschnitt es Zeus — und jede der nun getrennten Hälften sehnt sich nach der andern. „Es ist die Liebe“, spricht er, „die Liebe zu einander den Menschen angeboren, vereinigt sie mit einander zu ihrer alten Natur und versucht aus zweien Eins zu machen und die menschliche Natur zu heilen. Wenn aber einmal einer seine wirkliche eigene Hälfte antrifft, so werden beide wunderbar entzückt zu freundlicher Einigung und Liebe und wollen auch nicht die kleinste Zeit von einander lassen, ohne daß sie doch zu sagen wüßten, was sie von einander wollen. Und wenn Herkules vor ihnen stände, seine Werkzeuge in der Hand, und sie fragte: „Was ist es denn eigentlich, was Ihr von einander wollt?“ — und er, da sie nichts zu antworten wüßten, weiter fragte: „Begehrt Ihr etwa soviel als möglich beisammen zu sein, also daß Ihr Euch Tag und Nacht nicht trennen dürft? Denn wenn das Euer Verlangen ist, so will ich Euch zusammenschmelzen und in Eins zusammenschweißen, so daß Ihr zwei Eins seid, so lange Ihr lebet, und wenn Ihr gestorben seid, auch dort in der Unterwelt nicht zwei, sondern Ein Leibes seid? Also seht zu, ob Ihr das wollt und zufrieden werdet, sobald Ihr das erreicht!“ Keins, das wissen wir, würde dann sich weigern, sondern glauben, eben das gehört zu haben, wonach es schon immer verlangte. Hiervon ist nun die Ursache, daß diese Vereinigung unsere ursprüngliche Beschaffenheit, und wir ein Ganzes waren; und dies Verlangen und Streben nach dem Ganzen eben nennen wir Liebe. Und so müssen wir die Liebe preisen, die uns zum Verwandten hinführt, für die Zukunft aber uns die größte Hoffnung giebt, wenn wir nur den Himmlischen gehorsam sind, durch Heilung und Wiederherstellung unserer ursprünglichen Natur uns selig zu machen.“

Bis hierher haben wir bei der Betrachtung der Sympathie als einfacher Empfindung verweilt. Wir gehen nun zu der Darstellung ihrer Wirkung über.

Eine jede Empfindung, also auch die sympathische, geht nach dem Gesetz der Nerventhätigkeit in eine Vorstellung, sodann in ein Streben über, welches sich in einer Bewegung oder Handlung äußert. Dieser Vorgang bleibt überall derselbe, mögen die Verschiedenheiten in den Endäußerungen noch so bedeutend sein — mit derselben Naturnothwendigkeit, mit welcher eine Saite der andern, sobald diese angeschlagen wird, harmonisch zutönt, erfolgt sie in jedem Alter, bei beschränkten wie bei reichbegabten Naturen.

Die Nachahmung, oder die Wiederholung der Handlung desjenigen, der

unserer Mitleidenschaft angeregt hat, ist die nächste und vielseitigste aller sympathischen Wirkungen. Sie zeigt sich in der ganzen Natur, von ihren Vorbildern im Reiche der anorganischen Wesen durch das ganze Thierreich bis zum Menschen hinaus. So weckt die Stimme eines Thieres sympathisch die des andern; das von einem Froische angestimmte Quaken verbreitet sich sofort über den ganzen Teich; läßt sich eine Grille oder ein Singvogel hören, so antworten die andern, und der Drang dazu ist so unwillkürlich, daß z. B. L'evallant's zahmer Affe, wiewohl er vor seinen wilden Kameraden die größte Furcht hatte und sich, wenn er in der Ferne ihre Stimme hörte, ängstlich verstockte, dennoch sich nicht enthalten konnte, ihnen aus seinem Schlupfwinkel zu antworten.

Schon diese Beispiele beweisen, daß diese sympathischen Handlungen nach einer gewissen inneren Nothwendigkeit und nicht rein willkürlich erfolgen, daß sie also auch nicht unter den Begriff der willkürlichen Nachahmung gehören. Vielmehr bewirkt die erregte gleiche Empfindung in dem mitempfindenden Wesen die gleiche Vorstellung, welche sich sodann in der gleichen Handlung äußert. Auf diesem Triebe aber beruht nichts Veringereres als eine ganze Welt von Thätigkeitsäußerungen. Dieser Trieb wird in der Kindheit das Mittel zur Erlernung der Sprache, ja zur Vorstufe des Denkens und Handelns; und indem er mit gleicher Kraft Vernunft und Thorheit, Gutes und Böses in seinen Bereich zieht, scheint er sowohl den Ruhm der Tugend wie die Strafbarkeit des Bösen zu verringern. In diesem Triebe giebt es nur Abstufungen, keine wesentlichen Verschiedenheiten. Läuft ein Schaf in's Feuer, oder springt es von der Höhe in's Wasser, so folgen die übrigen nach; wenn im Schwarm der Wandertauben die an der Spitze fliegenden zufällig in einem großen Bogen fliegen, oder vor einem Habichte schnell zur Erde schlugen und wieder aufsteigen, so nimmt der ganze Schwarm, sowie er an dieselbe Stelle kommt, denselben Weg. Von diesen sympathischen Handlungen in der Thierwelt an, durch die ersten geistigen Regungen des Kindes hindurch, bis zu der flammenden Begeisterung hinaus, die den Krieger im Schlachtgewühl seinem Führer bis in den Tod folgen läßt, des eigenen Lebens vergessend — immer ist es die Wirkung derselben Sympathie, die den Einzelnen an das Ganze fesselt und ihn seiner Individualität vergessen macht, während sie nur in ihrer Erscheinung sich in den geistig höher organisierten Geschöpfen anders gestaltet, als in den niederen Wesen.

Aber es ist auch — gleichwie der elektrische Schlag von Körper zu Körper sich durch Berührung fortpflanzt — dieselbe Naturkraft, welche in krankhaften Zuständen gewissermaßen eine geistige Ansteckung erzeugt. In größeren Krankenhäusern, in den Arbeiterzälen der Fabriken ist es häufig vorgekommen, daß das einmalige Auftreten irgend eines auffallenden Nervenübels, z. B. der Ausbruch eines Krampfanfalles das Signal zu massenhaft auftretenden ähnlichen Nervenübeln wurde. So, selbst die schreckenerregenden Volkskrankheiten des Mittelalters, vor allem die sogenannte Tanzwuth, die sich Jahrhunderte hindurch vornehmlich im westlichen Deutschland, in Belgien und Nordfrankreich breit machte, der Larentismus Italiens, pflanzten sich, nach dem Urtheil anerkannter Autoritäten, durch sympathische Nachahmung fort, da der Geist, nach anfänglicher Verwirrung, von der Gewalt des sinnlichen Eindrucks fortgerissen, seine Freiheit verliert. Hierbei wurde selbst das eigene Leben nicht gesont, die niedrigsten Grusel nicht geschtet, und wie eine Herde Schafe dem ersten nach sich in den Abgrund stürzt, so eilten ganze Schaaren verückter Enthusiasten dem selbstbereiteten jähen Tode zu.

Auch manche Religionsgemeinschaften, die in phantastischen, einseitigen und überspannten Glaubenssätzen ihr Heil suchten, sind bei ihrer Entstehung von den auffälligsten Neuperungen krankhafter Sympathie begleitet gewesen, welche dann in der Regel als Beweise unmittelbarer göttlicher Einwirkung aufgeführt wurden. Im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts rief während des Gottesdienstes in einer Methodistenkirche im Süden Englands plötzlich ein Mann mit durchdringender Stimme aus: „Was soll ich thun, daß ich selig

Zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch W. Medlenburg,
NW. Rauschenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4 50 Mark.
Insertionspreis 20 Pf.
für die gewöhnl. Zeilen.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang.

Berlin, 19. Juli 1878.

Nr. 29.

Inhaltsverzeichnis: Engels gegen Dühring. — Zur Orientierung über die Römische
Kern. Von Bruno Bauer. VI. Die revolutionäre Parthei der Regierung Friedrich Wilhelm's II.
als Pendant zur neueren Kern.

Engels gegen Dühring.

Der Fortschrittscandidate im vierten Berliner Wahlbezirke (der Himmel erhalte ihn recht lange in dieser angenehmen Position!) Herr Zelle, hat von einem curiosen Ehrgeiz sich hinreißen lassen, für das Verfassungsleben im Allgemeinen und seine Partei im Besonderen das zu leisten, was der Dichter der „goldenen 110“ für den deutschen Parnass im Allgemeinen und das Berliner Kleidergeschäft im Besonderen leistet, nämlich die alte Fackel mit neuen Späßen zu verbrämen. So erzählte er in einer Versammlung am 10. Juli seinen Hörern, er habe sich Mühe gegeben, das Wesen der Socialdemokratie zu ergründen und also „ein dreibändiges Werk studirt, in welchem Schäßle die socialistische Wissenschaft darlegt, namentlich nach dem, was Karl Marx in London bahnbrechend aufgestellt hat“. Hätte Herr Zelle den drei „studirten“ Bänden auch nur eine Viertelstunde gewidmet, hätte er im Laufe der letzten Jahre überhaupt nur einmal nach dem wissenschaftlichen Stande der Volkswirtschaftslehre in Deutschland sich umgethan, so würden ihm nicht in den paar Worten ebensoviel Irrthümer, als Zeilen, entschlüpfen sein. „Da giebt es denn einen Satz“ — fuhr er fort — „welcher die Summe der Weisheit enthält, obschon Schäßle erklärt, daß er selber nicht recht klug daraus geworden sei.“ Und nun verlas Herr Zelle einen Satz, den wir unsern Lesern nicht erst wiederzugeben brauchen, da sie (und Herr Zelle vielleicht auch?) ihn aus der vorletzten Nr. der „Wage“ (S. 420 Z. 10 v. u.) bereits kennen. Die Wiederholung des „bereits arbeitstheilig gesellschaftlichen Produktionsprocesses“ wirkte nach Wunsch, ein brausendes Gelächter begrüßte das Citat und als Herr Zelle hinzufügte: „Verstehen Sie das, m. H.? Ich habe mir viel Mühe gegeben, aber ich weiß nur ungefähr, was damit gesagt werden soll,“ — so antwortete ihm die lebhafteste Zustimmung.

Wir wollen absehen von der Unrichtigkeit der Behauptung, Schäßle selbst sei aus dem Satze nicht klug geworden — offenbar hat Herr Zelle die folgenden Zeilen des Absatzes flüchtig „studirt“ und deshalb mißverstanden; wir lassen auch die Gedankenlosigkeit passiren, Schäßle „nach dem, was Marx bahnbrechend aufgestellt“ arbeiten zu lassen und gleichzeitig ihn gestehen zu hören, daß er aus der „Summe der Weisheit“ eben dieses Marx nicht klug werden könne. Wie sollen wir aber die

Art bezeichnen, in solcher Weise einer Wählerversammlung den Richterspruch über den wissenschaftlichen Werth einer Lehre, welche die ernstesten Consequenzen in ihrem Schooße trägt, zu entlocken? Man hat über das Turnier Vloft gegen Wommsen weiblich gespottet, wahrlich! hier ist mehr, mehr an Bewußtsein des Thuns, mehr an bösem Willen. Wie leicht läßt sich nach dieser Methode abschlagen! Lese Herr Zelle doch seinen Hörern ein paar Seiten nur von der Analyse der Werthform, aus dem ersten Kapitel des Marx'schen Werkes vor und sie werden einstimmig mit ihm sein, daß „daraus nicht klug zu werden“ sei; er tractire sie mit einem Stück aus Hegel's Phänomenologie, und sie werden in „stürmischer Heiterkeit“ aufklappen; er unterhalte sie, aber ohne den Autor zu nennen, mit der „ästhetischen Erziehung des Menschen“ und sie werden Schluß! Schluß! rufen.

Aber ist das nicht gleich dem Allerärgsten, das der deutschen socialdemokratischen Partei in ihrer ärgsten Zeit vorzuwerfen war, ist das nicht der Cultus der Noth, des Bananenthums? „Das Beste ist für das Volk gut genug“ — das ist eine der hübschen Phrasen, wie sie unser Volksaufklärerthum im Munde zu führen pflegt: nun, hätte Herr Zelle gewagt, mit einer solchen Art von Kritik auch nur — wir wollen nicht hoch greifen — im Kreise seiner Stadtrathscollagen Glück zu machen? Ja freilich, er hat den Finger damit in die Wunde gelegt, wider Willen ein Zeuge der Wahrheit: das ist die Weise, in der die liberalen Parteien in Preußen seit zwanzig Jahren, seit ihrem Wiedererwachen, das Volk, ihr Volk behandelt haben. Wie der Rattensänger haben sie gepfiffen, bald spöttisch, bald lustig, und hinter der bewegten Luft im Rohr ist das junge Volk hergelaufen. Ahnte es denn Keiner von den Tausenden, die am 10. Juli ihrem Redner so begeistert Beifall spendeten, wie plump das Kunststück sei, mit dem er sie berückte, wie er — nicht einmal auf ihre schlechten Leidenschaften, er wäre dann doch Demagog — sondern nur auf ihre, vor ein paar ungesägten Wortverbindungen, wie vor dem „Rummelblättchen“ sich verbläffende Unkunde spekulirt habe? Anno 1847, in der Oberschlesischen Hungersnoth, ließ sich der Oberpräsident der Provinz herab, die vom Typhus heimgesuchten Gegenden auch seinerseits heimzusuchen. Feierlicher Empfang natürlich überall, und die Dirnen des Dorfes durften natürlich nicht fehlen. Da stierte er dann blöde nach den Waben und hästelte: wo die Mädchen noch so drall, möge es mit dem Hunger noch nicht so arg sein. Und hier ist es eine schwülstige Redeweise, die den künftigen Berliner Bürgermeister zu der leichtfertigen Meinung bringt, aus der Geschichte sei einfach nicht „klug“ zu werden.

Warum das zur Einleitung? Weil auch das Buch, das die Ueberschrift dieser Zeilen ankündigt, sicher sein kann, eine feste Phalanx sich gegenüber zu finden, die entschlossen ist daraus nicht klug zu werden. Diese guten Herren, die Träger und Wortführer unsrer Cultur, wissen zwar nicht, um was es sich bei dem Streite Engels gegen Dühring handelt: sie würden sonst das Ihrige dazu gethan haben, den Berliner Docenten der ihnen die Mühe abnahm, die wissenschaftliche Leistung des deutschen Socialismus zu kritisiren und jedenfalls dabei mit dem „nicht klug werden“ es klüger anstelle, zu halten, zu fördern, mit dem Bestehenden auf besten Fuß zu stellen. Für sie reicht es hin, daß

Jr. Engels der Verfasser ist, der Freund und verständnißvolle Berühmter von Marx, um sofort von dem bewußten Ohrenkatarth befallen zu werden. Später wird sich hoffentlich die in den Wahlreden heute schon so bedeutungsvoll prophezeigte „Lücke in der Gesetzgebung“ finden, mittels deren man solche inopportune Bücher überhaupt vom deutschen Markt fernhalten kann.

Der Titel: „Hrn. Eugen Dühring's Ummwälzung der Wissenschaft. Philosophie. — Politische Oekonomie. — Socialismus. Von Friedrich Engels“) bezeichnet genügend den Inhalt: es ist eine Streuschrift, nicht nur gegen den Oekonomisten Dühring, sondern auch gegen den Philosophen sich wendend.

Der Vf. begnügt sich nicht mit der negativen Kritik, er stellt im Gegensatz seine eignen Auffassungen der streitigen Punkte positiv hin und das giebt dem Buche seinen bleibendsten Werth. Da wir hier nur darauf hinzuweisen, nur den Bann des Todtschweigens zu durchbrechen wünschen für diese, wie mit Recht gesagt worden ist, seit dem „Kapital“ von Marx bedeutendste wissenschaftliche Leistung des Socialismus, so möge das Einleitungskapital hier seine Stelle finden:

Der moderne Socialismus ist seinem Inhalte nach zunächst das Erzeugniß der Anschauung, einerseits der in der modernen Gesellschaft herrschenden Klassengegensätze von Besizenden und Besizlosen, Lohnarbeitern und Bourgeois, andererseits der in der Production herrschenden Anarchie. Aber seiner theoretischen Form nach erscheint er anfänglich als eine weitergetriebene, angeblich konsequentere Fortführung der von den großen französischen Aufklärern des 18. Jahrhunderts aufgestellten Grundsätze. Wie jede neue Theorie, mußte er zunächst anknüpfen an das vorgefundene Gedankenmaterial, so sehr auch seine Wurzel in den materiellen ökonomischen Thatsachen lag.

Die großen Männer, die in Frankreich die Köpfe für die kommende Revolution harten, traten selbst äußerst revolutionär auf. Sie erkannten keine äußere Autorität an, welcher Art sie auch sei. Religion, Naturanschauung, Gesellschaft, Staatsordnung, Alles wurde der schonungslosesten Kritik unterworfen, Alles sollte seine Existenz vor dem Richterstuhl der Vernunft rechtfertigen oder auf die Existenz verzichten. Der denkende Verstand wurde als alleiniger Maßstab an Alles angelegt. Es war die Zeit wo, wie Hegel sagt, die Welt auf den Kopf gestellt wurde, zuerst in dem Sinn, daß der menschliche Kopf und die durch sein Denken gefundenen Sätze den Anspruch machten, als Grundlage aller menschlichen Handlung und Vergesellschaftung zu gelten; dann aber später auch in dem weiteren Sinn, daß die Wirklichkeit, die diesen Sätzen widersprach, in der That von oben bis unten umgekehrt wurde. Alle bisherigen Gesellschafts- und Staatsformen, alle altüberlieferten Vorstellungen wurden als unvernünftig in die Kumpellammer geworfen; die Welt hatte sich bisher lediglich von Vorurtheilen leiten lassen; alles Vergangene verdiente nur Mitleid und Verachtung. Jetzt erst brach das Tageslicht, das Reich der Vernunft an; von nun an sollte der Aberglaube, das Unrecht, das Privilegium und die Unterdrückung verdrängt werden durch die ewige Wahrheit, die ewige Gerechtigkeit, die in der Natur begründete Gleichheit und die unveräußerlichen Menschenrechte.

Wir wissen jetzt, daß dies Reich der Vernunft weiter nichts war, als das idealisirte Reich der Bourgeoisie; daß die ewige Gerechtigkeit ihre Verwirklichung fand in der Bourgeoisjustiz; daß die Gleichheit hinausalief auf die bürgerliche Gleichheit vor dem Gesetz; daß als eins der wesentlichsten Menschenrechte proklamirt wurde — das bürgerliche Eigenthum; und daß der Vernunft-

*) Leipzig, Genossenschafts-Buchdruckerei. 274 S. Preis 2 Mark.

staat, der Rousseau'sche Gesellschaftsvertrag in's Leben trat und nur in's Leben treten konnte als bürgerliche, demokratische Republik. So wenig wie alle ihre Vorgänger konnten die großen Denker des 18. Jahrhunderts über die Schranken hinaus, die ihnen ihre eigene Epoche gesetzt hatte.

Aber neben dem Gegensatz von Feudalismus und Bürgerthum bestand der allgemeine Gegensatz von Ausbeutern und Ausgebeuteten, von reichen Rührgängern und arbeitenden Armen. War es doch gerade dieser Umstand, der es den Vertretern der Bourgeoisie möglich machte, sich als Vertreter, nicht einer besonderen Klasse, sondern der ganzen leidenden Menschheit hinzustellen. Noch mehr. Von ihrem Ursprung an war die Bourgeoisie befaßt mit ihrem Gegensatz: Kapitalisten können nicht bestehen ohne Lohnarbeiter, und im selben Verhältniß wie der mittelalterliche Junkerbürger sich zum modernen Bourgeois, im selben Verhältniß entwickelte sich auch der Junkerjunge und nichtgünstige Tagelöhner zum Proletariat. Und wenn auch im Ganzen und Großen das Bürgerthum beanspruchen durfte, im Kampf mit dem Adel gleichzeitig die Interessen der verschiedenen arbeitenden Klassen jener Zeit mit zu vertreten, so brachen doch bei jeder großen bürgerlichen Bewegung selbständige Regungen derjenigen Klasse hervor, die die mehr oder weniger entwickelte Vorgängerin des modernen Proletariats war. So in der deutschen Reformations- und Bauernkriegszeit die Thomas Münzer'sche Richtung; in der großen englischen Revolution die Levellers; in der großen französischen Revolution Babeuf. Neben diesen revolutionären Schilderhebungen einer noch unfertigen Klasse gingen entsprechende, theoretische Manifestationen her; im 16. und 17. Jahrhundert utopische Schilderungen idealer Gesellschaftszustände, im 18. schon direkt kommunistische Theorien (Morelly und Mably). Die Forderung der Gleichheit wurde nicht mehr auf die politischen Rechte beschränkt, sie sollte sich auch auf die gesellschaftliche Lage der Einzelnen erstrecken, nicht bloß die Klassenprivilegien sollten aufgehoben werden, sondern die Klassenunterschiede selbst. Ein ascetischer an Sparta anknüpfender Kommunismus war so die erste Erscheinungsform der neuen Lehre. Dann folgten die drei großen Utopisten: Saint Simon, bei dem die bürgerliche Richtung noch neben der proletarischen eine gewisse Geltung behielt; Fourier, und Owen, der, im Lande der entwickeltesten kapitalistischen Produktion und unter dem Eindruck der durch diese erzeugten Gegensätze, seine Vorschläge zur Beseitigung der Klassenunterschiede in direkter Anknüpfung an den französischen Materialismus systematisch entwickelte.

Allen Dreien ist gemeinsam, daß sie nicht als Vertreter der Interessen des inzwischen historisch erzeugten Proletariats auftreten. Wie die Aufklärer, wollen sie nicht eine bestimmte Klasse, sondern die ganze Menschheit betreffen. Wie jene wollen sie das Reich der Vernunft und der ewigen Gerechtigkeit einführen, aber ihr Reich ist himmelweit verschieden von dem der Aufklärer. Auch die nach den Grundrissen dieser Aufklärer eingerichtete bürgerliche Welt ist unvernünftig und ungerecht, und wandert daher ebenso gut in den Lof der Verwerflichen wie der Feudalismus und alle früheren Gesellschaftszustände. Daß die wirkliche Vernunft und Gerechtigkeit bisher nicht in der Welt geherrscht haben, kommt nur daher, daß man sie bisher nicht richtig erkannt hatte. Es fehlte eben der geniale einzelne Mann, der jetzt aufgetreten, und der die Wahrheit erkannt hat, daß er jetzt aufgetreten, daß die Wahrheit gerade jetzt erkannt worden, ist nicht ein aus dem Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung mit Nothwendigkeit folgendes, unvermeidliches Ereigniß, sondern ein reiner Glücksfall. Er hätte ebenso gut 500 Jahre früher geboren werden können, und hätte dann der Menschheit 500 Jahre Irrthum, Kämpfe und Leiden erspart.

Diese Anschauungsweise ist wesentlich die aller englischen und französischen und der ersten deutschen Sozialisten, Weitling einbegriffen. Der Sozialismus ist der Ausdruck der absoluten Wahrheit, Vernunft und Gerechtigkeit, und braucht nur entdeckt zu werden, um durch eigene Kraft die Welt zu erobern;

da die absolute Wahrheit unabhängig von Zeit und Raum menschlicher geschichtlicher Entwicklung ist, so ist es bloßer Zufall, wann und wo sie entdeckt wird. Dabei ist dann die absolute Wahrheit, Vernunft und Gerechtigkeit wieder bei jedem Schulstifter verschieden; und da bei einem Leben die besondere Art der absoluten Wahrheit, Vernunft und Gerechtigkeit wieder bedingt ist durch seinen subjektiven Verstand, seine Lebensbedingungen, sein Maß von Kenntnissen und Deutlichkeit, so ist in diesem Konflikt absoluter Wahrheiten keine andre Lösung möglich, als daß sie sich an einander abgleiten. Dabei konnte dann nichts anderes herauskommen, als eine Art von eklektischem Durchschnittssozialismus, wie er in der That bis heute in den Köpfen der meisten sozialistischen Arbeiter in Frankreich und England herrscht, eine, äußerst mannigfaltige Schattirungen zulassende, Mischung aus den weniger auffälligen kritischen Auslassungen, ökonomischen Lehrlagen und gesellschaftlichen Zukunftsvorstellungen der verschiedenen Sektenstifter, eine Mischung, die sich um so leichter bewerkstelligt, je mehr den einzelnen Verständtheilen im Strom der Debatte die scharfen Uden der Bestimmtheit abgeschliffen sind, wie runden Kiefern im Bach. Um aus dem Sozialismus eine Wissenschaft zu machen, mußte er erst auf einen realen Boden gestellt werden.

Inzwischen war neben und nach der französischen Philosophie des 18. Jahrhunderts die neuere deutsche Philosophie entstanden und hatte in Hegel ihren Abschluß gefunden. Ihr größtes Verdienst war die Wiederaufnahme der Dialektik, als der höchsten Form des Denkens. Die alten griechischen Philosophen waren alle geborne, naturwüchsige Dialektiker, und der universellste Kopf unter ihnen, Aristoteles, hat auch bereits die wesentlichsten Formen des dialektischen Denkens untersucht. Die neuere Philosophie dagegen, obwohl auch in ihr die Dialektik glänzende Vertreter hatte (J. B. Descartes und Spinoza), war besonders durch englischen Einfluß mehr und mehr in der sog. metaphysischen Denkweise festgefahren, von der auch die Franzosen des 18. Jahrhunderts, wenigstens in ihren speziell philosophischen Arbeiten, fast ausschließlich beherrscht wurden. Außerhalb der eigentlichen Philosophie waren sie ebenfalls im Stande, Meisterwerke der Dialektik zu liefern; wir erinnern nur an Hume's Reflexen von Tadelot und die Abhandlung über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen von Rousseau. — Wir geben hier kurz das Wesentliche beider Denkmethoden an; wir werden noch ausführlicher darauf zurückzukommen haben.

Wenn wir die Natur, oder die Menschengeschichte oder unsere eigene geistige Thätigkeit der denkenden Betrachtung unterwerfen, so bietet sich uns zunächst das Bild einer unendlichen Verschlingung von Zusammenhängen und Wechselwirkungen, in der Nichts bleibt was, wo und wie es war, sondern Alles sich bewegt, sich verändert, wird und vergeht. Diese ursprüngliche, naive, aber der Sache nach richtige Anschauung von der Welt ist die der alten griechischen Philosophie und ist zuerst klar ausgesprochen von Heraclit: Alles ist und ist auch nicht, denn Alles fließt, ist in steter Veränderung, in stetem Werden und Vergehen begriffen. Aber diese Anschauung, so richtig sie auch den allgemeinen Charakter des Gesamtbildes der Erscheinungen erfasst, genügt doch nicht, die Einzelheiten zu erklären, aus denen sich dies Gesamtbild zusammensetzt; und so lange wir dies nicht können, sind wir auch über das Gesamtbild nicht klar. Um diese Einzelheiten zu erkennen, müssen wir sie aus ihrem natürlichen oder geschichtlichen Zusammenhang herausnehmen und sie, jede für sich, nach ihrer Beschaffenheit, ihren besondern Ursachen und Wirkungen u. u. untersuchen. Dies ist zunächst die Aufgabe der Naturwissenschaft und Geschichtsforschung; Untersuchungsweige, die aus sehr guten Gründen bei den Griechen der klassischen Zeit einen nur untergeordneten Rang einnahmen, weil diese vor Allem erst das Material zusammenschleppen mußten. Die Anfänge der exakten Naturforschung werden erst bei den Griechen der alexandrinischen Periode und später, im Mittelalter, von den Arabern, weiter entwickelt; eine wirkliche Naturwissenschaft datirt indeß

erst von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts, und von da an hat sie mit stets wachsender Geschwindigkeit Fortschritte gemacht. Die Zerlegung der Natur in ihre einzelnen Theile, die Sondernung der verschiedenen Naturvorgänge und Naturgegenstände in bestimmte Klassen, die Untersuchung des Innern der organischen Körper nach ihren mannigfachen anatomischen Gestaltungen, war die Grundbedingung der Riesenfortschritte, die die letzten vierhundert Jahre und in der Erkenntniß der Natur gebracht. Aber sie hat uns ebenfalls die Gewohnheit hinterlassen, die Naturdinge und Naturvorgänge in ihrer Vereinzelung, außerhalb des großen Gesammtzusammenhangs aufzufassen; daher nicht in ihrer Bewegung, sondern in ihrem Zustand, nicht als wesentlich veränderliche, sondern als feste Bestände, nicht in ihrem Leben, sondern in ihrem Tod. Und indem, wie dies durch Bacon und Locke geschah, diese Anschauungsweise aus der Naturwissenschaft sich in die Philosophie übertrug, schuf sie die spezifische Borntheit der letzten Jahrhunderte, die metarhythmische Denkweise.

Für den Metarhythmiker sind die Dinge und ihre Gedanken-Abbilder, die Begriffe, vereinzelte, eins nach dem andern und ohne das andere zu betrachtende, feste, starre, ein für allemal gegebene Gegenstände der Untersuchung. Er denkt in lauter unvermittelten Gegensätzen: seine Rede ist Ja, ja, Nein, nein, was darüber ist, ist vom Uebel. Für ihn existirt ein Ding entweder, oder es existirt nicht: ein Ding kann ebensowenig zugleich es selbst und ein Anderes sein. Positiv und negativ schließen einander absolut aus; Ursache und Wirkung stehen ebenso in stetem Gegensatz zu einander. Diese Denkweise erscheint uns auf dem ersten Blick deswegen äußerst plausibel, weil sie diejenige des sog. gesunden Menschenverstandes ist. Allein der gesunde Menschenverstand, ein so respectabler Gefelle er auch in dem hausbackenen Gebiet seiner vier Wände ist, erlebt ganz wunderbare Abenteuer, sobald er sich in die weite Welt der Forschung wagt; und die metarhythmische Anschauungsweise, auf so weiten, je nach der Natur des Gegenstandes ausgedehnten Gebieten sie auch berechtigt und sogar notwendig ist, stößt doch jedesmal früher oder später auf eine Schwarte, jenseits welcher sie einseitig, bornirt, abstract wird und sich in unheilvolle Widersprüche verirrt, weil sie über den einzelnen Dingen deren Zusammenhang, über ihrem Sein ihr Werden und Vergehen, über ihrer Ruhe ihre Bewegung vergißt, weil sie vor lauter Bäumen den Wald nicht sieht. Für allzählige Fälle wissen wir z. B. und Wännen mit Bestimmtheit sagen, ob ein Thier existirt oder nicht; bei genauerer Untersuchung finden wir aber, daß dies manchmal eine höchst verwinkelte Sache ist, wie das die Juristen sehr gut wissen, die sich umsonst abgeplagt haben eine rationale Gränze zu entdecken, von der an die Lösung des Kindes im Mutterleibe Nord ist; und ebenso unmöglich ist es, den Moment des Todes festzustellen, indem die Physiologie nachweist, daß der Tod nicht ein einmaliges, augenblickliches Ereigniß, sondern ein sehr langwieriger Vorgang ist. Ebenso ist jedes organische Wesen in jedem Augenblick dasselbe und nicht dasselbe; in jedem Augenblick verarbeitet es von Außen zugeführte Stoffe und scheidet andere aus, in jedem Augenblick sterben Zellen seines Körpers ab und bilden sich neue; je nach einer längeren oder kürzeren Zeit ist der Stoff dieses Körpers vollständig erneuert, durch andere Stoffatome ersetzt worden, so daß je es organisierte Wesen stets dasselbe und doch ein anderes ist. Auch finden wir bei genauerer Betrachtung, daß die beiden Pole eines Gegensatzes, wie positiv und negativ, ebenso untrennbar von einander wie entgegengesetzt sind, und daß sie trotz aller Gegensätzlichkeit sich gegenseitig durchdringen; ebenso, daß Ursache und Wirkung Vorstellungen sind, die nur in der Anwendung auf den einzelnen Fall als solche Gültigkeit haben, daß sie aber, sowie wir den einzelnen Fall in seinem allgemeinen Zusammenhang mit dem Weltganzen betrachten, zusammengehen, sich auflösen in der Anschauung der universellen Wechselwirkung, wo Ursachen und Wirkungen fortwährend ihre Stelle wechseln, das was jetzt oder hier Wirkung, dort oder dann Ursache wird und umgekehrt.

Alle diese Vorgänge und Denkmethode passen nicht in den Rahmen des

metaphysischen Denkens hinein. Für die Dialektik dagegen, die die Dinge und ihre begrifflichen Abbilder wesentlich in ihrem Zusammenhang, ihrer Verlethung, ihrer Bewegung, ihrem Entstehen und Vergehen aufsaßt, sind Vorgänge wie die obigen, ebensoviel Bestätigungen ihrer eigenen Verfahrungsweise. Die Natur ist die Probe auf die Dialektik, und wir müssen es der modernen Naturwissenschaft nachsagen, daß sie für diese Probe ein äußerst reichliches, sich täglich häufendes Material geliefert und damit bewiesen hat, daß es in der Natur, in letzter Instanz, dialektisch und nicht metaphysisch hergeht. Da aber die Naturforscher bis jetzt zu zählen sind, die dialektisch zu denken gelernt haben, so erklärt sich aus diesem Konflikt der entdeckten Resultate mit der hergebrachten Denkweise die grenzenlose Verwirrung, die jetzt in der theoretischen Naturwissenschaft herrscht, und die Lehrer wie Schüler, Schriftsteller wie Leser zur Verzweiflung bringt.

Eine exakte Darstellung des Weltganzen, seiner Entwicklung und der der Menschheit, sowie des Spiegelbildes dieser Entwicklung in den Köpfen der Menschen, kann also nur auf dialektischem Wege, mit steter Beachtung der allgemeinen Wechselwirkungen des Werdens und Vergehens, der fort- oder rück-schreitenden Wenderungen zu Stande kommen. Und in diesem Sinn trat die neuere deutsche Philosophie auch sofort auf. Kant eröffnete seine Laufbahn damit, daß er das stabile newton'sche Sonnensystem und seine — nachdem der samose erste Anstoß einmal gegeben — ewige Dauer auflöste in einen geschichtlichen Vorgang: in die Entstehung der Sonne und aller Planeten aus einer rotirenden Nebelmasse. Dabei zog er bereits die Folgerung, daß mit dieser Entstehung ebenfalls der künftige Untergang des Sonnensystems nothwendig gegeben sei. Seine Ansicht wurde ein halbes Jahrhundert später durch Laplace mathematisch begründet und noch ein halbes Jahrhundert später wies das Spektroskop die Existenz solcher glühenden Gasmassen, in verschiedenen Stufen der Verdichtung, im Weltraum nach.

Ihren Abschluß fand diese neuere deutsche Philosophie im Hegel'schen System, worin zum ersten Mal — und das ist sein großes Verdienst — die ganze natürliche, geschichtliche und geistige Welt als ein Prozeß, d. h. als in steter Bewegung, Veränderung, Umbildung und Entwicklung begriffen dargestellt und der Versuch gemacht wurde, den inneren Zusammenhang in dieser Bewegung und Entwicklung nachzuweisen. Von diesem Gesichtspunkt aus erschien die Geschichte der Menschheit nicht mehr als ein wüthes Gewirr sinnloser Gewaltthatigkeiten, die vor dem Richterstuhl der jetzt gereiften Philosophenvernunft alle gleich verwerflich sind, und die man am besten so rasch wie möglich vergißt, sondern als der Entwicklungsprozeß der Menschen selbst, dessen allmählichen Stufenangang durch alle Irrwege zu verfolgen, und dessen innere Gesetzmäßigkeit durch alle scheinbaren Zufälligkeiten hindurch nachzuweisen, jetzt die Aufgabe des Denkens wurde.

Daß Hegel diese Aufgabe nicht löste, ist hier gleichgültig. Sein epochemachendes Verdienst war, sie gestellt zu haben. Es ist eben eine Aufgabe, die kein einzelner je wird lösen können. Obwohl Hegel — nebst Saint-Simon — der universellste Kopf seiner Zeit war, so war er doch beschränkt erstens durch den nothwendig begrenzten Umfang seiner eigenen Kenntnisse, und zweitens durch die, ebenfalls nach Umfang und Tiefe begrenzten Kenntnisse und Anschauungen seiner Epoche. Dazu kam aber noch ein Drittes. Hegel war Idealist, d. h. ihm galten die Gedanken seines Kopfes nicht als die mehr oder weniger abstrakten Abbilder der wirklichen Dinge und Vorgänge, sondern umgekehrt galten ihm die Dinge und ihre Entwicklung nur als die verwirklichten Abbilder der irgendwo schon vor der Welt existirenden „Idee“. Damit war Alles auf den Kopf gestellt und der wirkliche Zusammenhang der Welt vollständig umgekehrt. Und so richtig und genial auch manche Einzel-Zusammenhänge von Hegel aufgefaßt worden, so mußte doch aus den angegebenen Gründen auch im Detail Vieles gestickt, gekünstelt, konstruirt, kurz verkehrt ausfallen. Das Hegel'sche System als solches war eine kolossale Fehlgeburt — aber auch

die letzte ihrer Art. Es litt nämlich noch an einem unheilbaren inneren Widerspruch: einerseits hatte es zur wesentlichen Voraussetzung die historische Anschauung, wonach die menschliche Geschichte ein Entwicklungsprozeß ist, der seiner Natur nach nicht durch die Entdeckung einer sogenannten absoluten Wahrheit seinen intellektuellen Abschluß finden kann; andererseits aber behauptet es der Begriff eben dieser absoluten Wahrheit zu sein. Ein allumfassendes, ein für allemal abschließendes System der Erkenntnis von Natur und Geschichte steht im Widerspruch mit den Grundgesetzen des dialektischen Denkens; was indess keineswegs ausschließt, sondern im Gegenteil einschließt, daß die systematische Erkenntnis der gesamten äußeren Welt von Geschlecht zu Geschlecht Riesenschritte machen kann.

Die Ansicht in die totale Verfehrtheit des bisherigen deutschen Idealismus führte nothwendig zum Materialismus, aber wohlgemerkt, nicht zum bloß metaphysischen, ausschließlich mechanischen Materialismus des 18. Jahrhunderts. Gegenüber der nat.-revolutionären, einfachen Verwerfung aller früheren Geschichte, sieht der moderne Materialismus in der Geschichte den Entwicklungsprozeß der Menschheit, dessen Bewegungsgesetze zu entdecken seine Aufgabe ist. Gegenüber der sowohl bei den Franzosen des 18. Jahrhunderts wie bei Hegel herrschenden Vorstellung von der Natur als eines sich in engen Kreisläufen bewegendem, sich gleich bleibenden Ganzen mit ewigen Weltkörpern, wie sie Newton, und unveränderlichen Arten von organischen Wesen, wie sie Linné gelehrt hatte, setzt er die neueren Fortschritte der Naturwissenschaften zusammen, wonach die Natur ebenfalls ihre Geschichte in der Zeit hat, die Weltkörper wie die Artungen der Organismen, von denen sie unter günstigen Umständen bewohnt werden, entstehen und vergehen, und die Kreisläufe, soweit sie überhaupt zulässig sind, unendlich gerhartigere Dimensionen annehmen. In beiden Fällen ist er wesentlich dialektisch und braucht keine über den andern Wissenschaften stehende Philosophie mehr. Sobald an jede einzelne Wissenschaft die Forderung herantritt, über ihre Stellung im Gesamtzusammenhang der Dinge und der Erkenntnis von den Dingen sich klar zu werden, ist jede besondere Wissenschaft vom Gesamtzusammenhang überflüssig. Was von der ganzen bisherigen Philosophie dann noch selbstständig bestehen bleibt, ist die Lehre vom Denken und seinen Gesetzen — die formale Logik und die Dialektik. Alles andere geht auf in die positive Wissenschaft von Natur und Geschichte.

Während jedoch der Umschwung in der Naturanschauung nur in dem Maß sich vollziehen konnte als die Forschung den entsprechenden positiven Erkenntnißstoff lieferte, hatten sich schon viel früher historische Thatfachen geltend gemacht, die für die Geschichtsauffassung eine entscheidende Wendung herbeiführten. 1834 hatte in Lyon der erste Arbeiteraufstand stattgefunden; 1838 bis 1842 erreichte die erste nationale Arbeiterbewegung, die der englischen Chartisten, ihren Höhepunkt. Der Klassenkampf zwischen Proletariat und Bourgeoisie trat in den Vordergrund der Geschichte der fortgeschrittensten Länder Europas, in demselben Maß wie sich dort einerseits die große Industrie, andererseits die neuverherrlichte Herrschaft der Bourgeoisie entwickelte. Die Lehren der bürgerlichen Oeconomie von der Identität der Interessen von Kapital und Arbeit, von der allgemeinen Harmonie und dem allgemeinen Volkswohlstand als Folge der freien Konkurrenz, wurden immer schlagender von den Thatfachen Lügen gestraft. Alle diese Dinge waren nicht mehr abzuweisen, ebenso wenig wie der französische und englische Socialismus, der ihr theoretischer, wenn auch höchst unvollkommener Ausdruck war. Aber die alte idealistische Geschichtsauffassung, die noch nicht verdrängt war, konnte keine auf materiellen Interessen beruhenden Klassenkämpfe, überhaupt keine materiellen Interessen; die Production wie alle ökonomischen Verhältnisse kamen in ihr nur so nebenbei, als untergeordnete Elemente der „Culturgeschichte“ vor. Die neuen Thatfachen zwangen dazu, die ganze bisherige Geschichte einer neuen Untersuchung zu unterwerfen, und da zeigte sich, daß alle bisherige Geschichte die Geschichte

von Klassenkämpfen war, daß diese einander bekämpfenden Klassen der Gesellschaft jedesmal Erzeugnisse sind der Produktions- und Verhältnissverhältnisse, mit Einem Wort der ökonomischen Verhältnisse ihrer Epoche; daß also die jedesmalige ökonomische Struktur der Gesellschaft die reale Grundlage bildet, aus der der gesammte Ueberbau der rechtlichen und politischen Einrichtungen, sowie der religiösen, philosophischen und sonstigen Vorstellungsweise eines jeden geschichtlichen Zeitabschnitts in letzter Instanz zu erklären sind. Hiermit war der Idealismus aus seinem letzten Zufluchtsort, aus der Geschichtsauffassung, vertrieben, eine materialistische Geschichtsauffassung gegeben, und der Weg gefunden, um das Bewußtsein der Menschen aus ihrem Sinn, statt wie bisher ihr Sein aus ihrem Bewußtsein zu erklären.

Mit dieser materialistischen Geschichtsauffassung war aber der bisherige Sozialismus ebenso unverträglich wie die Naturauffassung des französischen Materialismus mit der Dialektik und der neueren Naturwissenschaft. Der bisherige Sozialismus kritisirte zwar die bestehende kapitalistische Produktionsweise und ihre Folgen, konnte sie aber nicht erklären, also auch nicht mit ihr fertig werden; er aber konnte sie nur einfach als schlecht verwerfen. Es handelte sich aber darum, diese kapitalistische Produktionsweise einerseits in ihrem geschichtlichen Zusammenhang und ihrer Nothwendigkeit für einen bestimmten geschichtlichen Zeitabschnitt, also auch die Nothwendigkeit ihres Unterganges, darzustellen, andererseits aber auch ihren inneren Charakter zu enthüllen, der noch immer verborgen war, da die bisherige Kritik sich mehr auf die üblen Folgen als auf den Gang der Sache selbst geworfen hatte. Dies geschah durch die Entdeckung des Mehrwerths. Es wurde bewiesen, daß die Aneignung unbezahlter Arbeit die Grundform der kapitalistischen Produktionsweise und der durch sie vollzogene Ausbeutung des Arbeiters ist; daß der Kapitalist, selbst wenn er die Arbeitskraft seines Arbeiters zum vollen Werth kauft, den sie als Waare auf dem Waarenmarkt hat, dennoch mehr Werth aus ihr heraus schlägt, als er für sie bezahlt hat; und daß dieser Mehrwerth in letzter Instanz die Werthsumme bildet, aus der sich die stets wachsende Kapitalmasse in den Händen der besitzenden Klassen aufhäuft. Der Hergang sowohl der kapitalistischen Produktion wie der Produktion von Kapital war erklärt.

Diese beiden großen Entdeckungen: die materialistische Geschichtsauffassung und die Enthüllung des Geheimnisses der kapitalistischen Produktion vermittelst des Mehrwerths, verdanken wir Marx. Mit ihnen wurde der Sozialismus eine Wissenschaft, die es sich nun zunächst darum handelt, in allen ihren Einzelheiten und Zusammenhängen weiter auszuarbeiten. —

So etwa standen die Sachen auf dem Gebiete des theoretischen Sozialismus und der verstorbenen Philosophie, als Herr Eugen Dühring nicht ohne beträchtliches Gepolter auf die Bühne sprang und eine durch ihn vollzogene, totale Umwälzung der Philosophie, der politischen Ökonomie und des Sozialismus ankündigte.

Sehen wir zu, was Herr Dühring uns verspricht und — was er hält.

Jur Orientirung über die Bismarck'sche Ära.

VI.

Die revolutionäre Parthie der Regierung Friedrich Wilhelm's II. als Pendant zur neueren Ära.

Wir beginnen diesen Abschnitt mit dem Ausspruch eines Geschichtschreibers, der in der tiefsten Erschöpfung Preußens unter Friedrich Wilhelm II. und in dem Rückzug der preussischen Armee hinter die Demarcationslinie des Jahres

1795 schon das Vorbild des künftigen „deutschen Kaiserthums unter preussischer Spitze“ sah.

Dieser Mann ist Ludwig Häffler, Genosse Eubel's in der Geschichtsschreibung und auf der parlamentarischen Tribüne Erfurts. Wie dieser ein Anhänger des bayerischen Programms, wirkte er für dasselbe in seiner 1854 erschienenen „deutschen Geschichte vom Tode Friedrich's II. bis zur Stiftung des deutschen Bundes“ und von 1858 bis 1865 in der zweiten bairischen Kammer. Er erlebte noch einige Monate vor seinem am 17. März 1867 erfolgten Tode das Werk der Nilsolburger Abmachungen, welches seine Deutung vom Sinn der Demarcationslinie des Baseler Friedens in der Mainlinie bestätigte. Indessen war er einmal in der Zwischenzeit unsicher geworden. Seine, zur Zeit des aufsteigenden National-Vereins in der zweiten Ausgabe seines Werkes (1859) aufgestellte Deutung hat er in der dritten Ausgabe (1861) wieder gestrichen; vielleicht schien es ihm etwas indiscret, auch wohl etwas gewagt, daß er sie als geheimen Gedanken in die Brust der preussischen Staatsmänner verlegt hatte.

Wir nehmen aber seine Deutung wieder auf und gedenken die Festsetzungen des Baseler Friedens als Zeugniß für eine Bestimmung Preußens zu benutzen, die auch durch die unglücklichste Regierung eines seiner Fürsten nicht verdrängt werden konnte.

Erwägen wir zunächst, wie Friedrich Wilhelm in den ersten fünf revolutionären Jahren seiner Regierung Europa in Verwirrung bringt und Fürsten und Völker zur Beschlagnahme durch die französischen Armeen reiß macht. Erhen wir ihn dann in der zweiten Hälfte seiner Regierung vor den ungeübten Truppen Frankreichs bei Valmy scheu zurückweichen und seine Soldaten 1793 und 1794 bei Virmosens und Kaiserslautern nur taktische Erfolge davontragen, während die Armeru des Pariser Convents in der Kunst der Strategie vorwärtschreiten. Folgen wir ihm 1794 auf seinem Marsch nach dem ausländischen Polen, wo er im September die von ihm selbst geleitete Belagerung von Warschau aufgeben muß und seine in Polen zerstreuten Truppen nichts ausrichten. Beachten wir endlich, wie er nach allen diesen Niederlagen und Beschämungen im Baseler Frieden mit der Schutzberechtigung über die deutschen Stände hieselbst des Rates ein Pfand für die Zukunft seines Landes empfängt, dann muß Wachsthum und Wachsthum an die Lage dieses Landes unzerstrenlich geknüpft sein.

Friedrich II. hat diese Lage richtig gedeutet, wenn er Preußen das moderne Schweden und ein Bedürfnis Frankreichs und jedes Feindes der österreichischen Monarchie nannte. In diesem Sinne hat also Karl XII. „für den König von Preußen gearbeitet“, als er die Kräfte Schwedens in Polen und Rußland vertheilte. Er hat auf seinen Irrfahrten das neue Preußen geschaffen, während der Großvater Friedrich's II. denselben die Königskrone aufsetzte.

Friedrich II. hatte als lauchender Beerbe Schwedens zunächst Frankreich im Auge und machte sich in den Unterhandlungen mit dessen Vertretern vor den beiden ersten schlesischen Kriegen ausdrücklich als Erbsmann der früheren nordischen Großmacht geltend. In den Unterhandlungen mit Frankreich zu dem zweiten dieser Kriege nahm er bei der beabsichtigten Theilung Oestreichs schon Böhmen in Anspruch, sei es für sich, sei es zur Entschädigung für Sachsen, dessen Besitz ihm für Preußen nothwendig schien.

Im Beginn des siebenjährigen Kriegs ging der Flug des Adlers noch weiter und vor der abkühlenden und den König auf die Defensiv beschränkenden Schlacht bei Kollin trug sich sein General Winterfeld mit dem Plan, ein Corps nach Ungarn zu werfen, die dortigen Protestanten und Unzufriedenen zum Abfall von Oestreich zu bewegen und seinem König die Kaiserkrone zu verschaffen.

Bald darauf machte Friedrich die Entdeckung, daß es außer Frankreich noch eine andere Macht gab, die einen Ersatz für Schweden brauchte. Diese Macht war Rußland, welches während der Winter des siebenjährigen Kriegs

Polen zu seiner ständigen Caserne gemacht und die Theilung des Landes vorbereitet hatte. Von Preußen hatte es weder eine eigne polnische Politik, noch Kreuzzüge nach Bultara, noch eine eigne nachhaltig feindliche orientalische Politik zu befürchten. Es führte daher dieses ungefährliche Schweden in die polnischen Angelegenheiten ein; — für den Nothfall hatte es an dem andern Genossen der Theilung, Oestreich, einen Rückhalt.

Nach dem Tode Friedrichs sahen sich die Berliner Staatsmänner im Besiz eines so großen Capitals von Ruhm und Macht, daß sie nur über die Nähe oder Ferne des Zeitpunkts stritten, wann Preußen nach der ihm unentbehrlichen Ergänzung greifen könne. „Preußen muß eine Gränze haben, Deutschland seine endliche Form bekommen“, war das damalige Berliner Schlagwort. Zu Mirabeau, welcher in jenen Monaten mit den hohen Politikern der Hauptstadt verkehrte, sprach Prinz Heinrich, Bruder des verstorbenen Königs, sein Bedauern darüber aus, daß Frankreich den Fürstenthum zugelassen, selbst begünstigt und somit das Hülfsmittel der Säkularisationen den Händen der preussischen Regierung entzogen habe; womit anders, rief er, kann man Sachsen (welches also einen andern Platz erhalten mußte) richtig stellen? Auch der Herzog von Braunschweig suchte nach einem Äquivalent für Sachsen und vertröstete sich, der als Agent des Fürstenthums, dieser angeblichen Garantie der deutschen Freiheit, also auch des geistlichen Fürsten, die Ruhe der Letzteren augenblicklich nicht stören dürfte, daß er beim Tode des Kurfürsten von Mainz den geistlichen Herren für einige Modificationen des deutschen Bundes „Vernunft beibringen“ könne.

In Mitten dieser hochgehenden Stimmung Berlins sollte sich nun Friedrich Wilhelm entscheiden. Er hatte von seinem Vater, dem Prinzen von Preußen, Wilhelm, eine weiche, dem Gefühl der Sympathie zugängliche und empfindsame Natur geerbt. Die Erinnerung an diesen Vater, welcher sich durch Zartgefühl und lebenswürdige Menschenfreundlichkeit die allgemeine Zuneigung erworben hatte, war mit dem Gedanken an die Melancholie verbunden, die denselben in ein frühes Grab stürzte, nachdem ihn der Bruder, Friedrich II., wegen seiner Führung einer Armeeabtheilung auf dem Rückzuge von Kolin in Gegenwart von Generalen und Fürsten mit ungerechten Vorwürfen überhäuft hatte. Er selbst, den 27. September 1744 geboren, war von seinem Oheim hart und rauh behandelt worden und kam mit dem Vorsatz zum Thron, im Gegensatz gegen dessen strenges und verschlossenes Regiment eine Aera der Gütigkeit, Müde und der Förderung alles Dessen, was er für recht und billig hielt, zu eröffnen.

Obwohl ihn Friedrich von jeder Theilnahme an der Politik fern gehalten hatte, so konnte ihm doch die gedrückte Lage, in welcher sich der verstorbene Herrscher Rußland gegenüber befand, kein Geheimniß bleiben. Er selbst war von Letzterem nach Petersburg geschickt worden und die autokratische Haltung, welche Katharina an ihrem orientalischen Pracht und dictatorisches Selbstgefühl verbindenden Hofe gegen ihn behauptet hatte, konnte ihn in seiner Antipathie gegen die Czarin nur bestärken. Er beschloß, die angebliche Schwäche, welcher Friedrich II. gegenüber den Ansprüchen und Geboten Rußlands erlag, zu heilen und im Bereich des deutschen Fürstenthums wollte er die Stände durch Ueberredung und vertrauliche Verhandlung an sich ziehen.

Die Vorstellung, daß er in seiner Politik unselbstständig war, ist übertrieben. Er wollte selbst entscheiden und handeln. Ich habe allein gelitten, sagte er, als man ihm nach seinem Regierungsantritt vom Unglauben der Welt an seine Selbstständigkeit berichtete, und werde auch allein regieren. Die schnellen Wechsel im Laufe seiner Politik entsprangen sowohl aus seiner sanguinischen, sich bald erschöpfenden und ermattenden Natur, als aus der innern Unhaltbarkeit seiner Unternehmungen. Seine zahlreichen von Schlieffen (in seinen „Erlebungen“, Berlin 1840) und erhaltenen Schreiben und Instructionen in den

Lütticher und Belgischen Angelegenheiten beweisen, daß er die Details derselben genau kannte und, auch neben Herzberg, leitete.

Im ersten Jahr seiner Regierung stritten sich, wie Mirabeau in seinen Berliner Briefen richtig schildert, die verschiedenen Richtungen vergebens um Oberhand und Einfluß. Er stellte ihnen Neutralität und Passivität entgegen. Gegen Ende dieses Jahres kam jedoch Herzberg obenauf. Dieser Minister, der unter Friedrich nur der subalterne Bearbeiter der königlichen Anweisungen war, wollte Preußen über das fredericianische Niveau erheben, in Deutschland zum Schiedsrichter, in Europa zum Dictator machen, im Westen England zur Demüthigung Frankreichs an Deutschland ketten, im Osten Rußland niederhalten und womöglich in die Steppen der Wolga zurückwerfen. Solche hochfahrenden Pläne kamen dem Verlangen des Königs nach einer großen Stellung Preußens entgegen. Die Verbissenheit, welche der Minister mit dem Anschein der Festigkeit befeuerte, versprach dem Fürsten Ausdauer und Standhaftigkeit. Seine Festigkeit machte den Eindruck des Durchschneidenden und des Kraftgefühls. Reich an Mäßen und nicht wählerisch im Punkt der listigen Ueberrumpelungen, schien er der rechte Mann dazu, die hohen Absichten des Monarchen geschickt durchzuführen.

Der erste Meisterstreich Herzberg's war die Katastrophe, die er in Holland in Verbindung mit dem dortigen englischen Gesandten herbeiführte. Als Friedrich II. hatte dessen Nachfolger den Streit des unfähigen und herrschsüchtigen Erbstatthalters, Wilhelms V., mit der bürgerlichen Aristokratie und den republikanischen Patrioten sich selbst überlassen. Als aber die Patrioten die, vom Berliner Minister und jenem Gesandten bestellte Reise der Gemahlin des Statthalters, Schwester Friedrich Wilhelms und der eigentlichen Directrice des holländischen Streits, vom Schlosse Zoo nach dem Haag unterbrachen, ließ der König, im Herbst 1787, den Herzog von Braunschweig mit 20,000 Preußen Holland überziehen. Dieser bis auf ein leichtes Zusammentreffen bei Amsterdam unblutige Siegeslauf des Herzogs blendete alle Welt als ein Erfolg über Frankreich, welches, damals mit der innern Reform beschäftigt, nicht einen Mann im Lager von Givet aufgestellt hatte. Aber er war unheilsschwanger für Preußen und den herzoglichen Triumphtor. Dieser war, wie er in einem spätern Schreiben an Schlieffen ausdrückte, davon überzeugt, daß die Macht Frankreichs aus der Armeelücke Europa's gestrichen sei, und nur dieser Glaube verleitete ihn 1792 zu dem strategischen Umding, seine ihm knapp zugemessene Armee ohne irgend eine militärische Basis wie einen Zwirnsfaden durch das Loch der Ardennen in Frankreich einzusäbeln und der Gefahr der Vernichtung oder Gefangenahme auszusetzen.

Auch der andre Erfolg des holländischen Feldzugs, die von Herzberg gesuchte und im Jahr darauf geschlossene Allianz mit England, trug nicht die Früchte, die man sich von ihr in Berlin versprach. Zwar vereinigten sich beide Mächte zur Unterstützung Schwedens gegen Rußland, welches damals im Bunde mit Oestreich den Krieg gegen die Türkei begann. Gustav, mit Londoner, Berliner und türkischem Golde unterstützt, hielt auch die russische Flotte, die nach dem Archipelagus segeln wollte, in der Ostsee zurück und erschreckte Katharinen mit seinen Kanonen vor den Mauern von Petersburg. Allein England und Preußen ließen ihn sich mit den nachhaltigeren Kräften Rußlands und dessen Antrieben unter seinen Untertanen verbluten und mußten zusehen, wie er sich endlich im Jahr 1790 zum Frieden mit der Zarin verstand.

Ihrem Höhepunkt näherte sich die neue Politik Friedrich Wilhelm's in den Lütticher Unruhen, zeigte aber auch dabei alle Schwächen und Halbheiten, welche das zwitterhafte, Deutschthum und Preußenthum mit einander mengende und beides noch durch ein starkes europäisches Machtgefühl in Unruhe versetzende Wesen des damaligen Preußens mit sich brachte.

Friedrich Wilhelm war als Herzog von Cleve in Gemeinschaft mit dem Herzog von Jülich (Utalz-Pavenn) und dem Bischof von Münster (damals Kurfürst von Köln) vom Reichslammergericht mit der Ausführung eines Executions-Mandates beauftragt worden. Es galt der Ausführung des Landfriedens, welchen die Bürger von Küttich am 17. August 1789 durch Absetzung des alten Magistrats und Einsetzung einer neuen Verwaltung gebrochen hatten. Sie hatten der nicht gerade abschläglichen Antwort des Kurfürstbischofs auf ihre Bitte um Beilegung des ihrer früheren Wahlfreiheit entgegengesetzten Reglements vom Jahre 1686 zu schnell die bewaffnete Vollziehung folgen lassen. Friedrich Wilhelm schickte den Generalleutnant Grafen Martin Ernst von Schlieffen, Gouverneur von Wesel, schon erst aus Casselischen Diensten in die preussische Armee getreten, mit 4000 Mann als seinen Vertreter nach Küttich.

Der König hatte in dieser Angelegenheit die erste große Probe abzulegen wie er die ihm von seinem Vornamen hinterlassene Stellung als Haupt des Fürstenthums einzunehmen gedachte. Dieser Bund, zum Schutz der „deutschen Freiheit“ gegen die kaiserliche Macht gestiftet, verpflichtete ihn zur Verteidigung der fürstlichen Rechte, somit auch zur Wiedereinsetzung des Kurfürstbischofs von Küttich in seine landesherrlichen Verhältnisse. Die Anweisungen, welche Schlieffen sowohl vom König wie von Herzberg erhielt, zeigten jedoch, daß die Schutzbereitschaft, welche Friedrich II. nach dem Vorbilde Richelieu's und Ozenfierierna sich über die Reichsstände beigelegt hatte, in der Hand eines deutschen Fürsten noch viel von ihrem auswärtigen Charakter beibehalten hatte. Ferner widersprach es der halb deutschen und halb europäischen Position des Königs, sich streng an das Gebot der Reichsbehörde zu halten, wonach er im Verein und unter Mitwirkung der ihm beigesetzten Genossen das Urtheil des Reichsgerichts zur Vollziehung zu bringen hatte. Seiner Würde und dem französisch-schwedischen Charakter seines neuen Protectorats hielt er es vielmehr für angemessen, von vorn herein als Vermittler und Schlichter in die Küttich'schen Handel einzugreifen und nach der höhern Rolle des Garanten eines von ihm allein bewirkten Arrangements zu trachten.

Aus dieser Mischung von Reichscharakter und auswärtiger Freiheit entstanden nun die Widerstände und Haltungen, welche die Anweisung Schlieffens durchzogen. Der General sollte das Kunststück ausrichten, das Reglarer Mandat zu vollziehen, aber nicht dem Buchstaben, sondern dem Geiste nach und im richtig verstandenen Interesse der Kütticher. Er war ferner angewiesen, nicht offen gegen die Collegen des Herzogs von Cleve aufzutreten, aber unter dem Mantel einer reichsverfassungsmäßigen Execution und mit Beihilfe seines Civil-Abtats, des preussischen Geheimenraths Dohm, eine Constitution des Kütticher Landes zu Stande zu bringen, bei alle dem aber nicht den Argwohn der souveränen Fürstenthums-Genossen zu erwecken. Der Allem aber sollte Schlieffen bei den Küttichern nicht den Glauben aufkommen lassen, daß die preussischen Truppen gekommen wären, um ihre Freiheitsbestrebungen zu unterdrücken, und die Begünstigung ihrer Erhebung so leiten, daß kein königlicher Auftraggeber nicht als Beschützer von Aufwiegeln „verzeichnet“ werden könne.

Zu gleicher Zeit hatte Preußen in dem aufständischen Belgien die Rolle übernommen, welche die Pariser Regierung, damals durch die innere Revolution in Anspruch genommen, im Sinne der alten französischen Ueberlieferung auch nicht einmal als Vermittler hatte durchführen können. Friedrich Wilhelm war an ihre Stelle getreten und fand in dem Reichsauftrag gegen die Kütticher die passende Gelegenheit, auf die brabantischen Unruhen, zu Ungunsten Oesterreichs einzuwirken. Zunächst wurde Schlieffen, auch in dem königlichen Schreiben vom 19. October 1789, gemahnt, jeden Schein zu vermeiden, als seien die preussischen Truppen im Einverständniß mit Oesterreich nach Küttich gekommen, um mittelbar die brabantischen Unruhen einzudämmen. Namentlich ward in seiner Instruction hervorgehoben, daß bei einem klugen Vorgehen seinerseits die Pro-

bauter, die soeben aus ihren militärischen Sammelplätzen im Lüttichschen durch die Kaiserlichen vertrieben waren, wieder Ruth faßen und unter preussischen Auspicien im Lande des Fürstbischofs neue Aufsammlungen veranstalten konnten.

Der König selbst faßte die belgische Angelegenheit so sanguinisch auf, daß er sogar, wie Herzberg am 11. December 1789 an Schlessen meldete, daran dachte, aus Belgien eine unabhängige Republik zu machen. Herzberg wollte sich zwar, weil England schwerlich auf diesen Plan eingehen würde, damit begnügen, dem Kaiser seine Prorog mit einer von Preußen garantirten Constitution zurückzugeben. Die Erfolge der Aufständischen über die kaiserlichen Truppen befeuerten indessen die Stimmung in Berlin in dem Grade, daß Herzberg am 23. Februar 1790 an Schlessen schreiben konnte, man erwarte für nächstens die Unabhängigkeits-Erklärung der neuen Republik und der König sei bereit, sie anzuerkennen und für sie einzutreten.

In der That carollirte nun Friedrich Wilhelm den ultramontanen Klerus, welcher die neue Ständeversammlung in Brüssel und den executiven Congress beherrschte. Er ward der Verbündete einer Gottlichkeit, die aus der Republik eine Theokratie machen wollte, und verlich sich auf ihr Versprechen, daß sie ihm die Kräfte Belgiens gegen Oesterreich zur Verfügung stellen werde. Ihrerseits verehrten die Klerikalen Belgiens Preußen als ihr Idol und bewarben sich, da sie den Häuptern der erlauchtesten Häuser ihres Landes misstrauten, um den Eintritt preussischer Officiere in ihren Dienst. Schlessen hatte ihnen schon den Hessel-Vassellen Generalmajor Schöufeld, der später in der preussischen Armee erscheint, verschafft, Herzberg schickte ihnen, unter kassender Karte, seinen Privatsecretär Brodhausen und auch der wandernde Diplomat des preussischen Hofes, Benjamin Veitel Oppraum, der Sohn des Antikenländischen Manufactors, tauchte (wie er in seiner Schrift „über meine Verhaftung“, Berlin, 1807, erzählt) in diesem Wirrwarr als militärisch-diplomatischer Agent auf.

Herzberg überließ in seiner brodelnden Geschäftigkeit, daß sowohl die innere Uneinigkeit des hohen Adels wie die Zersplitterung seiner mächtigen Hauptar und die im Aufstand erstarbte patriotische Partei der revolutionären Theokratie keine Toner versprochen. Etolz aber auf seine scheinbar beherrschende Stellung in Belgien und Lüttich benutzte er noch dazu die Unruhen in Mailand und Ungarn, um die österreichische Monarchie auch in ihrem Hauptkörper zu erschüttern. Den Unzufriedenen der ersten Provinz, welche die Niedervereinigung mit Polen suchten, betheuerte er, daß die Heilung des an ihnen bei der Theilung ihres Vaterlandes begangenen Unrechts das Pivot seiner Politik sei; den Unruhigen Ungarns versprach er die preussische Garantie ihrer Verfassung. Der Verkehr Berlins mit beiden gährenden Ländern war ein lebhafter und die Vorzimmer Herzbergs und der anderen Minister sahen einem beständigen Zustrom von galizischen und ungarischen Deputationen.

Polen selbst war für eine gemeinschaftliche Action mit Preußen gestimmt. Die dringliche und herrische Manier, mit welcher der diplomatische Agent Herzbergs in Warschau auftrat, stärkte jedoch, obwohl er die Klammung Polens durch die Blussen und den Abschluß der polnisch-russischen Allianz im März 1790 durchsetzte, die Partei, welche die Kräfte des Zarenthums ruhiger beurtheilte, und Herzberg trankte seinen polnischen Anhang selbst durch die Karotte, welche den angeblichen Pivot seiner Politik bildete, — durch seine Werbung um Thron und Thron.

Es gab damals schon eine officiöse Presse, welche sich der Beherrschung der preussischen Politik widmete. Ihr zufolge hatte Preußen im holländischen Feldzug und mit seiner Unterstützung Belgiens den größten Monarchien, Frankreich und Oesterreich seine Kraft gezeigt. Mit seiner Unterstützung Schwedens und mit der Stärkung Polens hatte es sich zum Centrum der europäischen Angelegenheiten gemacht. Endlich kam die Convention von Reichensbach

(im Juli 1790), in welcher Kaiser Leopold auf die Eroberungen in der Lärlei verzichtete und gegen die Zusage, Belgien seine alten Rechte zu erhalten, diesem Lande die Hoffnung auf preussische militärische Hilfe entzog. Jetzt hatte, nach dem Ausdruck seiner Presse: „das preussische Haus die ihm eigenthümliche, große Rolle, — die des Vermittlers und Friedensstifters erfolgreich durchgespielt und die Pacificationslinie, die sich von Gothenburg (Schweden) bis Amsterdam erstreckte, über Brüssel und Lüttich bis nach Constantinopel gezogen.“

In Wirklichkeit sah die Sache anders aus. Die ganze Linie, auf welcher sich die preussische Intervention bewegte, war mit Ruinen bezeichnet.

Der feine, angeblich gemäßigte Herzog von Braunschweig hatte in Holland gezeigt, wessen er im Fall eines militärischen Erfolgs in Frankreich fähig gewesen wäre. Er hatte die Häuser der Patrioten verfolgen und ihre Güter einziehen lassen, seinen eignen Truppen hatte er Plünderungen nachgelassen und dem städtischen Vöbel, der Leibgarde des Statthalter-Regiments, freies Feld für Mord und Verwüstung verschafft. Die Kaufleute und Geschäftleute wanderten mit ihren Capitalien, besonders nach Hamburg, aus und die Patriotenhaufen waren für den Vorstoß der spätern französischen Eroberer vorbereitet. In dem zerrütteten Belgien und in Lüttich zogen bald darauf die republikanischen Heere Frankreichs die Grundte ein, welche die trübende und zweideutige Politik Herzbergs zur Reife gebracht hatte. Das von England und Preußen in Etich gelassene Schweden verblutete sich im Kampf mit Rußland und ward seitdem die Reute des nordischen Kaiserstaats; die Einführung einer preussischen Partei in Polen beschleunigte daselbst die letzte Katastrophe.

England hatte von des Braunschweigers Siegeszug in Holland den Gewinn, daß es seines seit Cromwell vorbereiteten Triumphs über diesen Nebenbuhler seiner Seemacht eine Zeit lang genießen konnte. Obwohl Auster Preußens, sah es Oesterreich, seinen Wächter gegen Frankreich, in Belgien lieber als Herzbergs Wuhlereten und es hatte, um sich die Kaisermacht an der Nordsee zu erhalten, die Krisis von Reichensbach herbeigeführt und geleitet.

Trotz dieser prekären Lage beschloß Friedrich Wilhelm, Rußland dafür zu züchtigen, daß es nicht das gleiche Bedürfnis und dieselbe Eile wie Oesterreich hatte, mit der Pforte Frieden zu schließen. Ein großer Theil der preussischen Truppen, die vor der Reichensbacher Zusammenkunft gegen Oesterreich aufgestellt waren, blieb auf dem Feldetat stehen und sammelte sich in Ostpreußen, um im Frühjahr 1791 nach der Düna zu marschiren und unter Leitung Tempelhofs Riga zu belagern. Mollendorf war die Cherzugedacht, unter der persönlichen Oberleitung des Königs das Heer gegen Rußland zu führen. Friedrich Wilhelm schickte sich zu dem Zeltzug mit einer Heiterkeit an, als ob es auf irgend ein Lustlager ginge. Sein Gepäck, seine Handsterde waren schon nach der russischen Grenze vorausgeschickt, als wiederum England der preussischen Kriegslust Zügel anlegte. Diefmal war Pitt durch die Interessen des englischen Handels und durch Fox's russentfreundliche Opposition im Unterhaus gezwungen, die Friedenssahne für den Orient aufzugeben.

Jetzt endigte die revolutionäre Periode der Regierung Friedrich Wilhelms und bald darauf, im August 1791, eröffnete der König zu Pillnitz seine contrerevolutionäre Laufbahn. Die Enttäuschungen und Niederlagen, die er bisher erlitten hatte, dienten ihm nicht zur Warnung vor einem gleich überreilten Sturmangriff gegen den Feind der neuen Ideen und wiederum kam daher ein plötzlicher Wechsel. Ein Paar Tage nach der ersten Niederlage, die er auf dem glühenden Boden Frankreichs erlitt, sann er auf einen Krieg an dem geträumten Polen und holte sich daselbst die Ketten, die ihn schließlich an Rußland fesselten.

B. Bauer.

Freiheit im Staate die Freiheit vom Staate galt, von den Männern des *laissez faire et laissez passer*! Bedeutet das nun eine große Umkehr, bedeutet es, daß das deutsche Volk, matt geworden an der Fruchtlosigkeit des nunmehr dreißigjährigen Krieges um die Freiheit, sich nun wieder strecken und fügen will unter die Hute des Polizeistaates, zufrieden mit dem, was die Weisheit der Regierenden etwa an Bewegungs- und Entwicklungsfreiheit dem Einzelnen wie dem Ganzen gestatten möchte? Sind wir durch einen Atavismus, durch einen Rückschlag, wie er auch im Leben der Völker wohl vorkommt, zurückverschlagen in jene Generation der Zwanziger und Dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts, in denen die Komödie und der neue Roman das öffentliche Leben darstellten und ausfüllten, in denen wir für die Leiden der fremden Völker Lieber hatten, für die eigenen aber nicht einmal diese? In denen wir froh waren, in englischen und französischen Blättern davon lesen zu dürfen, was die Welt bewegte, etwa so wie wir heute froh sind, aus der Times erfahren zu können, was in Berlin abgemacht worden ist? Ist es ein richtiges Vorgefühl gewesen, als Virchow im vorigen Jahre die Wissenschaft warnte, anders als in schwerem Panzer auszureiten, als Jordanbedden Liberalen sein: Zurück auf die Schanzen! zurief, ein Aufruf freilich, allzeit verhallend für die Ausreißer?

Oder dürfen wir den Muth haben zu sagen: Wie die einstige Reaction nur das böse Gewissen war des Absolutismus, der seiner in der Noth gegebenen Verheißungen ledig sein wollte, so ist heute der sinnlose Schreckensruf im Volke nur das böse Gewissen einer weit und hoch verzweigten Verkehrs- und Erwerbscorruption, die ihre Künste nun am Ende sieht? Die nächsten Monate, die Gestaltung der Dinge im Reichstage müssen uns darüber den Entscheid bringen. Unsere Pflicht bleibt in beiden Fällen dieselbe: die Reform von Grund aus!

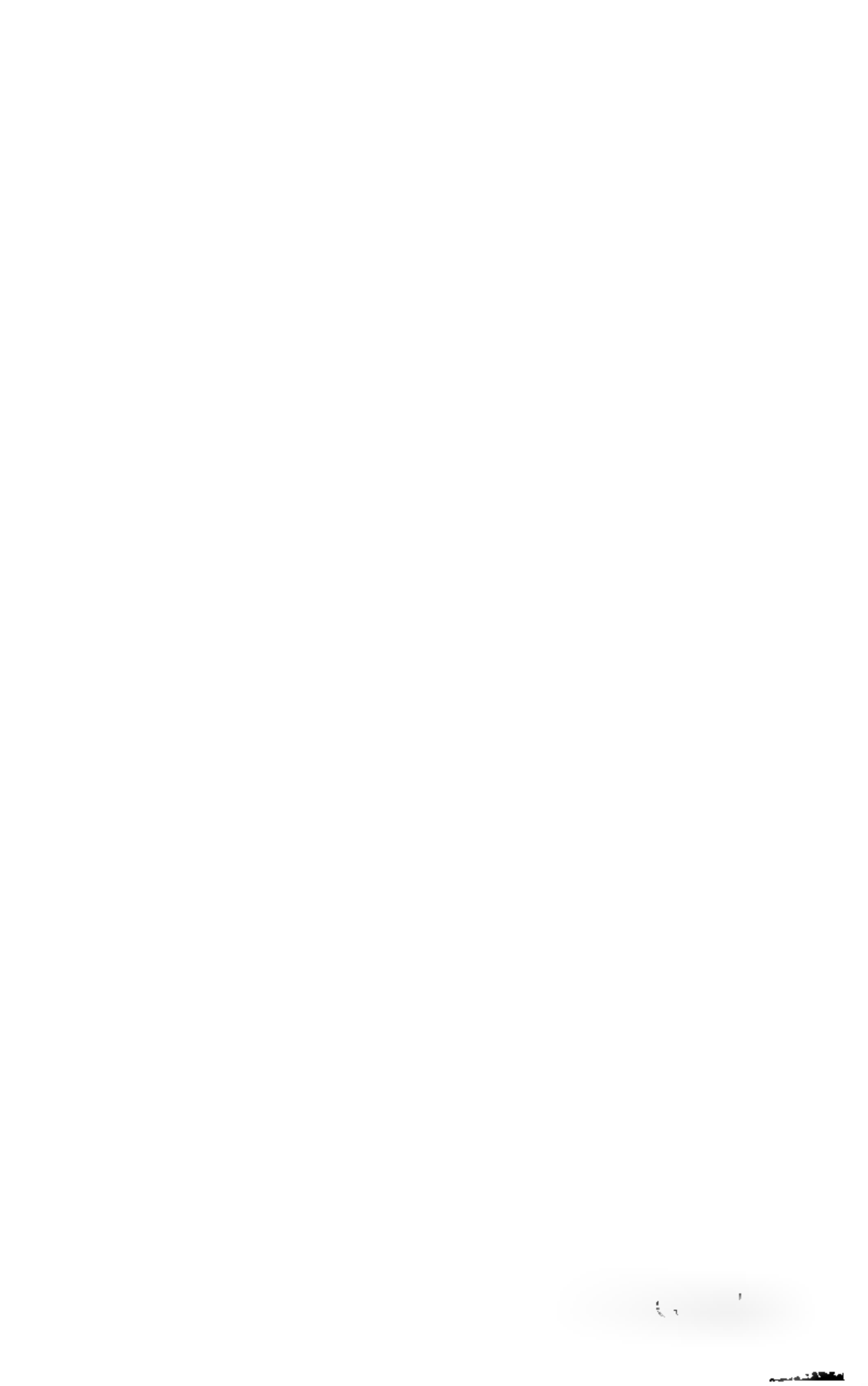
Die Volkspartei — wir würden sie lieber: die demokratische Partei nennen, sowol wegen der größeren Bestimmtheit des Sinnes wie wegen des guten alten Klanges den das Wort, in Norddeutschland wenigstens, hat — ist zur rechten Zeit auf dem Kampfplatze erschienen. Die Lehre, die dem römischen Könige einst die Sibille gab, ist noch heute in Kraft: wie die Weigerung steigt, so steigt die Forderung. Durch den schnellen Lauf der Dinge in den letzten Wochen ist die Partei verhindert worden, ihre Verbreitung so zu suchen und zu finden, daß sie bereits in allen Theilen Deutschlands den Wahlkampf versuchen könnte, aber da sie ihr Arbeitsfeld mehr im Volke als im Parlamente sieht, so werden Mißerfolge der Wahl sie nicht entmuthigen; gelingt es ihr auch nur, den einen oder andern Vertreter in den Reichstag zu entsenden, so wird es auch an Gelegenheit nicht fehlen, von dieser Tribüne herab — der einzigen, die gegenwärtig noch einigen Raum für die freie Gedanken-

dabei schon ein Duzend Fremdlinge, die auf dem Plage sind, werden können — und deshalb: Verkürzung, Verkümmern des Wahlrechts!

Es ist ferner wohlangebracht, daß in dem Programm der Volkspartei offen ausgesprochen ist: keine Abänderung der Straf-, Preß- oder Vereinsgesetze in freiheitsfeindlicher Richtung. Es giebt nach dieser Richtung keine „Lücke in der Gesetzgebung“, von der die Programme und Wahlreden der liberalen Parteien reden und in die sie verschämt ihre Ruckulseeier legen möchten. Heraus mit der Sprache! Wo fühlt Ihr Euch noch zu frei, wo plagt Euer Bindungsbedürfniß heraus? Die deutschen Vereinsgesetze stammen fast sämmtlich aus der Zeit der ersten großen Reaction nach 1848: gehören Hr. v. Manteuffel und seine damaligen deutschen Collegen heute auch schon zu jener autoritätsfeindlichen Partei — beiläufig der vormärzlich constitutionellen —, welche Fürst Metternich in den Bann gethan hat? Will man jenen § 20 des deutschen Preßgesetzentwurfes nachträglich annehmen, durch den Fürst Bismarck Familie, Ehe, Eigenthum retten wollte und der damals so glänzend durchfiel? Welche Freude wird dann im Himmel sein über die bußfertigen Sünder, die in Schaaren, bis tief in die Reihen der Conservativen hinein, sich dann melden müssen! Oder will man im Strafgesetze die *janna vitae*, die Pforte zum ewigen Leben — wie Fürst Bismarck einst salbungsvoll die Todesstrafe bezeichnete — breiter aufsperrten und soll der Reichstag deutscher Nation etwa dem Gelüste einiger Berliner Sensationsblätter, die gern über Hödel's Hinrichtung erbauliche Extrablätter mit Illustrationen verfassen möchten, zum Mundstüd dienen? Oder welche andere Lücke hat man im Sinn?

Die jährliche Feststellung des Militäretat — nun, wir wissen, wie schon jetzt hervorragende Führer der liberalen Parteien sie preisgeben. Früher hielt man solche Geneigtheiten fürsichtig in petto, in der freilich stets getäuschten Hoffnung, schließlich daraufhin mit der Regierung einen einträglichen Tauschhandel abschließen zu können. Aber, ach! heute versagt selbst die Lust zu solchen kleinen Kunststücken und wenn ein bescheidenes Maas von Jahren vereinbart wird, so wird es die Regierung sein, die nicht mehr Jahre verlangt aus der Sorge, ob sie nicht inzwischen mehr Geld und mehr Leute werbe verlangen müssen.

„Keine Erhöhung der indirecten Steuern“ — das ist die einzig correcte Antwort auf die Steuerfrage. Man weiß, wie die Lockspeise ausgelegt worden ist, die Uberschüsse solcher Steuererhöhungen, nachdem sie Ersatz für die Matricularumlagen geleistet, sollten zur Entlastung der Communen dienen. Aber war denn die Matricularumlage etwas anderes, als der unbestimmte wechselnde Ausdruck des Deficit im Bundeshaushalt und welche Bürgerschaft gäbe es dafür, daß dann überhaupt Uberschüsse sich efinden würden? Glaubt man etwa, die schüchterne



Lebensgebiete solchen Dienst getrieben, denn sie hatte allen Einrichtungen der menschlichen Gesellschaft himmlischen Ursprung und göttliche Weihe beigelegt“. Ohne den Leser mit einer Analyse dieses schielenden Sages und seiner Abhängigkeit von „Allem und Jedem“ zu belästigen, stellen wir dem unsicheren Lesern unsers Historikers die wirkliche Thatsache entgegen, daß es sich in der Revolution um die Beirückung der theokratischen Elemente handelte, die sich aus der Urzeit der Menschheit und der Völker im corporativen Rechtsstaat erhalten hatten und mit diesen theokratischen Ueberbleibseln um den Rechtsstaat und dessen Ruinen selber.

Das Schicksal dieser Rechtsstaats-Trümmer und der ihnen noch anhaftenden theokratischen Weihen vollzog sich in der Revolution folgendermaßen.

Die Ausgaben der Krone Frankreich für die Unterstützung der englischen Kolonien Nordamerikas in ihrem Aufstand gegen das Mutterland hatten das Prestige ihrer Machtstellung aufgedeckt. Sie standen mit der Steuerordnung des Landes in Widerspruch und die Behauptung der Kronmacht war endlich nur durch ein extraordinäres Budget möglich, welches ein ständiges Deficit zum Begleiter hatte und den Bankrott in sichere Aussicht stellte.

Steuerdruck, unersöhnliche Anstrengung der zahlenden Klasse, neben welcher reiche Corporationen mit Immunitäten geschützt waren, die Künste der List und Täuschung, Börsenmanöver, endlich die Zuflucht hinter die Beihilfe der Privat-Financiers, an deren Betriebssamkeit und Habsie die Steuerquelle verpachtet war, waren trügerische Mittel, welche die Krone zur Behauptung ihrer auswärtigen Machtstellung anwandte. Im Innern mußten sie die Quelle, aus der man schöpfte, endlich austrocknen; nach außen hin boten sie ein schlechtes Unterpfand, wenn man den Staatscredit anfangen wollte.

Nur die gründlichste Umänderung der Steuerverhältnisse konnte die Krone aus dieser Verarmung retten, die Umänderung der Steuerordnung war aber nur durch eine tiefgreifende Erneuerung der Verfassung möglich. Die Krone hatte sich im Lauf der Jahrhunderte zum Reichen gemacht, welcher die einzelnen, der Behauptung ihrer Selbstständigkeit nicht mehr fähigen Territorien zusammenschloß, aber die Stärke, die sie durch diese Unterwerfung der Schwachen und durch die verstärkte Herrenfolge nach außen hin gewonnen hatte, konnte sie im Innern nicht geltend machen, da die neuen Glieder noch das Recht hatten, ihre ständischen und Eigenthums-Verhältnisse gegen das etwaige Eindringen einer Centralgewalt zu behaupten. Bei der Uebernahme der Schwachen hatte die Krone nur deren Schwäche für die innere Verwaltung in sich aufgenommen. Sie war ein Centrum mit erstarrten Gliedern.

Calonne's Kühner, von Ludwig XVI. gebilligter Plan, die Glieder mit der Centralgewalt zu durchdringen, also die alten Verfassungen zu vernichten (1787) — seines Nachfolgers, Brienne, fernerer Plan (1788) an die Stelle der Parlamente, dieser halb politischen, halb richterlichen Corporationen königliche Gerichte einzuführen und diese königliche, d. h. zugleich rein civile Justizordnung im ganzen Lande einzuführen — Beides scheiterte.

Diese königliche Revolution — (denn königlich war diese ganze Grundlegung für die folgende nationale Revolution) — blieb ein erfolgloser Anlauf, weil sie zunächst nur den Widerstand der alten Corporationen hervorrief und der Regierung das Mittel zum Siege fehlte. Dieses Mittel, die Souveränität, war nur der Preis des Sieges und der Kern der Kriegsführung, das Geld war auch nicht zu erschwingen, da die Beisehung der Glieder zur Stärkung der Regierung erst durch den Sieg gewonnen werden konnte.

Ob wir aber mit dieser königlichen Revolution (1789) in den Saal der Nationalversammlung gelangen, mit dessen Eröffnung für Eynel die Revolution beginnt, haben wir eine ganze Reihe von Schritten mitzumachen, welche das königliche Werk bis dahin zurücklegt.

Wir müssen erstlich anerkennen, wie Calonne durch den König ermächtigt wird, die bestehenden Corporationen, deren constitutionelle Befugnisse und

Eigenthumsrechte als Mißbräuche zu bezeichnen, die im Eigennutz und in dem vom Reichtum und einem aus ehrerbietiger Ehen nur zu lange geschonten Ansehen gepflegten Vorurtheilen ihre Wurzel haben.

Wir müssen sehen, wie er den bestehenden Rechten und Gesetzen das allgemeine Beste, das Staatswohl, die wahren und gerechten Gesetze, also eine ideale und noch fragliche Größe entgegensetzt, deren Recht, Kraft und Gewalt sich erst zu bewähren hat.

Wir müssen dem Schauspiel beizohnen, wie der leitende Minister unter der Hülle von administrativen Operationen ein neues Staatsgrundgesetz aufstellt, durch welches die überlieferte Monarchie bis auf den Grund aufgehoben wird.

Calonne eröffnet und ferner das Schauspiel, wie er gleichfalls mit ausdrücklicher königlicher Ermächtigung seine ideale Schöpfung der Presse zur Erörterung vorlegt und damit den Lärm vorbereitet, den Brienne über das ganze Land verbreitet, indem derselbe durch ein königliches Decret vom 5. Juli 1788 alle Gelehrte und unterrichtete Personen des Königreichs zur Einsendung von Aufklärungen und Instructionen über die schwebende Staatsreform auffordert und durch die gleichzeitige Freigebung der Presse die literarische Agitation unter das Volk wirft.

Das Schauspiel wird aber noch belebter. Gegenüber dem revolutionären Tribunal, vor welchem die Regierung die Stände und Corporationen im Namen des Staatswohls verklagt, errichten die Parlamente ein noch gesteigertes Gegentribunal. Auf den Versuch, sie in den *Lits de justice* zur Anerkennung des von der Calonne'schen Reichsordnung und Steuerreform gestärkten königlichen Absolutismus zu zwingen, antworten sie mit der Berufung auf das in der eignen Brust wohnende Recht, auf die Menschenrechte und auf die Stimme der Vernunft, wonach nur das Volk seine Ausgaben vermehren darf. In demselben Sinne suchten sie bei den Grundfügen, welche den Urdoktoren und der Regierung im Abschluß des Gesellschafts-Vertrags als Richtschnur dienen, ihre Hilfe.

Ehe der Vorhang vor der eigentlichen Epyel'schen Revolution am 6. Mai 1789 aufgeht, war noch eine wichtige Thatsache eingetreten. Die Grundelemente der bestehenden Rechtsordnung, Königthum, Stände, Parlamente, fühlten sich so zermürbt und waren durch die von ihnen angerufenen allgemeinen Grundsätze innerlich so unterhöhlt, daß sie alle vor einer ernstlichen Entscheidung zurückschwen. Sie gaben den Kampf auf, ehe sie das Aeußerste gewagt hatten. Alle diese streitenden Partbeien waren ihrer Competenz so wenig sicher, daß sie die Entscheidung den früheren Generalständen auf die Schultern schoben. Sowohl ein Paar Conzeilen der Notablen, dieher aus königlicher Wahl hervorgegangenen Ständerversammlung, als auch die Parlamente verbargen ihre Rathlosigkeit in diesem Rufe nach der alten Reichsvertretung und als die Regierung diesem allgemeinen Wunsch nicht nur entgegenkam, sondern auch den Zeitpunkt der Erfüllung immer näher rückte, dazu noch die von Brienne hervorgerufene literarische Agitation kam, geriethen Stände und Parlamente in Vergessenheit. Die Erinnerung an irgend eine Zwischengewalt ward von den Massen verpönt und der allgemeine Ruf war: „die Nation und der König.“ d. h. die demokratische Monarchie oder die monarchische Demokratie.

Hier, wo der Vorhang vor dem Drama der Nationalversammlung aufgeht, verlassen wir Epyel. Das Schicksal des Königthums war schon entschieden. Die Katastrophe war in seiner Lösung begründet, daß er in den Reichsständen die alten privilegierten Stände wiederzufinden und mit ihnen und neben, im Nothfall auch gegenüber den Vertretern des Bürgerthums den alten feudalen Zusammenhang erhalten zu können glaubte. Die Kraft der Provinzen war längst verzehrt, konnte also ihren Vertretern kein Gewicht mehr mittheilen. Die Verfahren Ludwig's XVI. hatten auch deshalb mit dem Ergreifen der vollen Souveränität nicht Graft machen können, weil sie nach

der Unterwerfung der Feudalherren und selbst, nachdem sie dieselben zur politischen Nullität heruntergebracht hatten, vom Mitgefühl, selbst Mitleid mit dem gedemüthigten Adel ergriffen wurden und in ihm das verwandte Erobererblut, wie das ihrem königlichen Rechte entsprechende Erobererrecht anzugreifen Bedenken trugen.

Ludwig XVI. ging an der Täuschung zu Grunde, daß er es für möglich hielt, mit dem privilegierten Ständen einen Staatsstreich gegen die Nationalversammlung zu unternehmen. Ebenso wenig, wie ihm die Intriguen gelingen konnten, auf die er sich gegen die active Partei einließ, war er im Stande mit der Pesteren den Staatsstreich gegen die Reste der alten Stände durchzuführen. Zuletzt ruinierte ihn das mit dem feindlichen Ausland eingegangene Einverständnis und die Souveränität, um deren Besitz der Kampf der constituirenden und legislativen Versammlung geschwankt hatte, fiel dem Convent anheim.

Wir werden nun, mit Hinblicken auf die Deutschen und deren neues Reich untersuchen, in welcher besondern Begabung des französischen Volks die Anstrengungen dieses Kampfes wie dessen hegrichter Ausgang begründet sind. (Dazwischen wird indeß der Unterzeichnete unsere eifernden Hiftoriker noch häufig auf die mit Meisterhand gezeichnete Geschichte der königlichen Revolution aufmerksam machen, die sein, in allzufrüher Jugend, 1848, verstorbenen Freund und Mitarbeiter Graf Jungnig, in der Schrift: „Geschichte der französischen Revolution von 1787 und 1788“, Charlottenburg 1846, in zwei Bänden veröffentlicht hat.)

Es giebt eine ansehnliche Literatur, die uns über die Gemüths- und Herzensstimmung unterrichtet, aus welcher die gewaltige und ankauernte Anstrengung der französischen Revolution hervorgegangen ist. Mehrere deutsche Schriften, die einer völligen Vergessenheit anheimgefallen sind, gehören zu diesen zahlreichen Documenten. Aus der Zeit, welche die höchste Steigerung des Schreckens erlebte, sind uns herrliche Zeugnisse von Deutschen erhalten, die im Gefolge der allurten Heere, oder als Gefangene der französischen Sieger, auch wohl aus eigener Lust an Abenteuerern zu jener Zeit nach Frankreich gekommen waren. Die Stimmung in Frankreich zur Zeit, als die Directorial-Regierung dem Staatsstreich Bonaparte's entgegenstand, hat uns Graf Moritz Arndt in seinem, hoch über Göthe's „italienischer Reise“ stehenden Meisterwerke: „Reisen durch einen Theil Deutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs“ (vier Theile, zweite Auflage, Leipzig 1804) geschildert. Die Spitze dieser Literatur bildet aber die Schrift D. F. Wehrhans: „Familienreise nach Frankreich“ (Eiegny 1834). Der Verfasser, als er diese Reise unternahm, Pastor zu Kunig bei Eiegny, wenige Jahre darauf ein Opfer des preussischen Agendenstreits und evangelischen Unionsgeschäfts, war als Soldat des preussischen Reservecorps am 1. März 1814 bei Rabais gefangen genommen und gedankt nun in jener Schrift der vielen Beweise von Güte, die er als Gefangener bei hoch und niedrig erhalten hatte. Er sagt, den Strich längs der Loire, wo er sammt den Genossen seiner Gefangenschaft das Volk besonders menschenfreundlich fand, habe er hernach oft scherzweise das Land der guten Leute genannt; in jener Schrift vom Jahr 1834 sagt er aber seine Erfahrungen vom Charakter der Franzosen in folgendem Satz zusammen: „ich halte sie im Ganzen für ein gutes Volk, denn als solche habe ich sie sowohl im Kriege als auch wieder auf dieser Reise kennen lernen, und ob ich zwar auch einige Beispiele von Rohheit, Härte, Eitel und Schlechtigkeit anführen könnte, so überleuchten doch die vielen Beweise von Edelmut, Milde, Uneigennützigkeit und Herzensgüte, die ich unter ihnen erfahren, diese Schattenseiten so weit, daß ich nicht nur sehr undankbar, sondern auch sehr falsch seyn würde, wenn ich mich in meinem Gesamturtheil durch jene bestimmen ließe“.

Nun, — diese natürliche Herzensgüte, welche der deutsche Gefangene und Reisende in Frankreich durchweg und in den rührendsten Beispielen zu bemerken Gelegenheit hatte, ist es, was den Franzosen von seinen Nachbarn unterscheidet und zum schöpferischen Organ der Revolution gemacht hat.

Gewalt des Capitals und den wechselnden Conjecturen der Speculation übergab, war ein Kampf gegen die bisherige politische Organisation des Eigenthums. Und wenn nun solche von der Staatsraison bewirkte Besitzänderung die Kluft zwischen den obern und ärmeren Klassen sichtbar und fühlbar macht und eine Ausgleichung gesucht wird, dann ist die Greiferung über solche Versuche wenigstens keine historische Leistung.

Ein Rückblick auf Griechenland und Rom hätte den Geschichtschreiber der Revolutionszeit darüber belehren können, daß das Zeitalter zwischen der finanziellen Auflösung des Rechtsstaats und dem Sieg des Imperialismus mit socialistischen Unruhen und Versuchen zu ihrer Stillung ausgefüllt war, bis das Christenthum die letzte Anstrengung des Alterthums für die Lösung des socialen Problems machte und die Ausführung in die Zukunft verlegte.

Athen z. B. hatte es seit Perikles mit unentgeltlichem Unterricht (freiem Entrée in die Bildungsanstalt des Theaters) und mit Besoldung der Bürger für den Besuch der Volksversammlungen, wie für den Beisitz in den Gerichten versucht; es brachte ferner die Armen in dem wachsenden Heer und dessen lohnenden Posten unter, oder es schickte sie als Beamte zu den Bundesgenossen, selbst zur Plünderung in die Provinzen.

Wir, in dem neuen Reich, sehen noch vergeblich einem, der Auflösung des verfallenen Rechtsstaats entsprechenden Steuersystem entgegen und doch schwebt schon am Horizont das Bild einer socialistischen Unterbringung der Massen in centralisirten Beamten- und Arbeiteranstalten der vereinigten Eisenbahnen und von der Regierung monopolisirter Industriezweige. Spbel selbst hat mit seinem „deutschen Verein“ für die Ausbreitung eines Schreckens gesorgt, der sich mit demjenigen der französischen Revolution recht wohl messen kann und die Reichsbeamten und deren Familien mit dem Gespenst der Spionage und Denunciation in beständiger Angst erhält.

Zunächst (denn gelegentlich werden wir noch manchmal auf seine Auffassung der preussischen Politik zurückkommen) interessiert uns an seinem Geschichtswerk nur noch der Schauer, mit dem er das Zusammentreffen des französischen Vordringens und der „gleich revolutionären“ Politik Rußlands betrachtet. Demnach wird der folgende Schlusssatz den geneigten Leser nach Warschau und Petersburg führen und ihm das Bild entrollen, wie im Brande, der Polen verzehrte, die Burg der russisch-preussischen Freundschaft in die Höhe wuchs.

B. Bauer.

Der Unterricht in der Kunstgeschichte und der Religionsunterricht auf dem Gymnasium.

In der Nummer 35 des fünften Jahrgangs dieses Blattes befindet sich ein Aufsatz über die Kunstgeschichte auf dem Gymnasium, den jeder Schulmann der ungeschminkten Aufrichtigkeit wegen, mit der er einige Wahrheiten, die man bisher gern sich selbst und Andern verhalten hätte, ausspricht, mit Interesse gelesen hat. Wer gäbe es dem Verfasser nicht gerne zu, daß ein Geschichtsunterricht, der mit Krieg anfängt, von Kanonendonner widerhallt und mit Krieg endet, unter keinen Umständen den Glauben an das ideale Wesen der Menschheit entzünden, noch die Tugend der Demuth oder etwa die des Gefühls der Selbstverantwortlichkeit wecken könne! Mit Freuden würden wir die Ausführung des praktischen Rathschlages, den der Verfasser zur Hebung des historischen Unterrichts macht, begrüßen: nämlich seine Verbindung mit der Kunstgeschichte. Ist doch der Kunst die hohe Macht gegeben, das Reich des Sinnlichen zu verklären, das menschliche Gemüth zur freien, selbstlosen Betrachtung der Erscheinungswelt heranzubilden und endlich die mühevollen Reize des Lebens durch munteres Spiel zu verkürzen.

Aber — und bis hierher konnten wir den Ausführungen des Herrn Heller nur folgen — die Kunst führt uns eben „unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles Körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und Ausübung der Pflicht“ (Schiller). Herr H. der mit großer Aufrichtigkeit — sie wäre manchem Religionslehrer zu wünschen — erklärt, daß der Religionsunterricht auf dem Gymnasium nur als ein lächerlicher Zwang oder als eine lästige Formalität angesehen wird, scheint nun den Unterricht in der Geschichte, beziehungsweise Kunstgeschichte, an dessen Stelle treten lassen zu wollen, d. h. er müßte ihn nebenher eben jener Form wegen wohl bestehen lassen, doch wünscht er die Ziele, die der eine haben sollte, dem andern beizulegen, „da ja doch die aesthetische Empfindung hart an die religiöse heranstreift und mit ihr in Wechselbeziehung steht.“ Das hieße an einem Gebäude abwechselnd aufbauen und zerstören, um — schließlich einen Trümmerhaufen zu gestalten.

Die Art unsres Religionsunterrichtes im Großen und Ganzen zerstört eben jegliche Empfindung für das Schöne und Erhabene so, daß der begeistertste Kunsthistoriker sie nur schwer wecken könnte. Er veranlaßt die Jugend mit den nun einmal nicht zu verstehenden Dogmen zugleich alles, was Religion heißt, über Bord zu werfen. Wenn heute die Zahl der Theologie Studierenden stetig abnimmt, so ist es nicht allein die Stellung der Orthodorie und die Aussicht auf Kämpfe mit derselben (die die Jugend übrigens doch nur von Hörensagen kennt), die den Jünglingen dies Studium verleidet, sondern es ist zunächst die Art des Religionsunterrichtes auf dem Gymnasium, die diese Abneigung hervorruft. Es fehlt den Lehrern nicht bloß an Empfindungsfrische und unmittelbarem Schwunge, wie Herr Heller meint, es fehlt ihnen vor Allem Wahrheitsliebe und der Muth der Ueberzeugung, der einzig Ehrfurcht vor der Sache einflößen kann. Es wird eben auch hier in dem bestimmten Geleise der Thätigkeit weiter gearbeitet, unbekümmert, ob das jugendliche Gemüth dabei untergehe.

Bei solchen Lehrern, solchem Unterrichtsstoff und solcher Lehrmethode kann dem Schüler nicht die moralische Kraft erweckt und gereift werden, die ihn fähig macht (um auch mit Schiller zu sprechen), wenn ihm die bange Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden entgegentritt, sich noch die Freiheit auch in des Todes Reichen zu bewahren. — Der Lehrer, der wahres Interesse für das geistige Gedeihen der ihm anvertrauten Jugend hat, der es sich klar macht, daß diese Jugend es ist, auf die das Vaterland harret zur Erneuerung seiner vertrotteten Zustände, wird in freudiger Empfindung des guten Kampfes, den auch er mit dem Alten gekämpft, zunächst im Religionsunterrichte das Bewußtsein der sittlichen Würde des Menschen wecken wollen, dann die Urtheilskraft so üben, daß sie falsch und richtig, wahr und unwahr unterscheiden kann. Er wird den jungen Menschen davor warnen, alles Religiöse, erscheine es auch dem Bessergebildeten als Ausfluß des Aberglaubens, nach oberflächlicher Betrachtung mit der Lange arroganten Spottes zu begreifen. Und wenn er dann, frei von allem mythologischen Beiwerk die Person des Stifters unsrer Religion vorzuführen versucht, des Helden von Juda, dessen Wirksamkeit auf Erden mit ihren äußern und innern Thaten wie ein Riesenhammer einschlägt und welche in ihrer Wirkung

zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch G. Medicinburg,
NW. Franzosenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4,60 Mark.
Subscriptionspreis 20 Pf.
für die gepalt. Betzettel.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang.

Berlin, 2. August 1878.

Nr. 31.

Inhaltsverzeichnis: Häckel's neueste Streitschrift. — Zur Orientierung über die Bismarck'sche Aera. Von Bruno Bauer. VIII. (Schluß). Das preussisch-russische Verhältniß.

Häckel's neueste Streitschrift.

Als vorigen Spätherbst Virchow in seiner vielbesprochenen Münchener Rede die Wucht seines Angriffes gegen den berühmten Jenenser Morphologen richtete, war mit großer Sicherheit zu erwarten, daß die Antwort, da sie nach Lage der Dinge nicht sofort mündlich erfolgen konnte, alsbald im Federkampfe gegeben werden würde. Diese Erwartung stieg an Gewißheit, als Virchow's Rede gedruckt erschien. Aber Monat verrann auf Monat und es blieb still. Beiläufige Bemerkungen, welche Hr. Häckel in einer Tischrede zu Wien über den Streit verlautbart hatte, konnten weder nach Ort und Zeit, noch in ihrer nur auf Zeitungsberichten beruhenden Wiedergabe als eine der Bedeutung der Sache entsprechende Entgegnung gelten; sie zerstörten freilich auch den Glauben, daß Motive vornehmerer Art, etwa die Pietät gegen den ehemaligen Lehrer, die Zuversicht zu der stillwirkenden Macht der Wahrheit, oder gar vielleicht die Anerkennung, daß auf beiden Seiten etwas über das Ziel geschritten worden, diesem Schweigen zu Grunde lagen. Nun hat sich Hr. Häckel eines andern besonnen, seine Antwort liegt jetzt in Form einer 106 Seiten starken Brochüre vor. („Freie Wissenschaft und freie Lehre. Eine Entgegnung u. s. w. von Ernst Häckel. Stuttgart, Schweizerbart.“) Das Vorwort sagt uns, daß allerdings die Pietät einerseits, das Vertrauen auf die überzeugende Kraft seiner Lehre andererseits den Verfasser bisher von einer Aufnahme des Streites abgehalten hätten, aber es belehrt uns darüber nicht, warum diese Gründe jetzt nicht länger vorhalten konnten. Denn „die fortdauernde ergiebige Ausbeutung, welche Virchow's Rede seit drei Vierteljahren von Seiten aller clericalen und reactionären Organe zu Gunsten des geistigen Rückschritts erfährt“ — sie wäre doch weit mehr für Virchow, als für Häckel ein Grund, sich solcher „Ausbeutung“ zu widersetzen. Noch weniger zutreffend scheint uns zu sein, was in einiger Breite als zweites Motiv dieser späten Antwort vorgeführt wird. Nichts anderes als auch hier Hödel-Robling! Virchow habe „denuncirt“ die Descendenztheorie als „verantwortlich für die Gräueltaten der Pariser Commune“ und Häckel „als Bundesgenossen der Socialdemokratie an den Pranger gestellt“. Vielfach sei im Folge dessen die Ansicht laut geworden, daß damit „nichts Geringeres beabsichtigt sei, als eine Entfernung aller Darwinisten

von ihren akademischen Lehrstühlen". Und natürlich sieht Hr. Hädel diese Gefahr als eine ihm bereits persönlich drohende an, er tröstet sich jedoch mit einem emphatischen Lobe der zu Jena allezeit (?) hochgehaltenen Lehrsreiheit. „Bei uns in Jena herrschen andre Vorstellungen über die „Freiheit der Wissenschaft im modernen Staate“, als in der Reichshauptstadt Berlin. Was man in dieser „Metropole der Intelligenz“ für akademische Lehrsreiheit hält, das hat der Fall Dühring noch kürzlich schlagend illustriert. Bei uns würde es Niemand eingefallen sein, wegen seiner mißliebigen Äußerungen Dühring die *facultas docendi* zu entziehen, selbst wenn er nicht das Unglück gehabt hätte, unbemittelt und blind zu sein! Auch gilt bei uns nicht der Berliner Studentenvers: „Wer die Wahrheit lennet und saget sie frei, Der kommt in Berlin auf die Stadtvogtei!“ Vielmehr singen die Jenenser Studenten diesen Vers in seiner ursprünglichen Fassung: „Wer die Wahrheit lennet und saget sie nicht, Der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht!“ Der Rector magnificientissimus der Universität Jena, der Großherzog von Sachsen, der bewährte Beschützer der Künste und Wissenschaften, hat außerdem weit liberalere Ansichten über die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung und Lehre, als der berühmte Führer der Berliner Fortschrittspartei. Der erleuchtete und freisinnige Fürst in Weimar, unter dessen besonderem Schutze wir hier stehn, hat niemals für nöthig erachtet, die ungebundene Freiheit meiner Lehre und meiner Schriften irgendwie zu beschränken, selbst damals nicht, als 1868 die „Generelle Morphologie“ und 1868 die „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ erschien und als von verschiedenen Seiten der Versuch gemacht wurde, die darin enthaltenen jugendlichen Extravaganzen zur Grundlage einer schweren Anklage zu machen. Und was haben denn auch diese Extravaganzen, die ich jetzt aufrichtig beklage, weiter für Schaden angerichtet?“

Das geht noch ein Weilchen so fort: daß es uns besonders erbaute, wußten wir nicht zu sagen. Wozu der Lärm? Klingt das nicht so, als habe Virchow bereits durch seinen Freund, den Reichskanzler, ein Handbillet nach Weimar ergehen lassen, er könne es nicht länger mit ansehen, wie der Professor Hädel in Jena über die Ralkschwämme philosophire und laufe das Schnurstracks dem Art. 4 der Reichsverfassung zuwider, weshalb besagter Hädel schleunigst zu dimittiren sei? Was haben Blindheit und Vermögenslosigkeit des Herrn Dühring mit der Lehrsreiheitsfrage zu thun? Was soll der possirliche Dieb auf die Berliner Universität mit einem Studentenverse, überdies einem für den Zweck erst umgedichteten? Denn der Vers, lieber Herr Professor, ist kein Berliner, sondern veritables Jenenser Gewächs, zur Zeit der Burschenschaftsverfolgung in den dreißiger Jahren entstanden und also lautend: „... der kommt nach Berlin in die Hausvogtei“ zu Vater Dambach, worüber im Fris Reuter das Nähere nachzulesen. — Was ist also des Pudels Kern?

Herr Hädel hatte die Frage angeregt, ob seine, d. h. Darwin's erweiterte und fortgeführte Lehre nicht in den Unterricht insgesamt einzuführen sei. Virchow protestirte dagegen, daß durch den Anspruch, Hypothesen, die über die wissenschaftliche Ansehung noch keineswegs erhaben seien, zum Range von Dogmen zu erheben — denn auf Glauben beruht der Unterricht — die öffentliche Meinung, vielleicht auch die Staatsautorität, aufgereizt und mißtrauisch werde gegen die bisherige

Freiheit naturwissenschaftlicher Forschung. Man konnte — und das ist in diesen Blättern seinerzeit entschieden genug hervorgehoben worden — es beklagen, daß Virchow's Worte sich böswilliger Mißdeutung zu leicht böten: aber daß die Mißdeutung von Seiten der Professoren kommen könnte, das war nicht zu erwarten. Auch ist das in der That nicht geschehen, denn wenn, wie Herr Hädel gern zu glauben ist, neun Zehntel der deutschen Professoren der Physiologie jetzt der Darwin'schen Lehre huldigen, so müßten doch an der deutschen Naturforscherversammlung wenigstens so viele von ihnen theilgenommen haben, daß in dem allgemeinen Beifall, den Virchow's Rede damals errang, einiger Dissensus bemerklich geworden wäre. Nun ist aber diese Rede auch keineswegs gegen den Darwinismus, sondern, wie die Hindeutung auf die Blastidul-seelen deutlich genug bezeugte, nur gegen den Hädel'schen Ausbau desselben gerichtet gewesen, gegen Theorien, welche Herr Hädel möglicherweise in abermals zehn Jahren ebenso leichten Herzens zu den Lobten wirft, wie jetzt seine „aufrichtig beklagten Extravaganzen“ von 1868, die ja auch „weiter keinen Schaden“ angerichtet haben — eine Phrase die uns, dem Laien, der aber meint, daß ein ernsthafter Mann von seinen Irrthümern selber ernsthafter reden muß, nicht sonderlich behagt.

Der Universitätsunterricht also konnte in Virchow's Äußerungen bei einer billigen vernünftigen Auslegung nicht getroffen sein: was bleibt sonst in der Hädel'schen Entgegnung übrig was zur Sache gehört? Vergebens suchen wir nach einem Beweise, daß und wie in den Primarschulen der Unterricht in der Naturkunde anders eingerichtet werden könnte. Da war ja wirklich ein großes Verdienst zu erwerben, da war Virchow in die Enge zu treiben, da war eine mächtige Vorarbeit für das „Unterrichtsgesetz“, um das Hr. Hädel so ernste Sorge trägt, zu leisten. Freilich mußte das anders anheben, als die Einleitung der Hädel'schen Schrift selbst. Wenn diese als entscheidende Alternative hinstellt: Entweder haben sich die Organismen natürlich entwickelt und dann müssen sie alle von einfachsten gemeinsamen Stammformen abstammen — oder das ist nicht der Fall, die einzelnen Arten der Organismen sind unabhängig von einander entstanden, und dann können sie nur auf übernatürlichem Wege, durch ein Wunder, erschaffen sein. Natürliche Entwicklung oder übernatürliche Schöpfung der Arten — zwischen diesen beiden Möglichkeiten ist zu wählen, ein Drittes giebt es nicht!“ — so ist diese Art von Fragestellung wahrhaftig nicht viel mehr werth als der Streit darüber, ob Gott durch Einen Willensakt die Welt habe schaffen können, oder ob er sieben Tage dazu bedurft habe? Hr. Hädel leugnet in der That nur die folgenden sechs Tage, er findet, als guter Manchestermann, der die Zwischenhändler leben lassen will, es verabscheuenswerth, wenn der Großfabrikant zugleich einen Detailverkauf etabliren will. Denn die Schöpfungsfrage selber hat doch, wie er auch mit Entweder und Oder wettere, gar nichts damit zu thun, ob wir von „einfachen gemeinsamen Stammformen“ oder von „Arten“ zu rechnen beginnen: mag er in den schleimigsten Bathybius versinken oder in die dimensionsloseste Monere sich verflüchtigen, ja, „nähme er Flügel der Morgenröthe“ — durch die eiserne Wand des „Woher?“ preßt er damit die Daseinsfrage, mag er sie noch so sehr vergasen, nicht hindurch. Woher läßt Hr. Hädel seine „einfachen Stammformen“ entstehen? Wahr-

Wir führten schon oben an, daß der eigentliche Zweck der Schrift der Protest gegen jede Vermengung des Darwinismus mit der Socialdemokratie sei. Für die bevorstehende Naturforscherversammlung hat Oskar Schmidt einen Vortrag über das gleiche Thema angekündigt und daß er auch in gleich abwehrendem Sinne gehalten sein werde, dafür spricht ein Artikel des „Ausland“ vom vor. November, in welchem der Strassburger Gelehrte bereits sehr entschieden für Pödel gegen Virchow eintrat. In Erwartung der Dinge, die da kommen werden, mag es also nicht ohne Werth sein, schon jetzt die Ausführungen kennen zu lernen, welche unser Autor dieser Frage widmet. Pödel schreibt:

„Jede große und umfassende Theorie, welche die Grundlagen menschlicher Wissenschaft berührt und somit die philosophischen Systeme beeinflusst, wird zwar zunächst nur die Theorie der Weltanschauung fördern, aber weiterhin sicher auch eine Rückwirkung auf die praktische Philosophie, die Ethik, und die damit zusammenhängenden Gebiete der Religion und der Politik ausüben. Welche segensreichen Folgen nach meiner Uebersetzung unsere heutige Entwicklungslehre in dieser Beziehung nach sich ziehen wird, indem die wahre, auf Vernunft gegründete Naturreligion an die Stelle der dogmatischen Kirchen-Religion tritt, und deren Grundlage, das menschliche Pflichtgefühl aus den socialen Instincten der Thiere historisch ableitet, das hatte ich in meinem Münchener Vortrage nur kurz angedeutet.

Die Beziehung auf die „socialen Instincte“, die ich gleich Darwin und vielen Anderen für die eigentlichen Urquellen der sittlichen Entwicklung halte, scheinen nun für Virchow Veranlassung gegeben zu haben, in seiner Gegenrede die Descendenzlehre für eine „socialistische Theorie“ zu erklären und ihr somit den gefährlichsten und verwerflichsten Charakter beizulegen, den gerade in der Gegenwart eine politische Theorie haben kann. Die betreffenden erstaunlichen Denunciationen haben übrigens gleich nach ihrem Bekanntwerden solche gerechte Entrüstung und so eingehende Widerlegung hervorgerufen, daß ich hier füglich darüber hinweggehen könnte. Doch wollen wir sie wenigstens insoweit kurz beleuchten, als sie einen neuen Beweis dafür liefern, daß Virchow mit den wichtigsten Grundlagen der heutigen Entwicklungslehre unbekannt und daher zu ihrer Beurtheilung incompetent ist. Uebrigens legte Virchow als Politiker offenbar gerade auf diese politische Mißanwendung seiner Rede besonderes Gewicht, indem er ihr den sonst wenig passenden Titel gab: „Die Freiheit der Wissenschaft im modernen Staate“. Leider hat er nur vergessen, diesem Titel die zwei Worte hinzuzufügen, in denen die eigentliche Tendenz seines Vortrags gipfelt, die zwei inhaltsschweren Worte: „muß aufhören“!

Die überraschenden Enthüllungen, in denen Virchow die heutige Entwicklungslehre, und speciell die Abstammungslehre, als gemeingefährliche socialistische Theorien denuncirt, lauten folgendermaßen: „Nun stellen Sie sich einmal vor, wie sich die Descendenz-Theorie heute schon im Kopfe eines Socialisten darstellt! Ja, meine Herren, das mag Manchem lächerlich erscheinen, aber es ist sehr ernst, und ich will hoffen, daß die Descendenz-Theorie für uns nicht alle die Schrecken bringen möge, die ähnliche Theorien wirklich im Nachbarlande angerichtet haben. Immerhin hat auch diese Theorie, wenn sie consequent durchgeführt

wird, eine ungemein bedenkliche Seite, und daß der Socialismus mit ihr Fühlung gewonnen hat, wird Ihnen hoffentlich nicht entgangen sein. Wir müssen uns das ganz klar machen!"

Erstaunt frage ich mich beim Lesen dieser Sätze, die der Berliner „Kreuzzeitung“ oder dem Wiener „Vaterland“ entnommen zu sein scheinen: Was in aller Welt hat die Descendenz-Theorie mit dem Socialismus zu thun? Schon vielfach, von verschiedenen Seiten und seit langer Zeit ist darauf hingewiesen worden, daß diese beiden Theorien sich vertragen wie Feuer und Wasser. Mit Recht konnte Oscar Schmidt entgegnen: „Wenn die Socialisten klar denken würden, so müßten sie Alles thun, um die Descendenzlehre zu verheimlichen; denn sie predigt überaus deutlich, daß die socialistischen Ideen unausführbar sind.“ Und er fügt weiter hinzu: „Aber warum hat Virchow nicht die milben Lehren des Christenthums für die Ausschreitungen des Socialismus verantwortlich gemacht? Das hätte noch einen Sinn! Seine in's große Publicum geworfene Denunciation, so mysteriös, so zuversichtlich, als handelte es sich um „eine sicher beglaubigte wissenschaftliche Wahrheit“, und doch so hohl, vermag ich mit der Würde der Wissenschaft nicht in Einklang zu bringen.“

Bei diesen leeren Beschuldigungen wie bei allen den hohlen Vorwürfen und grundlosen Einwendungen, welche Virchow der Entwicklungslehre macht, hütet er sich wohl, irgendwie auf den Kern der Sache einzugehen. Wie wäre das auch möglich, ohne zu ganz entgegengesetzten, als zu den von ihm proclamirten Konsequenzen zu gelangen? Deutlicher als jede andere wissenschaftliche Theorie predigt gerade die Descendenz-Theorie, daß die vom Socialismus erstrebte Gleichheit der Individuen eine Unmöglichkeit ist, daß sie mit der thatsächlich überall bestehenden und nothwendigen Ungleichheit der Individuen in unlöslichem Widerspruch steht. Der Socialismus fordert für alle Staatsbürger gleiche Rechte, gleiche Pflichten, gleiche Güter, gleiche Genüsse; die Descendenz-Theorie gerade umgekehrt beweist, daß die Verwirklichung dieser Forderung eine baare Unmöglichkeit ist, daß in den staatlichen Organisations-Verhältnissen der Menschen wie der Thiere weder die Rechte und Pflichten, noch die Güter und Genüsse aller Staatsglieder jemals gleich sein werden, noch jemals gleich sein können. Das große Gesetz der Sonderung oder Differenzirung lehrt ebenso in der allgemeinen Entwicklungs-Theorie, wie in deren biologischem Theile, der Descendenz-Theorie, daß die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen aus der ursprünglichen Einheit, die Verschiedenheit der Leistungen aus der ursprünglichen Gleichheit, die zusammengesetzte Organisation aus der ursprünglichen Einfachheit sich entwickelt. Die Existenz-Bedingungen sind für alle Individuen von Anfang ihrer Existenz an ungleich, sogar auch die ererbten Eigenschaften, die „Anlagen“, sind mehr oder minder ungleich, wie können da die Lebens-Aufgaben und deren Ergebnisse überall gleiche sein? Je höher das Staatsleben entwickelt ist, desto mehr tritt das große Princip der Arbeitstheilung in den Vordergrund, desto mehr verlangt der Bestand des ganzen Staats, daß seine Glieder sich in die mannigfaltigen Aufgaben des Lebens vielfach theilen; und wie die von den Einzelnen zu leistende Arbeit und der damit verbundene Aufwand von Kraft, Geschick, Vermögen u. s. w. höchst verschiedenartig ist, so muß naturgemäß auch

der Lohn dieser Arbeit höchst verschieden sein. Das sind so einfache und handgreifliche Thatsachen, daß man meinen sollte, jeder vernünftige und vorurtheilsfreie Politiker sollte die Descendenz-Theorie, wie überhaupt die Entwicklungslehre, als bestes Gegengift gegen den bodenlosen Widsinn der socialistischen Gleichmacherei empfehlen!

Vollends der Darwinismus, die Selections-Theorie, den Virchow bei seiner Denunciation wohl eigentlich mehr im Auge gehabt hat, als den stets damit verwechselten Transformismus, die Descendenz-Theorie! Der Darwinismus ist alles Andere eher als socialistisch! Will man dieser englischen Theorie eine bestimmte politische Tendenz beimessen, — was allerdings möglich ist —, so kann diese Tendenz nur eine aristokratische sein, durchaus keine demokratische, und am wenigsten eine socialistische! Die Selections-Theorie lehrt, daß im Menschen-Leben wie im Thier- und Pflanzen-Leben überall und jederzeit nur eine kleine bevorzugte Minderzahl existiren und blühen kann, während die übergroße Mehrzahl darbt und mehr oder minder frühzeitig elend zu Grunde geht. Zahllos sind die Reime jeder Thier- und Pflanzenart, und die jungen Individuen, die aus diesen Reimen hervorgehen. Unerhältnißmäßig gering ist dagegen die Zahl der glücklichen Individuen unter jenen, die sich bis zur vollen Reife entwickeln und ihr erstrebtes Lebensziel wirklich erreichen. Der grausame und schonungslose „Kampf um's Dasein“, der überall in der lebendigen Natur wüthet, und naturgemäß wüthen muß, diese unaufhörliche und unerbittliche Concurrenz alles Lebendigen, ist eine unleugbare Thatsache; nur die auserlesene Minderzahl der bevorzugten Tüchtigen ist im Stande, diese Concurrenz glücklich zu bestehen, während die große Mehrzahl der Concurrenten nothwendig elend verderben muß! Man kann diese tragische Thatsache nie beklagen, aber man kann sie weder weglegen noch ändern. Alle sind berufen, aber Wenige sind auserwählt! Die Selection, die „Auslese“ dieser „Auserwählten“ ist eben nothwendig mit dem Verkümmern und Untergang der übrig bleibenden Mehrzahl verknüpft. Ein anderer englischer Forscher bezeichnet daher auch den Kern des Darwinismus geradezu als das „Ueberleben des Passendsten“, als den „Sieg des Besten“. Jedenfalls ist dieses Selections-Princip nichts weniger als demokratisch, sondern im Gegentheil aristokratisch im eigentlichen Sinne des Wortes! Wenn daher der Darwinismus nach Virchow, consequent durchgeführt, für den Politiker eine „ungemein bedenkliche Seite“ hat, so kann diese nur darin gefunden werden, daß sie aristokratischen Bestrebungen Vorschub leistet. Wie aber der heutige Socialismus an diesen Bestrebungen seine Freude haben soll, und wie die Schrecken der Pariser Commune darauf zurückzuführen sind, das ist mir, offen gestanden, absolut unbegreiflich!

Uebrigens möchten wir bei dieser Gelegenheit nicht unterlassen darauf hinzuweisen, wie gefährlich eine derartige unmittelbare Uebertragung naturwissenschaftlicher Theorien auf das Gebiet der praktischen Politik ist. Die höchst verwickelten Verhältnisse unseres heutigen Culturlebens erfordern von dem praktischen Politiker eine so umsichtige und unbefangene Berücksichtigung, eine so gründliche historische Vorbildung und kritische Vergleichung, daß derselbe immer nur mit größter Vorsicht und Zurückhaltung eine derartige Rußanwendung eines „Naturgesetzes“ auf die Praxis des Culturlebens wagen wird. Wie ist es nun möglich,

zur Orientirung über die Bismarck'sche Aera.

VIII. (Schlußartikel) Das preussisch-russische Verhältniß.

Im Mai 1859 begannen die Unterredungen Bismarck's mit dem russischen Reichskanzler Gortschakoff; im Juni 1878 traf der russische Staatsmann in Berlin ein, um in dem von Bismarck als deutschem Reichskanzler geleiteten Congreß das Zarenreich zu vertreten. Die zwanzig Jahre, welche zwischen diesen beiden Daten liegen, haben die Ausfaat jener Petersburger Zwiesgespräche allmählig sich zur Frucht entwickeln sehen und am Schluß jenes Zeitraums kam Gortschakoff zur Ernte nach Berlin.

Wir kennen den Styl der häuslichen Beredsamkeit Bismarck's aus den Zeitungsberichten über seine Ansprache an die Commission des preussischen Abgeordnetenhauses nach seiner Ernennung zum Premierminister und über seine Sonnabend-Scherze im Kreis der Nationalliberalen, ferner aus der geschichtlichen Denkschrift Benedetti's und aus den Mittheilungen Lamarmora's über Bismarck's Verhandlungen mit Gorone.

Seinen Redefluß richtete er je nach der Natur seines Publicums ein. Jene Commission des Abgeordnetenhauses wollte er durch die höfliche und flüchtige Behendigkeit blenden, mit der er ihr die kaleidoskopischen Bilder von Preukens militärischer Bestimmung und Erhabenheit über die Spiele des Constitutionalismus vorführte und durcheinanderschüttelte. Die Nationalliberalen der Sonnabends-Orbelungen speiste er als Kinder mit Anekdoten innerer Politik und mit geflügelten Worten über auswärtige Dinge ab. Benedetti sollte ihn als den künftigen Aeolus und Bändiger des deutschen Parlamentssturms kennen lernen, Gorone dem Hofe von Florenz melden, wie er die Strömungen des preussischen Hofes beherrschte und mit dem Kaiser der Franzosen Alles bis auf die spätern Beweise der verheissenen Erkenntlichkeit abgemacht hatte. Für die Biarritzer-Phantasienspiele mit Napoleon hatte er die Larve des politischen Wagemannes angelegt, um dem Kaiser das Zimmerwort für eigene Lustbauten zu liefern und sich selbst als einen brauchbaren Gefellen für diese Phantasien zu empfehlen.

Diese Stylarten waren im Geheimniß des Gortschakoff'schen Arbeitszimmers nicht angebracht. Hier stand die Ansicht auf alle Cabinette Europa's von Konstantinopel an bis auf London beständig offen und reichte das Spiel mit einem einzelnen Machthaber und Ministerium nicht aus. Am wenigsten war mit einer Regierung, die sich nach den Einbußen des Krimkriegs wieder zum Centrum der europäischen Politik machen wollte, die Sache leicht zu nehmen. Zuweilen wohl mochte der preussische Gesandte seinem Selbstgefühl in humoristischen oder gewagten Bildern der Cabinette Pust machen und den russischen Kanzler ergötzen, aber das Geschäft blieb die Hauptsache. Für Bismarck hieß dasselbe die Freundschaft Rußland's als Rückhalt für die Gefahren, welche der österreichische Krieg, im Fall des Siegs die Herauswicklung aus den mit Frankreich eingegangenen Verpflichtungen und ein französischer Krieg mit sich bringen könnte. Unmittelbar und ernstlich ging sodann das Geschäft auf die Gegendienste aus, welche Rußland zu erwarten hatte. Diese Gegendienste lauteten: Befreiung aus den Fesseln des Pariser Friedens von 1856 und Freilassung der Straße nach Konstantinopel.

Frankreich ist aus dem Berliner Congreß in der gedrückten Lage herausgekommen, wie es sich die beiden Staatsmänner im Petersburger Amtszimmer dachten und besprachen. Nur in der Berechnung von Englands Nerven haben sie sich getäuscht.

Frankreich ist wieder so schwach geworden und auf sich selbst zurückgewiesen, wie nach den europäischen Erschütterungen des siebenjährigen Kriegs und der großen Mutter desselben, der englisch-französischen Rivalität in Nordamerika und Ostindien und wie nach dem Fall Napoleon's I. In diesen Tagen mußte es sogar, von Disraeli in der Oberhausitzung vom 18. Juli hören, daß

seine Interessen in Negorten (mit seiner Schöpfung des Suescanals) und in Syrien mehr Gemüthsache als von substantiellem Gehalte seien.

England geht aus dem Berliner Congreß wiederum wie aus den genannten beiden Weltkriegen als Sieger hervor und zwar als Sieger, der einen gleichen Gewinn wie Rußland in den beiden früheren Fällen davon trägt. Es ist wie nach den Pariser Präliminarien von 1762 und nach dem Pariser Frieden von 1815 die Macht, die mit dem großen Nordreich einen der Mittelpunkte bildet, um welche sich die elliptische Bahn der europäischen Politik bewegt.

Jene beiden früheren Kriege, welche Frankreich schwächten und das politische System Europas auf den Gegensatz von England und Rußland beschränkten, waren zugleich für die Ausbildung des preussisch-russischen Verhältnisses wichtig. Der siebenjährige Krieg gebot dieses Verhältniß und erzog Preußen für die russische Freundschaft, welche das Jahr 1813 für die Könige Friedrich Wilhelm III. und IV. zum Grundgesetz ihrer Politik machte. In dieser Beziehung hat also Bismarck nichts Neues und Originales geschaffen.

Die Erziehung Preußens für russische Zwecke begann im siebenjährigen Krieg schon unter Elisabeth. Diese Kaiserin, keineswegs die Kleinliche und weibliche Feindin Friedrichs, als welche sie der Ueberlieferung gilt und als die sie der König selbst in seinen Briefen und Unterhaltungen darzustellen liebte, hatte eben so wenig wie der Pariser Hof Lust dazu, durch eine große strategische Kriegsführung Oesterreich zur Herrschaft in Deutschland zu erheben. Sie wollte den Feind, gegen den sie sich mit Maria Theresia verbunden hatte, nur so weit durch militärische Schaustellungen und, wenn es noth that, durch fühlbare Treffer bearbeiten, daß er für das Vorschreiten der russischen Politik ungefährlich, gefügig und womöglich brauchbar ward. Alle ihre Generale von Apraxin, dem Sieger bei Mersjägerndorf, an rückten langsam und nur zögernd in die preussischen Lande ein. Alle von Hermor (1758) an benahmen sich im militärisch-diplomatischen Verkehr mit den österreichischen und französischen Gesandtschäftsträgern verschlossen wie Apraxin, behandelten die Vertreter der Verbündeten wie lästige, aufgedrungene Erzwane, schwiegen gegen sie über ihre Pläne oder hielten sie mit Entwürfen hin, denen man es ansah, daß es ihnen mit denselben nicht Ernst war. Soltikow war nach dem vernichtenden Sieg bei Munsdorf (1759) nicht dazu zu bewegen, den Sieg zu verfolgen. Bunturlin (1761) begnügte sich damit, unabhängig vor Friedrichs Lager von Bunselow liegen zu bleiben; wenn Koutouf ins russische Hauptquartier kam, um zu einem Beschlusse zu treiben, bewies ihm Jeder die größte Achtung, that Jeder, als ob er seiner Meinung sei, noch ehe sie ausgesprochen war, allein keiner der vereinbarten Beschlüsse ward ausgeführt. Die großen Worte der Geschichtsbücher über den Schrecken, welchen den Russen ihre eignen Siege oder die Verschonungen jenes Lagers einflößten, sind sehr übel angebracht und auf preussischer Seite unbillig. Alle jene Generale von Hermor an bekamen im Sommer Befehle zu einer lebhaften und kräftigen Kriegsführung oder, unter Androhung des kaiserlichen Unwillens, die Anweisung, sich mit den verbündeten Mächten in Unternehmungen zu setzen und durch energische Maßregeln den Mägen derselben für die Zukunft vorzubeugen. Kaum aber waren sie nach Polen, wo sie ihre Winterquartiere bezogen, zurückgekehrt, als sie kaiserliche Belobungsschreiben für die Schonung der Truppen und hohe Orden erhielten.

Polen hatte Elisabeth im Auge, hier wollte sie Rußland heimisch machen und zugleich den Einfluß Friedrichs beschränken. Als die Aggression Friedrichs mit der Schlacht bei Prag (6. Mai 1757) den Höhepunkt erreichte, fürchtete man bereits in Versailles den Abfall der deutschen Reichsfürsten von ihrem kaiserlichen Oberhaupt und die Schulderhebung für Friedrich, so wie die Erklärung der Polen für den Letzteren. Dieser Wendung wollte Elisabeth entgegenarbeiten und ihren Plan nahm auch Katharina wieder auf, jedoch mit dem Zusatz, daß sie ihn nach dem Sturz ihres Gemahls, Peter's III., mit der freundschaftlichen Stellung zu Friedrich vereinigte und diesen an ihrer Hand und unter ihrer Leitung in die polnischen Angelegenheiten einführen wollte.

Förderung bei ihm gar keine Schwierigkeiten finden würde, wenn es ohne Krieg geschehen könne.

Ferberg selbst schwebte, während der Türkenkrieg an der Donau hin und her wogte, in einer beständigen Angst und Inquietude, je nachdem die türkischen oder russisch-österreichischen Waffen die Oberhand erhielten, das Moldau-Balacher-Projekt von Monat zu Monat um. Zuletzt, während er die Polen mit seiner Werbung um die beiden Weichseelände beschäftigte und beruhigte, gedachte er aus Belgien eine Vergütung herauszuschlagen, die er Oesterreich für Galizien bieten könnte. Endlich machten die Vertreter Englands auf der Reichensbacher Zusammenkunft (im Juli 1790) einem Handelsgeheimnis, welches ganz Europa zur Qual wurde, mit ihrer Erklärung ein Ende, daß sie zu dem Ferberg'schen Entschädigungsplan ihre Theilnahme versagen müßten.

Bisher hatten Preußens Freunde, die Polen und die Türkei, erfahren, welchen Lohn es für seine Fürsprache in Anspruch nehmen, jetzt sahen sie, daß seine Gegner bei einiger Festhaftigkeit und geschäftlicher Gewandtheit besser als seine Schützlinge davon kamen.

Der König war nicht weniger verstimmt wie die Polen; er konnte die Kälte, welche sie seinem, so lange Oesterreich und die Türkei die rechte Unterlage noch nicht herbeigeschaft hatten, bodenlosen Tauschverlangen entgegenbrachten, nicht verschmerzen und die Erinnerung an diese „Unausführbarkeit“ gab der Freundschaft, mit der er dem Churfürsten von Sachsen, dem erlösten Träger der von der Constitution des 3. Mai 1791 geschaffenen erblichen Krone Polens Glück wünschte, den Beigeschmack einer freistigen Höflichkeit. Die unglückliche Republik ward für ihn der Gegenstand einer kühlen Ermüdung und politischen Berechnung.

Es wurde es Katharinen leicht, die Fäden ihrer überlegenen Berechnung nach ihm auszuwerfen und ihn zu umgarnen, und es begann das Spiel seiner Kunst, deren machiavellistischen Charakter die neueren deutsch-nationalen Historiker nicht lebhaft genug beklagen und endlich verdammen können.

Der König hatte das kalte Liebeswerk, aus welchem das erneuerte und angeblich verstärkte Polen hervorging, gegen Rußland selbst gerichtet; — ist es also bössartige Intrigue, wenn sie ihn diesem Erzeugniß einer oberflächlichen, von Amsterdam und Brüssel bis Konstantinopel sich ausbreitenden Vielthätigkeit allmählig abrenntig machte? War es Arglist, wenn sie Preußens Interesse besser als dieses selbst verstand und ihren Nachbar darüber aufklärte, daß die fernere und durch Ferbergs geistende Formel selbst zum europäischen Gesetz erhobene Theilung Polens ihm vortheilhafter wäre als der ungewisse Versuch, es durch einen Churfürsten des römischen Reichs zu stärken?

War es ein infernales Spiel, daß Katharina, während nach dem Tassier Frieden vom 3. Januar 1792 ihre Heere von der Donau sich nach Polen in Bewegung setzten, um der neuen polnischen Verfassung ein Ende zu machen, in Berlin durch das Versprechen einer Theilung die Ueberzeugung erweckte, daß die Verfügung Rußlands über Polen für Preußen lohnender sei als die unfruchtbare Werbung um ein Paar Weichseelände.

Man war in Berlin froh, die polnische Allianz los zu sein, ließ Rußland in Polen schalten und walten, hütete sich auch, durch Oesterreichs schwache Bemühungen für die Erhaltung der Republik sich irre machen zu lassen, und fand es bequemer, mit der Zarin ein gutes Einvernehmen zu pflegen.

Jedoch mußte für den ersten ernstlichen Schritt auch die Zustimmung des allirten Oesterreichs gesucht werden und Preußen konnte für diese Anregung der Frage keinen ungünstigeren Augenblick auffinden, als derjenige war, den es in seiner möglichen Lage endlich wählte. Es war nach dem Schluß eines ohne alle strategischen Rücksichten angelegten Feldzugs, nach dem Rückzug der entmuthigten und so gut wie aufgelösten preussischen Armee aus der Champagne, in dem ersten deutschen Ort, den man bei Luxemburg wieder berührte, daß die preussische Diplomatie für die kriegerischen Opfer und Anstrengungen ihres Landes eine Entschädigung in Polen verlangte. Sie wollte, ehe sich Preußen zu neuen Anstrengungen für den Krieg im Westen entschloß, von

Oesterreich und Rußland eines reichlichen Antheils von Polen zur sofortigen Bestätigung versichert sein.

So eröffnete Preußen das Schauspiel, welches die beiden gegen einander misstrauischen und aufgebrachtten deutschen Mächte mit ihrem Duhlen um die Gunst der Zarin darboten, die sie beide mit ihrem Wettstreit zur Schiedsrichterin über ihre Ansprüche auf die letzten Stücke der polnischen Beute erhoben. Für Preußen insbesondere war es demüthigend, daß der Donner vor den Wällen von Praga den „Anstrengungen“ seiner Armee am Rhein, wo die Blicke der Anführer immer auf Polen gerichtet waren, ein Ende und die Bemühungen seiner Generale in Polen überflüssig machte. Suwarow's Schreiben vom 5. Nov. 1794 an Friedrich Wilhelm II: „Praga raucht, Warschau juchet. Auf den Wällen von Praga. Suwarow,“ wirkte in Berlin wie ein Donnerschlag.

Die revolutionäre Laufbahn Friedrich Wilhelm's war längst beendet; dafür hatte sie Katharina betreten, indem sie eine aristokratische Republik niederwarf und, geschickter, geduldiger und nachhaltiger wirkend als der französische Wohlfahrtsauschuß, auch große Monarchien in dieses Werk hineinzuziehen verstand und dieselben zugleich zu ihren Dienern machte.

Der Spott der deutsch-nationalen Geschichtsschreiber über jene 15,000 Mann Hilfstruppen, welche Katharina den deutschen Mächten versprach, als sie dieselben in den Krieg mit Frankreich zu treiben versuchte, ist sehr vortheilhaft. Statt jenen Viertausend Mann kamen noch große Heere. Suwarow's Siegeszug in Italien (1799), die Schlacht bei Austerlitz (1805), die Schlachten bei Polan und Friedland (1807), die Schlacht bei Borodino und der Brand Moskau's (1812), das Einrücken der russischen Armee in Deutschland führten das Werk der Zarin zu Ende und gaben ihrem Enkel 1815 eine europäische Stellung, wie sie der Wohlfahrtsauschuß und dessen Erbe, Bonaparte, nicht hatten behaupten können.

Die lange Reihe seiner Feldzüge ist zwar wie die entsprechenden Anstrengungen Oesterreichs durch Niederlagen und militärische Nothzustände bezeichnet, allein der rechte Kriegsmann zeigt sich erst in der Erhebung aus Nothlagen als Meister. Das äußere Schauspiel der Napoleonischen Kriege schildert Victor Hugo in seinen „Elenden“ vollkommen richtig als ein „Erstbeugen und Herrschen, Marschiren und Trümpfhieren, Niederschmettern der Völker und Dynastien, ein Umgestalten Europa's im Sturmschritt, Verbünden einer gewonnenen Schlacht bei jeder Morgenröthe und Ausschleudern von unsterblichen Lichtworten“. Bei all diesem Lichtglanz befand sich der siegreiche Imperator in derselben Nothlage wie seine gedemüthigten Gegner. Er konnte wie diese auch nicht mehr als einen kurzen Feldzug, nur die Wechselfälle einer Schlacht aushalten. Wie die Gegner nach einer verlorenen Schlacht sich sofort auf Friedensunterhandlungen einließen, so war er selbst von dem Revolutionsgeiste gepeinigt, daß er siegen müsse und ohne den Sieg verloren sei. Die Guillotine des Wohlfahrtsauschusses stand nicht mehr hinter ihm, dafür quälte ihn die Angst, daß es mit dem Zauber seines Namens vorbei sei, wenn er sich einmal auch nur zurückzöge. Die Ehre und der Ruhm, den Reichthum des Genies auch auf einem militärischen Rückzug zu zeigen, waren ihm verfallen. Seiner Glorie war er es schuldig, sich auch auf seine Unterhandlungen zur Vereinbarung mit den Interessen der Völker und Fürsten einzulassen. Er mußte behaupten, was er schnell durch Ueberraschung ergriffen hatte, und diesen eiligen Gewinn durch immer weiteres Vorgehen sicher stellen. Diese innere Unsicherheit jagte ihm den Hunger nach Allem ein und trieb ihn in die Gasfelder Rußlands. Sobald er, wie gegenüber dem spanisch-englischen Heer Ausdauer und Unermüdetheit und in Rußland das neue Schauspiel fand, daß ein Heer auch auf dem Rückzuge steht und daß ein Fürst trotz der feindlichen Besetzung seiner Hauptstadt sich zum Frieden nicht herabließ, war er verloren.

Ein schnell und flüchtig zusammengeschweißtes Reich fiel eben so schnell wie es selbst zusammen, weil er es zum Gut nur einer nationalen Habsucht und zu einem bonapartistischen Familienbesitz hatte machen wollen. Weder jener Name,

abgewalltet haben müssen. Für die plötzliche und große Wendung in Ost- und Westpreußen ist aus der Mitte der betroffenen Partei selbst in löblicher Offenheit der niedere Bildungsgrad der Bevölkerung als Grund angegeben worden. Die Polen, die Katholiken verstehen es freilich, auch in solchem Boden ihre Samenkörner aufgehen zu lassen, und von der Socialdemokratie wird ja überhaupt gesagt, daß die Bildungslosigkeit der Massen die Quelle ihrer Macht sei. Auch ist die Bildungslosigkeit als solche, in ihrem officiellen Begriff, also der geringe Erfolg der Elementarschulbildung, keineswegs, nach alter geschichtlicher Erfahrung, unverträglich mit einem starken jähren Freiheitstribe, es müssen nur eben Männer dasein, die ihn in eine verständliche Form ausprägen, ihm populäre Schlagworte zu geben verstehen und an solchen Männern oder, falls sie da waren, an deren Arbeitslust fehlt es offenbar in den beiden Provinzen.

Natürlicher und gewissermaßen gesünder scheint der Abfall, den die nationalliberale Partei in Hannover, ihrem eigentlichen Stammsitze, erlebt hat. Es entsprach dem Wesen dieser alten, fest und langsam schreitenden Stämme keineswegs, als sie 1866 sofort in das Lager der Sieger hüpften. Die Mittel, mit denen diese scheinbaren Erfolge hergestellt wurden, haben denn auch nicht länger vorhalten wollen, die particularistische Unterströmung kommt wieder herauf und zu ihrem Rechte. Denn hier sowohl wie in den außerpreussischen Ländern des Reichs sehe man wohl zu, wenn von sogenannt conservativen Wahlsiegen die Rede ist: der bedingungslos Bismarck'schen Partei werden sie nur selten zu Gute kommen. Eine deutsche conservative Partei, wie auch der Name usurpiert werde, giebt es noch nicht in Deutschland, kann es noch nicht geben, sondern die bairischen, die württembergischen u. s. w. Conservativen werden gelegentliches sich äußerst deutlich als bairische, als württembergische Particularisten entpuppen und sich dann selber durch den Ehrentitel von Reichsfeinden nicht anstecken lassen. Ehe an die Bildung einer solchen Partei gedacht werden kann, bedarf es nicht nur einer sichern, nicht bloß auf zwei Augen stehenden deutschen Regierung (natürlich ist damit nur ein deutsches Ministerium gemeint), sondern das Reich selbst muß auch in seiner innern Constitution, im Verhältniß seines Kaisers zu den Landesfürsten, seiner Centralvertretung zu den Landesvertretungen, seines Reichstages zu seinem Bundesrathe weit fertiger sein, als das bis jetzt der Fall ist. Einstweilen hat Hannover einen naturgemäßen Rückschritt zu sich selber gemacht, Württemberg zeigt wenigstens den Ansatß dazu, Baden, die Pfalz und die Hessen werden nachfolgen und wenn in Baiern die Entwicklung eine complicirtere ist, so liegt das an dem Dazwischentreten des mächtigen clericalen Factors, der das bairische Particularinteresse größtentheils in sich aufnimmt. Hier überall wird sich für die „Volkspartei“ mit ihrer anticentralistischen Tendenz in den nächsten Jahren ein fruchtbares Feld der Entwicklung eröffnen.

Eine Ausnahmestellung bei der Beurtheilung der Wahlresultate nimmt die Socialdemokratie ein. Es wäre ungerecht und blind, wollte man hier daraus, daß sie vorläufig auf drei Wahlsiege beschränkt ist, folgern, daß der Bestand der Partei auch auf ein Viertel oder Fünftel reducirt sei. Bei ihr vielmehr, weit stärker als bei jeder andern Partei, ist nicht die Zahl der Abgeordneten, sondern die der Wähler in Betracht

zu ziehn. Denn die Maßregelungen der Großindustriellen, die Beschränkungen in Preß-, Vereins- und Versammlungsrecht gingen offenbar nicht bloß darauf hinaus, diese Partei aus dem Reichstage zu verdrängen, sondern sie wollten sie in ihrem ganzen Bestande erschüttern, sie richteten sich gegen die Wähler selbst. Wie diese trotz alledem in verstärkten Ziffern zur Wahlurne gekommen sind, ist bekannt. Denen dieser Kampf also die Hauptsache war, den Liberalen, wird nun einleuchten, daß sie auch hierin unglücklich waren; sie werden vielleicht, verblendet sie ihr Eifer nicht gar zu sehr, aus dieser Erscheinung Einiges in Bezug auf die verheißene Ausnahmegegesetzgebung gelernt haben. Wenn alle jene Maßregeln und Maßregelungen, wie sie in den letzten Wochen in vollem frischen Eifer und unter freiwilliger Mitarbeit auch der sonst Apathischen ins Werk gesetzt wurden, eine ihren Zwecken stark entgegengesetzte Wirkung gehabt haben, so ist von ihnen, sobald sie chronisch werden und den gelassenen Gang annehmen, in den eine Sache so leicht verfällt, der die öffentliche Meinung ihr gespanntes Interesse nicht mehr zuwendet, noch weit weniger zu erwarten. Und wie viel Schlimmeres und Strengerer eigentlich noch kommen könnte, als in der letzten Zeit der Socialdemokratie widerfahren, das ist schwer abzusehen.

Nun tröstet man sich freilich damit, daß in den für die socialdemokratischen Candidaten abgegebenen Ziffern kein Zuwachs der Partei stehe, sondern daß dieser Zuwachs hauptsächlich durch Solche hervorgebracht sei, die aus allgemeiner Unzufriedenheit mit den Dingen für die extremste Partei gestimmt hätten. Das ist eine seltsame Art von Trost. Dieser extremen Partei, deren Programm bekannt ist, konnte man versuchen durch sociale Reformen den Boden abzugewinnen, man konnte hoffen die Partei zu ruiniren, indem man ihre Mitgliedschaft mit Verboten und Verfolgungen belegte: was aber mit diesen ganz unerkennbaren, ganz introuvablen Massen anfangen, die in der Luft, gleich den Keimen einer Seuche, schweben und alles gesunde Leben im Staate vergiften!

Mit einem fast imponirenden Gleichmaaß ist nur Eine Partei aus dem Kampfe hervorgegangen: das Centrum. Durch die Verschiebung von links nach rechts ist sie in die ihrem Namen entsprechende Mitte gerückt, sie regiert fortan der Wage Bälglein. Von den Hoffnungen und Besürchtungen aber, die man an die Rüssinger Zusammenkunft der letzten Tage knüpft, wird man sich vorläufig freihalten dürfen. Ginge selbst Rom auf einen modus vivendi betreffs der Maigesetze ein, so liegt in der auswärtigen Politik des Reichskanzlers und deren Folgen für das päpstliche Regiment Grund genug für die Curie, dem Centrum in Bezug auf die Fragen der gesamten inneren Politik keinen Wechsel der Haltung anzumuthen. Herr Windthorst würde in seinen jüngsten rheinischen Reden nicht so freiwillig seine oppositionellen Meinungen zum Besten gegeben haben, fürchtete er von einer Wendung der Lage ein Dementi.

Eine Probe auf diese oppositionelle Festigkeit wird das Centrum, wie zu hoffen ist, bald zu bestehen haben. Das Land erwartet in seiner immer noch großen Mehrheit von seinen ausgewählten Vertretern in allererster Linie eine Beruhigung darüber, daß sein freies Wahlrecht respectirt bleibe. Mögen die Parteien mit allen Mitteln, die ihnen Ehrgefühl und Geseß gestatten, um den Sieg streiten: der Staat selber und

Product eines langen und complicirten geschichtlichen Processes ist. Wenn gerade in diesen Blättern der Versuch gemacht werden soll, einen von jedem Parteistandpunkte absehbenden Beitrag zu der Naturgeschichte des modernen deutschen Volksvertretenthums zu geben, so hat dies einen doppelten Grund. Einmal widmen sie allen hervorragenden geistigen Tagesinteressen rege Theilnahme, dürfen also die gegenwärtige Bewegung gewiß nicht unberührt vorübergehen lassen, dann aber sind gewisse Dinge überhaupt in eigentlich politischen Tagesblättern gar nicht auszusprechen. Die gesammte politische Welt ohne Unterschied der Parteifarbe wird von einer Art unbewußten Freimaurerthums umfaßt, das nicht gestattet über den wirklichen Character, die wirkliche Bedeutung gewisser Erscheinungen volles Licht zu verbreiten. Nur „Brüder“, die „gebedt“ haben, mögen hier und da den Schleier der eleusinischen Geheimnisse etwas zu lüften wagen und sind dann selbstverständlich auf nicht-politische Zeitschriften angewiesen. Oder glaubt man etwa, ein freimaurerisches Blatt würde Heine's epochemachende Entdeckung, daß die vielberufenen mystisch-feierlichen „Logen-Arbeiten“ eigentlich in Kaffeetrinken, Dominospielen und Ähnlichem bestehe, ohne Weiteres aufzunehmen und zu verbreiten geneigt gewesen sein.

Der Parlamentarismus des deutschen Reichs, wie er sich seit Gewährung des allgemeinen und directen Wahlrechts herausgebildet hat, darf den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, eine der räthselreichsten und widerspruchsvollsten Hervorbringungen des modernen Culturlebens zu sein. Um das vollauf und unwiderleglich bestätigt zu finden, hat man sich einfach Das, was die nächsten Wochen und Monate bringen werden, nach den feststehenden Erfahrungen der Vergangenheit zu vergegenwärtigen. Die Wahlbewegung ist aus hinlänglich bekannten Gründen eine ungewöhnlich tiefgehende; viele Hunderttausende von deutschen Männern sind bis zum 30. Juli in so ungemeiner Aufregung, daß alle anderen öffentlichen Interessen für sie vor dem Bestreben in den Hintergrund treten, Hunderte von Candidaten aller Parteisattirungen de omnibus rebus et quibusdam aliis peinlich zu verhören und auf Programme aller Art förmlich einzuschwören. Und wenn am 30. Juli in später Abendstunde in dem schwülen Wirths-Locale das Resultat der betreffenden Wahl bekannt geworden? Dann folgt bei dem ganz überwiegenden Theile des deutschen Volkes dem leidenschaftlichen Interesse urplötzlich und ohne merkbaren Uebergang apathische Indifferenz. Wenn eine Statistik darüber möglich wäre, wie viele von Denen, die sich bei den Wahlvorbereitungen am eifrigsten betheiligt haben, es nach der Wahl für der Mühe werth erachten, sich auch nur halbwegs um Das zu kümmern, was das Resultat ihrer Anstrengungen gewesen, sie würde merkwürdige Minimalziffern ergeben, obwohl die Socialdemokraten in dem letzten Jahrzehnt nach Kräften dafür gesorgt haben, die Zahl Derjenigen ansehnlich zu vermehren, welche sich auch außerhalb der Wahlzeit ernstlicher als durch bloße Lectüre des hergebrachten Zeitungsblattes und durch gewatterhafte Rannegiekerien auf der Bierbank mit Dem beschäftigen, was man gewohnheitsmäßig „Politik“ nennt. Selbst die bei jeden Wahlen als obligates Schreckmittel verwendete „unausgesetzte Controle der Wählerschaft“ erweist sich bei näherer Betrachtung als inhaltslose Fiktion, über die der Candidat nach den ersten vierzehn Tagen seiner ersten Session

blos noch lächelt. Denn wenn er in das innere Getriebe unseres Parlamentarismus auch nur einen Blick geworfen, muß ihm klar geworden sein, daß er sich eigentlich bei Licht besehen einer unverantwortlichen Unverantwortlichkeit zu erkreuen hat. Mit dem Augenblicke, wo der neu gewählte Abgeordnete zum ersten Male mit Herablassung von dem wachhaltenden Schutzmann begrüßt und mit unverfälschter Herzlichkeit (im Hinblick auf das übliche Charitativum am Ende der Session) von dem silber-bordirten Portier empfangen, das Atrium der ehemaligen Porzellan-Manufaktur in der Leipziger Straße No. 4 betritt, mit dem Momente, wo sein Auge auf die in der linken Ecke desselben stehende schwarze Tafel fällt, auf der alle Plenar-, Commissions-, Fraktions- und Gruppen-sitzungen angekündigt werden, legt sich wie eine schützende Wolke die Atmosphäre dessen um ihn, was Wesen und Fluch des heutigen Parlamentarismus ausmacht. Die allmächtige Fraktionschablone bedeckt ihn gegen jede Einwendung seiner Wählerschaft, ja gegen jede Erinnerung an seine Wahlversprechungen. Das erste Glas, das er sich aus einer „offiziellen Wasser-Caraffe des Hauses“ einschenkt, ist ihm — Leibe. Denn es sind nur zwei Fälle denkbar: entweder ist er gewillt und im Stande „wild“ zu bleiben, dann wird er, wenn überhaupt das Vermögen zu denken und der Wille, wenigstens sich selbst nicht zu belügen, vorhanden ist, darüber bald im Klaren sein, daß seine „schöne Bestimmung“ im parlamentarischen Drama nur die sein kann — einen vollständig unschädlichen Statisten zu agiren, sich wohl oder übel mit der Rolle einer „stummen Person“ zu begnügen. Die andere Eventualität ist die, daß der neu Eintretende auf den Namen einer bestimmten Fraktion gewählt ist (und dabei ist zu erinnern, daß eine Fraktion nur dann als vorhanden betrachtet wird, wenn mindestens zwölf Mitglieder für sie vorhanden sind). Dann ist er mit dem Eintritte in das Haus überhaupt nicht mehr Herr seines politischen Willens, nicht mehr der „Thäter seiner Thaten“; der Fraktionsvorstand oder besser die Fraktionsleitung trägt in Wirklichkeit die Verantwortlichkeit für das, was von ihm geleistet oder unterlassen wird. Wenn dies einfache und klare Verantwortlichkeitsverhältniß in den Rechenschaftsberichten der verschiedenen Herren Abgeordneten, soweit sie nicht zu den verschwindend wenigen „Machern“ gehören, niemals klar genug hervortritt, so hat dies seinen Grund in der übertrieben nachsichtigen Liebenswürdigkeit, mit der man hergebrachtermaßen sein eigenes Ich zu behandeln pflegt. Kann man den in ihrem lokalen Kreise so berühmten und einflußreichen Abgeordneten Titius und Sempronius, kann man ihnen zumuthen offen zu bekennen, daß die Abgeordneten Titius und Sempronius in Berlin zu den unzähligen fünften Rädern am Parlamentswagen gehören? Gewiß nicht. Herr Titius träumt sich bei jeder Eisenbahnstation, die er — natürlich im Schlafwagen — von der Reiches Hauptstadt weggeführt wird, zu immer höheren Stadien parlamentarischen Einflusses hinauf und erwacht in der Heimath mit dem wirklichen und ehrlichen Bewußtsein, einer der spiritus rectores des Reichstags zu sein. Herr Sempronius hat sich das heimathlich-stolze Gefühl, ein „Schieber“ zu sein, durch das unablässige Geschobenwerden innerhalb der Fraktionen überhaupt nicht trüben lassen und so erfahren die Wähler wohl, was die beiden Herren in parlamentarischer Beziehung von sich denken, nicht aber was sie in dieser Richtung wirklich gelten.

Darin besteht der in unbewußter Freimaurerei allseitig gepflegte, auf einer durchaus falschen, weil oberflächlichen und völlig ungenauen Betrachtungsweise basirende Grundirrtum hinsichtlich der Reichsvertretungs-Verhältnisse, daß man annimmt, jeder der dreihundertundachtundneunzig Vertreter des deutschen Volkes hätte in Wirklichkeit, wie Logik und Verfassung dies erheischen und die Wählerschaft das präsumirt, einen materiell und formell gleichen Einfluß bei Entscheidung der Fragen, welche dem Parlamente unterbreitet werden, daß man annimmt, die Voten des Reichstags seien in Wirklichkeit und nicht bloß dem äußeren Scheine nach Mehrheitsbeschlüsse der gesamten Abgeordnetenschaft. Der Beweis dafür ist leicht zu erbringen. Die Beschlüsse der Fraktionen sind es welche für die Plenarbeschlüsse den Ausschlag geben, Fraktionsbeschlüsse aber beruhen, wie heute die Zeiten sind, in keiner Weise auf wirklichen Wahrheitsentscheidungen innerhalb der einzelnen Parteigruppen. So lange die Leiter der Fraktionen unter sich einig sind, ist es allein ihre relativ sehr geringe Anzahl, welche in Wirklichkeit und Wahrheit, nicht dem formalen conventionellen Scheine nach, das Loos der dem Parlamente gemachten Vorlagen bestimmt. Der beharrlich geleugnete geistige Zwang, der „Terrorismus“, welcher von den Leitern der constituirten parlamentarischen Parteien, gleich viel ob es sich um National-liberale, Ultramontane, Fortschrittsleute, deutsche Reichsparteiler oder Conservative handelt, besteht, er ist ein Faktor, der bei Beurtheilung des Parlamentarismus berücksichtigt werden muß. Die Polen-Fraktion und die Socialdemokraten bedürfen hier keiner Erwähnung. Erstere weil sie keine eigentliche politische Partei zur Grundlage hat und in allgemeinen Fragen nur als Anhängsel des Centrums zu betrachten ist, letztere weil sie bisher nicht als constituirte Fraktion zu handeln verstanden und behandelt wurden. Das in der Regel unbedingten Ausschlag gebende Uebergewicht, welches die Fraktionsleiter besitzen, basiert nur zum allergeringsten Theil auf wirklich hervorragender parlamentarischer Befähigung, ist vielmehr zum größten Theil Produkt des bloßen Zeitablaufes, Resultat einer feststehenden Tradition, Erzeugniß eines parlamentarischen „Penna-lismus“, dem zufolge der „Fuchs“ dem „Burschen“ unbedingt zu gehorchen verpflichtet ist. Dies erklärt es, warum die Leitung der Fraktionen zumeist in norddeutschen, ja in spezifisch preussischen Händen ruht, soweit man nicht zur Wahrung der Dehore eine absichtliche Ausnahme gemacht hat. Die absolut nichtsagende Rolle, welche den Mittel- und Süddeutschen, auch bei ausnahmssweiser Begabung für das politische Handwerk zufällt, ist gewiß eine beachtenswerthe und vor allem nicht abzuleugnende Erscheinung. Sehe man doch nur, welche einflußlose Stellung die Präsidenten mittel- und süddeutscher Landesvertretungen innerhalb der Fraktion besitzen, der sie angehören! Obwohl von allen Fraktionsvorständen den Mitgliedern eingeschärft ist,

Nicht laut und nicht leise
Auf keinerlei Weise
Zu nennen das verpönte Wort —

das verpönte Wort Fraktionszwang nämlich, ist es ein ergöpfliches Studium, den verschiedenen Ausdrück süddeutschen Unwillens reichstreuer Herzen über das Unerhörte zu verfolgen, was ihnen in dieser Beziehung zugemuthet werde. Des Abends in verschwiegener Zelle, wenn der Wein,

„der nicht erfindet, sondern nur ausschwaht“, die Zungen löst, kann man darüber manch trübselig Liedlein singen hören.

Die Wenigen nun, welche auf dem Wege der Ueberlieferung und Anciennität zu Lenkern der parlamentarischen Geschicke des deutschen Volkes gebiechen sind, die einzelnen Fraktionschefs haben aus ihrer Mitte zur Befestigung und Erhaltung ihrer Herrschaft einen Ausschuss niedergesetzt, den sogenannten „Senioren-Convent“, von dem thatsächlich auf dem Wege des Compromisses alles Das entschieden und dem Reichstage obtrugirt wird, was nach Außen als Ergebnis freier Willens-thätigkeit erscheint. Ramentlich werden von ihm alle sogenannten „Wahlen“ für Präsidium, Bureau, Abtheilungsvorstandschaft, Commissionen, Deputationen u. s. w. gemacht. Ein wirkliches Wählen, ein Bestimmen der einzelnen Persönlichkeiten nach eigenem persönlichem Ermessen der Mehrheit des Reichstags oder der Reichstags-Abtheilungen findet niemals Statt und ist der betreffende Akt, wenn er vorgenommen wird, nichts weiter als eine inhaltslose Comödie, die, nachdem der Senioren-Convent Beschluß gefaßt, ebensogut durch dessen Erklärung ersetzt werden könnte: „Herr Cajus ist Präsident des Reichstags“, oder: „Herr Cuiacius Mitglied der Iten Commission.“ Ehrlicher wäre es schon und die Wähler würden dann allerorts eine bessere Einsicht in die innere Wesenheit des deutschen Parlamentarismus erlangen, d. h. da nicht an Mehrheitsbeschlüsse glauben, wo lediglich von Diktaten einer Minderheit die Rede sein kann. Keine Einrichtung zeigt prägnanter, daß das Pfropfreis des neudeutschen Parlamentarismus auf preussischem Stamme erwachsen ist,*) als das Herübernehmen einer Einrichtung des Berliner Abgeordnetenhauses, welche dort zur Unterlage das junkerliche Treiben alter Corpsstudenten hatte. Der „Senioren-Convent“, dessen Mitglieder sich möglichst in den Mantel des Geheimnisses hüllen, ist charakteristischer, als man auf den ersten Blick anzunehmen geneigt sein dürfte. Deshalb muß gerade sein Wirken in einer Skizze erwähnt werden, die sich Offenlegen des inneren Räuberwerkes einer Einrichtung zum Zwecke setzt, welche man bisher daraufhin „allzu genau“ weder betrachten wollte, noch auch

*) Hierin irrt nun der Herr Verfasser — ex parteiori erodit — ganz entschieden. Das preussische Abgeordnetenhaus hat länger als drei Lustren unter oft recht schwierigen Verhältnissen, bei erdrückenden Majoritäten, bald der Rechten bald der Linken, getagt, ohne seine schmerzliche, aber eben darum der Ausbentung in Parteiinteresse sich widersetzende Geschäftsordnung anzustreifen oder antastet zu lassen. Es hat bei oft viel kleineren Centrumsfraktionen seine ebenso langen katholischen Debatten gehabt, wie nur der Reichstag, es hat den Votenklagen in achtungsvoller Gehuld weit größere Ausdehnung gestattet, als nur je der Reichstag, es hat in seinen Abreßdebatten der Kritik über die allgemeine innere und über die auswärtige Politik der Ministerien eine Freiheit zugestanden, die der Reichstag nicht kennt, und hat trotz alledem noch Zeit gefunden, dem Petitionsrechte des Landes den schuldigen Respect zu erweisen und die Petenten, wenn sie abgewiesen wurden, wenigstens wissen zu lassen, warum das geschah. Schlussmacher gab es damals, aber sie begnügten sich damit, dem allumweltschweifig werdenden Redner von Beutern die Uhr vorzuweisen, und das that Hr. v. Forstner gelegentlich auch dem allmächtigen Hrn. v. Binde, aber der Antrag auf Schluß wurde sicher nicht gestellt eber nicht angenommen, so lange noch ein irgend bedeutender Name aus der Rednerliste hervortrang. Die Reformen der Geschäftsordnung und damit die Enttarnung der Parlamentarismen sind eine Morgengabe der Annexion von 1866. Vorstudien dazu waren in der Leitung des Rationalvereins gemacht worden und diese lag wesentlich in damals noch nichtpreussischen Händen.

in weiteren Kreisen betrachten konnte. Daß man das Recht aller Minoritäten, die es nicht bis zur Ziffer 12 zu bringen vermögen, auch dann einfach ignoriert, wenn sie in ihrer Gesamtheit einen ganz stänlichen Bruchtheil der Versammlung darstellen und über die Stärke einzelner Fraktionen hinausgehen, ist gewiß bezeichnend. Und dies geschieht bis zu den geringsten Heußerlichkeiten herab. Wenn man des großen Anbranges wegen es für nöthig erachtet, den Eintritt zur Abgeordneten-Tribüne durch Ausgabe von Eintrittskarten zu beschränken, werden dieselben natürlich an die Fraktionen vertheilt, die Fortschrittspartei mit 31 Mann erhält, was ihr zukommt, die 35 Wilde — können sehen, wie sie zurecht kommen, sie erhalten — nichts. Sapiienti sat.

Bei jeder parlamentarischen Versammlung liegt die Garantie für ihre technische und politische Leistungsfähigkeit in der Art und Weise, wie sie sich die Organe ihrer Wirksamkeit beschafft. Arbeits-Instrumente einer Volksvertretung sind lediglich die Commissionen. Gewählt werden diese gegenwärtig von den Abtheilungen, in welche der Reichstag sofort nach seinem Zusammentritt auf dem Wege der Verloosung zerlegt wird. Es sind deren sieben. Die Wahl der Commissionen soll nun in der Weise erfolgen, daß jede der Abtheilungen eines, zwei, drei oder vier Mitglieder in den betreffenden Ausschuß wählt. Dadurch, daß man dem reinen Zufalle die Zusammensetzung der Abtheilungen überließ, zeigte man deutlich, daß einseitige Berücksichtigung des Partei- oder Fraktionsstandpunktes bei Zusammensetzung der Ausschüsse ausgeschlossen und mehr die parlamentarische Arbeitsfähigkeit in Betracht gezogen werden sollte. Diesen gesunden und vernünftigen Gedanken der Geschäftsordnung weicht man durch die Einrichtung des Senioren-Conventes künstlich in sein volles Gegenteil zu verkehren. Diese „unbekannten Obern“ bestimmen im Voraus die Mitglieder, welche in die Commissionen zu wählen sind und erkennen dabei, wie das bei der Zusammensetzung und dem Wesen selbstverständlich ist, in erster Linie als Richtschnur so ausschließlich nur die Fraktionschablone an, daß mit lächerlich-peinlicher Sorgfalt nach halben, viertels und achters Abgeordneten gerechnet wird. Um das Mißständige nicht zu schreiend werden zu lassen, sieht man bei Ausschüssen, welche technische Fragen zu entscheiden haben, ausnahmsweise von dem Parteistandpunkte ab. Durch die Ausnahme wird aber die Regel nur evident gemacht. Die Wirkung einer solchen Wahlart auf die Arbeitsfähigkeit der Commissionen zu untersuchen, liegt außerhalb der Aufgabe dieser Zeilen. Aufmerksame Beobachter unserer parlamentarischen Zustände, die den Vorwurf nicht kennen, „die Dinge allzugenu zu betrachten“, werden nicht leugnen dürfen, daß in diesen Verhältnissen ein Grund für die Behauptung gesucht werden kann, daß unsere Zeit zur Gesetzgebung keinen Verus habe.

Der schlimmste Erfolg, den die rüchhaltlose Handhabung der schablonenhaften Fraktionspolitik herbeigeführt hat, ist darin zu finden, daß der Reichstag an das ihm anvertraute Palladium der geistigen Wohlfahrt des deutschen Volkes — an die Redefreiheit hat tasten lassen. Die Geschäftsleitung ist seit geraumer Zeit hinsichtlich der Redeordnung keine unparteiische. Das ist eine Thatsache, die von allen Vorurtheilslosen anerkannt wird.

Die von den liberalen Parteien herbeigeführte und gebulbete Abschaffung der Rednerliste ermöglicht eine Willkür bei der Wortverleihung,

Die Haftpflicht des Unternehmers

nach dem Gesetze vom 7. Juni 1871 im Vergleich zum französischen Rechte.

Die Unbefangeneren unter unseren Liberalen haben, in der Presse wie in Wahlreden, in den letzten Wochen es oft ausgesprochen, daß unter den Forderungen der Socialisten sich viel Berechtigtes finde. Da sie zu gleicher Zeit das Möglichste dazu gethan haben, die Socialisten von der Volksvertretung fortan fernzuhalten, so wird der Schluß nicht zu kühn erscheinen, daß selbige liberale Wahlcandidaten nun ihrerseits gewillt seien, im Reichstage jene berechtigten Forderungen geltend zu machen. Dazu deut sich ihnen in der nachfolgenden (zuerst in der „Gewerbl. Zeitschr. für Rheinl. und Westf.“ erschienenen) Arbeit eine Hand. Der Verfasser, Advokat-Anwalt Welter zu Köln, früher selbst Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses und der Fortschrittfrac-tion, weist nach, wie die Ausdehnung der Haftpflicht, ein Verlangen, das täglich dringlicher wird, im rheinischen Rechte schon längst besteht, daß also die bisweilen vorgeschobene Besorgniß, der „Unternehmungsgeist“ könnte unter einer weitergehenden Verantwortlichkeit leiden, hier durch die Erfahrung widerlegt wird, daß vielmehr die Rechtsgleichheit, die ja unter den Segnungen des deutschen Reiches so besonders laut gepriesen wird, es verlangt, die Haftpflicht in Deutschland mit der im Rheinlande geltenden auf gleichen Fuß zu bringen. Hr. Welter schreibt:

I.

Raum sieben Jahre sind verflossen, seit das Haftpflichtgesetz in Wirksamkeit getreten ist und schon haben sich dessen Folgen weit über die engen Kreise der speciell mit der Rechtsanwendung Befassten im ganzen gewerblichen Leben geltend gemacht. Eine eigene Industrie, die der Unfallversicherungs-Gesellschaften, ist an demselben emporgewachsen, und die Zahl der Schadensprozesse mehrt sich mit jedem Tage, ohne daß sich nach den bisherigen Erfahrungen die pecuniäre Tragweite weder für die zunächst betheiligte Industrie, noch auch für die Versicherungs-Gesellschaften auch nur annähernd berechnen ließe. Die zumeist in der Form von Renten zugesprochenen Entschädigungen sind noch in den ersten Anfängen ihres Laufes und fortwährend treten neue hinzu, so daß erst nach einigen Decennien, wie eine Unfallstatistik, so auch eine Unfallschädenstatistik sich bilden kann.

Bei dieser einschneidenden Wirkung ist es kein Wunder, daß der Streit der Meinungen über die Principien der Haftpflicht auf das Lebhafteste entfacht, und bei der Halbheit und eigentlichen Principienlosigkeit des deutschen Gesetzes noch lange nicht ausgetragen ist. Das Gesetz, in der jetzt so beliebten und doch verwerflichen Form eines Special- und Nothgesetzes erlassen, soll nach der einen Ansicht eine ganz ungerechte Belastung der Industrie enthalten, nach der anderen aber die berechtigten Interessen der Arbeiter in ganz ungenügender Weise schützen.

Wenn man von der eigenthümlichen Haftpflicht der Eisenbahnen absieht, die in dem Preussischen Eisenbahngesetz vom Jahre 1838 ihre Quelle findet, so sind die Principien der Haftpflicht des Fabrikanten u. dem französischen Recht entlehnt. Die vielfach in industriellen Kreisen verbreitete Meinung, als ob auch in den deutschen Ländern des französischen Rechts die Verantwortlichkeit des Unternehmers durch das Haft-



zweige, die Kreise und Communen sind ebenso verantwortlich für die Handlungen ihrer Angestellten und Bevollmächtigten.

2) Das Gesetz vom 7. Juni 1871 beschränkt die Verantwortlichkeit des Unternehmers auf das Verschulden solcher Personen, welchen die Leitung der Arbeit oder eines Theiles derselben übertragen ist.

Ausgeschlossen ist also die Haftpflicht für die durch Verschulden eines einzelnen Arbeiters seinen Mitarbeitern oder Dritten zugefügten Schäden, während das französische Recht auch in diesem Falle eine direkte Klage gegen den Auftraggeber gewährt.

Der einzelne Arbeiter ist so gut ein *proposé* des Unternehmers, ein von ihm mittelbar oder unmittelbar für eine bestimmte Arbeit angestellte Person, als der mit der Leitung des Betriebes beauftragte Beamte oder Aufseher.

Diese Verantwortlichkeit findet jedoch ihre Grenze darin, daß die schuldhaftige Handlung im Zusammenhange mit den übertragenen dienstlichen Verrichtungen stehen muß. Selbstständige Mißhandlungen, Schlägereien untereinander während des Dienstes oder in der Arbeitspause begründen keine Klage gegen den Geschäftsherrn, insofern nicht aus mangelnder Aufsicht während des Dienstes ein eigenes Verschulden desselben hergeleitet werden kann.

Sie fällt ebenso weg, wenn Jemand ein dem eignen Geschäft oder Beruf fremdes Unternehmen selbstständig einem Sachverständigen überträgt und dieser die Ausführung allein oder mit Hülfe fremder von ihm engagirter und bezahlter Arbeiter vornimmt. Dieser ist dann für alle dabei vorkommenden Unfälle der selbstständig verantwortliche Auftraggeber. Wenn also ein Privatmann einem Baumeister die Errichtung eines Gebäudes verdingt und dieser mit seinen Arbeitern den Bau herstellt, so ist nicht der Bauherr, sondern der Baumeister für etwaige Unfälle verantwortlich. Behält aber der Bauherr seinerseits die Leitung des Baues, das Engagement und die Zahlung der Arbeiter, so bleibt er verantwortlich, auch wenn er im Uebrigen einen Sachverständigen zur Seite hat.

3) Das französische Recht verpflichtet den Unternehmer zum vollen Schadenersatz, dessen Würdigung und Abwägung dem freien Ermessen des erkennenden Richters anheimgegeben ist, und zwar sowohl dem Verletzten als auch selbstständig jedem Dritten gegenüber, der durch das schadenbringende Factum einen directen Nachtheil erlitten hat.

Der Verletzte ist daher nicht auf den Ersatzanspruch für den aus der zeitweisen, oder dauernden, völligen oder theilweisen Erwerbsunfähigkeit hervorgehenden Vermögensnachtheil nach dem Gesetze vom 7. Juni 1871 beschränkt, der Richter hat ebensowohl die durch den Unfall etwa verkürzte Lebensdauer, den verringerten Lebensgenuß nach dem Stande und der Stellung des Verletzten, ohne an dessen bisherige Erwerbsthätigkeit oder Fähigkeit irgendwie gebunden zu sein, in Anschlag zu bringen. Eine Capitalentschädigung neben oder statt einer Rente wird daher immer da stattfinden, wo der Verletzte den Unfall zwar überlebt, aber mit so zerrütteter Gesundheit, daß sein Tod zufolge des Unfalles voraussichtlich früher eintreten wird, als es ohne den Unfall geschehen sein würde.

zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch C. Neuenburg,
SW. Frankfurterstr. 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Postgebiet
4,40 Mark.
Inserentenpreis 20 St.
für die gespalt. Zeilen.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang.

Berlin, 16. August 1878.

Nr. 33.

Inhaltsverzeichnis. Ruhm und Hunger. Von Dr. G. Bauer. — Das Gefängniswesen in Preußen. — Die Zukunft der sozialpolitischen Parteien.

Ruhm und Hunger.

Unter den großen Worten, mit denen der Beginn der neuen Ära, die Schlacht bei Königgrätz, begrüßt wurde, befand sich auch die Eloge für das preussische Volk, daß es sich seine Größe „erhungert“ habe. Das Wort machte Eindruck und kam ohne Prüfung in Umlauf. Diejenigen, die soeben aus der Confliktzeit kamen und die königliche und ministerielle Schöpfung der Armee, dieses Werkzeugs von Königgrätz, belächelt hatten, ließen das Wort passieren. Sie hatten sich dem Sieger unterworfen und dachten nicht mehr gern daran, daß ihre Freunde und Wähler, große bürgerliche Körperschaften, noch in den letzten Augenblicken vor dem Kriege in dringlichen Gesuchen um Erhaltung des Friedens eingekommen waren. Aus Streikern in Helfer und Verehrer der Macht verwandelt, vergaßen sie, daß die Erhöhung der Steuern gegen ihren Einspruch dem Volke aufgelegt und die Entsagung des Späteren auf Alles, was über den nothwendigen Lebensunterhalt hinausging, keine freiwillige, noch patriotisch-verdienstliche war.

Nur Ludwig Bamberger erlaubte sich später, in seiner Schrift vom Jahre 1868, das Bedauern darüber auszusprechen, daß die „Wiedergeburt Deutschlands unter den Auspicien des persönlichen Königthums anheben mußte“, gab aber diesem Gedanken keine weitere Folgen und entschuldigte das „Bedauernswerthe“ mit der „Zerrissenheit“ Deutschlands, welches jene Tagesfunktion nothwendig gemacht habe. Dagegen artete die Vergeßlichkeit der zur Herrschaft gelangten Partei allmählig in völlige Herzenshärte aus und als der Nothstand nach den Erfolgen des französischen Krieges ein öffentliches und aller Welt fühlbares Leiden geworden war, ließ sie den letztvergangenen Finanzminister denselben, ohne Widerspruch einzulegen, geradezu ableugnen; einer ihrer Hauptredner hatte sogar den Muth dazu, es „nicht edel“ zu nennen, daß ein „Reichsfeind“ sich unterstand, an die allgemeine Noth zu erinnern.

Wir finden eine ähnliche Betrachtung über die deutsche Geschichte, wie sie dem an der Spitze dieses Aufsatzes stehenden Ausdruck zu Grunde liegt, in dem Werk eines Mannes vom vorigen Jahrhundert, aber inmitten der Eingebungen eines feurigen Gefühls für Recht und Gerechtigkeit und in der kernigen und nachdrücklichen Sprache, die uns in den vom Publikum vergessenen Werken jenes Jahrhunderts nach der unumgänglichen Beschäftigung mit dem schielenden Deutsch der heutigen Dienstmänner eine Erfrischung darbietet.

Wir meinen Ludwig von Baczko's „preussische Geschichte“ und der geneigte Leser wird uns im Laufe der gegenwärtigen Erörterung Recht geben, wenn wir an einige Sätze derselben anknüpfen. Der Verfasser, geboren den 18. Juni 1756 zu Eyl in Ostpreußen, gestorben zu Königsberg den 27. März

1823, war schon in früher Jugend erblindet, erwarb sich jedoch als Lehrer, zuletzt als Professor der Geschichte an der Artillerie-Akademie zu Königsberg, als Schriftsteller wie als Patriot allgemeine Achtung. Sein Vater zeichnete sich im siebenjährigen Krieg, zuletzt unter Ferdinand von Braunschweig auf dem westlichen Kriegsschauplatz als Commandeur von drei Schwadronen der schwarzen Husaren aus. Enthusiasmus für Friedrich II. und für den preussischen Dienst bewogen ihn, auf das Anerbieten des Lord Gramby, der ihm in England sein Glück versprach, wenn er daselbst für die Entwicklung einer leichten Cavallerie thätig sein wolle, nicht einzugehen. Sein Sohn Ludwig selbst gehörte später zu den Männern, die nach der Schlacht bei Jena an der Zukunft Preussens nicht verzweifelten, und verkehrte viel mit den hohen Staatsbeamten, welche dem Hof nach jener Stadt gefolgt waren und über die Reformgesetzgebung zur Erneuerung des Staats berieten. Er war einer der Begründer des Jugendbundes und die Kühnheit, mit welcher er sich am Schluß seines Geschichtswerkes über die drei letzten Regenten, die er in seiner Schrift schildert, vom Churfürsten Friedrich Wilhelm bis zum König Friedrich Wilhelm I. ausgesprochen hatte, verhinderte es auch nicht, daß er zu dem Kreise hinzugezogen wurde, welchen die Königin Luise um sich versammelte.

In diesem letzten, dem sechsten, zu Königsberg 1800 erschienenen Bande seines durch archivalische Studien und allgemeine Culturbilder ausgezeichneten Werkes sind es nun ein Paar Stellen, die uns zum Uebergang auf die Gegenwart als Führer dienen werden.

Ueber die zweite Hälfte der Regierung des genannten Churfürsten, die nach der Befreiung des Herzogthums Preußen von der polnischen Oberlehnsherrschaft begann, schreibt er: „Seine alten Rätthe, bekannt mit den wechselseitigen Verpflichtungen des Landes und des Fürsten, verließen ihn oder starben. Neue Menschen, aufgewachsen in der Denkungsart ihres Fürsten, wurden einseitige Rathgeber. Sie unterschieden den Fürsten vom Staat und glaubten, indem sie den Untertanen den Antheil an der Gesetzgebung und dem Besteuerungsrechte raubten und hierdurch zugleich die Hauptquelle des Patriotismus ableiteten, mit der Alleinherrschaft des Fürsten die Macht des Staats unbezweifelt zu mehren.“

„Ueberzeugt, viel ausgerichtet zu haben, wähnte der Churfürst jetzt Alles ausrichten zu können. Nicht zufrieden mit der einmal erlangten Größe, wollte er überall glänzen, gleich den größten Fürsten Europa's überall Antheil nehmen und gleich einem Ludwig XIV. neuen Zuwachs an Macht gründen. Daher jene Menge von Gesandtschaften ohne Zweck; Bündnisse, von deren Unnützlichkeit ihn selbst nicht einmal wiederholte Täuschungen überzeugten; ein Militär, das mit seinem Einkommen und der Bevölkerung seiner Staaten in keinem Verhältniß stand; hohe Chargen in Civil und Militär und kostbare Seeunternehmungen zur Beförderung des äußeren Glanzes; und weil es hierzu beständig an Geld gebrach, Ergreifung auch des zweckwidrigsten Mittels, um solches herbeizuschaffen.“

„Bei der Idee von der Größe seiner Pläne, betrachtete er die Menschen nur als Hilfsmittel seiner Absichten; lernte sie allmählig geringschätzen; opferte sie unnützen Kriegen auf; ließ sich Menschenblut durch Subsidien bezahlen und wurde gegen ihr Elend und ihre Klagen so gleichgiltig wie gegen ihr Urtheil. Er verminderte in den letzten Jahren seines Lebens die Achtung der Nachwelt und zugleich die Liebe und den Wohlstand seiner Untertanen nach dem Verhältniß, wie er seine Kriegsmacht und seine eigene Macht vermehrte. Daß ohne dieß Letztere Preußen minder groß geworden wäre, ist gewiß, ob es minder glücklich geblieben wäre, freilich unentschieden. Aber wenn wir auf das Schicksal Polens zurückblicken, so scheint die veränderte Staatsverfassung, der wir bei innerer Stärke auch innere Ruhe verdanken, unser heutiges Glück befördert zu haben, wenngleich sie unseren Vorfahren unter anderen Staatsverhältnissen höchst unwillkommen war.“

Mit einer ähnlichen Reflexion über die Opfer und Entbehrungen, welchen die Vorfahren sich zum Besten der Nachkommen unterziehen mußten, schließt Bagzlo seine Schilderung des von Friedrich Wilhelm I. gegründeten Militärstaats. Nachdem er die Zwei und ein Viertel Millionen Unterthanen dieses Fürsten, die eine Armee von 78,000 Mann unterhalten mußten, mit einer „Brüdergemeinde“ verglichen, „bei welcher Fleiß, Unterwürfigkeit und stille Schwermuth die herrschenden Charakterzüge sind“, bemerkt er wieder, daß die Größe des preussischen Staates und die Sicherheit der Nachkommen „auf eine Weise gegründet wurde, die Manchen unserer Voreltern schwer und schmerzlich wurde“. Bei alledem hält er es aber für nothwendig, daß „wie das Gute, so auch das Böse zum warnenden Beispiel für Gegenwart und Zukunft offen da liegen möge.“

Das Böse, schreibt er — „es mag bei der Reizbarkeit unseres Zeitalters die Unzufriedenen belehren, daß nicht ohne beigemischte Bitterkeit bei unseren Vorfahren das Gute gebüet ward, dessen sich jetzt die Enkel erfreuen, und auf der anderen Seite den Gedanken erwecken, daß vor dem Richterstuhl der Nachwelt nachtheilige Mittel zur Erreichung eines guten Zweckes niemals übersehen oder vergessen werden können.“

War denn aber, fragen wir, indem wir an diese bedeutungsvollen Sätze anknüpfen, nun endlich einmal der Augenblick gekommen, wo die Enkel die mit den Entbehrungen und Opfern der Vorfahren erkaufte Größe „ohne Bitterkeit“ genießen, zum Athemholen und zur Gründung eines sicheren Wohlstandes gelangen können?

Mußte nicht vielmehr Friedrich II. das in vernichtenden Schlachten geschmolzene Heer seiner Landesinder mehrere Male mit unerwachsenen und für die Mühen des Krieges noch unreifen Knaben ergänzen? Mußte er nicht in der folgenden Friedenszeit, um sich unter den europäischen Großmächten als Gleicher zu erhalten, für die Bezahlung einer starken Armee und für die neue Sammlung eines Kriegsschatzes zur Verwaltung der Accise durch Franzosen und zur Einführung von Monopolen seine Zuflucht nehmen und sich in den letzten Jahrzehnten seiner Regierung verhaßt machen?

Die Fruchtbarkeit des Landes stand zu derjenigen des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten unter Herzberg und Haugwitz so sehr außer Verhältniß, daß die preussischen Unterthanen Friedrich Wilhelm's II. nur für die Bedürfnisse der Armee arbeiten mußten und von der prassenden, mit der polnischen Beute wuchernden Hauptstadt abgesehen, auf eigenen Wohlstand Verzicht leisten mußten. In der Zeit, als im Uebergang von dem Jahre 1794 zu 1796 in Basel über den Frieden mit Frankreich verhandelt wurde, schrieb der Verfasser der Schrift: „Ueber die politische Lage und das Staatsinteresse Preußens“: „Dadurch, daß wir uns überall einen höheren Rang in Europa anmaßen, als wir haben sollten, uns in alle europäische Handel mischen, große Reiche theilen, anderen großen Reichen Regierungsverfassungen vorschreiben, setzen wir uns in die Nothwendigkeit nie herabspannen zu können und gleichen wir immer den Reuten, die, um mit vier Pferden fahren zu können, zu Hause mit Weib und Kindern von Kartoffeln leben.“

Ludwig von Bagzlo sagte von der stillen und schwermüthigen Brüdergemeinde, unter deren Bilde er uns die Unterthanen Friedrich Wilhelm's I. vorführt, daß „es ihr beim Mangel an eigenem Willen auch an eigener Kraft gebrach.“ Die fleißigen und betriebsamen Unterthanen der Könige Friedrich Wilhelm III. und IV. (in den ersten Regierungsjahren des Letzteren) hatten es unter den Anregungen besonders der dreißiger Jahre an eigenen Unternehmungen nicht fehlen lassen, dennoch wurden sie an die Grenzen des Unterthanenverständes und an ihre Incompetenz zu einem Urtheil über ihre wichtigsten Angelegenheiten erinnert.

Und nachdem die large Uebertragung der französischen Regierung in der Stein'schen Städteordnung und die spätere Entwicklung derselben Anregungen

in geheimen Provinzialtagen, seit dem Jahre 1848 zu einem preussischen Landtag, endlich seit Königgrätz zu einem deutschen Reichstag ausgedehnt wurde, setzte die national-liberale Partei ihren Ruhm darin, durch einen eisernen Militärdictat den Unterthanenstand wiederum in seine Grenzen einzuschließen und die Nation dem Ideal einer stillen Brüdergemeinde nahe zu bringen.

Man nennt die französischen Revolutionäre die Erfinder der Conscription, der allgemeinen Wehrpflicht, des Volks in Waffen. Der Ruhm der Entdeckung gehört jedoch dem König Friedrich Wilhelm I. an, welcher die Idee zuerst mit Meistergriff erfaßt und bis ins äußerste Detail durchgeführt hat. In den ersten zwanzig Jahren seiner Regierung überließ er es den Commandeuren seiner Regimenter und deren Eendboten, das Land wie einen Jagdgrund zu durchziehen und mit List, Geschiß oder Gewalt sich einander die Recruten abzufangen; das Cantonreglement vom 18. Mai 1733 brachte aber in die Ausführung des Grundgesetzes, daß jeder männliche Einwohner des Landes ohne Rücksicht auf den Stand seiner Eltern zum Soldaten geboren und ihm zum Dienst verpflichtet ist, Methode. Jedem Infanterieregiment wurden 6000, jedem Cavallerieregiment 1800 Feuerstellen als Bezugsquelle für ihre Ergänzungen und jeder Compagnie in diesem Gehege ihr eigener Antheil zugewiesen.

So gehörte nun jedes Haus im Lande einer bestimmten Compagnie an; die in demselben geborenen Knaben wurden in die Compagnie-Rolle eingetragen und die Eltern erhielten zur Erinnerung an die Verpflichtung ihres Neugeborenen eine rothe Binde. Beim Heranwachsen wurden die Knaben öfters gemessen; von der Confirmation an, wo sie den Soldateneid zu leisten hatten, waren sie der Aufsicht ihrer bürgerlichen Obrigkeit entzogen und nur der Gerichtsbarkeit ihres Regiments unterworfen. Ohne Erlaubniß ihres militärischen Obern durften sie sich nicht von ihrem Ort entfernen, kein Gewerbe anfangen, nicht heirathen, keinen Haushalt errichten; wer sich dem Dienst durch Flucht ins Ausland entzog, dessen Erbtheil wurde eingezogen und die Eltern kamen noch in besondere Strafe. In der Reise des Alters wurden die Enrollirten eingestellt, auf unbestimmte Zeit, so lange sie der Befehlshaber brauchte, verpflichtet und Niemand, der das Maas hatte blieb verschont.

So lästig und störend die frühe erzwungene Stellung der Enrollirten und ihre Unterordnung unter einen fremden Gerichtsstand für die bürgerliche Gesellschaft war, so übermüthig machten sich die jungen Leute jene Stellung zu Nutze, ließen es von ihrer Confirmation an wie die Verurtheilten beim Besuch ihrer Angehörigen Jedermann fühlen, daß sie unter dem Gericht ihres oft fernem Regiments standen und wurden die Geißel ihrer Mitbürger. Die Strapazen des Dienstes bekamen auch eine Linderung durch die Entwicklung des Corpsgeistes, wonach die Eingestellten es bald lernten, mit Stolz, ja, mit Hochmuth auf ihre bürgerliche Umgebung herabzusehen. Dazu strengte der in allem Andern auf Aargen und Sporen bedachte Kriegsherr seine Phantasie an, um den Liebling seines Herzens bunt und auszeichnend zu kleiden. Die Uniform war eine Staatsangelegenheit und der Soldat fand noch mehr Wohlgefallen an seiner erzwungenen Stellung. Daß er zur Velebung des Dienstes auch mit Stolz und Erziehung regaliert wurde, nahm er als Zugabe seiner eigenen Gerichtsbarkeit hin, auch wurde die Disciplin innerhalb der brüderlichen Schranken seines Regiments gegen ihn grüßte. Er gehörte einer geschlossenen und geheimen Gesellschaft an.

Als Friedrich Wilhelm I. sein Werk fertig sah, kamen als Gegenstück zu demselben andere geheime Gesellschaften aus Frankreich und England nach Deutschland. Friedrich II. hatte sich als Kronprinz an der Ueberhebung derselben betheiligt. Die Altker mit ihrer eigenen Disciplin wurden jetzt überflüssig und reif zur Auflösung.

Dieser Rückblick auf die specifisch preussische Armee hat uns nicht weit von der Gegenwart entfernt. Die Entstehung des Soldaten-Altkers steht heute noch in ihrer Grundform unverändert da, nur in einem Punkte ist eine Eingerung eingetreten, in der Absonderung der militärischen Bruderschaft von den

bürgerlichen Kreisen. Diese Vollendung ist in den letzten Tagen des norddeutschen Bundes eingetreten und macht sich seit dem in zahlreichen riesenhaften Kasernenbauten sichtbar. Die festungsartigen Umgebungsmauern derselben sind auf der parlamentarischen Tribüne von Fachleuten, z. B. dem Grafen Moltke, als Mittel zur Absonderung des Militärs von den andern Kreisen des Volks und zur Reinhaltung seiner Erziehung geendet worden.

Wir haben nun, ehe wir zur Erklärung des jetzigen Nothstandes und der bürgerlichen Klagen kommen noch einen wichtigen Umstand zu berühren. Es ist die Mitschuld der bürgerlichen Kreise.

Jene Landleute und städtischen Handwerker, welche Friedrich Wilhelm I. enröllen ließ, haben sich, um jenen Königgräber Ausdruck zu gebrauchen, die Ehre, einer Armee anzugehören, in deren Angebinde eine Reihe künftiger Siege lag, nicht erhungert. Im harten Kampf mit ihrem undankbaren Boden konnten sie keinen Sparsfennig für künftige Wagnisse und Abenteuer zurücklegen und sich nur für ihren Hausgebrauch zu hartnäckigen und ausdauernden Werkleuten ausbilden. Nur Friedrich Wilhelm erkannte die Brauchbarkeit dieses Materials für seine Königszwecke, sah die Tugend bis auf den letzten Mann zusammen und ließ die Alten dann für die Erhaltung derselben arbeiten.

Mit Friedrich II., dem Erben der kriegsbereiten Stiftung seines Vaters, kam indessen ein anderer Hunger, — der des Geistes und der Imagination auf den Thron. Dieser König stellte schon in seinen ersten Schriften den Satz auf, daß Preußen seine natürlichen Grenzen noch fehlen und erst zu gewinnen seien, und handelte danach. Er beackerte mit dem Schwerdt den Boden seiner Nachbarn und düngte ihn mit dem Blut seiner Unterthanen. Auf seinen Schlachtfeldern, hoffte er, sollten die Nachkommen, so weit er das Werk nicht selbst vollenden konnte, die Pfähle für die natürlichen Grenzen Preußens einschlagen.

Wir haben in einigen der vorhergehenden Aufsätze über die Bismarcksche Ära den Laumel geschildert, in welchen der Ruhm Friedrich's den Hof und die Rathgeber seines Nachfolgers verfehlte. Die, gegenüber der steigenden Macht Frankreichs gelähmte Regierung Friedrich Wilhelm's III. übte sich immer noch in der Ausmalung der natürlichen Grenzen der Monarchie. Massenbach, z. B. (siehe den dritten Band von dessen „Memoiren zur Geschichte des preussischen Staats“) legte dem König im Jahr 1800 eine Denkschrift vor, in welcher er die „Acquisition“ der beiden Lausize und desjenigen Theils von Böhmen, welcher auf dem rechten Elbufer liegt, für die Erhaltung des Staates als notwendig bezeichnete. Und ganz im militärischen Geiste jenes späteren Feldprobstes Offelsmeier, der demselben König in der Betreibung der evangelischen Union das Auftreten mit schwer-beschlagenen Stulpenstiefeln anrieth, unterzog sich der Feldprobst des Jahres 1800, Kletschke, der Empfehlung von Massenbach's Aufsatz, verlangte aber die Einziehung aller Lande zwischen Elbe und Weichsel von deren Ursprung an bis zu ihrem Ausfluß in's Meer, die Verlegung der dazwischen liegenden weltlichen Fürstenthümer in's westliche Deutschland und Oesterreichs Entschädigung auf Kosten der hohen Pforte.

Allmählig verbreiteten sich die Zukunftsideen des Hofes durch den Beamtenstand auch im Publicum. Der Ruhm der Zeit Friedrich's II., welcher die Regierung in das Wagniß und Unglück von Jena stürzte, blähte auch den Stolz der Nation ins Raaslose auf. Wie die Königin Louise zu Lützen auf die Frage Napoleon's: „Aber wie konnten Sie es wagen, mit mir, der schon so mächtige Nationen besiegte, Krieg anzufangen?“ statt des schweigenden Gemahls antwortete: „Sire, dem Ruhm Friedrich's des Großen war es wohl erlaubt, und über unsere Kräfte zu täuschen“, — so galt auch der Nation der Ruhm jenes Königs als Bürgschaft für die Ausdehnung ihrer Grenzen in Deutschland.

Die mageren Kernlande der Monarchie waren ringsherum im Westen und Süden von alten Culturstätten umgeben, denen sie außer ihren ordnungsmäßig

Tagen des letzten Wahlkampfes den Bund mit ihr gekündigt hatte, und beschuldigte dieselbe, daß sie durch das Auftreten gegen ihr treuestes Gefolge „die nationale Entwicklung des Reichs geschädigt, alle zersetzenden Elemente entfesselt, den nationalen Gedanken verdunkelt und Sonderinteressen, welche alle schlimmen Leidenschaften wachrufen,“ freien Raum gegeben habe.

Allein in ihrem Kampf gegen die angeblichen Sonderinteressen hatte die Parthei ein sehr allgemeines Interesse, den Nothstand übersehen, es sogar geleugnet, und wenn sie nun, wie Ludwig Bamberger in seiner Alzeier Rede vom 21. Juli, gegen ein Symptom desselben, die socialistische Bewegung, ihr dreizehnjähriges Unterdrückungssystem als Heilmittel vorschlägt, so bedenkt sie nicht, daß sie bisher gegen alle zersetzenden Elemente ihre Kriegsfurie vergebens entfesselt hat. Die von Bamberger statt eines Ausnahmegesetzes, verlangte „allgemeine Herabstimmung des gemeinen Rechts“ (also der Versammlungs- und Redefreiheit) wird weder, wie er hofft, „den Schaden der Socialdemokratie“, noch den Urstoff, aus welchem derselbe entsprossen ist, den Nothstand, die allgemeine Verstimmung und das Gefühl des Unbehagens „aus dem deutschen Volkskörper ausscheiden.“ Gewiß aber ist es, daß eine solche Herabstimmung des Rechts endlich den letzten Quell der Freiheit, des Edelmuths, des Zusammenarbeitens, also auch des Muths zur Hebung des Nothstandes austrocknen wird.

Allerdings liegen die Sachen augenblicklich so verzweifelt, daß ein fernerer Vorschlag Ludwig Bambergers in derselben Rede, (den er übrigens schon in der Ansprache an seine rheinischen Wähler im Laufe des vergangenen Winters vorgetragen hat,) „den deutschen Kaiser als Hort gegen die zersetzenden Elemente mit besonderer höchster Macht als Oberhaupt des Reichs“ zu bekleiden, nicht ganz aussichtslos ist.

Wenigstens hat die Regierung, während sie im Kriegszustand der letzten dreizehn Jahre ihre Augen nur auf die Reichsfeinde draußen und drinnen gerichtet hielt; so wenig gründlich an eine finanzielle Reform gedacht, daß ihr für die Verlegenheit des Augenblicks kaum etwas übrig bleibt, als die Quellen angeblich reicher Erträge in ihrer Hand zu centralisiren und zu monopolisiren. Die natürliche Folge dieses Hilfsmittels wird die Errichtung collossaler Arbeitswerkstätten und die Centralisirung künftiger Wahlkämpfe unter der Führung und Aufsicht der Arbeiter-Factoren und Inspectoren sein.

Wäge sich Ludwig Bamberger für die Krisis, die aus dieser Einschließung der Nationalarbeit hervorgehen wird, auf eine gediegene Wahlrede vorbereiten.

B. Bauer.

Das Gefängnißwesen in Preußen.

Der Zufall hat uns ein kleines Buch in die Hände gespielt, das, als im Selbstverlage des Verfassers, und überdem „Mollenmarkt Nr. 1“ erschienen, kaum den Weg auf den großen Büchermarkt finden wird. Es führt den oben überschriebenen Titel und rührt von dem K. Polizeinspector an der Stadtvoigtel, Hrn. v. Hülßen, her. Es ist in manchen Einzelheiten von Interesse und als wir bald darauf lasen, der Verfasser sei von Berlin in die Provinz versetzt, so schlossen wir daraus, auch die vorgesetzte Behörde habe ein Interesse an dem Buche gefunden, und so meinten wir, auch dem Leser etwas daraus erzählen zu sollen.

Der Vf. ist, wie sich wohl von selbst versteht, ein sehr loyaler, patriotischer, religiös gesinnter Mann, von einer hausbackenen Humanität, der sich sehr wohl zu hüten weiß vor Allem was ihm Sentimentalität erscheint und im Eifer für seine Vorschläge oft gar sehr ehrlich. Wir haben nicht die Absicht, über die Ansichten, in denen wir von ihm abweichen, hier einen Disput

zu eröffnen, zumal fast durchweg diese Ansichten, relativ, als durch seine Stellung erklärlich und berechtigt anquerkommen sind. und liegt mehr daran, aus dem Munde eines competenten Beobachters manche kritische Bemerkungen zu hören, welche bei der bevorstehenden Erörterung eines Gegenwurfes betr. den Strafvollzug, beachtet zu werden verdienen. Wir sammeln sie in loser Folge, wie wir die Stellen uns notirt.

Der Vf. beginnt mit dem Gefängnißaufseher. Bis vor Kurzem, sagt er, war es schwer aus dem versorgungsberechtigten Militärs geeignete Candidaten für dies Amt zu finden, da die Intelligenzesten es vorzogen, sich um einen fetteren Posten bei industriellen Unternehmungen zu bewerben. Eine besondere Vorbildungsschule für dies Amt einzurichten, wäre sehr kostspielig und würde in der Praxis auf Schwierigkeiten stoßen; die Brüder des rauhen Hauses in härterem Maße heranzuziehen, hält Vf. nicht für „opportun“. „Der Erziehung“ — sagt er — „welche die Zöglinge in genannter Anstalt genießen, liegt ein tief religiöser Sinn zu Grunde, welcher sich bei den Weissen derselben in religiöser Schwärmerie äußert, die in den Strafanstalten entweder gar keinen Boden oder aber schlaue berechnende Verbrecher finden dürfte, welche voraus Kapital schlagen, sich dem Victimismus, der Heuchelei, geradezu gesagt der Schauspielerei zuwenden, in der Aussicht irgend welchen momentanen, materiellen Vortheil während ihres Anstalts-Aufenthaltes zu erlangen.“ „Ein Ueberfüttern mit Religion, ein Ueberhäuten mit Axiomstücken aller Art, die noch dazu den meisten unverständlich, unverständlich, führt zur Ueberfärbung und schließlich zur — Verrottung der Religion, dem schlimmsten Feinde der Verbesserung der Thaten, auf welche doch hingewirkt ist.“ — Als bestes Mittel, geeignete Kräfte heranzuziehen, empfiehlt er Aufbesserung der Gehälter (für 14 Stunden täglichen Dienstes, der als Mitgefängenschaft zu betrachten ist, erhält der gewöhnlich mit Familie gesegnete Mann 900 Mk. jährlich, die langsam sich zu dem Maximum von 1200 Mk. erheben), dann aber auch Abschaffung der Accidennen. „In früheren Zeiten war es sowohl den Ober- als auch den Unterbeamten gestattet, Möbel und Hausgeräthe aller Art für den Familienbedarf in der Anstalt fertigen zu lassen; nachdem mit dieser Privilegie die größten Mißbräuche getrieben, wurde diese Erlaubniß auf die Schuhmacher- und Schneiderarbeit beschränkt, im Interesse der Aufrechterhaltung der Anstaltsdisciplin aber wäre es äußerst erwünscht, daß auch diese Vergünstigung gänzlich gestrichen würde, da mit derselben mehr oder minder der Corruption der Beamten Vorschub geleistet wird.“ Der Aufseher sieht dem für ihn beschäftigten Gefangenen durch die Finger, steckt ihm verbotene Genußgegenstände zu, verlangt dann aber Gegenleistungen des Letztern, „die darin bestehen, daß er zum mindesten einen Theil des zur Arbeit für den Aufseher benötigten Materials aus Anstaltsbeständen oder von minder beliebten Aufsehern entnimmt.“

Bei dem Kapitel „Anstaltssecretär“ erklärt sich Vf. gegen die Sitte, aus der Zahl der Strafgefangenen die dem Secretär untergebenen Schreiber zu rekrutiren. Der Hauptbeweggrund, welcher die hohen Behörden dazu bewog, das in den Strafanstalten im Allgemeinen sehr umfangreiche Schreibwerk durch die Strafgefangenen selbst bewirken zu lassen, ist wol darin zu suchen, daß man den Strafgefangenen selbst Einblick in die Verwaltung der Strafanstalt verschaffen, daß man ihnen durch ihre Mitgefängenen selbst insbesondere über die Verwendung der Arbeitsverdienste u. s. w. einen klaren Aufschluß gewähren wollte; als nicht zu erahnen auch möchte ich wohl die Behauptung hinstellen, es sollen die Gefangenen als Schreiber, welche als solche in intigem Con tact mit den Oberbeamten stehen, eine Art Controle auch für diese selbst ausüben, indem letztere vielleicht bei einem Anstöße von unrechtmäßiger Aemter- oder Ehem vor der Mittheilung ihrer Gefangenen-Schreiber auf den Weg Rechtsens zurückkehren.“ Diesen Schreibern wird gemeißt bessere Kost und Kleidung, Erleichterung im Verkehr mit den Angehörigen u. dgl. gewährt und daraus entwickelt sich allerlei Unzuträgliches. In Folge der bessern Bildung, welche den meisten

Schreibern eigen ist, besitzen sie den Aufsehern gegenüber ein gewisses morallisches Uebergewicht, welches sich sogar sehr häufig in dem allercordialsten Umgange zwischen beiden äußert. Dieser, Eitens der Schreiber fleißig gehegte und gepflegte Umgang, wozu wird er gar bald in umfassendster Weise verwertbet? Zur allersleißigsten Verbindung aller Art zwischen der Außenwelt und den Haftaten, die zunächst z. B. mit der Herbeischaffung einer unschuldigen Priße oder einer Rolle Kautabal beginnt, um sehr schnell in Besorgung von allerlei Correspondenzen und verbotener Lebensmittel überzugehen."

Die Belohnung der Gefangenen wurde früher auf dem Pictationswege in Pausch und Bogen dem Mindestfordernden übertragen und das besteht in etlichen Anstalten heute noch. Das sei nun freilich die billigste Art, aber die Controle über die Ausführung sei, wenn der Delonomie-Inspector der Anstalt sich „von dem Lieferanten finden lasse“, durchaus illusorisch. Freilich sei auch bei der Selbstverpflegung Unterschleif möglich, aber nur in geringerem Maße. Und hierbei kommt der Vf. auf die Frage: Wer controlirt im preussischen Staat die Strafanstalten? — „Die Königl. Regierungen, in deren Bezirken die resp. Anstalten liegen“ ist die Antwort darauf, aber der Vf. knüpft die fernere Frage daran: Sind denn die Herren Regierungsräthe, welche zu diesem Behuf vom grünen Tisch aus zu den Controllen committirt werden, „eingeweiht genug in das Strafanstaltenwesen, um eine wirkliche Controle vorzunehmen, nicht bloß eine solche pro forma?"

Nach dem, was wir eben in kurzen Umrissen von dem Geschäftsgange in den Gefängnissen gehört, ist diese Zumuthung des „eingeweiht sein“ allerdings eine eigenthümlich schwierige. Ja, construirt man sich die preussische Gefangenenanstalt nach dem Bilde, das uns der Hr. Verfasser da gezeichnet, so ist eine solche Controle auch den Oberbeamten kaum mehr durchführbar. Haben sie mit Delonomie-Inspectoren zu thun, die „sich finden lassen“, mit Aufsehern die aus dem Feder ihrer Collegen sich die eignen Schube schneiden lassen, mit Gefangenen endlich, welche als Jugendwächter neben die Oberbeamten gestellt sind: so wäre die verkehrte Welt ziemlich genau hergestellt und es handelte sich nur darum, was bisher innerhalb der Zelle war, hinauszuer setzen und umgekehrt.

Hr. v. Hülsen ist vielleicht in seinem Eifer zu schwarzseherisch geworden, aber er betont, daß er seine Erfahrungen nicht aus dem Studium einer einzelnen Anstalt geschöpft und jedenfalls weißt er nach daß, wenn böser Wille und Unrechlichkeit erst da sind, es bei den gegenwärtigen Zuständen auch an Gelegenheit zu ihrer Bethätigung, ja an Verlodung dazu nicht fehlt. Das wird zu beachten sein, wenn es sich bei der bevorstehenden Gesetzgebung nur um Abänderungen innerhalb des Rahmens des Bestehenden handelt.

Einer radicaleren Betrachtung der Dinge freilich wird das einzige Heilmittel, das der Verf. vorzuschlagen hat, nämlich die Erhöhung der Gehälter, für bedeutungslos gelten, denn so stark könnte diese Erhöhung doch niemals sein, daß sie allein jedes Gelüst nach unrechtem Gewinn unterdrückte, da könnte nur eine Erhöhung des innern Gehaltes dieser Aemter helfen, eine Erhöhung der sittlichen Aufgabe, der sie dienen sollen. Im Streite um den eigentlichen Zweck der Strafe ist es diesem allmählig ergangen, wie dem Alten in Lafontaine's Fabel. Die junge Freundin puzte ihm die weißen, die alte Freundin die schwarzen Haare aus, übrig blieb der Kahlkopf. Abschreckt und Bessert haben in der Strafe und ihrer Vollstreckung ein Compromißsystem zustandegebracht, das weder dem Einen noch dem Andern dient. In dieser Frage muß man sich entscheiden, von ihr aus muß die Reorganisation beginnen. Aber das führt weitab, hier lag und nur ob, aus dem Büchlein des Hrn. v. Hülsen etwas zu erzählen.

der reinpolitischen Schablonen, die Strömung im Staate und in der Gesellschaft ausmacht, erhalten haben, als sonst in der chemischreinen Atmosphäre seines Parteilebens ihm geboten wird. Zur Probe entnehmen wir dem letzten Kapitel, das im Resümé der vorangegangenen Erörterungen die Aussichten zeichnet, die den socialpolitischen Parteien im gegenwärtigen deutschen Staate blühen, folgende Stelle:

„Die socialen Dinge sind in fortwährendem Fluß begriffen; die Entwicklung des wirthschaftlichen Lebens erzeugt neue Formen und Bedürfnisse; dadurch ändern sich allmählig die Anschauungen, und zwar sehr langsam, aber nach und nach verändert sich auch der Inhalt der gesellschaftlichen Grundeinrichtung: Familie und Eigenthum.

Es hat aber mit diesen Veränderungen eine andere Verwandtniß wie mit denen der Naturkörper, sie sind nicht ein unbewußtes und unwillkürliches Entstehen und Vergehen, Zusammenballen und Abbröckeln, sondern sind das Ergebnis der menschlichen Willkür, bewußter Thätigkeit, die um so besser und wirksamer ist, je klarer sie sich der Grundlagen bewußt ist, von denen sie ausgeht, und der Ziele, auf welche sie hinstrebt.

Socialpolitische Parteien müssen natürlich dieser Natur der socialen Dinge Rechnung tragen, ohne daß sie sich deswegen charakterlosem Schwanken hinzugeben brauchen. Es giebt zu jeder Zeit gewisse ideale Grundlagen, von denen man sagen kann, daß sie als maßgebende für die Entwicklung anzusehen seien. Dieselben werden von den Zeitgenossen als natürliche, naturrechtliche Prinzipien angesehen, — obgleich sie im Grunde keineswegs natürliche, sondern eben social-historische sind —, die an sich unverrückbar seien und die man zu verwirklichen, auszubauen habe.

Solche Zeit-Ideen sind für uns heute in den Worten Freiheit und Gleichheit enthalten, die uns die liberale naturrechtliche Philosophie auf Grund der vorhergegangenen materiellen und geistigen Entwicklung unserer Culturvölker als erstrebenswerthe Ideale hingestellt hat. Sie gelten sowohl für das politische wie das wirthschaftliche Leben, und wir kommen von ihnen nicht los, sondern müssen sie „zeitgemäß“ zu fassen und zu gestalten suchen. Wir können und müssen über die ursprüngliche, erste Formulirung, welche unter dem Eindrucke der damaligen geschichtlichen Zustände geschah, hinausgehen, aber die Ideen selbst walten für uns mit „naturgesetzlicher“ Kraft, und über jeden, der sie verleugnen will, wird schließlich zur Tagesordnung übergegangen.

Die erste Formulirung der „Freiheit“, welche für das liberale Gesetzgebungswerk maßgebend war, lautete dahin, daß die Befugnisse des Individuums scharf abzugrenzen und zum Zweck der möglich größten Bethätigung des Eigeninteresses ausgiebig zu schützen seien; namentlich auf die strenge Ausbildung und Abgrenzung der wirthschaftlichen Macht-sphäre — des Eigenthums — wurde in dieser Richtung die größte Sorgfalt verwendet.

Die erste Formulirung der „Gleichheit“ war die, daß es gelte, allen Personen die formell, gesetzlich gleiche Grundlage für die Bethätigung der Freiheit in jenem Sinne zu sichern.

Das Prinzip der Gleichheit in dieser Auffassung hat nun aber, wie man sofort ersieht, eigentlich keinen selbständigen Bestand, sondern kommt wieder auf das der Freiheit hinaus; ergänzt dasselbe nur im Sinne: der gleichen Freiheit für alle, und wurde praktisch als Gleichheit



munistischen Betrieb ins Werk zu setzen, müßte jetzt zum Theil schon aus Mangel an zu beseitigenden „kapitalistischen Spitzen“ unausgeführt bleiben, und wo sich solche vorfinden und die betreffenden Großbetriebe in communistische Genossenschaften umgewandelt werden könnten, würde die Sache mangels Vorbereitung scheitern.

Da nun aber für jetzt selbst von einem Versuch solcher Revolution statt der Evolution nicht die Rede ist und sein kann, so entbehrt die Socialdemokratie positiver für die Gegenwart brauchbarer Ideen, und bethätigt sich hauptsächlich in der Negative, in Angriffen auf das Bestehende. Dies muß entweder dazu führen, daß die dem socialdemokratischen Einfluß zugänglichen Elemente zu einer Revolution aufgereizt werden, welche, wie gesagt, mißglücken muß; oder daß die Socialdemokratie in ihrer jetzigen Gestalt einer andern oppositionellen, wenn auch gleichfalls socialdemokratischen Partei mit klaren Zielen und agitatorisch praktischen Ideen Platz macht. Der jetzige Ideengang der radicalen Parteien kann zu positivem Wirken nicht führen, sondern nur dazu, die unzufriedenen Elemente zu sammeln und aufzureizen. Die Partei kann deshalb wohl immer noch zunehmen, aber nicht mehr auf lange hinaus auf ihrer jetzigen Grundlage bleiben. Agitation und Presse, so geschickt, eifrig und opferwillig auch beide geleitet werden, müssen unter diesem Mangel erlahmen und leiden schon jetzt, trotz ihrer Blüte, dem Inhalte nach sichtlich darunter.

Trotzdem aber, wie schon nachdrücklich hervorgehoben, ist nicht daran zu denken, daß die Socialdemokratie als solche verschwinden werde, denn eine Partei des Strebens nach politischer Macht zum Zwecke socialer Reformen erhält sich so lange, als sie innere Berechtigung hat, resp. als ihr solche gegeben und gelassen wird, und bedarf nicht der Formulirung gerade der jetzigen Radicals.

Man weist allerdings öfter auf eine Wahrnehmung hin, welche diese Behauptung von der Nothwendigkeit einer socialdemokratischen Partei bei dem jetzt noch vorhandenen Zustande der Gesellschaft zu widerlegen und diese Besorgniß zu zerstreuen geeignet scheint, nämlich daß es in England — dem classischen Lande des „Kapitalismus“ — keine socialdemokratische Partei gebe, und daß mithin auch bei uns, wo die Zustände der Socialdemokratie weniger Angriffspunkte böten wie dort, eine solche Partei nicht nothwendig sei.

Wie allerdings unsere heutige Form der Socialdemokratie nicht nothwendig sei, haben wir selbst schon gezeigt; daß aber in England keine Partei existirt oder organisirt ist, welche politische Macht für sociale Ziele sucht, ist eben einfach darauf zurückzuführen, daß sie noch nicht existirt; wie dies durch die politischen und socialen Verhältnisse Englands sehr wohl erklärlich ist. England ist nicht so unmittelbar wie wir von der Französischen Revolution berührt worden, in die moderne Gesellschaft und Volkswirtschaft hinein haben sich dort noch ältere Anschauungen und Zustände verpflanzt, das allgemeine Stimmrecht ist noch nicht durchgeführt, die Volksbildung steht auf einer niedrigeren Stufe, Denken und Charakter der Nation sind schwerfälliger, die Disciplinirung der untern durch die obern Klassen ist straffer und nachhaltiger, die wirtschaftlichen Hülfsmittel sind mächtiger und das Vertrauen auf sie ist größer, die Colonien geben Gelegenheit, viele unzufriedene und zweifel-

hafte Elemente abzuleiten — während unsere zersplitterte Auswanderung viel wirthschaftlich brauchbare Kräfte verloren gehen läßt und dem Vaterlande auch in socialpolitischer Beziehung nicht gehörig zugute kommt —; alles dies sind Umstände, welche einen langsamern, überhaupt einen andern Gang der Parteibildung in England veranlassen. Der Boden dafür ist aber dort im allgemeinen derselbe wie bei uns, an unzufriedenen und jetzt schon kämpfenden Elementen fehlt es nicht — man erinnere sich an die Gewerkvereine, die Union der Landarbeiter, die Agrarmorde, die Forderung von Arbeitercandidaten fürs Parlament, die sichlich wachsende Betheiligung der dortigen Arbeiter an der Politik überhaupt —, und es ist gar nicht anders möglich, als daß auch dort das Streben, politische Macht für sociale Reformen zu gewinnen — die Socialdemokratie — wachsen und mehr Boden gewinnen wird, weil eben öffentlicher Einfluß die Vorbedingung für das Durchbringen mit socialpolitischen Forderungen ist. Das Exemplificiren mit englischen Verhältnissen, das nachgerade zum Ueberdruß und zum Schaden der Forschung in den heimischen Zuständen getrieben wird, kann also hier keine Anwendung finden. Unsere Socialdemokratie ist da und wir müssen mit ihr rechnen und sie nach eigenem Muster behandeln. Pactiren läßt sich allerdings, wie sie jetzt ist, mit ihr nicht, aber mit der Devise „kein Pactiren mit der Socialdemokratie“ ist auch weiter noch nichts gethan, wenn es soviel heißen soll, als sie ignoriren und „anstoben“ lassen. Das ist eine Politik, die nur Unheil bringen kann, weil diese Partei sich eben nicht ohne Kämpfe austoben würde. Sie kommt daher gleich einer Kampfespolitik, die in socialen Dingen vom Uebel ist.

Eins freilich können und müssen wir von der Socialdemokratie verlangen, ehe von einem Pactiren die Rede sein kann, daß sie aus einer rein negirenden, radicalen Partei eine Reformpartei werde, die das Zeitideal der Freiheit und Gleichheit in einer friedlichen und gemäßigtern Weise ausbilden hilft, als sie jetzt beabsichtigt. Schwer muß ihr dies freilich werden, weil sie nach allen Seiten hin zu negativ geworden. Indes darf man sich dabei durch das Verweh der socialdemokratischen Bewegung: das Materialistische und das Antinationale ebenso wenig schrecken lassen, wie man glauben mag, vom kirchlichen oder wissenschaftlichen Standpunkte gegen diese Lehren ankämpfen zu können. Die große Menge der dem socialdemokratischen Gedanken Zugänglichen ist gegen jenes Verweh mindestens indifferent, und auch gegen die jetzige Formulirung überhaupt gleichgültig; sie würde einem jeden Programm zustimmen, das ernstliche und nahe Besserung und Sicherung ihrer Lage verheißt.

Eine Reformpartei dieser Art, welche aus den Interessenten selbst hervorginge, mit positiven, jetzt erreichbaren Forderungen würde auch ein viel bedeutenderes Gewicht haben, wie unsere jetzigen Reformparteien, welche aus der „conservativen Klasse“ hervorgehen und ohne tieferes eigenes Bedürfnis im Interesse der wirthschaftlich Schwächeren ihnen entgegenkommen wollen.

Inhaltsverzeichnis: Das Untergrabungsgesetz. — Eine Erwiderung des französischen Volks-
Gerichters. Von Bruno Bauer. — Hebet die Wahrnehmung des Koeniglichen. Kaiser Max Müller.
Von Jul. Dub.

Das Untergrabungsgesetz.

Der Oberbau wäre ja in der That mit recht gutem Bedacht — auf dem Papiere — ausgeführt, ließe sich nur erst das Fundament finden. Aber mit den „auf Untergrabung der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichteten Bestrebungen“ ist es doch zu einem gemeinsamen Verständniß nicht zu bringen. Was wollen die Schwierigkeiten, den juristischen Begriff des „Versuchs“ stets sicher herzustellen, bejagen gegen die aus jenen vieldeutigen Worten erwachsenden Unsicherheiten; was hat die einst so sorgsam cultivirte Unterscheidung von Vorsatz, Ueberlegung, ja sogar nur Bewußtsein ferner noch zu bedeuten! Denn das „Dienen“ bereits, das bewußte oder unbewußte, ja (§. 9.) die „Annahme“ schon, daß etwas den im Bann erklärten Bestrebungen „dienen werde“, reicht fortan hin, die Unterjagung, das Verbot, die Strafe heraufzubeschwören.

Aber das sind Juristenbedenken und freilich! der Jurist wird nichts mit diesem Gesetze zu thun haben. Denn daß drei bis fünf „etatmäßig angestellte Richter“ in dem durch dies Gesetz geschaffenen „Reichsamt“ Beisitzer sein sollen, das kommt doch nicht in Betracht, wenn alle sonstige Garantien, welche in civilisirten Staaten dem in seinem Eigenthum oder seiner Freiheit Bedrohten zur Seite zu stehen pflegen, das Recht der Vertheidigung, die Oeffentlichkeit der Verhandlung, die Appellationsbefugniß, nun im Wegfall kommen. Ein Verwaltungsverfahren, in drei Instanzen übereinandergebaut, von denen die oberste eine Verantwortung nur vor dem Reichskanzler hat, — das soll und wird von jetzt ab auf unbestimmte Zeiten hin in empfindlicherer Weise über die Grundrechte des deutschen „Untertan“ schalten und walten, als es in seiner Durchschnittsthätigkeit der Richter thut. Und haben die Richter, zumal die preussischen, mit ihrer Thätigkeit der letzten Jahre gegen die Socialdemokraten, mit ihrem Eifer der letzten Monate gegen die Majestätsbeleidiger, es wohl verdient, daß nun die wichtigsten Kapitel aus dem Vereinsgesetze, aus dem Preßgesetze, aus dem Gewerbegesetze, man weiß noch gar nicht wie weit, ihrer Befugniß entzogen werden?

In Einem Punkte indessen darf man wohl anerkennen, daß die Wünsche der liberalen Parteien, soweit sie bisher zum Ausdruck gelangt sind, billige Berücksichtigung gefunden haben: das Gesetz ist nicht einseitig gegen die socialdemokratische Partei gerichtet, es kämpft gegen eine allge-

prelle wie in Verhüllung, ja zu erobern, das es bis jetzt nur Unadens-
halber besaß, also nicht achtete. Das wird vorläufig Alles recht stille
hergehn und stille werden auch die paar hundert Menschen versinken,
welche, nach der erschrecklichsten Bestimmung dieses Gesetzes, durch einen
Federstrich aus dem wohlervorbenen langjährigsten Besitze zum Asten,
zum Bagabonden gemacht werden können: aber in dieser tiefen Stille
wird — so fürchten wir — dem jungen Fürsten, der mit diesem Gesetz
und mit der Wiederbelebung des Beils seine Herrschaft eingeweiht hat,
plötzlich klar werden, daß er übel berathen war.

Eine Erinnerung des französischen Volkscharakters als Pendant zu deutschen Stimmungen.

Die beiden Segur, Louis Philipp und August Philipp, Vater und Sohn, haben die Anfänge und den Schluß der großen ersten Revolution der Franzosen beschrieben. Der Jüngere hat in seinem Werk über Napoleons russischen Feldzug, welches mit seiner Schilderung der Seelenstimmung Napoleon's und seines Gefolges in dieser Klasse des französischen Nationalitätsgefühls einen bleibenden Werth behaupten wird, dem Nibelungenlied ein weit überragendes Gegenstück zur Seite gestellt. Dem Vater haben wir ein schönes Gemälde der Stimmungen zu verdanken, in welchen der Kreis der höheren Gesellschaft sich am Vorgefühl einer nahenden Umwälzung ergötzte. Wir knüpfen für die folgenden Zeilen zunächst an das Bild an, welches er in seinen „Denkwürdigkeiten“ der 1789 im Bürgerthum und unteren Volk eingetretenen Veränderung unterzieht.

Er hatte fünf Jahre hindurch als Gesandter in Petersburg seinem Posten vorgestanden und kam sich trotz der Briefe, die ihn seit dem Ausbruch der revolutionären Stürme mit dem Gang der Ereignisse bekannt gemacht hatten, bei seiner Rückkehr nach Frankreich (am Schluß des Jahres 1789) wie ein aus dem Schlaf erwachender Epimenides vor. „Schon bei seinem Eintritt in sein Vaterland, schreibt er, ehe er sich mit Jemand unterhalten hatte, wurde er von einem unerwarteten Schauspiel überrascht. Die Bürger, Bauern, sogar die Frauen zeigten in Haltung, Bewegungen und Mienen etwas Lebhaftes, Stolz, Unabhängiges und Beseeltes, was er an ihnen noch nicht gekannt hatte. Wenn er Leute aus den unteren Klassen um Etwas befragte, antworteten sie ihm dreist mit stolzem Blick und klarem Ton; überall sah er das Gepräge jener Gefühle von Freiheit und Gleichheit, welche damals die Leidenschaften entzündeten. Bei seiner Abreise aus Frankreich hatte er ein friedliches, durch Gewohnheit unter das Joch einer langen Unterwürfigkeit gebeugtes Volk verlassen und jetzt fand er es emporgerichtet und unabhängig wieder.“

Diese große Veränderung der Franzosen in Charakter, Gemüth und Stimmung will uns gerade in dem Augenblick, wo wir unter uns ein dem Anschein nach früher mächtiges Regime sich in geistiger Mittellosigkeit und finanzieller Verlegenheit auflösen sehen, nicht aus dem Sinn kommen. Noch nie ist eine Aera in einer ähnlichen allgemeinen Stodung wie die Bismarck'sche versunken; es ist, als ob sie sich im Kriebisand ihrer Rathlosigkeit verliere.

Das Nationalcapital, welches den Bismarck'schen Unternehmungen von vornherein nicht gewachsen war, ist seit 1863 für die steigenden Armeebedürfnisse draufgegangen, während Arbeit und Industrie hinter den gleichzeitigen gewerblichen Fortschritten Frankreichs, Nordamerikas und selbst der skandinavischen Länder zurückblieben. Das geistige Capital, mit welchem Bismarck seit 1866 wirtschaftete, — das ihm nöthige Ungeßüm der Nationalliberalen gegen innere und auswärtige Reichsfeinde ist von ihm aufgezehrt, nachdem es endlich dem Publikum langweilig und für die productive Arbeit tödtlich geworden war.

Der leitende Minister kannte den geringen Umfang des geistigen Capitals, über welches die conservative Partei gebot, als er ihr im August 1866 nach ihren Diensten im Budgetkampf die Entlassung gab und mit dem nivellirenden Eifer der Nationalliberalen seinen Bund schloß. Jetzt, nachdem die Letzteren vollständig ausgenutzt sind, rief er seine alten Freunde aus der Conflictzeit wieder herbei, aber die Zahl, die sie in den Wahlen gewannen, war zu gering, um ihre geistige Armuth durch die Masse aufzuwiegen.

Mitten unter den schwankenden halbtodten Gestalten, die in den Reichstag einzutreten werden, steht die katholische Fraktion und wird sich als das Zügelrin der Kluge derjenigen jenseitigen, welche dem in ihr verlegten Rechtsbewußtsein und Sinn für Gerechtigkeits Genugthuung verschaffen werden. Und die von den alten Parteien mit Stimmeneinstimmigkeit der Vernichtung bestimmte sozialistische Gruppe, in welcher die alle Anderen unterdrückende Verstimmung als entschiedene Stimmung gegen den bisherigen Gang der Gesetzgebung zum Ausdruck gekommen ist, hat sich neben der katholischen zu einer Macht entwickelt, daß sie gleich dieser eine bisher unerhörte Menge von Entscheidungen bewirkt hat und wie die Vertreter des Centrums in denselben sich die Entscheidung errungen hat. Welche Wendung und welche Krisis über die neue Aera!

Ein folgender Artikel wird in den Verfassungen des deutschen Bürgerthums das Abbild und die Erklärung der jetzigen herrschenden Verfassung aufstellen; zuvor wenden wir uns jedoch zu einer ansehnlicheren und belebenderen Geschichte, — der Erneuerung des französischen Volkscharakters seit dem Jahr 1789.

Wir haben bereits in No. 30 dieser Wochenschrift daran erinnert, wie der großen Schöpfung des genannten Jahres, der Nationalversammlung, eine königliche Revolution voranging, welche die Grundzüge für die Arbeiten und Anstrengungen der folgenden Jahre in strengen und sicheren Linien entwarf. Am Namen und im Auftrage des Thrones legten nach einander die leitenden Minister Calonne und Bruniere einer aus königlicher Wahl hervorgegangenen Ständerversammlung die auf das Eorgfältigste ausgearbeiteten Umrisse eines Steuerplans, einer Kreis- und Provinzialordnung und einer Justizreform vor, welche die Kräfte des Reichs von den ständischen Schranken befreien und zur vollen Entwicklung bringen sollten. Indessen war die Jugend des hohen Adels von demselben Verlangen nach Erneuerung, Reform, Freiheit und Gleichheit ergriffen worden, welches dem Königthum und den ministeriellen Gehilfen desselben ihre Vorlagen eingegeben hatte. Segur beschreibt in seinen „Denkwürdigkeiten“ sehr anschaulich, wie der Adel, von der Leidenschaft für das allgemeine Wohl ergriffen, sich zum „Krieg gegen die Vorurtheile“ rüstete und der Schüler einer Philosophie wurde, in welcher er mit jugendlicher Leidenschaft die Mittel aufsuchte, „sich der Menschheit nützlich und ihr Schicksal glücklicher zu machen.“ In den Lebzeiten Johann des Jahrhunderts ging aus dieser „Krankheit von einer süßen Philosophie“ der Menschenliebe, wie sich Segur ausdrückt, und aus dem gleichen Interesse an Wissenschaft, Kunst und Literatur eine Vermischung der Klassen hervor, in der sich neue Unterscheidungen bildeten, wie die zwischen Jugend und Alter, Geiß und Unwissenheit. Diese Fortschritte der Gleichheit, diese jeder Art von persönlichem Verdienst dargebrachte Huldigung — der Enthusiasmus für alle literarischen und philosophischen Neuerungen erweckte die Imagination und befeuerte die Dichter, Künstler und Gelehrten. Auch die Theater erlangten von den Meisterwerken einer neuen Kunst. Ein späterer französischer Schriftsteller, Leclerc, sagt in diesem Sinne von Gluck's Einzug in Paris, daß die „Allmacht seiner Accorde die Ketten des Volks spannte und der Seele Festigkeit und Energie gab.“

Die Missionäre der Vorzeit, sagt Segur, konnten nicht mehr Feuer und Menschenliebe in ihrem Innern bergen als der damalige jugendliche Adel. Von Ehatendrang erfüllt, folgten sie Lafayette's Beispiel und zogen nach Nordamerika, um für die Befreiung der dortigen Kolonien zu streiten. Segur war auch einer dieser Kreuzzügler und fand daselbst als Kameraden z. B. den Grafen Rochambeau, den 1788 verstorbenen Marquis Chastelux (Verfasser des Werkes: *de la saluité publique*), die beiden Cameths (Alexandre und Karl), den Baron Bojard de Talleyrand, Pruder des späteren Rüstern und Diplomaten der Revolution, die Gebrüder Dillon (Theobald und Arthur), den Herzog von Launay, der später nach dem Tode seines älteren Bruders als Gontaut-Biron in der Revolution auftrat.

Der Genuß des ersten erlebten Triumphes, welchen diese Köpfe an der Seite Washington's davongetragen hatten, gab ihrem Freiheitsgefühl und ihrem Neuerungsdrang eine größere Sicherheit. Sie wurden mit ihrem heimischen Standesgenossen die ersten Vorläufer der Reform in der konstituierenden Versammlung oder militärische Führer beim Ausbruch des Krieges mit Oesterreich und Preußen. Wie der König das erste Zeichen der Revolution gegeben, gleichsam das Programm derselben aufgestellt hatte, so standen sie in den ersten Reihen der Opposition, als es galt, jenes Programm gegen die militärischen Reactionsversuche der Hofpartei zu verteidigen.

Alein sie hielten nicht aus. Sie alle überdauerte das Volk, an welches schon der König in den Prehauftrufen Brienne's appellirt hatte. Von einem der glänzendsten dieser Gruppe, dem obengenannten Herzog von Launay, sagt Esquirol: er war „ein origineller, nach Unabhängigkeit strebender Geist, welcher die gute Gesellschaft mit ihrem Zwang als eine Fessel seiner Freiheit betrachtete. Sein Character bot eine Mischung von Tapferkeit und Weichlichkeit, von den Formen eines französischen Hofmanns und den unabhängigen Gewohnheiten eines Patres von England; er war galant und wäre gern ein Hero der Geschichte geworden.“ Diese französisch-amerikanischen Ritter, die in der Freiheit die Mutter schimmernder Abenteuer sahen, erloschen nach einander wie Meteore des Augenblicks, theils ermüdet vom parlamentarischen Kampf und erschreckt von dessen ernstem Ausgang, wie z. B. die Gebrüder Lameth, theils, wie Arthur Dillon, als Verräther im Kriege an der Gränze, wo sie in den Verhandlungen mit den Generalen der fremden Fürsten es lernten, sich diesen selbst geßällig zu beweisen.

Auf dem Volk lastete die Verantwortlichkeit für die Aufrechterhaltung der Frage, welche der König im Zwist mit den Notablen und Parlamenten ungeklärt lassen mußte. Es galt dem Eig der Souveränität, von welcher Ludwig XVI. so wenig besaß, daß er nach den Verhandlungen mit jenen Vertretern des alten Frankreich ermattet und verzweifelt die Krone sinken ließ und der Zukunft die Arbeit übergab, die rettende Reichsreform von den ständischen Hemmnissen zu befreien. Das Volk, ausgeschlossen von jener Vertretung des Landes, leidend in ganz Frankreich, unbetheiligt an dem unfruchtbaren Zwist des Königs und der Stände war von Brienne zum Beistand gegen die Anlust der Letzteren, zur Reform des Ganzen mitzuwirken, aufgerufen. Der dritte Stand, diehmals für die Wahlen zu den Generalständen mit einer dem Adel und der Geistlichkeit an Zahl gleichen Vertretung bedacht, hatte durch diese Verdoppelung seiner Stimmen von vornherein die Aufgabe erhalten, gegen die beiden oberen Stände ein Gegengewicht zu bilden. Die Erfahrungen des Juni überzeugten ihn aber bald, daß er gegen den Interessenbund, welchen Königthum und Adel und Geistlichkeit geschlossen hatten, nur ein todtes Gewicht bleiben, noch weniger als Schiedsrichter in den ungelassenen Streit der Notablenversammlungen eingreifen würde. Dazu blieben den Bevorrechteten die Millionen rechtloser Freunds- und Abgabenschlichter, die den oberen Ständen eine Macht, ein Einkommen und ein Uebergewicht verschafften, wogegen dem dritten Stand immer nur ein unsicheres und unwirksames Recht zu Reformanträgen bleiben würde.

Seit dem 14. Juli, dem Tage des Bastillensturmes, erhielt der Bürger und gleichzeitig mit ihm der bedrückte Landbauer die Waffen, mit denen sie den Proceß des Königthums und der Notablenversammlungen zu Ende führen konnten. Es waren die Pike und die Glinte; die Frage drehte sich um den Eig der Souveränität, welche das Recht und die Macht haben sollte, das Steuerwesen und die Kreis- und Provinzialordnung sammt der Reichsjustiz zu regeln. Ob ein Jahr nach dem 14. Juli 1789 verging, war die neue Verfassung auf der Grundlage der allgemeinen Gleichheit und der von Lafayette wenige Tage vor dem Bastillensturm verkündigten Menschenrechte gesinnert; der Eig der Souveränität war in der Nation, der König der oberste Beamte,

er ein andermal von den Gefangenen nach dem Treffen bei Leipzigstadt im Sommer 1798, offnere und festere Gesichter gesehen". Immer rühmt er das „erstaunlich frohe und muntere Wesen“ des französischen Militärs, wie „sie außer dem Dienst stets guter Dinge, mittheilend und recht brüderlich sind.“

In Landau, wo er sich nur nach der Verabredung mit den Oberofficieren des Bloladecorps und dem Kronprinzen (späteren Friedrich Wilhelm III.) als Ueberläufer gemeldet hatte, um seinen frühern Universitätscameraden den Convents-Commissär Dengel zur Uebergabe der Festung zu bewegen, verkehrte er mit den aufgeweckten Freiwilligen, besuchte fleißig die Clubs der eingeschlossenen Bürger und gewann auch die Zuneigung des tapfern Commandanten Landbère. Seine Erfahrungen in dieser Festung und in den andern Städten Frankreichs, die er später kennen lernte, faßt er in der schönen Schilderung zusammen: Ueberall fand ich „einen Ideen-Commerz, der mich oft in Erstaunen setzte, — einen Commerz, der selbst durch den Krieg gewonnen hat. Es giebt jetzt kein Kriegsheer, worin die Köpfe von jeder Art so complicirt und veretnt wären als im französischen. Ueberall, im Lager und in den Städten ungehinderte Mittheilung der Grundsätze, Gedanken und Erfahrungen unter den vielen Hunderttausenden von den verschiedensten Gewerben, — Landleuten, Bürgern, Kaufleuten, Gelehrten, Künstlern! Das allgemeine Aufgebot war der Prometheus Frankreichs“.

Die Gütigkeit, die im allgemeinen Verlethe herrschte, lernte der deutsche Magister von einer andern Seite kennen, als er nach der Aufhebung der Blolade Landau's mit achtzig Ueberläufern und 400 Kriegsgefangenen unter dem Geleite von 40 Freiwilligen nach Besançon geschickt wurde. Das Commando des Zugs hatte der Hauptmann Landrin. Dieser und der Magister lebten wie Vater und Sohn, nachdem Ersterer bemerkt hatte, daß Landhard, als beider Sprachen mächtig, ihm Dienste und Gefallen leisten könne. Ihr Gespräch bewegte sich oft um die Grundsätze des neuen Frankreich. Einmal sagte der Hauptmann dem Deutschen ausethander, wie „in despotisch regierten Staaten nur die Angend d. h. das innere Bewußtsein, Gutes gethan zu haben, und noch ferner Gutes thun zu wollen, die wenigen Weisen, die sich dafelbst finden, beglücke, im Freistaat aber die Erfüllung der gesellschaftlichen Pflichten auch äußerlich glücklich, geehrt, beliebt, kurz, den Menschen so mache, wie er gern sein möchte“. Der begeisterte Republikaner sprach die Ueberzeugung aus: „daß die künftige Generation in Frankreich besser sein werde als die gegenwärtige und daß man in hundert Jahren die Uebung der gesellschaftlichen Tugenden zum Wohl der Menschheit für ebenso nothwendig allgemein halten werde, als jetzt das Athemholen für das Leben.“

Landrin war gegen die übrigen Deserteurs und Gefangenen eben so gütig und väterlich wie gegen seinen deutschen Gehülfen. Auf den 60 Meilen, auf welchen die bei Weissenburg gefangenen Deutschen nach Besançon gebracht wurden, starb mitten im Winter kein einziger, während die im Winter 1797 auf 98 nach Magdeburg transportirten Gefangenen unterwegs zu Hunderten starben und überhaupt inhuman behandelt wurden.

In Dijon, wo 6000 Ueberläufer und 6 bis 7000 Kriegsgefangene in den verlassenen Klöstern untergebracht waren, trat Landhard bei einem Doctor Antoine in den Hospitaldienst und war ihm mit seiner Sprachkenntniß willkommen. Die Militärhospitäler, in denen es die Franzosen auch den Fremden nicht an Pflege und Arznei fehlen ließen, fand Landhard in jeder Hinsicht in Bezug auf Medicin, ärztliche Pflege und Verwaltung, musterhaft eingerichtet und auf Kosten der Republik besorgt. Für einen großen Vorzug derselben erklärt er es, daß das Militär gar Nichts darin zu sagen hatte, während in den preussischen und österreichischen Hospitälern Officiere, Unterofficiere die Verwaltung unter sich hatten.

Die gute Behandlung, welche die Kriegsgefangenen genossen, giebt dem deutschen Abenteuerer öfters Gelegenheit, auf die rauhe und harte Weise, wie

man in Deutschland gegen die französischen Gefangenen verfuhr, einen vergleichenden Blick zu werfen. Er selbst ruft einmal, als er sich auf einer vorgeschriebenen *Stappentour* nach dem südlichen Frankreich befand und, wenn er sich für einen Gefangenen ausgab, immer freundlich und theilnehmend aufgenommen wurde, fast wörtlich wie jener 1814 bei Rebatz gefangen genommene, von uns früher erwähnte deutsche Landwehrmann aus: „ich fand sehr gute, wohlthätige Menschen.“

Der Friedensrichter zu Dijon stellte zu Lausard's Zeit einen andern Vergleich mit deutschen Verhältnissen an. Derselbe erfuhr, daß die Kaiserlichen *Corporale* noch in der Gefangenschaft, mit Billigung der Officiere den Stock wieder gebrauchten, verbot das Anwesen mit Hilfe der *Municipalität* und erklärte in einem Anschlage, daß in Frankreich solche Behandlung der Menschen nicht geduldet werden dürfe. Wollten sich die Leute prügeln lassen, so möchten sie warten, bis sie wieder in ihrer Heimath wären.

Die Anstrengungen der innern Kämpfe und des Kriegs an den Grenzen, fern davon, den Ackerbau und das Gewerbe zu beschädigen, trugen zu deren Förderung bei. Lausard hörte von Lothringer Bauern, mit denen er sich auf dem Zuge nach Balmv unterhielt, daß sie durch die Revolution in jeder Hinsicht durchaus gewonnen hätten. Die schrecklichen Abgaben, sagten sie, wären jetzt heruntergeleht; nun könnten sie auch an sich denken, bauen, Andern aus helfen, ihres Lebens wie ihrer Arbeit froh werden und einen Nothpfehnig ersparen; die vielen Accisen hätten aufgehört, das große Wild verwüste ihre Acker nicht mehr; kurz, sie fühlten, daß sie jetzt Menschen wären und nicht mehr Sklaven und Edelente.

Reisende, auch Engländer, die zur Zeit des Directoriums Frankreich besuchten, um den Zustand des Landbaues kennen zu lernen, fanden, daß er durch die Unabhängigkeit der Bauern und durch die gleiche Vertheilung der Abgaben außerordentlich gewonnen hatte.

Der Bauer hatte bei dem beständigen Abfließen der Armeen, die nach der Grenze zogen, der Freiwilligen-Truppe, die ihnen folgten oder voranzogen, sich als Glied einer aufsteigenden Nation gefühlt und, während jene draußen suchten, mit ununterbrochener Beharrlichkeit fortgearbeitet und das Land in einem blühenden Zustand erhalten.

Die Industrie hatte gleichfalls so bedeutende Fortschritte gemacht, daß der Minister des Innern, François de Neufchâteau unterm 26. August 1798 die Industriellen zur Beschickung einer Ausstellung einladen konnte. Dieselbe wurde am 19. September auf dem *Champ de Mars* eröffnet und lieferte den Beweis, daß sich in den Stürmen der Revolution in den Provinzen wie in der Hauptstadt viele neue Ateliers erhoben hatten. Der Aufschwung der exacten Wissenschaften und die Nothwendigkeit, in der man sich bei der Abwehrung durch Krieg und durch die englische Seemacht befand, hatten die Erfindungskraft zur Entdeckung neuer Mittel und Methoden der industriellen Arbeit angereizt und Frankreich konnte sich rühmen, daß es in einem zehnjährigen inneren und auswärtigen Kriege die Kraft gewonnen hatte, die Aera der großen Industrie-Ausstellungen zu eröffnen.

Nun haben wir noch ein Gebiet zu erwähnen, auf welchem die Franzosen ihre Unverwundbarkeit und Erfindbarkeit bewährt haben. Die Zeitgenossen sind einstimmig in ihrer Bewunderung der Ausdauer, mit der sich die Emigranten nach dem Coblenzer, besonders von den königlichen Prinzen, z. B. von Artois, angeregten Laune in ihrem Glend in der Fremde zu helfen wußten und ohne Klage sich mit der niedrigsten Arbeit und ärmlichsten Kost mit ihren Familien erhielten. Duteaud schließt seine „Memoiren eines sich ausruhenden Reisenden“ mit seinen Londoner Beobachtungen, wie Frauen vom höchsten Stande und angesehenem Namen durch ihre Arbeiten sich Lebensunterhalt verschafften und Edelente sich den verschiedensten Handarbeiten widmeten, ohne deshalb etwas von ihrer Haltung zu verlieren. Ernst Moritz Arndt, der sie auf seiner Reise in Italien hatte kennen lernen, widmet ihnen in seinem Reisever-

Aber Religion gedacht. Hätte Müller statt sich an einige ipsissima verba von Strauß zu klammern lieber dessen ipsissimum sensum in's Auge gefaßt, so wäre er davor behaltet geblieben dem englischen Publikum ein Herrbild der deutschen Gedankenarbeit vorzuführen, was doch selbst durch den Uebereifer, für seine eigene Definition reine Bahn zu schaffen, kaum entschuldigt wird. Allerdings sagt Strauß in dem Abschnitt: Haben wir noch Religion? seiner letzten Schrift (Ges. Schriften Bd. VI. p. 92.), indem er auf die „Frömmigkeit“ des Mittelalters zu sprechen kommt und dann den Gegeneinwand, daß das Mittelalter nur einen reicheren Glaubensstoff als unsere Zeit gehabt habe, darum aber noch keineswegs intensio frömmeter gewesen sei, berücksichtigt: „Dies einen Augenblick zugegeben, so waren aber im Mittelalter nicht bloß der Glaubensartikel, sondern auch der religiösen Momente im Leben der Menschen, der Gesellschaft und des Einzelnen, mehrere; im täglichen Treiben des mittelalterlichen Christen kam das religiöse Element, als Gebet, Kreuzschlagen, Messehören u. s. f. viel häufiger und ununterbrochener zur Ansprache als bei einem heutigen. Und damit geht doch auch das andere, das Intensive der Frömmigkeit, Hand in Hand. Weder so zahlreiche Virtuosen der Frömmigkeit, wie sie damals besonders in den Klöstern lebten, noch so hohe einzelne Meister darin, wie ein heiliger Bernhard, ein heiliger Franciscus und selbst später noch ein Luther sind jetzt noch zu finden; unsere Schleiermacher, unsere Neander machen neben jenen allen Meistern eine sehr weltliche Figur.“ Was hat denn aber Strauß damit gemeint und ausgesprochen? Er stellt ein „Intensives der Frömmigkeit“ dem im Leben des Einzelnen wirkenden „religiösen Momenten“ als da im Mittelalter waren Gebet, Kreuzschlagen, Messehören u. s. f. gegenüber und meint, daß Eins mit dem Anderen „Hand in Hand“ gehe, d. h. also, daß das Intensive der Frömmigkeit, wo es überhaupt vorhanden war, durch die häufigere Anregung, welche ihm die religiösen Gebräuche gewährten, eine größere Kraft, einen stärkeren, inneren Gehalt erlangt habe. Er meint, daß man diese Seite, welche dem Mittelalter zu Gute komme, nicht allzu gering anschlagen dürfe, wie es da geschieht, wo man alles Derartige dem Aberglauben zurechnet und er erläutert seine Meinung dann noch durch den Hinweis auf den heiligen Bernhard oder Luther, denen er Neander und Schleiermacher gegenüberstellt. Alle diese, will er sagen, hatten intensive Frömmigkeit, aber bei Luther oder dem heiligen Bernhard gewann dieselbe durch das ununterbrochener eingreifende religiöse Element des Cultus doch noch eine stärkere Vertiefung, so daß Schleiermacher und Neander neben ihnen eine weltliche Figur ausmachen. Strauß hat den Ausdruck: „Intensive Frömmigkeit“ nicht auf's Neue genauer definiert und erörtert, er hat ihm den Sinn der gewöhnlichen Sprechweise belassen und indem er extensive und intensive Frömmigkeit unterschied, mit letzterer nichts weiter ausdrücken wollen als was man unter „wahre Religiosität“, unter Religion überhaupt, soweit sie Sache des innersten Gemüthslebens im Menschen ist, zu verstehen pflegt. Eben dieser mangelnden genaueren Definition wegen bleibt die ganze Behauptung auch discutabel und die Untersuchung des Verhältnisses wahrer Religiosität zwischen heute und vordem und dem Antheil, der dem häufigeren Einwirken der äußeren

letzte Götzenbild, den Menschen. Er kennt den Menschen zu gut, um Vertrauen in seine Umgebung an die Menschheit zu haben. Selbstsucht ist nach ihm das einzige natürliche Motiv aller menschlichen Handlungen“, so hört das Verwundern im Einzelnen gewissermaßen auf, da sich aus einem so totalen Mißverständnis der Stellung und Grundanschauung Feuerbachs jedes einzelne Mißverständnis leicht erklären läßt. Den absoluten Idealismus des Egoismus vertrat s. B. d. h. vor einigen 30 Jahren Max Stirner, in der Schrift: „Der Einzige und sein Eigenthum“. Wenn Max Müller sich auf dem kürzesten Weg darüber unterrichten will, wie gänzlich er sich mit seiner Beurtheilung Feuerbachs auf dem Holzweg befindet, so braucht er nur den kleinen Aufsatz Feuerbachs: Ueber das „Wesen des Christenthums“ in Beziehung auf den „Einzigen und sein Eigenthum“ (Ges. W. Bd. I. p. 342.) zu lesen. Dieser Aufsatz enthält u. A. die folgende Stelle: „Der Mann ist die Vorsehung des Weibes, das Weib die Vorsehung des Mannes, der Wohlthäter die Vorsehung des Nothleidenden, der Vater die Vorsehung des Kindes u. s. w. . . . So ist der Mensch der Gott des Menschen! Und nur durch diesen menschlichen Gott kannst du den un- und außermenschlichen überflüssig machen. Nur die Gattung ist im Stande, die Gottheit, die Religion aufzuheben zugleich und zu ersetzen. Keine Religion haben heißt: nur an sich selbst denken; Religion haben an Andere denken. Und diese Religion ist die allein bleibende, wenigstens so lange als nicht ein „einziger“ Mensch nur auf Erden ist; denn so wie wir nur zwei Menschen, wie Mann und Weib haben, so haben wir auch schon Religion.“ Schon aus dieser Stelle sollte es dem Beurtheiler Feuerbachs dämmern, daß das, was dieser unter „Selbstsucht“ verstand, von dem Egoismus im gemeinen Wortverstand sehr weit unterschieden ist und ferner, daß es im Innersten falsch ist, von „einem Daß gegen alle Religion“ zu reden, „der sich in den Schriften Feuerbachs zeigt.“ Vor solchen Angriffen, nicht der Boswilligkeit, aber der Unkenntniß sollte uns die Ehre der Wissenschaft behüten!

Ich folge nach dieser nothgedrungenen Zurückweisung dem Verfasser weiter, ohne mich indessen bei dessen nächsten Ausführungen, die immer den eigentlichen Kernpunkt noch nicht berühren, lange aufzuhalten. Es ist manches Ansehbare, auch einiges Unansehbare darunter. Sehr ansehnbar ist der Satz: „Religion ist keine neue Erfindung.“ Auch daß die Religionswissenschaft nicht „erst von heute oder gestern datirt“, dürfte so wenig zu bestreiten sein, daß ich selbst zu dem parenthetischen „wie man meint“ mir ein Fragezeichen erlauben möchte. Wer vertritt denn eigentlich solche Meinung? Die Berufung auf den angeblichen Ausspruch des Heraclitus: „Der Glaube ist eine Krankheit — aber eine heilige Krankheit“ scheint mir freilich hier wiederum ganz an der unrichtigen Stelle zu stehen. Nicht weil Heraclitus sich in einem vorbehaltslosen Sinn die Frage zur Beantwortung gestellt hätte: woher kommt Religion? — das wäre der Standpunkt der Religionswissenschaft im modernen, in unserem Sinn — that er jenen Ausspruch, sondern umgekehrt, weil ihm die Existenz der unsterblichen Götter oder des Einen Göttlichen in einem geläuterten Sinn außer aller Frage zu stehen, selbstverständlich gewiß zu sein schien, bezeichnete er das Verfahren der Menschen, die zu Götzen-

ist, daß man „Religion so wenig als Education, Erziehung oder Freiheit werde definiren können“, was man dagegen könne, sei: „ein specifisches Merkmal finden, welches die Gegenstände des religiösen Bewußtseins von allen anderen Gegenständen trennt, und welches zu gleicher Zeit unser Bewußtsein, wie es gegen diese religiösen Gegenstände reagirt, von unserm Bewußtsein unterscheidet, wie es sich in Bezug auf Dinge verhält, welche die Sinne und der Verstand uns entgegen bringen.“ Folgen wir dem Verfasser also auf diesem Wege! Es schließt sich hieran zunächst folgende Definition der subjectiven Seite der Religion, die Müller in seiner „Einleitung in die Religionswissenschaft“ (Straßburg, Trübner) aufgestellt hat und deren Kern er auch noch gegenwärtig für „gesund“ hält: „Religion ist eine geistige Anlage, welche den Menschen in den Stand setzt, das Unendliche unter den verschiedensten Namen und

wechselnden Formen zu erfassen, eine Anlage, die nicht nur unabhängig von Sinn und Verstand ist, sondern ihrer Natur nach im schroffsten Gegensatz zu Sinn und Verstand steht: Statt des Ausdrucks Anlage (englisch: faculty) gegen den seiner Zweideutigkeit wegen mancherlei Einwendungen erhoben worden sind, ist Müller auch bereit „potentielle Energie“ zu sagen, wonach denn die subjective Seite der Religion in der potentiellen Energie, das Unendliche zu erfassen, bestehen würde. Immer bleibt die Hauptsache und das eigentlich Charakteristische an der ganzen Auseinandersetzung die festgehaltene Beziehung zu dem Unendlichen. Es drängt sich, wie schon vorher bemerkt, hierbei die Frage auf: ist das Unendliche ein guter Ausdruck für alle Gegenstände des religiösen Bewußtseins? Wir werden aber, um diese Frage und ihre Beantwortung genauer würdigen zu können, uns zunächst das anzusehen haben, was von Müller in Bezug auf seine Auffassung des Unendlichen vorgebracht wird. Es handelt sich für ihn dabei um einen Waffengang mit demjenigen philosophischen Standpunkt, der sich etwa in folgendem Raisonnement ausspricht: „Alles, was die Sinne uns bieten, ist seiner Natur nach beschränkt und endlich, muß es sein. Alles, was diese Schranken zu überschreiten scheint, ist also ein bloßer Wahn. Das Wort Unendlich ist eine Mißgeburt, indem man einem Körper einen Kopf gegeben, der nicht zu ihm paßt, d. h. indem man dem Objectiv Endlich die negative Partikel vorgesetzt, die aber mit einem absoluten und exclusiven Begriff wie Endlich ganz unvereinbar ist. Die Sinne geben uns nichts als was endlich ist, der Verstand hat nichts als was die Sinne ihm liefern, wer hat also ein Recht von Unendlichem zu sprechen!“ Dem stimmt Müller soweit zu, daß er ebenfalls annimmt: all unser Wissen beginnt mit sinnlicher Wahrnehmung, mit dem, was wir fühlen, hören und sehen. Daraus arbeiten wir unser begriffliches Wissen heraus, welches sich vom sinnlichen nicht dem Inhalt, sondern nur der Form nach unterscheidet. In Bezug auf Inhalt bleibt es dabei, daß nichts im Verstande existirt, das nicht vorher in den Sinnen existirt hat. Dann aber erhebt er seinen Einwand, der sich im Wesentlichen so präcisiert: „Ich behaupte, daß Religion, (als Erfassung oder Fühlung des Unendlichen) anstatt unmöglich zu sein, vielmehr unvermeidlich ist, wenn man uns nur unsere Sinne läßt, so wie sie wirklich sind, nicht so wie man sie für uns definiert hat.“ Auch Müller verlangt keine besondere Gabe für Erfassung des Religiösen, keine übernatürliche Offenbarung. Er fußt auf der sinnlichen Wahrnehmung und behauptet nur, „daß der Keim oder das Noch-nicht dieser Idee (des Unendlichen) in den frühesten sinnlichen Eindrücken eingeschlossen liegt und daß, so wie der Verstand auf der einen Seite sich an den endlichen Eindrücken der Sinne entwickelt, so der Glaube — oder sollen wir es Vernunft nennen*) — sich an dem, was in unseren sinnlichen Eindrücken unendlich ist, herausbildet.“

(Schluß folgt.)

*) Ich werde weiterhin Veranlassung haben hierauf zurückzukommen.

wußtseins bilden, immer nur mit dem Begrenzten, mit dem Wahrnehmen der Begrenzung zu thun haben, vertritt mir dieser Standpunkt ein höheres Recht, weil er an der unverrückbaren Thatsache festhält, daß die Idee des Unendlichen nicht aus unserem Bewußtsein herauszustreichen ist. „Die Idee des Unendlichen“ — ich accommodire mich hier einstweilen der gewöhnlichen Sprechweise, mit dem Vorbehalt weiterhin diesem Ausdruck noch etwas genauer ins Angesicht zu sehen. Allein wenn ich dieser allgemeinsten Tendenz nach mit Müller übereinstimme, so thue ich es doch um so weniger mit den Argumenten, die ihm alsdann als Stützpunkte für eine unmittelbare Fühlung des Unendlichen dienen sollen. Hier läuft, wie mir scheint, Alles auf eine duftige und in allerlei Ausdrucks-Nuancen geistreich schillernde Wortspielerei, aber doch eben nur auf eine solche, ohne die Präcision des wissenschaftlichen Ausdrucks, hinaus. „Der Mensch sieht“ — sagt Müller u. A. — „aber er sieht immer nur bis auf einen gewissen Punkt. Da bricht seine Sehkraft zusammen. Aber eben auf dem Punkt, wo seine Sehkraft zusammenbricht, eben da spürt er, mag er es wollen oder nicht, zum ersten Male den Druck des Unendlichen. Dieser Druck ist etwas sinnlich Wahrnehmbares . . . der Mensch leidet vom Unsichtbaren und dieses Unsichtbare ist eben nur ein besonderer Name für das Unendliche, mit dem der Naturmensch seine erste Fühlung gewinnt. Was also die bloße Entfernung betrifft, so kann der Positivste der Positivisten nicht leugnen, daß das Auge durch denselben Act, durch welchen es das Endliche erfährt, zugleich das Unendliche mitfühlt. Lange ehe er es weiß, nimmt der Wilde das Unendliche wahr, es ist dieses das noch unbewußte d. h. ungenannte Unendliche . . . Wir müssen uns einen Menschen vorstellen auf hohen Bergen oder in einer unübersehbaren Wüste oder auf einer einsamen Koralleninsel ohne Hügel und ohne Bäche, auf allen Seiten vom endlosen Gewoge des Meeres umgeben und über seinem Haupte vom unergründlichen Blau des Himmels überschattet und wir werden dann leicht begreifen, wie sich aus den Bildern, die sein Bewußtsein ausfüllen, ein Begriff des Unendlichen weit früher abhebt, als der des Endlichen. . . . Dies langsam erwachende Bewußtsein des Unendlichen — ich hätte es nachweisen können in dem Staunen, mit welchem der Polynesischer Schiffer auf den unendlichen Kreis des Meeres hinblickt, in dem frohen Jubel, mit welchem der Arische Kuhhirt den Glanz des Morgenroths begrüßt und in der athemlosen Stille des einsamen Wanderers in der Wüste beim Scheiden des letzten Sonnenstrahls, der seine müden Augen in Schlummer zaubert und seine Gedanken träumend in eine andere Heimath hinüberzieht.“

Halten wir hier einen Augenblick still und schöpfen wir Athem! Wovon spricht Müller denn eigentlich? Vom Unendlichen? Ja, in aller Welt in welcher Bedeutung des Wortes denn? Man sollte denken das Wort erläuterte sich selbst: unendlich: was ohne Ende ist. Sind wir im Stande daraus eine klare, deutliche Vorstellung zu bilden, es zu einem Begriff mit positivem Inhalt zu erheben? Unmöglich, der äußerste Versuch führt uns nur bis zum Unübersehbaren d. h. also bis zu einem Auffassungsverhältniß, das uns in beliebiger Steigerung doch nichts weiter gibt als die Vorstellung eines Ausgedehnten, dessen Ende, dessen Begrenzung der Perception unserer Organe sich entzieht. Von einer

absoluten Verneinung des Endes, der Begrenzung ist dabei ja keine Rede. Man hat sich gewöhnt von einer „Idee“, einem „Begriff“ des Unendlichen zu sprechen und der Kürze halber mag dagegen nicht viel einzuwenden sein, obgleich es vielleicht besser wäre man begnügte sich von einem „Gedanken“ des Unendlichen zu sprechen, da dieser Ausdruck die schärfere Contour, die in Idee und Begriff liegt, vermeidet, das Unendliche als Bewußtseinsthatsache aber festhält. Müller spricht nun aber sogar von einem „vollen und lichten Bewußtsein des höchsten aller Begriffe, des Unendlichen.“ Möchte es ihm doch gefallen haben sich über dies „volle und lichte Bewußtsein“ etwas weiter und eingehender zu verbreiten. Leider fehlt es daran. Ich für mein Theil würde mich hüten diese höchst undurchsichtige, problematische Materie so zu bezeichnen. Das Einzige, was wir mit gutem Fug und Recht aussagen können, ist, daß wir einem Zwangsverhältniß unterliegen, durch welches wir z. B. das Weltganze nicht begrenzt denken können, welches uns also hart an die Grenze des Gedankens des Unendlichen rückt, ohne daß wir gleichwohl diesen Gedanken auszudenken, diese Denknöthwendigkeit, die sich gleichzeitig, sobald wir sie vorstellbar zu machen suchen, als nichtig erweist, zu realisiren vermöchten. Das Gleiche gilt von den kleinsten Theilen, da wir uns nie einen Theil, den wir nicht noch weiter verkleinern könnten, vorzustellen vermögen, sodaß die Zwangsforderung des Atoms immer mit einem Protest behaftet erscheint. Wir stehen also auch hier hart vor dem Gedanken des Unendlichen, ohne im Stande zu sein, denselben auszudenken. Was folgt daraus? Der „Gedanke“ des Unendlichen bleibt bestehen als Problem. Er hat zu viel Sinn, ist zu unabweisbar, um Wahn, Wahnsinn genannt werden zu können, er ist zu sinnlos, d. h. er löst sich von unserer Sinnesauffassung, von den Maßstäben, an denen uns unsere Sinnlichkeit auch im Denken, auch im Begreifen festzuhalten zwingt, zu weit ab, um anders denn als Problem bezeichnet werden zu können. Soll denn aber die Aussicht der beständigen Unlösbarkeit dieses Problems bestehen? Unbeantwortbar erscheint für jetzt diese Frage, reiß weder für ein kategorisches Nein noch Ja. Letzteres erscheint überhaupt schon dadurch ausgeschlossen, daß die Entwicklung des Menschengeschlechts auch in Hinsicht seiner organischen Bedingungen und des in ihm verlaufenden Intellectual-Processes nicht zu ermessen ist. Und andererseits brauchen wir unseren Blick wohl nicht in so ungemeßene Ferne und auf so umwölgebende Möglichkeiten zu richten. Die Metaphysik des Sinnenlebens ist ein noch ungeschriebenes Kapitel in dem großen Buch der Anthropologie, aber es läßt sich unschwer erkennen, daß sie mehr und mehr in den Vordergrund treten und mittelst ihr die Lösung derartiger Probleme wie das des Unendlichen als Thatsache des Bewußtseins versucht werden wird. Wem aber dies unwahrscheinlich oder unmöglich dünkt, dem bleibt es unbenommen, in unserem Verhältniß zu dem Unendlichen in dem bisher characterisirten Sinn einen sich selbst bezeugenden Beweis dafür zu erblicken, daß es noch eine höhere Ordnung der Dinge giebt als die wir mit den Sinnen oder mit einem lediglich das Sinnenleben widerspiegelnden Denken durchmessen können, nur daß auch die Annahme einer solchen höheren Ordnung dem eigentlichen Theismus noch nicht zu Gute käme, denn weder der göttliche Lenker mit seinen ihm gebührenden Attributen, noch die unvergängliche Fort-

dauer des Individuums stehen mit deutlichen Lettern in derselben verzeichnet.

Aber kehren wir zu unserer nächsten Aufgabe zurück! Wie immer man auch die vorstehend entwickelten Beziehungen bezüglich des Problems der Unendlichkeit auffassen möge, immer beginnt dasselbe wort- und sinn- getreu doch erst da, wo das einfach Große, genommen in jeder beliebiger Potenz, gesteigert bis zum höchsten Maaß des Unübersehbaren, aufhört und die Vorstellung eines Unendes oder der Versuch, diese Vorstellung zu fassen, diesen Gedanken zu denken von unserem Geiste Besitz ergreift. Was thut nun aber Müller? In all' den angeführten Beispielen — dem Staunen des Schiffers beim Blick auf den unendlichen Kreis des Meeres, dem Jubel des Arischen Ruhhirten beim Glanz des Morgenroths u. s. w. — stellt er einen Naturmenschen vor etwas sehr Großes, event. Unübersehbares und dies soll uns unter Zuhilfenahme von allerlei ahnungs- vollen Gefühlen „den ersten Reim, den prähistorischen Impuls zum Unendlichen“, erläutern, ja beweisen, „daß wir schon beim ersten Grauen unseres persönlichen Bewußtseins das Unendliche von Angesicht zu An- gesicht vor uns gehabt haben“. Worte, Worte und Wortgellingell! Diese letzte Wendung muß überdies selbst als Metapher gewiß als sehr kühn bezeichnet werden, da „das Unendliche von Angesicht zu Angesicht“ doch noch etwas Anderes und viel mehr bedeutet als „der prähistorische Im- puls“, als das „Noch-nicht“ dieses Gedankens. Aber selbst wenn wir bei dem letzten Halt machen: jemand kann unzählige mal oder Unzählige können vor einem sehr Großen, einem Größten, einem Unübersehbaren zu stehen kommen, ohne daß in ihnen gleichwohl jemals der Gedanke eines Unendes oder des Unendlichen erwacht, die Seele kann sich dabei mit ahnungsvollen Gefühlen des Staunens, des Frohlockens, der Seh- sucht erfüllen, ohne daß dies Alles irgend eine nachweisbare directe Be- ziehung zu dem Unendlichen hat. Die Seelenfäden, die aus diesen Sinnesindrücken sich herleitend in unserer Seele zu irgend einer ge- gebenen Zeit den Gedanken des Unendlichen zusammenweben, sind durch die Müller'schen Beispiele nicht im Geringsten bloßgelegt. Wir erfahren nicht mehr als was wir schon vorher wußten, daß, da aller Bewußtseins- inhalt aus dem Sinnenleben stammen soll, auch das Stück unseres Be- wußtseins, in dem sich der Gedanke des Unendlichen ansiedelt, in irgend einer Weise mit Sinnesindrücken zusammenhängen, von ihnen ableitbar sein muß. Aber wie, in welcher Weise, durch welche Zwischenglieder? Hier schweigt unser unzulängliches Wissen und besser ist keine Antwort als eine falsche. Ignoramus!).

Warum ist aber Müller so verfallen auf den Ausdruck: das Un- endliche, so verfallen, daß er die exacte Meinung desselben völlig in ihr Gegentheil verkehrt und sogar, zur Erleichterung der Sache, wenn der Mensch über einen gewissen Punkt hinaus nicht mehr sieht, der Sache die anmuthige Wendung giebt zu sagen: der Mensch sähe nun gewisser-

*) Glaubt Müller wirklich eine irgendwie beschaffene und Irgendbetroas leistende Erläuterung der Entstehung des Gedankens des Unendlichen aus dem Sinnesleben geleistet zu haben, wenn er in Bezug auf das Atom sagt: „Wenn unsere Sinne die kleinste Ausdehnung wahrnehmen, so fühlen sie nicht nur die Möglichkeit, sondern die Wirklichkeit einer noch kleineren Ausdehnung“ — also die Wirklichkeit eines (für sie) Unwirklichen. Man denke!

maßen das Unsichtbare (wenn das auch etwas lähn klinge) und dies sei „nur ein besonderer Name für das Unendliche“. Warum also? Deshalb, weil ihm zufolge: der Keim des Unendlichen „der Lebenskeim aller Religion ist, welche das Unendliche in allem Endlichen fühlt“. Wir kommen hier also auf die früher erwähnte Müller'sche Definition des Glaubens und auf die bis jetzt unbeantwortet gebliebene Frage: ist das Unendliche ein guter Ausdruck für alle Gegenstände des religiösen Bewußtseins? Ich behaupte, es ist ein sehr schlechter. Müller begründet die entgegengesetzte Ansicht damit, daß er sagt: Halten wir daran fest, daß alles sinnliche Wissen stets mit endlichen Gegenständen zu thun hat, endlich nicht nur in Raum und Zeit, sondern auch in Quantität und Qualität, und bedenken wir, daß all' unser Verstandeswissen sein Material nur von den Sinnen erhält, also ebenfalls nur mit endlichen Gegenständen zu thun hat, so scheint mir der allgemeinste Ausdruck für alle Gegenstände des Glaubens das Unendliche zu sein“. Allein was ist das für eine Argumentation? Ist es nicht richtiger statt den prägnanten erschöpfenden Unterschied des religiösen Wesens und Bewußtseins von dem nicht-religiösen rein in die gegensätzliche Beziehung vom Unendlichen und Endlichen aufgehen zu lassen, ihn in die Sphären zu verlegen, in der beide sich bewegen und uns zu erinnern, daß wir bei dem letzteren mit den der Erkenntniß dienlichen geistigen Mitteln und Wegen, bei dem ersteren mit den Kräften der Phantasie und des Gemüths zu thun haben? Ist denn Jemand, der sich anhaltend mit dem Problem des Unendlichen beschäftigt, deshalb in irgend einem Sinn ein religiöser Mensch oder ist er mit „religiöser Wahrnehmung“ beschäftigt? Müller selbst ist so wenig im Stande diese schwächste Seite seiner Untersuchung zu verdecken, daß er nicht einmal weiß, ob er das, was er meint, Glaube oder Vernunft nennen soll — sehr charakteristisch, denn gewiß hat die Vernunft oder das, was ich lieber die Metaphysik des Sinnenlebens nennen möchte, in Bezug auf das Unendliche den ersten Rechtsanspruch zu erheben; wann und wo haben aber Vernunft und Glaube je sich völlig bedeckende Größen dargestellt, so daß es gestattet ist, parenthetisch einschaltend die Frage hinzuwerfen, ob man das Eine oder das Andere sagen solle?

Fast unbegreiflich erscheint mir, wie Müller nicht durch seine eigenen Beispiele über das Unzulängliche und Irrige seiner ganzen Behandlung des Religiösen aufgeklärt worden ist. Denn in die meisten dieser Beispiele zieht er stets Gemüthsallänge mit hinein und zwar mit erheblicher Betonung. Hätte er sich dabei nicht erinnern sollen, daß in dem Wort, dem Ausdruck, dem Gedanken, dem Problem des Unendlichen an sich gar keine directe Beziehung zum Gemüthe liegt und daß es eben deshalb ein schlechter Ausdruck für das Religiöse ist.

Kann denn aber das Unendliche nicht doch Gegenstand des religiösen Bewußtseins sein oder werden? Gewiß; aber wie? Es wird es durch eine Beziehung, die es grade mit dem Unsichtbaren, Ueberfinnlichen, Uebernatürlichen, Göttlichen, Absoluten (lauter Ausdrücke, die Müller verwirft, weil sie ihm nicht so umfassend und scharf erscheinen wie der Ausdruck: unendlich) gemein hat. Denn diese Alle stoßen in dem einen Punkt zusammen, daß sie in Bezug auf das Individuum ein Verhältniß bezeichnen, welches über die Grenzen desselben hinausreicht, welches dasselbe überträgt. Das Unendliche kann Gegenstand des religiösen Bewußtseins sein

aber nicht als Unendliches, sondern als Ueberragendes und ganz das Gleiche gilt von dem Ueberfinnlichen, dem Unsichtbaren u., lauter Bezeichnungen, die das charakteristische religiöse Moment erst in dem Augenblick erhalten, wo der Mensch, im Gemüth berührt, das Verhältniß einer über ihn hinausgehenden Kraft oder Wesensbeschaffenheit ergreift, resp. von demselben ergriffen wird. „Alle Religion behandelt“ — ich wiederhole einen bereits in dem „Leben ohne Gott“ von mir ausgesprochenen Satz, weil er nach meiner Ueberzeugung die richtige Formel aufstellt — „in den verschiedensten Formen, Ausführungen und Abstufungen stets das Verhältniß eines Ueberragenden zu dem von dieser überragenden Macht überschatteten Subject.“ Hiermit lenken wir aber aus dem Müller'schen Labyrinth, aus diesem clair-obscur zwittrhafter Beziehungen, halb Vernunft, halb Glaube, in lichte Bahnen ein. Ist in aller Religion stets das Verhältniß eines Ueberragenden zu dem von dieser überragenden Macht überschatteten Subjecte enthalten, ist dies daher der Sattungscharacter der Religion, ihr „Lebenskeim“, ihr „Wesen“ oder wie man es sonst nennen will, so ist religionslos, wer durch seine subjective Beschaffenheit überhaupt keinen Gemüthseindruck in der bezeichneten Richtung davon trägt, irreligiös ist die Sinnesweise, welche die Anerkennung des Ueberragenden, — nicht dieses oder jenes Ueberragenden, sondern des Ueberragenden überhaupt — verweigert, ihr widerstrebt, religiös die, welche ihr eine Stätte bei sich bereitet. Es kommt nun noch auf eine genaue Untersuchung derjenigen Eigenschaften und seelischen Momente an, von denen das Erscheinen oder Verschwinden, die Entwicklung oder Verkümmern dieser Seelenvorgänge abhängig ist, um im Großen und Ganzen das so complicirte und verschlungene Räuberwerk des religiösen Betriebes im Menschen oder dessen, was die subjective Seite der Religion ausmacht, auf wenige klare und übersichtliche Momente reducirt zu finden. Was sich als Resultat auf diesem Wege ergibt, habe ich an einer anderen Stelle*) zu entwickeln mich bemüht und darf hier nur auf meine dortigen Untersuchungen hindeutend verweisen. Auf diesem Wege giebt es allerdings nur eine sehr schrittweise vorbringende, durch viele Zwischenglieder vermittelte Beantwortung der in Bezug auf das religiöse Bewußtsein der Menschheit sich ausdrängenden Fragen, aber man behält dabei Boden unter den Füßen, der uns, wie mir vorkommt, trotz aller Scheinbeweise bei dem salto mortale einer unmittelbaren Fühlung des Unendlichen völlig entschwindet.

Der Transport-Luxus auf den Eisenbahnen.

Um den Begriff des Luxus sind die Herrn Volkswirthe allzeit sehr scheu herumgegangen, höchstens daß sie ihm sein geschichtliches Recht ließen. Sprach man von den Zeiten des untergehenden Rom oder von

*) In der Abhandlung über die Ehrfurcht in der Sammlung meiner Aufsätze: Gegen den Strom. (Hannover. Rümpler 1877.) Vgl. damit die Abhandlung über das Erhabene in der neuen Sammlung: Neben und Ranken. (Halle. Gieseler.) Beide Aufsätze erschienen f. Z. auch in der „Wage.“

der Regierung des funfzehnten Ludwig, so unterließ man nicht, mit gebührender sittlicher Entrüstung die zufällig von den Anekdotensammlern aufbewahrten Beispiele der Vergeudungslucht Einzelner als besagten „Luxus“ zu geißeln: das verpflichtete ja nicht für die Gegenwart. War Einer weiter gedrängt, etwa durch die Systemmacherei, wie z. B. Hr. Roscher, so erfand er wol auch einen nützlichen Luxus, der Beispiels halber im Besitze einer goldenen Taschenuhr für den Arbeiter bestehen sollte, da diese in Nothzeiten ein gutes Verlagsobject bilde. Ein Sparlassenbuch gehörte dann freilich, einer solchen Anschauung zufolge, auch zum Luxus. Tiefer in das Wesen der luxuries, der wirklichen, der in Gesellschaftseinrichtungen, nicht bloß in Thorheiten Einzelner sich kundgebenden, einzubringen, unterließ man wohlweislich, man hätte sonst ja auch nach einem über der Gesellschaft stehenden Factor, der solchem Unwesen zu steuern vermöge, sich umthun müssen und hätte den nirgends gefunden als im Staate, dessen Stärkung zu den absolutesten Repereien gehören würde.

Einigermassen hat sich das bereits geändert. Man hat angesichts der wirthschaftlichen Abnormitäten und Nothstände, wie sie die letzte Zeit zeigte, die Herren die früher sehr kaltsblütig geneigt waren, die „Krisen“ für Naturerscheinungen auszugeben, die ebensowenig wie ein Hagelwetter zu berechnen oder zu vermeiden wären, ja die sogar drauß und dran waren, in diesen „Krisen“ nach veralteter medicinischer Anschauung ganz heilsame und nothwendige Reinigungsbestrebungen der Natur zu erkennen — man hat sie gezwungen, der Sache etwas ernster zu Leibe zu gehn und so ist ihnen wenigstens zunächst das Geständniß der „Ueberproduction“ abgepreßt worden. Auf den ersten Schritt der zweite: sie werden sich dann auch dazu bequemen müssen, die Existenz einer „Ueberconsumtion“ anzuerkennen. Ist das erst erreicht, so wird es Zeit sein, auch den Begriff der Arbeit von diesem Gesichtspunkte aus zu revidiren, zu sehn, wie stark auch in ihr der Luxus, die überflüssige, die schädliche Arbeit vorhanden ist.

An solchen Untersuchungen wird alle Untergrabungsgesetzgebung nichts hindern, wenn schon getrost im Voraus gesagt werden kann, daß sie gar nicht anders können als bereinst den gesellschaftlichen Einrichtungen eine gewaltig veränderte Prognose zu geben. Denn soweit ist das Denken der Menschen und die aus seiner Gemeinsamkeit entstehende Macht denn doch schon gediehen, daß man das mechanische Umwerfen und Zerdrücken, die Revolution im vor- wie rückwärtigen Sinne den Staatsmännern alter Schule ohne Sorgen darum überlassen kann, ob daraus auch ein bauerndes Hinderniß erwölchse. Mit großer Wucht mag die eiserne Walze über den Rasen gehen: hinter ihr sprießen aus den niedergedrückten Halmen die Zweige um so üppiger hervor.

Da hat ein gewiß ganz loyaler und allen Oppositionsgelüsten fremder Mann, Regierungsassessor dazu und Mitglied der R. Preuß. Eisenbahndirection zu Hannover Hr. Reinhold Menz soeben eine kleine Arbeit drucken lassen (Der Transportluxus. Wirthschaftliche Studien über Deutschlands Eisenbahnwesen. Berlin, C. Heymann), aus der wir den Muth zu obiger Expectoration schöpfen. Es sind die allerpractischsten Dinge, die er da verhandelt, und doch so voll „Ideologie“, wie der alte Napoleon das nannte, daß der verwegenste Theoretiker daran seine Freude

haben muß. Folgen wir in Kürzem seiner Betrachtung: Nach vierzig Jahren Eisenbahnbetriebs, sagt er, ist es wohl an der Zeit einmal zu sehen, ob dieser Betrieb, wenn auch im Einzelnen natürlich Jedes seinen guten Grund hat, im Ganzen veruünstigt ist. Die Eisenbahnmaschine sollte, um den besten Nusseneffect zu haben, sein wie ein Paternosterwerk bei den Baggern, sie unterscheidet sich davon zu ihrem Nachtheil. Ihre Züge folgen sich nicht in regelmäßigen Zwischenräumen und bewegen sich nicht mit gleicher Schnelligkeit, sie stören sich also untereinander. Unsere Eisenbahnmaschine wird nicht genügend ausgenutzt, das Kaliber der Maschine gestattet, eine viel größere Leistung zu erzielen. Man erwäge, welche ungleich größere Massen fortgeschafft werden können, wenn die Züge in regelmäßigen Intervallen, so kurz als die Sicherheit es gestattet, abgelassen werden, wie dies bei Truppentransporten zur Zeit von Mobilmachungen geschieht, wenn aller übrige Verkehr sistirt ist. Ein zweiter Uebelstand ist die ungleiche Zuführung der zu transportirenden Massen, die ja nicht von Endpunkt zu Endpunkt gehn, sondern unterwegs und unberechenbar variiren, daher stets eine Zugkraft voraussetzen und auch finden, die gewöhnlich über das wirkliche Bedürfnis hinausgeht. Ein drittes Hinderniß ist die Veränderlichkeit der Züge selber, Ab- und Zugang der Wagen bei den Seitenrouten, der Wechsel von Wagen der verschiedenen Klassen und Bestimmungen, das dadurch bedingte theure, weil zertraubende Rangiren. Der Verf. erörtert diese Punkte nun in anregender Weise, wie folgt:

Was zuvörderst die verschiedene Schnelligkeit der Züge angeht, so hat dieselbe zunächst ihren guten, natürlichen Grund in der Verschiedenheit der Transportobjecte, welche die Eisenbahn zu befördern hat. Diese zerfallen in Personen und Güter. Die ersten bedürfen einer größeren Geschwindigkeit, als die letzteren, denn jede Person, welche in einem Zuge feiert, verliert ihre Zeit, ihre Kraft, ihren Erwerb, oder ihre Erholung während der Dauer der Fahrt, indessen bei den Gütern nur die Zinsen des Kapitalwerthes derselben in Frage kommen können. Denn, wenn auch etwa eine rasche Beförderung vermöge der Konjunktur für den Kaufmann einen viel höheren Werth haben kann, so ist doch zu erwägen, daß dieser Werth nur für das Vermögen dieses Kaufmanns besteht, nationalökonomisch aber ist dieses Plus des Werthes nicht vorhanden. Die Personen müssen daher naturgemäß und veruünstigterweise allerdings so schnell befördert werden, daß ihr Verlust an Zeit so gering wie möglich wird, doch besteht unbedingt eine Grenze der Berechtigung dieser Schnelligkeit; hier, wie immer in wirtschaftlichen Dingen, darf der Nutzen mindestens nicht geringer sein, als die Kosten und das hat man, wie es mir scheinen will, in der bisherigen Entwicklungsphase nicht in Obacht genommen.

Der Volkswirth muß meines Erachtens prüfen: Was gewinnt die Nation durch eine schnellere Beförderung und was kostet sie das Plus der Schnelligkeit? Man hat in der bisherigen Entwicklung des Eisenbahnwesens derartige volkswirtschaftliche Berechnungen nicht aufgestellt, sondern, wenn es sich um eine raschere Beförderung des Publikums durch Vermehrung der Züge oder durch Beschleunigung der Fahrzeiten handelte, ist der Gesichtspunkt, den man gewohnheitsmäßig allein in Betracht zu ziehen pflegte, der gewesen, daß man fragte: hat der Zug eine solche Frequenz, daß die reinen Zugkosten mit etwa 15 Mk. pro

Weile gedeckt werden? Diese Anschauung bleibt nun aber schon rein finanziell ganz auf der Oberfläche der obwaltenden Verhältnisse, denn sie geht davon aus, daß alle Reisenden, welche diesen neuen mit mehreren anderen Zügen konkurrierenden Zug benutzen, nicht gefahren sein würden, wenn dieser Zug nicht bestände. Es liegt auf der Hand, daß diese Annahme gänzlich unzutreffend ist und daß die Mehrzahl der Reisenden zu ihrer Fahrt einfach einen anderen Zug benutzt hätte, wenn der neue Zug nicht bestände, mit anderen Worten, die Frequenz desselben ist zum allergrößten Theile nicht Mehrfrequenz gegen die Frequenz der bisherigen Züge, sondern sie ist einfach ein Theil der bisherigen Gesamtfrequenz und von den bis dahin bestehenden Zügen auf diesen Zug übergegangen.

Eine Hauptursache, weshalb es bisher so unwirtschaftlich zugegangen ist, liegt, wie sich nicht leugnen läßt, in der bisher obwaltenden Verschiedenheit der Eigentümer der Bahnen, liegt in dem gemischten Privatbahnsystem. Die Eisenbahnen, und zwar in Nachfolge der Privatbahnen, und, durch diese gezwungen, auch die Staatsbahnen, sind bisher wenig nach volkswirtschaftlichen Grundsätzen verwaltet, sondern vielmehr war der Erwerb im Wesentlichen das herrschende Princip. Es wurde, wie man zu sagen pflegt, Alles mitgenommen, auch der kleine Verdienst, unbekümmert darum, ob die Hälfte der geleisteten Arbeit, und mehr, völlig unausgenutzt blieb. Was hilft es der Rationalwirtschaft, wenn eine konkurrierende südliche Linie einen Expreßzug einlegt, der dem gleichen Zuge der nördlichen Linie die Hälfte seines Verkehrs nimmt, und nun die Ausgaben die doppelten sind, während der eine der beiden Züge schon genügt, um die doppelte Zahl von Reisenden zu befördern, die jetzt beide Züge zusammen genommen zu fahren haben? Die Ausgabe für den zweiten Zug ist reine Mehrausgabe der Nation, welcher ein Mehrtransport nicht gegenübersteht. Dazu kam auf Seite der Staatsverwaltungen eine große Rücksicht auf die Wünsche der Interessenten, welche oft berücksichtigt wurden, ohne Aufstellung des Exempels über die Kosten der neuen Bequemlichkeit. In Folge dieser Bereitwilligkeit, die Zahl und die Schnelligkeit der Personenzüge zu mehrten, ist man dahin gelangt, die Durchschnittsfrequenz der Züge auf vielen Linien weit unter die mögliche Leistung herabzudrücken, ist man dahin gelangt, wie ich früher an der Hand der amtlichen Berechnungen bereits nachgewiesen habe, daß der Personenverkehr zur Verzinsung des Anlagekapitals vieler Bahnen Nichts beiträgt und oft noch einen Zuschuß aus dem Reinertrage des Güterverkehrs erfordert, so daß der Güterverkehr allein es ist, welcher die Zinsen des Unternehmens aufbringen muß zum Nachtheil von Landwirtschaft, Handel und Fabrikation.

Ich möchte daher meinen, daß, wenn man die nationale Wirtschaft im Auge hat, ein anderer Faktor in das Exempel eingestellt werden muß durch welches gefunden werden soll, wie viele dieser schnelleren Züge, durch welche die Personen befördert werden, zulässig sind, nämlich der durchschnittliche Geldwerth der Zeit der Ansassen eines Zuges; man muß in Vergleich stellen nicht bloß die Kosten des Zuges und die Summe des erzielten Fahrgeldes, das ist das Exempel des erwerbenden Krämers, sondern die Kosten des Zuges und den Geldwerth derjenigen Zeit, welche

Durchschnitt stellt. Ich darf in dieser Beziehung einfach darauf verweisen, daß neuerdings beispielsweise auf einer der größten Bahnen Norddeutschlands fünfundsechzig Procent der Frequenz des Lokalverkehrs auf die vierte Klasse entfallen und daß in der dritten und zweiten Klasse etwa dreißig Procent dem weiblichen Geschlechte angehören mögen.

Auf derselben Bahn nun, die einen lebhaften Personenverkehr hat und derenzüge nach jetziger Anschauung durchschnittlich gut besetzt sind, kam auf jeden Zug aller Routen im Jahre 1877 durchschnittlich eine Frequenz von rund 100 Personen. Das ist heutzutage eine starke Durchschnittsfrequenz und muß man dabei bedenken, wie empfindlich die Resultate der großen Routen verringert werden durch die kleinen Nebenrouten, welche mit Frequenzen von 20 bis 30 Personen befahren werden. Wenn nun täglich im Interesse häufigerer Gelegenheit zu reisen, oder auch aus Konkurrenzrücksichten statt etwa dreier Personenzüge deren fünf gefahren werden, eine Zahl, die bis zu acht steigt, während die drei Personenzüge vollkommen ausreichen, um die Insassen aller fünf Züge zu befördern, so stellen sich die Kosten dieser beiden Mehrzüge, abgesehen von den Hindernissen, welche sie der Fahrt der langsameren Güterzüge bereiten, auf rund je 15 Mk. pro Meile und daher bei einer Entfernung von beispielsweise 30 Meilen auf 900 Mk. täglich. Sehen wir nun, welcher Werth an Personenstunden durch diese beiden Züge, beziehentlich die Ausgabe von 900 Mk. täglich gewonnen wird.

Es können die Passagiere dieser beiden Züge im äußersten Falle etwa drei Stunden früher abfahren oder zurückfahren, es werden also durch die Existenz dieser beiden Züge höchstens für jeden derselben benutzenden Passagier drei Stunden gewonnen. Die Reisenden, welche an der Abgangstation eingestiegen sind, bleiben nicht sämmtlich bis zur letzten Station im Zuge, auf den Zwischenstationen wechselt das Publikum, es kommt daher darauf an, wie viele Passagiere den Zug benutzen. Es ist statistisch ermittelt, daß die Durchschnittslänge der Fahrt aller Passagiere aller Klassen rund 6 Meilen beträgt, bei einer Fahrt von 30 Meilen wechseln daher die Reisenden im Durchschnitt fünf Mal vollständig und ergiebt daher eine Durchschnittsfrequenz von 100 Passagieren auf 30 Meilen 600 Reisende oder aber für die beiden in Rede stehenden Züge 1000 Reisende. Wenn nun jeder Reisende drei Personenstunden gewinnt, welche der Nation sonst für seine Arbeits- und Productions-möglichkeit wirklich verloren gingen, indem er erst drei Stunden später abzufahren Gelegenheit hätte, so bezifferte sich die gewonnene Zeit auf 3000 Personenstunden à 22 Pfennige und würde daher einen Gesamtwert von 660 Mk. repräsentiren. Dieser Werth bleibt um 240 Mk. hinter den reinen Zugkosten zurück, es ist evident, daß die Volkswirtschaft mehr ausgiebt, als einnimmt.

Dieses Resultat ist gewonnen unter den alleryünstigsten Annahmen für den Gewinn an Personenstunden und für deren Werth, in Wirklichkeit wird sich das Exempel bezüglich der Einnahmen viel ungünstiger stellen. Denn der Durchschnittswert der Arbeit aller Individuen von 3 Jahren an aufwärts stellt sich nicht auf 1100 Mk. des Jahres, viele Leute können überhaupt Personenstunden für die Nationalwirtschaft nicht verlieren, weil sie überhaupt nicht arbeiten; ferner kommt in Betracht, daß diejenigen von den Reisenden, welche ihr Domicil verlassen,

an welchem sie den Ort ihrer Arbeitsthätigkeit haben, durch nichts behindert sind, ihre Personenstunden bis zur Abfahrt auszunutzen, daß also bezüglich derselben, wenn sie sich der Lage der Züge accommodiren, Personenstunden nicht verloren gehen und endlich ist zu erwägen, daß die eingeschalteten Mehrzüge durchaus nicht immer gerade in der Mitte zwischen zwei andern Zügen liegen, so daß in vielen Fällen der Gewinn an Zeit bei Weitem nicht drei volle Stunden beträgt. Es wird aus diesen Gründen der gefundene Werth des Zeitgewinns wesentlich zu reduciren sein und möchte sich, statt auf 660, vielleicht auf 450 Mtl. belaufen, wenn man sich nicht für befugt erachten sollte, auf die volle Hälfte mit 330 Mtl. herabzugehen, da beinahe die Hälfte der Reisenden immer das Domicil verlassen wird. Aber schon 450 Mtl. sind nur die Hälfte der berechneten Ausgabe von 900 Mtl. Im Laufe eines Jahres würden daher auf dieser einen Strecke in jeder Richtung 165000, im Ganzen also 330000 Mtl. vergeudet werden, während man bei Aufhebung dieser beiden Züge und Gegenzüge die vollen Zugkosten mit 657000 Mtl. von vornherein im Rationalhändler behalten und den prelären Wiedergewinn der Ausgaben für die Züge durch gewonnene Personenstunden, auf sich beruhen lassen könnte.

Dazu kommt, daß die häufige Gelegenheit zu fahren dem Publikum nicht nur die nöthigen Reisen erleichtert, sondern daß sie auch vielfach zu ganz unnützen Fahrten verlockt, welche überhaupt auf eine Zeitvergeudung des betreffenden Individuums hinauslaufen. Dasselbe Exempel läßt sich für die noch mehr beschleunigten Personenzüge, die Schnellzüge, machen. Schnellfahrende Züge können nur die Hälfte etwa der Personen aufnehmen, welche ein Zug mit mäßiger Geschwindigkeit fort schafft. Es müssen also für denselben Transporteffekt immer zwei Züge für einen gefahren werden, beziehentlich die Frequenzen, welche der Zug sonst haben würde, durch Preiserhöhungen reducirt werden.

Sehr oft werden auf Konkurrenzrouten, die parallel neben einander herlaufen, neue Züge im Interesse des durchgehenden, nicht des lokalen Verkehrs eingerichtet, während die Züge der einen Route bequem sämtliche durchgehenden Reisenden beider Routen befördern könnten; es ist klar, daß hier die gesamten Zugkosten zu sparen sind und daß Personenstunden überhaupt nicht gewonnen werden.

Die Betriebsausgaben der Eisenbahnen sind die Goldgrube, aus welcher die Nationalwirthschaft Schätze heben kann, welche in fühlbarster Weise den Staatsbürgern zu Gute kommen und alte und neue Steuern entbehrlich machen werden, der Eisenbahntransport und die Konkurrenzwirthschaft lassen fort und fort alljährlich viele Millionen an Material und Arbeitskraft vergeuden. Wenn in der gedachten einen Beziehung auf einer Strecke von 30 Meilen schon jährlich 657,000 Mtl. erspart werden können, ohne daß der Transporteffekt vermindert wird, so macht das auf das ganze deutsche Reg. von etwa 3500 Meilen Eisenbahnen volle 25 Millionen aus, wenn man auch nur annimmt, daß auf zwei Dritteln dieses Reges dertartig überflüssig diese Personenzüge gefahren werden.

Es sind bisher immer nur die reinen Zugkosten in Betracht gezogen worden. Nun aber fällt den Personenzügen noch ein ganz erheblicher Theil derjenigen Kosten zur Last, welche zunächst die Güterzüge

veranlassen! Wenn die Züge mit gleichmäßiger Geschwindigkeit einander folgten, so würden diese theueren Ueberholungsgeleise und sonstige Bahnhofsanlagen auf den Bahnhöfen nicht nöthig sein, sie sind aber nöthig im Interesse der Schnelfahrt der Personenzüge, ihre Zinsen also und Unterhaltungskosten fallen auf die Personenzüge: ebenso würde der Lauf der Güterzüge nicht alle Augenblicke aufgehalten, wenn sie nicht die Personenzüge vorbeilassen müßten und man würde mit weniger Maschinen und Wagen dieselben Transporte bewirken können, weil der einzelne Transport eine kürzere Zeit in Anspruch nähme; der Betrieb auf den Bahnhöfen würde einfacher und unendliches Personal könnte erspart werden, und so fort. Allerorten geniren diese Züge von abweichender Schnelligkeit, verzögern und vertheuern sie die anderen Züge, welche, wie klar erwiesen, wirtschaftlich und finanziell viel schwerer in's Gewicht fallen, die Güterzüge. Die Personenzüge sind die Herren der Güterzüge, welche die Existenz der Eisenbahnen überhaupt nur ermöglichen. Die Sache liegt heute für die meisten Bahnen so, daß, wenn sie den Personenverkehr einstellten und sich allein auf den Güterverkehr einrichteten, ihre Rente wachsen würde.

Diese Nachteile der Personenzüge zu Gelde zu veranschlagen, würde sehr detaillierte Berechnungen erfordern, für welche hier nicht der Raum gegeben ist. Sie finden ihren Ausdruck, und man beachte dies wohl, in hohen Gütertarifen; in den Güterfrachten bezahlt das Publikum und zunächst der Handelsstand und die Landwirthschaft die Kosten des Luxus, welcher beim Personenverkehr getrieben wird. Daß die gedachten Nachteile da sind und daß auf frequenten Bahnen die Anlagen und die Kosten der Güterzüge billiger gestellt werden könnten, wenn der rasche Personenverkehr beschränkt würde, kann man sich von jedem Betriebsbeamten der Eisenbahnverwaltungen sagen lassen.

Es treten daher den berechneten Summen unwirtschaftlicher Ausgaben noch andere, vielleicht sogar größere, hinzu, so daß der sichere Schluß gezogen werden muß: möglichste Beschränkung der schneller fahrenden Züge ist geboten und es muß ein gleichmäßiges Normaltempo für alle Züge, soweit als irgend thunlich, erstrebt werden. Dann werden mit weniger Aufwand wie jetzt dieselben und größere Massen von Menschen und Gütern befördert werden können, dann wird die Möglichkeit vorliegen, die Preise niedriger zu setzen, weil die Leistungsfähigkeit der Maschinen durch homogene Arbeit gesteigert ist. Die Zahl der vom Normaltempo abweichenden Personenzüge muß auf einen oder zwei beschränkt und diese möglichst ganz außerhalb des Komplexes der übrigen Züge gelegt werden, vielleicht in die Nacht. Die Bahnbewachung wird dann oft auf die Zeit des Passirens dieser Züge beschränkt, und wird gegen eine geringe Vergütung als ein Nebenamt übertragen werden können. Es wird auch unbedingt dem Personenlokalverkehr eine vermehrte Gelegenheit geboten werden können durch die Benutzung der von allen Hindernissen befreiten Güterzüge, deren beschleunigtes Fahrttempo das normale werden und deren Aufenthalte sich mit Rücksicht auf die unten erörterte Möglichkeit in hohem Maße werden abkürzen lassen. Der Personenlokalverkehr, und ich erinnere, daß die Länge der Durchschnittsfahrt aller Reisenden nur 6 Meilen beträgt, bedarf nicht der Schnelfahrt, er bedarf nur häufiger billiger Gelegenheit. Darum werden die Personen-

des letzteren Verkehrs sind in der Statistik nach Lokalverkehr, Verkehr mit Nachbarbahnen und Transitverkehr geschieden. Der Lokalverkehr hat gebracht 5 496 000 Ml., der Nachbarverkehr 2 662 000 Ml. und der Transitverkehr, also der Verkehr, welcher sich in der That über längere Strecken bewegt, nur 1 469 000 Ml. von 32 Millionen! Bei dem Nachbarverkehr kommen offenbar in den meisten Fällen auch nur kürzere Fahrten in Frage, während bei einem kleineren Theile derselben es sich auch um Fahrten von 20–30 Meilen handeln mag, immerhin aber ist klar, daß die kleinen Fahrten die ganz starke Uebersahl ausmachen. Mit welchem Rechte nun, frage ich, kann das geringste Interesse vor Allem so vorwiegend berücksichtigt werden? Wäre es nicht in der That vernünftiger, zunächst dem Güterverkehr Beachtung zu schenken, dann dem Local- und nachbarlichen Personenverkehr, und endlich in letzter Reihe, soviel es angeht, die kleinere Zahl von Reisenden zu berücksichtigen, welche weite Strecken zu durchmessen haben? Allein zur Zeit müssen zu Gunsten dieser Interessenten alle Uebrigen zurückstehen und — bezahlen.

Die Anschauungen des Publikums, namentlich aller der Leute, welche gern bei persönlichen Interessen ihre Stimme für ein sogenanntes öffentliches Interesse zu erheben lieben, haben einen unheilvollen Einfluß auf die Entwicklung des Eisenbahnbetriebes gehabt, allein wie wenig das Publikum und einzelne einflußreiche Leute, welche ihre Interessen geltend machen, in die obwaltenden Verhältnisse eindringen und sich bewußt sind, daß bei Bemessung der enormen Ausgaben für Züge wesentlich, wenn auch immerhin nicht ganz allein, wirtschaftliche Gesichtspunkte maßgebend sein müssen, kann man aus der Motivirung der Anträge ersehen, welche aus den Kreisen des Publikums bezüglich der Einlegung von Zügen und der Fahrpläne an die competenten Behörden gelangen. Jedermann geht hier von seinem Interesse aus und meint immer, daß dieses das wichtigste sei, ohne die hundert und aber hundert anderen Interessen überhaupt zu kennen, welche außer dem seinigen noch in Frage kommen. So gehen z. B. für die Linien, welche von großen Städten ausgehen, von Zeit zu Zeit wiederkehrend, chronische Klagen von einzelnen bemittelten Persönlichkeiten ein, daß man nach dem Schluß des Theaters von der Großstadt nicht mehr in den kleinen Heimatsort zurückgelangen könne. Dabei wird in völliger Kopfslosigkeit garnicht daran gedacht, daß doch hundert und mehr Stationen mit ihren Interessen an der Haupttroute oder den Seitenlinien liegen, daß frequente Anschlüsse bei späterer Lage der Züge versäumt werden müßten und daß doch aus den betreffenden Orten durchschnittlich täglich nur einige wenige Personen das Theater besuchen und nach Schluß desselben wieder zurückfahren würden und daß schließlich doch die wirtschaftlichen Interessen den Interessen des Vergnügens vorangehen müssen. Herr Hartwich ist in seiner sehr beachtenswerthen Brochüre von 1877 gegen die Schnellfahrt der Personenzüge zu Felde gezogen, und wenn auch seine Vorschläge, die Geschwindigkeit aller Züge ohne Ausnahme auf 40 Minuten pro Meile zu ermäßigen, durchaus allzu radikal erscheinen wollen und ich einem solchen Eisenbahngerebse das Wort nicht reden möchte, so scheint doch diesen Ausführungen gleichfalls die Empfindung von der Schädlichkeit des verschiedenen Tempos der Züge zu Grunde zu liegen.

Die Stimmen in diesem Sinne mehren sich. Bereits früher hat Herr Garde das jetzige System der Personenzüge als ein „Zagen um Nichts“ treffend gekennzeichnet. Diese älteren Mahnungen sind verhallt, aber die jetzige wirtschaftliche Kalamität sollte unsere Volkswirthe doch nachdenklich machen. Es versteht sich von selbst, daß es vielen Männern, welche lange Jahre in dem jetzigen Betriebswesen thätig waren, schwierig ist, aus dem ihnen so wohlbekannten Detail den Blick auf das Ganze zu richten und derartige weite Gesichtspunkte zu würdigen. Aus diesen Kreisen wird daher gegen generelle Aenderung des Betriebes vielfacher Widerspruch erhoben werden, man kennt die Sache eben nicht anders, und bei der großen Ueberlastung dieser Beamten fehlt ihnen auch die ruhige Muße, um ihren Blick auf das Allgemeine zu richten.

Die Leistungen der Eisenbahnerfindung haben etwas so Blendendes gehabt, daß man die physikalisch mögliche Leistung immer höher schrauben zu müssen wähnte, daß man in derselben und dem Komfort der schnellen Beförderung auf weite Strecken Sport trieb und darüber den wirtschaftlichen Gesichtspunkt ganz und gar aus den Augen verlor und die enorme Vertheuerung von Bau, Unterhaltung und Betrieb unbeachtet ließ; das war bei den Eisenbahnverwaltungen und dem lieben Publikum gleichmäßig der Fall. Ein schlimmer Umstand, den ich nicht unerwähnt lassen zu sollen glaube, ist auch der, daß die schädliche Vermehrung der schneller fahrenden Personenzüge und die bis zur äußersten Grenze gesteigerte Schnellfahrt der Eilzüge hauptsächlich erfolgt ist auf Drängen und im Interesse der besser situirten Klassen der Nation, namentlich der besitzenden Klassen. Da nun diese Leistungen eine Vertheuerung des Gütertransports nach sich gezogen haben und die Zinsenlast von diesem bei vielen Bahnen allein getragen wird, die große Masse des Volkes aber vor Allem die Frachten des Gütertransports mit tragen muß (man denke an die Massentransporte von Kohlen, Getreide, Petroleum, Baumaterialien, Holz, Kartoffeln, Vieh u. s. w. u. s. w.), während dieselbe die Personenzüge immer nur auf kurze Strecken benützt, so ist klar, daß die ärmeren Schichten, für welche die große Zahl der schnellen Züge viel entbehrlicher ist, den Schnelligkeits- und Bequemlichkeitskomfort der so viel weniger zahlreichen reicheren Klassen mit bezahlen müssen.“...

Wir versagen es uns ungern, noch fortzufahren, denn ehe der Verfasser zu seinen Specialerörterungen schreitet, über die dem Fachmanne das Urtheil überlassen bleibe, handelt er noch eine Reihe von Punkten ab, die allgemeineres Interesse haben. Die Gegner werden schnell bei der Hand sein, in der ganzen Schrift nur einen leeren Versuch bürokratischen Reglementirens auf dem hochheiligen Gebiete der Verkehrsfreiheit zu erblicken — und an manchen Stellen tritt der Beamte auch offenbar einseitig hervor —, aber nachzudenken giebt gerade da, wo sie am paradoxesten scheint, die Schrift doch: es ist (der Herr Verfasser erschrecke nicht!) eine socialistische Idee, die, ihm unbewußt, diese Betrachtungen durchzieht.

Es besteht
durch jede Buchhandlung
u. Verkaufsst. für Berlin
durch C. Neuenburg,
SW. Strausburger Str. 21.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Reichsbiet
40 Mark.
Subscriptionspreis 20 Mk.
für die gepost. Bettelzettel.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang.

Berlin, 6. September 1878.

Nr. 36.

Inhaltsverzeichnis: Die deutsche Gewerbemacht in der Bismarck'schen Ära. Von Dr. Guido Weiß. — Aus Ruffard's Briefwechsel. — „Ibale Fragen“ von Ruffard.

Die deutsche Gewerbemacht in der Bismarck'schen Ära.

Wie kam es, daß der Glanz der Bismarck'schen Ära nach den auswärtigen Erfolgen ihrer ersten Jahre so schnell wie kaum jemals ein anderes Meteor der Geschichte erlosch und von der Finsterniß der inneren Noth und der Verzweiflung an der Zukunft abgelöst wurde? Diese Frage hat uns bei unserer bisherigen Betrachtung der verschiedenen Partien des Bismarck'schen Werks schon immer beschäftigt; jetzt werden wir näher auf sie eingehen.

Die augenblickliche Lage des deutschen Bürgerthums hat nur im Verkommen der deutschen Reichsstädte nach dem westphälischen Frieden eine Art von Gegenstück. Was in den damaligen kleineren Verhältnissen die aufsteigenden Landesfürstenthümer mit der Hebung der Gewerbthätigkeit ihrer Unterthanen versuchten, das leistet jetzt die freie Wettbewerbung der Nationen rings um das neue deutsche Reich. Wie damals die Colbert'sche Steigerung der französischen Kunst- und Gewerbetthätigkeit die deutschen Reichsstädte überflügelte und dann das Walpole'sche freie England seine Verbindung der Solidität und des Geschmacks für die Hausgeräthe zur Geltung brachte, so behaupten noch jetzt beide Länder gegen die deutschen Versuche auf demselben Gebiete ihre Ueberlegenheit. An die Stelle der Zollgränze, mit welcher sich nach jenem Frieden die deutschen Landesfürstenthümer gegen die Erzeugnisse der Reichsstädte absperrten, — endlich des Schlagbaums, mit welchem die deutschen Genossen der Theilung Polens diesen Absatz-Markt der Reichsstädte verschlossen, sind jetzt die Zollgesetze Rußlands und Nordamerikas getreten.

Aber dem Verfall und Absterben der deutschen Reichsstädte waren die Leiden des dreißigjährigen Kriegs mit seinen Plünderungen durch Freund und Feind vorangegangen. Diese Eize des Fleißes und Wohlstandes waren verarmt und verschuldet, ihre Straßen verödet, mehr als die Hälfte ihrer Häuser verlassen oder während der Kriegszeit in Feuer aufgegangen. Das neue deutsche Reich trat dagegen mit einem Eleg über Frankreich ins Leben und war bei seiner Geburt auf Kosten des überwundenen Feindes mit einer Entschädigungssumme ausgestattet, deren Höhe und baarer Bereitschaft nur die Fabeln der Tausend und einen Nacht etwas Ähnliches zur Seite zu setzen hatten.

Noch nie war eine Armee mit der Siegesgewißheit, welche die deutschen Heere im Juli 1870 beim Ausbruch gegen Frankreich erfüllte, in den Krieg gezogen. Man war überzeugt, daß der Gegner niedergeworfen werden und dann kein Feind mehr in der Welt es wagen würde, das einlige Deutschland zu beunruhigen. Man sagte daher, der französische Soldat glaube in seinem Kornißer den Marschallstab zu tragen; das Gepäck des deutschen Kriegers barg etwas Umfassenderes, ein Programm, ein Zukunftsbild von der Größe des Panden.

Nehmen wir von den zahlreichen, in den beiden Wochen vor und nach dem letzten Juli verfaßten und veröffentlichten Flugschriften die erste beste zur

am 26. März 1874 aus dem Zusammenfallen „der höchsten Blüthe der Kunst und Wissenschaft“ mit dieser Bilanzzeit des athenischen Freistaats für Berlin die Nothwendigkeit ab, eine gleiche „geistige Suprematie zu üben und dem wiedererstandenen einigen Deutschland Ehre zu machen.“

Es dachte damals Niemand mehr in den deutschen Landen daran, sich der Bescheidenheit zu befleißigen, dennoch wurde Theodor Mommsen von einer wahren Angst gequält, daß Jemand noch so altfränkisch sein könne, diese Tugend zu üben, und in seiner Rede bei der Uebernahme des Rectorats an der Berliner Universität, im October 1874, rief er seinen jugendlichen Zuhörern zu: „Wir sind stolz darauf, Deutsche zu sein, und haben dessen kein Gebl. Unter allen Prahlereien ist keine leerer und falscher als die mit deutscher Bescheidenheit. Wir sind durchaus nicht bescheiden und wollen es weder sein noch also heißen. Im Gegentheil, wir wollen fortfahren, in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Kirche, in allem Leben und Streben durchaus und überall nach dem Höchsten und allem Höchsten zugleich zu greifen.“

Neben diesen rednerischen Spielereien benutzte man noch im Jahre 1874 die gelehrte Entdeckung von der Rothhaut der Franzosen zu neuen Erzählungen und gefiel sich darin, den Franzmann seines Flitters zu entkleiden und sich zu überzeugen, daß ihm in seiner Blöße in der That nur die Haut des indianischen Wilden übrig bleibe.

Außer dem Stolz und der Entsagung auf das Kastel der Bescheidenheit brachte die deutsche Armee noch etwas Glänzendes und scheinbar Reelles zurück, die Milliarden, aber denselben Fleck der Zauber an, daß sie bloß durch den Glauben an ihre Unendlichkeit die kleinen und mittleren Capitalien der Nation zu wüsten Vereinigungen zusammenzogen und sich endlich mit diesen in gemeinen Häckerling verwandelten. Im Frühjahr 1875 begann nach einer anderthalbjährigen Schwelgerei die Abkehrung der deutschen Nationalarbeit.

Wenn das ungehörige Wagniß eines Andern gegen eine ganze Nation, für deren Anregungen Deutschland seit dem Mittelalter verpflichtet ist, als Freibrief für ein ähnliches Wagniß gegen einen Theil des deutschen Publicums benutzt werden dürfte, so würden wir diejenigen Deutschen, die sich mit ihren Gründungen zu Regulatoren der Milliarden-Uberschwemmung aufwarfen, auch einmal auf ihre Haut untersuchen. Wir würden wahrscheinlich finden, daß sie mit ihrem, in finanziellen Dingen höher begabten und ausgebildeten Nationen entlehnten Puz die Rolle jener Häuptlinge des dunkeln Africa spielten, die stolz daher schreiten, wenn sie sich den Put eines englischen Capitäns aufkühlen und ihre Achseln mit dessen Epauletten schmücken.

Das jetzige Gesamtleidern Deutschlands läßt sich aber auch ohne ein bedenkliches Erel mit der Hautfarbe deuten; es entsprang aus seiner Unfähigkeit, den Goldstrom, von dem es plötzlich überfluthet wurde, zu verarbeiten. Dazu reichten seine Nerven und Muskeln nicht aus und schickte ihm auch der nöthige, hinreichend ausgebildete Arbeiterbestand. Und gesetzt den Fall, es wäre der fruchtbaren Benutzung jenes Goldes gewachsen und im Stande gewesen, seine gewerblichen Anstalten mit fähigen Gehilfen zu bevölkern, so war immer noch die Frage, wo die neuen Welttheile lägen, die für die Aufnahme der plötzlich vermehrten Fabrikate reich und willig genug wären.

Allmählig kamen aber im Gegentheil aus den Welttheilen von jenseits des Meeres, aus Südamerika und Ostasien, eine Reihe von Unglücksopfern, daß die deutschen Fabrikate ihren dortigen Markt durch die besseren Leistungen der Franzosen, Engländer und Nordamerikaner verloren haben.

Der „Reichs- und Staats-Anzeiger“ zu Berlin begann am 10. März 1876 mit einer Uebersicht dieser überseeischen Klagen über den Rückgang des Absatzes und der Qualität der deutschen Fabrikate. Im Anfang des Juli 1877 theilte die „Nordd. Allg. Zeitung“ mit, daß ein amtlicher Bericht über den Handel Columbiens vom Jahre 1876 dieselben Beschwerden enthalte. Den Hauptschlag führte die Eingabe, welche die deutschen Kaufleute Montevideo's unterm 16. Juli dem deutschen Reichskanzler-Amt unterbreiteten, und die Berliner

„National-Zeitung“ erwarb sich noch durch ihre Mittheilung einer Reihe ihr zugegangener, einheimischer Zuschriften über jene Eingabe (vom 18. bis 24. September 1877) ein besonderes Verdienst.

Jene überseeischen Berichte stimmen in der Klage über Unreellität der deutschen Waarenlieferungen überein. Die Webstoffe kommen gewöhnlich in einem Mindermaß und abweichend von dem auf dem Stück angegebenen Muster an; in einer und derselben Packung sind sogar verschiedene Qualitäten unter einander gemischt. Der Deutsche liebt die kleinen Schultze; die Pappbütten z. B., in welche Nägel verpackt sind und die mit gewogen werden, sind vier bis fünfmal schwerer gemacht, als es in holländischen, belgischen oder englischen Lieferungen geschieht. Der Deutsche besitzt ferner nicht die Leistungsfähigkeit des englischen Fabrikanten, der es besonders gut versteht, geringerer Waare, die der Kaufmann für die Indianergrenze verlangt, ein hübsches Aussehen und doch so viel Brauchbarkeit zu geben, daß Bestellungen auf große Quantitäten regelmäßig wiederkehren, wogegen der Deutsche dergleichen Bestellungen so mangelhaft ausführt, daß selten wieder ein Auftrag möglich wird.

Wir erfahren ferner, daß der Engländer auf gerechte Beschwerden des Bestellers immer eingeht, der Deutsche aber sich niemals zu einem Schadenersatz verstehen will. Der Engländer hält den Theil der Sendung, der nicht nach Bestellung ausfällt, von vornherein zurück und verkauft ihn anderweitig, so gut er kann; seine Liste ist daher immer mustergültig, die des Deutschen unzureichend. Der Letztere lebt der Einklebung, daß der schnelle und sichere Verdienst auf den kleinen Hilfsmitteln beruht und ist im Erfinden des Abknappens und „Schneidens“ erfindertisch; Engländer und Franzosen theilen den Gewinn mit weiterreichendem Auge und suchen ihn in der zuverlässigen Fortführung des Geschäfts. Einen besonders ungünstigen Einfluß auf die Unterhaltung des Verkehrs hat auch die Gewohnheit des Deutschen, sich in unsicheren Zuständen der Hand drücken sofort zurückzuziehen, während z. B. der Engländer es für eine Ehrensache hält, in solchen Stürmen zu dem Hause zu stehen, mit dem er in guten und ruhigen Zeiten Geschäfte gemacht hat.

Die überseeischen deutschen Importhäuser waren allerdings, als sie ihre neuesten Klagerufe erhoben, in einer beengten Lage. Die europäischen Zufuhren der Jahre 1871 und 72 überstiegen die dortigen Bedürfnisse und mußten sie auf viele Jahre hinaus decken. Die schwachen Häuser fielen, ihre Waaren überfüllten nach dem erzwungenen Verkauf die anderen Vorrathslager, die Auktionspreise wurden maßgebend und fernere Bestellungen auf Grund derselben und auf Kosten der Qualität gemacht. Aber den Franzosen und Engländern wagte man drüben nicht mit solchen Zumuthungen zu kommen; nur der Deutsche ging auf Alles ein und suchte sich in der Ausführung des sogenannten „Schunds“, während er schon bei der Verpflichtung zu guter Waare nicht Wort hält, durch ausschweifende Unreellitäten zu helfen.

Uebrigens sind die heutigen Klagen nichts Neues. Schon im zweiten Drittel des vorigen Jahrhunderts hatte die schlesische Leinenindustrie, wie deutsche Schriften jener Zeit beweisen, durch die Unreellität ihrer Waaren-Sendungen den südamerikanischen Markt verloren.

Witten in diesem Rückgang des deutschen Exports hatten unsere Landleute drüben, stolz wie Rommeln den Deutschen haben wollte, Jahre lang die Amerikaner von den Leistungen unterhalten, mit welchen das wiedererstandene Deutschland auf der Ausstellung in Philadelphia (im Jahr 1876) glänzen würde. Aber die amerikanische Presse sagte, wie Professor Reuleaux in seinem ersten Briefe vom industriellen Schlachtfelde unterm 2. Juni der „National-Zeitung“ meldete, ihr Urtheil über jene Leistungen in dem Satz zusammen, daß die deutsche Industrie dem Grundsatz: „billig und schlecht“ folge und auch in den gewerblichen und bildenden Künsten keine andere Motive mehr kenne, als politisch-tendenzvolle, die auf den fruchtbaren Weltkampfsplatz nicht hingehören und mit denen sich auch keine andere Nation hervorgedrängt habe. Herr Reuleaux konnte sich eines beschämenden Gefühls nicht erwehren, als er

und in einer Antheilnahme der „Verl. fr. pr.“ interessante Mittheilungen aus dem dieselben Jahre umspannenden Freundschaftsverhältnisse zwischen Cassalle und Lothar Bucher gegeben worden. Es handelte sich dabei nur um Briefe Bucher's, überdem nur vereinzelte, denen die Antwort fehlt; dennoch ist es wohl nicht ohne Werth, diese aus dem polemischen Rahmen, in dem sie, durch genannte Zeitschrift, zuerst ans Licht traten, zu lösen und sie in vervollständigter Form als Aktenstücke, die zu jenem für die innere deutsche Geschichte gar nicht so unwichtigen Zeitraum gehören, hier wiederzugeben. Die an sich und im Allgemeinen berechnete Abneigung, die Briefe von Lebenden nur auf ein Recht der Todten hin zu veröffentlichen, konnte hier um so leichter zurücktreten, wo — nach unserer Meinung wenigstens — es nur eine, beide Theile ehrende, treue und in Schmerzen sich bewährende Freundschaft ist, deren Bild hervortritt. Der letzte in der Reihe der hier mitgetheilten Briefe ist, wie sich dem der Umstände Rundigen leicht enthüllen wird, an die Gräfin Saffelsb. gerichtet. Sie lauten also:

I.

Berlin, 22. Januar 1862.

Werdersche Rosenstr. 3.

Lieber Cassalle!

Es ging gestern Abend doch nicht ohne alles Getränk ab, und ich habe die schlaflose Nacht benutzt, um im Zusammenhange zu überdenken, was wir oder vielmehr was Sie gesprochen haben. Ich bin ein langsames Thier im Argumentiren und bin mir selten auf der Stelle aller Voraussetzungen bewußt, auf denen mein Urtheil über eine verwickelte Frage instinctmäßig beruht.

Die ganze Kette Ihrer Schlußfolgerungen hängt, wie ich gestern sagte und Sie einräumten, an der Frage, ob es möglich ist, in Deutschland die bestehende Ordnung (oder Unordnung) der Dinge niederzuwerfen und niederzuhalten.

Das Erste halte ich für möglich, das Letzte nicht. Sie sind darin mit mir einverstanden, daß mit einer nackten politischen Revolution (das Wort nicht in dem aristokratischen sondern in dem ganz gang und gäben bornirten Sinne genommen), daß mit einer Aenderung der Behörden nichts erreicht sein würde. Ist es aber auf eine Aenderung der gesellschaftlichen Zustände, mit anderen Worten: des Besitzes und der Möglichkeiten des Erwerbs abgesehen, so haben wir nicht bloß, wie die französische Revolution, die Reste einer tausendjährigen, verwickelten Organisation zu zerstören und wie die französische Revolution ein neues Evangelium an die Stelle zu setzen, sondern wir haben das Gleiche mit der auf Grund jener Revolution entstandenen Bourgeoisordnung zu thun. Wie jäh diese letztere ist, darüber sind wir einig. Was Sie an die Stelle setzen wollen, befriedigt mich nicht. Alle Maßregeln, die Sie nennen, sind doch wieder nur politisch-juristisch kann man sagen, stehen auf dem alten socialen Boden, schaffen nur neue Bourgeois. Und diese neuen Besitzverhältnisse, neu durch einen Wechsel der Personen, nicht, um sich so auszudrücken, durch die chemischen Eigenschaften des Besitzes, könnten nur behauptet werden durch einen perma-

ich gewählt hatte, weil es mir anständig erschien, Jemanden mit dem man in den vier Pfählen und an seinem Herde in den freundschaftlichsten Beziehungen lebt, draußen nicht zu verleugnen, sei es auch nur durch Stillschweigen in einer Streitfrage, in der man auf seiner Seite steht, oder um es kürzer und platter auszudrücken, weil ich es für anständig hielt, von den vielen Prügelein, die auf Sie fielen, auch etwas abzubekommen. Die Verwicklung ist noch nicht gelöst, kann den einen oder andern Ausgang nehmen. Ich benutze die Zwischenzeit, um Ihnen in vollständiger Gemüthsruhe einen Entschluß mitzutheilen, der unzählige Male in mir aufgestiegen und immer niedergedrückt während der verfloßenen Nacht mit einer Klarheit und Festigkeit in meine Seele getreten ist, wie seit vielen Jahren keiner. Ich muß den Umgang mit Ihnen aufgeben. Wenn ich ihn fortsetzte, so würde ich über kurz und lang durch Sie entweder in schwere Verwickelungen hineingezogen oder in Lagen versezt werden, die mich zwingen, mich selbst in Verwickelungen zu stürzen.

Statt einer Motivirung dieses Entschlusses, die Sie ja auch aus unsern mannigfachen Disputationen seit Ihrer Rückkehr aus Italien selbst entnehmen können, lassen Sie mich einfach sagen: es ist mein Instinct! Noch weniger brauche ich Ihnen zu schreiben, wieviel mich der Entschluß kostet, ich wiederhole nur, was ich oft hinter Ihrem Rücken gesagt habe, daß ich dem Umgange mit Ihnen mehr Belehrung und Anregung verdanke, als irgend einem anderen Verhältnisse. Ich kann jetzt in voller Freundschaft von Ihnen scheiden, wie wenn ich nur eine Reise anträte; ob ich es in einigen Tagen noch könnte, weiß ich nicht.

Ich überlasse Ihnen ganz, wann und wo Sie über den Gegenstand dieses Briefes sprechen wollen, ich selbst werde längere Zeit keine Nothigung dazu haben und wenn ich endlich muß, einfach sagen: Ich habe mich im Bewußtsein meiner Schwäche zurückgezogen.

Endlich noch eins: ich habe wohl erwogen, daß Sie davon gesprochen, sich vielleicht von der Politik zurückziehen zu wollen. Ich kenne Ihr Temperament genügend, um zu wissen, daß die Gefahr damit nicht beseitigt wäre. Und nun schüttle ich Ihnen herzlich die Hand.

gez. E. Bucher.

Ihre Bücher in den nächsten Tagen.

IV.

Berlin, 28. April 1868.

Morgens.

Lieber Cassalle!

Ihr Brief hat alle die schmerzlichen Gefühle geweckt, die nicht aufkommen zu lassen, ich mich vorgestern so knapp faßte.

Ich gehe auch jetzt auf keine Beantwortung ein, denn nur mit dem kältesten Verstande werde ich aus dieser Verwicklung den richtigen Ausweg finden. Lassen wir die Antwort auf diesen Theil Ihres Briefes aufgeschoben sein. Ich schreibe Ihnen in diesem Augenblicke nur, um Ihnen *pendente lite* zu sagen, daß mein Entschluß auf alle Fälle gefaßt war. Sie wissen, daß ich abergläubisch bin, wie man es nennt. Eine Stimme, die nie getrogen und deren Nichtbeachtung sich stets bitter gerächt hat, sagt mir, daß es Ihr Verhängniß ist, Ihre Freunde verderben zu sehen, und daß jetzt für mich die letzte,

damit umgingen, das allgemeine Wahlrecht zu octroyiren und daß Ihnen nun einfiel, in der Vertheidigungsrede des bösen Socialisten L. gelesen zu haben:

„Ich werde die Verfassung stürzen!“

und

„Ich bin der intellectuelle Urheber.“

Ich weiß, was Sie mir antworten werden:

Er muß. Aber löst sich nicht alles Müssen in die Wahl unter zwei Uebeln auf? Und würde er das bezeichnete Uebel nicht als ein unerträgliches betrachten?

Ich stimme daher *salvo meliore* dafür, daß Sie die erste Phrase in das Passivum verändern: „Die Verfassung wird umgestürzt werden“ und aus dem intellectuellen Urheber ein Vorläufer, Herold, oder sonst etwas der Art werde.

Herzlich der Ihrige

gez. E. B.

Bitte um die Faucher'sche Monatschrift durch Ueberbringer.

VII.

Berlin, 15. Januar 1866.

Sw. Hochgeboren

habe ich von dem Urtheil in Kenntniß gesetzt, welches Herr Robbertus über die Entwürfe Cassalle's und die Rathsamkeit einer Veröffentlichung oder Benützung derselben ausgesprochen hat. Heute erhalte ich eine ausführliche schriftliche Motivirung dieses Urtheils. Da Sw. Hochgeboren mit einem biographischen Werke über L. und mit der Fortsetzung seiner agitatorischen Thätigkeit beschäftigt sind, und da ich eine richtige Behandlung jener Entwürfe für unendlich viel wichtiger halte im Interesse des Verstorbenen, als alle die Punkte, die Sw. Hochgeboren zum Gegenstande von Streitigkeiten zu machen sich gefallen, so setze ich mich über alle Bedenken hinweg, die zu nehmen ich so viel Grund hätte und überschicke Sw. Hochgeboren mit dem Ersuchen und unter der Bedingung der Rückgabe hiermit das Robbertus'sche Schreiben vom 12. d. M., welches zu dem Schlusse gelangt, daß man dem wissenschaftlichen Andenken Cassalle's keinen ärgeren Streich spielen könnte, als wenn man den Agitationsplan veröffentlichte, in dem Cassalle ganz mit dem so heftig von ihm bekämpften Proudhon übereinstimmt. Robbertus versteht die Sache und ist frei von jeder Eifersüchtelei. Ich glaube daher den Willen Cassalle's zu executiren, indem ich diese Scripta vernichte.

gez. Bucher.

„Ideale Fragen“ von Lazarus.

Die soeben erschienene Sammlung von Lazarus' Neben und Vorträgen gehört zu den wenigen Büchern, welche der Berichterstatter zugleich freudigst anerkennen und höchlich preisen und dabei doch auch wieder heftig anfeinden muß. „Ideale Fragen“ nennt Lazarus sein Buch,

*) Ideale Fragen in Neben und Vorträgen behandelt von Prof. Dr. M. Lazarus, Berlin, 1878. H. Hofmann u. Co.

und er hofft in der Vorrede, daß es vielleicht den einen und den andern edlen Geist auf eine Weile von dem Druck des Tages und von der Sorgen Last befreien, daß es ihn aus dem frostigen und fremden Gewirre der Zeit in die ewige Heimath der Ideen bliden lasse. Wir würden ohne Weiteres behaupten, daß Lazarus seine Absicht erreicht, und das Wohlgefallen an dem Buche würde ein ungetrübtes sein, wenn Lazarus nur die letzte Abhandlung, die „Gedanken über Aufklärung“ weggelassen hätte. Das Buch wird durch eine bei der unlängst stattgefundenen Enthüllung des Herbart-Denkmales in Oldenburg gehaltene Rede eröffnet; die folgenden Aufsätze: Ein psychologischer Blick in unsere Zeit; das Herz; Zeit und Weile; endlich: „Ueber Gespräche“ sind theilweise, wie der erste und letzte, wörtlich gehaltene Vorträge, theilweise, wie die beiden mittleren, Umarbeitungen und weitere Ausführungen solcher Vorträge. In allen diesen finden wir die Vorzüge vereinigt, die uns die bisherigen Schriften des Philosophen lieb und werth machten. Unbestritten ist Lazarus ein sehr bedeutender philosophischer Redner; es steht ihm wie nur wenigen die Gabe einer licht- und geschmackvollen Darstellung zu Gebote; er weiß durch sein Wort zu fesseln und anzuregen, zu erheben und zu begeistern. Er ist aber zugleich auch ein bedeutender philosophischer Schriftsteller; seine Vorträge gehören nicht bloß durch die Vollendung der Form, sondern auch durch ihren Inhalt, durch seine Beobachtung nicht minder wie durch streng wissenschaftliches Forschen mit zu dem bedeutendsten, was die Literatur der Gegenwart aufzuweisen. Form und Inhalt stehen in so glücklichem Verhältniß zu einander, daß, wenn auch der Zauber, welchen die in freiem Vortrage entströmende Rede auf den gespannt lauschenden Zuhörer ausübt, nothwendig schwindet, sobald eben diese Rede gedruckt vor uns liegt, doch immer noch genug übrig bleibt, um einen Rückschluß auf den Eindruck, den die Hörer empfingen, zu gestatten.

Auch der oben erwähnte Vortrag, die „Gedanken über Aufklärung“, ist vortrefflich geschrieben; aber je fester die hier vorgetragenen Halbwahrheiten bei so vielen der Gebildeten gefaßt haben, um so energischer muß der Protest sein, der gegen sie zu erheben. Die Begründung dieses Protestes soll für heute unsere Aufgabe sein.

Am Anfange erklärt Lazarus, es sei Zeit, daß wir wieder einmal wie zu den Zeiten der Aufklärung, in weiteren Kreisen offen und ehrlich bekennen, was an den Ueberlieferungen der Vergangenheit vernünftig und was unvernünftig ist. Es ist Zeit, heißt es, daß wir wieder einmal aufhören, zu verschweigen, zu vertuschen, zu vermitteln: das Zeitalter braucht nur wieder einmal an den Fesseln zu rütteln und viele werden brechen. Dieser Anfang läßt das Beste erwarten. Also doch endlich wieder einmal, wird so mancher vermuten, einer jener kühnen Denker, der vor keiner Consequenz zurückscheut, der unerschrocken gegen die Liberalen und ihre Halbwahrheiten Front macht. Allein wir brauchen nur wenig Zeilen weiter zu lesen, so werden wir schon stutzig. Denn wir finden dort die Behauptung, daß die Aufklärung sich heute vornehmlich auf eine positive, erhaltende, schöpferische Thätigkeit zu wenden hat, um religiöse Gesinnung in dem nachwachsenden Geschlechte zu erzeugen; und weiterhin heißt es: „Die Macht der Aufklärung und das Ziel derselben liegt nicht in der Negation.“ Dies klingt allerdings so, als hätten wir einen Verehrer der Herren R. Schwarz oder Schenkel

Männern wie Augustin, Luther, Lessing das Große und Vorbildliche nicht die schließliche Meinung, die sie errungen haben, sondern das Ringen um dieselbe. Es soll sich daher auch Niemand rühmen, allein den rechten Glauben zu haben; nur aller Demuth, die dem Menschen ziemt, zum Troß, kann ein Mensch oder eine Secte behaupten, wir allein haben den rechten Glauben oder die rechte Gnade.

Mit diesen Sätzen nun können wir uns nicht einverstanden erklären. Es soll sich also, um mit dem Letzten anzufangen, Niemand seines Glaubens rühmen, sondern immer bescheidenlich auch dessen eingedenk sein, daß er auch irren und daß ja auch Entgegengesetztes wahr sein könne. Wäre diese Mahnung des Herrn Lazarus immer befolgt worden, so wäre die Weltgeschichte noch nicht gar weit vorwärts gekommen. Herr Lazarus möge doch an die ersten Christen denken. Was anders hat diesen denn die Begeisterung, die Kraft verliehen, Marter und Tod standhaft zu ertragen und trotz Armuth und Banden voll Stolz und voll Mitleid den Heiden gegenüber ihres Glaubens zu leben? Ist es nicht die feste unerschütterliche Zuversicht, daß sie allein auf dem rechten Pfade? Ist es nicht das felsenfeste, einer Welt trogbietende Vertrauen auf ihren Herrn und ihren Heiland gewesen? Sollten sie sich etwa in Demuth vor den Heiden beugen und daran denken, daß doch auch diese die Wahrheit besitzen könnten? Das Wort „Toleranz“ ist ein gar schönes Wort; andererseits aber giebt es auch wenige, mit denen mehr Mißbrauch getrieben und die in gleicher Weise falsch verstanden würden. Es giebt zwar heutzutage wenige, welche das Wort des großen Friedrich, daß in seinen Staaten ein Jeder nach seiner Façon selig werden könne, ohne Einschränkung anerkennen und den König darob preisen. Allein man übersieht dabei vollständig die Zeit, in der dies Wort gesprochen. Schon damals war das Christenthum im Sinken begriffen; dem großen König konnte weder der Katholicismus noch der Protestantismus, weder das Christenthum noch überhaupt eine der bestehenden Religionen genügen, andererseits waren damals auch noch nicht durch die Philosophie die Reime zu einer neuen Religion gelegt worden. Nun aber denke man sich einmal, Friedrich hätte mit Gluth und Feuer eine der bestehenden Religionen vertheidigt, er wäre echter Katholik oder begeisterter Protestant gewesen, oder auch, er hätte für eine neue Religion geschwärmt. Hätte es da nicht zu seinen erhabensten Aufgaben gehören müssen, der Wohltat seines Glaubens auch andere theilhaftig werden zu lassen, die Andersgläubigen mit allen ihm gesetzlich zustehenden Mitteln zu belehren? Toleranz ist nur zu oft Indifferentismus; derjenige kann leicht tolerant sein, der überhaupt nicht von irgend einer bestimmten religiösen Wahrheit durchdrungen ist. Auch in unsern Tagen ist Toleranz leider das Selbstgeschrei; wohin dies führt, das zeigt unter anderm jener berühmte Erlass der Schuldeputation.

Wenn Lazarus ferner behauptet, daß an Männern wie Luther oder Lessing das Große nicht das wäre, was sie errungen, sondern dies Ringen selbst, so kann er sich dabei allerdings auch auf ein Wort des großen Lessing selbst berufen. Allein was wüßten wir denn von Lessing oder von Luther, wenn es immer nur beim bloßen Ringen geblieben und wenn ihr Ringen nicht in so eminenten Weise von Erfolg gekrönt gewesen wäre, wenn sie nicht Staunenswerthes geschaffen, erreicht hätten? Beide haben doch bestimmte Wahrheiten entdeckt, Positives ge-

leistet, und eben diese Leistungen, diese Entdeckungen und Schöpfungen sichern ihnen unsere Verehrung und die Unsterblichkeit. Auch beim Protestantismus, ja bei der Bibel soll es nach Lazarus viel weniger auf das ankommen, was sie wirklich positiv lehren. Er spricht hierbei von einer anziehenden und abstoßenden Kraft der Wahrheit; beim besten Willen aber kann ich mir unter dieser abstoßenden Kraft nichts Bestimmtes vorstellen und würde ihm für eine Erläuterung verbunden gewesen sein. Protestantismus soll alles wahrhaft freie Forschen, das heißt alles das Forschen sein, welches sich nicht vorher an ein bestimmtes Ziel bindet. Wenn dies wahr ist, dann ist jeder andere eher ein Protestant als Luther oder als alle die Begründer der protestantischen Lehre. Denn allen diesen war die Bibel selbst eine unübersteigliche Schranke; sie war ihnen der Fels, an dem sich die Wogen der freien Forschung brachen: sie galt ihnen für unantastbar; und wehe einer Theologie, vielmehr einer Wissenschaft, welche wie die unseres Jahrhunderts es unternommen haben würde, die Autorität derselben zu untergraben: mit Entsetzen und mit Abscheu hätte sich Luther, dem es vor allem darauf ankam, daß sie das Wort sollen stahn lassen, von ihnen abgewendet.

Doch wir wenden uns zum Wichtigsten, zu Lazarus' Definition von Aufklärung.

Es handelt sich, meint er, nicht um das Was? sondern um das Wie? das Alte soll nicht aufgehoben, sondern vertieft werden; die Gedanken des Menschen sollen aus seinem eigenen Denken hervorgehen, sein eigenes Urtheil sein. Das Letztere kann unbedenklich zugegeben werden, und doch kommen wir damit dem eigentlichen Ziele nicht näher. Was ist nämlich denn zu thun, wenn sich das Alte überhaupt nicht mehr vertiefen läßt, wenn nachgewiesen wird, daß es sich überlebt hat, daß es für die Gegenwart ein überwundener Standpunkt ist, daß die Gegenwart die Quellen religiöser Weisheit und Gemüthstiefe nur dann findet, wenn sie sich vom Alten losmacht und das Neue in sich aufnimmt? Dies aber ist faktisch die augenblickliche Lage der Dinge. Die moderne Weltanschauung, welche ihren vollkommensten Ausdruck in der durch Strauß und Feuerbach weitergebildeten Hegel'schen Philosophie gefunden, steht in schroffer Opposition zu dem „Alten“, zum Christenthum. Sie hat erkannt, daß der Mensch frei ist, daß er aber zum Bewußtsein dieser Freiheit erst ganz allmählig kommen konnte. Die Heiden beugten sich vor vielen Göttern, die Christen vor dem einen; erst unserm Jahrhundert war die Erkenntniß beschieden, daß all die Prädikate, welche früher die Menschheit einem von ihr verschiedenen höchsten Wesen beilegte, in ihr selber vereinigt sind, daß mit einem Worte der Mensch selbst Gott ist; nicht der Mensch Jesus Christus, sondern die Gesamtheit der Individuen. Und dies sollte nicht etwas Neues sein? auf dieser Grundlage sollte sich nicht ein bestimmtes System, „etwas Festes und Fertiges“, entwickeln lassen? Wie kann hier noch von Vertiefung des Alten die Rede sein? Will freilich Lazarus im Christenthum auch nur eine Vertiefung des Heidenthums erblicken, so ist aller Streut beigelegt; nur wäre zu wünschen, daß er jedesmal ganz ausdrücklich betonte, daß sich die Gegenwart genau so zum Christenthum verhalte wie dieses zum Heidenthum.

Wir verlangen hiermit allerdings das, was Lazarus Dogmatismus nennt, aber trifft denn nicht der gleiche Vorwurf auch Lazarus, ja

Landespolizeibehörde des Bezirks, in welchem die Druckschrift erscheint. Das Verbot der ferneren Verbreitung einer im Auslande erscheinenden periodischen Druckschrift steht dem Reichslängler zu.

Das Verbot ist in allen Fällen durch den „Reichsanzeiger“ bekannt zu machen und für das ganze Bundesgebiet wirksam.

§ 8. Gegen das von der Landespolizeibehörde erlassene Verbot steht dem Verleger sowie dem Herausgeber der Druckschrift die Beschwerde an den Bundesrath offen.

Die Beschwerde ist innerhalb einer Woche nach der Zustellung des Verbots bei der Behörde anzubringen, welche dasselbe erlassen hat.

Die Beschwerde hat keine aufschiebende Wirkung.

§ 9. Auf Grund des Verbots sind die von demselben betroffenen Druckschriften da, wo sie sich zum Zwecke der Verbreitung vorfinden, in Beschlag zu nehmen. Zu Beschlagnahme kann sich auf die zur Vervielfältigung dienenden Platten und Formen erstrecken; bei Druckschriften im engeren Sinne hat auf Antrag des Betheiligten statt Beschlagnahme des Copies das Ablegen des letzteren zu geschehen. Die in Beschlag genommenen Druckschriften, Platten und Formen sind, nachdem das Verbot endgültig geworden ist, unbrauchbar zu machen.

Gegen die Anordnungen der Polizeibehörde findet nur die Beschwerde an die Aufsichtsbehörden statt.

§ 10. Die Polizeibehörde ist befugt, Druckschriften der im § 6 bezeichneten Art, sowie die zu ihrer Vervielfältigung dienenden Platten und Formen schon vor Erlass eines Verbots vorläufig in Beschlag zu nehmen. Die in Beschlag genommene Druckschrift ist innerhalb 24 Stunden der Landespolizeibehörde einzureichen. Letztere hat entweder die Wiederaufnahme der Beschlagnahme sofort anzuordnen oder innerhalb einer Woche das Verbot zu erlassen. Erfolgt das Verbot nicht innerhalb dieser Frist, so erlischt die Beschlagnahme und müssen die einzelnen Stücke, Platten und Formen freigegeben werden.

§ 11. Das Einlassen von Beiträgen zur Förderung der im § 1 bezeichneten Bestrebungen sowie die öffentliche Aufforderung zur Leistung solcher Beiträge sind polizeilich zu verbieten. Das Verbot ist öffentlich bekannt zu machen. Gegen das Verbot findet nur die Beschwerde an die Aufsichtsbehörden statt.

§ 12. Wer an einem verbotenen Verein (§ 2) mit Kenntniß oder nach erfolgter öffentlicher Bekanntmachung des Verbots als Mitglied sich betheiligt, oder eine Thätigkeit im Interesse eines solchen Vereins ausübt, wird mit Geldstrafe bis zu hundert Mark oder mit Haft oder mit Gefängniß bis zu drei Monaten bestraft. Eine gleiche Strafe trifft denjenigen, welcher an einer verbotenen Versammlung (§ 5) mit Kenntniß des Verbots sich betheiligt, oder welcher nach polizeilicher Auflösung einer Versammlung (§ 6) sich nicht sofort entfernt.

Gegen diejenigen, welche sich an dem Verein oder an der Versammlung als Vorsteher, Leiter, Ordner, Wärter, Bedner oder Kassirer betheiligen, oder welche zu der Versammlung auffordern, ist auf Gefängniß von einem Monate bis zu einem Jahre zu erkennen.

§ 13. Wer für einen verbotenen Verein oder für eine verbotene Versammlung mit Kenntniß oder nach erfolgter öffentlicher Bekanntmachung des Verbots Räume hergibt, wird mit Gefängniß von einem Monat bis zu einem Jahre bestraft.

§ 14. Wer eine verbotene Druckschrift (§§ 6, 7) mit Kenntniß oder nach erfolgter öffentlicher Bekanntmachung des Verbots, oder wer eine von der vorläufigen Beschlagnahme betroffene Druckschrift (§ 10) mit Kenntniß der Beschlagnahme verbreitet, fortsetzt oder wieder abdruckt, wird mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark oder mit Haft oder mit Gefängniß bis zu sechs Monaten bestraft.

§ 15. Wer einem nach § 11 erlassenen Verbote mit Kenntniß oder nach erfolgter öffentlicher Bekanntmachung desselben zuwiderhandelt, wird mit Geldstrafe bis zu hundert Mark oder mit Haft oder mit Gefängniß bis zu drei Monaten bestraft. Außerdem ist das zufolge der verbotenen Sammlung oder Aufforderung Empfangene oder der Werth desselben der Armenkasse des Orts der Sammlung für verfallen zu erklären.

§ 16. Personen, welche es sich zum Gesicht machen, die im § 1 bezeichneten Bestrebungen zu fördern, oder welche nach rechtskräftiger auf Grund dieses Gesetzes erfolgter Verurtheilung wegen einer darauf begangenen Zuwiderhandlung gegen dasselbe rechtskräftig zu einer Strafe verurtheilt worden sind, kann der Bundesrath

in bestimmten Bezirken oder Orten ver sagt werden. Wenn sie Ausländer sind, können sie von der Landespolizeibehörde aus dem Bundesgebiet ausgewiesen werden.

Unter gleichen Voraussetzungen kann Buchdruckern, Buchhändlern, Leihbibliothekaren und Inhabern von Lesecabinetten, sowie Gastwirthen, Schankwirthen und Personen, welche Kleinhandel mit Branntwein oder Spiritus treiben, der Betrieb ihres Gewerbes unter sagt werden.

Personen, welche es sich zum Geschäft machen, die im § 1 bezeichneten Bestrebungen zu fördern oder welche auf Grund einer Bestimmung dieses Gesetzes rechtskräftig zu einer Strafe verurtheilt worden sind, kann die Befugniß zur gewerbmäßigen oder nicht gewerbmäßigen öffentlichen Verbreitung von Druckschriften sowie die Befugniß zum Handel mit Druckschriften im Umherziehen entzogen werden.

Druckereien, welche geschäftsmäßig zur Förderung der im § 1 bezeichneten Bestrebungen benutzt werden, können geschlossen werden.

§ 17. Zuständig für die im § 16 vorgesehenen Verfügungen ist die Landespolizeibehörde.

Gegen dieselbe steht dem Betroffenen die Beschwerde an den Bundesrath offen.

Die Beschwerde ist innerhalb einer Woche nach Zustellung der Verfügung bei der Behörde anzubringen, welche dieselbe erlassen hat.

Die Beschwerde hat keine aufschiebende Wirkung.

§ 18. Wer den auf Grund des § 16 erlassenen Verfügungen zuwiderhandelt, wird in den Fällen des Absatzes 1 mit Gefängniß von Einem Monat bis zu Einem Jahre, in den übrigen Fällen mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark, oder mit Haft oder mit Gefängniß bis zu sechs Monaten bestraft.

§ 19. Der Bundesrath bildet zur Entscheidung der an denselben auf Grund dieses Gesetzes gelangenden Beschwerden aus seiner Mitte einen besonderen Ausschuß.

Der Ausschuß besteht aus sieben Mitgliedern. Dieselben sind bei der Entscheidung an Instructionen nicht gebunden.

Die Entscheidungen des Ausschusses werden im Namen des Bundesraths erlassen und sind endgiltig.

§ 20. Für die Bezirke oder Ortschaften, in welchen durch die im § 1 bezeichneten Bestrebungen die öffentliche Sicherheit bedroht ist, können von den Centralbehörden der Bundes-Staaten die folgenden Anordnungen, soweit sie nicht bereits landesgesetzlich zulässig sind, mit Genehmigung des Bundesraths für die Dauer von längstens Einem Jahre getroffen werden:

1) daß Versammlungen nur mit vorgängiger Genehmigung der Polizeibehörde stattfinden dürfen;

2) daß die Verbreitung von Druckschriften auf öffentlichen Wegen, Straßen, Plätzen oder anderen öffentlichen Orten nicht stattfinden darf;

3) daß Personen, von denen eine Gefährdung der öffentlichen Sicherheit oder Ordnung zu besorgen ist, der Aufenthalt in den Bezirken oder Ortschaften ver sagt werden kann;

4) daß der Besitz, das Tragen, die Einführung und der Verkauf von Waffen verboten, beschränkt oder an bestimmte Voraussetzungen geknüpft wird.

Die getroffenen Anordnungen sind durch den „Reichsanzeiger“ bekannt zu machen.

Wer diesen Anordnungen oder den auf Grund derselben erlassenen Verfügungen mit Kenntniß oder nach erfolgter öffentlicher Bekanntmachung zuwiderhandelt, wird mit Geldstrafe bis zu eintausend Mark oder mit Haft oder mit Gefängniß bis zu sechs Monaten bestraft.

§ 21. Welche Behörden in jedem Bundesstaat unter der Bezeichnung Landespolizeibehörde, Polizeibehörde zu verstehen sind, wird von der Centralbehörde des Bundesstaates bekannt gemacht.

§ 22. Dieses Gesetz tritt sofort in Kraft.

Urkundlich u.

Gegeben u.

Begründung.

In Erkenntniß der Gefahren, von welchen Staat und Gesellschaft durch das Umsichgreifen der socialdemokratischen Bewegung bedroht sind, legten die verbündeten Regierungen im Mai d. J., aus Anlaß des gegen Seine Majestät den Kaiser verübten Attentates, dem Reichstage den Entwurf eines Gesetzes zur Abwehr socialdemokratischer Ausbreitungen vor (vgl. Drucksachen des Reichstages II. Session 1878 No. 274.). Der Reichstag lehnte diese Vorlage ab.

Bald darauf zeigte ein abermaliger Mordversuch gegen Seine Majestät den

Parier von Neuem, wie leicht eine, jedes sittliche und rechtliche Gebot verachtende Gesinnung bis zu mörderischen Thaten sich zu steigern vermag, und zahlreiche Fälle von Majestätsbeleidigungen, welche sich an jenen erschütternde Ereignisse knüpften, lieferten den Beweis, wie weit solche Gesinnung bereits um sich gegriffen hat. Die verbündeten Regierungen sind dadurch in der Ueberzeugung bekräftigt worden, daß es zum Schutze von Staat und Gesellschaft unerlässlich sei, der verderblichen Agitation der Socialdemokratie Einhalt zu thun, welche als die Hauptursache der zu Tage getretenen Verwirrung der Rechtsbegriffe und Verwilderung der Gemüther angesehen werden muß. Die Regierungen sind nach wie vor der Meinung, daß es zu diesem Zwecke des Erfolges gelylicher Vorrichtungen bedürfte, welche direkt und ausschließlich gegen die socialdemokratische Bewegung gerichtet sind.

Der vorliegende Entwurf eines Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie stimmt daher in seinen Grundgedanken mit der früheren Vorlage überein.

Die Bestimmungen der Socialdemokratie sind auf die praktische Verwirklichung der radicalen Theorien des modernen Socialismus und Communismus gerichtet. Nach diesen Theorien ist die heutige Produktionsweise als unmoralisch und als eine ungerechte Ausbeutung der Arbeit durch das Kapital zu verwerfen. Die Arbeit soll von dem Kapital emancipiert, das Privatkapital in Collectivkapital, die Individuelle, durch Concurrenz sich regelnde Production in eine genossenschaftliche planmäßige Production verwandelt werden, das Individuum soll in der Gesellschaft aufgehen. Die socialdemokratische Bewegung unterrichtet sich scharf von den humanitären Bestrebungen für das Wohl der arbeitenden Massen dadurch, daß sie davon ausgeht, eine Hebung der Lage derselben auf dem Boden der heutigen Gesellschaftsordnung sei unmöglich und nur durch die erwähnte Socialrevolution erreichbar. Die Durchführung einer solchen Revolution soll, unter gleichzeitiger Umwandlung der bestehenden Staatsverfassungen, durch eine internationale Cooperation der arbeitenden Massen aller Culturstaaten erfolgen. Einen revolutionären und internationalen Charakter hat die Bewegung insbesondere seit der im September 1864 zu London erfolgten Gründung der „Internationalen Arbeiter-Association“ erlangt (vergl. deren Statuten in der Anlage A. unter I.).

In Deutschland fand die erste Organisation socialdemokratischer Bestrebungen im Jahre 1863 durch Kassel statt. Der von demselben gestiftete „Allgemeine Deutsche Arbeiterverein“ (vergl. Anlage A. unter II.) hatte noch einigermaßen ein reformatorisches und nationales Gepräge. Bald jedoch trennten sich die radicaleren Elemente und im August 1869 wurde zu Eisenach unter der Bezeichnung „socialdemokratische Arbeiterpartei“ eine Filiale der internationalen Arbeiterassociation gegründet (vergl. Eisenacher Programm, Anlage A. No. III.).

Die „socialdemokratische Arbeiterpartei“ und der „Allgemeine Arbeiterverein“ bekämpften sich gegenseitig eine Zeit lang auf das Heftigste, bis allmählich die radicale und antinationale Richtung die Oberhand gewann. Im Mai 1875 fand auf dem Congresse in Gotha die Auevereinigung der bis dahin getrennten Gruppen der deutschen Socialdemokratie zu einer einheitlichen Verbindung unter der Bezeichnung „die socialistische Arbeiterpartei Deutschlands“ statt. Das Programm dieser neuen Verbindung läßt sich über die revolutionären und kommunistischen, den Tendenzen der „Internationalen“ im Wesentlichen entsprechenden Grundsätze und Endziele der Verbindung keinen Zweifel (vergl. Anlage A. No. IV.).

Diese erstreckt sich über ganz Deutschland. Daneben besteht eine große Anzahl von lokalen socialdemokratischen Vereinen und gewerbliche Hochschulen gleicher Richtung verzerren sich über das ganze Bundesgebiet.

Auf dem allgemeinen Socialistencongresse, welcher im Herbst 1877 in Gent abgehalten wurde, und an welchem ein Delegirter der socialistischen Arbeiterpartei Deutschlands Theil nahm, fand die „großartige Organisation“ der deutschen Socialdemokratie unausdrückliche Anerkennung. Auf diesem Congresse wurde der internationale Bund durch Constitution einer allgemeinen Union der socialistischen Parteien erneuert. In dem bezüglichen Manifeste (siehe Anlage A. No. V.) wird der gemeinsame Operationsplan dargestellt und besonders die Nothwendigkeit der politischen Aktion als eines mächtigen Mittels der Agitation, der Propaganda, der Disziplinirung und der Organisation (Organisation) betont. Das Manifest schließt mit den Worten:

„Möge bei jedem Volke der Klasse der Unterdrückten sich als große, von allen Bourgeoisparteien scharf abgegrenzte Partei konstituiren, und möge diese social-

italische Partei hand in Hand marschieren mit der sozialistischen Partei aller übrigen Länder

Es gilt den Kampf um all' erste Rechte, es gilt die Vernichtung aller Privilegien!

Proletariat aller Länder vereinigt Euch!

Es handelt sich also um nichts weniger, als um den Kampf mit der gesamten bisherigen Rechtsentwicklung der Kulturstaaten, um eine radikale Umwälzung der bestehenden Besitz- und Eigentumsverhältnisse von unten auf

In Organisation des „Proletariats“, der Befreiung der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung und der Herstellung der „sozialistischen Gesellschaft“ und des „sozialistischen Staates“ durch das organisierte Proletariat, das sind die ausgesprochenen Endziele der Sozialdemokratie.

Tiefen Ziele entspricht die in Wort und Schrift mit leidenschaftlicher Energie betriebene und organisierte sozialistische Agitation und deren Methode. Die Agitation sucht in den ärmeren und weniger gebildeten Schichten der Bevölkerung Unzufriedenheit mit ihrer Lage, sowie die Überzeugung von der Hoffnungslosigkeit der unter der bestehenden Rechtsordnung zu verdienen, sie als die „Unterdrückten“, zu Recht und Haß gegen die übrigen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft aufzureizen. Die stillen und religiösen Überzeugungen, welche die Gesellschaft zusammenhalten, werden erschüttert, Ehrfurcht und Furcht verhöhnt, die Rechtsbegriffe der Massen werden verworfen, die Achtung vor dem Götze wird zerbrochen. In geistlichen Angriffen und Schmähungen gegen das Teutische Reich und seine Institutionen, gegen das Königtum und gegen das Heer, dessen reichhaltige Geschichte verunglimpft wird, geben der sozialistischen Agitation in Teutschland ein spezifisch antinationales Gepräge, sie entzweit die Gemüther der brüderlichen Eitelkeit und dem Vaterlande — Die Darstellungen, welche in Wort und Schrift von früheren revolutionären Ereignissen gegeben werden, die Verherrlichung bekannter Revolutionen, sowie der Thaten der Partei Commune sind geeignet, revolutionäre Gelüste und Leidenschaften zu erregen und die Massen zu Gewaltthatigkeiten geneigt zu machen

Die Beläge für diese Art der Agitation liefern in großem Umfange die sozialdemokratischen Presse und die Reden der Führer und Agitatoren. Die Partisan hat im Laufe des letzten Jahres, wie das Hauptorgan der deutschen Sozialdemokratie, der „Vorwärts“, (siehe Agitationsnummer No. 64 des 1879, triumphierend hervorgehoben, eine „rußiger“ Ausdehnung gewonnen, sie ist in Serie gedruckt, welche ihr früher unzugänglich waren. Die Zahl der sozialdemokratischen Zeitchriften und ihrer Abonnenten, die maßloseste Förderung sozialdemokratischer Teutschschriften aller Gattungen — Flugblätter, Prochuren, Zettel- und Faltblätter, Flender — sowie die Zahl der geistlichen sozialistischen Agitatoren und Wanderrhetoren sind in stetigem Annehmen begriffen. Die Erfolge der Agitation sind in der starken Vermehrung der Stimmen hervorgetreten, welche der Sozialdemokratie bei politischen und kommunalen Wahlen zugesprochen sind, und dementsprechend ist die Ausdehnung ihrer Anhänger gewachsen. (Vergl. die in Anlage B auszugewiesene mitgetheilten Berichte über den Gang und Stand der sozialistischen Agitation.) Die fortgesetzte Penetration und Eindrückung des bürgerlichen Preussens, welche durch die sozialdemokratische Agitation hervorgerufen wird, läßt sich empfindlich das Gemeinwohl und hindert eine gesunde und normale Entwicklung auf wirtschaftlichem wie auf politischem Gebiete.

Es ist daher ein Verbot der Selbsterhaltung für Staat und Gesellschaft, der sozialdemokratischen Bewegung mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Zunächst aber ist der Staat berufen, die durch die Sozialdemokratie bedrohte Rechtsordnung zu schützen und der sozialistischen Agitation Schranken zu setzen. Allerdings kann der Widerstand nicht durch äußeren Zwang unterdrückt, die Bewegung der Arbeiter nur im gegenseitigen Kampfe überwunden werden. Wohl aber können und dürfen einer solchen Bewegung, wenn sie solche Bahnen verfolgt und weiterführt zu werden droht, die Mittel zu ihrer Ausbreitung auf geistlichem Wege entzogen werden. Die sozialistische Agitation, wie sie seit Jahren betrieben wird, ist ein fortgesetzter Versuch an die Gewalt und an die Leidenschaften der Menge, um staatliche und gesellschaftliche Ordnung umzustürzen. Einem solchen Unternehmen kann der Staat Einhalt thun, indem er der Sozialdemokratie ihre wichtigsten Agitationsmittel nimmt und ihre Organisation zerstört, er muß das thun, wenn er sich nicht selbst aufheben und nicht in der Verhinderung der Überzeugung, entweder von seiner Schwäche oder von der Berechtigung der revolutionären Bestrebungen der Sozialdemokratie aufkommen lassen will.

Tiefer Nothwendigkeit gegenüber tritt auch die Forderung zurück, daß die aus dem Rechte der Selbstwehr resultierende Agitation um so nachdringlicher und gefährlicher im Wesentlichen werde fortgesetzt werden. Ueberdies läßt sich mit Grund behaupten, daß letzteres in erheblicher Mäßigkeit geschehen werde, als es schon gegenwärtig der Fall ist.

Dem Staate allein wird es indessen auch mit Hilfe der in dem Entwurfe vorgeschlagenen Mittel nicht gelingen, die socialdemokratische Bewegung zu betriegen; diese Mittel drängen die Vorbedingung für die Festung des Rechts, nicht die Festung selbst. Es bedarf vielmehr der thätigen Mitwirkung aller erhaltenden Elemente der bürgerlichen Gesellschaft, um durch Verdrängung des Aberglaubens, durch Aufklärung und Belehrung, durch Stärkung des Sinnes für Recht und Gerechtigkeit, wie durch weitere wirtschaftliche Reformen die Wurzeln des Rechts zu betriegen.

In Deutschland geltenden gesetzlichen Vorschriften auf den Gebieten der Presse und des Versammlungsrechts auf welchen sich die socialdemokratische Agitation vorzugsweise bewegt, in Verbindung mit den Vorschriften des Strafgesetzbuches stehen, wie die Erfahrung gezeigt hat, nicht aus, um jener Agitation Halt zu gebieten. Die fortgesetzte Handhabung dieser Vorschriften gegenüber der Socialdemokratie, die Schärfung vieler Bereiche, die Ausbildung zahlreicher Versammlungen, strenge Verfolgung der massenhaften durch Wort und Schrift verübten Verbrechen haben nicht vermocht, der Ausbreitung der socialdemokratischen Bewegung im Ganzen aufzuhalten. Dies beruht wesentlich auf dem vorwiegend repräsentativen Charakter der deutschen Verfassung, welche einzelne Rechtsmaßnahmen, nicht aber eine fortgesetzte Staats- und gesellschaftliche Thätigkeit im Auge faßt. Nach den verschiedenen in den deutschen Bundesstaaten geltenden Verfassungen ist die Bildung politischer Vereine im Allgemeinen unbedenklich, ihre Führung liegt in der Regel vor, daß bestimmte in den Verfassungen vorgeschriebene Ehrenämter überschritten worden sind. Nur in einzelnen Bundesstaaten sind die Verwaltungsbehörden gesetzlich ermächtigt, Vereine wegen ihrer Staats- oder gesellschaftlichen Haltung und Tendenz zu schließen; auch hier wird die Wirkung der Schließung abgemildert durch die Möglichkeit, mit welcher die Bildung eines neuen gleichartigen Vereins erfolgen kann. Versammlungen können in der Regel nicht zum Voraus verboten, sondern nur aufgeführt werden in gewissen eng formulierten Fällen, das Versammlungsrecht aber die Presse vollends freier freier Pressenmaßregeln.

Für diesen Charakter der in Betracht kommenden Verfassung würde der socialdemokratischen Agitation gegenüber eine schärfere Handhabung derselben, wenn sie möglich wäre, ebenfalls von Nutzen sein, als einzelne Änderungen derselben, so sehr solche sich auch noch empfehlen möchten. Würde man aber die Revision derselben in der Richtung vornehmen, daß damit auch jener Agitation wirklich begegnet werden könnte, so würde man aber das Bedürfnis haben das Vereins- und Versammlungsrecht und das Recht der freien Meinungsäußerung allgemein und dauernden Einschränkungen zu unterwerfen genötigt sein. Auch auf dem Boden des Strafgesetzbuches erscheint die Lösung der Aufgabe nicht erreichbar.

Dazu bedarf es außerordentlicher gesetzlicher Maßnahmen, durch welche der für die innere Sicherheit und Ordnung verantwortlichen Behörden in den Staat gesetzt werden, ihrer verfassungsmäßigen Pflicht, Staat und Gesellschaft vor inneren Gefahren zu schützen, der Socialdemokratie gegenüber zu genügen, es bedarf eines Staatsgesetzes, welches das Vereins- und Versammlungsrecht, die Freiheit der Presse und des Versammlungsrechts, sowie die Pressefreiheit ausserhalb den gemeingewöhnlichen Bestimmungen der Socialdemokratie gegenüber wirksamen Einschränkungen unterwirft.

Die Socialdemokratie hat dem Staate und der Gesellschaft offen den Krieg erklärt und deren Zerstörung als ihre Aufgabe proclamirt. Sie hat damit selbst den Boden des für alle gleichen Rechtes verlassen und kann sich deshalb nicht beschweren, wenn sie das Recht nur insoweit zu Gute kommen soll, als es mit der Sicherheit und Ordnung des Staates vereinbar ist.

Ueberhaupt werden außerordentliche und krankhafte Zustände, welche den Staat bedrohen, auf eine Abhilfe durch Specialgesetze hin, welche sich ausschließlich auf die Abwendung der vorhandenen Gefahr richten und mit der Erreichung dieses Zweckes ihre Wirksamkeit von selbst verlieren. Diesen Zweck hat man unter ähnlichen Verhältnissen auch in Frankreich und England dem Wege der Abänderung des gemeinen Rechtes vorgezogen. Was die französische Gesetzgebung betrifft, so darf insbesondere auf das Gesetz vom 16 März 1872 Bezug genommen werden, welches ausdrücklich gegen die Bestrebungen der Internationalen und gleichartige Vereine

bungen gerichtet ist. In der englischen Gesetzgebung haben sich zahlreiche Vorgänge, wonach man bis in die neueste Zeit hinein, wenn der Eudrehri des Staates und der Gesellschaft in Frage stand, kein Bedenkend getragen hat, die Sabens-Corpus-Acte teilweise außer Kraft zu setzen und die Gekstirgenwalt behutsam abwehr drohender Gefahr mit Bollmächten zu verteidigen, welche in mehrfacher Beziehung aber dursingen hinausgehen, die der vorliegende Entwurf in Vorschlag bringt.

Der Entwurf wendet sich ausdrücklich gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie. Diese Bestrebungen sind im § 1, auf welchem im dieser Beziehung der ganze Entwurf aufgebaut ist, näher bezeichnet als „socialdemokratische, socialistische oder communistic, auf Untergrabung der bestehenden Staats- oder Verfassungsordnung gerichtete Bestrebungen“. Diese Fassung lehnt sich in ihrer zweiten Hälfte an den Abänderungsantrag an, welchen die Abgeordneten Dr. Peiser und Dr. Gersch zu dem vorerwähnten Entwurfe eines Gesetzes gegen die Ausbreitungen der Socialdemokratie gestellt hatten (vergl. No. 290 der Drucksachen des Reichstages II 1878), und beruht im Uebrigen auf folgender Erwägung. Die Organisationen der Socialdemokratie bezeichnen sich bald als socialdemokratisch, bald als socialistische oder communistic, je nachdem das eine oder das andere Moment der oben charakterisirten Bestrebungen stärker betont werden soll. Ebenso bezeichnen die Anhänger der Socialdemokratie sich wechselnd als Socialdemokraten, als Socialisten oder als Communisten. Die deutsche Socialdemokratie hat sich, wie oben bereits erwähnt, neuerdings die Bezeichnung „Socialistische Arbeiterpartei“ beigelegt, während sie früher die gleichen Bestrebungen unter der Firma: „Socialdemokratische Arbeiterpartei“ verfolgte. Im Auslande wird die Bewegung vorzugsweise als „socialistische“ bezeichnet. Es erheben daher nothwendig, diese verschiedenen Benennungen neben einander zu stellen, um die Bestrebungen zu kennzeichnen, gegen welche der Entwurf gerichtet ist.

Der Begriff der „bestehenden Staatsordnung“ bedarf keiner Erläuterung. Unter der „bestehenden Verfassungsordnung“ ist der Inhalt der ständigen Privilegien und der Reichsgrundzüge zu verstehen, auf welchen die heutige Gesellschaft beruht. Daß die Bestrebungen der Socialdemokratie auf Untergrabung und im Endzweck auf Umsturz der bestehenden Staats- und Verfassungsordnung gerichtet sind, ist oben nachgewiesen, auch ist die Methode dieser Untergrabung geschildert worden. Hiernach dürften die revolutionären, gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie, gegen welche der Gesetzentwurf gerichtet ist, im § 1 bezeichnen mit genügender Deutlichkeit bezeichnet und dem Bedenken begegnet sein, daß durch den Entwurf auch andere, als die zu bekämpfenden Bestrebungen getroffen werden könnten.

In Bezug auf die Mittel, um diesen Bestrebungen zu begegnen, verfolgt der gegenwärtige Gesetzentwurf im Allgemeinen dieselbe Richtung, wie die frühere Vorlage, erstreckt jedoch in mehrfacher Beziehung über dieselbe hinaus. Der Entwurf ist nicht allein gegen die in Vereinen, Versammlungen und in der Presse (§§ 1, 6, 8) hervortretenden, sondern auch gegen die in sonstiger Weise geschäftsmäßig statthabenden socialdemokratischen Agitationen (§ 10), sowie gegen das Einkommen von Beiträgen zu socialdemokratischen Zirkeln (§ 11) gerichtet. Während der frühere Entwurf das Verbot socialdemokratischer Vereine, Versammlungen und Trudschreiben auf ihre juristisch erklärte, legt der gegenwärtige den zuständigen Behörden die Pflicht auf, alle Vereine, Versammlungen und Trudschreiben, welche den bezeichneten Bestrebungen dienen, zu verbieten, indem er auspricht, daß dieselben „zu verbieten sind“ (§§ 1, 6, 8). Den socialdemokratischen Agitatoren und anderen Personen, welche es sich zum Geschäft machen, die bezeichneten Bestrebungen zu fördern, sowie solchen Personen, welche den auf Grund des Gesetzes erlassenen Geboten zumwidergehandelt haben und deshalb mit Strafe belegt worden sind, soll der Aufenthalt in bestimmten Bezirken oder Orten unterliegt, sowie die Befugnis zum Petzende solcher Gewerbe, welche erwerbsmäßig zur Förderung socialdemokratischer Bestrebungen gebraucht werden, entzogen werden können. Trudschreiben, welche geschäftsmäßig zur Förderung der bezeichneten Bestrebungen benutzt werden, sollen geschlossen werden können (§ 14). Außerdem sollen für solche Begriß oder Erklärungen, welche von der Socialdemokratie bereits so weit unterwühlt worden sind, daß die öffentliche Sicherheit bedroht erscheint, gewisse allgemeine Festsetzungen des Versammlungsrechts, des Petzrechts des Verhewerbes, des Freizügigkeits und des Rechts zum Petze oder zum Tragen von Waffen, sowie des Handels mit denselben durch die Centralbehörden der Bundesstaaten mit Genehmigung des Bundesrates vorübergehend angeordnet werden dürfen (§ 20). Abgesehen von den eben erwähnten Fällen des § 20 soll

der Erlass der in dem Gesetze vorgesehenen Verbote und Anordnungen durch die Landespolizeibehörden und wo es sich um ein unmittelbares Eingreifen handelt, durch die unteren Polizeibehörden erfolgen. Zuwiderhandlungen gegen die erlassenen Verbote und Anordnungen sind unter Strafe gestellt (§§ 12 bis 14, 19), deren Festlegung den zuständigen Gerichten anheim fällt. Daß das Verbot sozialdemokratischer Vereine und Tractschriften nicht, wie nach dem früheren Entwurfe, in die Hände des Bundesrathes, sondern in die der Landespolizeibehörden gelegt wird, empfiehlt sich, um eine schnellere und wirksamere Ausführung des Gesetzes zu sichern. Dabei ist dem Umstande, daß die Wirksamkeit sozialdemokratischer Vereine und die Verbreitung sozialdemokratischer Tractschriften sich häufig über das ganze Bundesgebiet erstreckt, durch die Bestimmung Rechnung getragen worden, daß die von den Landespolizeibehörden erlassenen Verbote von Vereinen und Tractschriften für das ganze Bundesgebiet wirksam sein sollen (§ 2 Absatz 2, § 7 Absatz 2).

Demgegenüber wird sich zum Schutze der Beteiligten gegen etwaige Mißgriffe der Behörden und im Interesse einer gleichmäßigen Handhabung des Gesetzes eine dem ganzen Reichsgebiete gemeinsame Reichsvereinbarung für diejenigen Fälle nicht empfehlen lassen, in welchen die von den Landespolizeibehörden erlassenen Verbote für das ganze Bundesgebiet wirksam sein sollen oder von besonders einschneidender Wirkung sind, während für die übrigen Fälle die Beschwerde an die geordneten Aufsichtsbehörden ausreichend erscheint.

Der Entwurf glaubt, jene höchste Reichsinstanz in dem Bundesrath als den verfassungsmäßigen Repräsentanten der Gesamtheit der deutschen Regierungen legen zu sollen und bringt für dieselbe in § 10 die Föhrung eines aus sieben Mitgliedern bestehenden Bundesraths-Ausschusses in Vorschlag.

Wie in diesem Ausschusse tätigen Bundesrathsbevollmächtigten sollen an Instruktionen nicht gebunden sein, ihre Entscheidungen vielmehr nach eigenem Ermessen treffen.

Daß die Ausführung des Gesetzes, abgesehen von den Strafbestimmungen, in die Hand der Exekutionsbehörden gelegt werden soll, rechtfertigt sich durch den Zweck des Gesetzes. Es handelt sich um die Abwendung einer gemeinen Gefahr, also recht eigentlich um eine Aufgabe der Polizei. Es handelt sich um eine gleichmäßige, energische und anhaltende Bekämpfung einer weitverbreiteten revolutionären Organisation und Agitation. Die hierbei in Betracht kommenden Fragen sind weniger von juristischen als von politischen Gesichtspunkten aus zu beurtheilen, und eben deshalb wird auch die Beurtheilung und Entscheidung derselben nicht richterlichen, sondern politischen Organen zu übertragen sein.

Auch eine gerichtliche Kontrolle der von den Verwaltungsbehörden auf Grund des Gesetzes getroffenen Maßnahmen wird nicht in Frage kommen können, wenn der Zweck des Gesetzes erreicht werden soll. Eine solche Kontrolle würde dem in Deutschland geltenden Verwaltungsrechte nicht entsprechen, lähmend auf die Verwaltung wirken und die wirksame Durchführung des Gesetzes gefährden. Das letzte Bedenken wurde auch einer Kontrolle durch Verwaltungsgerichte entgegengesetzt, von welcher überdies schon deshalb abgesehen werden mußte, weil das Institut der Verwaltungsgerichtsbarkeit noch in der Entwicklung begriffen ist und Verwaltungsgerichte erst in einzelnen Theilen des Bundesgebietes eingeföhrt worden sind. Ein Gesetz, wie das vorliegende, verlangt aber eine gleichmäßige Durchführung und zu derselben einheitliche und gleichartige Organe.

Im Einzelnen ist noch Folgendes zu bemerken.

Zu § 1 Die Vorschriften des § 1, dessen erster Absatz, soweit er die Definition der zu bekämpfenden gemeingefährlichen Pestrebungen betrifft, bereits besprochen ist, richten sich gegen die Organisation der Sozialdemokratie. Sie sollen in allen Fällen Anwendung finden, in welchen, gleichviel, in welcher Form und unter welcher Bezeichnung, ob mit oder ohne Statuten, eine Verbindung ins Leben tritt, welche den im Absatz 1 bezeichneten Pestrebungen der Sozialdemokratie dient. Wenn in Absatz 2 die „sozialistischen Klassen“ besonders hervorgehoben werden, so beruht dies auf der Erwägung, daß die Sozialdemokratie auch Klassen solcher Art, und zwar nicht bloß Unterstufungsklassen, die mit einem politischen oder gewerblichen Vereine verbunden sind, sondern auch eingeschriebene Fußklassen für ihre Zwecke bereits benützt, und durch weitere Fortfolgung dieses Weges die Absicht des Gesetzes leicht vereiteln könnte. Das „Centralorgan der Sozialdemokratie Deutschlands“, der „Vorwärts“, bringt in No 66 vom 6 Juni d. J. einen Artikel mit der Ueberschrift: „Ein Ras-

schriften, welche den im § 1 des Entwurfs näher bezeichneten socialdemokratischen Bestrebungen dienen, durch die Landespolizeibehörden verboten werden. Unter Druckschriften sind auch im Sinne des gesagten Gesetzes alle diejenigen Erzeugnisse zu verstehen, welche nach § 2 Absatz 1 des Gesetzes über die Presse vom 7. Mai 1874 (R.-G.-Bl. S. 66) darunter begriffen sind. Bei Zeitungen und Zeitschriften, welche in monatlichen oder kürzeren, wenn auch unregelmäßigen Abständen erscheinen — periodischen Druckschriften nach § 7 des Preßgesetzes — soll das Verbot sich nicht allein auf einzelne Nummern (Hefte, Stücke), sondern auch auf das fernere Erscheinen der Druckschrift erstrecken können. In Landespolizeibehörden und in Bezug auf ausländische Schriften des Reichshandels, nach Vorgang des § 14 des Preßgesetzes vom 7. Mai 1874, sollen betragt sein, eine periodische Druckschrift, wenn dieselbe nach ihrer Belamthaltung und Tendenz den bezeichneten Bestrebungen dienst, preise oder für immer zu unterbreiten. Es wird sich hierbei zunächst um solche Zeitungen und Zeitschriften handeln, welche sich selbst als Organe der Socialdemokratie bezeichnen, wie der in Leipzig erscheinende „Vorwärts“, sowie um diejenigen, welche in diesen Organen als kommunistische Partisanen anerkannt und empfunden sind.

Der Zweck des Gesetzes erstreckt sich aber auch, sobald ein Verbot erlassen worden ist, jede weitere Verbreitung der von demselben betroffenen Druckschrift durch politische Reichsagnahme verhindert werde, sowie, daß die Reichsagnahmen Druckschriften vernichtet werden, sobald das Verbot endgültig geworden ist. Aus dem Grunde ferner, daß Druckschriften der bezeichneten Art, insbesondere Flugblätter und Broschüren, häufig erst dann zur Kenntniß der Landespolizeibehörden gelangen, wenn bereits Massen der Druckschriften verbreitet sind, ergreift sich die weitere Nothwendigkeit, die mit der unmittelbaren Handhabung der Polizei betrauten Behörden zur vorläufigen Reichsagnahme solcher Druckschriften zu ermächtigen. Auf diesen Erwägungen beruhen die Bestimmungen der §§ 9 und 10 bei deren Fassung der § 27, bezw. die Absätze 3 und 4 des § 24 des Preßgesetzes zum Vorhinein gebührt haben.

Wegen der von der Landespolizeibehörde erlassenen Verbote, welche in gleicher Weise, wie das Verbot von Bremen (§§ 1, 2) auf das ganze Bundesgebiet ihre Wirkkraft erstrecken und deshalb auch im „Reichsanzeiger“ bekannt gemacht werden sollen, soll die Bekanntheit an den Bundesrath offen stehen. (§ 8).

Zu § 11. Die Beiträge, welche die Socialdemokratie von ihren Abhängigen in den verschiedenen Formen erhebt, sind nicht unbedeutend. Sie dienen zum Unterhalte der Führer und Agitatoren, zu sonstigen Reisationszwecken, sowie zur Deckung der wegen Verletzung der Straßengesetze den Agitatoren auferlegten Geldstrafen. Nach den bestehenden Gesetzen kann solchen Sammlungen in der Regel nur entgegengetreten werden, wenn sie in der Form der Hauscollekte erfolgen. Es bedarf daher der im § 11 vorgeschlagenen Bestimmung, wonach das Ein sammeln von Beiträgen zur Förderung der im § 1 des Entwurfs bezeichneten Bestrebungen in jeder Form, sowie die öffentliche Aufforderung zur Leistung solcher Beiträge polizeilich zu verbieten sind. Hinsichtlich des Verbot soll jede Polizeistelle für ihren Bezirk sein, auch der eine Versammlung abweichende Polizeibeamte für Sammlungen, die in der Versammlung etwa unternommen werden (Zellensammlungen oder dergl.).

Zu §§ 12 bis 16 enthalten Strafbestimmungen gegen diejenigen, welche einem auf Grund dieses Gesetzes erlassenen Verbot mit Kenntniß, oder nach öffentlicher Bekanntmachung, worunter in den Fällen der §§ 2 und 7 die bairische vorgesehene Bekanntmachung durch den „Reichsanzeiger“ zu verstehen ist, zuwiderhandeln. Mit Rücksicht darauf, daß hiernach die Strafbarkeit einer aus minderer Fahrlässigkeit begangenen Zuwiderhandlung nicht unbedingt ausgeschlossen ist, mußte auch Geldstrafe zugelassen und von der Festlegung eines Strafminimums abgesehen werden. Dieses Motiv trifft indessen nicht zu in den Fällen des § 12, Absatz 2, und des § 13, wo in der Regel dolosa, mindestens aber grobe Fahrlässigkeit vorliegen wird.

Im § 14 ist mit Rücksicht darauf, daß das Verbot einer Druckschrift sich auch auf das fernere Erscheinen einer periodischen Druckschrift beziehen kann, außer der Fortsetzung und dem Fortdruck einer verbotenen oder von der vorläufigen Reichsagnahme (§ 10) betroffenen Druckschrift auch die verbotsmäßige Fortsetzung einer — periodischen — Druckschrift unter Strafe gestellt.

Für die in dem Schlußsatz des § 16 vorgeschlagene Bestimmung, wonach das zufolge der verbotenen Sammlung oder Aufforderung Empfangene oder der Vertrieb desselben der Armenkasse des Orts der Sammlung zur Verfallen erklärt werden soll, findet sich eine Analogie im § 16 des Preßgesetzes vom 7. Mai 1874.

Und wenn es nun weiter eine nicht wegzuleugnende Thatsache ist, daß gerade in den auf die Entlassung aus der Volksschule folgenden Jahren die schwersten Versuchungen an beide Geschlechter herantreten, wenn einerseits die Lehrlinge, losgelöst von der Zucht des Meisterhauses, theilweise auch von dem sittigenden Einflusse des Elternhauses, andererseits die jugendlichen Fabrik-Arbeiterinnen nicht selten der Verwahrlosung anheimfallen, so wird ein Lehrer, dem es mit seinem Beruf rechter Ernst ist, auch über die Grenzen des eigentlichen Schullebens hinaus seine frühere Schuljugend sorgsam im Auge behalten, und insbesondere durch Begründung bezw. Leitung von gewerblichen und ländlichen Fortbildungs-Schulen, Gesangsvereinen u. (für das reifere Alter), sowie durch thatkräftige Förderung aller für intellektuelle, sittlich-religiöse und materielle Hebung des Volkslebens oder Erweckung patriotischen Sinnes getroffenen Veranstellungen den Ueberschuß an Kraft verwerthen, welchen sein nächster in erster Linie zu erfüllender Beruf etwa bietet.

Schließlich machen wir aufmerksam darauf, daß sowohl die amtlichen, wie die freien Lehrer-Conferenzen sich besonders dazu eignen, die Frage, wie die Schule den auf Umsturz der bürgerlichen Gesellschaft gerichteten Bestrebungen der Socialdemokratie am wirksamsten begegnen kann, speciell zu erörtern, weshalb wir dies Thema für weitere Erwägung in diesen Kreisen besonders bezeichnen.

Abtheilung für Kirchen- und Schulsachen.

(gez.) Mittler.

1. An sämtliche Stadt-Schuldeputationen, sowie an sämtliche königl. Schulvorstände des Regierungs-Bezirks.
2. An die königl. Landräthe und Bezirks-Amtmänner.
3. An die königlichen Ober-, Kreis- und Distrikts-Schul-Inspektoren.

Ohne allzustreng mit Einzelheiten ins Gericht gehen zu wollen, die, wie z. B. die Belehrung über die Natur des Zinses, die Kritik stark herausfordern, und obgleich die tendenziöse, also einseitige Natur dieser Rathschläge ganz offen heraustritt, soll doch auch nicht verkannt werden, wie hier die große Schöpferin Noth an ein Werk geht, das vorher so oft vergebens angeregt und erstrebt worden ist, an die Verweltlichung der Schule. Ein Wort giebt das andre und fängt der Herr Schulmeister erst an, seinen Kindern von Dingen und Verhältnissen zu predigen, aber die zu Hause die Eltern auch ein Wort mitreden können, so wird damit die so oft gewünschte Verbindung von Schule und Haus manchmal so lebhaft hergestellt werden, daß der Lehrer dabei zum Lernenden wird.

Ja, der Athem der Schulkinder erneuert die Welt. Dies schöne Wort eines Rabbinen sollte als Sinnspruch auch an der Spitze des merkwürdigen Buches stehen, an das wir bei jener Kasseler Verfühlung erinnert wurden. Ist es doch zum Theil auch von Hessentkindern geschrieben, freilich von solchen, deren Väter und Aelterväter schon über das Schulprogramm hochpreislichen Kasseler Regierungs-Collegii hinausgewachsen waren. Das Buch führt den einfachen Titel: *Devoirs d'écoliers américains* — Aufsätze von Schulkindern Amerika's und ist von Herrn J. Buissou, einem ehemaligen Schulinspector, gesammelt, als er an der Spitze einer vom französischen Unterrichtsminister erwählten Schulcommission nach Philadelphia ging, die Weltausstellung zu besichtigen. — Die Amerikaner hatten nämlich den sehr sinnreichen Einfall gehabt, ihre vielbesprochenen öffentlichen Schulen in deren unmittelbarster Thätigkeit zur Ausstellung zu bringen, d. h. die Feste der

Schüler und Schülerinnen in Masse herbeizuschaffen und der allgemeinen Prüfung zu unterbreiten. In einem wohlpolicirten Staate würde das recht langweilig ausfallen, wahrscheinlich würde man da in den tausend und abertausend Heften, desselben Formates, Papiertes, Umschlags nichts Anderes finden, als eben so viel tausend Examenarbeiten über ein und dasselbe Thema, nach einer und derselben Disposition gearbeitet und mit einem und demselben logalen oder frommen Sprüchlein schließend. Das ist hier nun anders. Das einzige Zugeständniß, das die Einzelstaaten gegenüber dem National-Erziehungsrathe zu Washington gemacht hatten, war die Uebereinstimmung darin, daß jedem Bündel solcher Arbeiten ein von Lehrer oder Lehrerin ausgefülltes Formular beigegeben sein sollte, das die Gesamtzahl der Zöglinge der betreffenden Schulklasse, ihr durchschnittliches Alter und die Schulzeit angab, die sie schon hinter sich hätten, ferner bemerkte, ob die Arbeiten sämmtlicher Schüler hier vorlägen oder nur eine Auswahl derselben und, im letzteren Falle, wieviel Prozent der Schüler in dieser Auswahl vertreten seien. Endlich sollte am Schlusse jeder Arbeit Namen und Alter des Verfassers und die Angabe der Zeit, die auf die Arbeit verwendet worden, nicht fehlen, sowie die eigenhändige Versicherung von Lehrer und Schüler, daß die Arbeit ohne Beihülfe gemacht sei und ohne Correctur vorliege. In allem übrigen volle Freiheit für den Lehrer, wie für den Schüler. — Die Berge von Heften, die sich solchergestalt im Industriepalaste häuften, hat die französische Schulcommission durchwühlt und ein Urtheil über das amerikanische Schulwesen sich daraus gebildet. In dem amtlichen Berichte an den Minister hat sie das niedergelegt, damit aber alle Welt die Wichtigkeit ihrer Schlüsse prüfen könne, hat sie von etlichen hundert dieser Arbeiten selber Abschrift genommen und diese in einer sachkundig den Schülerstil berücksichtigenden Uebersetzung in dem obengenannten Buche, das bei Hachette in Paris erschienen ist, veröffentlicht.

Dieses Schulbubenwerk ist ein Urkundenbuch ersten Ranges. Ginge uns die gesammte Literatur der Union von Irving bis Bret Harte verloren, ja schwände das ganze Land einst spurlos in die Tiefen der See: aus diesem Buche würde man sich den Geist des Volkes, das einst dort gehaust, reconstruiren können und die Stelle bezeichnen, die es in der Geschichte der Menschheit eingenommen. Hier ist ein „Lob bereitet aus dem Munde der Unmündigen“, ehrlich und unbefangen wie kein anderes.

Zunächst, was wir über die Lehrer daraus lernen. Da nehme man denn das erste beste Halbbugend deutscher Gymnasial- und Real-schulprogramme, wie sie die Themata für den deutschen Aufsatz angeben und vergleiche die mit den Ueberschriften aus den amerikanischen Schulen. Das gräßliche Laster der Phrasenberauschung, dem Deutschland seit einigen Jahrzehnten, zum größten Nachtheil für seine intellectuelle, ja seine Charakter- und seine politische Entwicklung anheimgefallen ist, kommt zum guten Theile von der Treibhauscultur her, in der sich unsere Schulen in Bezug auf abstracte Entwicklung des Denkens gefallen. Bis zur Tertia, ja bis zur Quarta hinab steigen Aufgaben, zu deren Bewältigung ein in den Denkopoperationen wohlgeübtes Gehirn und eine Kraft sich über den sinnlichen Eindruck zu erheben gehört, wie sie in dem Durchschnittsalter dieser Schulstufen nicht naturgemäß ist. In den obe-

füllten der ersten Reihe zu beistehen, sondern dieselbe vorzugewisse zu meiner
 Orientirung nach einer langen Pause zu verwenden. Wenn ich dennoch jetzt das
 Wort erhebe, so geschieht dies nicht etwa, um auf das principielle und rhetorische
 Feld einzugehen, das der Vorredner schon betreten hat, es werden sich die Sachen
 in ihrer praktischen Tendenz wohl erklären, wenn wir sie in der Commission und in
 der zweiten Lesung verhandeln. Ich bin nur dazu gezwungen durch den Umstand,
 daß der Abg. Rebel gestern, sowie früher der Abgeordnete Richter auch schon ähn-
 liche Andeutungen gemacht hat, einer Legende über mich zum Ergaß gebräut hat,
 die, wenn ich hier nicht widerspreche, doch sehr leicht Widerlegt werden könnte, wie
 so manche Zeitungs- und andere Klagen, die auf meine Kosten verfertigt worden ist
 und die allmählich eine gewisse Consistenz gewonnen hat. Der Abg. Richter hat
 aber die sogenannte Fälschung der Vorrede in meiner Abwesenheit schon angedeutet,
 ich hätte mich mit der Socialdemokratie in Beziehungen befunden, die mit einer ge-
 wisse Verantwortlichkeit für die jetzige Entwicklung der Sachen auferlegten,
 wenigstens war es offenbar kein Wunsch, diesen Eindruck im Publikum und in der
 Versammlung zu machen. Ich bin, als ich das in der hiesigen Commission gesehen
 habe, doch etwas erlaubt gewesen, daß der Abg. Richter sich an den äußerlichen
 Buchstaben des Wortes „Socialdemokratie“ klammert und daß er nicht unterschreibt
 zwischen den christlichen Bekenntnissen nach Verbesserung des Loos der Arbeiter, die
 uns allen am Herzen liegt, und dem, was wir heute zu unserem Bedauern und
 mit Schmerz geduldet sind, unter dem Begriff Socialdemokratie zu begreifen.
 Laß der Abg. Richter loslassen das Kind mit dem Bade ausschütten und uns ver-
 anlassen, daß wir, wenn wir die bis zum Königsmord gestiegenen Bestrebungen
 der jetzigen Seite aufzuhalten suchen, gleichzeitig dabei auch jede Bemühung auf-
 geben, das Loos der Arbeiter, seinen Antheil an dem Loos, den die Christen-
 arbeiter, seine und die seiner Widerstandspartei, hat, zu verbessern, denn gehe ich
 nicht mit ihm, und ich bin entschlossen, die Bestrebungen, die man mir von damals
 vorwirft, sobald ich Zeit und Gelegenheit dazu habe und meine Nothverhältnisse
 mir das erlauben, auch noch fortzusetzen und rechne mir das zur Ehre an. Der
 Abg. Richter wird doch schwerlich heute, der sich damit vor 16 Jahren befaßte, das
 Loos der Arbeiter zu verbessern, auch diejenigen — ich meine jemand, der mir durch
 seinen jetzigen Pacht weniger persönlich näher gestanden hat, als Robertus und
 ähnliche Leute der Wissenschaft und des Wohlwollens für Arbeiter — die wird er
 doch nicht mit dem Vorwurfe der Indulgenz und mit der Fälschung in eine
 Kategorie werfen wollen! Es ist das eine Unternehmung, die seiner rhetorischen
 Geschicklichkeit alle Ehre macht, aber im Uebrigen will ich es nicht näher charaktéri-
 siren. Ich möchte ihn überhaupt bitten, doch in seinen Behauptungen — was ich
 freilich schon hier und vergebens gethan habe, und wenn er es nicht thun will, ist
 es mir auch recht — (Pausen) auf dem Gebiet, daß er mir persönlich irgend eine
 Thorheit oder Unrecht in meiner Vergangenheit oder in meinem Privatleben nach-
 werft, davon ablassen, es hat ja nichts mit dem zu thun, was hier verhandelt
 wird. Ich könnte ein viel höheres Recht sein als ich bin und doch das thun, was
 ich thue. Ich kann dabei die Betrachtung nicht unterbrechen, daß der Abg. Richter
 in seinen Reden und Schriften ja einer der stärksten Verfolger der Socialdemokratie
 ist, er hat sehr harte Worte für sie, wie ich sie niemals in meinem Leben gebraucht
 habe, aber wenn es zu praktischen Leistungen kommt, so wird er ein Freund der
 Socialdemokratie. Gehen wir seinen Bestimmungen nach, so werden wir ihn in
 allen Phasen des Lebens, durch die wir gegangen sind, immer auf diese Seite fallen
 sehen. Er bekämpft und verfolgt sie, aber er kann den Maßregeln, die zu wirksamer
 Bekämpfung bestimmt sind, nicht zustimmen. Diese nachträgliche Betrachting war
 mir durch den Abg. Richter abgeduldet. Dabei möchte ich denkwürdig noch an etwas
 anderes erinnern. Er hat bei dieser und mehreren anderen Gelegenheiten mir vor-
 geworfen, daß ich krank wäre und daß meine fränkische Verfassung, meine schwache
 Gesundheit, in der ich mich befinde, mich sehr häufig hindert, meinen Pflichten so
 nachzukommen, wie es wünschenswerth wäre. Ich kann das nicht leugnen, es ist
 mir nur überreichlich, daß jemand, der über diese Sache nachdenkt, mir diese
 Krankheit zum Vorwurf macht. Ich habe mir sie ehrlich verdient, im Dienste
 des Landes und des Königs und sie gewonnen, vielleicht durch Ueberan-
 strengung meiner Kräfte. Ich möchte doch dafür dasselbe Pensum in An-
 spruch nehmen, wie ein Soldat, der verwundet und invalid ist, und dem
 man den geforderten Soldat voranrückt und der aus Gründen, die man nur
 achten kann, in seiner Stellung bleibt. Ich verbleibe auf Wunsch des Kaisers in
 meiner Stellung, die ich in dieser Lage nicht verlassen kann; sonst wüßte ich nicht,

ranlakte, den für Sie so unangenehmen Verkehr zu ver-
 aber die Krankheit mir vorzuwerfen, das ist doch, mäßig
 Artgefühl für Jemand, der invalid ist. Indessen erwarte
 il vom Abg. Richter nicht. Ich will mich nur dispensirt
 a zurückzukommen, wenn er mir wieder vorwirft, daß ich
 em Abg. Bebel nehme ich nicht an, daß er mit der Un-
 as er gesagt hat, bekannt gewesen ist. Es ist ihm erzählt,
 erzählt es weiter. Wenn er diese Zusammenstellung von
 die ich mir aus dem gestrigen Berichte habe geben lassen,
 kann hätte er vielleicht Talent, Correspondent der „Times“
 Zeitung zu werden (Heiterkeit), und ich könnte ihm diese sehr
 g empfehlen. Er fängt seine Geschichtserzählung mit vielen
 : sie genau im Gedächtniß oder selbst erlebt, mit Anführungs-
 mir, die er anführt; aber leider setzt er sie etwas zu früh
 862 erschien eines Sonntags in Mitte unseres Comité's ein
 je der preussischen Regierung, speciell des Fürsten Bismarck.“
 i unter uns, daß ich in meine amtlichen Functionen einge-
 ptember 1862, also in der letzten Woche des Monats, in
 einen Auftrag gegeben haben soll. Ich kam damals aus
 r langen Abwesenheit, während welcher ich die Gelegenheit
 mit inländischer Positif, namentlich mit einem so wenig be-
 hler ist, zu beschäftigen. Ich habe damals von der Existenz
 itz gemerkt und sollte im September 1862, also in dem Ro-
 rhaglichen Temperatur der Diplomatie in das sehr heiße Ge-
 räuber hineingerath, wo ich jeden Abend Commissionsfigungen
 n froh war, wenn ich das ministerielle Leben weiter führen
 zu werden, bald nach Paris zu gehen und mich zu verab-
 Zeit soll ich hier schon mit Herrn Eichler gesprochen haben
 n „im speciellen Auftrage des Herrn von Bismarck“. Ja,
 e von der Kategorie des Herrn Eichler glauben will, wenn
 igen rühmt — bei diesem ist es einfach eine nachgewiesene
 Bebel aufbinden ließ, ich weiß nicht von wem, die er doch
 Prüfung hier vortragen sollte. Wenn Eichler selbst, er mag
 lensch sein, eine solche Behauptung hätte aussprechen wollen,
 i in der einzigen Septemberwoche, in der ich überhaupt Mi-
 i. Mir ist Eichler recht wohl erinnerlich, weil der Mann
 mich gestellt hat, für Dienste, die er mir nicht geleistet hat.
 , aha! Werß der Unterbrecher vielleicht, wem er sie geleistet
 melden. Mir hat er sie nicht geleistet; aber es ist zu be-
 rebrechungen anonym bleiben. Bei der Gelegenheit ist mir
 n, daß Herr Eichler im Dienste der Polizei gewesen ist, und
 on denen einige zu meiner Kenntniß gekommen sind; aber
 mein speciellcs Departement und ich habe mit diesen Leuten
 jacht. Von diesen Berichten betrifft keiner die socialdemo-
 gen sich vielmehr auf die intimen Verhandlungen der Fort-
 i ich nicht irre, des Rationalvereins. Das ist das Einzige
 ich von ihm gehört habe. Im Uebrigen kann ich versichern,
 n mit keinem Socialdemokraten geschäftlich verhandelt habe
 t mit mir, denn Laffalle rechne ich nicht dazu, das war eine
 als seine Epigonen, das war ein bedeutender Mann, mit
 preden. Also es ist dies vollständig von Anfang bis zu Ende
 el wird es gewiß lieb sein, dies zu erfahren, denn ich stelle
 okratie das Zeugniß aus, daß sie nie gebuhlt hat mit
 , um sich zum Werkzeuge gegen andere Parteien gebrauchen
 dies unwahr, daß das von ministerieller Seite jemals ver-
 rben auch zu meinem Bedauern andere Herren eine Andeu-
 rgestellte Persönlichkeiten sich eingelassen haben; es ist dies
 Berebtsamkeit, die gewöhnlich angewandt wird, wo sie keine
 n, die aber, wenn sie gemeldet wird, mein Urtheil über den,
 m ad hominem wider besseres Wissen oder ohne besseres
 icht verbessert. Ich brauche Niemand zu nennen, Jeder wird
 preden erinnern. Was nun das betrifft, daß ich mich da-
 ritt wenden wollte, nun jeder, der noch ein Gedächtniß an

jene Zeit hat, wird sich auch erinnern, daß ich im Winter 1862 ich offenbar auf eine Verleumdung, nicht auf einen Conflict rechnete. Ich brauche nur an das Bunde'sche Mandement zu erinnern, dessen Genehmigung von Seiten Seiner Majestät des Königs ich mit einiger Mühe erreicht hatte, was aber die dadurch angeordnete Vermittelung nicht brachte, weil ich mich auch noch auf die Motive verpflichten sollte. Es ist nicht meine Absicht, alte Streitigkeiten zu erneuern, sondern zu beweisen, daß ich damals durchaus nicht in der Stimmung war, nach einem Bündniß wider Kaiserthum zu suchen, sondern daß sie auf eine Verleumdung gerichtet war. Als diese Summe von 60-60,000 Thalern, wo hätte ich sie hernehmen sollen, da wir doch keine geheimen Fonds hatten? Der ganze Fehler existirt nicht, und ich bitte den Abg. Bedel, demjenigen, der ihm das aufgebunden hat, zu sagen er wäre einfach ein Lügner oder Erzähler von unwahrbaren Geschichten. Der Abg. Bedel ist zu entschuldigen, denn es ist nicht denkbar, daß Jemand hier etwas sagen sollte, von dessen Wahrheit er nicht überpaßig wäre. Also auch das Abweisen des Herrn mit seinen Ansprüchen hat niemals stattgefunden. „Dann trat Kosselle auf“ — gewiß trat er auf — „und von neuem machte die Regierung die äußersten Anstrengungen, mit Kosselle, der es nicht suchte, in Verbindung zu treten, und die Verhandlungen wurden durch einen Prinzen des Königl. Hauses und die Gräfin Papstich angefangen.“ Das machte mir beim Lesen einen komischen Eindruck. Erbit in diesen Streiten kann man ohne eine gewisse Classe aus dem höchsten Ortschaftsstreiten nicht auskommen. Ein königlicher Prinz, eine Gräfin und ein Gesandter werden hineingezogen. Das gehört zur Decoration, um das Ganze glaublich zu machen und um den Zuhörer, der außer Stande ist, nach seinem Bildungsgrade zu prüfen, eine Idee von der Wichtigkeit beizubringen. Ich bedaure, daß man dem Abg. Bedel den königlichen Prinzen — es giebt deren sehr viele — nicht näher bezeichnet hat. Wenn er keinen Gewährsmann darum vielleicht bitten wollte, es wäre von historischem Interesse, daß der Prinz unter den sechs oder acht, die damals lebten, näher bezeichnet würde. Bis dahin muß ich mir aber erlauben, dies positiv zu bestreiten. Ich wenigstens habe keine prinzipielle Verbindung bedurft, um zu Kosselle zu gelangen oder ihn zu mir zu bringen, und die Frau Gräfin Papstich habe ich nicht die Ehre zu kennen, ich habe sie zum letzten Mal in meinem Leben 1833 im Hause ihres Schwagers gesehen. Aber diese Vermittelung ist eben eine Erklärung in einem, ich will nicht sagen einseitigen Kreise, die aber vor Leuten, wie sie hier sind, nicht hätte vorgebracht werden sollen. Kosselle selbst hatte ein dringendes Bedürfnis mit mir in Beziehung zu treten, und nachdem ich einmal Zeit gefunden haben werde, in alten Papieren zu suchen, glaube ich, Kreise zu finden, welche den Wunsch ausprechen und die Gründe enthalten, die mich dazu bestimmen, seinen Wunsch zu erfüllen und ich habe es ihm auch gar nicht schwierig gemacht. Ich habe ihn gesehen und von dem Augenblicke an, wo ich mit ihm eine Stunde gesprochen, habe ich es nicht bereut. Ich habe ihn nicht in jeder Woche drei bis viermal gesehen, sondern im Ganzen drei bis viermal. Andere Beziehung konnte gar nicht die Natur einer politischen Verbindung haben. Was hätte mir Kosselle bieten und geben können? Er hatte nichts hinter sich. In allen politischen Verhandlungen ist das do ut des eine Sache, die im Hintergrunde schimmert, auch wenn man anstandslos einstimmen nicht davon spricht (Pettersen). Wenn man sich aber lauern muß: Was kannst du armer Teufel geben? Er hatte nichts, was er mir als Minister hätte geben können. Was er hatte, war etwas, was mich o.ö. Privatmann außerordentlich anzog: er war einer der geistreichsten und liebenswürdigsten Menschen, mit denen ich jemals verkehrt habe, ein Mann, der edelgezig im großen Style war, durchaus nicht Repudilanter in dieser Art, er hatte eine sehr ausgeprägte nationale Gesinnung; seine Idee, der er zustrebte, war das deutsche Kaiserthum und darin hatten wir einen gewissen Berührungspunkt. Kosselle war edelgezig im hohen Style und ob das deutsche Kaiserthum gerade mit der Dynastie Hohenzollern oder mit der Dynastie Kosselle abschließen sollte, das war ihm vollständig gleichgültig (Große Pettersen), aber monarchisch war seine Gesinnung durch und durch. Aber diesen lammertischen Epigonen, die sich mit ihm drücken, hätte er ein quous ego zugeschiebert und sie mit Hohn in ihr Nichts zurückgewiesen und wurde sie wohl außer Stande gesetzt haben, seinen Namen zu gebrauchen. Kosselle war ein kluger und sehr geistreicher Mensch, mit dem zu sprechen sehr lehrreich war, unsere Unterredungen haben Stundenlang gedauert und ich habe es immer bedauert, wenn sie geschlossen waren. Dabei ist auch unrichtig, daß ich mit Kosselle auseinandergekommen sein soll in dieser Art von persönlichen Beziehungen, von Beziehungen persönlicher Wohlwollens, wie sie sich zwischen uns gebildet hatten, indem es den an-

gewachsen Eindruck hatte, daß ich in ihm einen Mann von Geist sehe, mit dem zu verkehren angenehm war und daß ich ein intelligenter und bereitwilliger Hörer war. Von Verhandlungen war schon deshalb nicht die Rede, weil ich in meinen Reden wenig zu Worte kam (Fortsetzung). Er trug die Kosten der Unterhaltung allein, aber er trug sie in angenehmer und lebenswürdiger Weise, und Jeder, der ihn kannte, wird mir in dieser Beziehung Recht geben. Er war nicht der Mann, mit dem bestimmte Abmachungen über das da und das abgemacht werden konnten, aber ich behaupte, daß seine politische Einstellung und die meinige mir nicht gestatteten, viel mit ihm zu verkehren und ich würde mich freuen, einen ähnlichen Mann von dieser Begabung und geistreichen Natur als Gutsnachbar zu haben (Fortsetzung). Wenn dieser Mann durch seinen Geist und seine Bedeutung mich anzog, so ist es ja doch meine Pflicht als Minister, mich über die Elemente, mit denen ich es zu thun habe, zu informieren, und ich würde in Folge dessen auch, wenn der Abg. Bebel den Wunsch hätte, sich Abends mit mir zu unterhalten, ihm nicht ausweichen; ich würde daran vielleicht die Festsetzung knüpfen, daß ich endlich auch erkläre, wie der Abg. Bebel und seine Genossen sich den Zukunftsstaat, auf den sie und durch Wiedererlangen alles dessen, was besteht, was und theuer ist und schätzt, vorbereiten wollen, eigentlich denken. Es ist das außerordentlich schwierig, so lange wir darüber fast in demselben Dunkel tappen, wie die gewöhnlichen Zuhörer bei den Reden in socialdemokratischen Versammlungen; sie wissen auch nicht, es wird ihnen versprochen, es werde besser werden bei wenig Arbeit und viel Geld — woher das kommt, sagt kein Mensch, namentlich woher es auf die Taube kommt, wenn die Theilung, die Vererbung der Besitzenden geschieht, denn dann wird der Arbeiter und Kapitalist immer reich werden und der Heule und Unglückliche immer arm, und wenn das nicht ist, wenn Jedem das Seine zugewiesen werden soll, strebt man eine justizhausmäßige Epilepsie an, wo keiner seinen Beruf und seine Lebenswerte hat, sondern wo ein Jeder unter dem Zwang der Außerer steht. Im Justizhaus ist jetzt wenigstens ein Mann zur Kontrolle, das ist ein schicklicher Beamter, aber den man sich beschweren kann, aber wer werden dann die Richter sein bei diesem allgemeinen Justizhaus? Das werden die Redner sein, die durch ihre Beredsamkeit die große Masse, die Majorität der Stimmen hat sich gewonnen, gegen die wird kein Appell sein, das werden die erdummesigsten Tyrannen und Knechte der Tyrannen sein, die je gefunden wurden. Ich glaube, Jeder wird, wenn er sich dieses Ideal ausmalt, was wir so durch die Lippen zu erklären trugen, abgesehen werden, denn offen hat noch keiner der Herren ein Programm geben können, sowie sie mit einem Programme auftreten, wie sie sich die Zukunft gehalten denken, so läßt sie jeder einsichtige Arbeiter aus, und dem wollen sie sich nicht ausliefern. Also das hat mich nicht abgehalten, bei die verständigen Bestrebungen, die damals noch meines Wissens den Hauptern in der Socialdemokratie bildeten, für die Verbesserung der Lage der arbeitenden Klassen ein warmes Herz und ein offenes Ohr zu haben, und auch was mir Vorfälle dazwischen mittheilte, war ja anregend und lehrreich, denn er wußte viel und hatte viel gelernt; das möchte ich nur den Herren, die keine Nachfolger werden müssen, immer empfehlen. Im Vergleich mit dem bayerischen Reichstagen ist nur eine von den Berührungen, die so aussehen, als wußte man ganz genau, was passiert ist. Sie ist nach der ganzen Einrichtung meines Hauses unmöglich, denn ein Gesandter wird mir unter keinen Umständen gemeldet, mag Jemand bei mir sein oder nicht. Der Reichstag fragt an, ob ich ihm eine Stunde geben kann, und zu der Stunde muß ich ihn empfangen, da kann kein Bescheid auch abgelehnt. Also daß dieser Reichstag einer in partibus infidelium ist (Fortsetzung), darüber kann Jeder meine Eifersucht vernehmen. Meine Unterhaltungen drehten sich ja gewiß auch um das allgemeine Wahlrecht, aber auf einen so ungeheuerlichen Gedanken, daselbe durch Lotterierung einzuführen, bin ich in meinem Leben nicht gekommen. Ich habe es mit einem gewissen Widerstreben als Frankfurter Tradition acceptirt. In den damaligen Ansichten mit den Gegnern des Reiches war die Karte einmal ausgelegt, wir haben sie als auf dem Tische liegen gediehene Hinterlassenschaft gefunden. Eine feste Ueberzeugung von ihrer Wirkung habe ich damals schwer gehabt, wenigstens nur nach der Richtung, daß im Kampfe dieses populäre Mittel benutzt wurde. Eine Ueberzeugung aber die Wirkung ist nicht leicht zu gewinnen, obgleich wir eine langjährige Probe verschiedener Systeme neben einander haben. Wir haben ja einen Reichstag nach allgemeinem Stimmrecht, ein anderes System für den preussischen Landtag. Viele von Ihnen sind ja Mitglieder beider Versammlungen, Sie können sich einigermaßen ein Bild machen über beide Systeme bilden und sagen, was Ihnen besser gefällt. Ich will lieber, wird der Eine sagen, mit dem Reichstage ver-

lehren; der Andere vielleicht lieber mit dem Landtag. Ich will weder dem Landtage etwas Unangenehmes, noch dem Reichstage eine Schmeichelei sagen, aber ich verführe lieber hier zumuten der Ergebnisse des allgemeinen Stimmrechts, trotz der Rückschläge desselben. Die Nachweise, warum, überlasse ich jedem selbst zu finden. Aber ich kann mich nicht dazu verstehen, zuzugeden, daß das allgemeine Stimmrecht ad absurdum geführt wäre durch diese Ergebnisse. Es wird ja auch bei uns der Wähler mit der Zeit urtheilsfähiger werden; er wird nicht mehr den betäubigen Beeinflussungen eines Abgeordneten unbedingten Glauben schenken bei Allem, was von der Regierung nachtheiliges sich sagen läßt; er wird vielleicht nicht mehr bloß eine Zeitung lesen, er wird Vertrauen zu den jetzt verächtlichen Zeitern gewinnen. Ich habe darin noch bis jetzt nichts zuzunehmen, obwohl ich alle die Anträge bereitwillig und unparteiisch würdige, die in dem allgemeinen Stimmrecht einen Theil der Ursachen der Schäden suchen, und deshalb möchte ich Abstand nehmen. Ich sage nur überzeugt bin ich nicht, ich lasse mich gern überzeugen und sehe kein Verbrechen darin, dies mit einem geschriebenen Menschen seiner Zeit besprochen zu haben, — ich bin dessen ganz sicher, daß wir davon gesprochen haben. Ebenso der Gewährung von Staatsmitteln zu Produktionsvereinigungen, — das ist auch eine Sache, von deren Unvernünftigkeit ich noch heute nicht überzeugt bin. Bei es nun unter dem Eindruck von Kautz's Raisonement, oder unter dem Eindruck meiner eigenen Ueberzeugung, die ich zum Theil in England, während eines Aufenthalts im Jahre 1862 gewonnen habe, nur schien es, daß in der Herstellung von Produktionsvereinigungen, wie sie in England in kühnen Verhältnissen existiren, die Möglichkeit lag, das Schicksal des Arbeiters zu verbessern, ihm einen wesentlichen Theil des Unternehmer Gewinnes zuzuwenden. Ich habe darüber auch mit Cerner gesprochen, der für das Schicksal der arbeitenden Klassen ein natürliches, angeborenes Wohlwollen hat, gesprochen, und der König hat damals eine Summe Geldes hergegeben, um zu seiner eigenen Ueberzeugung, ob so etwas ganz, in Anknüpfung an eine Arbeiter-Reputation, die durch den Meinungszwang und die Tendenzpolitik ihrer Arbeitgeber außer Brod gekommen war und sich hier meldete, etwas der Art zu versuchen. Es sind hier darüber Worte citirt, die ich mit einem Herrn Paul, einem von diesen Arbeitern, gesprochen haben soll. Ich weiß nicht, — er mag ein besseres Gedächtniß haben, als ich. Was ich mit ihm gesprochen habe, aber dessen bin ich noch meiner Selbstkenntnis sicher, daß ich eine Summe von 6—7 aus Thalers nicht „Kumpen“ genannt habe, und wenn die Herren das Wort „Kumpen“ brauchen, warum haben sie es nicht lieber an das 100-Millionen-Projekt geknüpft, da wäre es viel wirksamer gewesen. Wenn man etwas derartig Großes unternimmt, so ist es ja wohl möglich, daß man 100 Millionen dazu gebrauchen könnte, — es sind nämlich Thaler gemeint — aber so ganz thöricht und einseitig wäre eine solche Sache nicht. Nur stellen im landwirtschaftlichen Ministerium Versuche an über landwirtschaftliche Systeme, wie versuchen auch wohl in unserer Fabrikation — wäre es nicht möglich, auch in der Erziehung der Menschen und in dem Bestreben, die sogenannten socialdemokratischen, ich will lieber sagen sociale Frage in Bezug auf die Arbeiter zu lösen, dergleichen Versuche zu erneuern? Wenn mir darüber ein Vorwurf gemacht werden kann, wie ich mich dabei verhalten habe, so ist es doch höchstens das, daß ich d. s. nicht fortgesetzt habe bis zu einem betrübenden Ergebnis. Aber das war nicht mein Departement, ich hatte die Zeit nicht dazu, es kamen schwierige Verhältnisse, die auswärtige Politik, während des Konfliktes war viel zu thun, man hatte keine Zeit zu Terztingen. Aber, wie diese Zeit aufhörte, hätte ich diese Frage meine Thätigkeit wieder zugewendet — und deshalb wurde die Sache aufgeschoben. Es stand an ihrer Spitze ein durchaus achtbarer Mann, der Landrath Cleverus, aber die Sache bewährte sich damals nicht, man kann, ob sie überhaupt fehlgeschlagen ist, an einem solchen Experiment in seinem Eile nicht beurtheilen. In ganz großem Stile wurde es sich vielleicht nicht durchführen lassen, solche Experimente, wie z. B. das von Krupp unter einer anderen als monarchischen Verfassung, unter einer republikanischen, wären ja nicht möglich. Aber in der gewöhnlichen landwirthschaftlichen Absektion hatte ich diesen Vorschlag, dem Arbeiter zu einer besseren Existenz zu verhelfen, durchaus nicht ausgeschlossen und sehe auch für einen Staatsmann kein Verbrechen darin, wenn er zu dem Behufe den Arbeitern, die eine Association bilden wollen, Staatshilfe gewährt, namentlich um Verbesserungen in der Richtung zu machen. Ich habe, so weit meine Erinnerung reicht, den Eindruck erhalten, daß der ganze labrurierende Theil der Einrichtung und der Beschäftigung gar keine Schwierigkeiten bot, es war der kaufmännische, in dem die Sache lag, die Verwerthung der gewonnenen Produkte durch Handel und Pro-

Stellung und Haltung Bismarck's in dem Rahmen dieses kurzen Aufsatze am deutlichsten machen.

Georg Washington kannte seine Nation. Er wußte es und erfuhr es auch seit dem Augenblicke, als er den Oberbefehl über ihre Streitkräfte gegen die geübte und wohlausgerüstete Armee Englands erhielt, daß Geld- und Geschäfte-machen ihre Seele, die bürgerliche Geschäftsfreiheit die Triebfeder ihres Kampfes für politische Freiheit und der materielle Reiz ihrer Berufung an die ewigen Menschenrechte war. Er wußte, daß die Sucht nach eigenem Gewinn jeder Art ein einträchtiges Zusammenwirken und eine für England verderbliche Aeußerung des Gemeingeistes so gut wie unmöglich machte. Den Congress, seinen Herrn, der das Wachsthum der Militärmacht fürchtete, konnte er nur mit Mühe zur Beseitigung des Systems der kurzen Verpflichtung für den Kriegsdienst bewegen. Ein Theil der Congressmitglieder war noch für Versöhnung mit dem Kelsen Georg III., Einige dachten sogar an den verkommenen Stuart in Florenz. Andere hörten auf die Generale, die gegen Washington intriguirten, auf ihre angebliche militärische Ueberlegenheit stolz waren und den Oberfeldherrn stürzen wollten. Gegenüber diesen Frictionen, die ihn von allen Seiten her belästigten, bewahrte der Gründer der Union den inneren Gleichmuth, zu dem er seine ursprünglich stürmische und erregbare Natur schon frühe vor der Berufung zu seiner großen Laufbahn gestimmt hatte. Unbeirrt durch jene Reibungen, auch durch die Geringsfügigkeit seiner militärischen Werkzeuge, behielt er sein Ziel im Auge und verstand es, Zweck und Mittel so zu combiniren, daß er gegen innere und auswärtige Feinde das Feld behauptete. Gefahren konnten seine Heiterkeit und selbstgewisse Ruhe nicht stören, wie ließ er sich zur Eifersucht gegen die Verdienste seiner Generale herab, in seinen fast täglichen Verhandlungen mit dem Congress wies er jeden Schein der Ueberlegenheit: — das innere Feuer seiner Natur war so gehändigt, daß es ihm als sicherer Antrieb für Calcul und Ausführung diente, ohne in selbstwillige Flammen auszubrechen.

Ein Paar mal bringen die Privatbriefe an seine Freunde Geständnisse über den Druck, mit dem die Ungunst der Verhältnisse auf ihm lastet. So schreibt er einmal: „ich bin durch den Rückgang der Dinge zu Tode ermattet,“ nie läßt er jedoch ein Wort fallen, welches als Ausdruck der Verzweiflung an seiner Sache gedeutet werden könnte. Er bedauert zwar einmal, daß er seinen Posten angenommen habe, aber keine Stockung der Dinge, kein Anlauf seiner Widersacher und Rivalen hat ihn dazu bringen können, mit der Ankündigung, daß er nöthigenfalls zurücktreten werde, seine Widersacher und zugleich die Nation zu erschrecken.

Der geneigte Leser wird es nicht unwillig aufnehmen, daß der Unterzeichnete in einem Aufsatz, der von den Mäusen der Bismarck'schen Aera handelt, an einen Reichstifter erinnert, der zugleich als militärischer Oberbefehlshaber und als Staatsmann das vollkommenste Uebermaaß der inneren Stimmung der Welt gezeigt hat. Gleichmaaß, Wohlgestimmtheit, Gerechtigkeit sind die Güter, die den Mäusen inwohnen und von ihnen an ihre Günstlinge vertheilt werden. Es kommt hier nicht darauf an, ob die Amerikaner die Wohlgestimmtheit ihres Reichsgründers auch in Werken der Poesie und Litteratur wiedergegeben haben; uns genügt zunächst vielmehr die Thatsache, daß ihr Staatskörper noch heute vom Geiste ihres Washington lebt. Wir sind auch fern davon, bei den Deutschen der jetzigen Aera nach Meisterwerken des Geschmacks und der künstlerischen Erfindung zu suchen, und haben es nur mit der Frage zu thun, ob sie ihr Gelübde vom Jahr 1870, dem von ihnen bewunderten Meister durch die Suprematie im Fache der Kunst Ehre zu machen, erfüllt haben und bei der Unsicherheit der Situation erfüllen konnten.

Einmal, als die chronische Krankheit des Parlamentsleibs wieder in ein hitziges Fieber umgeschlagen war, theilte der Meister einem Kreise von Gläubigen, wie Ludwig Bambergert nach dem Bericht eines Chrenzeugen (in der

sein damaliger Entschluß, die ministerielle und parlamentarische Bühne zu verlassen, auf das Publicum wirkte. Er und der Rumor der Russen auf die Donau waren in der kampfhaften Begeisterung für die Sängerin vergessen und das Wirren einer plötzlich erschienenen Fremden ließ die Krisen des einheimischen Imperialismus und die Ankündigung des Czaren, daß er Europa aus eigener Vollmacht „retten“ werde, zu hüchtigen Nebelbildern erblasen. Ein Jahr darauf, als die Sängerin (am 30 März 1878) als Violetta der Verdischen Oper wiederaustrat und ein mattes und farbloses Bild aufstellte, mußte das Publicum seinerseits wieder eingestehen, wie oberflächlich der Genuß war, von dem es sich vor Monaten hatte berauschen lassen. Das cäsarische Publikum ist ein Blatterwesen, welches gierig nach dem Reiz des Augenblickes greift, gleichviel, ob der Zufall ihm eine Valastintrigue, Parlamentsdebatte oder einen Virtuosen zur Unterhaltung hinwirft, und eben so schnell, wie es zugriff, wendet es sich von der Neuigkeit des Moments wieder ab, um einer anderen Ueberraschung zu harren. Einer dauernden Beschäftigung ist es nicht mehr gewachsen; es geht ihm wie seinen Parlamentariern, die trotz aller Kanzler-Krisen die politische Frage derselben noch nicht ernstlich ins Auge gefaßt haben und noch immer ohne staatsrechtlichen Compaß von den Stürmen derselben hin und her geschaukelt werden.

Es giebt noch einlges Phlegma mitten in dem Blattern des cäsarischen Bürgerthums, — etwas Dauerndes in seinem oberflächlichen Wechsel. Das ist seine Gemüthslosigkeit und biedere Selbstzufriedenheit. Die Kunst versucht es auch, bei dieser Genügsamkeit mit anzuklopfen. Neben Klaffs und Rubinsteins Sensationsstücke hat z. B. G. Kreischer mit seiner großen Oper, den „Hollungern“ dem Bürgerthum ans Herz gegriffen und sein fabrikmäßiges Gemeingut, dem er keinen individuellen Zug mitzutheilen vermochte, mit Echören ausgestattet, deren Gang und Melodiegehalt sich nicht über den Liederhaß der heutigen Gesangsvereine erhebt. Allein diese Vereine sind in ihrem Repertoire, dessen störende und zerhackte Reizen sich zu dem Fluß der ältern deutschen Lieder eben so verhalten, wie Seibel's Bismarckgesänge zu den Versen eines Uß, schon so reichlich versorgt, daß sie der Hollungerschöre nicht mehr bedürfen.

Die heutige deutsch-nationale Malerei bewegt sich in demselben Gegensatz des Gesuchten und Platten. Auf der einen Seite die forcierte Gräßlichkeit, auf der anderen das Gewöhnliche. Dort steht Gabriel Max, der Maler jenes wollüstigen Abgels, mit dem ein junger Römer vor der gekreuzigten Christin einen Rosenkranz niederlegt, der Wasserleichen und Sargleichen, des Christuskopfs mit den beweglichen Augenlidern und nun des Greichen mit dem abgeschlagenen und lose wieder aufgesetzten Kopf, — einem Bilde, wie sich Julius Leising (in der „Nationalzeitung“ vom 9. December 1877) ausdrückt, „von schwacher Mittelmäßigkeit und plumpem Raffinement.“

In dem Gewöhnlichen der anderen Seite hat der Berichterstatler derselben Zeitung über die Kunstausstellung des Jahres 1877, R. Frenzel, das nicht weniger Gesuchte sehr verkannt. Ein materielles, kirchlich-politisches Interesse hat ihm die Augen zugehalten. Die neben einer ganzen Reihe von Darstellungen der Familientrauer, Begräbniß-, Todes- und Krankheits-Scenen, immer noch ansehnliche Anzahl von Bildern, welche das Lesen der Bibel und kirchliche Motive zum Gegenstand haben, benutzte er zu einer geharnischten Ansprache an Geistliche und Kirchenoberen. Hier, ruft er den „Kurzichtigen und Augberzigen“ zu, wenn sie über wachsenden Unglauben klagen wollen, — hier liegt die Antwort.

Aber erstlich ist die Mehrzahl jener „ernsten“ Bilder eine sehr verdächtige Wiederholung der Düsselborfer Kranernden und kein günstiges Zeichen für eine Aera, die mit ihren Kanzler-Krisen, parlamentarischen Zerwürfissen und Nothzuständen keinen lebendigen Funken im Herzen des Volks hat erwecken können. Und sodann ist die Gesuchtheit und Eintörmigkeit dieser Bilder nicht die Ant-

wort, sondern nur das entsprechende Gegenstück zu der kalten Künstlichkeit, mit welcher Geistliche, Consilikarien, Oberkirchenrath und Generallandtage den herabgekommenen Glauben in Ansprachen und Erlassen wieder herstellen wollen.

Indessen haben die schönen Bemerkungen Julius Klingsings über die Proben, welche die französischen Maler, bei Gelegenheit der jetzigen Weltausstellung in der leidenschaftlichen Erfassung der Historie von der Hölle ihres Muths und ihrer Phantasie abgelegt haben, dem genannten Berichterstatter die Augen geöffnet. So findet er nun auf der gegenwärtigen Berliner Ausstellung die Worte desselben Klingsing über den eingengten Gesichtskreis der deutschen Maler bestätigt und klagt darüber, daß in dem Mittelgut ihrer Waare sich auch nicht „eine Spur von unserem Leben“ regt. Aber unser Leben? Was können oder dürfen die Maler aus demselben nehmen? Er selbst kommt ihnen mit dem Vorschlag eines Eisenbahnunfalls, eines Zusammenstoßes zweier Schiffe entgegen. Aber welche parlamentarische Fraktion soll ihnen bei letzterem Sujet als Hüter und Vormund dienen? Ja, wenn er noch einen modernen Gallois für unsere „Disferten“ des Kriegs und Friedens herverzaubern könnte!

Unsere Künstler können aus ihrer und der allgemeinen Gedrücktheit nicht heraus. So hat Felix Jahn sein am 23. October 1876 zur Auführung gekommenes Drama „Deutsche Treue“ sehr richtig ein vaterländisches Schauspiel genannt, an welchem allerdings die Aemter des neuen Patriotismus (Mommien und Dubois-Reymond) ihre Freude haben müssen. A. Grenzel hat es dagegen mit rühmlicher Gerechtigkeit geschildert. Er nennt es ein patriotisches Tendenzstück, die Charaktermasken der auftretenden Böhmern, Ungarn und Franzosen Nachbildungen der bekannten Schablone, das Ganze als Loblied auf die deutsche Treue, die sich nicht einmal in besonderen Thaten äußert, eine patriotische Selbstüberhebung. Das Selbstbewußtsein dieser Treue sprengt sich in Ermahnungen und Redebildungen, die nicht verfehlen, ihre Tapferkeit gegen die Kirche und französische Greuelprederei zu bewähren. Der eine der Helden, Heinrich I., als vom Volke erwählter König der Deutschen ist ganz nach Ebbels bekanntem Ideal gezeichnet und bringt keinen Gegner, Arnulf von Bayern, durch die Niederkeit des Vertrages zur Anerkennung der Volkstimme. Wir fühlen uns, nach A. Grenzels treffendem Ausdruck, unter dem Thun und Treiben unserer Vorfahren vom Jahr 920 so heimisch wie in einem Bezirksverein unserer Lage und ihre Keden machen auf uns den Eindruck eines modernen Zeitartikels; Arnulf ist in seinem anfänglichen Widerstand der Mann der bayrisch-patriotischen, Heinrich als Sieger derjenige der norddeutschen Zeitungen.

Das neben Neugleiten ähnlicher Art, in denen, wie in Wolfgang Müllers „In Bann und Aht“, ein braver, redseliger Pfaffenfeind nicht fehlen darf, das Theaterpublikum ergreift, packt, auch wohl soltert, aber doch lebhaft beschäftigt, ist französischen Ursprungs. Die Gelübde des Juli 1870, die freiesten Verprechungen, dem welken Wesen zu entsagen und acht deutsche Werke zu schaffen, waren bald vergessen. Berlin nahm zu an Häusern und Straßen und streckte sich sogar zu neuen Vierteln aus, aber es blieb weit hinter dem Leben und der inneren Größe einer Weltstadt zurück. Es ward nicht einmal das Centrum Deutschlands und den Hauptstamm seiner neuen Bevölkerung lieferten die slavischen Distrikte Niederschlesiens und der Provinz Posen. Das aus Ziegelsteinen hergestellte und mit Gipsstudatur ausgeschmückte Palmyra des Nordens eignete sich in den letzten Jahren, auch mit Hilfe der gemeinsamen Noth, diesen Zuzug sehr bald an, konnte aber bei dieser Assimilation sich einer zunehmenden Slavisirung und Herabstimmung seiner Seelenkräfte, Wünsche und Vergnügungen nicht entziehen.

Die kleinen Theater und deren zahlreiche Vorschulen und Vorhallen, von den großen Schaukaleen an bis zu den musikalischen Unterhaltungen der Keller Räume waren die Stätten, in denen diese Herabstimmung des Berliner Geistes ihr niedrigstes Niveau erreichte. Die „Nationalzeitung“ hat für spätere Ge-

genehmen Eindruck hatte, daß ich in ihm einen Mann von Geist sehe, mit dem zu verkehren angenehm war und daß ich ein intelligenter und bereitwilliger Förderer von Verhandlungen war. Schon deshalb nicht die Rede, weil ich in unseren Unterredungen wenig zu Worte kam (Feierlichkeit), er trug die Kosten der Unterhaltung allein, aber er trug sie in angenehmer und lebenswüchsiger Weise, und Jeder, der ihn kannte, wird mir in dieser Schilderung Recht geben. Er war nicht der Mann, mit dem bestimmte Ermahnungen über das so ut des abgepflogen werden konnten, aber ich behaupte, daß seine politische Einstellung und die mirinige mir nicht gestatteten, viel mit ihm zu verkehren und ich würde mich freuen, einen ähnlichen Mann von dieser Begabung und geistreichen Natur als Gutsnachbar zu finden (Feierlichkeit). Wenn dieser Mann durch seinen Geist und seine Bedeutung mich anzog, so ist es ja doch meine Pflicht als Minister, mich über die Elemente, mit denen ich es zu thun habe, zu informieren, und ich würde in Folge dessen auch, wenn der Kdg. Bebel den Wunsch hätte, sich Abends mit mir zu unterhalten, ihm nicht ausweichen; ich würde daran vielleicht die Forderung knüpfen, daß ich endlich auch erfuhr, was der Kdg. Bebel und seine Anhänger sich den Zukunftsstaat, auf den sie uns durch Niederzucken alles dessen, was besteht, was uns theuer ist und schupst, vorbereiten wollen, eigentlich denken. Es ist das außerordentlich schwierig, so lange wir darüber fast in demselben Dunkel tappen, wie die gewöhnlichen Redner bei den Reden in socialdemokratischen Versammlungen, sie wissen auch nichts, es wird ihnen versprochen, es werde besser werden bei wenig Arbeit und viel Geld — woher das kommt, sagt kein Mensch, namentlich woher es auf der Laune kommt, wenn die Theilung, die Beraubung der Besitzenden geschieht, denn dann wird der Arbeitsame und Sparame wieder reich werden und der Fauls und Angerschulte wieder arm, und wenn das nicht ist, wenn Jedem das Seinige zugewiesen werden soll, strebt man eine justizhausmäßige Existenz an, wo keiner seinen Beruf und seine Lebensweise hat, sondern wo ein Jeder unter dem Zwang der Ruffeder steht. Im Justizhaus ist fast wenigstens ein Mann zur Kontrolle, das ist ein schickbarer Beamter, aber den man sich beschweren kann, aber was werden dann die Ruffeder sein bei diesem so geordneten Justizhaus? Das werden die Redner sein, die durch ihre Perfidionstriebe die große Masse, die Majorität der Stimmen für sich gewinnen, gegen die wird kein Appell sein, das werden die erdornungslosigen Tyrannen und Räuber der Tyrannen sein, die je gefunden wurden. Ich glaube, Jeder wird, wenn er sich dieses Ideal ausmalt, was wir so durch die Lippen zu erläutern trugen, abgesehen werden, denn offen hat noch keiner der Herren ein Programm geben können, sonst sie mit einem Programme auftreten, wie sie sich die Zukunft gedacht denken, so leicht sie jeder einsichtige Arbeiter aus, und dem wollen sie sich nicht ausliegen. Also das hat mich nicht abgehalten, für die persönlichen Bestrebungen, die damals noch meines Wissens den Hauptzügen in der Socialdemokratie bildeten, für die Verbesserung des Lage der arbeitenden Klassen ein warmes Herz und ein offenes Ohr zu haben, und auch noch mit Kaffalle darüber mittheilte, war ja anregend und lehrreich, denn er wußte viel und hatte viel gelernt, das möchte ich nur den Herren, die keine Nachfolger werden wollen, immer empfehlen. Zu Grischichte mit dem bayrischen Orlando ist nur eine von den Berperungen, die so aussehen, als wüßte man ganz genau, was passiert ist. Er ist noch der ganzen Einrichtung meines Hauses unangenehm, denn ein Orlando wird mir unter keinen Umständen gemeldet, mag Jemand bei mir sein oder nicht. Der Orlando fragt an, ob ich ihm eine Stunde geben kann, und zu der Stunde muß ich ihn empfangen, da kann kein Kaffalle mich abhalten. Also daß dieser Orlando einer in partibus infidelium ist (Feierlichkeit), darüber kann Jeder meine Fierigkeit vernehmen. Unsere Unterhaltungen drehten sich ja gewiß auch um das allgemeine Wahlrecht; aber auf einen so unachseuerlichen Gedanken, daselbe durch Cetroirung einzuführen, bin ich in meinem Leben nicht gekommen. Ich habe es mit einem gewissen Eiderstreben als Frankfurt's Tradition acceptirt. In den damaligen Revolutionen mit den Gewern des Reiches war die Rarte einmal ausgesprochen, wir haben sie als auf dem Rücken liegende Finsterlassenschaft gefunden. Eine letzte Ueberzeugung von ihrer Lertung habe ich damals schwer gehabt, wenigstens nur nach der Richtung, daß im Kampfe dieses populäre Mittel benutzt wurde. Eine Ueberzeugung über die Lertung ist nicht leicht zu gewinnen, obgleich wir eine langjährige Probe verchiedener Systeme neben einander haben. Wir haben ja einen Reichstag nach allgemeinem Stimmrecht, ein anderes System für den preussischen Landtag. Beide von Ihnen sind ja Mitglieder beider Versammlungen. Sie können sich einigermaßen ein Urtheil über beide Systeme bilden und sagen, was Ihnen besser gefällt. Ich will lieber, wird der Eine sagen, mit dem Reichstage ver-



ben, in Lagern und Magazinen. Das Alles ließ sich nicht machen innerhalb einer Sphäre, die die Arbeiter übersehen konnten. Es kann auch vielleicht daran liegen — und dann wäre die Sache eine dauernde Unmöglichkeit — daß den deutschen Arbeitern das Maß von Vertrauen zu einander und zu hoher Verschölen und von Wohlwollen unter einander nicht eigenthümlich ist, wie wir es in den englischen Associationen kennen. Aber wie man mir daraus einen Vorwurf machen kann, daß ich mit Geldern, die nicht Staatsmittel waren, sondern die E. Maykät aus Privatmitteln dazu geschenkt hatte, einen solchen Versuch machte, kann ich nicht verstehen, und daß man daran einen gewissen Anstoß macht, als wenn es eine Schlichtigkeit von mir gemeint wäre, daß ich als Minister das angethan hätte. Die Schlichtigkeit kann doch nur in der Thatigkeit gefunden werden, daß ich die Versuche nicht fortgesetzt hätte. Vergleichen ist doch wohl mit auf der Heiterkeit der Zuhörer berechnet, daß mehrere Minister diese schlichten Schandwaaren zu den theuren Betten haben nehmen müssen. Hier sitzen auch mehrere Minister und deutschen Traditionen wurden sich doch in den Purrenz fortsetzen, wo es geblieben ist und wozu sie es verwendet haben. Das sind doch Dinge, die in einer ersten Versammlung, wie dieser, nicht zu erzählen sind. Was nun weiter erzählt wird: noch Kasseke hat Dr. Tammer ein, — das sind mir ganz unbekannte Namen. Ebenfalls muß ich zu meiner Schande anerkennen, daß ich nicht weiß, wer Frigide ist (Heiterkeit), während hier gesagt wird, daß Frigide aber alle diese Verhandlungen an den Fürsten Promard berichtet habe. Ja, das hat wieder Einer Herrn Bedel vorgelesen, ich weiß nicht wer, vielleicht Herr Frigide selbst. Ich weiß nicht, wer Frigide ist. (Auf: Abgeordneter.) Dann bitte ich sehr um Verzeihung, dann ist es ja nicht möglich, ein Abgeordneter kann ja so etwas nicht thun. Ich möchte doch Herrn Frigide bitten, Zeugnis darüber abzugeben, ob er jemals einen Bericht geschrieben hat, ob er ein Zeugnis darüber hat, daß ich einen Bericht von ihm gelesen habe, und ob er wirklich etwas für mich hat thun anstehen müssen. Wenn er antwortend ist, so ist ja der Zustand gleich zur Hand, warum sollte er nicht für Herrn Bedel aufstehen, wenn er bereit ist, darauf einen Eid zu leisten. Ich werde dann vielleicht die Möglichkeit haben, die Sache bis dahin zu treiben. Wenn er ein Abgeordneter ist, so bitte ich tausendmal um Verzeihung, wenn ich Bedenken geäußert habe, das war mir ganz entgangen. Es wäre wirklich interessant zu erfahren, wie Herrn Bedel diese Geschichte aufgebunden hat. (Am Schluß der Sitzung bemerkt persönlich Abg. Bedel: Von Frigide habe er gestern nicht gesagt, daß derselbe an den Reichstagsrat über socialdemokratische Verhandlungen berichtet habe, sondern daß Tammer ihn aufgefordert habe, er solle an Promard berichten. — Abg. Frigide bemerkt, daß er die ihm durch den Reichstagsrat zugesagte Erklärung wieder aufhebe, seitdem er erfahren habe, daß der Reichstagsrat durch einen Druckfehler im Zeitungsberichte zu seiner irrthümlichen Auffassung der betreffenden Stelle in Bedels gestriger Rede veranlaßt worden sei.) Daß ich Herrn Wagener nach Gernach geschickt habe, um mir über die dortigen Verhandlungen Bericht zu erstatten, war einfach meine Pflicht, und der Geh. Rath Wagener war für diese Sachen ein durchaus sachkundiger Mann. Daß er seinen damaligen Secretär Rudolph Meyer mitgenommen hat, habe ich nicht gewußt, es ist dies, so viel ich weiß, derselbe H. Meyer, der bei der Reichstagswahl beschäftigt gewesen ist, mit dem ich einen Vertrag gehabt habe, der mir durch das Wohlwollen der Berichte so unangenehm wie möglich gemacht wurde (Heiterkeit) und von dem ich nur vermuthet habe, daß ich irgend einer Gemeinschaft mit ihm angefaßt werden sollte. Ich höre durch alles dieses auch die letzten Reichstagsdienstage noch durchleben. Ich komme nun zu der Frage zurück, wann und warum ich diese Bemühungen aufgegeben habe. Es kommt dies von dem Augenblicke her, wo in verkommenem Reichstagsrat — mein Gedächtniß verläßt mich da, wie bei Frigide — ich weiß nicht, was es der Abgeordnete Bedel oder Liebschütz, im politischen Appell der französischen Kommune als ein Beispiel von politischer Weisheit hinstellte und sich offen zu dem Evangelium derer Röderer und Norddeutlicher bekannte. Von diesem Augenblicke an habe ich die Macht der Ueberzeugung empfunden — ich habe mich wegen Krankheit und Krieg nicht um diese Dinge bekümmert — aber dies war ein Lichtstrahl, der mir plötzlich die Sache erhellte. Seitdem habe ich in diesen Elementen einen Feind bekämpft, gegen den der Staat und die Gesellschaft sich im Stande der Nothwehr befindet. In dieser Beziehung von mir gemachten Versuche sind ja noch in der Erinnerung des Reichstages. Sie wissen ja, ich bin damit nicht durchgekommen, ich habe viel Vorwürfe darüber hören müssen, aber es hat an den Versuchen nicht gefehlt. Ich glaube auch nicht an die

sein damaliger Entschluß, die ministerielle und parlamentarische Bühne zu verlassen, auf das Publicum wirkte. Er und der Anmarsch der Russen auf die Donau waren in der frampfhaften Begeisterung für die Sängerin vergessen und das Gurren einer plötzlich erschienenen Fremden ließ die Krisen des einheimischen Imperialismus und die Ankündigung des Czaren, daß er Europa aus eigener Vollmacht „retten“ werde, zu flüchtigen Nebelbildern erblaffen. Ein Jahr darauf, als die Sängerin (am 30 März 1878) als Violetta der Verdischen Oper wiederaustrat und ein mattes und farbloses Bild aufstellte, mußte das Publicum seinerseits wieder eingestehen, wie oberflächlich der Genuß war, von dem es sich vor Monaten hatte berauschen lassen. Das cäsarische Publicum ist ein Flatterwesen, welches gierig nach dem Reiz des Augenblickes greift, gleichviel, ob der Zufall ihm eine Palastintrigue, Parlamentsdebatte oder einen Virtuosen zur Unterhaltung hinwirft, und eben so schnell, wie es zugriff, wendet es sich von der Neuigkeit des Moments wieder ab, um einer anderen Ueber- raschung zu harren. Einer dauernden Beschäftigung ist es nicht mehr gewachsen; es geht ihm wie seinen Parlamentariern, die trotz aller Kanzler-Krisen die politische Frage derselben noch nicht ernstlich ins Auge gefaßt haben und noch immer ohne staatsrechtlichen Compaß von den Stürmen derselben hin und her geschaukelt werden.

Es giebt noch einiges Phlegma mitten in dem Flattern des cäsarischen Bürgerthums, — etwas Dauerndes in seinem oberflächlichen Wechsel. Das ist seine Gemüthslosigkeit und biedere Selbstzufriedenheit. Die Kunst versucht es auch, bei dieser Genügsamkeit mit anzuklopfen. Neben Raffs und Rubinstein's Eentationsstudien hat z. B. G. Kretschmer mit seiner großen Oper, den „Kollungen“ dem Bürgerthum ans Herz gegriffen und sein fabrikmäßiges Gometengut, dem er seinen individuellen Zug mitzutheilen vermochte, mit Chören ausgestattet, deren Gang und Melodiegehalt sich nicht über den Niederschlag der heutigen Gesangsvereine erhebt. Allein diese Vereine sind in ihrem Repertoire, dessen flodende und zerhackte Reisen sich zu dem Fluß der ältern deutschen Lieder eben so verhalten, wie Geibel's Bismarcksgesänge zu den Versen eines Uj, schon so reichlich versorgt, daß sie der Kollungenchöre nicht mehr bedürfen.

Die heutige deutsch-nationale Malerei bewegt sich in demselben Gegensatz des Gesuchten und Platten. Auf der einen Seite die forcirte Gräßlichkeit, auf der anderen das Gewöhnliche. Dort steht Gabriel Max, der Maler jenes wellüftigen Aihels, mit dem ein junger Römer vor der gekreuzigten Christin einen Rosenkranz niederlegt, der Wasserleichen und Sargleichen, des Christuskorbs mit den beweglichen Augenlidern und nun des Gretchen mit dem abgeschlagenen und lose wieder aufgesetzten Kopf, — einem Bilde, wie sich Julius Ketting (in der „Nationalzeitung“ vom 9. December 1877) ausdrückt, „von schwacher Mittelmäßigkeit und plumpem Raffinement.“

In dem Gewöhnlichen der anderen Seite hat der Berichterstatler derselben Zeitung über die Kunstausstellung des Jahres 1877, A. Grenzel, das nicht weniger Gesuchte sehr verkannt. Ein materielles, kirchlich-politisches Interesse hat ihm die Augen zugehalten. Die neben einer ganzen Reihe von Darstellungen der Familientrauer, Begräbniß-, Todes- und Krankheits-Scenen, immer noch ansehnliche Anzahl von Bildern, welche das Lesen der Bibel und kirchliche Motive zum Gegenstand haben, benutzte er zu einer geharnischten Ansprache an Geistliche und Kirchenobern. Hier, ruft er den „Kurzsichtigen und Engberzigen“ zu, wenn sie über wachsenden Unglauben klagen wollen, — hier liegt die Antwort.

Aber erstlich ist die Mehrzahl jener „ernsten“ Bilder eine sehr verdächtige Wiederholung der Düsseldorfer Trauernden und kein günstiges Zeichen für eine Aera, die mit ihren Kanzler-Krisen, parlamentarischen Zerwürfissen und Nothzuständen keinen lebendigen Funken im Herzen des Volks hat erwecken können. Und sodann ist die Gesuchtheit und Einörmigkeit dieser Bilder nicht die Ant-

wort, sondern nur das entsprechende Gegenstück zu der kalten Künstlichkeit, mit welcher Geistliche, Consistorien, Oberkirchenrath und Generalsynode den herabgekommenen Glauben in Ansprachen und Erlassen wieder herstellen wollen.

Indessen haben die schönen Bemerkungen Julius Klings in der Preben, welche die französischen Maler, bei Gelegenheit der jetzigen Weltausstellung in der leidenschaftlichen Verfassung der Historie von der Hölle ihres Muths und ihrer Phantasie abgelegt haben, dem genannten Berichterstatter die Augen geöffnet. So findet er nun auf der gegenwärtigen Berliner Ausstellung die Worte desselben Klings über den eingeengten Gesichtskreis der deutschen Maler bestätigt und klagt darüber, daß in dem Mittelgut ihrer Waare sich auch nicht „eine Spur von unserem Leben“ regt. Aber unser Leben? Was können oder dürfen die Maler aus demselben nehmen? Er selbst kommt ihnen mit dem Vorschlag eines Eisenbahnunfalls, eines Zusammenstoßes zweier Schiffe entgegen. Aber welche parlamentarische Fraktion soll ihnen bei letzterem Exjet als Hüter und Vormund dienen? Ja, wenn er noch einen modernen Gallot für unsere „Disseren“ des Kriegs und Friedens herverzaubern könnte!

Unsere Künstler können aus ihrer und der allgemeinen Gedrücktheit nicht heraus. So hat Felix Dahn sein am 28. October 1876 zur Auführung gekommenes Drama „Deutsche Treue“ sehr richtig ein vaterländisches Schauspiel genannt, an welchem allerdings die Aemter des neuen Patriotismus (Nommien und Dubois-Meymont) ihre Freude haben müssen. A. Grenzel hat es dagegen mit rühmlicher Gerechtigkeit geschildert. Er nennt es ein patriotisches Tendenzstück, die Charaktermasken der auftretenden Böhmen, Ungarn und Franzosen Nachbildungen der bekannten Schablone, das Ganze als Vorbild auf die deutsche Treue, die sich nicht einmal in besonderen Thaten äußert, eine patriotische Selbstüberhebung. Das Selbstbewußtsein dieser Treue sprenkt sich in Ermahnungen und Redrücken, die nicht verschleu, ihre Tapferkeit gegen die Kirche und französische Prok'recherei zu bewahren. Der eine der Helden, Heinrich L., als vom Volke erwählter König der Deutschen ist ganz nach Ebbels bekanntem Ideal gezeichnet und bringt seinen Gegner, Arnulf von Bayern, durch die Niederkeit des Vortrags zur Anerkennung der Volkstimme. Wir fühlen uns, nach A. Grenzels treffendem Ausdruck, unter dem Thun und Treiben unserer Vorfahren vom Jahr 920 so heimisch wie in einem Bezirksverein unserer Tage und ihre Reden machen auf uns den Eindruck eines modernen Zeitartikels; Arnulf ist in seinem anfänglichen Widerstand der Mann der bairisch-patriotischen, Heinrich als Sieger derjenige der norddeutschen Zeitungen.

Was neben Neugkeiten ähnlicher Art, in denen, wie in Wolfgang Müllers „In Bonn und Aht“, ein braver, redseliger Pfaffenfeind nicht fehlen darf, das Theaterpublikum ergreift, packt, auch wohl soltert, aber doch lebhaft beschäftigt, ist französischen Ursprungs. Die Gelübde des Juli 1870, die feierlichsten Versprechungen, dem weltlichen Wesen zu entsagen und acht deutsche Werke zu schaffen, waren bald vergessen. Berlin nahm zu an Häusern und Straßen und streckte sich sogar zu neuen Vierteln aus, aber es blieb weit hinter dem Leben und der inneren Größe einer Weltstadt zurück. Es ward nicht einmal das Centrum Deutschlands und den Hauptstamm seiner neuen Bevölkerung lieferten die slavischen Distrikte Nieder-Schlesiens und der Provinz Posen. Das aus Ziegeln und Mauerwerk hergestellte und mit Gipsstudatur ausgeschmückte Palmyra des Nordens eignete sich in den letzten Jahren, auch mit Hilfe der gemeinsamen Noth, diesen Zug sehr bald an, konnte aber bei dieser Assimilation sich einer zunehmenden Elavisirung und Herabstimmung seiner Seelenkräfte, Wünsche und Vergnügungen nicht entziehen.

Die kleinen Theater und deren zahlreiche Vorschulen und Vorhallen, von den großen Schauspielern an bis zu den arbeitslosen Unterhaltungen der Keller Räume waren die Stätten, in denen diese Herabstimmung des Berliner Geistes ihr niedrigstes Niveau erreichte. Die „Nationalzeitung“ hat für spätere Ge-

können". Ich antwortete darauf einfach: „Lassalle war kein Monarchist, aber darin haben der Herr Reichskanzler jedenfalls Recht, daß wir Republikaner sind." Und dafür nun, daß ich die Meinung des Herrn Fürsten Bismarck und seines früheren Mitarbeiters Legibi bestätige, dafür werde ich zur Ordnung gerufen? Wenn dem so ist, meine Herren, so rathe ich Ihnen, nehmen Sie doch einfach unsere Geschäftsordnung an Stelle des Socialistengesetzes an; sie wird jedenfalls noch wirksamer sein. (Weiterkeit.)

Meine Herren! Es wird mir nicht einfallen, Ihre Vorlage vom Rechtsstandpunkt aus zu prüfen. Noth kennt kein Gebot. Sie haben gesehen, wie die Zahl unserer Stimmen, die Zahl unserer Blätter, die Zahl unserer Leser in beständigem Wachsen begriffen ist. Sie fürchten, die steigende Fluth möchte die Interessen erreichen, zu deren Vertretung Sie sich berufen fühlen, und Sie wissen kein anderes Rettungsmittel mehr, als die Diktatur. (Widerspruch links.) Ich weiß wohl, meine Herren, Sie wollen die diktatorischen Bestimmungen aus dem Gesetze ausmerzen; aber Sie haben ja bereits gehört, daß alsdann die Vorlage für Jene werthlos wird, von denen sie ausgeht. Sie sind ja darüber belehrt worden, daß man uns nur durch Ausnahme-Maßregeln, d. h. eben durch Diktatur, beizukommen vermöge. Glauben Sie das wirklich? Nun, hören Sie! Weber in seiner jetzigen Form, in der kurzen Victorentunica, noch bekleidet mit dem Geseßlichleits-Mantelchen, das Sie ihm umhängen wollen, wird das Gesetz unserer Sache irgend etwas anhaben. Gegen eine solche Bewegung, meine Herren, wie die, deren Wellen uns in diesen Saal hereingeschleudert haben, ist auch der stärkste Damm widerstandlos, bleibt auch der geschickteste Deichhauptmann ohnmächtig. Sie können sich an uns abarbeiten, so viel Sie wollen, Sie werden höchstens unsere Märtyrer vermehren und damit unsere Anhänger. Das Geheimniß unseres Wachstums, meine Herren, liegt nicht in der persönlichen Thätigkeit Einzelner, wie muthig und opfervoll sie auch sei, sondern darin, daß wir eine Wurzel im Volke haben, daß wir eine nationale Partei sind. (Widerspruch auf beiden Seiten des Hauses. Rufe: „International!") Meine Herrn! Wir sind allerdings international (Aha!) und wir rühmen uns dessen, insofern wir den Einfluß, den heutzutage die Völker auf einander ausüben, anerkennen und ihm Rechnung tragen, insofern wir den Frieden zwischen den Völkern mehr gesichert wissen wollen, als dies heute der Fall ist, aber insofern als dies Bestreben gerade dem Interesse unserer eigenen Nation durchaus entspricht, insofern, meine Herren, sind wir eminent national. Nicht auf bloßer Rechtsphilosophie, meine Herren, nicht auf einem bloß abstrakten Prinzip beruht unsere Opposition gegen die jetzigen politischen und socialen Einrichtungen, oder wie Sie sagen, unsere Untergrabung derselben, sondern darauf, daß sie unserem Volke materiell schädlich sind. So haben wir, um ein Beispiel anzuführen, 1871 die Annexion nicht aus bloß prinzipiellen Gründen bekämpft, sondern wir machten geltend, daß die elsassische Industrie unseren sächsischen, bayrischen und rheinischen Fabriken eine erdrückende Concurrenz machen würde, daß uns die Haltung Frankreichs zu räumrenden Rüstungen zwingen und zum Bündniß mit Rußland führen werde, was

das Privateigentum eingreift, daß sie gerade es ist, welche einen ganz gewaltigen Angriff auf das Privateigentum in der unumstößlichen Weise unternimmt, und damit meines Erachtens denn doch wahrscheinlich für künftige Fälle ein recht bedenkliches Präzedenz schafft.

Bundschluß wird hier gelogt, daß alle Vereine, genossenschaftlichen Verbindungen und Kassen und alle Versicherungsgesellschaften, welche auf Untergrabung der bestehenden Staats- und Verfassungsaufsicht gerichtet wären, zu verbieten seien. Es ist bereits von dem Abgeordneten Reichensperger mehrfach hervorgehoben worden, in welcher Weise das Wort „Untergrabung“ ausgedeutet und ausgelegt werden könnte, und darüber kann wohl kaum der geringste Zweifel bestehen. Etwas genommen ist unsere ganz gegründete Staats- und Verfassungsaufsicht durch die Untergrabung einer Staats- und Verfassungsaufsicht erst möglich geworden. Jedes neue Gesetz, das wir machen, um ein anderes zu beseitigen, was nur dadurch möglich, daß wir im Fall der Untergrabung ermächtigt, daß das alte Gesetz andauernd sei, daß wir die Autorität dieses neuen beschreiben, „untergraben“. Wenn Sie also dieses „Untergraben“ als etwas Staatsgefährliches ansehen wollen, dann machen Sie damit allen und jeden Fortschritt mit einem Mal unmöglich, vorausgesetzt, daß Sie dies überhaupt könnten, was nach unserer Auffassung nicht möglich ist. Man wird nach dem Sinn des § 1 jede Bestimmung, die auf Änderung der bestehenden Staats- oder Verfassungsaufsicht abzielt, ohne Rücksicht auf Staatsgefährlichkeit „Untergrabung“ bezeichnen und betrachten können. Und ich meine, die Art und Weise, wie man heute die von Herrn von Helldorf so geschätzten Verwaltungsborgens in dem am Schluß seiner Rede von ihm erwähnten Kampf schon vorgenommen haben gegen die liberale Partei, was selbst der Abgeordnete Kautz es sich hat gefallen lassen müssen, als halber Sozialdemokrat erklärt zu werden und sich noch sagen lassen mußte, daß er von den Sozialdemokraten gewählt ist, — dies läßt uns unglaublich vermuten, was erst die Regierung und ihre Organe thun werden, wenn sie die in dem Gesetz verlangte Machtwortvollkommenheit erlangen.

Meine Herren, mit diesem Gesetz machen Sie alle und jede wissenschaftliche Unternehmung — Sie mögen das auch heute bestritten — unmöglich. Wo wollen Sie, wenn Sie von gemeingefährlichen Bestrebungen der Sozialdemokratie sprechen, die Grenze ziehen? Was ist denn Sozialdemokratie? Das ist im dem Sinne, wie es für Sie richtig wäre, gar nicht hier zu bestimmen, denn wenn auf unser Wahlprogramm hingewiesen ist, so werden Sie finden, daß in diesem Programm eine große Reihe von Forderungen sind, die vielleicht von der Mehrheit dieses Hauses bei in einem gewissen Grade gebilligt werden. Darunter könnte also jede Bestimmung, die darauf hinausgeht, die eine oder andere im Wahlprogramm angeführte Forderung zu unterlassen oder zu verwirklichen, als eine sozialdemokratische „Untergrabung“ der Staats- und Verfassungsaufsicht angesehen werden, namentlich, wenn die Mehrheit, um doch den anderen Volksorganen einigen Anhalt für ihr Verhalten zu geben, vielleicht auf den Gedanken käme, allen Volksorganen im deutschen Reich das Wahlprogramm im Voraus in die Hände zu legen, damit sie genau in jeder Vertretung wissen, was eigentlich die sozialdemokratischen, untergeordneten sozialdemokratischen Bestrebungen anzuwenden.

Bei Gelegenheit der Debatte über das Ausnahmengesetz in der letzten Session des Reichstags ist von verschiedenen Seiten in einem sehr verständigen Sinne von sozialdemokratischen Bestrebungen gesprochen worden. Es ist zum Beispiel vom Abgeordneten Dr. v. Helldorf ausgesprochen worden, daß die direkte proletarische Sozialismusbewegung eine communistische Forderung ist, daß die Forderung eines Normalarbeitstages und eines normalen Arbeitslohns, obwohl eine Forderung, wie die letztere von sozialistischer Seite gar nicht aufgestellt ist, und sie anzustellen auf keinen Fall, sozialistische Forderungen seien. Bei der vorherigen Debatte über die Gewerbeordnungsfrage, wo die Entwürfe aus den verschiedenen Fraktionen vorlagen, hat der Abgeordnete Dr. v. Helldorf in Bezug auf den Normalarbeitsvertrag eine ganz ähnliche Erklärung abgegeben. Und soll man nun dazu sagen, wenn derartige Forderungen, die heute in verschiedenen Staaten bereits erfüllt sind in der Schweiz, in Nordamerika, in gewissem Maße in England — als sozialistische bezeichnet werden. Wenn auch der Wille dieses Hauses solche Forderungen als rein sozialistische angesehen werden, obwohl sie es nicht sind, so werden sie von dem ersten deutschen Volksmannen erst recht als solche angesehen werden. In den uns feindlich gesonnenen Kreisen der Kaiserlich und der Presse geht aber der Begriff des Sozialismus sogar so weit, daß vollständig alle und jede Bestimmung, die auf eine Verbesserung

verfehen; wir werden Mittel und Wege auf hundertfache Weise finden, dennoch in die Massen, und zwar in die weitesten Kreise derselben einzudringen. Dabei haben wir bei einem so gespannten und aufregenden Zustande, wie ihn das Gesetz schafft, die Gewißheit, daß die Kruglerde schon allein bewirkt wird, daß diese sogenannten staatsgefährlichen Broschüren und Schriften massenhaft gelesen werden. Dieses Gesetz wird uns einen so ungeheuren Leserkreis schaffen, wie wir ihn jetzt und noch auf lange hinaus nicht hoffen können zu gewinnen. Ich erkläre Ihnen hier ohne Fiktion und Uebertreibung, daß, wenn wir jetzt bei einer socialdemokratischen Schrift ein oder zwei Jahre gebrauchen, um eine Auflage von 4-6000 Exemplaren abzusetzen, wir nach Einführung dieses Gesetzes auf Grund unserer Organisation, die Sie nicht perhorrescieren können — das ist unbedenklich, denn da müßten Sie die Verhältnisse und Fabriken perhorrescieren, die Eisenbahnen und die Post, und das ist zum Glück — eine bei weitem größere Zahl in weit kürzerer Zeit absetzen. Wenn bereits in den dreißiger und vierziger Jahren es nicht möglich war, die von der Censur verbotene Literatur niederzuhalten, wenn damals schon unabweisbar alle verbotenen Schriften viel zahlreicher, als wenn sie der Oeffentlichkeit unbeanstandet übergeben worden wären, verbreitet worden sind — wie erst heute, wo die persönlichen Verbindungen und Beziehungen in der Partei so außerordentlich ausgedehnte sind, wo wir an jedem Orte bis in die entferntesten Winkel Deutschlands Hunderte oder wenigstens Dutzende von Parteigenossen haben, auf die wir fest und unbedingt bauen können, wo wir Parteigenossen haben in Kreisen, von denen Sie es gar nicht ahnen, die der Polizei gar nicht bekannt sind, und wozu wir unsere Sendungen unter den verschiedensten Formen dirigieren können und zwar in einer Weise, daß, wenn Sie Ihre Polizei auch verdoppeln, dieselbe doch nicht im Stande ist, es zu verhindern. Wollte man aber ein so umfassendes Spionagesystem einführen, als nöthig wäre, um möglichst genau überall controliren zu können, so müßte man die Polizei vervielfachen, vervielfachen, ja vervielfachen, und es würden durch die enormen Kosten, welche dieses verursacht, die Steuern erheblich erhöht werden müssen. Es würde ferner auch dahin kommen, daß unter gesammtes öffentliches und privates Leben beunruhigt oder vergiftet, daß auch der ruhigste und friedlichste Bürger mit diesen Zuständen unzufrieden würde. Für uns unterliegt es keinem Zweifel, daß dies ganz unzweifelhaft der Erfolg dieses Gesetzes wird, und daß es schließlich der Socialdemokratie nur nützen kann — das ist unsere ausgesprochene Meinung.

(Verschiedenartige Zurufe.)

Meine Herren, Sie wollen vielleicht sagen: „ja, dann stimmt doch für das Gesetz!“

(Ja wohl! rechts.)

Meine Herren, wenn wir ein Unrecht, wie es hier begangen werden soll, gut heißen könnten, dann würden wir es vielleicht thun. Ich kann Ihnen bestimmt versichern, daß ich sehr tüchtige unserer Parteigenossen habe äußern hören: ich wünschte, das Gesetz ginge durch! Sie könnten uns gar nicht besser nützen als durch Annahme des Gesetzes, denn Tausende und aber Tausende, die heute noch keine Socialdemokraten sind, werden es dann sicher werden. Wir sind in wenigen Jahren stärker, als je zuvor.

(Sehr richtig!)

Doch ich will auf die Erörterung über die künftige Verbreitung unserer Literatur zurückkommen.

Meine Herren, ich versichere Ihnen, daß bei den zahlreichen Verbindungen, die wir haben, Verbindungen, die wir für die vorliegenden Zwecke mit Leichtigkeit vervielfachen und vervielfachen können, wir unsere Broschüren statt in Auflagen von 4000 und 6000, in Auflagen von 20,000 und 30,000, — und nicht in Jahren, sondern in Monaten absetzen werden. Wir werden ferner unter dem Vorwand der verbotenen Frucht einen Preis stellen können, der uns einen solchen Nutzen abwirft, daß die auf andere Weise und abgeschnittenen Agitationsmittel doppelt und dreifach eingebracht werden. Kurz, meine Herren, die Regierungen mögen machen, was sie wollen, sie können uns doch nicht ernsthaft an den Krügen abhauen. Können Sie es dreizehnmal verhindern, wenn im nächsten Winter im ganzen deutschen Reiche in tausenden und zehntausenden von Familien die Genossen in einer Korymben von drei, vier, fünf Mann — je nachdem — sich vereinigen, bald hier, bald dort im vertrauten Kreise zusammentreffen, Lesestunden im Familienkreise unterhalten, und dort die socialistischen Schriften lesen, sie discutiren u. s. w.? Können Sie, was Sie mit dem Gesetz aus der Socialdemokratie machen? Sie treiben die Socialdemokraten, ähnlich

aus der ersten Freiheit, durch die Verfolgung, die Sie ihnen zu Theil werden lassen, zum äußersten Limit, in Panatismus, und zu einer übermäßig religiösen Schwärmerei. Ihr Arbeitsvermögen, dessen Item Sie sicher, mit der höchsten Fähigkeit für ihre Nebenbegriffungen antreten, sie werden in Werkstätten, in Fabriken, in der Familie und im Haushalt, auf der Schindkahn, Sonntags auf Spaziergängen und an vielen anderen Orten, wo sie Niemand genau zu kontrolliren im Stande ist, zuzusammensammeln. Jeder wird seine zwei, drei, vielleicht auch zehn und mehr Prothoren in der Tasche mitzuführen, sie werden ihre Freunde und Bekannte auf dem Lande und in den entlegensten Theilen des Landes besuchen und ihnen diese Prothoren geben. Nach dieser Thätigkeit haben sie zu liegen und ihnen ganz sammtlich sein.

Und dann, meine Herren, unter Sie steht es mit der geistlichen und materiellen Seite dieses Vorgangs? Sie erklären hier ohne Weiteres, daß die Buchdruckereien, die zur Herstellung sozialistischer Schriften und Zeitungen dienen, mit Beschlag belegt und unterdrückt werden sollen. Sie wollen die Zeitungen unterdrücken, die Prothorenliteratur, die Betriebsweisheiten, die Zeitungsblätter u. s. w. Ja, meine Herren, haben Sie denn ungefähr eine Ahnung, was hier Sie damit in das ganze bürgerliche Gewerbe hineinbringen? Ich glaube nein! Zudem ich, meine Herren, Ihnen das noch etwas näher vorführen werden Sie zugleich die Erfahrung machen, daß die Socialdemokratie, trotz ihrer Opposition gegen die bürgerliche Gesellschaft, doch naturgemäß mit dem bürgerlichen Leben aufs Innigste verknüpft ist, daß die Socialdemokratie aus der bürgerlichen Gesellschaft selbst herausgewachsen ist und weiter aus ihr herausgewachsen wird, und daß Sie der Socialdemokratie nicht an den Hals können, ohne die härtesten und empfindlichsten Eindrücke in den bürgerlichen Eigenthümern und Gewerbestatthaltern herbeizuführen.

Wir Socialdemokraten haben in Teutoburg gegenwärtig ungefähr sechshundert Genossenschaftsdruckereien, außerdem besteht eine Buchdruckerei als Privatunternehmen, die sich sehr ausgiebig mit der Herstellung und Verbreitung sozialistischer Literatur, und was damit zusammenhängt, beschäftigt ist. Es giebt ferner einige Privatdruckereien in den Ländern und politisch freundschaftlicher Leute, die sozialistische Literatur gegen Bezahlung drucken, so z. B. in Treßden, Mannheim, Pforzheim u. s. w.

Meine Herren, nach den von mir angeführten Annahmen beträgt der jährliche Umlauf dieser 16 genossenschaftlichen Buchdruckereien rund über 800,000 Mark, um welche Summe Sie mit einem Schlags das deutsche Gewerbe und die deutsche Industrie schädigen würden. Es sind diese Unternehmungen, von denen hundert und adertausend von Einkünften abhängen. Es sind eben in diesen 16 Genossenschaftsdruckereien weit über 100 Personen als Arbeiter, Trucker und Expedienten beschäftigt. Es ist ferner eine große Anzahl von Retorten — einige aus, außerdem eine viel größere Zahl von Colporturen, die sich mit dem Vertrieb dieser Literatur und der Zeitungen betheiligen, darin beschäftigt. Ein großer Theil dieser Leute ist verheiratet, und wenn das vorliegende Gesetz in Wirklichkeit tritt und es ausdauert, wie ich nicht bezweifle, von Seiten der Regierungen mit der höchsten Energie in Anwendung kommt, so sind alle diese Menschen mit einem Schlags brodeln. Sie werden verdrängt werden bei der pronounceden Einstellung, die sie dem liberalen Bürgerthum gegenüber einnehmen, absolut keine Arbeit und Beschäftigung finden, denn man wird das schon bei Monaten langem Mittel der Ausdehnung, des Gewaltsamkeit der Ausdehnung gegen sie in Scene setzen. Und weiter: Von diesen Genossenschaften sind über 2000 Personen, Arbeiter und Kleinbäuer, als Mitglieder beitreten, zwischen haben im Vertrauen auf Ihre Güte, auf Grund unseres Genossenschaftsgesetzes, sich als Genossenschaft konstituire, sie haben ihre Ersparnisse, ihr kleines Vermögen dort angelegt und bekommen je nach Umständen so und so viel Prozent Ueberbieten oder Zinsen. Meine Herren, diese Genossenschaften werden nach Annahme des Gesetzes voraussichtlich fast vollständig mit einem Schlags bankrott! Es ist ziemlich leicht anzunehmen, daß in fast allen Fällen das vorhandene Vermögen nicht reichen wird, die Forderungen der Gläubiger zu decken, und zwar aus dem sehr einfachen Grunde, weil ein großer Theil des Eigenthums, soweit es in Prothoren, Bücher u. s. w. vorhanden ist, nach dem Gesetz zu beschlagnahmen und zu verwerten ist. Ferner wird ein Theil der Capitalien dieser Genossenschaften durch Einführung des Gesetzes zahlungsunfähig werden, z. B. Colporture und Buchhändler, so daß also nicht allein diese 2000 Mitglieder ihr angesammeltes Vermögen verlieren, sondern daß sie auf Grund unseres Genossenschaftsgesetzes, welches die Solidarität vorschreibt, auch noch mit ihrem Privatvermögen eintreten müssen und so höchst wahrscheinlich miß bettelarm werden.

beständige Pflicht — die Hindernisse vermindern, die Schranken, welche den Weg absperrten, niederwerfen, und provisorische Einrichtungen, welche uns dem Ziele näher bringen, begründen oder annehmen.

Meine Herren, kann in schärferer, deutlicherer Weise der Weg der naturgesetzlichen Entwicklung bezeichnet und den Arbeitern aller Länder Maßstab und Richtschnur ihrer Handlungen klarer vorgezeichnet werden, als es hier geschieht? Wird hier nicht die deutsche Socialdemokratie, weil sie diesen Weg wandelt, als nachahmungswürdiges Beispiel hingestellt? Empfiehlt man hier nicht, alle uns zu Gebote stehenden gesetzlichen Mittel zu benutzen, um allmählich das Ziel zu erreichen? Und heißt es nicht, das sei die Pflicht der lebenden Geschlechter? Man denkt also offenbar an eine lange Entwicklung, welche nötig sein wird, um die hemmenden Schranken zu beseitigen und die provisorischen Maßregeln zu erretten, die zum Ziele führen sollen. Und das Alles soll gemeingefährlich sein? Will man und aber einmal in dieser Weise wegen unserer politischen und sozialen Ueberzeugungen rechtlos und mundtobt machen, warum zieht man denn nicht die Konsequenzen und sagt: Gut, habt ihr keine Rechte im Staate, so habt ihr auch keine Pflichten mehr, ihr habt keine Steuern zu bezahlen, ihr braucht nicht Soldat zu werden. Das wäre die einfache und natürliche Konsequenz eines solchen Befehls.

Der Abgeordnete von Heßdorf sagt: das vorliegende Gesetz ist kein Ausnahmegesetz, man kann doch nicht sagen, daß man die Leute rechtlos macht, sie sollen nur ihrer gefährlichen Gesinnung nicht betheiligen. Meine Herren, wenn ich als Staatsbürger zu den Wahlen gerufen werde, kann soll ich doch noch meiner Ueberzeugung stimmen, wenn es mir aber unmöglich gemacht wird, für meine Ueberzeugung Propaganda zu machen und meine Ueberzeugung auszusprechen, dann bin ich rechtlos. Nehmen Sie also dieses Gesetz an, so haben wir ein Ausnahmegesetz, ein Klassen-gesetz, das allerdings mehr als Alles, was bisher dagewesen ist, gegen Ihren Willen Propaganda für uns machen wird. Es wird in einer Weise gegen Sie wirken, nur Sie es nicht erwarten, und wird das herbeiführen genügen sein, was Sie verhüten wollen und sollen: einen gewaltsamen Umsturz.

In dieser Beziehung ist sehr lesens- und beachtenswerth, was einige unserer bedeutendsten Staatsrechtslehrer über den Begriff „Revolution“ und die Ursachen, die zur Revolution führen, aussprechen. Unsere Staatsrechtslehrer, Männer wie Bluntschli und Weiser, die bekanntlich keineswegs Socialdemokraten sind oder gewesen sind, sind keineswegs der Meinung, daß eine Revolution ein Ereigniß ist, das unter allen Umständen durch Gewalt herbeigeführt werden müsse, oder in einer Gewaltthat bestehe. Sie erkennen unversehens an, daß es eine Revolution in volksthümlich griechischem Sinne giebt, und es erklärt in diesem Sinne ausdrücklich Bluntschli in seinem Artikel in seinem Staatslexikon, der mit seinem Namen unterzeichnet ist, folgendes:

Im weiteren Sinne also bedeutet Revolution jede Umgestaltung von Grund aus, und politische Revolution ist die gründlichste Umgestaltung des Staats, gleichviel ob sie ihren Anstoß von oben oder von unten erhält, ob dabei die bestehenden Rechtsformen beobachtet werden, oder der Drang der Aenderung gewaltsam losbrechen

Wenn die Reform lässig betrieben oder gehemmt wird, dann sammelt sich der Aeraufhebersstoff an, der die Revolution herbeizieht. Wenn die regelmäßige Fortbildung unumgänglich ist, dann macht sich die juristisch gehaltene Lebenskraft in leidenschaftlichen Ausdrücken Luft.

Als Voraussetzungen der Revolution bezeichnet Bluntschli wörtlich folgendes:

1. Ein starker Widerspruch zwischen den politischen Trieben und Verlangen einer Nation und der bestehenden Staatsform, der sich zur Unerträglichkeit steigert; also ein unorganischer Zustand, der eine Verfaßung des Staatskörpers verurtheilt und sich, wenn er nicht gehüllt wird, leicht zum Zerfall erhebt. Ein Volk in der Subretrifia, das ist ein Staat in der Revolution.
2. Der Mangel an geistlicher Befriedigung der dringend gewordenen Volksbedürfnisse. Mit einem Wort: die natürliche Voraussetzung der Revolution ist der Nothzustand des Volks, dem nur durch eine gewaltsame Umgestaltung der Verfassung Hilfe geschafft werden kann. (Vergl. d. Art. Nothrecht.)

deren Bestimmungen liegende Gründe angewiesen waren, mit Beschlag zu belegen.

Das Drängen einer so ungeheuren Majorität auf die Minderheit geht also durch die Entziehung des Brotkorbes auf die Existenz; das Sperren der Thüren stürzt Hunderte von Kirchendienern in Tod und Glend; die Gefängnisse werden von denen angefüllt, deren Glauben sich der Ueberzeugung der überwiegenden und mit der Staatsgewalt ausgestatteten Mehrheit nicht fügen will und als Gewissenssache nicht fügen kann. Mitglieder eines Vereins, von denen Viele für ihre Dienste im französischen Krieg mit Ehrenzeichen belohnt sind, werden vom deutschen Boden verbannt und einige von ihnen erhalten diese äußere Anerkennung ihrer Verdienste um Armee und Staat nachträglich ins Ausland bis in die fernsten Winkel Amerikas nachgeschickt. Erziehungs- und Lehranstalten, welche die Tüden der städtischen und staatlichen Pflege ausfüllen, werden aufgelöst und ihre Schöpfung einer Hilflosigkeit überlassen, welche weder der Staat, noch die betroffenen Stadtgemeinden bei ihrem Mangel an Lehrkräften und Fonds heben können; die Kirchen der Minderheit werden der geringen Zahl ihrer Mitglieder, die sich der Ansicht der mächtigen Majorität gefügt haben, zugewiesen; die Polizei drängt sich in das Innere von religiösen Eriten und in einem Falle, in welchem der Vertreter der öffentlichen Macht anerkanntermaßen sich in erweiterter Weise benommen hat, wird dieser als ein „Büffel erster Sorte“ von dem Ort des Excesses nach dem entgegengesetzten Punkte der Monarchie verfrachtet, dessen Bewohner in Folge ihres Klimas Strafen dieser Art vielleicht eher vertragen können. Die Frage, ob die Ueberzeugung der Mehrheit sich soweit praktisch geltend machen darf, daß sie das Allerheiligste der Minderheit durch die Polizei an geweihter Stätte als das einzige himmlische Ding behandeln läßt, was sie in demselben sieht, ist von den Stimmführern der Majorität noch nicht ernstlich erwogen worden. Dagegen stürmen sie auf die parlamentarische Tribüne und suchen ihre Uhr darin, die Clauseln der Gesetzgebung so zu schärfen und zuzuspitzen, daß die Minderheit gewiß „gefaßt“ werden kann und ihr kein Ausweg zum Entkommen übrig bleibt. Ein Eydol breitet einen Bericht der Espionage und Denunciations über die beiden westlichen Provinzen aus und bringt es durch die Ergebnisse seiner Forschungen über die Unzuverlässigkeit der dortigen Beamten dahin, daß die Gemeinden jener Provinzen von dem Antheil an der neuen Kreis- und Provinzialordnung ausgeschlossen werden. Das hitzige Treiben dieses Geschichtsforschers bildet den würdigen Uebergang zu dem Ciser der Berliner Witzblätter, die wir ihrer Inferiorität wegen nicht einmal unter den Russenproducten der neuen Wera auführen konnten; ihre Jubel-Illustrationen zur Brotkorbgesetzgebung sind das rechte Gegenbild zur Eydol'schen Verormung der westlichen Provinzen; nur um Einen Schritt hat eins dieser Blätter den gelehrten Forscher überflügelt, in jener Illustration nämlich, in welcher es den Bischöfen ihr gerechtes Ende weissagt: — ein Echlächter erhebt den Hammer gegen ein Blind, welches unter der neuerfundnen Echlachtmaske seine Hörner in der Gestalt der bischöflichen Mitra ausstreckt.

Wir werden das Getümmel sofort lichten, indem wir die Vertreter der Mehrheit nach ihrer Vergangenheit fragen und an ihre Gegenwart erlanern.

Sie glauben gegen die bischöflichen Streiter der Minderheit einen vernichtenden Schlag zu führen, indem sie denselben ihre anfängliche Gegnerschaft gegen die päpstliche Unfehlbarkeit vorwerfen. Allein, wie sind sie denn nun zu ihrer jetzigen Macht in den Tageblättern, auf der Tribüne und in der Gesetzgebung gekommen? Woher kommt ihre augenblickliche journalistische und parlamentarische Dienstmannschaft? Woran liegt es, daß sie auch jetzt noch, wo sie sich brüsten, Gesetz und Ordnung in einem militärisch mächtigen Reich zu bestimmen, ihrer Zukunft unsicher sind, — daß sie glauben und zittern?

Es sind eine Eroberung des Mächtigen, dem sie nicht einen Groschen bewilligen wollten, eine Kriegsbeute derselben Armee, deren Formation sie

die Triumphe des italienischen Feldzugs. Seitdem schnitt und schnitt er immer zu, aber die Kosten für das Jahr 1859 hatten von dem Zauberding soviel hinweggenommen, daß er nur noch lärgliche Schnitzel opfern, in den polnischen Wirren nur als redseliger Protector auftreten konnte und in der schleswig-holsteinischen Staatsaction sich auf die thatlose Sympathie mit einer nationalen Erhebung beschränken mußte.

ihm wieder am 5. Januar 1870: „ein vorrätiges Eingreifen in die augenblickliche immer noch chaotische Lage der Dinge würde der Entwicklung der Dinge eine unerwartete Richtung geben und Elemente, auf welche wir gern zählen möchten (die Männer der Opposition) nach der andern Seite hindrängen.“

Aber noch ehe zwei Monate vorüber gingen, ward die Lage der Opposition geradezu eine verzweifelte und der Gesandte muß die dringendsten Hülfsrufe gegen die Macht der Curie und der Concilmehrheit nach Berlin gerichtet haben, denn sein Vorgesetzter schrieb in der Instruction vom 18. März: „wie weit die Bischöfe in der Wahrung ihrer Rechte gehen wollen oder können, haben sie allein mit ihrem Gewissen abzumachen; ihnen kommt allein die Action auf dem kirchlichen Gebiete zu; die Action des Staats kann erst beginnen, wenn die Folgen auf dem äußerlichen Gebiet in Aussicht stehen. Durch ein vorzeitiges Eingreifen würden wir die Gewissen verwirren und die Stellung der Bischöfe selbst erschweren.“

Bismarck entging durch diese reservirte Haltung den Niederlagen, welche andre Staatsmänner mit ihren Actionsversuchen erlitten. Hohenlohe, der außerdem im Beginn des Jahres 1870 einem katholisch gesinnten Cabinet weichen mußte, konnte nicht einmal Oesterreich für seinen Plan gewinnen. Der Reichskanzler Reuß, der ihn außerdem für ein vorgeschobenes Werkzeug oder verlorenen Posten Preußens hielt, machte ihn in der Antwort auf sein Rundschreiben darauf aufmerksam, daß eine Vorkehrung gegen politische, noch nicht einmal thatsächlich feststehende Absichten des Concils einem Staat mit freien Verfassungszuständen nicht wohl anstünde und nur im Nothfall eine nachfolgende Abwehr zulässig sei.

Frankreich hielt noch im Jahr 1869 an der Neutralität des Staats in Kirchenfragen fest. Darin aber, der Minister des Auswärtigen in dem orleanistischen Cabinet der ersten Monate des Jahres 1870, ließ sich vom Bischof von Orleans einreden, daß ein Wink von seiner Seite genügen werde, um die Curie dem Staatsinteressen Frankreichs fügsam zu machen und meldete durch den päpstlichen Gesandten in Rom der Curie, daß Frankreich das ihm zustehende Recht, sich durch einen besondern Bevollmächtigten (einen orator) beim Concil vertreten zu lassen, reclamirte. Durch die entgegenkommendste Antwort der Curie in Verlegenheit gesetzt, erklärte er, sich mit dem Zugeständniß begnügen zu wollen, daß ein französischer Bischof am Concil die Rechte Frankreichs vertreten dürfe. Aber kurz vor dem Fall seines Cabinets erhielt er noch die beschämende Erklärung Antonelli's, daß ein mit der Vertretung des französischen Standpunkts betrauter Bischof unmöglich die Pflichten des Gesandten und des Concilmitglieds würde vereinigen können.

Für die deutschen Bischöfe war Dollinger's Einvernehmen mit einigen Regierungen ein Schmiedemittel, sie der Curie in die Arme zu treiben. Sie erinnerten sich, daß derselbe im December des Jahres 1848 auf einer Katholikerversammlung das Bild einer großen deutschen Nationalkirche entworfen hatte, — gedachten auch des damaligen Verdicts, daß er sich selbst als den Primas dieses Nationalinstituts betrachtete. Ihnen selbst wäre zur Einschränkung der päpstlichen Absolutie der Schimmer einer eigenen Autonomie, mit nationaler Solidarität, vielleicht auch mit einer Gesamtvertretung auf nationalen Synoden angenehm gewesen; aber andererseits war, zumal wenn schon ein Primas auf dem Plane stand, die Abhängigkeit dieses Nationalinstituts von einer deutschen Bundes-Regierung nicht zu vermeiden.

Mitten in der Zeit dieser Bedenken überfiel die Bischöfe ein wahrer Schrecken, als im Anfang des März 1870 eine Donladresse des hohen Bürgerthums von Wien an Dollinger für seine freimüthigen Bemühungen gegen die Pläne der Curie in Umlauf kam. Jetzt sahen sie die nationale Bewegung, welche Dollinger zu einer Vereinbarung zwischen Bischöfen und Regierungen in Pflege genommen hatte, in die Arme des liberalen Bürgerthums eintreten und befürchteten, daß nun die Gemeinden in die Gewalt der Regierungen kommen könnten. Jetzt, da zugleich die Entscheidungssunde des Concils nahte, kamen

der Weingärtner. Man erwarb ein kleines Haus, wo der Vater auf eigene Rechnung das Küfer-Handwerk betrieb. Derselbe galt allgemein für einen ehrenhaften, geraden Charakter von gewöhnlichem Verstand und etwas ungeschlachten Manieren. Sein Sohn hat ihn später „einen einfachen Mann, der wenig zu rechnen wußte,“ genannt (*homme simple qui savait peu calculer*). In einem Briefe Proudhon's vom Oktober 1846 heißt es: „Habt ihr schon den Tod meines Vaters mitgetheilt? Er starb am 30. März. Der Eindruck war mir ganz besonders schmerzlich; ich hatte mir gelobt, noch vor dem Tode meines Vaters in bessere Verhältnisse zu kommen, so daß der arme Greis doch die Genugthuung hätte mit ins Grab nehmen können, seinen Sohn in guter Lage zu wissen. Das Schicksal entschied anders, es hat mich tief geschmerzt.“

Proudhon's Mutter, Catharine mit Namen, war eine geordnete, sehr intelligente Frau. Der alte Bibliothekar Besançon's, Herr Weiss, der sie näher kannte, nennt sie „eine Frau von höherer Begabung und von heroischem Charakter.“ Proudhon nannte späterhin seine erstgeborene Tochter Catharine: „Ich nannte sie Catharine, schreibt er, nach meiner Mutter, der ich alles danke; man lacht über den Namen, er ist hier so ungewöhnlich. Ich wollte der Bäuerin, welche von der Welt nicht gekannt war, Ehre erweisen; sie war mehr werth, als so manche andere.“ Die Hingabe an seine Mutter war zu allen Zeiten dieselbe. Auch sie starb, ohne daß der Sohn den oben ausgesprochenen Wunsch in Erfüllung geben sah, Ende 1847.

In den Eindrücken des frühesten Kindesalters nehmen für Proudhon die Erinnerungen an den Großvater seiner Mutter einen hervorragenden Platz ein. Der alte „Kournesi,“ wie der Mann vom Volke genannt wurde, scheint einer jener *payan-soldats* (Bauer-Soldat) gewesen zu sein, welche den Kampf gegen das alte Regime schon vor Ausbruch der großen Revolution, jeder nach seiner Art, jeder in seinem kleinen Kreise mit der ganzen Zähigkeit und Ausdauer des Bauern zu führen pflegten. Die Mutter füllte das Herz des Kindes mit Erinnerungen an diesen Mann, mit tausend kleinen Erzählungen, in denen die schlichte und derbe Geradheit einer unversälfchten Menschennatur, das einfache, aber edle Selbstbewußtsein des Landmanns, der seinen Boden über alles liebt, der stolze Muth eines Volkshelden für Freiheit und Gleichheit zu Tage treten. Proudhon erzählt in seinem Buche „über die Gerechtigkeit“ manch' schönen Zug dieses Mannes aus den Erinnerungen seiner Kindheit. „*Pour moi, sagt er, je le mets au niveau des hommes de Plutarque.*“ (Für mich ist er den Männern Plutarch's ebenbürtig.)

Pierre-Joseph war das älteste von 5 Kindern; so fiel ihm um so frühzeitiger die Rolle zu, sich im Hause nützlich zu machen. Er hatte der Mutter zu helfen oder die Kühe auf die Weide zu treiben. Die ersten Kinderjahre scheint er hauptsächlich in dem kleinen Dörfchen Bургилle-les-Marnoy am Ufer des Ognon, dem Heimathort der Mutter, zugebracht zu haben. Hier inmitten einer schönen, lachenden Natur, forcierten sich die ersten Eindrücke des kindlichen Alters. Die Idylle des Landlebens dauerte indeß nicht zu lange. Der zwölfjährige Knabe muß zu Hause den Kelterjungen machen und hart und schwer arbeiten; die Schule wurde dorthin nicht verläumt. Es scheint, daß Herr Renaud, der frühere Besitzer der abgebrannten Brauerei, welcher selbst in aller Zurückgezogenheit der Erziehung seiner Kinder lebte, in allem, was den Unterricht betraf, Proudhon's Mutter mit Rath und That an die Hand ging. Der Knabe wurde als Extern in die sechste Classe des Collegs aufgenommen. Die strenge, häusliche Arbeit, das kummervolle Ringen der Eltern um die bloße Existenz, wirkte auf die Förderung des Schulunterrichts ungünstig genug ein. Die Familie war zu arm, um die nöthigen Bücher zu kaufen; der Knabe mußte die Bücher der Kameraden entleihen und den Text der Sectionen abschreiben. Bei der Ausdauer und Hartnäckigkeit, mit der er dennoch seinen Studien oblag, fehlte der Erfolg nicht; bei allen Preisvertheilungen war er der Erste. Eines Tages, als er von einer solchen Feier reich mit Auszeichnungen beladen heimkam, hatte man zu Hause nichts zu essen.

will ich so kühn sein, die Zukunft voranzusagen. Bewahren Sie diesen Brief auf und lesen Sie ihn nach 16 oder 20 Jahren, vielleicht nach 25 Jahren wieder und wenn dann meine Vorhersage sich nicht erfüllt hat, so verbrennen Sie ihn als Zeichen eines Wahnsinnigen aus Mitleid, aus Achtung für mein Andenken. Meine Vorhersage aber lautet: Proudhon, Sie werden trotz alledem, unvermeidlich, kraft Ihres Schicksals ein Schriftsteller, ein Denker sein; Sie werden ein Philosoph sein. Sie werden einen der Sterne unseres Jahrhunderts bilden. Ihr Name wird in den Annalen des neunzehnten Jahrhunderts genannt werden, wie die von Gassendi, Descartes, Malebranche, Bacon im 17ten, wie Diderot, Montesquieu, Helvetius, Locke, Hume, Holbach im 18ten. Das ist Ihr Schicksal. Treiben Sie jetzt, was Sie wollen, setzen Sie Letztern in Ihrer Druckerei, erziehen Sie Zöglinge, fliehen Sie in irgend einen dunkeln Winkel, suchen Sie verborgene entlegene Orte auf, das alles ist mir gleich; Sie werden Ihrem Schicksal nicht entgehen. Sie können sich des edelsten Abells Ihrer selbst nicht entäußern, dieser lebendigen, starken, forschenden Intelligenz, mit der Sie begabt sind. Ihr Platz auf Erden ist vorgezeichnet, er kann nicht leer bleiben.

— — — Proudhon, ich liebe Sie, ich achte Sie; das sind keine Phrasen in meinem Munde. Sag' mir, armer Schriftsteller, wach' ein Interesse könnt' ich haben, Dir zu schmeicheln, Dir schön zu thun? Bist Du reich, um Höflinge zu bezahlen? Hast Du eine üppige Tafel, ein reizendes Weib, Gold, um solche Leute an Deine Fersen zu heften? Hast Du Ruhm, Ehre, Credit, daß Deine Bekanntschaft der Eitelkeit, dem Stolz Nahrung gäbe? Nein, Du bist arm, unbekannt, verlassen; aber arm, unbekannt, verlassen, wie Du bist, hast Du einen Freund, der weiß, was dieses Wort bei Männern von Ehre bedeutet, wenn sie es gebrauchen. Dieser Freund bin ich; stelle ihn auf die Probe.

Gustav Fallot."

Ende 1830 oder Anfang 1831 trat Proudhon die Wanderschaft als Schriftsteller an und durchzog zwei Jahre lang einen großen Theil Frankreichs und der Schweiz. Längere Zeit arbeitete er in Marseille und Dragnignan, späterhin in Neuchâtel und zuletzt in Paris. Das „Arbeitsbuch“ enthält die Zeugnisse seiner Arbeitgeber, sie lauten alle gut. In seinem Schreiben an die Academie von Besançon, in welchem sich Proudhon nachmals um die Pension Euard bewarb, schildert er die Umstände, welche ihn auf die Wanderschaft trieben, und die Eindrücke derselben folgendermaßen: „Die politischen Stürme (1830) und unser häßliches Elend rissen mich aus meinen einsamen Träumereien und trieben mich mehr und mehr in den Strudel des bewegten Lebens. Um zu leben mußte ich Stadt und Heimat verlassen, Rod und Stab des Handwerksburschen ergreifen und meine Tour durch Frankreich machen. Von Druckerel zu Druckerel sahndete ich nach einigen Pinten Sag, nach einigen Bogen Correctur. Eines Tages verkaufte ich die Presse, welche ich in der Schule bekommen, die einzige Bibliothek, die ich jemals besessen. Meine Mutter weinte darob; mir selbst blieben noch die schriftlichen Auszüge meiner Vorlesungen. Diese Auszüge, welche sich nicht verkaufen ließen, folgten mir überall hin und trösteten mich. So zog ich durch einen Theil Frankreichs, ohne Arbeit und Brod, weil ich es gewagt, dem Meister die Wahrheit in's Gesicht zu sagen, der statt der Antwort mir roth die Thüre wies. Noch in diesem Jahre war ich in Paris als Corrector thätig und wäre beinahe wieder das Opfer meines provincialen Stolzes geworden; ohne den Beistand meiner Kollegen, die mich den falschen Angaben eines Verführers gegenüber in Schutz nahmen, wäre ich vielleicht, vom Hunger gequält, gezwungen gewesen, bei irgend einem Journalisten Handlanger-Dienste zu thun. Trotz aller Entbehrungen, trotz allem Elende, das ich ertragen, dieses Letzte wäre mir als das Fürchterlichste erschienen.“

Ende 1832 kehrte Proudhon nach Besançon zurück und trat wieder in das Haus Gouthier ein. Er hatte hauptsächlich die Correcturen religiöser Schriften, namentlich Kirchenväter, zu besorgen. Unter Anderem wurde eine

Proudhon lebte noch in demselben Jahre, spätestens Anfang 1833 nach Besançon zurück. Das schöne Zusammenleben mit dem gleichstrebenden Freunde hatte schon im Mai ein jähes Ende genommen, weil häusliches Mißgeschick Hallot von Paris abrief. Proudhon verließ Paris bereits im Juli, durchzog dann einen Theil Frankreichs, um in seine Heimat zurückgekehrt, wieder seine alte Stellung im Haus Gauthier einzunehmen. Von da ab scheint er ununterbrochen bis zum Jahre 1836 in dieser Stellung gearbeitet zu haben. In diesem Jahre erwarb er mit Hilfe eines Associates eine selbstständige kleine Druckerei in seiner Vaterstadt, die bald darauf eine Quelle mannigfacher Trübsal für ihn werden sollte.

Gustav Hallot starb am 6. Juli 1836. In einem Briefe, welchen Proudhon kurz darauf an den obengenannten Bibliothekar Weis, der ein väterlicher Freund des Verstorbenen gewesen war, schrieb, schildert er die äußeren Umstände ihrer Freundschaft mit folgenden Worten: „Ich kannte Hallot seit Ende 1829. Nachdem er seine Studien vollendet, wurde er von seinem Vater wider Willen in einem kaufmännischen Geschäft untergebracht. Er nahm sich vor, auszutreten, sobald er majorann und Herr seines Willens geworden. Das that er denn auch. Sein Leben in Besançon ist bekannt; hier waren wir zumeist beisammen, unser Beisammensein wurde erst gegen Mitte 1831 unterbrochen; Hallot zog um diese Zeit nach Paris, ich selbst in die Schweiz.

Ich sah ihn Anfang März 1832 in der Hauptstadt wieder; ich kam zu ihm, wie zu meinem Vater, mit mir zog die Cholera ein. Damals war's, als hätte sich alles gegen uns verschworen. Es war Hundert gegen Eins zu wetten, daß ich, einmal in Paris, nicht mehr herauskommen werde; was mich heute untröstlich macht, ist, daß ich fest überzeugt bin, Hallot wäre nicht gestorben, wenn ich bei ihm geblieben wäre. Ich hatte das Talent oder die Gabe, ihn zu beleben und zu prestiren, ihn zu zwingen, daß er sich unbeschadet seiner Arbeiten und Studien eine Erholung gönnte; ich war fast immer um ihn, ich war ihm, wie ein Diener, aber ein intelligenter Diener und Freund des Herrn. Wer konnte mich vertreten? Niemand. Und deshalb starb er.

Als ich bei ihm eintrat, hatte er seine Bewerbung um die Pension Saard schon der Akademie von Besançon eingereicht: er überlegte, daß mit seinen bescheidenen Einkünften und der Rente dieser Pension, wenn er sie erhielt, dazu die Kleinigkeit, die ich durch mein Handwerk als Seher verdienen konnte, daß wir sehr gut damit leben konnten, bis uns irgend eine günstige Gelegenheit dem Gluck entriß. Ich stimmte nach hartem Kampfe bei. Hallot erhielt plötzlich betrübende Nachrichten von Hause, er sah sich durch Mißstände in seiner Familie genöthigt, eine sehr beträchtliche Summe zu bezahlen. Ich selbst suchte ein Unterkommen in den Druckerzün. Es war in den Junitagen, bekanntlich die unglücklichste Zeit der Juli-Revolution. Alle Werkstätten frierten; ich war gezwungen, mein Glück anderwärts zu suchen, ich sah ihn nie wieder.“

Am Schlusse dieses Briefes schildert Proudhon die geistige Bedeutung des verstorbenen Freundes mit folgenden Worten: „Hallot besaß in hohem Grad die schönste und seltenste der intellectuellen Fähigkeiten, eine Fähigkeit, die ihn allein zu dem gemacht hat, was er gewesen ist und die ihn vielleicht zum Bannerträger der französischen Philosophie gemacht hätte: es war nicht das Gedächtniß, nicht die Einbildungskraft, nicht die Reflexion, nicht einmal die Aufmerksamkeit, welcher er eine so hohe Bedeutung beilegte; es war die Fähigkeit des Zusammenfassens (comprehension), wenn es mir erlaubt ist, diesem Wort eine vielleicht neue Bedeutung beizulegen. Er begriff rasch und leicht die Totalität eines Systems, sah sofort alle seine Consequenzen oft besser, als der Autor selbst. Diese Fähigkeit, welche bei ihm genährt und getragen war von bedeutendem Wissen und unterstützt durch vielseitige, zum Theil schon in der Jugend erworbene Kenntnisse (Entomologie, Ornithologie, Chemie, Physik, Geschichte und Philosophie) gab ihm eine Richtigkeit des Urtheils, eine Kraft des Denkens und eine Macht der Dialektik, wie ich es selten gesehen habe. Wir haben oft und viel umfangreiche Werke, große Denkmäler der menschlichen Gedankenarbeit miteinander studirt; ich muß sagen, ich habe mehr

ergänzen sie dahin, daß sie auch nicht aus der Schule sondern aus dem Leben lernen, die Schule soll ihnen nur die correcte Form des Ausdrucks dafür geben. Das hat seine gute und seine böse Seite. Die gute Folge ist, daß alle Heuchelei, alles ungeschickte Dantieren mit angelernten und nicht bewältigten Begriffen, Anschauungen, Gefühlen hier wegfällt und schon zeitig eine große Sicherheit in Behandlung der Stoffe sich zeigt; die schlimme Folge ist die Empfindungslosigkeit gegenüber dem Idealen, die früh auftretende Neigung zum Spott, wenn dieser auch in kindlich harmloser Form und daher ergötlich sich äußert. Die Kinder in Amerika schreiben in den Schulstunden, was die Kinder bei uns sich in den Schulstundenpausen flüsternd erzählen, und da sie diese Oeffentlichkeit im Auge haben und sie von der Correctur des Lehrers oder der Lehrerin lernen, so ist dies Geplauder drüben weit gewandter, ja grandioser, als das was sich unsere Kinder erzählen, es kann sogar sein, daß in Folge dieser Freiheit die Grenzen, die die Schicklichkeit und der Anstand ziehen, sich zeitiger und tiefer dem Bewußtsein einprägen. Die Anekdoten von dem Selbstbewußtsein, das der junge Amerikaner seinem Lehrer gegenüber zu entfalten weiß, verlieren viel von ihrer Unwahrscheinlichkeit, wenn man in unserem Buche findet, wie ungenirt da bisweilen Lehrgegenstände, Aufgaben, ja die Lehrer selbst behandelt werden. So schreibt z. B. Miß Julia K., M. Donogh's Schule, Neworleans, die bereits ganze 12 Jahre zählt, folgende Kritik:

Meine Lehrerin will, daß ich einen Aufsatz schreibe, wie sie sagt, soll der in die Secularausstellung und dort will man ihn mit dem vergleichen, was die jungen Mädchen vor 100 Jahren geschrieben haben. Ich glaube nun gar nicht, daß die Kinder vor 100 Jahren darriges haben machen müssen, wir sind nicht um ein Jota geistiger als sie und haben doch zehnmal mehr zu thun. Sie haben nur zwei oder dreierlei lernen müssen und wenn ein Junge (oder ein Mädchen) damals seine Orthographie inne hatte, die Bibel lesen und einen ordentlichen Brief schreiben konnte, allenfalls auch noch ausrechnen konnte, wieviel Dollars er jährlich zum Leben brauche, so meinte man, er wisse genug. Das ist auch ganz meine Ansicht, ich sehe nicht ein, wozu alle diese Geschichten, alle diese Gramina nützen und schließlich wird man, nachdem wir uns eine Woche lang gequält und den Kopf zerbrochen haben, die Hälfte unserer Arbeiten in den Eten werfen und gar nicht erst zur Ausstellung schicken. Und schickt man sie auch hin, wer wird sie denn da ansehen? Niemand. Die großen Leute kümmern sich doch um uns Kinder nicht. — Das bringt mich ganz außer mir, unter dem Vorwande, daß wir noch Kinder sind, besieht man uns und verlangt Dinge von uns, die wir doch nicht können. Meine Lehrerin auch. Sie sagt, ich kann einen Aufsatz schreiben und ich weiß ganz gut, daß ich es nicht kann, das empört mich und so schreibe ich auch ganz empörend, denn sie sagt mir, ich dürfe schreiben, was ich will und nach Belieben den Leuten zeigen, wie ich denke. Nun, ich denke also so: Man wird gar nicht den vor 100 Jahren geschriebenen Aufsatz finden, denn vor 100 Jahren hatte man gesunden Menschenverstand genug, von den Kindern nicht erst zu verlangen, daß sie solche Aufsätze schreiben sollten. Ich weiß schon, was man damit machen wird (wenn man sie nicht in den Eten werft): man wird sie mit dem vergleichen, was vor hundert Jahren madere Leute, die verständig zu schreiben wußten, geschrieben haben und da wird was Schönes bei herauskommen. Ich wollte nur, einige von diesen modernen Leuten lebten heute noch. Ich meine so Leute wie Thomas Jefferson, Richard Henry Lee, Patrick Henry, John Adams, Henry Clay: die würden nicht von kleinen Mädchen von zwölf Jahren verlangen, daß sie Aufsätze für die Ausstellung schreiben sollten! — Das ist entsetzlich, man überlastet uns, wir werden an dem Kerger sterben. Ein Duzendmal im Tage vom Lehrer aufgerufen werden, und außerdem muß man sich doch um die Dinge zu Hause kümmern, man muß in die Zeitung gucken, wissen was Mode ist, am Fenster sein, wenn auf der Straße was passiert, und so hundertlei, was die Kinder vor 100 Jahren nicht zu thun brauchten. Wie können wir dabei noch Aufsätze schreiben! — Und dazu heute in der Schule sitzen, wo doch gestern Fastnachtdienstag war! Welches Kind hätte vor 100 Jahren wol

jenen auffälligen Toiletten gefallen, wie etwa die Damen vom Club der Women's Rights (Frauenemanzipation). — Recht naiv heißt es weiter: „Und viel Kinder wird unsre erste Präsidentin haben, und darin dem Beispiele unsres jetzigen Präsidenten und seiner Vorgänger folgen, die alle viel Kinder gehabt haben. Die Kinder aber werden stolz auf ihre Mutter sein“ u. s. w. — Gar erst die Fragen nach Zuständen der Gegenwart, die in der Schule von Corry (Pennsylv.) gestellt worden sind und in der 15jährigen Gertrud C. eine sehr prompte Beantworterin gefunden haben: Welches sind die Hauptcandidaten für die nächste Präsidentenwahl? Welches sind die Hauptbetrügereien, deren sich in letzter Zeit die „Kings“ schuldig gemacht haben? Die Namen von vier der bedeutendsten Journalisten und der Blätter, für die sie schreiben? u. dgl. m.

Uns kümmert hier nur die „culturhistorische“ oder „volkspsycho-logische“ Seite des Buches: der Pädagoge wird ihm aber auch seiner-seits in vielen Einzelheiten Interesse abgewinnen. Sollte er zunächst einwenden, daß all den Beispielen, die das Buch vorführt, der Uebelstand anhafte, daß sie nicht in der Ursprache, sondern in Uebersetzung vorlägen, daß der kindliche Stil dadurch verwischt sei, und die Sprache ein wahr-scheinlich falsches Gepräge der Reise trage, so haben wir dem zunächst entgegenzusetzen, daß Hr. Buissou, der Herausgeber, dies Bedenken nicht übersehen und ihm besondre Rücksicht gewidmet hat. Man ist bemüht gewesen, den Text dieser Arbeiten getreu bis in seine Fehler und Nach-lässigkeiten hinein wiederzugeben. Diese zarte Arbeit hat ein Mann übernommen (Hr. Legrand, der am Lycée Fontane den englischen Unter-richt erteilt) der durch seinen Beruf Erfahrung hat mit Kindern, ihrer Sprache, ihrem Geiste und der sich bemüht hat, auch diesen amerikanischen Schülkern soviel als möglich die Ursprünglichkeit ihres Denkens und Schreibens, ihre selbständige Art und die Freimüthigkeit des Ausdrucks nicht zu verkümmern.“ So besagt ausdrücklich die Vorrede und dazu kommt, daß vielleicht nur in den untersten Schulklassen ein Gewicht auf die photographische Wiedergabe des Ausdrucks zu legen ist, in den meisten und größeren der hier vorliegenden Arbeiten ist es die charakteristische Art des Denkens selber, auf die es dem Urtheil ankommt und hier kann die Uebersetzung, wenn sie nicht wissentlich fälscht, nichts Wesentliches ändern. Nach dieser Seite hin also fühlen wir uns sehr beruhigt: es ist wirklich die Denkweise und Sprache des auf den Straßen, in der Gesellschaft fluthenden Lebens, das auch in den Schulstuben seine unbe-strittene Gewalt äbt. Mit unsern herkömmlichen Unterscheidungen zwischen Realismus und Humanismus reichen wir hier offenbar nicht aus, die Leute sind in ihrem Realismus selber klassisch und werden, wie es nur von den Griechen gesungen ist, „vom Spazierengehen und von der Luft geseit.“

„Es giebt keine Kinder mehr“ — lautet seit einigen Jahrzehnten die Klage der Alten. „Die Gymnasialbildung geht abwärts“, seufzen die Commissarien bei den Abiturientenprüfungen. „Und auf der Uni-versität lernen sie auch nichts mehr“, sagt zum Schluß ein deutscher Justizminister im Reichstage. Es mag ja sein, daß nach der Theorie von der Accumulation ererbter Eigenschaften die Kinder jetzt bereits ge-scheitert zur Welt kommen, als vor Jahrhunderten, aber daß es deshalb auch schneller mit ihrem Weiterbildungsvermögen zu Ende gehen müsse, dagegen spricht laut das Zeugniß, das uns hier aus amerikanischem Kindermunde gegeben wird.

Zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch C. Neuland, für
SW. Straßburgerstr. 42.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Reichsgebiet
4 M. 50 Pf.
Inlandspreis 30 Pf.
für die gepalt. Postgebühren.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von
Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang.

Berlin, 11. October 1878.

Nr. 41.

Inhaltsverzeichnis: Ein Untergraber des Socialistengesetzes. — Der Schwarze'sche Com-
missionsbericht. — Etwas über Kurzschichtigkeit.

Ein Untergraber des Socialistengesetzes.

Das bekannte Wort des Herrn v. Moos über den „Mann, der Alles beweisen kann“ trifft die Eigenart des Prof. Gneist nur beiläufig und thut ihm Unrecht. Mag er doch Alles beweisen können, sich selber kann er nichts beweisen und diese Ueberzeugungslosigkeit drängt sich schließlich dem Leser als Rathlosigkeit auf. Diese seltsame Impotenz, sich selber „nichts mehr weiß machen zu können“, kann ein Defect moralischer, aber auch intellectuellder Natur sein. Vielleicht erklärt es sich aus einer Gewohnheit geistiger Selbstbespiegelung wo freilich, was rechts ist, links erscheint und umgekehrt und also auch das Argument gegen die Richtung ausschlägt, für die es bestimmt war.

Hr. Gneist ist als Vertreter der Wilden in die vorberathende Commission gewählt worden und sie mögen immerhin mit dieser Vertretung zufrieden sein. Denn wie verschieden die Standpunkte auch seien, von denen aus sie gegen das Gesetz opponiren: er übertrifft sie Alle an Verschiedenartigkeit seines Standpunktes wie an Energie seiner Opposition. Das Gesetz ist eine unumgängliche Nothwendigkeit, sagt er mit der Einen Zunge und mit der Andern fügt er hinzu: Aber es ist unmöglich. „Das Gesetz“, sagen wir, denn für möglich erklärt er ja allerdings eine Einrichtung, einen Zustand, die aber nichts weniger als ein Gesetz sind oder sich durch ein solches constituiren lassen.

In sehr löblicher und kluger Weise hat Hr. Gneist sich nicht darauf verlassen, was die Befähigung oder der gute Wille der Herren Reporter aus den Commissionsitzungen etwa für die Oeffentlichkeit zurecht machen: er hat seine Meinung in einem kleinen Heftchen („Das Reichsgesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie, staatsrechtlich beleuchtet von Dr. Rud. Gneist.“ Berlin, Springer.) zusammengefaßt und rechtzeitig veröffentlicht, so daß man jetzt bei der Plenardebatte doch ziemlich genau wird unterscheiden können, wann und wo er gegen sich stimmt. — Er beginnt mit der Versicherung: „Die Mehrheit der deutschen Nation ist ernstlich überzeugt, daß die socialdemokratische Organisation Staat und Gesellschaft mit schwerer und dringender Gefahr bedroht, und daß diese Gefahr durch ein Reichsgesetz abgewandt werden soll.“ Das ist so ruhig, so sicher vorgetragen, das steht so imponirend am Eingange der Schrift — aber wahr ist es trotz alledem nicht. Hr. Gneist wird seine Rechnung doch nicht anders führen

der Beingärtner. Man erwarb ein kleines Haus, wo der Vater auf eigene Rechnung das Küfer-Handwerk betrieb. Derselbe galt allgemein für einen ehrenhaften, geraden Charakter von gewöhnlichem Verstand und etwas ungeschlachten Manieren. Sein Sohn hat ihn später „einen einfachen Mann, der wenig zu rechnen wußte,“ genannt (*homme simple qui savait peu calculer.*) In einem Briefe Proudhon's vom Oktober 1846 heißt es: „Hast Du schon den Tod meines Vaters mitgetheilt? Er starb am 30. März. Der Eindruck war mir ganz besonders schmerzlich; ich hatte mir gelobt, noch vor dem Tode meines Vaters in bessere Verhältnisse zu kommen, so daß der arme Herr doch die Beerdigung hätte mit ins Grab nehmen können, seinen Sohn in guter Lage zu wissen. Das Schicksal entschied anders, es hat mich tief geschmerzt.“

Proudhon's Mutter, Catharine mit Namen, war eine geordnete, sehr intelligente Frau. Der alte Bibliothekar Pesançon's, Herr Weiß, der sie näher kannte, nennt sie „eine Frau von höherer Begabung und von heroischem Charakter.“ Proudhon nannte späterhin seine erstgeborene Tochter Catharine: „Ich nannte sie Catharine, schreibt er, nach meiner Mutter, der ich alles danke; man laßt über den Namen, er ist hier so ungewöhnlich. Ich wollte der Maria, welche von der Welt nicht gekannt war, Ehre erweisen; sie war mehr werth, als so manche andere.“ Die Hingabe an seine Mutter war zu allen Zeiten dieselbe. Auch sie starb, ohne daß der Sohn den oben ausgesprochenen Wunsch in Erfüllung gehen sah, Ende 1847.

In den Eindrücken des frühesten Kindesalters nehmen für Proudhon die Erinnerungen an den Großvater seiner Mutter einen hervorragenden Platz ein. Der alte „Lourneff,“ wie der Mann vom Volke genannt wurde, scheint einer jener *payan-soldats* (Bauer-Soldat) gewesen zu sein, welche den Kampf gegen das alte Regime schon vor Ausbruch der großen Revolution, jeder nach seiner Art, jeder in seinem kleinen Kreise mit der ganzen Zähigkeit und Ausdauer des Bauern zu führen pflegten. Die Mutter füllte das Herz des Kindes mit Erinnerungen an diesen Mann, mit tausend kleinen Erzählungen, in denen die schlichte und derbe Verachtung einer unverfälschten Menschennatur, das einfache, aber eble Selbstbewußtsein des Landmanns, der seinen Boden über alles liebt, der stolze Muth eines Kämpfers für Freiheit und Gleichheit zu Tage treten. Proudhon erzählt in seinem Buche „über die Gerechtigkeit“ manch' schönen Zug dieses Mannes aus den Erinnerungen seiner Kindheit. „Pour moi, sagt er, je le mets au niveau des hommes de Plutarque.“ (Für mich ist er den Männern Plutarch's ebenbürtig.)

Pierre-Joseph war das älteste von 6 Kindern; so keß ihm um so frühzeitiger die Rolle zu, sich im Hause nützlich zu machen. Er hatte der Mutter zu helfen oder die Kühe auf die Weide zu treiben. Die ersten Kindersjahre scheint er hauptsächlich in dem kleinen Dörfchen Burgille-les-Marnay am Ufer des Ognon, dem Heimatort der Mutter, zugebracht zu haben. Hier inmitten einer schönen, lachenden Natur, formten sich die ersten Eindrücke des künftigen Alters. Die Idylle des Landlebens dauerte indeß nicht zu lange. Der zwölfjährige Knabe muß zu Hause den Kellereien machen und hart und schwer arbeiten; die Schule wurde dabei nicht vernachlässigt. Es scheint, daß Herr Renaud, der frühere Besitzer der abgebrannten Brauerei, welcher selbst in aller Zurückgezogenheit der Erziehung seiner Kinder lebte, in allem, was den Unterricht betraf, Proudhon's Mutter mit Rath und That an die Hand ging. Der Knabe wurde als Extern in die sechste Classe des Collegs aufgenommen. Die strenge, häusliche Arbeit, das hammervolle Ringen der Eltern um die bloße Existenz, wirkte auf die Förderung des Schulunterrichts ungünstig genug ein. Die Familie war zu arm, um die nöthigen Bücher zu kaufen; der Knabe mußte die Bücher der Kameraden entleihen und den Text der Sectionen abschreiben. Bei der Ausdauer und Hartnäckigkeit, mit der er dennoch seinen Studien oblag, fehlte der Erfolg nicht; bei allen Preisvertheilungen war er der Erste. Eines Tages, als er von einer solchen Feier reich mit Auszeichnungen beladen heimkam, hatte man zu Hause nichts zu essen.

will ich so kühn sein, die Zukunft vorauszusagen. Bewahren Sie diesen Brief auf und lesen Sie ihn nach 15 oder 20 Jahren, vielleicht nach 25 Jahren wieder und wenn dann meine Vorhersage sich nicht erfüllt hat, so verbrennen Sie ihn als Zeichen eines Wahnsinnigen aus Mitleid, aus Achtung für mein Andenken. Meine Vorhersage aber lautet: Proudhon, Sie werden trotz alledem, unvermeidlich, kraft Ihres Schicksals ein Schriftsteller, ein Denker sein; Sie werden ein Philosoph sein. Sie werden einen der Sterne unseres Jahrhunderts bilden. Ihr Name wird in den Kanalen des neunzehnten Jahrhunderts genannt werden, wie die von Gassendi, Descartes, Malebranche, Bacon im 17ten, wie Diderot, Montesquieu, Helvetius, Locke, Dume, Holbach im 18ten. Das ist Ihr Schicksal. Treiben Sie jetzt, was Sie wollen, legen Sie Lettern in Ihrer Druckerei, erziehen Sie Zöglinge, fliehen Sie in irgend einen dunkeln Winkel, suchen Sie verborgene entlegene Orte auf, das alles ist mir gleich; Sie werden Ihrem Schicksal nicht entgehen. Sie können sich des edelsten Theils Ihrer selbst nicht entäußern, dieser lebendigen, starken, forschenden Intelligenz, mit der Sie begabt sind. Ihr Platz auf Erden ist vorgezeichnet, er kann nicht leer bleiben.

— — — Proudhon, ich liebe Sie, ich achte Sie; das sind keine Phrasen in meinem Munde. Sag' mir, armer Schriftsetzer, welches ein Interesse könnt' ich haben, Dir zu schmeicheln, Dir schön zu thun? Bist Du reich, um Höslinge zu bezahlen? Hast Du eine üppige Tafel, ein reizendes Weib, Gold, um solche Leute an Deine Herden zu heften? Hast Du Ruhm, Ehre, Credit, daß Deine Bekanntschaft der Eitelkeit, dem Stolz Nahrung gäbe? Nein, Du bist arm, unbekannt, verlassen; aber arm, unbekannt, verlassen, wie Du bist, hast Du einen Freund, der weiß, was dieses Wort bei Männern von Ehre bedeutet, wenn sie es gebrauchen. Dieser Freund bin ich; stelle ihn auf die Probe.

Gustav Fallot."

Ende 1830 oder Anfang 1831 trat Proudhon die Wanderschaft als Schriftsetzer an und durchzog zwei Jahre lang einen großen Theil Frankreichs und der Schweiz. Längere Zeit arbeitete er in Marseille und Draguignan, späterhin in Neufchâtel und zuletzt in Paris. Das „Arbeitsbuch“ enthält die Zeugnisse seiner Arbeitgeber, sie lauten alle gut. In seinem Schreiben an die Academie von Besançon, in welchem sich Proudhon nachmals um die Pension Euard bewarb, schildert er die Umstände, welche ihn auf die Wanderschaft trieben, und die Eindrücke derselben folgendermaßen: „Die politischen Stürme (1830) und unser häusliches Elend rissen mich aus meinen einsamen Träumereien und trieben mich mehr und mehr in den Strudel des bewegten Lebens. Um zu leben mußte ich Stadt und Heimat verlassen, Noth und Stab des Handwerksburschen ergreifen und meine Tour durch Frankreich machen. Von Druckerei zu Druckerei sahndete ich nach einigen Linien Satz, nach einigen Bogen Correctur. Eines Tages verkaufte ich die Presse, welche ich in der Schule bekommen, die einzige Bibliothek, die ich jemals besessen. Meine Mutter weinte darob; mir selbst blieben noch die schriftlichen Auszüge meiner Vorlesungen. Diese Auszüge, welche sich nicht verkaufen ließen, folgten mir überall hin und trösteten mich. So zog ich durch einen Theil Frankreichs, ohne Arbeit und Brod, weil ich es gewagt, dem Meister die Wahrheit in's Gesicht zu sagen, der statt der Antwort mir roth die Thüre wies. Noch in diesem Jahre war ich in Paris als Corrector thätig und wäre beinahe wieder das Opfer meines provincialen Stolzes geworden; ohne den Beistand meiner Kollegen, die mich den falschen Angaben eines Werthführers gegenüber in Schutz nahmen, wäre ich vielleicht, vom Hunger gequält, gezwungen gewesen, bei irgend einem Journalisten Handlanger-Dienste zu thun. Trotz aller Entbehrungen, trotz allem Elende, das ich ertragen, dieses Letzte wäre mir als das Fürchterlichste erschienen.“

Ende 1832 kehrte Proudhon nach Besançon zurück und trat wieder in das Haus Gouthier ein. Er hatte hauptsächlich die Correcturen religiöser Schriften, namentlich Kirchenräter, zu besorgen. Unter Anderem wurde eine

Valgata gedruckt; dies gab Proudhon Veranlassung, durch Vergleichung mit der bestehenden Uebersetzung, das Fehrlässige zu erkennen und führte ihn weiterhin zu vergleichenden Sprachwissenschaftlichen Studien überhaupt. Da im Haus Gauthier eine Menge theologischer und patristischer Bücher erschien, so hatte Proudhon alle Gelegenheit, sich in ausgedehntem Maße theologische Kenntnisse anzueignen. Die tiefen und umfassenden Kenntnisse, welche er tatsächlich in diesen Gebieten erwarb, gaben späterhin öfters zu dem Irrthum Veranlassung, Proudhon sei in einem Seminar gewesen.

Der Brief Ballot's giebt und indirect zwar, aber bereit genug Zeugniß, wie umfassend und groß angelegt, wie ernsthaft und tiefgehend das wissenschaftliche Streben des jungen Schriftstellers um diese Zeit schon ist. Philosophie, Religion und Linguistik werden von beiden Freunden mit gleichem Eufte angefaßt, in regem Meinungsaustausch gesichtet und gefördert und zu gemeinsamem Nutzen verarbeitet. Beide streben nach Wahrheit. Aber sollte Proudhon diese Wissenschaften, denen er oblag, nicht schon damals in ihrem innersten Zusammenhang mit der Wirklichkeit, mit dem lebendigen Pulschlage des Volkes begriffen haben? Sollte er sich begnügt haben mit jener schulmäßigen Weisheit, die so gerne die Wissenschaft als Selbstzweck hinstellt, losgerissen vom wirklichen Volksleben in Selbstanbetung verharrend, um dann der Wirklichkeit d. h. dem Volke des Volkes gegenüber mit einer Art Recht den Gleichgültigen zu spielen? Es fehlen uns freilich authentische Belege aus dieser Zeit, daß Proudhon über die Bedeutung der Wissenschaft den socialen Problemen gegenüber sich vollständig klar gewesen wäre, ganz konnte er es ja nicht sein. Aber er war ein Kind des Volkes, er hatte seine Schmerzen zu tragen und es fehlt nicht an Beweisen, daß er sich dieses Zusammenhanges tief innerlich bewußt war und in seinem Willen und Denken auf der rechten Seite stand. Ein gewisser Nutzen war Besitzer einer Zeitung, welche damals unter dem Titel *L'Impartial* (der Unparteiische) in Besangon erschien; er verlor seinen Redacteur und suchte Proudhon zur Leitung des Journals zu gewinnen. Im Frühjahr 1832 schreibt dieser: „Sollte wir uns verständigen sollten, so gebietet mir überdies meine Offenheit, Ihnen meine politischen, philosophischen und religiösen Ansichten auseinander zu setzen, denen ich niemals unterworfen werden würde.“ „Ich bin besonders“, sagt er weiter, „Republikaner, nach Uebersetzung und Gefühl in unwiderstehlicher Weise.“ Diese Verhandlungen zerbrachen sich; Proudhon fühlte, daß für sein wissenschaftliches Streben eine solche Stellung nicht geeignet sei. Ungefähr zur selben Zeit wurde im Haus Gauthier ein Werk Fouriers „*Le Nouveau Monde Industriel*“ (die neue industrielle Welt) gedruckt. Fourier kam in der Regel persönlich in die Druckerel, um dieses oder jenes zu besprechen. „Gelegentlich eines zufälligen Besuchs“, schreibt ein damaliger College Proudhons, „stellte sich heraus, daß Proudhon die Lehre Fouriers von Grund aus kannte. Er ergötzte uns oft mit seinen Wäandereien darüber.“

Mitte des Frühjahr 1832 gab Proudhon den dringenden Aufforderungen Ballot's nach Paris zu kommen, nach und ein Brief vom Gründonnerstag an seine Eltern giebt uns Zeugniß, wie der Schriftsteller seine Zeit in der Hauptstadt benutzte. Die beiden Freunde theilten das Wenige was sie hatten und fanden einige Zeit Mittel und Wege, um fast ausschließlich ihren Studien zu leben. „Für den Augenblick“, schreibt Proudhon, „thue ich nichts anderes, als in unserem Zimmer und den Bibliotheken lesen und schreiben. Das paßt Euch nicht, ich weiß es. Ihr konntet anderes von mir erhoffen. Aber man muß in allen Dingen vorne anfangen. Im Uebrigen kann das höchstens ein halbes Jahr lang so fortgehen. Wenn wir dann am Ende dieser Zeit bemerken, daß ich zu nichts taue, nun, dann werd' ich eben wieder Erzer und Corrector, was ich ja immer sein kann, wenn ich nur will. Ich wäre bestraft mit der kleinen Erniedrigung, mich einen verfehlten Schriftsteller (*auteur manqué*) nennen lassen zu müssen. Denn gegenwärtig habe ich nur die Wahl, Schriftsteller zu werden oder Hunger zu sterben oder zum Erbsitzen zurückzukehren.“

Vroudhon lebte noch im demselben Jahre, spätestens Anfang 1833 nach Besançon zurück. Das schöne Zusammenleben mit dem gleichstrebenden Freunde hatte schon im Mai ein jähes Ende genommen, weil hässliches Mißgeschick Hallot von Paris abrief. Vroudhon verließ Paris bereits im Juli, durchzog dann einen Theil Frankreichs, um in seine Heimat zurückgekehrt, wieder seine alte Stellung im Haus Vauthier einzunehmen. Von da ab scheint er ununterbrochen bis zum Jahre 1836 in dieser Stellung gearbeitet zu haben. In diesem Jahre erwarb er mit Hilfe eines Associates eine selbständige kleine Druckeret in seiner Vaterstadt, die bald darauf eine Quelle mannigfacher Trübsal für ihn werden sollte.

Gustav Hallot starb am 6. Juli 1836. In einem Briefe, welchen Vroudhon kurz darauf an den obengenannten Bibliothekar Weis, der ein väterlicher Freund des Verstorbenen gewesen war, schrieb, schildert er die äußeren Umstände ihrer Freundschaft mit folgenden Worten: „Ich kannte Hallot seit Ende 1829. Nachdem er seine Studien vollendet, wurde er von seinem Vater wider Willen in einem kaufmännischen Geschäft untergebracht. Er nahm sich vor, auszutreten, sobald er majorana und Herr seines Willens geworden. Das that er denn auch. Sein Leben in Besançon ist bekannt; hier waren wir zumeist beisammen; unser Beisammensein wurde erst gegen Mitte 1831 unterbrochen; Hallot zog um diese Zeit nach Paris, ich selbst in die Schweiz.

Ich sah ihn Anfang März 1832 in der Hauptstadt wieder; ich kam zu ihm, wie zu meinem Vater, mit mir zog die Cholera ein. Damals war's, als hätte sich alles gegen uns verschworen. Es war Hundert gegen Eins zu wetten, daß ich, einmal in Paris, nicht mehr herauskommen werde; was mich heute untröstlich macht, ist, daß ich sehr überzeugt bin, Hallot wäre nicht gestorben, wenn ich bei ihm geblieben wäre. Ich hatte das Talent oder die Gabe, ihn zu beleben und zu erheitern, ihn zu zwingen, daß er sich unbeschadet seiner Arbeiten und Studien eine Erholung gönnte; ich war fast immer um ihn, ich war ihm, wie ein Diener, aber ein intelligenter Diener und Freund des Herrn. Wer konnte mich vertreten? Niemand. Und deshalb starb er.

Als ich bei ihm eintrat, hatte er seine Bewerbung um die Pension Board schon der Akademie von Besançon eingereicht: er überlegte, daß mit seinen bescheidenen Einkünften und der Rente dieser Pension, wenn er sie erhielt, dazu die Kleinigkeit, die ich durch mein Handwerk als Echter verdienen konnte, daß wir sehr gut damit leben konnten, bis uns irgend eine günstige Gelegenheit dem Elend entriß. Ich stimmte nach hartem Kampfe bei. Hallot erhielt plötzlich betäubende Nachrichten von Hause, er sah sich durch Mißstände in seiner Familie genöthigt, eine sehr beträchtliche Summe zu bezahlen. Ich selbst suchte ein Unterkommen in den Druckereien. Es war in den Junitagen, bekanntlich die mißlichste Zeit der Juli-Revolution. Alle Werkstätten freuten; ich war gezwungen, mein Glück anderwärts zu suchen, ich sah ihn nie wieder.“

Am Schluß dieses Briefes schildert Vroudhon die geistige Bedeutung des verstorbenen Freundes mit folgenden Worten: „Hallot besaß in hohem Grade die schönste und seltenste der intellectuellen Fähigkeiten, eine Fähigkeit, die ihn allein zu dem gemacht hat, was er gewesen ist und die ihn vielleicht zum Bannerträger der französischen Philosophie gemacht hätte: es war nicht das Gedächtniß, nicht die Einbildungskraft, nicht die Reflexion, nicht einmal die Aufmerksamkeit, welcher er eine so hohe Bedeutung beilegte; es war die Fähigkeit des Zusammenfassens (compréhension), wenn es mir erlaubt ist, diesem Wort eine vielleicht neue Bedeutung beizulegen. Er begriff rasch und leicht die Totalität eines Systems, sah sofort alle seine Consequenzen oft besser, als der Autor selbst. Diese Fähigkeit, welche bei ihm genährt und getragen war von bedeutendem Wissen und unterstützt durch vielseitige, zum Theil schon in der Jugend erworbene Kenntnisse (Entomologie, Ornithologie, Chemie, Physik, Geschichte und Philosophie) gab ihm eine Richtigkeit des Urtheils, eine Kraft des Denkens und eine Macht der Dialektik, wie ich es selten gesehen habe. Wir haben oft und viel umfangreiche Werke, große Denkmäler der menschlichen Gedankenarbeit miteinander studirt; ich muß sagen, ich habe mehr

durch seine Kritik gelernt und schulde der Erinnerung an seine Methode mehr, als diesen Studien selbst, welche sich sonst noch vielmehr in die Länge gezogen hätten.“

Seit Proudhon Mitte 1832 Paris verlassen hatte, schien sich das Mißgeschick erst recht an seine Fersen zu heften. Ohne jede Möglichkeit, frei und ungehindert seinen Studien zu leben, niedergebrückt von der Noth der eigenen Familie, genöthigt, den größten Theil seines kleinen Verdienstes für dieselbe zu opfern, ohne Hoffnung, daß sich das Alles jemals ändern könnte, so schien es, als ob ihm das Schicksal ein für allemal den kleinen Platz zugewiesen hätte, den er nun bald 4 Jahre lang in seiner Vaterstadt einnahm. Da starb sein Freund, dem er so viel zu danken hatte; auch diese Stütze sollte ihm verloren gehen. Aber für Proudhon hieß Leben lernen und so sehen wir bereits im Jahre 1837, daß weder die Ungunst der Verhältnisse, noch der Tod des Freundes lähmend auf seine Energie einwirken konnten. Aus diesem Jahre datirt nämlich die erste schriftliche Arbeit Proudhons, welche gedruckt wurde. In seiner eigenen Druckerei erschien ein linguistisches Werk des Abbé Bergier in zweiter Auflage unter dem Titel: *Les Elements primitifs des langues, decouvert par la comparaison des racines de l'hebreu avec celles du grec, du latin et du français*. (Die ursprünglichen Elemente der Sprachen, nachgewiesen an der Vergleichung hebräischer Wurzeln mit den Wurzeln des Griechischen, Lateinischen und Französischen). Proudhon fugte dem Buche einen *Essai de grammaire générale* (Versuch einer allgemeinen Grammatik) bei. Zwei Jahre später überarbeitete er das Werk und reichte es in veränderter Form dem „Institut“ ein, um um den Preis Volney zu concurriren. Diese neue Arbeit trug das griechische Motto: *Τάξις ἀντίκτ' ἀταξίας* (Die Ordnung verfolgt die Unordnung). Im Jahre 1839 wurde sie dem „Institut“ übergeben und unter Nr. 4 eingetragen. Es waren überhaupt nur 4 Bewerber aufgetreten. Der Preis wurde Keinem zugetheilt, aber Nr. 1 und 4 erhielten eine lobende Erwähnung“ (*mention honorable*). Der Verfasser von Nr. 1 war ein gewisser Mourain, Richter in Tours, welcher *Etudes gothiques* (gothische Studien) vorgelegt hatte, No. 4 war P. J. Proudhon, der Buchdrucker von Besançon. „Die Commission, sagt der Bericht der jährlichen gemeinsamen Sitzung der 5 Akademien vom 2. Mai 1839, hält die Manuscripte 1 und 4 einer besonderen Erwähnung werth; den Preis konnte sie nichtsdestoweniger Keinem der beiden Werke zuerkennen, weil sie ihr nicht genügend ausgearbeitet zu sein schienen. Die Commission, indem sie in Nr. 4 sehr geistreiche Analysen, insbesondere was die Mechanik der hebräischen Sprache anbelangt, rühmend hervorhebt, bedauert, daß der Verfasser sich zu kühnen Conjecturen überlassen und bisweilen die experimentelle und vergleichende Methode außer Acht gelassen hat, auf welche die Commission ganz besonderen Werth gelegt hatte.“

Amerikanische Schuljugend.

(Schluß.)

Der durchgängig bei solchen Aufgaben bestehende Vortheil, feste Begriffe oder sichere Anschauungen von der Sache zu haben, über die man schreiben soll, gestattet der Individualität bei der Arbeit einen für deutsche Gemüther auffällig großen Spielraum. Und diese Individualität ist, wiederum in einer für Deutsche fast verblüffenden Weise frühzeitig entwickelt, sie zeigt in Knaben wie Mädchen von 8—10 Jahren bereits die specifisch amerikanische Natur. Diese aber wiederum nach verschiedenen Facetten gebrochen und dann so originell auftretend, daß man froh sein könnte, begegneten uns in Deutschland unter den erwachsenen Schriftstellern von Fach viel so ausgeprägte Charaktere. Gemeinsam ist ihnen der scharfe Zug zum Realen. Den alten Satz: *non scholae sed vitae*

ergänzen sie dahin, daß sie auch nicht aus der Schule sondern aus dem Leben lernen, die Schule soll ihnen nur die correcte Form des Ausdrucks dafür geben. Das hat seine gute und seine böse Seite. Die gute Folge ist, daß alle Heuchelei, alles ungeschickte Fantasieren mit angelegten und nicht bewältigten Begriffen, Anschauungen, Gefühlen hier wegfällt und schon zeitig eine große Sicherheit in Behandlung der Stoffe sich zeigt; die schlimme Folge ist die Empfindungslosigkeit gegenüber dem Idealen, die früh auftretende Reizung zum Spott, wenn dieser auch in kindlich harmloser Form und daher ergötlich sich äußert. Die Kinder in Amerika schreiben in den Schulstunden, was die Kinder bei uns sich in den Schulstundenpausen flüsternd erzählen, und da sie diese Offenlichkeit im Auge haben und sie von der Correctur des Lehrers oder der Lehrerin lernen, so ist dies Geplauder drüben weit gewandter, ja gracioser, als das was sich unsere Kinder erzählen, es kann sogar sein, daß in Folge dieser Freiheit die Grenzen, die die Schamlichkeit und der Anstand ziehen, sich zeitiger und tiefer dem Bewußtsein einprägen. Die Anekdoten von dem Selbstbewußtsein, das der junge Amerikaner seinem Lehrer gegenüber zu entfalten weiß, verlieren viel von ihrer Unwahrscheinlichkeit, wenn man in unserem Buche findet, wie ungenirt da bisweilen Lehrgegenstände, Aufgaben, ja die Lehrer selbst behandelt werden. So schreibt z. B. Miß Julia K., M. Donogh's Schule, New Orleans, die bereits ganze 12 Jahre zählt, folgende Kritik:

Meine Lehrerin will, daß ich einen Aufsatz schreibe, wie sie sagt, soll der in die Schularausstellung und dort will man ihn mit dem vergleichen, was die jungen Mädchen vor 100 Jahren geschrieben haben. Ich glaube nun gar nicht, daß die Kinder vor 100 Jahren deraartiges haben machen müssen, wir sind nicht um ein Jota geistreicher als sie und haben doch zehnmal mehr zu thun. Sie haben nur zwei oder drei gelernt und wenn ein Junge (oder ein Mädchen) damals seine Orthographie inne hatte, die Bibel lesen und einen ordentlichen Brief schreiben konnte, allenfalls auch noch ausrechnen konnte, wieviel Dollars er jährlich zum Leben brauche, so meinte man, er wisse genug. Das ist auch ganz meine Ansicht, ich sehe nicht ein, wozu alle diese Geschichten, alle diese Examina nützen und sichersich wird man, nachdem wir uns eine Woche lang gequält und den Kopf zerbrochen haben, die Hälfte unserer Arbeiten in den Eten werfen und gar nicht erst zur Ausstellung schicken. Und schickt man sie auch hin, wer wird sie denn da ansehn? Niemand. Die großen Leute kümmern sich doch um uns Kinder nicht. — Das bringt mich ganz außer mir, unter dem Vorwande, daß wir noch Kinder sind, beschelt man uns und verlangt Dinge von uns, die wir doch nicht können. Meine Lehrerin auch. Sie sagt, ich kann einen Aufsatz schreiben und ich weiß ganz gut, daß ich es nicht kann, das empört mich und so schreibe ich auch ganz empörend, denn sie sagt mir, ich dürfte schreiben, was ich wolle und nach Belieben den Leuten zeigen, wie ich denke. Nun, ich denke also so: Man wird gar nicht den vor 100 Jahren geschriebenen Aufsatz finden, denn vor 100 Jahren hatte man gesunden Menschenverstand genug, von den Kindern nicht erst zu verlangen, daß sie solche Aufsätze schreiben sollten. Ich weiß schon, was man damit machen wird (wenn man sie nicht in den Eten wirft): man wird sie mit dem vergleichen, was vor hundert Jahren wackere Leute, die verständig zu schreiben wußten, geschrieben haben und da wird was Schönes bei herauskommen. Ich wollte nur, einige von diesen wackern Leuten lebten heute noch. Ich meine so Leute wie Thomas Jefferson, Richard Henry Lee, Patrick Henry, John Adams, Henry Clay: die würden nicht von kleinen Mädchen von zwölf Jahren verlangen, daß sie Aufsätze für die Ausstellung schreiben sollten! — Das ist entsetzlich, man überlastet uns, wir werden an dem Kerger sterben. Ein Duzendmal im Tage vom Lehrer aufgerufen werden, und außerdem muß man sich doch um die Dinge zu Hause kümmern, man muß in die Zeitung gucken, wissen was Mode ist, am Fenster sein, wenn auf der Straße was passiert, und so hundertlei, was die Kinder vor 100 Jahren nicht zu thun brauchten. Wie können wir dabei noch Aufsätze schreiben? — Und dazu heute in der Schule sitzen, wo doch gestern Fastnachtsdienstag war! Welches Kind hätte vor 100 Jahren wol

jenen auffälligen Toiletten gefallen, wie etwa die Damen vom Club der *Womens Rights* (Frauenemanzipation). — Recht naiv heißt es weiter: „Und viel Kinder wird unsre erste Präsidentin haben, und darin dem Beispiele unsres jetzigen Präsidenten und seiner Vorgänger folgen, die alle viel Kinder gehabt haben. Die Kinder aber werden stolz auf ihre Mutter sein“ u. s. w. — Gar erst die Fragen nach Zuständen der Gegenwart, die in der Schule von *Corry* (Pennsylv.) gestellt worden sind und in der 15jährigen *Gertrud C.* eine sehr prompte Beantworterin gefunden haben: Welches sind die Hauptcandidaten für die nächste Präsidentenwahl? Welches sind die Hauptbetrügereien, deren sich in letzter Zeit die „Kings“ schuldig gemacht haben? Die Namen von vier der bedeutendsten Journalisten und der Blätter, für die sie schreiben? u. dgl. m.

Uns kümmert hier nur die „culturhistorische“ oder „volkspychologische“ Seite des Buches: der Pädagoge wird ihm aber auch seinerseits in vielen Einzelheiten Interesse abgewinnen. Sollte er zunächst einwenden, daß all den Beispielen, die das Buch vorführt, der Uebelstand anhafte, daß sie nicht in der Ursprache, sondern in Uebersetzung vorlägen, daß der kindliche Stil dadurch verwischt sei, und die Sprache ein wahrscheinlich falsches Gepräge der Weise trage, so haben wir dem zunächst entgegenzusetzen, daß Hr. Duissou, der Herausgeber, dies Bedenken nicht übersehen und ihm besondere Rücksicht gewidmet hat. Man ist bemüht gewesen, den Text dieser Arbeiten getreu bis in seine Fehler und Nachlässigkeiten hinein wiederzugeben. Diese harte Arbeit hat ein Mann übernommen (Hr. Legrand, der am *Lycee Fontane* den englischen Unterricht erteilt) der durch seinen Beruf Erfahrung hat mit Kindern, ihrer Sprache, ihrem Geiste und der sich bemüht hat, auch diesen amerikanischen Schülkern soviel als möglich die Ursprünglichkeit ihres Denkens und Schreibens, ihre selbständige Art und die Freimüthigkeit des Ausdrucks nicht zu verkümmern.“ So besagt ausdrücklich die Vorrede und dazu kommt, daß vielleicht nur in den untersten Schulklassen ein Gewicht auf die photographische Wiedergabe des Ausdrucks zu legen ist, in den meisten und größeren der hier vorliegenden Arbeiten ist es die charakteristische Art des Denkens selber, auf die es dem Urtheil ankommt und hier kann die Uebersetzung, wenn sie nicht wesentlich falsch, nichts Wesentliches ändern. Nach dieser Seite hin also fühlen wir uns sehr beruhigt: es ist wirklich die Denkweise und Sprache des auf den Straßen, in der Gesellschaft fluthenden Lebens, das auch in den Schulstuben seine unbestrittene Gewalt übt. Mit unsern herkömmlichen Unterscheidungen zwischen Realismus und Humanismus reichen wir hier offenbar nicht aus, die Leute sind in ihrem Realismus selber klassisch und werden, wie es nur von den Griechen gesungen ist, „vom Spazierengehen und von der Lust gescheit.“

„Es giebt keine Kinder mehr“ — lautet seit einigen Jahrzehnten die Klage der Alten. „Die Gymnasialbildung geht abwärts“, seufzen die Commissarien bei den Abiturientenprüfungen. „Und auf der Universität lernen sie auch nichts mehr“, sagt zum Schluß ein deutscher Justizminister im Reichstage. Es mag ja sein, daß nach der Theorie von der Accumulation erblicher Eigenschaften die Kinder jetzt bereits gescheiter zur Welt kommen, als vor Jahrhunderten, aber daß es deshalb auch schneller mit ihrem Weiterbildungsvermögen zu Ende gehen müsse, dagegen spricht laut das Zeugniß, das uns hier aus amerikanischem Kindermunde gegeben wird.

Alle an Verschiedenartigkeit seines Standpunktes wie an Energie seiner Opposition. Das Gesetz ist eine unumgängliche Nothwendigkeit, sagt er mit der Einen Zunge und mit der Andern fügt er hinzu: Aber es ist unmöglich. „Das Gesetz“, sagen wir, denn für möglich erklärt er ja allerdings eine Einrichtung, einen Zustand, die aber nichts weniger als ein Gesetz sind oder sich durch ein solches constituiren lassen.

In sehr löblicher und kluger Weise hat Hr. Gneist sich nicht darauf verlassen, was die Befähigung oder der gute Wille der Herren Reporter aus den Commissionsitzungen etwa für die Oeffentlichkeit zurecht machen: er hat seine Meinung in einem kleinen Heftchen („Das Reichsgesetz gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie, staatsrechtlich beleuchtet von Dr. Rud. Gneist.“ Berlin, Springer.) zusammengefaßt und rechtzeitig veröffentlicht, so daß man jetzt bei der Plenardebatte doch ziemlich genau wird unterscheiden können, wann und wo er gegen sich stimmt. — Er beginnt mit der Versicherung: „Die Mehrheit der deutschen Nation ist ernstlich überzeugt, daß die socialdemokratische Organisation Staat und Gesellschaft mit schwerer und bringender Gefahr bedroht, und daß diese Gefahr durch ein Reichsgesetz abgewandt werden soll.“ Das ist so ruhig, so sicher vorgetragen, das steht so imponirend am Eingange der Schrift — aber wahr ist es trotz alledem nicht. Hr. Gneist wird seine Rechnung doch nicht anders führen

können, als durch den Hinweis auf das Ergebnis der Reichstagswahlen, als des geregeltesten Ausdrucks der öffentlichen Meinung. Wo ist denn da die Majorität, die sich in bestimmten Ausdrücken für die Existenz einer solchen Gefahr und die Nothwendigkeit des Ausnahmegesetzes ausgesprochen hätte? Und erst gar in „ernstlicher Ueberzeugung“! Weiß Hr. Snerst denn nicht, welche Stimmungen, wahre und künstlich erzeugte, welche Aufregungen diesmal die Wahl gelenkt haben, bei denen eine „ernstliche Ueberzeugung“ weniger, denn je überhaupt, in den Wählermassen auskommen konnte?

Dies Gesetz, fährt er fort, kann nur entweder ein Justizgesetz sein oder ein Verwaltungsgesetz. „Ein Justizgesetz dieser Art wird sich aber als unmöglich erweisen. Ein Verwaltungsgesetz dieser Art erscheint in jedem Fall der Gefahr des Mißbrauchs ausgesetzt.“ Das beweist er nun des Näheren. „Ein Justizgesetz gegen die Socialdemokratie, welches Anstifter, Theilnehmer und Begünstiger der socialdemokratischen Agitation als solche unter Strafe stellt, erscheint mir als unmöglich. Wäre es möglich, so wäre es durch allseitiges Bemühen sicherlich schon zu Stande gekommen. Es erscheint unmöglich, weil die Merkmale einer gemeingefährlichen socialdemokratischen Agitation sich nicht als Thatbestand eines Vergehens begrenzen lassen. Jeder Versuch dieser Art scheitert an der Unmöglichkeit einer Definition. Die immer noch flüssigen Ideen des Socialismus, — einer Umwandlung der privatwirthschaftlichen in den gemeinwirthschaftlichen Betrieb, des Privateigenthums in öffentliches Eigenthum, des Privatdienstes und Privatlohnvertrags in öffentlichen Dienst und Besoldung, — sind rechtlich nicht zu scheiden von schon bestehenden anerkannten Verhältnissen der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung; Niemand kann sagen, an welchem Punkt ein rechtswidriges oder gemeingefährliches Bestreben dabei anfängt. — Ebenso unbegrenzt ist die Methode der Socialdemokratie nach dem Merkmal von Haß und Verachtung; denn der Mensch darf auch hassen und verachten. Es fragt sich nur: was? Die Haß- und Verachtungsgesetze haben nur einen definirbaren Sinn in bestimmter Richtung gegen das Staatsoberhaupt, gegen die vorhandene bürgerliche Obrigkeit, nicht aber in einer Richtung gegen die Heiligkeit des Eigenthums, der Familie, der Gesellschaftsordnung. — Ebenso unbegrenzt ist die Erregung des Klassenhasses; denn nach Auflösung der ständischen Ordnung sind in der staatsbürgerlichen Gesellschaft rechtlich begrenzte Klassen nicht mehr zu finden. Allen politischen und kirchlichen Parteien der Gegenwart ließe sich nachsagen, daß sie in engerem oder weiterem Umfang auf Friedensstörung und Haß unter Klassen der Gesellschaft hinarbeiten. — Völlig unsaßbar ist endlich das Merkmal Agitation, denn gerade die höchsten und edelsten Bestrebungen der Kirche und der Humanität dürfen sich rühmen, daß sie agitiren. — Wer an dem neuen deutschen Strafgesetzbuch und an dem Preßgesetz in langer schwerer Arbeit mit thätig gewesen, wird sich überzeugt haben, daß aus solchen Elementen ein Strafgesetz sich nicht zusammen fügen läßt, daß jede Construction von „Tendenzverbrechen“ bisher vergeblich gewesen ist. Es kann also nur Selbsttäuschung sein, wenn man an Stelle dieses Gesetzes durch eine Strafrechtsnovelle den Zweck der Abwehr der Socialdemokratie erreichen will. — Ein bauerndes normales Strafgesetz gegen die Tendenzen der Socialdemokratie würde

eben deshalb in Widerspruch mit den anerkannten Grundsätzen der Pressfreiheit und des Vereinsrechts treten. Die Aufhebung der Censur beruht auf der seit 100 Jahren zur Geltung gekommenen Wahrheit, daß die Gemeingefährlichkeit eines ausgesprochenen Gedankens sich nicht im Voraus durch eine Rechtsnorm dauernd und unabänderlich bestimmen läßt. Ein ausgesprochener Gedanke soll daher nicht um seiner Gefährlichkeit willen unterdrückt werden, sondern nur in bestimmten Fällen einer Rechtsverletzung, der Verletzung einer definierten Straffassung oder einer formellen Polizeivorschrift. Eine Richtung gegen Staat, Kirche, Gesellschaft läßt sich nicht im Allgemeinen verbieten ohne die Freiheit des Gedankenausdrucks aufzuheben. Denn das ganze öffentliche Leben beruht auf einer Kette berechtigter Bestrebungen zu Verbesserungen, also Änderungen in Staat, Kirche und Gesellschaft. Die ganze Gesetzgebung besteht aus fortlaufenden Reformen, also Änderungen in Staat und Gesellschaft. Ein dauerndes Strafgesetz gegen die Socialdemokratie träte also in Widerspruch mit dem Wesen der Pressfreiheit, des Vereinsrechts, insbesondere aber mit dem Coalitionsrecht der arbeitenden Klassen, welches die deutsche Gesetzgebung in Uebereinstimmung mit den Culturstaaten Europas als eine Grundlage der heutigen Gesellschaft unwiderruflich anerkannt hat. — Eben deshalb würde auch ein Strafgesetz gegen die socialdemokratische Organisation in unangemessener Weise wirken. Die große Mehrzahl der Teilnehmer daran hat kein Bewußtsein eines Unrechts. Die Masse der Teilnehmer glaubt ihre Meinungen, Ueberzeugungen, Bestrebungen, Interessen mit gleichem Recht und gleichen Mitteln zu vertreten, wie die politischen und kirchlichen Parteien der Gegenwart. Eine kriminelle Bestrafung einer solchen Thätigkeit würde mit dem Gefühl der Rechtsungleichheit den Fanatismus, den Trotz, die Neigung zur gewaltthätigen Auflehnung nur erzeugen, und wo solche schon vorhanden ist, steigern. — Nach diesen Gesichtspunkten wird man unbefangenen alle Versuche beurtheilen müssen, welche die Abwehr der Socialdemokratie auf normale Press- und Vereinsgesetze verweisen. Sie bewegen sich entweder in einer Selbsttäuschung oder verdecken eine Verneinung durch das Gegenversprechen eines Unmöglichen.

Das Reichsgesetz kann also nur ein Verwaltungsgesetz sein. Man kann die Berechtigung eines solchen nicht leugnen ohne Widerspruch mit allerseits anerkannten Wahrheiten. Es ist nicht wahr, daß alle Zwangsthätigkeit des Staats sich auf Strafrecht und Civiljustiz zu beschränken hätte. Das Leben der heutigen Gesellschaft, welche keinen Tag und keine Stunde ohne die Wirksamkeit der Polizei zu bestehen vermag, kann die Berechtigung einer vorbeugenden Zwangsthätigkeit des Staats nicht ableugnen. — Der Staat hat also das Recht und die Pflicht, vorhandene Gefahren von der Gesellschaft abzuwenden. Vor uns liegt die Thatsache, daß in den uns umgebenden Staaten eine gleichartige Massenorganisation stets zu gewaltsamen Ausbrüchen geführt und Staat und Gesellschaft in schwere Gefahren versetzt hat. Von eingebildeten Gefahren darf man nicht mehr reden, wenn die verbündeten Regierungen in Uebereinstimmung mit der Mehrheit des Reichstags eine solche Gefahr als vorhanden anerkennen. Nach übereinstimmenden Erfahrungen der letzten Menschenalter entstehen aber solche Gefahren aus dem Zusammenwirken der Pressfreiheit mit dem Vereinsrecht. Sie entstehen, wenn auf dem Boden der

Presß- und Vereinsfreiheit eine Massenorganisation aufwächst, die sich gegen den Besitz und die darauf beruhenden bürgerlichen Stellungen mit allen Motiven der Selbstsucht und des Reides wendet und so hermetisch abschließt, daß sie durch eine Gegenorganisation der Presse und des Vereinsrechts nicht wirksam abzuwehren ist. Die Idee der sozialen Selbsthilfe ist freilich auch in dieser Frage populär, weitverbreitet und in der Tagespresse stark vertreten. Allein wären bloß geistige Mittel der Belehrung und Ueberzeugung gegen jene international geleitete Organisation ausreichend, so würde eine Wirkung der „Ordnungspresse“ bereits sichtbar sein. Die antisocialdemokratischen Parteien, die nach der Auffassung der Socialdemokratie eine „einheitliche reaktionäre Masse“ bilden, besitzen seit lange eine große einflußreiche Presse und ein freies Vereinsrecht. Mit diesen Mitteln ist es uns in sehr geraumer Zeit nicht gelungen, die fortschreitende Massenorganisation zu hemmen, weil die sogenannten Ordnungsparteien zu keinem übereinstimmenden Plane gelangen können. Die Socialdemokratie selbst verhöhnt unsere Uneinigkeit und verspottet die „Feigheit und Kopslosigkeit der Bourgeoisie“. Danken wir der Vorsetzung, daß dies Verhältnis wirklich noch besteht! Denn finge unsere große, bisher uneinige Presse an nach einheitlichem Plan Gleiches mit Gleichem zu vergelten, in gleichem Geist, in gleichem Ton, mit gleichen Mitteln das Gift des Hasses und der Verachtung gegen die armen „enterbten“ Klassen zu richten, so kämen wir zu einer wirklichen Proscription. Und käme die große in ihrem Besitz bedrohte Masse wirklich dahin, Kraft ihres Vereinsrechts Gleiches mit Gleichem zu vergelten, in gleichem Haß und gleicher Kriegsbereitschaft die Gegner in ihrer bürgerlichen Existenz zu bedrohen, zu beschädigen und zu vernichten: so würde keine menschliche Einbildungskraft die furchtbaren Folgen eines solchen allgemeinen lock-out der besitzenden Masse auszumalen vermögen. Sie würde sich selbst freilich den schwersten Schaden zufügen, noch gewisser aber die Gegner durch Austreibung aus Haus und Hof und bürgerlicher Nahrung zu dem Verzweiflungskampf des Hungers treiben. Der Kampf ums Dasein, der große Klassenkampf, von dem die Socialdemokratie träumt, und wenn sie unter sich ist, spricht, wäre dann verwirklicht. Im Leben der Völker ist es zu einer solchen Organisation und Gegenorganisation niemals gekommen, sondern der blutige Kampf ist schon ausgebrochen nach halbvollendeter Organisation. Der Ausgang ist aber immer derselbe gewesen: die jammervolle Niederlage des schwächeren Theils. Die „reaktionäre Masse“ hat sich stets als der stärkere Theil erwiesen. Sogar die „feige Bourgeoisie“ hat stets persönlichen Muth gezeigt, wenn es zur Vertheidigung von Haus und Heerd kommt. Die heutige Weise der Kampfführung hat diese Uebermacht von Besitz und Intelligenz nur noch erhöht. — Daß es zu einer solchen Katastrophe, auf welche die Socialdemokratie in verhüllter Drohung hinweist, nicht kommt, beruht nicht auf „Feigheit und Kopslosigkeit“, sondern darauf, daß die höher gebildeten Schichten der Gesellschaft im Ganzen gewohnt sind, die Folgen ihrer Handlungen besser zu überlegen, als eine jugendliche Volksmasse unter der verführerischen Herrschaft der Phrase. Es beruht darauf, daß in den besitzenden Klassen noch ein Gefühl der Gewissenspflichten, der christlichen Pflichten des Menschen gegen den Menschen lebt, welches die Socialdemokratie zu vertilgen vergeblich bemüht ist. —

wird, in eine Vorurtheilung gegen die jetzige Organisation der Socialdemokratie, und jede Maßregel zur Unterdrückung von Druckschriften und Vereinen wegen ihrer Gemeingefährlichkeit kann diesen Charakter nicht verleugnen.“ — Damit ist freilich nur constatirt, daß dieselbe Mehrheit des Volkes, die nach Herrn Gneist's Meinung an die Gefahr glaubt, das gegen sie vorgeschlagene Mittel nicht will, indessen hindert das Dialektiker, wie unsern Professor nicht. Ernster ist, wenn er fortfährt: „Es wäre auch vergeblich zu leugnen, daß eine solche Polizeithätigkeit

im Widerspruch steht mit den Grundrechten der bestehenden deutschen Verfassungen. Jeder deutsche Einzelstaat bedarf daher zu diesen Maßregeln einer außerordentlichen Vollmacht mit Zustimmung der einzelnen Landtage.“ Tanderadeil wie schön sang einst die Nachtigall von dem Rainstempel des Giddruches gegen eine solche „bestehende deutsche Verfassung“! Und wenn die Reichsverfassung die Grundrechte deutscher Nation nicht in sich aufnahm, that sie es etwa, um diese um so einfacher ignoriren, annulliren zu können da wo sie in den Einzelverfassungen sich ganz oder stückweise fanden? Sieht etwa der vierte Paragraph der deutschen Verfassung, der von den Gebieten handelt, in denen die Reichsgesetzgebung oberste Gewalt haben soll, solche Rechte wie sie das Socialistengesetz, und Herr Gneist mit ihm, in Anspruch nimmt? Freilich nicht, aber Herr Gneist weiß sich darüber hinwegzusetzen. „Hätte man aber diesen Weg beschreiten wollen“ — fährt er im Anschluß an das Vorige fort — „so würde manche deutsche Regierung keinen leichten Stand mit ihren Kammern gehabt haben und in jedem Falle würden in 25 Staaten sehr verschiedenartige Gesetzbeschlüsse gefaßt worden sein in völligem Widerspruch mit dem Zweck und mit der Wirksamkeit der Maßregeln. Die einzelnen deutschen Regierungen waren deshalb genöthigt, sich an die höhere Reichsgewalt und die Reichsgesetzgebung zu wenden, die ihnen außerordentliche Vollmachten ertheilen kann, welche über die verfassungsmäßigen Grenzen ihrer Polizeihohheit hinausgehen.“

— Das ist zwar in den Zeiten des seligen Bundestages vorgekommen, daß ein deutsches Ministerium erschreckt über die eigne Freisinnigkeit sich Hülfe in der Eichenheimer Gasse dagegen erbat; aber diesmal, im Jahre 1878, sollte es Herrn Gneist doch schwer fallen, seine mit historischer Kaltblütigkeit aufgestellte Phantasmagorie zu erhärten und zu sagen, welche „einzelnen deutschen Regierungen“ sich an die Reichsgewalt um diese außerordentlichen Vollmachten gewendet haben? Der preussische Landtag könnte, wenn er wollte, dieser Frage amtlichen Fortgang geben.

Also eine deutsche Reichspolizeiordnung! Aber diese sind stets bisher unwirksam geblieben, weil (§. 12) „die einzelnen Regierungen („Reichsstände“ — Hr. Gneist nimmt das für gleichbedeutend) darauf bestanden, die Reichspolizeiordnungen jede nach ihrer Weise auszuführen“. Aber wenn heute ein deutscher Einzelstaat sich bewogen fühlt, das gegenwärtige Gesetz sehr müde, „nach seiner Weise“, auszuführen, so fehlt ja die Staatsanwaltschaft, die den Fall vor die oberste Instanz treiben und dadurch eine Einheit dessen, was Hr. Gneist „Rechtsprechung“ nennen wird, herbeiführen könnte. — Alle früheren deutschen Reichspolizeiordnungen sind ferner unwirksam geblieben, weil (§. 13) „man kein exclusives Organ an die Spitze stellen konnte.“ Und die folgenden Zeilen selbiger Seite sind dem Beweise gewidmet, daß auch die oberste Controlbehörde unseres Gesetzes erst zusehn müsse, ob und wie es ihr „in der schonenden Form einer Correspondenz durch den Reichskanzler und die Landesministerien, bis zu den ausführenden Localpolizeibehörden herab“ gelingen werde eine leitende Stellung zu erringen. Und für so philiastrische Pläne stellt Hr. Gneist in der Commission den Antrag auf nur fünf Jahre Dauer? — Wir haben freilich niemals eine deutsche Reichspolizeiordnung gehabt ohne ein Reichsgericht an der Spitze, aber ebendeshalb (§. 16) „blieben auch unsere historischen Polizeiordnungen in der Regel unaus-

geführt.“ Das ist nun zwar etwas salopp, auf drei verschiedenen Seiten, für drei verschiedene Argumente, immer wieder die Polizeiordnungen des heil. römischen Reiches aufmarschiren zu lassen, deren einziger und wirklicher Fehler doch nur der gewesen zu sein scheint, daß Hr. Gneist sie damals nicht nach seinen Amendements formeln konnte: uns wollen diese ehrwürdigen und übrigens durchaus unzutreffenden Reminiscenzen nichts Andres besagen als daß, was damals nicht ging, heute noch weniger gehen wird.

Man wird zugestehn, daß in der Schrift das Mögliche zusammengehäuft ist, was über die Gefahren und Bedenken dieses Gesetzes vorgebracht werden kann. Und überwände unser Verfasser das Alles — und er wird es —, so kommt schließlich noch ein Bourgeoisbedenken, an dem Alles zu scheitern droht. Trübt darf mit dem Gesetze nicht gemacht werden. Eine Versammlung zu verbieten, das mag ja gar nicht in Betracht kommen; auch eine zeitweise Beschränkung von Privatvereinen mag hingehen, obwol er hier bereits die mit Corporationsrechten ausgestatteten in freilich unverständlicher Weise berücksichtigt wünscht; ebenso wird der Geldwerth eines „Druckblattes“, „einer Zeitungsnummer“ nicht der Rede werth sein (davon, daß große und kostspielige, schon früher erschienene Werke mit Beschlag belegt, daß Zeitungsunternehmungen, die ein Vermögen repräsentiren, durch einfaches Verbot getödtet werden können, davon weiß Hr. Gneist wieder nichts oder will nichts wissen) — aber „nur wo die bürgerliche Existenz in Frage steht, bei Unterfügung eines bürgerlichen Gewerbes, hat die deutsche Gewerbeordnung grundsätzlich ausgesprochen, daß die Entziehung der bürgerlichen Nahrung nie durch einfachen Verwaltungsakt erfolgen, sondern daß dafür ein collegialische Entscheidung mit gewissen Garantien der Verwaltungsjurisdiction eintreten soll.“ Recht wohl, aber in andern deutschen Gesetzen ist ebenfalls „grundsätzlich“ recht viel ausgesprochen, was sich mit der gegenwärtigen Gesetzesvorlage gar nicht verträgt: warum hat Hr. Gneist dafür keine Augen, keine Wünsche „gewisser Garantien“?

Aber Hr. Gneist macht Miene, diesen Vorbehalt ernstlich zu nehmen, er spricht sogar zwei Seiten später noch einmal von ihm, und zwar anscheinend in demselben Sinne; sehen wir zu, ob der Einfall es bis zum Amendement bringt.

Der Weisheit Schluß aber ist die Rathlosigkeit. Wir müssen — heißt es — „schließlich anerkennen, daß die deutsche Presse und die öffentliche Meinung bei der Entscheidung dieser Fragen sich in einer schwierigen, fast rathlosen Lage befindet. Nicht nur die politischen Autoritäten, sondern die Rechtsverständigen und Verwaltungskundigen sind unter sich so verschiedener Meinung, daß nahezu jedes Mitglied der Reichstagscommission einen besondern Vorschlag in petto hat, wobei jede Meinung an ein ihr nahe liegendes Gebiet von Verwaltungs- oder Gerichtseinrichtungen denkt. Der Grund liegt anscheinend darin, daß die Ideen über eine Verwaltungsreform überhaupt im Fluß sind, daß die Verwaltungsjurisdiction sich zur Zeit bewährt hat und daher der deutschen Neigung entsprechend leicht zu einem allgemeinen „Princip“ erhoben wird, daß dies Gesetz überhaupt als eine neue außerordentliche Construction in das Verwaltungsrecht eintritt, und daß alle Fragen sich endlich noch verwickeln durch die eigenthümliche Zusammensetzung des deutschen Bundes-

jeopert jetzt ein prägnantes Beispiel der hier auftauchenden Schwierigkeiten an. Im Anklänge an den berühmten Satz: „Nenne mir den Mann, und ich nenne Dir das Gesetz“ sagt er: „Dieselben wörtlich übereinstimmenden Sätze über die Noth der arbeitenden Klassen und ihre Abhilfe durch Productivgenossenschaften u. s. w. bedeuten etwas völlig Verschiedenes in einer Schrift der Richtung Schulze-Delitzsch, Max Hirsch oder der Socialdemokratie.“ Nun, wir kennen Herrn Gneist's Stil seit Jahren und sind in der Genossenschaftsfrage einigermaßen orientirt: früge uns aber ein bildungslustiger Polizeimann bei dieser Stelle aufs Gewissen, ob Herr Gneist nun wol den Herrn Max Hirsch unter die Harmlosen, unter die etwas Bedenklichen oder unter die Verlorenen zähle, wir wären um die Antwort verlegen. — Man wird da freilich auf die obern Beschwerdeinstanzen hinweisen. Aber in einer Lage, in der die Staatsraison das allein entscheidende Wort führt, wird es auch nothwendig sein, die Autorität der den ersten Angriff leitenden Beamten nur in den dringendsten Fällen durch eine etwaige Correctur ihrer Massregeln zu schwächen. Ueberdem läßt sich voraussehn, daß in vielen Fällen, in denen entweder in Folge der „nicht aufschiebenden Wirkung“ der Schaden, z. B. bei unterdrückten Zeitungen, doch unwiderbringlich ist, oder wenn der passive Widerstand sich in dieser Weise äußern will, die Rechtswohlthat jener Appellation gar nicht erst in Anspruch genommen wird. Für den kleinen Belagerungszustand, n § 20, ist ja ohnehin gar keine Beschwerdeinstanz eingesetzt und vermuthlich wird Berlin das bald zu empfinden haben.

Aber nicht die einzelnen Härten der Gesetzesvorlage, auch nicht die Massenhaftigkeit der Opfer, die ihr fallen werden, bekümmert uns am meisten, ein weit schlimmeres Uebel ist die Rechtsunsicherheit überhaupt, die im Laufe der Zeit sich des Volkes bemächtigen wird. Von der harten Arbeit des Tages in Anspruch genommen, durch den Wechsel der politischen Systeme oft irre gemacht, hat das deutsche Volk in den letzten fünfzig Jahren — und soweit reicht seine Geschichte ja höchstens zurück — sich von dem „Luxus der Freiheit“, der echten und reinen, auf das Bewußtsein des Gleichgewichtes von Recht und Pflicht gegründeten, erst sehr wenig gönnen können. Das wird nun rückläufig werden — und weiter vielleicht, als man wünscht. Tritt der Staat mit seinem Rechte jetzt so fordernd vor das der Bevormundung, dem patriarchalischen Regimente obnehin noch so zugeneigte Volk, so werden auch die Forderungen an den Staat nicht lange ausbleiben. Und in diesem Punkte ist der Hr. Reichskanzler in seiner Kasseler-Rede doch offen genug gewesen — „starke Spiele kann man die Karten auf dem Tisch spielen“, sagte einst sein liebenswürdiger Lehrer. Der Regierungsocialismus wird nicht ausbleiben und die zunächst seine Beche zahlen, das werden eben die sein, die heute dem Gesetze so freundlich entgegensehen, die National-liberalen. Die Fabrikinspectoren, das Reichsgesundheitsamt werden garstige Löcher in das alte unfehlbare Manchesterprogramm reißen und, reicht das nicht aus, so geht's dann in den Staatsocialismus selbst hinein. Welche Entwicklung dieser haben kann, zu welchem natürlichen Ziel er führt, das hat man bis jetzt in der Weltgeschichte noch nicht erlebt, gewöhnlich stürzen ihn unvorgesehene Ereignisse.

Die periodische Presse Berlins, die noch im J. 1863 gegen das Verwarnungssystem sich zu einem corporativen Protest aufraffte, hat diese Kraft heute nicht mehr; der deutsche Buchhandel, der in den Zeiten des Obergerichts eine Kraft des Widerstandes in der Kleinstaaterei fand, die ihm jederzeit noch Zufluchtsstätten bot, steht heute wehrlos und stumm, und wehrlos aber berebt, wird in dieser Woche der Reichstag über sich ergehen lassen, was „Risnet“ ist Dr. Schulze wird den Regenschirm aufspannen über seine Genossenschaften und Dr. Bamberger oder sonst ein stiller Gesellschafter den Regenschirm über die Actiengesellschaften und da die Tugend der Regenschirme ist, alles Nebengehende um so gründlicher zu durchdringen, so wird das ganze übrige Gesetz für diese Fürsorge um ein paar Einzelheiten büßen müssen. Aber am Schluß wird sich aller Selbstenmuth zusammenballen und sich in die letzte Schanze, in den Streit um den Endtermin, werfen. Nicht über unsre eigne Lebensdauer hinaus, lautet das Feldgeschrei und als stilles Lösungswort klingt es wie: Nicht zur Störung unsrer bereinstigten Wiederwahl! Die Raiben! Sobald des Stüdes zweiter Theil anhebt und sie gegen die ja schon im Allgemeinen angekündigten und im Allgemeinen acceptirten Vorlagen, durch welche dieses Gesetz einst entbehrlich gemacht werden soll, sich ungeberdiger als jetzt benehmen: als wenn dann nicht jeder Zeit ihre Auflösung doch erfolgen und die Neuwahl doch unter dem Drucke dieses Gesetzes stattfinden könnte! Wäre es nicht wirklich einfacher, vielleicht sogar klüger, den Paragraphen ganz zu streichen und dem Reichskanzler vertrauensvoll ins pflichtmäßige Ermessen zu stellen, wann er das Volk wieder amnestiren will? Wie praktisch wäre statt dessen ein Schlußparagraph,

wie er sonst wol üblich war, der zu Ruß und Frommen Aller, so es angeht, anführte, welche Reichsgesetze, welche Landesgesetze, welche Verfassungsrechte der Einzelstaaten ganz oder in einzelnen Bestimmungen durch dies Gesetz aufs Trockne gesetzt sind!

Noch eiliche Tage und die neue Aera taucht empor. Sehr leicht-herzig trösteten sich einige Blätter damit, daß nach der Publikation noch eine Frist von 14 Tagen gegeben sei: § 22 verlangt das „sofortige“ Inkrafttreten. Bestelle ein Jeder sein Haus und sei eingedenk der Geschichte aus dem Flavius Josephus:

In den letzten Tagen der Belagerung (Jerusalem durch die Römer) war es, da lief ein Mann auf der Mauer um die Stadt, weinend und klagend: Wehe über Jerusalem! Drei Tage lief er so und rief so, am Abend des dritten aber rief er aus: Wehe auch über mich! Da kam ein Stein aus den Ballisten der Römer und schlug ihn todt.

Der Schwarze'sche Commissionsbericht.

Der kaiserliche Generalstaatsanwalt v. Schwarze, beauftragt die Arbeit der zur Vorberathung des Socialistenkrieges eingesetzten Reichstagscommission zusammenzufassen, hat das in sehr ausführlichem Bericht gethan, von dem — besprechend genug! — die liberalen Blätter, ihren anfänglichen Widerstand bereits aufgebend, nur noch ganz summarisch Notiz nehmen. Wir theilen, nach dem Auszuge der *Presse*, Folgendes davon mit: Man war in der Commission darüber einig, daß durch die socialdemokratischen Ausschreitungen eine schwere Gefahr für die Staats- und Verfassungsordnung entstanden, und daß der Verhütung des Reiches die Pflicht obliege, weitere Ausschreitungen der Socialdemokratie zu verhindern und die Verfassung vor der aus ihnen erwachsenden Gefahr zu schützen. Ueber die Wege dazu herrschte eine tiefergehende Meinungsverschiedenheit. Man war einig, daß auf dem Wege der Verhütung keine sofortige und erschöpfende Heilung der vorhandenen schweren Uebelstände zu erhoffen sei, vielmehr nur zunächst die Verhinderung weiterer Verbreitung, sodann aber die Vorbereitung der Heilung erwartet werden könne. Diese Heilung müsse einerseits durch Fortführung der Reformen auf dem wirtschaftlichen Gebiete und im Interesse des Arbeiterstandes, andererseits durch Belebung der Religiosität, durch Aufklärung und Belehrung, durch Stärkung des Sinnes für Recht und Ethik angestrebt werden. Man erkannte dabei an, daß die Erreichung dieses Zweckes die thätige Mitwirkung aller erhaltenden Elemente des Staates verlange, ein jeder wohlgerathene Mann müsse in seinem Kreise sich die Aufgabe stellen, persönlich in der bezeichneten Richtung mit Rath und That einzutreten, und bezeugen, daß der krankhafte Zustand der bürgerlichen Gesellschaft beseitigt, und namentlich die Arbeiterkreise über die verberblichen Irrlehren der Socialdemokratie belehrt werden. Die Majorität der Commission stellte sich auf den Boden des Entwurfs, und erkannte an, daß die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie zu bekämpfen, und der bürgerlichen Gesellschaft der Friede zurückzugeben sei. Keineswegs sollen Reformbestrebungen unterdrückt werden, die es sich zur Aufgabe stellen, auf der Grundlage der gegebenen Staatsordnung vorhandenen Schäden im dem Staate und der Gesellschaft abzuheben und Hindernisse in der Entwicklung der Wohlfahrt des Volkes oder einzelner Klassen beseitigen zu beabsichtigen. Auch die Regierungsvorsteher haben in der Commission wiederholt diesen Unterchied betont und hervorgehoben, daß die Regierung die außerordentlichen Vollmachten lediglich verlange, um den verberblichen Ausschreitungen der socialdemokratischen Bewegung entgegenzutreten und versichert, daß sie von diesen Vollmachten den so gahlsten Gebrauch machen werde und weit entfernt sei, die Reformbestrebungen auf dem socialen Gebiete, soweit sie innerhalb jener Grenzen sich bewegen, zu hindern.

Eine allgemeine, aber die Bestrebungen der socialdemokratischen Partei hinausgehende und eine über die Zeit des Bedürfnisses und den Zeitpunkt der ersten Abhilfe hinaus dauernde Beschränkung des Versammlungsrechts, der Pressfreiheit, des Gewerbetreibens und der Freizügigkeit erscheint nicht

zusammengelegt und der damit erhaltene Betrag eintrahen werde. Dagegen ergibt sich, daß das gerichtliche Strafverfahren und die gerichtliche Aburtheilung in ihrer Beschränkung auf einzelne Handlungen einzelner Personen nicht zu einer wirksamen Verfolgung und Bekämpfung dieser Agitation. Von Seiten des Antragstellers wurde nachdrücklich hervorgehoben, daß er auch seinerseits die vorgeschlagene Fassung als endgültige nicht erachte, gerade deshalb sei untrennbar mit dem Hauptantrage der Antrag auf Einsetzung einer Subcommission verbunden. Von einer Seite wurde zugestanden, daß allerdings an sich die Ergänzung im Wege der ordentlichen Gesetzgebung die geeignetste Abhilfe gewähren würde. Da jedoch die Regierung einen solchen Standpunkt einer völligen Ablehnung des Gesetzes gleich halte, so sei, wer eine solche Ablehnung nicht wolle, genöthigt, den Versuch zu machen, auf der Basis des Regierungsentwurfes ein zulässiges Gesetz zu vereinbaren. Der Antrag wurde mit 13 gegen 8 Stimmen abgelehnt. Hierauf gaben mehrere Mitglieder die

Erklärung ab, daß von ihnen der Grundgedanke des obersetzten Entzuges, nämlich Erlassung eines Reichs-Gesetzes, welches von einer Ermächtigung des Reichsgesetzes ausgeht, und die davon entlich stehende Verordnungs- und Verfügungsrecht regelt, vorbehaltlich nicht unbedingte Erinnerungen gegen die Einzelheiten des Vorzuges gebilligt werden, und sie bereit gewesen wären, in der Kommission des beschlossenen eigenen Entzuges Insinuation einzubringen. Nach Abweisung des Vorzuges erschienen sie es nicht weiter für angemessen mit solchen Insinuationen hervorzutreten.

Am 1. ist statt des Wortes „Entziehung“ „Entzug“ gesetzt, das Wort „Entzug“ wurde von der Kommission beantragt, da auf dasselbe der Reichstag gestimmt werden könnte, daß eine allmähliche, schrittweise aber in dem Ausmaß der der stehenden Einsätze und Verfügungsordnung ihren Ausweg erreichende Entziehung nicht unter das Gesetz falle. Im § 1a, d. u. e. sowie § 2 handelt von dem Verbot der Verordnungs- und der Verordnungsstellen. In Kommission verabschiedete nicht, daß die gesammelten Einsätze vorzugsweise mit als Mittel der sozialdemokratischen Agitation verwendet werden können und verwendet werden sind. Gerade in ihnen liegt ein starker Anreiz zum Ausbruch an die sozialdemokratische Bewegung und in den verschiedenen Verordnungen ein starker Nachdruck für die Führung der Partei. Andererseits wurde nicht verkannt, daß diese Einsätze auch humanitären Zwecken dienen, und besonders gewirkt haben. Es wird daher die Aufgabe der Gesetzgebung sein, diesen Einsätzen gleichmäßige Beachtung zuzuwenden, und ebenso den Staat vor der Gefahr, die in dem Mißbrauch der Verordnungsstellen liegt, zu schützen, als die guten Zwecke und Eigenschaften der Verordnungsstellen zu pflegen. Beim § 2, Verordnungsstellen, wurde in der zweiten Lesung der Antrag gestellt, daß das angeordnete Verbot nicht für Verordnungsstellen zu Verordnungsstellen wegen einer ausgeübten Wahl zum Reichs- oder Landtags-Verordnung haben sollte. Es wurde hervorgehoben, daß mit einem dergleichen Verbot ungleich ihren Expropriationen einzelner Gemeinden zu Gunsten eines bestimmten Landbesitzes Fortschritt getrieben werden könnte, die Freiheit und Reinheit der Wahl beeinträchtigt und der Bürger bei der Ausübung seines Wahlrechts in einem hohen Maße behindert werde. Der Antrag wurde mit 10 gegen 10 Stimmen abgelehnt. Beim § 3 „Truchsess“ wurde die Frage, ob die auf Grund des Verbots einwirkende Verordnungsstellen der Expropriation auch auf diejenigen Expropriationen, welche bereits vor dem Erlasse des Gesetzes erschienen sind, und auf die vorhandenen, zur Verordnungsstellen bestimmten Expropriationen dieser Expropriationen sich erstrecke, von den Expropriationsverordnungsstellen befreit, während hiergegen aus der Kommission erinnert wurde, daß mit dieser Auffassung eine schwere materielle Entschädigung der Verordnungsstellen ohne Entschädigung derselben bewirkt werde. Besondere Entzuges wurden nicht eingebracht. Beim § 4 des § 5 wurde der Antrag gestellt, bei periodischen Truchsessstellen das Verbot des ferneren Erscheinens davon abhängig zu machen, daß auf Grund dieses Gesetzes das zweite Verbot einer einzelnen Nummer erfolgt. Gegen diesen Antrag erklärten sich die Regierungs-Vertreter mit der Bemerkung, daß diese Maßregel eine strenge, aber notwendige sei, die Tendenz der Reichsversammlung sei durch die fernliegenden Nummern gewisslos und vollständig sichergestellt. Die Annahme des Entzuges würde die Gefahr erwachen, daß von der Reichsversammlung in der Zukunft nach dem Erlasse des Gesetzes die bisherige Agitation nur auf vorübergehende Weise fortgesetzt werde. Vorzugsweise seien von diesen Reichsmitgliedern die schimmern Zustände, in welchen die Reichsversammlung sich befindet, verurteilt worden. Es handle sich hier nicht um ein festes Verordnungsstellen, sondern um Unterbrechung einer Reichsversammlung, welche bereits bewiesen habe, daß sie den Reichsversammlungen ihre Dienste leiste, und deren Fortbestehen daher sowohl mit dem Siege unvereinbar sei, als auch das Publikum in seiner Auffassung des Gesetzes irre führen würde. Bei der ersten Lesung wurde der Antrag mit 10 gegen 7 Stimmen angenommen, bei der zweiten Lesung mit 11 gegen 8 Stimmen abgelehnt. Beim § 10 konnte die Kommission in ihrer Mehrheit nicht die in Absatz 1 getroffene Festsetzung unbedingt bekräftigen. In Verabreichung des Einsatzes an einem bestimmten Orte könne die gesammelte Wirkung schädliche Wirkung eines Verordnungsstellen hervorzubringen, und stelle sich daher als eine sehr schwere Maßregel dar. Man glaube in voller Würdigung der von den Expropriationsverordnungsstellen ausgehenden Wirklichkeit der Reichsversammlung ein starker Schutzmittel gegen die Agitationen gewähren zu müssen, andererseits aber auch auf die Gefahr der Maßregel gebührende Rücksicht zu nehmen und nicht über das Bedürfnis hinaus hinausgehen zu lassen. Einem Entzuge, daß neben der Strafe auf Geldstrafe von Vermögensverlust erkannt werden könne, wurde keine Folge gegeben. Beim § 16a wurde darauf hingewiesen, — und dabei kam die Meinung des deutschen Reichstages vor, daß die Unterbrechung des Gewerbetriebs eine Überaus

sei, seine materiellen Einwendungen gegen diese ihm nicht bekannt gewesene Auffassung vor der Entscheidung geltend zu machen und zu begründen; c. Endlich wurde der Fall besprochen, daß das Verbot in mehreren deutschen Bundesstaaten von den dortigen Behörden erlassen, jedoch nur aus einem derselben Beschwerde gegen das Verbot an die Beschwerdeinstanz ergriffen worden sei. Wenn solchenfalls die Beschwerdeinstanz das Verbot wieder aufhebe, so fragt es sich, ob die Wirksamkeit dieser Entscheidung auch auf das Verbot in denjenigen Bundesstaaten, aus welchen nicht recurrirt worden, sich erstrecke und daher das Verbot für das ganze Reichsgebiet außer Kraft trete? Die Bejahung dieser Frage begegnete keinem Widerspruche, und wurde nur noch bemerkt, daß es sich empfehlen werde, zur Sicherung dieser Wirksamkeit die aufhebende Entscheidung in dem Reichsanzeiger bekannt zu machen. Bei der Berathung des § 20, des sogenannten Belagerungsparagraphen, wurde in der Kommission darauf hingewiesen, daß der Art. 68 der Reichsverfassung seinen realen Inhalt durch die Bestimmungen des preussischen Gesetzes vom 4. Juni 1861 empfangen. Von mehreren Mitgliedern wurde bemerkt, daß es sich in den Fällen des Gesetzes um einen bereits ausgebrochenen Krieg oder Aufruhr handle, so daß die Erklärung des Belagerungszustandes als eine Repressivmaßregel sich darstelle, während die hier nachgelassene Maßregel nur eine Bedrohung der öffentlichen Sicherheit voraussetze und daher als Präventivmaßregel sich darstelle. Es sei auch daran zu erinnern, daß das preussische Gesetz nach schweren Erschütterungen des Staates, sowie in Erinnerung an dieselben und zur Abwehr der Wiederkehr derselben erlassen worden sei. Eine solche Erschütterung sei jetzt weder vorhanden, noch zu befürchten, und ebensowenig sonst ein Bedürfniß zu solch exceptionellen Maßregeln nachgewiesen. Die Mehrheit der Kommission glaubte, daß es durch die vor-

bedeutsame Aufgabe angeprägt ist. Maßregeln zur Vermeidung der öffentlichen Gefahrheit in solchen Requiraten und Erfordernissen sind Mangel zu haben, welche durch die sozialdemokratische Agitation bereits so weit unterminiert ist, daß die gewöhnlichen, den Behörden zustehenden Präventivmittel zur Abwendung der Gefahr nicht mehr ausreichen. Es gelangte demnach die Frage zur Diskussion, wie weit überhaupt sich der § 20 auf die Maßregeln beziehe, welche nach den Landesgesetzen gültig sind und auf Grund derselben von der Landesbehörde verfügt worden sind. Man war einverstanden, daß der Paragraph auf diese Maßregeln sich nicht beziehe, vielmehr die Maßnahmen betreffen, wie das Verbot in bestimmten Fällen tätig zu sein nach den Landesgesetzen zu beurteilen ist. Auch die Genehmigung des Bundesrates erstreckte sich nicht auf diese Maßregeln. Der Antrag 1 und 2 wurden angenommen, mit der Klausel, daß vor das Wort „Eidgenossenschaft“ einzufügen sei „unmittelbar“ und das eine Wort Verhinderung sich nicht auf ausgedehnte Maßnahmen zum Verbot oder zu einem Verbot erstreckt. Ferner wurde zu Art. 3 beschlossen, daß die Personen nicht aus ihrem Wohnorte ausgewiesen werden können, dagegen erklärte sich der Regierungsdirektor, da erfahrungsgemäß der Widerstand der Ruhe und Ordnung in einem Requirat schon dadurch zu erwarten ist, wenn eine große Person, die vorzugsweise als die Seele der Bewegung in einem Requirat anzusehen, aus demselben verwiesen werden könnten und dadurch der Bewegung die Leitung und der Zusammenhalt entzogen werde. Einwendungen wurden noch gegen Art. 4: Verbot des Verkaufs und Tragens von Waffen u. a. erhoben, da in der Schweiz und andere Gegenstände zu den Waffen gezählt würden. Hiergegen wird erinnert, daß der Begriff „Waffe“, wo ihn das Strafrecht bei einzelnen Taten, mit Rücksicht auf den Charakter des letzteren aufstellt, hier nicht Platz greift, auch der verbotene Handel über Waffenführung ihn nicht in dieser Allgemeinheit, sondern in dem Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs aufstellt.

Item § 27 regelte die Frage, ob ein bestimmter Endtermin für die Dauer dieses Gesetzes vorgeschrieben sei, künftige Redakteure. Man verkannte nicht, daß eine bestimmte Fristbedingung stets von Inconvenienzen begleitet sein werde, und sich nicht mit Sicherheit voraussagen lasse, in welchem Zeitraum das Gesetz den vorausgesetzten Erfolg erreicht haben würde. Man verhehlte sich ferner nicht, daß eine zu kurze Fristsetzung durchsichtigerweise eine indirekte Aufforderung zur Fortsetzung gebotener Agitation enthalte und gleichsam eine Bedingung für längere Fortdauer. Andererseits wurde der transitorische Charakter des Spezialgesetzes hervorgehoben, welches nicht auf eine unbestimmte und ungemessene Fortdauer erstreckt werden könne. Nur mit der Anerkennung dieses Satzes kann die Fortsetzung des Gesetzes von dem gemeinen Rechte und der Wirkung der den Behörden eingeräumten außerordentlichen Befugnissen zu unterscheiden. Auch ist nicht zu verkennen, daß in einer bestimmten Fristbedingung die Aufforderung an den Bundesrat liegt, baldigst mit derjenigen Revision des Reichsgesetzes vorzugehen, in welcher man die behauptete Erleichterung des dem gegenwärtigen Spezialgesetz gestellten Aufgabe und hiermit die Forderung zur Rückkehr zum gemeinen Rechte erblickt. Bei der Festsetzung des Zeitraumes war eine Einmütigkeit in der Kommission nicht zu erzielen. Zudem man einverleibt dem Endtermin des 31. März 1901 entgegenwiderstand, wurde andererseits geltend gemacht, daß, wenn es nicht gelänge, in diesem Zeitraum einen solchen Erfolg mit dem Gesetz zu erzielen, dasselbe überhaupt als unzulässig sich erweise und durch andere Maßregeln zu ersetzen sei. Wiederholt wurde auf die Gefahr hingewiesen, welche bei Festsetzung des Zeitraumes, sofern sie ohne Rücksicht auf die Dauer der Reichsversammlung erfolgt, besteht entstehen werde, weil die Frage der Aufhebung oder des Fortbestehens des Gesetzes zur Wahlparole gemacht werden würde. Während der Regierungsdirektor wurde der Termin bis 31. März 1901 gleichfalls als zu kurz bezeichnet und dabei erklärt, wie auch die Regierung nur wünschen könne, daß der Zeitpunkt baldigst erreicht werde, an welchem die verabschiedeten Regierungen in freier Vereinbarung mit dem Reichstage die Wiederaufhebung des Gesetzes beschließen könnten. Der Termin bis zum 31. März 1901 wurde auch in der zweiten Lesung aufrecht erhalten. Die Kommission beantragte schließlich, dem Reichstage gegen die gemäßigten Forderungen der Sozialdemokratie nach Maßgabe der in der Vorlage befindlichen Zusammenstellung seine Zustimmung zu erteilen und die Personen und Eingaben durch die zu dem Entwurfe gestellten Entschlüsse für erledigt zu erklären.

er machte nun aber den Umstand zu kluge, daß in der Bretagne dafür gesorgt ist, und als die Stände zu Rennes versammelt waren, ging der Marquis, begleitet von seinen beiden Söhnen, zum Gerichtshofe, und nachdem er das Recht eines alten Gesetzes des Herzogthums für sich angeführt hatte, welches, wie er sagte, deswegen nicht weniger kräftig wäre, weil es selten angerufen würde, so nahm er seinen Degen von der Seite: Da, sagte er, nehmen Sie ihn in getreue Verwahrung, bis bessere Zeiten mich in den Stand setzen, ihn wieder zu begehren!

Der Präsident nahm den Degen des Marquis an, er blieb einige Minuten, um ihn in das Archiv seiner Familie niedergelegt zu sehen und entfernte sich.

Den folgenden Tag begab sich der Marquis mit allen den Seinigen auf ein Schiff nach Martinique."

Das ist lange her, aber heute will etwas Aehnliches sich vollziehen. Am 18. Oktober, an dem Tage, da die Alten unter uns einst die Freudenfeuer auf den Bergen schürten zu Ehren des großen „Freiheits“.



zu empfinden und für die Winke Gambetta's, der bei sich zu Hause die Eröffnung eines fröhlichen Culturkampfes verspricht, nicht unempfänglich zu sein. Der römische Correspondent der Nationalzeitung ist so gut wie quiescirt und ihr pariser Beobachter macht dafür die Riene, als wolle er den Kriegsmantel anlegen.

B. Bauer.

Von und über Proudhon.

Von Arthur Malberger.

II.

Die Wittwe des Akademikers Suard hatte der Akademie von Besançon zu Anfang der dreißiger Jahre ein Legat mit einer jährlichen Rente von 1500 Frs. vermacht, mit der Bestimmung, diese Rente solle je auf die Dauer von 3 Jahren unter der gebildeten Jugend des Departement Doubs demjenigen verliehen werden, welcher nach dem Urtheil der Akademie „die glücklichsten Anlagen zeige, sei es zum schriftstellerischen, sei es zum gelehrten Berufe, sei es zum Studium des Rechts oder zum Studium der Medicin.“ Der erste dem diese Pension Suard (in Deutschland würde man „Stipendium“ sagen) zu Theil wurde, war Gustav Fallot, der zweite war Mauvais, der berühmte Astronom, der dritte sollte Proudhon sein. Dem Andringen seiner Freunde und Bekannten nachgebend, bewarb sich Proudhon um die Gunst der Akademie. So leicht sollte ihm die Sache nicht werden. Als Mittheilhaber einer Druckerei mußte er zunächst daran denken, dieser Fessel los zu werden und sich die Würde eines Baccalaureus, eine Vorbedingung für jede Bewerbung zu erringen. Da brach eine Katastrophe über ihn herein, die ihn jetzt doppelt schmerzlich treffen mußte. Sein Associé verschwand plötzlich mit Hinterlassung eines Briefes, der von tiefer Seelenzerrüttung zeugte und das Schlimmste befürchten ließ. Dem war auch so, denn einige Zeit später fand man seinen Leichnam im nahen Walde. Proudhon mußte unter den ungünstigsten Verhältnissen die Last des Geschäftes allein übernehmen, der Familie des Unglücklichen mit Rath und That beistehen und alle Kräfte aufbieten, um einen gänzlichen Zusammenbruch zu vermeiden. In einem Brief vom 3. Juni 1838 konnte er seinem Freunde Adermann schreiben: „Ich bin mitten in der Liquidirung und Abwicklung unserer Geschäfte und hoffe bis September damit fertig zu sein.“ Und weiter: „Ich habe die Felsbrücke überschritten, ich bin Baccalaureus.“ Die Sitte erheischte, daß der Bewerber um die Pension Suard sich schriftlich an die Akademie wende, seinen bisherigen Lebenslauf, den Gang seiner Studien schildere und zugleich eine Art Glaubensbekenntniß ablege, über das, was er erreicht habe und was er noch zu erreichen hoffe. „Ein delicateser Schritt, sagt Sainte Beuve, für einen Candidaten wie Proudhon; es galt fürs Erste, den Kopf nicht zu hoch zu halten und nicht zu schroff dreinzufahren.“ Proudhon fand bei vielen Akademikern freundliches Entgegenkommen. Sein Schreiben an die Akademie von Besançon ist vom 31. Mai 1837 datirt und beginnt folgendermaßen: „Mein Herren! Ich bin Schriftsetzer und Corrector einer Buchdruckerei, Sohn eines armen Handwerkers, der, Vater von 3 Knaben, nicht die Mittel hatte, alle drei etwas Rechtes lernen zu lassen. Ich

einer Pierre Sarrasin. Von mehr als zwanzig Personen bin ich beglückwünscht worden: und warum, glauben Sie, beglückwünscht man mich ganz besonders? Wegen der Gewißheit, die ich jetzt habe, mein Glück zu machen wenn ich nur will, weil mir gute Stellen, große Gehälter zugänglich sind, weil ich zu Ehren, zu brillanten Stellungen gelangen kann, weil ich es einem Jouffroy, einem Pouillet gleichthun, ja sie überreffen kann u. s. w. u. s. w. Niemand kommt mir zu sagen: „Proudhon, Du gehörst vor Allem der Sache des Armen, der Befreiung des Kleinen, der Erziehung des Volkes. Du wirst vielleicht ein Fluch der Reichen und Mächtigen sein; die, welche die Schlüssel zur Wissenschaft und zum Reichthum in Händen halten, werden Dich verfluchen; verfolge Deinen Weg als Reformator mitten durch Verfolgung, Schimpf, Schmerz und selbst Tod. Glaube an Dein Geschick, das Dir verheißt: ziehe das ruhmreiche Martyrium eines Apostels den Genüssen und goldenen Ketten des Sklaven vor. Du Sohn des Volkes, *filius fabri*, wie man ehemals von Jesus Christus sagte, Du solltest Deinem Gewissen untreu werden, Deinen Glauben verleugnen, um nach Art dieser Leute glücklich zu sein? Deine Brüder haben die Augen auf Dich gerichtet: sie warten voll Angst, ob sie bald Deinen Sturz beweinen und den Verrath dessen beklagen müssen, der geschworen hat, ihr Vertheidiger zu sein: um Dich zu belohnen, werden sie nie etwas anderes haben, als ihren Segen: aber er ist mehr werth, als die blanken Thaler der Mächtigen. Leide und stirb, wenn es sein muß, aber sage die Wahrheit und führe die Sache der Waisen.

Ich ersticke fast unter den schandbaren Ermahnungen meiner ganzen Umgebung: welche Wuth nach materiellem Wohlergehen, welch' niedrigen Epicuräismus muß ich überall sehen! Ich hüte mich wohl, meine Gedanken nur mit Einem Wort zu verrathen: ich habe die Gewißheit, mein Glaubensbekenntniß würde mich in den Ruf der Verrücktheit oder zum mindesten der Ueberspanntheit bringen. Man würde mich auslachen und ich würde doch Niemand überzeugen. Der Materialismus durchseucht die Seelen, ich meine, der praktische Materialismus, denn um den andern zu bekennen, dazu haben sie längst nicht mehr Geist genug! —

das project.

Die Akademie von Besançon hatte um diese Zeit einen Preis für die beste Arbeit über „die Nützlichkeit der Sonntagsfeier“ ausgeschrieben; Proudhon hielt es für seine Pflicht, zu concurriren, und scheint die Arbeit in den Monaten April und Mai zu Ende geführt zu haben. Er sandte das Manuscript seinem Geschäftscompagnon Huguenet, um es der Akademie zu übergeben und schreibt dabei unter dem 1. Juni 1839:

„Ich habe eine Rede über den Sonntag ausgefertigt; wie auch die Akademie darüber urtheilen mag, ich denke, sie drucken zu lassen. Herr Pauthier wird mir für einen Verleger sorgen. Wenn man aber im Publikum erst erfährt, daß ich der Verfasser dieser Rede bin, wird's einen Höllenspektakel geben. Ich kann sagen, daß ich damit den Rubikon überschreite. Wäre mein Werk weniger lang, so würde ich Ihnen sagen, Sie sollen Einsicht davon nehmen, aber Sie verlieren nichts, wenn Sie warten. Ich theile Ihnen das Alles mit, damit Sie um so besser die Wichtigkeit begreifen, welche ich für jetzt der Geheimhaltung beilege. Am 24. August werden Sie das Resultat meines Handstreichs erfahren.“

„Ich bin sehr niedergeschlagen, schreibt er in demselben Briefe, die Vernunft zeigt mir unumstößliche Wahrheiten und jemehr ich jeden Tag die Welt kennen lerne, desto klarer wird mir, daß es um meine Wohlfahrt geschehen ist, wenn ich diese Wahrheiten ausspreche. Was thut's! Die Wahrheit vor Allem; möge kommen, was da wolle!“ Ehe das Schicksal dieser Schrift entschieden war, im Juli desselben Jahres, stattete Proudhon, wie es die Sitte für den Pensionär Suard gebot, der Akademie von Besançon einen kurzen Bericht über den seitherigen Gang seiner Studien. Am 24. August 1839 wurde in öffentlicher Sitzung der Akademie die Preisvertheilung vorgenommen; Abbé Doney war Berichterstatter. Proudhon erhielt eine „lobende Erwähnung“ sammt einer Medaille. Der Berichterstatter gab die unbestreitbare Superiorität dieser Arbeit von Seiten des Talentes zu, tadelte aber, der Verfasser habe zu gewagte Theorien aufgestellt, sowie Fragen der praktischen Politik und der socialen Organisation hereingezogen; die Rebllichkeit der Absichten und der Eifer für's allgemeine Wohl könne die Verwegenheit der Lösungen nicht entschuldigen. Proudhon gab seine Arbeit unter dem Titel „De la Célébration du Dimanche“ (Feier des Sonntags) in der eigenen

Druckerei herab

ausgabe seiner Werke einverleibt. Heute, heißt es unter Anderem in der Vorrede, da die Fragen der Arbeit und des Lohnes, der industriellen Organisation und der nationalen Werkstätten, der politischen und socialen Reform die allgemeine Aufmerksamkeit im höchsten Grade in Anspruch nehmen, wurde das Studium einer Gesetzgebung für nützlich erachtet, der die Theorie der Ruhe, wenn man so sagen darf, zu Grunde liegt. Nichts dem Sabbath Gleiches wurde vor oder seit dem Gesetzgeber des Sinai von den Menschen begriffen und eingeführt. Der Sonntag, der christliche Sabbath, der in der Achtung gesunken zu sein scheint, wird in seinem vollen Glanze wieder aufleben, wenn die Garantie der Arbeit und mit ihr die Wohlfahrt, ihr Lohn, errungen sein wird. Die arbeitenden Classen sind zu sehr an der Aufrechterhaltung der Sonntagsfeier interessiert, als daß sie jemals verschwinden könnte. Dann werden Alle das Fest feiern, obgleich keiner zur Messe gehen wird: und das Volk wird an diesem Beispiel verstehen lernen, wie eine Religion falsch und der Inhalt dieser Religion doch zur gleichen Zeit wahr sein kann; wie über ein Dogma philosophiren, seinen Glauben abschwören, wie eine Religion reformiren, sie abschaffen heißt. Die Priester selbst mit ihren wissenschaftlichen Bestrebungen treiben diesem verhängnißvollen Schluß zu: sie mögen uns verzeihen, ihnen vorausgeeilt zu sein und uns am Sarge nicht fluchen, weil wir zuerst am Grabe der Religion angelangt sind.“ Der sociale Philosoph beginnt sich zu formen. „Man findet in dieser Schrift, sagt Sainte-Beuve, der ersten, welche wahrhaft zu seinen Werken gehört, den Inhalt seiner ersten Studien und zugleich sieht man einen Geist, der sich rasch freizumachen strebt: Der Löwe zeigt sich, er ist schon mehr, als zur Hälfte fertig.“

Das Schicksal seiner Schrift, sowie geschäftliche Sorgen aller Art hatten Proudhon im September wieder in seine Vaterstadt geführt. Aus den Briefen, welche er während eines zweimonatlichen Aufenthalts in Besançon an seine Freunde schrieb, sieht man deutlich, wie das geheime Grauen der Akademie allmählich in offene Entrüstung übergeht. Die Geistlichkeit setzt ein Verkaufsverbot der Schrift durch, man bereitet sich vor, die unbesonnenen Principien des jungen Schriftsetzers ernsthaft zu desavouiren. Es waren nur erst Gewitterwolken, der eigentliche Sturm sollte bald genug losbrechen.

Für Diejenigen unserer geehrten Leser, welche sich den Jahrgang 1877 der „Wage“ completiren möchten, bemerken wir, daß wir gern, soweit unser Vorrath reicht, kostenlos die Ergänzung bewirken, wenn uns nur durch Postkarte die fehlenden Nummern angegeben werden.

Die Expedition der „Wage.“

Su beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch G. Neumann, Neudamm,
NW. Kronenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Reichgebiet
4,50 Mark.
Inserionspreis 20 Pf.
für die gespalt. Zeilzeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang.

Berlin, 25. October 1878.

Nr. 43.

Inhaltsverzeichnis: Aus dem Schön'schen Briefwechsel. — Son und aber Grundh. III.
Von Erh. Rülberger.

Aus dem Schön'schen Briefwechsel.

Um das Andenken des hochverdienten Staatsmannes aus der preussischen Reformzeit ist in den letzten Jahren viel Streit erhoben worden. Wieviel man da von einer oder von beiden Seiten an der Unbefangenheit des Urtheils gesündigt hat, das zu erörtern liegt außerhalb des Rahmens dieser Mittheilung: sie will vielmehr nur, Keinem zu Lieb, Keinem zu Leid, Material für das Charakterbild des Mannes aus einer Zeit schaffen, die bei dem langsamen Gange der bekannten Mittheilungen „aus Schön's Papiere“ wohl erst in Jahren zur Berücksichtigung gelangen wird. Das Nachfolgende stammt aus den Papieren Theod. Goldstücker's, des berühmten 1872 zu London verstorbenen Sanskrit-Forschers, der, als geborner Königsberger, schon in frühen Jahren mit Schön in Berührung gekommen war. Als Schön, vom Königsberger Landkreise 1848 zur Nationalversammlung gewählt, deren Vorgesitz im Gefühl unzulänglicher physischer Kräfte schon nach einigen Tagen entsagt und im Sommer bereits Berlin wieder verlassen hatte, entspann sich zwischen ihm und dem in Berlin lebenden jungen Gelehrten — Goldstücker war damals erst 27 Jahre alt — ein lebhafter, auf die Ereignisse des Tages gerichteter Briefwechsel, dem wir das Nachfolgende entnehmen. Zum Verständniß, das sich ja übrigens aus dem Wortlaute selbst ergibt, wird nur nöthig sein, daran zu erinnern, daß in den Sitzungen vom 4.—7. September es sich um die Wiederholung des im August schon gestellten Stein'schen Antrages — Aufforderung des Kriegsministers, in einem Erlaß an die Offiziere diese vor reactionären Bestrebungen zu warnen — handelte, im November aber um die Deputation nach Potsdam und den Lärm, den sie nachträglich in der Nationalversammlung erregte, insbesondere um die heftige Abfertigung, die Hr. v. Auerswald, der gewesene Ministerpräsident, einer Bemerkung Jacoby's entgegensetzte. (Jacoby hatte in der Sitzung vom 4. Nov. die bedrohliche Lage des Landes bezeichnet als „die traurige Erbschaft dreier Ministerien, denen es an Befähigung oder Muth gefehlt, einer verderblichen Camarilla entgegenzutreten“ und Hr. v. Auerswald, dabei allerdings zunächst theilhaftig, hatte „eine solche Verdächtigung mit Verachtung zurückgewiesen“.) Daß Hr. v. Schön ebenfalls in jenen Tagen an Jacoby Anstoß genommen, darf nicht verwundern, die Art, in der er das, in seinem Brief vom 10. Nov., ausspricht, ist freilich für den andern Theil noch härter verurtheilend.

Die bekannte, etwas veraltete Schreibweise Schön's ist beibehalten:

Zweifel dann eine große Majorität gehabt.

Bekanntlich ist meine Meinung vom jetzigen Ministerio sehr klein, und ich halte es für unmöglich, daß es sich halten kann. Aber die in Rede stehende Art des Angriffs ist so unwürdig, daß man (jeder Engländer) sie verdammen muß. Man greife, offen und Edelmützig, mit Prinzipien an, und das Ministerium muß fallen. Aber Wer den Weg zum Himmel durch Beelzebub sucht, der ist selbst Ideenlos und des Himmels nicht werth. S.

2.

Preuß. Arnau den 12. Septbr. 1848.

Zwey Briefe habe ich von Em. Wohlgebornen vor mir liegen, Einen vom 5. und den Anderen vom 7. d. M., und für Beide danke ich vor Allem auf das Angelegentlichste.

Bunt, sehr bunt sah es nach Ihrem letzten Briefe in Berlin aus. Hienach scheint die Hoffnung, daß die neue Crisis den Blick in die Zeit, besonders in Potsdam klarer machen würde, nicht eingetreten zu seyn, im Gegentheil scheint mir das eingetretene Ereigniß, als Förderungs Mittel der Reaktion betrachtet zu werden, wie die Namen Vinke und Sigmowski zeugen. Bey diesem Stande der Dinge, würde meine Ankunft in Berlin, ohne Berufung, nicht allein keine Veranlassung zum Besseren, sondern nur Anlaß zu Spott geben. Sie schreiben: Es kommt darauf an, dem Könige beizustehen, und diese Aeußerung traf mein Herz. Aber, wenn ich bedenke, welche Bande zerrissen werden müssen, bevor mein Wort im Herzen des Königs Wurzel fassen, also ihn zu Handlungen bestimmen kann, dann findet mein Verstand, heute noch eine solche Mauer um den König gezogen, daß man offenbar, mit dem Kopfe dagegen

H. Dr. Jacoby und sagen Sie ihm: Obgleich er den Sozialismus hoch halte, so freute ich mich, daß er doch an dem Helb'schen Bunde mit der Aristokratie zum Sturz der Bourgeoisie keinen Theil genommen zu haben schien. Ich hoffe, daß er das Bild der Republik bey dem heutigen tiefen Cultur Stande unseres Volks u. bey dessen gänzlichem Mangel an öffentlichem Leben jetzt auch so vorübergehen lassen, und sich der Lehr Anstalt der Republik nehmlich der constitutionellen Monarchie anvertrauen werde.

3. Unsere Minister Crisis scheint sich zu einem vollständigen Chaos zu bilden, aus dem die einzelnen Elemente sich erst entwickeln müssen. Jede Parthey will wenigstens Einen Rekruten dazu stellen. Von Ideen oder Prinzipen, welche gehalten und verfolgt werden sollen, ist gar nicht die Rede. Bekerath soll ein Phantasie reicher, weicher Mann seyn, aber zum Staats Mann gehört noch dazu ein Großes, wohl das größte Stück kategorischer Imperativ. Mevissen ist mir als ein tüchtiger Kauf Mann geschildert worden, wie wir sie huzendweise in den Seestädten haben. Ich fürchte Beiden wird wie allen Rheinländnern Allgemeine Bildung gänzlich fehlen, u. der Staats Mann soll doch praktischer Philosoph, der Väter des Philosophen (des Müllers) seyn.

Sie wünschen mit einigen Freunden, daß ich in unser Großes Staatsleben jetzt und sofort eingreifen möge. Vor Allem bitte ich darauf, von meinem Bilde in Beziehung auf öffentliches Leben, das abzurechnen, was persönliches Wohlwollen dem Bilde zusetzt. Dann habe ich, so weit moralische Selbstständigkeit reicht, dazu schon Alles gethan. Aber zum in Del Malen gehört zubereitete Leinwand, oder Holz, oder eine Kupfer Platte, u. Keins von diesen 3 Stücken hat sich bis jetzt gefunden. Sie wollen, ich soll nach Trebnitz kommen, um bey der Hand zu seyn. Aber, 1.) bin ich unbedingt nöthig, dann kann es auf 3—4—5 Tage nicht ankommen, 2.) Mein, bey der Hand seyn, würde alle bösen Geister zur größten Opposition reizen, u. diese ist noch sehr stark. 3.) liegt in dem: Sich zur Hand stellen, Etwas meiner Persönlichkeit so widerstreitendes, daß ich nicht mit klarem Blick da stehen könnte. Komme ich nach Berlin zurück, so komme ich gerade nach Berlin. Aber, unser Freund Rosenkranz hat Recht, Unsere Zeit ist noch nicht kommen. Sie kann allerdings sehr bald kommen, es ist aber auch möglich, daß sie zu meiner Lebens Zeit nicht mehr kommt, u. im letzten Fall sage ich mit Addison im Cato:

When vice prevails, and impious men bear sway,
the post of honour is a private station.

Summa Summarum: Mit dem ersten Strahl der Möglichkeit, daß ich in Berlin wirksam seyn kann, fahre ich von hier nach Berlin ab, bleibt aber der Horizont so trübe und schwarz als jetzt, dann wirthschafte ich mit Kohl und Rüben und halte mein private station. Leben Sie wohl!

Kein Brief nach Berlin, ohne Gruß an Freund Rosenkranz Schön.

(Die folgenden drei Nummern waren in der Reihenfolge der Briefe an dieser Stelle zusammengelegt. Sie sind, auch der äußeren Form des Manuscripts nach, als Drouillons zu Artikeln mitgetheilt. Die Adresse „des Herrn Dr. Goldstücker Wohlgeboren“ trägt nur die nächstfolgende Nummer; auch ist nur diese mit einem Namenszeichen und zugefügtem Datum unterschrieben; Poststempel und Ortsangabe fehlen.)

Ihrer Gesellschaft schriftlich mitzutheilen, daß mein Werk über das Eigenthum demnächst wieder gedruckt werde und wollte mich bei dieser Gelegenheit ganz offen gegen ihn aussprechen. Ich schätze mich glücklich, mich heute Ihnen gegenüber auszusprechen und der Akademie selbst vertrauliche Mittheilungen zukommen lassen zu können, welche ich in Erster Linie nur für den würdigen und treuen Diener des Instituts bestimmt hatte.

Alle Klagen, welche man gegen mich anhäuft, lassen sich in Eins zusammenfassen. Ich habe ein Buch oder richtiger gesagt, eine Kriegserklärung gegen das Eigenthum erlassen; ich habe die sociale Ordnung in ihrer gegenwärtigen Grundlage angegriffen, ich habe mit seltener Beweiskraft und einer Verbissenheit ohne Gleichen die Rechtmäßigkeit aller bestehenden Gewalten geleugnet; ich habe alle Existenzen erschüttert; ich bin mit Einem Wort ein Revolutionär. Das Alles ist wahr, vollkommen wahr; aber zu gleicher Zeit ist das alles und vielleicht zum Erstenmal vollkommen moralisch und viel eher zu loben als zu tadeln. Da das, was ich hier zu sagen habe, nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt ist, so wird man mir nicht ungerechter Weise den Ehrgeiz des Widerspruchs oder die Uebernheit zutrauen, mich, wie auf der Bühne, als Opfer meiner Ansichten hinzustellen. Möge es mir deshalb gestattet sein, mich in aller Freiheit und Einfachheit zu vertheidigen.

Ja, ich habe das Eigenthum angegriffen; aber, meine Herren, wollen Sie gefälligst Ihr Auge im Kreise herumschwerfen lassen. Wenden Sie auf unsre Deputirten, Beamte, Philosophen, Minister, Professoren, Publicisten; denken Sie mit mir an die Einschränkungen, welche das Allgemeine Interesse jeden Tag dem Eigenthum auferlegt; messen Sie die Brechen, von denen es durchlöchert ist; schätzen Sie diejenigen ab, welche die ganze verleumdete Gesellschaft noch zu machen gedenkt. Fügen Sie das hinzu, was allen Theorien über das Eigenthum gemeinsam ist und dann fragen Sie sich, was denn in einem halben Jahrhundert von diesem alten Rechte des Eigenthums noch übrig bleiben wird? Sie werden mich sogleich, wenn Sie so viele Mischuldige sehen, für weniger schuldig halten.

Was ist das Gesetz der Expropriation aus Gründen allgemeiner Nützlichkeit, dem alle Welt zugestimmt hat und das man noch jetzt für nicht durchgreifend genug sieht? Eine flagrante Verletzung des Eigenthumsrechtes. Die Gesellschaft hält den entäußerten Eigenthümer schadlos, aber wer bezahlt ihm seine traditionelle Erinnerungen, diesen poetischen Reiz, diesen Stolz der Familie, der dem Eigenthum anhaftet? Rabob und der Müller von Sanssouci hätten gegen das französische Gesetz, als gegen eine Laune unserer Könige protestirt: „Es ist das Erbe unserer Väter, hätten sie geschrien, wir verkaufen es nicht.“ Im Alterthum begrenzte die Einsprache des Privatmannes die Gewalt des Staates; das römische Gesetz beugte sich vor dem hartnäckigen Willen des Bürgers und ein Kaiser Commodus, wenn ich nicht irre, stand davon ab, das Forum zu erweitern, aus Achtung vor den Rechten, deren Hingabe verweigert wurde. Der Mensch prägt seine Blüte, seinen Character, seinen Willen der von ihm geballten Materie ein. Diese gestaltende Kraft des Menschen ist, um mit den modernen Rechtsgelehrten zu reden, das Siegel, welches aus der Materie eine unverleßliche und heilige Sache macht.

thums und ein Recht des Besigthums kannte, sorgfältig zwischen der Domaine und dem Recht der Nutznießung, des Gebrauchs, der Wohnung unterscheiden; ich bin der Ansicht, daß Letzteres bestimmt ist, das Erstere zu ersetzen und schließlich die ganze Rechtssphäre umzugestalten.

Aber, meine Herren, bewundern Sie das Mißgeschick der Systeme oder besser die Fatalität der Logik: während das römische Recht und alle Gelehrten, die sich seinen Inhalt zu eigen machten, lehren, daß das Eigenthum ein vom Gesetz geheiligtes Recht des Ersten Besitzergreifers sei, kommen neue Rechtslehrer und stellen, unzufrieden mit dieser brutalen Definition, die Ansicht auf, daß das Eigenthum als Grundlage die Arbeit habe. Sofort hat man den unabweislichen Schluß gezogen, daß der, welcher nicht mehr arbeitet und der einen andern an seiner Statt arbeiten läßt, sein Recht verlieren soll zum Vortheil des Andern. Seither giebt es kein Eigenthum mehr. Unsere Rechtslehrer der alten Schule haben das vollkommen verstanden und nicht verfehlt, gegen diese Neuerungen zu donnern, während die junge Schule ihrerseits die Absurdität des ersten Besitzergreifers nachwies. Andere sind aufgetreten und haben behauptet, beide Ansichten lassen sich durch Vermittlung vereinigen; sie haben, wie alle Justemilieu's in der Welt Schiffbruch gelitten, man hat ihren Eclecticismus verspottet. Jetzt ist Feuer unter dem Dach der alten Schule; von allen Seiten regnet es Vertheidigungen des Eigenthums, Studien über das Eigenthum, Theorien des Eigenthums, deren jede als ein Dementi der andern und als eine dem Eigenthum geschlagene Wunde angesehen werden kann.

Da die gewöhnlichen Hülfsmittel des Rechts nicht mehr ausreichten, hat man die Philosophie, die politische Oekonomie, die Hypothesenfabrikanten consultirt; aber alle Orakelsprüche lauten wahrhaft verzweifelnd. Die Philosophen heutzutage sind nicht klarer als zur Zeit des aufblühenden Eclecticismus; aus ihren mystischen Auslassungen hört man nur die Worte Fortschritt, Einheit, Association, Communion, Solidarität, Brüderlichkeit heraus, aber all' das hat für die Eigenthümer nichts Sicherstellendes. Einer dieser Philosophen hat sogar zwei Bände geschrieben, wo er durch alle Religionen, Gesetzgebungen und Philosophien beweist, daß die Gleichheit der Bedingungen das Gesetz der Gesellschaft ist. Es ist wahr, dieser Schriftsteller läßt das Eigenthum zu; aber, da er sich nicht bewogen fühlte, zu sagen was das Eigenthum in der Gleichheit ist, so darf man ihn kühnlich unter die Belämpfer des Rechts der Domaine zählen. Die Philosophen werden immer das Privilegium haben Schwierigkeiten zu erheben, nie sie zu lösen.

Die Oekonomisten rathen das Capital und die Arbeit zu associiren. Geht man ihrer Lehre auf den Grund, so bemerkt man bald, daß es für sie nicht gilt, das Eigenthum in einer Association zu absorbiren, sondern in einer univervellen und unauflöslchen Gütergemeinschaft. Auf diesem Wege würde die Lage des Eigenthümers sich von der des Arbeiters nur mehr durch einen größeren Gehalt unterscheiden. Dieses System, mit einzelnen Zusätzen und Verschönerungen, liegt der Phalanstäre zu Grunde; aber es ist klar, wenn die Ungleichheit eines der Attribute

Zimmermann in Stuttgart hat eine kleine Schrift: Die Englische Revolution, herausgegeben, welche viel gelesen wird, weil sie gewaltig in die jetzige Continentalzeit einschlägt. Ich glaube nicht, daß England ein so präcises und concentrirtes Werk über diesen Gegenstand hat.

Ich bitte Sie, mir the brittish Almanac for 1854 durch Schiffsgelegenheit zu übersenden und sich die Kosten von dem Capitän vorschießen zu lassen. Da nach dem 30. d. M. ein neues Ministerium in England wahrscheinlich ist, bitte ich den Anlauf bis nach Aufstellung eines neuen Ministerii aussetzen. Erhalten Sie mich in Ihrem freundlichen Andenken. Gott sei mit Ihnen! Schön.

Meine ergebenste Empfehlung an Herrn Gesandten Bunsen, mit der Bitte, ihn auf die eben herausgekommene Biographie von Villow, von Barnhagen aufmerksam zu machen. Drohsen und Perz hätten bei Barnhagen als Biographen in die Lehre gehen sollen.

Von und über Proudhon.

Von Arthur Mülberger.

IV.

Seit October 1840 war Proudhon wieder in Paris und mit der Ausarbeitung seiner zweiten Schrift über das Eigenthum beschäftigt. Die Quelle seines Einkommens floß immer schwächer; er mußte ernstlich daran denken, für seinen Unterhalt zu sorgen. „Meine Freunde, schreibt er am 1. Januar 1841 an Bergmann, rathen mir, in Anbetracht meiner zerrütteten Verhältnisse und der zwingenden Noth irgendwo festen Fuß zu fassen, selbst wenn die Veröffentlichung meines zweiten Memoirs dadurch verzögert würde. Ich war zuerst ganz ihrer Ansicht. Ein Buchhändler bot mir 2000 Frcs. für die Mitarbeiterschaft an einer katholischen Encyclopädie. Er verlangte aber monatlich 8 Blätter in Quart mit zwei Spalten, überdies die Revidirung aller Manuscripte und das Lesen der Correcturen; das hieß eine universelle Wissenschaft im Kopfe haben und täglich 15 Stunden arbeiten. Ich lehnte ab. Im Uebrigen hat mich derselbe Mann schon einmal hintergangen und flößt mir kein Vertrauen ein.

üngst hat man mir eine Secretär-Stelle bei einem schriftstellenden Juristen angetragen: 1800 bis 2000 Frcs. bei sechsstündiger Arbeit. Ich sagte zuerst ja; dann aber, als ich überlegte, daß mir thatsächlich nur mehr ein halbes Jahr zur Verfügung steht, als ich an den großen Gewinn dachte, meine philosophischen Studien unmittelbar zu einem Abschluß bringen zu können, lehnte ich gleichfalls ab; auch gegen diesen Herrn hatte ich überdies allerhand Verdachtsgründe. Ein halbes Jahr arbeiten und nachdenken, mein Freund! wann kann ich hoffen, es zu finden?“ Allein, die Noth macht gehorsam und so entschloß sich Proudhon schließlich doch, diese leptere Stellung anzunehmen. „Gestern *Dconomist*, schreibt er am 31. Januar an Bergmann, heute *Criminalist*. Ich bin im Begriff, in der Kanzlei eines Pariser Beamten zu arbeiten; derselbe will Deputirter werden

Ich kann in aller Wahrheit sagen, daß ich keinen, zum mindesten keinen erklärten Anhänger habe; das Volk kann so langen und so abstracten Inductionen nicht folgen; die competenten Leute sind schon aus Klugheitsrücksichten verhindert, sich auszusprechen; es scheint ebenso schwierig, meinen Ideen zuzustimmen, als sie zurückzuweisen. Einstweilen erhalte ich directe und indirecte Zeichen der Anerkennung; selbst die, welche noch nicht für mich sind, bringen in mich, fortzufahren; Blanqui unter Anderen sagte mir, ich könne sehr viel Gutes wirken, sobald man hinsichtlich meiner Absichten beruhigt sein und nicht fürchten dürfe, daß Mißbrauch mit meinem Buche getrieben werde. Daraus erwiderte ich ihm, dafür werde ich einstehen.

Ich habe den *Rational**) lebhaft angegriffen, er hat geheult und die Bühne gefletscht; ich habe auch die Lamennais'sche Philosophie sehr lebhaft kritisiert, man findet die Kritik gerecht, aber man wünschte sie wohlwollender gegenüber dem Verfasser. Ich gestehe, daß ich Letzteres nicht einsehen kann. Lamennais veröffentlicht so eben einen neuen Band, den ich gelesen habe und in welchem er besonders meinen Satz zu widerlegen sucht: daß er künstlich in machtlos sei. Er nimmt so beiläufig das berühmte Glaubensbekenntniß des savoyischen Bischofs wieder auf und traut die Argumente Jean-Jacques' gegen Wunder, Prophezeiungen, Offenbarung, Erbsünde, Hölle u. s. w. wieder aus. Dazwischen Schimpfereien auf den Klerus und den Katholicismus. Man mag von dem Manne sagen, was man will, ich werde immer erwidern, daß ich die Apostaten nicht liebe. Er konnte seine Ansicht ändern, aber seinen Mißbrüchern im Klerus durfte er nie den Krieg erklären, ebenso wenig dem Christenthum; es gilt weniger, das Christenthum anzugreifen, als vielmehr dasselbe zu begreifen. Ich behalte mir vor, eines Tages hierauf zurückzukommen."

Daß man schon damals die Kunst, die sociale Kritik und Attentate auf das Staatsoberhaupt in engsten Zusammenhang zu bringen, sehr wohl verstanden hat, geht aus einer Stelle am Schlusse dieses selben Briefes hervor: "Ich habe, heißt es, heute den Bericht des Herrn Girod, von l'Alin, über den Mörder des Königs und seine Mitschuldigen gelesen. Dieser Bericht schließt mit einer Anspielung auf mein Werk, die Jedermann betroffen hat: "Wie soll man sich wundern, daß es Königsmörder giebt, wenn sich Schriftsteller finden, welche den Satz aufstellen: "Eigenthum ist Diebstahl". — Sie sehen, daß ich noch immer bedroht bin."

Aus derselben Zeit ist uns ein Brief Proudhon's an seinen alten Jugendfreund Antoine Gauthier ausbewahrt, in dessen Druckerei Proudhon gelernt und später lange Jahre gearbeitet hat. Wenn Proudhon seinen nächsten Studienfreunden, einem Bergmann, einem Adermann u. a. über den Inhalt seiner Arbeiten schrieb, so konnte er, da die Freunde seine Studien genau kannten, mit wenig Worten viel sagen; kleine Andeutungen gelten für ganze Erläuterungen, kurz man verstand sich leicht und rasch. Die Geistesthätigkeit Gauthier's wirkt in einem anderen Gebiet, er ist Geschäftsmann, nächsterner, praktischer Geschäftsmann. Um so interessanter ist der Brief Proudhon's, in welchem er diesem Jugend-

*) Das bekannte jakobinische Blatt.

S. 33—37 Schrittweise Unterdrückung der Hüllschranken; S. 179 das Eigenthum im Zins angreifen, S. 184 dasselbe u. s. w.

Du verstehst, daß ein System fortschreitender Unterdrückung dessen, was ich Gewinn (*aubain*) nenne d. h. Renten, Pacht-, Miethgäse, große Besoldungen, Concurrency u. s. w. die Wirkung des Eigenthums fast auf Null reduciren würde, denn sein Schaden rührt ganz besonders vom Zins her.

Im Uebrigen wäre diese fortschreitende Abschaffung nur eine Negation des Uebels (*negation du mal*), aber noch keine positive Organisation. Nun hierüber, mein lieber Freund, kann ich Dir wohl die Principien und allgemeinen Gesetze angeben, aber im Detail kann ich nicht auf Fragen antworten. 500 Montesquieu würden für diese Arbeit nicht ausreichen. Ich für meinen Theil werde Grundsätze aufstellen, Beispiele und eine Methode liefern, und die Sache in Fluß bringen; an Jedermann ist es, mitzuhelfen.

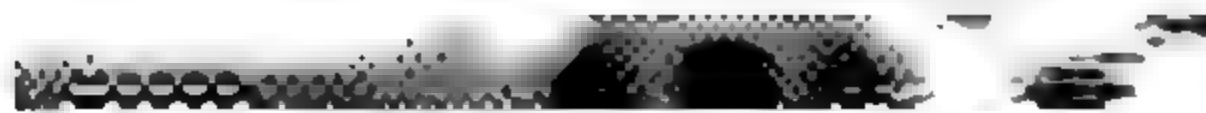
Glaube also ja, daß Niemand auf Erden fähig ist, so wie man es von Saint Simon und Fourier behaupten wollte, ein in allen Stücken fertiges und vollständiges System zu geben, das man nur einmal einzurichten braucht. Das ist die schändlichste Lüge, die man den Menschen aufbinden kann und deshalb bin ich so sehr gegen den Fourierismus aufgetreten. Die sociale Wissenschaft ist unbegrenzt: kein Mensch besitzt sie, eben so wenig, als ein Mensch die Medizin, die Physik oder die Mathematik besitzt. Aber wir können die Principien entdecken, dann die Elemente, dann einen Theil, welcher immer mehr anschwellen wird. Gegenwärtig thue ich nichts anderes als die Elemente der politischen und legislativen Wissenschaft bestimmen.

Ich halte beispielsweise das Erbrecht aufrecht und will doch die Gleichheit; wie verträgt sich das? hier gilt's, in die Organisation einzutreten. Dies Problem wird mit vielen Andern in einer dritten Schrift gelöst werden. Ich kann Dir jetzt nicht alles sagen, ich hätte 20 Seiten nöthig.

Wenn die Politik und die Gesetzgebung Wissenschaften sind, so begreifst Du, daß ihre Principien sehr einfach, jeder Intelligenz zugänglich sein können, aber, um die Lösung gewisser Detailfragen oder Fragen höherer Ordnung klar zu machen, bedarf es einer Serie von Schlüssen und Inductionen, welche ganz analog denen sind, durch die man die Bewegung der Gestirne bestimmt. Gerade diese Schwierigkeiten der socialen Wissenschaft sind es, die ich in meiner dritten Schrift in interessanter Weise entwickeln werde; meine Ehrlichkeit und die Nichtigkeit der politischen Erfindungen (*inventions*) werden dadurch in klarem Licht gestellt.

Mit zwei Worten: schrittweise und bis zur gänzlichen Unterdrückung den Gewinn (*aubain*) abschaffen, das ist der Uebergang. — Die Organisation wird aus dem Princip der Theilung der Arbeit und der collectiven Kraft resultiren, combinirt mit der Aufrechterhaltung der Persönlichkeit im Menschen und Bürger.

Was ich Dir sage, erscheint Dir vielleicht ein Hieroglyph; dennoch ist es die Lösung des Räthfels; hier liegt das ganze Geheimniß; Du



zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Postanstalt, für Berlin
durch C. Neuenhagen,
SW. Krausenstraße 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Reichsgebiet
4.50 Mark.
Insertionspreis 20 Pf.
für die gespalt. Zeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von

Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang.

Berlin, 8. November 1878.

Nr. 45.

Inhaltsverzeichnis: Der Jesuitenkrieg der neuen Aera. Von Dr. Bauer. — Milton und Cromwell. — Der Vorschlag der „Wage“.

Der Jesuitenkrieg der neuen Aera.

Im Mai und Juni des Jahres 1872, des zweiten der neuesten Aera, zog ein Gestirn am Firmament des Reichs die Aufmerksamkeit der Politiker auf sich und beschäftigte dann auch lebhaft das Publikum. Es gehörte zwar nicht geradezu der Classe der Haarsterne an, die sonst den Türkenkriegen und andern großen Erschütterungen der Völkerwelt voranleuchteten, aber es hatte doch einen gewissen unheimlichen Glanz, der sich in fahlen Büscheln ausbreitete und zuweilen in die Gestalt einer Ruthe verdichtete. Die Sternkundigen in den officiellen Reichskreisen und ihre officiösen Apostel deuteten es als das Vorzeichen einer großen Reichsgefahr und eines innern Kriegs, der von einer auswärtigen Weltmacht angefaßt und mittelst einheimischer Verbündeter unterhalten würde.

Der Unglücksstern hatte sich sogleich in der ersten Sitzung des deutschen Reichstags am 1. April 1871 angekündigt; seine fahlen Strahlenbüschel züngelten am Horizont empor und fuhren am Rande des Bodens hin und her, als wollten sie dem unheimlichen Gast den Weg öffnen. Die Redner der Mehrheit fühlten Etwas von der Gefahr der Zukunft und suchten ihr den Eintritt zu wehren.

Bennigsen aber, der die erste Stimme führte, vermaach und versprach sich in seiner ängstlichen Vorsorge ganz gewaltig, als er im Namen des „deutschen Nordens“ das neue Reich von Italien und Rom durch eine Pappwand für immer scheiden und die Blicke der deutschen Katholiken vom Süden absperrern wollte. Der erste Gruß, welchen er der katholischen Minderheit des Reichstags entgegenbrachte, war ihre Unmündigkeitserklärung und Herabsetzung zu Hinterfassen, die sich hinter den Kindern des Nordens und ächten Kennern und Vertretern des Reichs nur füglich zusammenzulauern hätten. Treitschke herrschte ihnen dann bei ihrem Rufe nach Grundrechten wie Ungethümen einer im Sturz des Jahres 1848 versunkenen Urwelt zu und Schulze (Delitzsch) und Miquel stampften auf den Boden, als könnten sie die züngelnden Strahlen am Horizont zerquetschen und dem fremden Gast den Kopf zertreten.

Vergebliche Mühe! Das Gestirn war im Frühling des Jahres 1872 schon hoch am Horizont aufgestiegen und wanderte mit sicherem Gange dem Zenith der Entscheidung zu, dem es sich in unsern Tagen schon nähert. Der Schrecken, welcher die Reichstagsmehrheit im April 1871 außer sich gebracht hatte, verbreitete sich jetzt auch in den Kreisen des Publikums und man fragte, was das Zeichen bedeute, wo die Reichsgefahr liege und wie ihr vorzubeugen sei.

Wir lesen schon von den Völkern des Alterthums wie von den heutigen Binnenstämmen andrer Welttheile, daß sie das Grauen über eine ungewohnte Himmelserscheinung durch Trommel- und Hörnerklang zu betäuben und mit



Dictatur ihm gewiß, das Haus Habsburg konnte das gebietende Wort in Europa sprechen und der Orden am Glanz des Erfolgs theilnehmen. In diesem Augenblick der Grubde trat eine neue Idee auf, an deren Ausarbeitung der Orden unschuldig und auf die er nicht einmal vorbereitet war.

Kein Geringerer als Papst Urban VIII. erklärte sich für Richelieu's Idee, im Bunde mit dem deutschen Protestantismus die österreichische Dictatur zu brechen; Urban erwartete vom Schwedenkönig die Freiheit der katholischen Kirche, die ihm durch die exclusiv katholische Tendenz Ferdinands, durch dessen Siege und durch den Ernst, mit dem er die Schirmvogtei über die Kirche in Anspruch nahm, gefährdet schien; derselbe Papst erklärte sich auch in Widerspruch mit den Jesuiten gegen das Ferdinandische Restitutionsedict des Jahres 1629, wonach der Besitzstand der beiden Kirchen in Deutschland auf dem Fuß der Zeit des Passauer Vertrags geregelt werden sollte. Eine gleiche Ueberraschung für die Jesuiten war die Allianz, welche der Kaiser Leopold 1689 mit Holland und durch Vermittelung des Ketzers mit Wilhelm III., der Seele des Unternehmens, gegen Frankreich und Ludwig's XIV. katholische Rivalen auf dem Festlande und in dem Inselreiche abschloß.

Die Verhandlungen des deutschen Reichstages vom 15. und 16. Mai 1872, die unmittelbar auf die Hohenlohe-Debatte vom 14. folgten, haben seinen Beweis dafür aufgebracht, daß der Orden, über dessen Schicksal man beriet, wieder Kraft und Geist zu einer großen politischen Wirksamkeit gesammelt hat. Nur wegen der „Bewegung“, welche der Berliner Abgeordnete Windthorst mit dem Schluß seiner Rede hervorrief, erwähnen wir dessen pathetischen Analeffect. Wie schwach mußten die Nerven einer Versammlung sein, welche sich durch den Fluch: „möge am 24. August d. J.“ (dem Datum der Pariser Bartholomäusnacht von 1572) „kein Jesuit mehr den deutschen Boden entweihen“ elektrisirt fühlte.

Der Eindruck dieser Phrase auf die Reichsvertreter erinnert uns an das Wort, mit welchem Stephan Schulz, Missionär, zuletzt Director des Gallenbergschen Instituts judaicum in Halle, seinen Bericht über die Gründonnerstag-Scene (des Jahres 1750) in der Peterskirche schließt. Die Verlesung des Bannspruchs über die Ketzer und den königlichen Eifer, mit dem dann der Papst unter Kanonendonner die schwarze Ketzer-Ketze aus einer Höhe von mehr als 80 Schuh zu Boden wirft, daß es kracht, nennt er („Leitungen des Höchsten.“ Halle 1773. Dritter Theil, p. 278) „ein majestätisch schreienendes KinderSpiel“. So können wir dem Berliner Vertreter mit seinem majestätisch schreienenden Bannfluch mit Benutzung der bekannten napoleonischen Anekdote, das entgegengesetzte päpstliche Wort „Tragedianto“ widmen.

War der Schluß des ersten Verhandlungstages kräftig und vielleicht auch zeugungsfähig, so krönte Gneiß die Debatten des zweiten Tages mit einem Gedanken, der auch nicht unfruchtbar war und aus dem sich etwas machen ließ. Ausgehend von dem Zugeständniß, daß dem feindlichen Verein „immer“ noch eine ideale Macht innewohne, aber unfähig, sich eine gesellschaftliche Reaction anders als unter dem Hilde eines evangelischen „Männervereins“ oder „Cafinos“ vorzustellen, warf er die ganze Angelegenheit in den Schooß einer allmächtigen „idealen Macht, der Majestät des Staats, der neuen Reichsmacht“. Diesen „Schooß des verzüngten Reichs“ nennt er auch „das Einheits- und Gerechtigkeitsgefühl des deutschen Volks“; um Mißverständnisse zu verhüten, bemerkte er noch, daß es sich bei diesem Appell an die Reichsmacht keineswegs „um die oft gemißbrauchte Gewalt der Polizei, sondern um sehr gemessene gesetzliche Befugnisse“ handle, und ließ dann über dieser Construction „die stete Controlle durch die Gerichte“ als leuchtende Sonne aufgehen.

Das wirkte und schlug ein. Diese fruchtbare Idee ward in der Resolution verarbeitet, wonach der Reichskanzler um die Vorlage eines Gesetzentwurfs ersucht wurde, „welcher auf Grund des Artikels 4, Nummer 13 und 16 der

keine Regierungsgewalt dulden, die ein ursprüngliches Recht neben ihr beanspruchte. In diesem Sinn machte sie sich an eine Prüfung der Protectoratsverfassung. Nicht daß die Absicht gewesen wäre, den Protector von seinem Posten zu verdrängen, aber er sollte sein Amt nur parlamentarischer Uebertragung verdanken, er sollte sich den Bedingungen fügen, die man für gut halten würde ihm vorzuschreiben. Cromwell sah die Fundamente seines Gebäudes erschüttert. Er sagte dem Parlament, daß er eine Fortsetzung dieser Debatten nicht dulden werde. Er forderte die schriftliche Erklärung der „Arme gegen den Lord Protector und das Gemeinwesen von England, Schottland und Irland“ und des Versprechens, die bestehende Regierung „eines Einzigen und eines Parlaments“ nicht ändern zu wollen. Die Mehrzahl der Mitglieder fügte sich dieser Forderung. Aber die Unvereinbarkeit der Gegensätze war damit nicht aufgehoben. War der erste Artikel der Verfassung über jede Anfechtung hinausgerückt, so wurden alle übrigen einer um so schärferen Kritik unterzogen. Bedeutende Rechte des Protectors und des Staatsraths sollten beschränkt werden. Wichtige Verordnungen, die in der Zwischenzeit erlassen worden waren, wurden Justizrent oder Commissionen zur Begutachtung überwiesen. Die Gegner der stehenden Kriegsmacht nahmen an der Vermehrung des Heeres und der Flotte Anstoß. Die Gegner der independenten Coleranz wünschten Wiederherstellung der Strafgesetze und Kegerlisten früherer Zeiten. Mit einem Worte: die Versammlung legte sich einen konstituierenden Charakter bei und verlangte, daß der von ihr ausgearbeitete Verfassungsentwurf im ganzen und großen angenommen werde. Noch waren die nöthigen Bewilligungen für die Erhaltung von Heer und Flotte nicht Gesez geworden. Auch waren die fünf Monate, während deren eine einseitige Auflösung verboten war, noch nicht abgelaufen. Aber Cromwell sah sich zum Äußersten getrieben. Er wagte es den Monat zu acht- undzwanzig Tagen anzunehmen entsprechend der Berechnung, die bei der Soldzahlung im Heer und auf der Flotte üblich war, und löste das Parlament am 22. Januar 1665 mit Worten des Unmuths auf.

Der erste Versuch, die Ansprüche des Parlaments und der aus dem Heere hervorgegangenen Regierungsgewalt mit einander auszugleichen, war gänzlich gescheitert. Die Regierung blieb auf sich allein angewiesen und fand sich den größten Schwierigkeiten gegenüber. Mit gutem Grunde hatte Cromwell dem Parlamente zum Abschied zugerufen, daß während seiner Sitzungen die Unzufriedenheit und Unruhe im Lande beständig gewachsen sei. Die Anarchie schöpfte frischen Nuth. Die Republikaner hofften auf den Sturz des Usurpators. Unter den Soldaten wurden Befürchtungen wegen ihrer ungesicherten Zukunft laut, und hie und da machte man sich darauf gefaßt, daß sie durch Ermahnung freien Quartiers der Verdüsterung wieder zur Last fallen würden.

Die Regierung ließ es an Wachsamkeit nicht fehlen. Einer der ersten, den ihre strahlende Hand traf, war Milton's Freund, Robert Overton. Im September 1664 war er wieder der Aufsicht entlassen und sogar als preiter im Commando nach Schottland zurückgeschickt worden. Aber hier ließ er sich mit den Mißvergnügten des Heeres in eine Verschwörung ein, die um so bedrohlicher war, einen je höheren Posten er bekleidete. Es war davon die Rede, ihn an die Stelle Monk's zu setzen, nach England zu marichiren, eine Erhebung der republikanischen Partei zu veranlassen und das Protectorat zu kürzen, wenn nicht gar den Protector nebst Lambert aus dem Wege zu räumen. Möglich, daß ein Theil dieser Pläne einer frühern Zeit angehörte. Jedenfalls fanden sich unter den Papieren Overton's Aktenstücke, deren Inhalt ihn belastete; selbst der Präsident aus dem Hause Stuart machte sich Hoffnung auf seine Hilfe. Noch ehe die Verschwörung zum Ausbruch kam, ward er festgenommen und nach London abgeführt. Er wurde zuerst in den Tower gebracht und später, lediglich auf Grund einer Vollmacht Cromwell's, vom Gouverneur der Insel Jersey in Haft genommen. So lange der Protector lebte, blieb er ein Gefangener,

schädigungen 1802
den mußte. Die
ß und welcher Art
dote charakterisirt,
enden Volksmenge
chtbare Masse der
er geleitet, die der
ßlich geholt habe.
plante, nicht zu
solches zu schaffen,
rläufer, der sogar
h herumtrug, die
mal verwirklichte,
c eine geistig her-
t Lebensumstände
och ein Streisbild
746 geb.) — ein
ei gutmüthig, im
nach einer unter
hfselig vollenden
Dort hatte er sich
zu Danzig, Herrn
issionen verwandt
gewisse Rolle ge-
ge Begabung, die
rung mit Lessing
: Arme. Er ver-
epler'schen Schau-
in künftiges Leben
Talent, dem ein
theatralische Lauf-
welcher er mit der
g, und übernahm
in, später die der
er Hannover'schen
nd Byrmont ver-
Verhältnisse folgte
nverdientes Miß-
b Unvorsichtigkeit
34—95 spielte er,
mehrfach vor der
on Braunschweig,
besonders schätzte.
: Getränke erhöht,
immer bedenklicher
die er dem Dorf-
den Mund legte.
und hielt einen
stspiel überreichen
lauf berichtet eine

Niederschrift von Großmanns Tochter wie folgt: „Die Herzogin blieb ruhig, bis der unglückliche Vergleich mit dem König von England und einem Esel kam. Der Esel — sagte mein Vater — muß die Lasten nach der Mühle tragen, der König in sein Cabinet; wenn auch gutes Mehl aus der Mühle kommt, es wird doch viel schlechtes Brod gebacken und wenn auch der gute Esel —, hier stand die Herzogin auf, ich ließ schnell durch den Theatermeister Rost den Vorhang fallen und wollte zu meinem Vater. Der aber schrie mit fürchterlicher Stimme: „wer den Vorhang heruntergelassen hat, den schlag ich todt.“ Hiermit endigte die Katastrophe, die aber für Großmann sehr traurige Folgen haben sollte. In Folge einer von ihm eingereichten Bittschrift, die durch unvorsichtige Sprache, Aufdeckung von Mißbräuchen der Hannoverschen Regierung u. s. w. noch Oel ins Feuer gegossen zu haben scheint, wurde er verhaftet, seine Vermögensverhältnisse geriethen in Verfallung, er selbst wurde erst nach mehrmonatlichem Gefängniß gegen das Versprechen, die Bühne nicht mehr betreten zu wollen, aus der Haft entlassen.

Großmann, der von starker Constitution, wenn auch sehr aufbauenden und elastischen Kräften war, widerstand dem Schlag nicht lange. Am 20. März 1796 endete ein Blutsturz sein Leben.

Großmanns künstlerische Begabung ist von den Mitlebenden außerordentlich geschätzt worden. Er war in seiner dreifachen Bedeutung als Schauspieler, Schauspielbichter und Schauspieldirector ein denkender und ungewöhnlich umfassend gebildeter Mann. Als eine seiner Glanzrollen galt der Marinelli in Emilia Galotti und das ungemein beliebte, von ihm verfaßte Lustspiel: „Nicht mehr als sechs Schüsseln“ ist unzähligemal über alle deutschen Bühnen gegangen und verlohnte vielleicht eine Wiedereinführung. Lebhaften und liebenswürdigen Gesites hat er sich mit den meisten berühmten Männern gegen Ende des vorigen Jahrhunderts brieflich berührt und sein Nachlaß bezeugt einerseits die Achtung, in denen er bei denselben stand und dürfte andererseits noch manche interessante Ausbeute gewähren. Einen mir freundlich überlassenen Brief der Frau Rath Goethe, dessen Original sich in der Restner'schen Autographensammlung befindet, theile ich hier am Schluß noch mit, da sich dessen Inhalt ebenfalls auf die Lessing-Denkmal-Angelegenheit bezieht. Die Frau Rath bezeugt sich dem Project ebenfalls nicht hold. Es ist aber dabei zu bedenken, daß mittlerweile Kriegszeiten eingetreten waren, was, als Großmann den Plan zuerst anregte, (um 1788) noch nicht der Fall war.

Der Brief lautet nach dem Original:

Den 27. April 1793.

Werthgeschätzter Herr Gewatter!

Sie werden verzeihen, daß ich Ihnen so lange die Antwort auf zwei Briefe schuldig geblieben bin. Doch liegt meine Entschuldigung in dem gegenwärtigen Zeitläuften — seit dem 22. October 1792 hatten wir andere Dinge zu betreiben und zu besorgen als Briefe zu schreiben, die erfordern (wenigstens bei mir) ein ruhiges Gemüth, wer aber bey zwey Millionen Brandschatzung — bei der starken Einquartierung, (da ich eine Stube vor mich vor Essen — Erinken — Schlafen und visiten guter Freunde nur übrig behalten habe) wer bei Einnahme der Stadt in Gefahr war, sein Haus und Vermögen in die Luft fahren zu sehen — wer aus christlichem Mitleid den armen Bleisten und Gefangenen Nahrung und Kleidungsstücke in die Spielhäuser und Gefängnisse zu

der Gaumen des Thieres weiß zu wählen, was ihm zusagt; der Rest wird vom gefräßigen Thier ausgeworfen. Dies ist das Bild einer Journalfabrik: das Gold, welches die Schreier inmitten des täglichen Unflaths suchen, fällt in den Kasten der Maschine: der schwarze Brei läuft über und ergießt sich auf das Publitum."

In weiteren Kreisen ist aus dieser Schrift ein Ausfall gegen das Genie und das Talent bekannt geworden, uno *magnifique invective*, (eine großartige Invective) wie Sainte Beuve sagt.

Ich will es versuchen, auch diesen kurzen Abschnitt zu übersetzen: „Was redet ihr jezt, ruft Proudhon aus, von Talent und Genie? Diese Bevorzugung, welche von euren sogenannten Capacitäten mit so lächerlicher Dringlichkeit beansprucht wird, ist ein Raub begangen am Product des Arbeiters, den ihr unter dem Vorwand der Inferiorität in Sklaverei haltet. Entwickelt diese Intelligenzen, bildet diese Organe aus, emancipirt diese Seelen und bald, ihr vom Egoismus zerstreuten Herzen, werden wir sehen, was eure angebliche Superiorität ist.

Talent und Genie! Erhabene Worte, mit welchen die Gesellschaft diejenigen ihrer Kinder zu belohnen pflegt, welche, wie Vorposten, auf ihrem Marsche vorausseilen; aber unheilvolle Worte, welche mehr Sklaven gemacht haben, als der Name der Freiheit Bürger gezeugt hat. Talent und Genie! Bei diesen magischen Worten wirft sich die menschheitliche Heerde, wie beim Anrufen der Gottheit zu Boden; der Wille erlischt in diesen unterjochten Gewissen; der Geist macht Halt, gebannt durch die Verblendung der Furcht. Mein erstauntes Genie erzittert vor dem Jhrigen, sagte Nero, als er von Agrippina sprach; und die Geschichte bezeugt, daß der Grausamste der Cäsaren damals nur ein fleinmüthiges Kind war. Zweifeln wir nicht, all' diese Denker ohne Energie, diese Schriftsteller ohne Charakter, diese servilen Nachäffer sind Kinder der Furcht. „Wir werden alle als Originale geboren, rief der ungezügelter Dichter der Nachtgedanken*) aus; woher kommt es, daß wir fast alle als Copien sterben?“ Weil das Erscheinen eines Geistes uns Verstand und Muth nimmt. Es ist die Furcht, die gewisse Epochen unfruchtbar, wie gewisse Staaten tributpflichtig macht; es ist die Furcht der antiken Jahrhunderte, welche die Aera des Niedergangs einleitet; und wenn die Tyrannen die Völker unter das Joch beugen wollen, so jagen sie ihnen Furcht ein vor der Tugend. Die Zeit ist vorüber, rufen sie, ihr seid schlimmer geworden, als eure Väter. Darum haben die Gesellschaften bis zum heutigen Tag Perioden des Schlags und Zeiten der Wiedergeburt, darum hat jede Kundgebung des Geistes, wie der Freiheit, mit der Empörung begonnen. Der Mensch kniet anfänglich vor diesen Götzen, die ihm seine Einbildungskraft so schrecklich erscheinen läßt, unmerklich aber laßt er wieder Muth. Zeit und Gewohnheit mindern seine Furcht und seinen Respect, des Gehorsams müde erhebt er sich plötzlich und lange vor seiner Vernunft hat sein Herz die Gleichheit proklamirt.

Lasset also, lasset diese jungen Intelligenzen wachsen, die vor dem erschrecken, was Ihr Genie heißt; höret endlich auf, für das Talent diese unwürdige Steuer zu erbetteln, so lange so viel Seelen jeder

*) Young.

geistigen Nahrung beraubt sind. Wer nicht concurriren durfte, hat keinen Tadel verdient und niemand hat das Recht, den einen Feigling zu nennen, den die Sklaverei verstümmelt hat. Ach! Entfesselt diese Hände, die das Elend gebunden hält, befreit diesen Gedanken, der in Banden liegt, stellt diesen Menschen in die Verhältnisse, welche die Natur gewollt und nun greift ihn an in seiner Kraft und in seiner Jugend; wenn er dann vor seines Gleichen erröthet, wenn ihn der Anblick seines Nebenmenschen erniedrigt, wenn er vor seiner edelsten Aufgabe erschrickt, schlägt ihn: er ist kein Bürger, er ist ein Sklave.“

Sainte Beuve meint, man habe nie mit mehr Talent gegen das Talent gesprochen. „Es ist der Arbeiter und Proletarier Proudhon, fährt er fort, der stark im Bewußtsein seines Talents sich empört, seine Ketten zerbricht und vor der Welt die Sache Proudhon's und die aller Proudhons der Zukunft führt.“

Was den sachlichen Inhalt dieser dritten Schrift betrifft, so sind es hauptsächlich zwei Momente, die ihn in hohem Grade interessant machen — der unverkennbare Einfluß Adam Smith's und der tiefste Haß Proudhon's gegen den politischen Radicalismus. Der Erste zeigt sich in dem Nachweis, daß die Smith'schen Grundanschauungen, was die Bestimmung der Löhne betrifft, unabweislich auf die Gleichheit der Bedingungen abzielen. Alle Abweichungen von diesem Princip sind für Proudhon Folge des Eigenthums-Begriffs, wie er ihn in seiner ersten Schrift entwickelt hat und wie er thatsächlich noch die heutige Welt beherrscht. Man erkennt in dieser Gegenüberstellung zweier sich gegenseitig bekämpfender Principien unschwer die Grundidee, welche Proudhon späterhin in den *Contradictions économiques* (Ökonomische Widersprüche) in so grandioser Weise durchführte. Die Polemik gegen den Radicalismus ist wiederum an die Adresse des National gerichtet. Sie giebt einen lebhaften Vorgeschmack der Kämpfe, welche das Jahr 1848 für Proudhon bringen sollte. Die „Republikaner“ sind für ihn nur „d'orgueilleux routiniers“ (ehrsüchtige Routiniers); im Jahre 1849 hat er sie bekanntlich, und wohl mit nicht weniger Recht „blaguours“ (Aufschneider) genannt.

Der Kampf, den Proudhon immer lebhafter ersehnte, sollte nicht ausbleiben; allein der erste Angriff kam von einer Seite, woher ihn der Verfasser nicht erwartet hatte. Der Gerichtshof von Besançon legte Beschlagnahme auf die Schrift und rief den Verfasser vor seine Schranken. Ein Brief Proudhon's an Adermann vom 23. Mai 1842 erzählt uns die näheren Umstände dieser Affaire. Dieser Brief ist ein kleines Meisterstück launiger Satyre. Man hört Paul-Louis Courier, meint Sainte Beuve, und Beaumarchais, dazu das Salz und Gewürz der *Francs-Comté*. „Sie wissen, mein lieber Adermann, schreibt Proudhon, daß ich im December an meinem dritten Memoire arbeitete. Dieses Memoire erschien am 10. Januar, just an dem Tage, da ich von Paris abreiste; es wurde am 18. mit Beschlagnahme belegt; der Verhaftungs- und Vorführungsbefehl gegen den Verfasser datirt vom 22. Ich selbst erfuhr alle diese Neuigkeiten am 24., in meinem Zimmer der Straße Jacques wurde Tags darauf Hausdurchsuchung vorgenommen; 500 Exemplare meines Pamphlets wurden unterwegs attrapirt und beim Pariser Gericht deponirt, auch mein Buchhändler und mehrere Freunde erhielten

Verhör hatte insbesondere einen magischen Effect hervorgebracht, als ich über eine Stelle meiner Brochüre interpellirt wurde und die Antwort verweigerte. Ich hatte nämlich den Eigenthümern mit irgend etwas gedroht, das weder Mord, noch Mänderung, noch Empörung, noch Arbeitsverweigerung, noch Brandstiftung, noch Fürstenmord u. s. w., das aber viel schrecklicher und viel wirksamer als all' das sei. In diesem Augenblick hielt man mich für verloren. Man erschöpfte sich in Conjecturen über das verhängnißvolle Geheimniß: Das war ein schöner Vorwand, mich zu einem Geiß der Hölle zu machen. Ihnen kann ich sagen, daß ich dabei die Reorganisation der Fehmgerichte, der geheimen Tribunale Deutschlands im Auge hatte.

Schließlich sprach ich für mich selbst: mein Vortrag dauerte zwei Stunden. Denken Sie sich das Erstaunen all' dieser Neugierigen, Priester, Frauen, Aristokraten u. s. w. statt eines Republikaners in rother Weste, mit Stockbart und Grabesstimme sah man einen kleinen Blondkopf mit frischem Gesicht, einfacher, ehrlicher Miene, in ruhiger Haltung, der behauptete, er sei nur durch ein Mißverständnis des Gerichtshofes, dessen Eifer im Uebrigen sehr lobenswerth sei, unter Anklage gestellt; der weiterhin betonte, daß seine Ideen von aller Welt getheilt werden; daß dieselben, weit entfernt der Regierung zu schaden, vielmehr nützlich für dieselbe seien, daß sie weit entfernt, von irgend Jemand Tadel zu verdienen, vielmehr des Lobes würdig seien; der dann diese These bewies durch eine Reihe sehr schwieriger Entwicklungen, die theils in klarster und durchsichtigster Form vorgetragen, theils und zwar öfter voll metaphysischer Tiefe und streng wissenschaftlich waren, so daß man nichts mehr davon verstand; denken Sie sich, sage ich, einen Menschen unter der Anklage, sich wider die sociale Ordnung verschworen zu haben und der nun als Vertheidigungsmittel eine Pastete politischer Oekonomie präsentiert, die so schwierig zu verdauen und zu begreifen ist, daß Jedermann zugab, nichts davon verstanden zu haben und Sie werden so ungefähr einen Begriff von dieser juristischen Mystification haben. — Mein Vertheidiger begann mit der Erklärung, daß er meinen Studien fremd gegenüberstehe, er könne sie also weder annehmen noch verwerfen und hielt dann daran fest, die Geschworenen seien in wissenschaftlichen Fragen incompetent. Dann erklärte er von diesem Gesichtspunkte aus die lebhafteste Fassung meiner Sätze. Der Staatsanwalt gab zu, daß er auf mein Plaidoyer nichts erwidern könne, aber mein Buch sei da, und dieses, denke er, spreche deutlich genug. . . Das hieß die Waffen strecken. — Der Präsident stellte sich in seinem Resumé auf einen analogen Standpunkt: so zwar, daß es sich für die Geschworenen darum handle, zu wissen, ob meine Lehren wirklich eine philosophische Seite hätten, welche die fürchterlichen Verwünschungen, die ich mir dem Eigenthum gegenüber erlaubt habe, verständlich und entschuldbar machen könnte. Der Obmann der Geschworenen sagte: „dieser Mann lebt in einer Ideen-Sphäre, die dem Volke unzugänglich ist; wir können ihn nicht auf gut Glück hin für schuldig erklären; wer steht uns für seine Schuld ein?“

Das ist nicht Alles: angeklagt, Hohn und Verachtung gegen Priester, Akademiker, Journalisten, Philosophen, Beamte, Deputirte u. s. f. zu erregen, hielt ich mich an den wissenschaftlichen und unnahbaren Theil

tragendes Wortwurte, indem Einer dem andern vorwarf, diese ungeschickte Klage verursacht zu haben. . . .

Jetzt bin ich außer Schußweite; meine Brochüre findet, wenn auch immer noch langsam, Absatz. Ich habe nicht die Ehre, mich der Sympathien irgend einer Partei zu erfreuen; ich habe den National so schlimm behandelt, daß Jedermann für meine Sicherheit fürchtete; ich habe Fourier, Saint Simon und die Communisten so sehr getroffen, daß meine Gegner das Feuer eingestellt haben; aber es herrscht gegen mich, wie ich gesagt habe, eine Verschwörung des Stillschweigens (*conspiration de silence*). Ich habe seit zwei Jahren mehr als irgend Jemand dazu beigetragen, das Terrain der politischen Diskussionen zu verrücken: in dieser Beziehung habe ich indirect der Regierung und der Ordnung Dienste geleistet; aber man liebt mich nicht. Blanqui schrieb mir: „die Regierung läßt ihrem Charakter Anerkennung widerfahren, aber sie beklagt Ihre Tendenz.“ Nun, ich will, daß meine Tendenz die der Regierung werde und ich stehe dafür, daß dem so sein wird.

Dies, mein lieber Adermann, ist die Geschichte meines Mißgeschicks. Ich bin noch gut davongekommen, aber Mühe genug hat es gekostet. Ich hatte meine ganze Geistesgegenwart und all' meine Kräfte von nöthen; die Anstrengung, welche mich die Vorbereitung meiner Vertheidigung zwei Tage lang kostete, hat mir eine Neuralgie und acht tägige Hirncongestionnen verursacht. Es ist kein Kinderspiel vor den Geschworenen zu stehen und ich wünsche Ihnen, dieses Glück immer zu entbehren.“

Eine kurze Darstellung dieses Processes, welche den größten Theil der Vertheidigungsrede Proudhon's enthält, ist der Gesamtausgabe seiner Werke einverleibt und trägt den Titel: *Explications présentées au ministère public sur le droit de propriété*. (Erläuterungen über das Recht des Eigenthums, dem öffentlichen Ministerium vorgelegt). Proudhon hatte nämlich zugleich mit dem Erscheinen seiner dritten Schrift einen Brief an den damaligen Minister des Innern, Duchâtel, gerichtet, der höchst bemerkenswerth ist und diesen Brief theilweise als Vertheidigungsmittel gebraucht.

Der Beginn des Jahres 1842 bringt, um es kurz zu sagen, die Sturm- und Drangperiode Proudhons zum Abschluß. Ein Rückblick auf das, was er bisher erreicht, fällt reich genug aus, um auch ein ehrgeizigeres Herz als Proudhon hatte, zu befriedigen. Er hatte durch seine Schriften der officiellen Wissenschaft, wenn nicht Anerkennung, doch Ach-



Preußen, deren Berliner Chefs, ebenso unsindbar, mit Anfangsbuchstaben proclamirt waren — kurz es war eine, jedem geübten Blicke ganz unzweifelhafte Arbeit aus nichtdeutscher Werkstatt.) Ich schrieb ihm sofort, daß derselbe in jeder Zeile erfunden sei. („Er war zwei Foliospalten lang,“ — fügte I lachend hinzu, — „ich und zwei Foliospalten schreiben!“) Ein paar Tage darauf treten ein paar Herren bei mir ein, die sich als der Stadtgerichtsrath I und der Staatsanwalt II vorstellen, sie haben einen Befehl des Generals Vogel v. Falkenstein, wegen dieses Briefes zur Haussuchung und zur Verhaftung zu schreiten. Sie wollten denn doch aber erst fragen, ob ich überhaupt etwas davon wisse. O ja! antwortete ich und reichte ihnen die Antwort an Gögg hin, von der ich die Abschrift behalten. „Ob sie das Original aus Genf sich reclamiren könnten?“ Warum nicht? Und so schrieben sie die Reclamation sofort an meinem Tische und ich schrieb darunter, Gögg möge der Bitte willfahren. Darauf der Ordre gemäß auch die Haussuchung. Ein paar Tage später lief das Original aus Genf ein und „der Spuk war aus“.

Die Originalien für diese Notiz stehen zu Diensten. Vielleicht hat Herr Busch bei einer späteren Auflage, die sein Buch ja erleben wird, die Freundlichkeit, die der Ehrlichkeit als Pflicht erscheinen wird, in einer Randbemerkung zu Bd. II. S. 360 beizufügen, daß der von ihm so richtig charakterisirte Brief sich bei obrigkeitlicher Nachfrage als Fälschung erwiesen habe.

Der Preßprozeß der „Wage“.

Am 11. d. wurde in dem bereits erwähnten, gegen einen Artikel in Nr. 34 d. Bl. gerichteten Prozesse das Urtheil gesprochen. Es lautete auf Schuldig der Beleidigung des Kronprinzen als Mitglied der Gefängnißstrafe von sechs Monaten aus. — Nach eine Begründung, enthalte eine unbefangene und nicht zu gesetzes. Am Schlusse desselben aber sei von d. Berathen gewesen sei, indem er seine Regierung „Wiederbelebung des Weils“ eingeweiht habe eine symbolische Handlung für eine bestimmte I prinzen sei also das Symbol des Weils aufgeben. Zugabe sei der Vertheidigung zwar, daß da deutend mit „begonnen“ sei; wenn man aber die bloße Erinnerung an das Weil für den Re- rerseits wisse der Angeklagte Dr. Weis als be Ausbrüche er zu wählen habe und sei durch sei das Wort „eingeweiht“ gewählt habe, so habe er gewußt, was er thue und daß er die Consequenzen zu tragen habe. Auf ein geringeres Strafmaß, als der Staats- anwalt beantragt (9 Monate), sei erkannt worden, da die letzte Freiheitsstrafe des Verurtheilten nur 3 Monate betragen habe und da die Beleidigung nur in Einem Worte zu finden gewesen sei. — Die Sache geht zunächst an die zweite Instanz.

auf denen er nach einer gesicherten Macht strebte. Ihm war, wie sich ein deutscher Zeitgenosse und aufmerksamer Beobachter seiner Laufbahn in Huber's „Friedenspräliminarien“ (1794) ausdrückt, ein König nöthig, aber als Schildwache, um hinter der Verschanzung des Throns, frei von dem Bedürfniß der Volksgunst, ruhiger seinen Lüsten fröhnen zu können.

Er und Dumouriez trafen in dieser Suche nach einem König zusammen. Bei Valmy und in den nächsten Monaten darauf dachten sie an die Erhaltung Ludwig's; im März 1793 vereinigten sich ihre Entwürfe in Orleans Egalité's ältestem Sohn Ludwig Philipp, Herzog von Chartres (nachherigem Bürgerkönig), der bei Valmy das Centrum der Kellermann'schen Armee befehligte und durch die Eigenschaften des Herzens und des Geistes sich beim Heer beliebt gemacht hatte. Als Dumouriez nach seinem Verrath in die Dunkelheit des Privatlebens versank, war Danton's Ziel die Spitze in der Regentschaft neben dem Sohn Ludwig's.

Sein Aeußeres war nach der Schilderung des genannten Beobachters wild und gebietend, der Körper von starkem Knochen- und Muskelbau, ohne schwerfällig zu seyn. Der Oberleib war unterseht, aber von geschmeidiger Corpulenz; eine hohe Brust, breite Schultern, ein kurzer Hals trugen einen kleinen runden Kopf mit krausem braunem Haar, den er rückwärts trug und warf, in der Bewegung eines muthigen Rosses. Das Gesicht war kräftige Häßlichkeit, die Augen klein, dunkelbraun, blühend, — das Charakteristische des Gesichts eine kurze aufgestülpte Nase, eine mächtige Stirn und die zirkelförmig über die untere weglaufende Oberlippe, — das Ganze der Person eine Mischung von Auerod's und ungarischem Völsstier, der Ausdruck des Vermögens, wie er dem Volk gefällt.

Die Folgen der Verhandlungen von Valmy und des nicht unbemerkt gebliebenen Verkehrs zwischen dem preussischen Hauptquartier und dem französischen Lager war eine gründliche Zerrüttung des Vertrauens zwischen den deutschen Allirten. Die preussischen Generale kamen mit dem Zukunftsbild einer französischen Allianz zurück, in den Officierszelten war der Bund mit der Republik das Tagesgespräch und der gemeine Mann ein politischer Raisonneur geworden, — das Alles bot für Danton's fernere Thätigkeit einen empfänglichen Boden.

B. Bauer.

an Gauthier beginnt folgendermaßen: „Mein lieber Gauthier, ich schide Dir beiliegend durch die Post ein Exemplar eines Wahlpamphlets, dessen verantwortlicher Herausgeber ich bin und dessen Verfasser Du errathen kannst, wenn Du magst. Die Schrift spielt auf verschiedene kleine Lokal-Verhältnisse an, die Du theilweise kennst. Wir sind in Gefahr, einen Regierungsrath oder Staatsanwalt als Abgeordneten zu bekommen. Wenn Dein Vater Wähler ist, schreib' ihm, er solle gut wählen: man darf das alte Regime nicht mehr über Wasser kommen lassen.“

„Meine Druderei, heißt es in demselben Brief, ist für mich eine Ursache der Langweile und des Ruins. Ich biete sie offen aus, Jedermann weiß es, und schlage sie als alt Holz, alt Blei, alt Eisen an. Man will sie nicht einmal um diesen Preis; man bildet sich ein, es sei ein Kalbstrich. Ich würde mich glücklich schätzen, wenn ich sie mit 6000 Francs Verlust los wäre; ich hätte dann 100 Thaler Rente zu bezahlen mein Leben lang und meine Erben auch, falls ich solche hinterlasse. Nicht einmal das Glück darf ich genießen, Proletariat zu sein mit 8000 Francs unter Null.“ Proudhon fand erst Anfang des nächsten Jahres (1843) einen Käufer mit 25 Procent Verlust; es blieb ihm ein Deficit von 7000 Francs zu beden. Am 1. März übergab er das Geschäft seinem Nachfolger.

Das Wahlpamphlet mochte wohl dazu beigetragen haben, Proudhon nun in definitiver Weise für den kleinen Magistratsposten, den er angestrebt hatte, unmöglich zu machen. Er war auch in der That unmöglich für eine solche Stellung und so wurde er wieder, was er vorher gewesen — *par prolétaires* wie Sainte Beuve sagt (reiner Proletariat).

„Die Geschichte mit der Präfectur ist aus, schreibt er am 4. Februar 1843 an Bergmann, der Präfect hat sich definitiv gegen mich erklärt: die eigentlichen Gründe kenne ich nicht. Da meine Freunde und Fürsprecher über das Scheitern ihrer Aussichten für mich tiefes Stillschweigen beobachteten, so nehme ich an, daß die Ursachen meiner Zurückweisung von meiner Vergangenheit herrührten und der geringen Hoffnung, die man hegt, mich meine Anschauungen ändern zu sehen. Was mich in dieser Ansicht bestärkt, ist die Erzählung eines Adjuncten der Mairie, der dem Maire vorgeschlagen hatte, mich zu wählen; der Maire gab zu, daß ich vollständig befähigt sei für die betreffenden Arbeiten, allein er fürchte, ich werde mit der Behörde grade so umspringen, wie mit den Klammern und die Leute zu Richtsen und Werkzeu gen machen.

So kommen denn, mein Lieber, deine trefflichen Rathschläge zu spät, um ausgeführt werden zu können: von der Präfectur und der Mairie zurückgewiesen, dem Gerichte verdächtig, dem Klerus feindlich, von der Bourgeoisie gefürchtet, ohne Stellung, ohne Mittel, ohne Credit, das ist es, zu was ich es mit vierunddreißig Jahren gebracht habe. Ich habe in Besançon nichts mehr zu thun, in meinem Beruf als Schriftsetzer habe ich einen ehrenhaften und sicheren Altschalt; meine Feder wird mir dazu etwas unter die Arme greifen, so kann ich die Ereignisse erwarten und vergichte auf die Rolle eines Bewerbers.“

Das neue Werk dem, wie wir oben gehört haben, Proudhon selbst eine so große Bedeutung beilegte, wollte immer noch nicht erscheinen. Die endgültige Fertigstellung zog sich sehr in die Länge. Es erschien erst Anfang September 1843 und wurde in der Druderei seines Nachfolgers,

einen Theil meiner Sätze außer Acht gelassen hatte.

Als Verhaltensregel bezüglich der Würdigung dieser letzten Schrift gebe ich Ihnen frohen Herzens Folgendes: Ich will alles, was ich bis jetzt veröffentlicht habe, als Studie und Vorübung verstanden wissen; es ist wahr, ich hielt für gut, dieselben dem Publikum zugänglich zu machen, aber nichtsdestoweniger will ich sie nicht in den Kreis meiner ernsthaften und dauernden Arbeiten aufgenommen wissen. Von jetzt ab will ich, wenn nichts dazwischen kommt, meine literarische und wissenschaftliche Laufbahn beginnen. Ich habe viel Material, Ideen, Ausdrücke u. s. w. angehäuft. Ich habe eine Menge Sachen durchwühlt; alles liegt auf der Werkbank und erwartet, in Angriff genommen zu werden. Ich muß sehr unglücklich oder sehr ungeschickt sein, wenn bei alledem nichts herauskommt."

Wenige Wochen später schreibt Proudhon demselben Freund unter Anderem: „Bezüglich meines Buches empfehle ich Ihnen, über die Kategorien nichts zu veröffentlichen, bevor Sie mich gelesen haben; denn ich gebe in meinem dritten Kapitel die Analyse der Kategorien und die Lösung des berühmten Problem's der Gewißheit. Diese Parthie ist die interessanteste, neueste, fundamentalste und, wenn ich so sagen darf, unangreifbarste meines Buches. — Ich erwarte davon eine Revolution in den philosophischen Studien, die viel größer noch ist, als die, welche Kant in Scene gesetzt hat. Sie werden bei mir Dinge finden, die in der Welt der Denker bis dahin ganz unerhört sind, Dinge, die in ihrer Gesamtheit und ihrem Detail eine ganz neue Weltanschauung erschließen und deren Wirkung (Irrthum vorbehalten) sich nur mit dem vergleichen kann, was das Erscheinen des Newton'schen Systemes schuf. Die Deutschen, mehr Gräbler, als große Geister, werden es merkwürdig gut verstehen."

Der Titel meines Buches ist: Die Schöpfung der Ordnung in der Menschheit.

Es ist in Kapitel, Paragraphen und Nummern eingetheilt.

Das 1. Kapitel führt den Titel: Die Religion.

"	2.	"	"	"	"	Die Philosophie.
"	3.	"	"	"	"	Die Metaphysik.
"	4.	"	"	"	"	Die politische Oekonomie.
"	5.	"	"	"	"	Die Geschichte.
"	6.	"	"	"	"	Die Functionen (oder sociale Organographie.)

*) Der bekannte Sinologe.

und gäbe sind. Broudhon hat die späteren Auflagen seines Werkes mit zahlreichen kurzen Anmerkungen versehen, die als ein nicht ohne Ironie abgefaßtes Stück Selbstkritik dazu dienen, die Bedeutung des Ganzen zu erhöhen.

Wie klar der jugendliche Philosoph übrigens sich selbst im Innersten ist, wie klar er philosophische Theoreme zu formuliren versteht, wenn es gilt, wie im Briefe, die gewöhnliche, nicht die Gelehrten-Sprache zu reden, dafür zeugt unter anderem ein Brief an den bekannten Sinologen Bouthier vom 13. August 1843: „Ich würde, heißt es hier, Ihre Glückwünsche annehmen, wenn ich nicht wüßte, daß ich selbst ein unendlich Kleines in der Inauguration des Gesetzes der Entwicklung (*la loi sérielle*) bin und daß mein Verdienst einzig darin besteht, das Signal einer neuen intellectuellen Ära gegeben zu haben, wie sie allmählig der unvermeidliche Lauf der Dinge mit sich bringt. Aber ich bedaure, daß die Flüchtigkeit Ihrer Lectüre Ihnen nur gestattet hat, die Hälfte meiner Ideen zu erfassen, sonst hätten Sie mir nicht den bestrebenden Einwurf entgegen halten können, den ich in Ihrem Briefe lese. Nein, die Aufstellung des Gesetzes der Entwicklung wird an dem normalen Lauf der Gesellschaft nichts ändern, ebensowenig als die Entdeckung Newton's den Lauf der Gestirne gestört hat, weil das Gesetz der Entwicklung eben selbst die Norm ist, nach der sich die Gesellschaft entwickelt. Dieser Satz ist das specielle Object meines Buches. Was durch diese neue Theorie verändert wird, das sind unsere Meinungen, das ist unsere intellectuelle Schulung; ebenso wie die Entdeckungen eines Newton, Galilei, Copernikus die astronomischen Systeme umgewandelt haben. Was sage ich von den ersten Zeilen meines Buches an? Daß die Gesellschaft, um sich in definitiver Weise nach ihrer Norm zu constituiren, dieselbe zuvor erkennen muß; daß sie bis dahin eine Reihe von Versuchen und Revolutionen durchläuft, deren Ziele die Vorstellung des absoluten Gesetzes ist. Wenn ich also das thatächlich gethan habe, was ich Ihrer Meinung nach außer Acht gelassen, so müssen Sie zugeben, daß Sie nichts mehr auszusetzen haben.

Aber als guter Orientalist, der Sie sind, fallen Sie dem Verhängniß in die Arme. Das Verhängniß (*la fatalité*)? Wie können Sie diesen alten Kahl als das Gesetz der Welt ausgeben, wenn Sie es nicht so verstehen, *summa lex, summa necessitas*? Denn bedenken Sie, daß das Wort Verhängniß oder Nothwendigkeit für den Geist nichts bedeutet; so oft ich es aussprechen höre, wird mir ganz schwindlig zu Muth. Bemerken Sie überdies die glückliche Verwendung, welche dieses Wort in meiner Kritik der Philosophie findet. Die Philosophen suchen die Ursachen (*causes*) und verstehen unter Verhängniß, Nothwendigkeit, Schicksal u. s. w. eine unbefiegbare Kraft, d. h. etwas für uns vollständig unfassbares. Wir Metaphysiker dagegen suchen Gesetze und Beziehungen (*lois et rapports*) und verstehen unter Verhängniß die oberste Bedingung alles Seins, das Warum und das Wie, welches ein jedes Ding zu dem macht, was es ist und nicht anders macht, als es ist; wie beispielsweise die Quadratwurzel von 64 nothwendig 8 ist und ohne seriellen Widerspruch nicht 7 oder 9 sein kann. Alles was Kraft, Ursache oder auch Substanz ist, bleibt uns unfassbar: daraus folgt, daß das „Ver-



George Sand hat unsere Ideen ganz zu den igrigen gemacht; die Roman- und Feuilletonschreiber nützen sie nach ihrer Weise aus; und wenn die Widersprüche der Gütergemeinschaft und der Demokratie einmal enthüllt und die Utopien Saint Simons und Fouriers auf ihr richtiges Maß reducirt sind, so wird der Socialismus, auf der Höhe der Wissenschaft, der Socialismus, der nichts anderes ist, als die politische Oekonomie, die Gesellschaft mit sich fortreißen und sie mit unwiderstehlicher Gewalt ihrem ferneren Schicksal entgegenführen. Dieser Augenblick ist nicht mehr ferne; dann wird Frankreich seinen Platz an der Spitze der Menschheit unwiderruflich einnehmen.

Der Socialismus hat noch nicht das Bewußtsein seiner selbst

eine andere Combination entnommen werden (faire rentrer dans la société, par une combinaison économique, les richesses qui sont sorties de la société par une autre combinaison). Mit anderen Worten, es gilt in der politischen Oekonomie die Theorie des Eigenthums gegen das Eigenthum zu lehren, der Art, um das zu erzeugen, was Sie, die deutschen Socialisten Gütergemeinschaft (communauté) nennen und was ich augenblicklich Freiheit, Gleichheit zu nennen mich be scheide. Nun, ich glaube das Mittel zu kennen, um in kurzer Frist dieses Problem zu lösen. Ich ziehe vor, das Eigenthum mit Kleingewehrfeuer zu Grunde zu richten, als ihm durch eine Bartholomäus-Nacht der Eigenthümer neue Kraft zu geben.

Mein nächstes Werk, welches gegenwärtig zur Hälfte gedruckt ist, wird Ihnen mehr darüber sagen.

Auf diesem Standpunkt, mein lieber Philosoph, stehe ich heute, unter dem Vorbehalt, mich zu täuschen und, wenn nöthig, von Ihrer Hand geächtigt zu werden; diesem gegenüber beuge ich mich höflich, in Erwartung meiner Rächer. Ich muß Ihnen noch beiläufig erwähnen, daß die arbeitende Classe Frankreichs mir im Wesentlichen ebenso disponirt zu sein scheint; unsere Proletarier haben solchen Durst nach Wissenschaft, daß man sehr schlecht von ihnen aufgenommen würde, wenn man ihnen nichts zum Trank zu bieten hätte, als Blut. Kurz, es wäre meines Erachtens eine schlechte Politik für uns, als Racheengel zu reden (de parler en exterminateurs); der Gewaltmittel werden genug kommen; das Volk braucht hierzu nicht besonders ermahnt zu werden." Die zweite Hälfte des Briefes betrifft das Schicksal eines deutschen Flüchtlings, mit dem Proudhon bekannt geworden und den er gegenüber gewissen Ausstellungen des Herrn Marx in Schutz nahm.

Noch will ich zum Schluß dieser authentischen Belege über die socialpolitischen Anschauungen Proudhon's und der damaligen Zeit eine bemerkenswerthe Stelle anführen aus einem Brief an Maurice vom 27. August 1847. „Unsere Regierung, schreibt Proudhon, oder um es besser zu sagen, unsere Dynastie ist in ihrem Apogäum, allein der

hier dessen im Werthigen nicht ruhm, so muß der Ausdruck *ignominia* öfters auch dienen, besonders frech auftretende moralische Gemeinheit zu charakterisiren, eine Gemeinheit, welche vorgeht, als verstände sich das Schlechte, das Ehrlose von selbst; dies ist es, was Schiller im zweiten der genannten Aufsätze das Niedrige nennt. Wir müssen aber in unserem Zusammenhang von diesem letzteren Sprachgebrauch absehen, sonst verwirren wir uns. Es ist spezifisch das Schmutzige, was uns beschäftigt, es ist das turpe, wie es gemeint ist, wenn man sagt: *naturalia non sunt turpia* — eine Sentenz, mit deren übrigem Sinn wir uns für jetzt noch nicht zu befassen haben. Nicht so einfach, als es einem naiven Leser scheinen mag, beantwortet sich die Frage, was darunter zu verstehen sei. Man muß sich die Mühe nehmen, Unterscheidungslinien durch das ungern betretene Feld zu ziehen; eine derselben ist so wesentlich, daß sie sogleich aufgeführt werden muß, da sie

geradezu die Wichtigkeit unseres Titels in Frage stellt. Bei dem Worte turpia denkt man an allerhand Schmutziges, das nicht eben in das geschlechtliche Gebiet gehört, und Verletzungen der Scham und Sitte, die in das letztere fallen, nennt man, genauer genommen, nicht cynisch, sondern obscön; da von diesem Gebiete hier ebenso die Rede sein muß, wie von dem der turpia, so müßte unsere Ueberschrift neben dem Cynismus eigentlich auch den Obscönismus nennen. Man meine nur nicht, es handle sich hier um eine Wortklauberel; der Verlauf wird es zeigen; soviel mag schon hier gesagt werden: Cynismus (jezt im engeren Sinne des Wortes) und Obscönismus ist so sehr zweierlei, daß der erbste Cynismus Kinder-Unschuld sein kann verglichen mit dem kleinsten Obscönismus.“

Die Wissenschaft — so geht der Gedanke nun ungefähr weiter — hat die Disharmonie, die zwischen den körperlichen Bedingungen unsres Daseins und den geistigen Aspirationen eintreten kann, durch ihre Erkenntniß von der tiefen Einheit beider überwunden; in der Gesellschaft hat sich ein System von Mitteln herausgebildet, um diese Disharmonie nicht hervortreten zu lassen. So hat der Begriff des Anstandes sich entwickelt als „eine stillschweigende, als selbstverständlich feststehende Uebereinkunft, daß all das, woran sich der Eindruck knüpft, als würden wir, wenn es offen gelegt wird, unter unsre Menschenbildung hinabgedrückt, Ein für allemal zugebedt bleibe, nicht genannt, nicht gezeigt werde“. Aber nur scheinbar ist dieser Anstand etwas so Feststehendes. Man zieht in Männergesellschaft ihm weitere Grenzen, aber auch da wo beide Geschlechter vertreten sind, wird je nach dem die Gesellschaft wirklich gut ist, auch ein freierer Ton der Rede geduldet sein. „Kann sein“, fügt schwäbisch Hochgefühl hinzu, „daß man hierin im Süden Deutschlands liberaler ist, als im Norden; es hängt auch mit dem Selten des Dialekts zusammen. Der Norddeutsche mußte einst den feineren opfern, um das Neuhochdeutsche zu lernen; wir, im Bewußtsein daß unser hoch-, d. h. oberdeutscher Dialekt den weitaus größeren Beitrag zur Ausbildung dieser Sprachnorm gegeben hat, sind zu bequem, die kleinere Mühe des kürzeren Schrittes von jenem zu dieser uns aufzulegen, bleiben daher halb im Dialekt stecken, gebrauchen ihn überall, wo es nicht öffentliche Rede gilt, und trüben diese mit unberechtigten Provinziallauten. Dies Verhalten ist zu tadeln, hat aber doch auch seine gute Seite. Wir halten uns das Naturgefühl der Sprache wärmer, bleiben dem Sprachquell näher und im Besitze eines Reichthums von Wurzeln, Wortbildungen, Redensarten, Schätzen verschiedner Art, die das Schriftdeutsche versäumt hat zu heben, sich anzueignen. Eine gewisse Naturlosigkeit fühlt man immer der Sprache jener Stämme an, die das Hochdeutsche einst mit ganzem Opfer ihres Dialekts lernen mußten, wie auch ihrer Aussprache, die zwar nicht an so vielen Nachlässigkeiten wie die unsrige, aber an gewissen Fehlern leidet, die uns immer wie naturfremde Kostbarkeit, überflüssige Bewußtheit gemahnen. Auch sie zeigen mehr Fülle, Kraft, gute Raivität und Humor, wenn sie zu ihrem alten Dialekte zurückgreifen. Sind wir nun dem Naturquell der Sprache näher geblieben, so hängt uns auch mehr Neigung an, Verhheiten der Volkssprache in den Verkehr der Gesellschaft Eingang zu gestatten. Die Erziehung verbietet weniger streng den Gebrauch eines saftigen Wortes, es



Nase nicht Laterne am Admiralschiff, nicht das höllische Feuer, nicht der reiche Mann in Purpurkleidung, nicht ein flammendes Cherubschwert, ein ignis fatuus, ein unauslöschliches Freudenfeuer, nicht loderbende, leuchtende Fackel ist; Joh. Christoph Friedr. Haug weiß wohl, daß Herrn Wahls Nase nicht so groß ist, wie er sie macht, daß sie nicht zwei Stunden lang zum Königsthor hereinkommt und arretirt werden soll, weil sie sich nicht ausweisen kann, nicht so groß, daß man von Vermessung abstecken muß, weil die Geometer Diäten fordern. Der Humor idealisirt in seiner Weise, nämlich umgekehrt, er vergötlicht das äußerst Kleine, das über sein Maß wächst und das Wohlverhältniß stört, als wollte es Rache üben an dem Zwang, den es um der lieben Ordnung willen erfahren muß, als wollte es abwehren, daß die Welt vor lauter Regel sad und langweilig werde. So kann es ihm denn auch nicht einfallen, die Natur sauber zu waschen, wo sie in die ängstlichen Kreise des Anstandes einbricht oder wo er sie für seine Zwecke einbrechen läßt; grob, je gröber je lieber muß er sie auftreten lassen, denn wo bliebe sonst der geforderte komische Kontrast?

Wir müssen nun den rein komischen Cynismus erst etwas näher betrachten. Das vorhin angeführte Beispiel von gereizten Idealisten ist aus der Welt einer Bildung gegriffen, deren geschärftes Bewußtsein höchst empfindlich ist gegen die Launen, womit die Natur, an die wir gekoppelt sind, den Geist und seine Schwingungen durchkreuzt; jetzt ist der freie, lustige freie Humor im Auge zu behalten und ist darin sogleich eine Unterscheidung einzuführen, die mit der obigen nicht verwechselt werden darf, welche einen harmlosen Kinder-Cynismus und einen häßlichen, nicht harmlosen Zoten-Cynismus einander entgegenstellte; nur eine Parallele wenigstens zwischen dem ersten Gliede des einen und andern Paares läßt sich bemerken, wenn wir jetzt einen naiven Cynismus ganzer Perioden und Schichten der Gesellschaft von einem bewußteren, zugespitzteren, durch bestimmte oppositionelle Wendungen in der Culturgeschichte bedingten fest unterscheiden.

Verweilen wir zunächst bei der ersteren Form. Ganz ohne Oppositions-Absicht ist allerdings auch sie nicht. Der Cynismus mit komischem Absehen hat, wie wir gefunden, hinter seinem nächsten Ziel immer auch die falsche Bildung, die übertriebene Scham, die zu ängstliche Verhüllung des Natürlichen im Auge; er führt immer Krieg mit diesem Feinde, mag derselbe auch nur im Hintergrunde stehen. In der That ist dieß der Fall schon in den Zeiten und Sphären, wo der in Rede stehende naive Cynismus zu Hause ist. Man kann fast sagen, er kämpfe doch auch gegen eine stete Möglichkeit des Uebergangs der richtigen Anstands-begriffe in falsche, in Zimpferlichkeit und Brüderie. Er ist wirklich verwandt mit der Liebe der Kinder, im Schmutz zu wühlen und das Geschlechtliche herauszukriegen, wovon wir gesprochen und gesehen haben, daß ein Minimum von Opposition gegen das Künstliche in der Bildung dahinter steckt. Die Bildung ist immer künstlich, mag sie auch so neu sein, daß von zu großer Künstlichkeit noch nicht eine Spur sich zeigt; sobald der Mensch aus der Thierheit heraus ist, ergreift er ein System von Mitteln, seine Naturseite zuzudecken, das Kunst zu nennen ist, obwohl eine sehr gute, die ihm nur zur Ehre gereicht; aber die schwachen Reime künstiger Künstlichkeit liegen doch bereits in dieser noch

den Volksvertretern daran müssen, erwiderte Nicolas, erster Schildträger Robespierre's, Buchdrucker und pünktlicher Arbeiter auf der Geschwornenbank, „es frage sich, wer die Thüre zuschließen“, das heißt, wer Rüster sein wird.

Seit dem Beginn der Revolution hat es aber schon Manchen gegeben, welcher dieses wichtige Schlüsselamt übernehmen wollte. So ließ Ludwig XVI. den Saal schließen, in welchem sich die Abgeordneten des dritten Standes am 17. Juni 1789 als Vertreter der Nation constituirten hatten, konnte aber nicht alle Säle versperren, zu welchen die Deputirten wanderten. Mit dem zweiten Rüstereis beschäftigte sich Mirabeau; nach seinem Plan sollten die Departements durch Flugblätter und Broschüren bearbeitet werden und ihre Abgeordneten die Auflösung einer Versammlung fordern, welche am 23. Juni mit dem Schwur des Ballsaals ihre Vollmachten überschritten hätte. Dann meldete sich als Thürschließer Lafayette und trat anderthalb Monate vor dem 10. August des Jahres 1792 in die gesetzgebende Versammlung, um die Bestrafung der Auführer vom 20. Juni zu fordern, vermochte aber nicht einmal, da ihn die Nationalgarde in Stich ließ, den Jakobinerclub zu schließen.

Nach der Verkündigung der Republik standen drei Gruppen auf dem Platz, die sich dem Rüstereis gewachsen fühlten. Die Gironde, Dumouriez und Danton mit seinem zahlreichen Anhang, — sie Alle trafen in dem Vorsatz zusammen, die Bergparthei zu stürzen und das revolutionäre Uebergewicht der Hauptstadt durch das Großbürgerthum der Departements zu zerstören. Alle Drei waren durch langjährige Erfahrung im Handwerk und in der Sprache der Revolution geübt und hofften mit den Formeln des Tages selbst in der Hauptstadt ein Publicum für ihre Pläne zusammen zu bringen.

Kein Monarch ist so hintergangen und verrathen, nie ein Volk so überthölpelt worden, wie die Revolution von ihren Vorläufern.

Danton und Dumouriez, die sich im September 1792 bei Valmy sehr wohl verstanden hatten, führten z. B. in der Mitte des October, als der General die Huldigungen der Hauptstadt für seinen Erfolg im Ardennenwalde entgegennahm, vor dem Jakobinerclub ein revolutionäres Duett auf. Der militärische Rüstereis der Revolution, der sich die Jakobinermütze aufgestülpt hatte, schwur hoch

und Feuer, daß er „binnen hier und dem Ende des Monats die Völker von den Tyrannen befreien werde“; Danton, damals Vorsitzender des Clubs, wies den General in der Lobeserhebung, mit der er dessen Aussprüche beantwortete, auf die ihm vorstehende Laufbahn hin, auf welcher „die Pike des Volks die Scepter der Tyrannen zerbrechen würde,“ — und in denselben Tagen hatten sie sich über die Herstellung des Königthums und Unterdrückung der Demokratie berathen.

Derselbe parlamentarische Kopf, welcher die Demokraten durch Aussprüche bezauberte, richtete seine Reden zugleich so geschickt ein und übertrug den Hockstein in dem Grade, daß der Argwohn der bürgerlichen Besitzter gegen die Pläne der Revolution genährt wurde. Er und seine Helfershelfer scheuten sich nicht, Vöbelaufläufe gegen das Eigenthum und Barrenläden zu erregen und Anstalten zur Belagerung des Convents zu treffen, um Paris den Departements zum Gräuel und dem Bürgerthum die Revolution verhasst zu machen.

Dumouriez rechnete auf diese Kunst seiner pariser Verbündeten und erwartete bestimmt, von dem Großbürgerthum der Hauptstadt und der Provinzen als Befreier empfangen zu werden, wenn er mit der Armee nach Paris zog und die Pforten des Convents schloß. Aber er hatte sich doch verrechnet, denn Viele von denen, die das Königthum wieder angenommen hätten, wollten es doch nicht von einer Armee, die ihnen zugleich den auswärtigen Feind mitgebracht und auf den Hals gezogen hätte, zurückgeführt sehen. Nur die Führer einer siegreichen Armee konnten die innere Ruhe wieder herstellen und auch sie nur unter der Bedingung, daß sie die revolutionäre Kraft des Landes gegen Europa ins Feld führten.

Danton hat nicht nur seine Zeitgenossen und die späteren Historiker irre geführt, sondern war auch für eine ganze Reihe deutscher Dramatiker verhängnißvoll. Der Gegensatz seines Verlangens nach dem Genuß und seiner übermüthigen Auffassung des Lebens zu der strengen Haltung Robespierre's, — sein verwegenes Herumflurern auf dem Gebiet der auswärtigen Politik, die seinen demokratischen Gegnern nur als Mittel zur Anspannung der inneren Volkskräfte diente, — endlich sein Sturz durch die terroristische Demokratie schienen ihn zum rechten Helden einer Tragödie zu machen. Alles in der Freude über diesen Fund hat man übersehen, daß die innere Spannung und Einheit der Tragödie den Zusammenhang der That und Leistung des Helden mit seiner Schuld und endlichen Vernichtung fordert.

Wer können und sehr wohl vorstellen, daß ein Nero oder Tiberius, nicht wie viele Cäsaren in neueren rhetorischen Epitafelbüchern oder in den Helden des Lacedaemon erscheinen, mit der Ueberspanntheit ihrer Gottmenscheit und mit ihrem endlichen Zusammenbruch wohl auf die tragische Bühne gebracht werden können. Ihre Gottmenscheit ist ihre That und Leistung, aber als ausschließlicher Genuß und eiserfüchtig bewachte Eigenschaft ein Raub an der Menschheit, welche sie durch den Sturz der alten politischen Mächte und Gottgebräuten aus der früheren Leibeigenschaft gezogen haben. Bei Danton fehlt dieser Zusammenhang zwischen That und Schuld. Daß er die Revolution, an der er unschuldig ist, zur Uebung seiner Kraftthülle brauchte oder als Geliebte seiner Fama behandelte, auch mißhandelte und zuletzt von einem nüchternen Dogmatiker unschuldig gemacht ward, ist kein tragischer Stoff. Die Täuschung, die er zuletzt erfährt, als man entdeckte, daß er dem Imperialismus, dem schließlich Sieger auf dem Leichenhaufen der alten Grundzüge, den Schatten des Bourbonnischen Königthums als Schutzgeist für die Entlung seiner persönlichen Gelüste unterstehen wollte, beweist nur, daß er sich einem falschen Calcul überlassen hatte. Ein bloßer Rechenfehler ist aber keiner tragischen Aufregung fähig. Vielleicht könnte der Schrecken, der ihn zuletzt zermalmete, den Zuschauer ergreifen, weil der Blitz der Katastrophe aus derselben Revolution hervordrückt, mit welcher der Verwegene bisher gespielt und mit deren Schrecken er sich selbst befreit hatte.

als er das Reich der Milde und Gnade vorbereitete. Die Eilbrung eines unglücklich angelegten Spiels ist aber auch kein tragischer Stoff.

Wir haben in den beiden vorhergehenden Danton-Artikeln nachgewiesen, daß die Emigranten im Auslande und die auswärtigen Mächte nicht Unrecht hatten, wenn sie sich rühmten, sie seien in das innerste Heiligtum der revolutionären Gesetzgebung gedrungen, ihre Umgebung beherrsche das Geheimniß des Wohlfahrtsausschusses, die Hand, die das Staatsruder führe, sei von ihnen geleitet und die Führer der Armee gehorchten ihrem Commando. Diese Verbündeten des Auslandes mußten jedoch, um das Vertrauen der von ihnen betrogenen Mitbürger zu gewinnen, das Kleid der Revolution anlegen, und, wenn auch widerwillig, zu den Zwecken mitwirken, die den Plänen des Auslandes geradezu entgegengeleitet waren, und sich selbst mit einer gewitterischwarzen Wolke umhüllen, deren Blitze sich zuletzt gegen den falschen Spieler entladen mußten. Zu dem Wundermann, wie ihn sich das Ausland, die Emigranten und das künftige königliche Haus dachten, gehörte nicht nur, daß er seine Gehüfen als blinde Werkzeuge und die Nation als fauchbaren Stoff verarbeitete, sondern auch den Verschworenen draußen seine einheimische Eroberung als ein zahmer Cromwell auslieferte. Solch' ein Zauberer war unmöglich, denn so wie er nur eine Handregung oder eine Miene machte, den Fremden mit Frankreich ein Geschenk zu machen, so war er verloren. Dumouriez und Vichereux nahmen ein trauriges, kein tragisches Ode und mit Dumouriez auch Danton, weil sie den Frieden ohne Ueberwindung des Auslandes wollten.

Die Berechnung Danton's lief darauf hinaus, Jakobiner und Girondisten als Werkzeuge seiner persönlichen Absichten zu gebrauchen und diese Werkzeuge zuletzt zu zerbrechen, wenn er sie nicht mehr brauchte. Indessen nahmen ihm die Demokraten einen Theil dieser Mühe ab und stürzten am 2. Juni 1793 die Girondisten, ehe er diese Hülfsschaar und Rivalen ganz ausbrauchen konnte. Nachdem er dann auch aus dem Wohlfahrtsausschuß befreit war, blieb ihm nur sein altes Hülfsmittel, die Steigerung der Revolution zu einer abenteuerlichen Höhe, und im Sinne dieser unterirdischen Politik beantragte er am 1. August mit einer seiner donnerndsten Reden die Umwandlung des Wohlfahrtsausschusses zu einer unabhängigen und allmächtigen Regierung und die Ausstattung derselben mit 50 Millionen. „Seien wir fürchterlich, rief er, führen wir den Krieg als Löwen,“ und als Kenner der geheimen finanziellen Wirtschaft nannte er „eine masslose Verschwendung für die Sache der Freiheit eine Anlage mit Bacherzinsen,“ während er der zukünftigen Regierung die Bollmacht geben wollte, jene Summe nöthigenfalls auch an einem Tage anzugeben.

Der Wohlfahrtsausschuß sah, wie Barrère in seinen Remoisen ausführt, in dem Antrag die Kriegslust Danton's, wonach er die zur Allmacht erhobene Regierung zum Gegenstand des allgemeinen Hasses machen und entweder zum Jubel der Nation sprengen oder unter seinen Willen biegen und, wenn Beides nicht gelänge, mit dem Zauber der Milde das von ihm selbst geschaffene Redusenhaupt als der Augustus der Güte bezwingen wollte. Demzufolge wies der Convent den Antrag auf Aenderung der Verfassung am folgenden Tage zurück und gab nur zu, daß jene Millionen der nationalen Finanzkammer zur Verfügung gestellt würden. Der unermüdete Machinist ließ aber nicht nach und am 11. August mußte sein alter Genosse Farcy die Festfeier des vorhergehenden Tages, wegen der Annahme der neuen Verfassung, zu einem entgegengekehrten Schlage gegen den Wohlfahrtsausschuß benutzen. Nach diesem Antrage seines Freundes sollte die Zeit der regelmäßigen Regierung beginnen und der Convent für Neuwahlen zu dem verfassungsmäßigen gesetzgebenden Körper die nöthigen Maßregeln treffen. Zunächst richtete die Bezeichnung dieses Antrags als eines „unglaublichen“ durch Robespierre in der Sitzung des Jakobinerclubs vom Abend desselben Tages hin, um Danton's neuen Anlauf zurückzuschlagen. Die volle Antwort des Wohlfahrtsausschusses war der Conventsbeschluß vom

10. October, wodurch der Einklang der Regierung mit den revolutionären Gesetzen und ihre Fortdauer bis zum Frieden gesichert wurde.

Zwei Tage darauf ward im Convent Danton's Urlaubsgesuch, um in seiner Vaterstadt der Wiederherstellung seiner Gesundheit zu leben, verlesen und genehmigt. Es war ihm in Paris schüchtern geworden; besonders wollte er dem Proceß gegen die Girondisten und gegen die Königin aus dem Wege gehen, für die Rettung der Letzteren hatte er noch kurz zuvor, wie de Pradt in seiner Schrift über Belgien erzählt und von Mercy in Brüssel selbst gehört hat, diesem kaiserlichen Minister seine Unterstützung zugesichert.

Seit seiner Rückkehr nach Paris (in der Mitte des November) benutzte er einige reidbare Seiten seines Rivalen, um denselben zur Richtung seiner demokratischen Umgebung zu verleiten. Der Unwille, mit welchem der zukünftige Hüter der republikanischen Republik auf Hebert's und Chaumette's Sturm gegen den christlichen Cultus herabsah, bot eine Handhabe zur blutigen Beseitigung dieser Männer; mit gleichem Erfolg wurde das Vertrauen Robespierre's gegen Monfrin und Vincent in Bewegung gesetzt, in deren Kreisen man nach der Erhebung eines verständigen Mannes zur Führung der Volksbewegung rief. Dazwischen mußte Camille Desmoulins die Morgenröthe des Reichs der Gerechtigkeit und Milde dem Bürgerthum vormalen und arbeitete Danton für die Freilassung der am 8. October in Verhaft genommenen 73 Conventsmitglieder, die gegen den 2. Juni protestirt hatten und nach ihrer Rückkehr in den Convent die Gegner der Gironde ohne Verzug zur Guillotine geschickt hätten. In dieser schwülen Finsterniß traf die Nachricht, daß ein Versuch gemacht sei, den Dauphin zu befreien und Malesherbes neben dem minderjährigen König als Regenten ausrufen zu lassen. Jetzt war kein Augenblick mehr zu versäumen und Et. Del verlas am 31. März den Bericht des Wohlfahrts- und des Sicherheits Ausschusses über die Dantonische Verschwörung.

Es hatte gerade ein Jahr gedauert, bis man den Hof Danton's und die Leute, die ihm in dem Friedenswerk zur Beglückung Preußens und Frankreichs zur Seite standen, durchschaute.

Einer der rührigsten unter diesen Friedenskünstlern, Johann Peter Hertbold Prolz, stand an der Spitze jener Commission, welche in den letzten Märztagen 1793 Lebrun, der Minister des Auswärtigen, nach Belgien schickte, um von Dumouriez Aufklärungen über seine Bedrohung des Convents zu verlangen. Prolz betrieb mit dem General Inbalt und Härte des Berichts, den er mit seinen Genossen Dubuisson und Berespe an Lebrun, zu erstatten hatte, besonders den Punkt der Friedensunterhandlungen, welche Dumouriez mit den Oesterreichern unter der Hand eingeleitet hatte; Prolz's Hebel war mit Hilfe der Dictate des Generals bei der schließlichen Abfassung des übermüthigen Berichts besonders betheiligt.

Der Minister war selbst in das Verheimlich eingeweiht und beehrte sich, als der General sich durch seine Flucht ins kaiserliche Lager unmöglich gemacht hatte, dem Verdacht gegen die drei Commissäre zuzukommen. In seiner Anschrift vom 5. April an den Convent, hebt er nicht nur hervor, daß die selben sich großen Gefahren ausgesetzt und das Verdienst erworben hätten, den großen Verrath des Generals zuerst zu entdecken, sondern bringt er auch die Erklärung in Vorschlag, daß sie sich um das Vaterland verdient gemacht haben.

Das war dem Convent doch etwas zu stark und er begnügte sich damit, seine Befriedigung über die Ausführung dieser Mitbürger auszusprechen.

Kümmlich kam der Verdacht, daß Prolz ein fremder Spion sei, doch zur Sprache; in der Sitzung des Jakobiner-Clubs vom 24. October 1793 macht der, gleichfalls als Verräther verdächtige Desfieux für ihn geltend, daß man ihm das Verdienst, Dumouriez zuerst denuncirt und dessen beabsichtigten Schlag vereitelt zu haben, nicht vergeben könne.

In der Sitzung des Clubs vom 21. November führte aber Robespierre

Diese Dame hielt hier mit ihrem Schwiegersohn, Herrn von Sartine, früherem Staatsrath zweiter Classe, Sohn des einstigen Marineministers, ein offenes Haus, in welchem sich auch schon zur Zeit der Legislative die Lebensmänner der Giroude eingefunden und gegen gutes Geld vergnügt hatten. Graf Lilla erzählt in seinen Memoiren, daß er daselbst mit Vergnügen verkehrte und ihn hätte hören hören: „ich wollte, es wäre alles zu Ende und ich hätte zwanzigtausend Francs Rente“. Jetzt fanden sich hier die Mitglieder des Convents ein und erholten sich beim Spiel und bei Soupers von ihren politischen Anstrengungen. Namentlich war Danton Stammgast, theilte seinen Heferscheßern die Parole aus und empfing von ihnen Bericht über ihre Leistungen.

Danton endigte am 6. April 1794 mit einem Theil seiner Genossen unter der Guillotine; die viel genannten drei Commissäre Lebrun's samt Berrepre waren ihm am 24. März auf demselben Wege vorangegangen.

In dem Augenblicke, wo das preussische Heerlager seinen nützlichsten Kiliten vom Jahr 1793 verloren hatte, ging mit demselben eine wichtige Krisis vor. Ein Vierteljahr vorher hatte es einen neuen Oberbefehlshaber erhalten. Das gegenseitige Vertrauen zwischen Friedrich Wilhelm und dem Herzog von Braunschweig war seit dem Tage von Valmy so erschüttert, daß Letzterer im December 1793 um die Ernennung eines Nachfolgers bat, während er wußte, daß auch ohne sein Zutun ein Wechsel des Commandos eintreten werde. Hatte schon unter seiner Führung der moralische Halt der Armee gelitten, so ergriff das Unheil unter seinem Nachfolger Mollendorf das gesammte Officierscorps; dazu kam, daß der Mann, der sich als Bataillionsführer bei Keutßen und Lorgau einen Namen gemacht hatte, ein entschiedener Feind Oesterreichs und gegen die Allianz mit diesem Widersacher der Friedericianischen Pläne war, überhaupt aber das Unternehmen gegen Frankreich von vornherein nicht gebilligt hatte.

An der Weichsel war indessen schon der Krieg entbrannt, als man am Rhein an die Eröffnung des Feldzugs zu denken hatte. Am 24. März hatte Kosciuszko die Fahne des Aufstandes erhoben und am 4. April einen Sieg über die Russen davongetragen; am 18. April zwang der Straßenkampf in Warschau die Russen, die Stadt zu verlassen. Diese Tage waren für die Convention, welche die Seemächte mit Preußen am 19. April im Haag abschlossen, sehr unglücklich gewöhlt; Preußen sollte, während die Begebenheiten an der Weichsel seine militärischen Kräfte in Anspruch nahmen, zur Unterstützung der Oesterreicher in Belgien den Seemächten 62,000 Mann unter seiner eigenen Führung stellen und gestand den Seemächten die Verwendung zu, wo es ihren Interessen am vortheilhaftesten scheinen würde.

In der That erhielt die Armee Befehl, ihre Cantonirungen am Mittelrhein zu verlassen und sich nach der Sambre in Bewegung zu setzen. Massenbach ward beauftragt, Alles, was zum Empfang der Armee bei Cölln vorbereitet werden mußte, in Angriff zu nehmen. Die Vortruppen waren bereits in Cölln angekommen und die Mund- und Kriegsvorräthe schwammen den Rhein hinunter. Wüthlich aber ward der Marisch eingestellt und die Armee zieht sich in ihre Stellung am Mittelrhein zurück.

Die beiden Kriege im Westen und in Polen, wo Friedrich Wilhelm selbst sich den Aufständischen ohne Erfolg entgegenwarf, standen einander im Wege. Eine ernste Mitwirkung mit Oesterreich, sei es in Belgien, sei es mit dessen Echauren am Oberrhein, mußte zu großen Schlachten führen, die auch im Fall einzelner Siege die Armee schwächten und ihre Bedeutung für einen etwaigen Oberkrieg um die polnische Beute verminderten. Absonderung von Oesterreich stellte dagegen die Auflösung der Coalition, die Uebermacht Frankreichs und die Rache der Kaiserin Katharina in Aussicht. Nach beiden Seiten hin von Gefahr umringt, zog man die Unthätigkeit am Mittelrhein als sichersten Ausweg vor, da eben sich dadurch wenigstens eine Reserve für polnische Verwicklungen erhielt.

Es bedrte die Armee das Schwert auch dann wieder in die Scheide, als sie Ende des Mai sich des Harzgebirges, der Deckung gegen den Elb- und Rothringen, von Neuem bemächtigt hatte. Sie blieb in ihrer Unthätigkeit, als am 20. Juni die Bevollmächtigten der Seemächte wie 1791 zu machen zu Kirchheim-Polanden erschienen und mit Nichtauszahlung . . . im Haager Vertrag festgesetzten Subsidien drohten. Die Friedensruhe der . . . anements, in denen sich die Truppen in aller Bequemlichkeit an den . . . der fruchtbaren Gegend labten, wurde endlich durch die feindliche . . . Moselarmee gestört. Ueberall sahen sich die Truppen in ihren weitläufigen Stellungen angegriffen und überwältigt und sie mußten das Harzgebirge räumen. Man erlitt namhafte Verluste, verlor zum erstenmal in diesem Kriege schweres Geschütz und die preussische Kavallerie, die im vorhergehenden Jahr bei Kaiserslautern und Pirmasens gesiegt hatte, sah sich vom Feind überholt.

Widerum hatte man sich, da der Feind die Verfolgung seiner Vorthelle noch nicht für nothwendig hielt, in die Friedensstille und in die Ueberzeugung eingeliebt, daß dieser Krieg für Preussens Interesse schädlich sei, als der Erbprinz von Hohenlohe am 20. September durch seinen plötzlichen Schlag bei Kaiserslautern für die unglücklichen Tage des Juli Rache nahm. Aber im Hauptquartier wollte man von einer Benutzung des Siegs nichts wissen; der Prinz ward von Müllendorf scharf angesehen, besonders scharf blühte Müchel und der Prinz erhielt den Befehl, sein Corps nach Polen zu führen. Im November zog die Armee über den Rhein zurück; die Führer hatten die Campaigne schon vollständig aufgegeben; die militärischen Gelehrten leben, nach Massenbach's Schilderung, misanthropisch in den Tag hinein; der Eine seufzt, der Andre klagt; Phull, der im vorigen Jahr Konstantin inspirirt hatte, führt in ein Paar Denkschriften aus, daß man Nichts thun dürfe, verlangt den Frieden, er solle aus, wie er wolle, und meint in Privatgesprächen, „er werde sich um Nichts mehr bekümmern; der K. . . . werde doch Alles heilen.“

Seit dem August hatten sich der Armee die belgischen Erfolge der republikanischen Truppen in nächster Nähe fühlbar gemacht. Die Franzosen vertrieben die Oesterreicher aus Trier, setzten sich an der Saar und Mosel fest und bemächtigten sich der Straße auf Luxemburg. Im December merkte man, daß die holländische Unternehmung Dagegru's auch die westphälischen Lande Friedrich Wilhelm bedrohte.

Als dem Schatz Friedrich's II. war es indessen auf die Reize gegangen. Im März 1795 waren die Kassen so erschöpft, daß die Armee nicht mehr nach dem Kriegsfuß bezahlt werden konnte. General Weissenau, der eigentliche Kriegszahlmeister, klagte laut darüber, daß man das Picht an beiden Enden (in Polen und am Rhein) angezündet habe. Schon im Sommer 1794 hatte er während der unglücklichen Belagerung von Warschau Konstantin diese Besorgniß mitgetheilt, Friedrich Wilhelm aber, welchem der „tugendhafte“ Oberst diesen Brief vorlegte, ward über das kräftige Bild von den beiden Enden des Pichtes so entrüstet, daß er Weissenau drohen ließ; er werde ihm den Kopf vor die Füße legen lassen. Gleichwohl blieb nichts Andres übrig, als diesen redlichen General zum Mitglied der Commission zu ernennen, welche Mittel und Wege zur Besoldung der Armee aufsuchen sollte.

Der Rettungseengel aus aller dieser Noth war jedoch schon im October 94 in der Person des Kreuznacher Weinbändlers Schwarz erschienen. Derselbe beruft sich in einem spätern Schreiben an den Conventsbevollmächtigten bei der Rhein- und Moselarmee, Merlin von Thionville, indem er sich über unzureichende Belohnung beklagt, auf die Dienste, die er als der „Reisende Müllendorf's“ der Republik geleistet habe: — „er hat den Frieden mit Preussen vermittelt, — hat Preussen verhindert, den Kaiserlichen nach Trier hin die Hand zu reichen, und den preussischen Hof im October dazu berebet, seine Armee aus der Pfalz zurückzurufen, — endlich giebt ihm eine Inschrift im Epitaphsaal Barthelmeus's, des Botschafters der Republik zu Basel, das Zeugniß, daß durch seine Bemühungen der Friede zu Stande gekommen sei.“

halb deren Gränzen Preußen die Neutralität aufrecht erhält. Eine Nachtragsbestimmung von 17. Mai läßt zu, daß Preußen nöthigenfalls Hannover in Verwahrjam nimmt.

Nach einem halben Jahr tritt aber schon der Jünger Robespierre's auf die Bühne, der sich bei der Wiedereinnahme Toulon's einen Namen gemacht hatte, am 13. Vendémiaire (5. October) den royalistischen Aufstand gegen den Convent niederschlägt und das flüchtige Wort Danton's kritisiren wird. Am 27. October 1806 zieht dieser Robespierre zu Pferde, nachdem er die Coalition dreimal besiegt hatte, in Berlin ein und seine Legionen bringen in ihren Kornistern die Programme Eurgot's und Calonne's mit, welche die Grundgesetze für den modernen Finanzstaat enthalten.

B. Bauer.

Die Verbote socialistischer Schriften.

In Folge der Anregung in der letzten Nummer der „Wage“ (auch die Berliner „Volkszeitung“ hat sich bereit erklärt zur Aufnahme solcher Mittheilungen) ist uns eine Anzahl von Polizeiverfügungen aus §§. 11 bis 14 des Socialistengesetzes zugegangen, von denen wir die durch ihr Object bedeutameren hier zum Abdruck bringen. Sie betreffen die Brochüre von Ed. Sack wider die Prügelpädagogen, einen Theil der Lassalle'schen socialistischen Schriften, endlich einzelne Nummern der später bekanntlich überhaupt verbotenen socialistischen Zeitschrift „Zukunft“. Die Einleitung, in der die betr. Schrift benannt und das Verbot ausgesprochen wird, sowie der Schluß, der auf die Frist für eine etwaige Beschwerde hinweist, sind meist gleichlautend, daher hier weggelassen; zu erwähnen wäre vielleicht nur noch, daß aus den Journalnummern der Berliner Behörde die Größe des äußern Umfanges ihrer Thätigkeit hervorgeht, da Verfügungen vom 2. November die Nummer 5437 bis 5450 tragen, die vom 6. November aber bereits die Nr. 5715, in den fünf Tagen also an 300 Aktenstücke allein von dieser einen Behörde ausgegangen sind.

Die erste Verfügung, von der Braunschweiger Behörde ausgehend, betrifft die Schrift von Ed. Sack: „Gegen die „Prügelpädagogen“ und lautet:

Die von Ihnen verfaßte, im Verlage von W. Braße hier selbst erschienene Druckschrift „Gegen die Prügel-Pädagogen 1878“ wird durch die unterzeichnete Landespolizeibehörde auf Grund des §. 11 des Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie vom 21. October 1878 hiermit verboten, und zwar aus folgenden Gründen:

Die Schrift „Gegen die Prügel-Pädagogen“ unterwirft die heutigen Schuleinrichtungen einer höchst abfälligen Kritik und läßt es dabei an gehässigen Seitenhieben gegen die bestehende angeblich auf die Ausbeutung der arbeitenden Klassen gerichtete Staats- und Gesellschaftsordnung nicht fehlen. Von der Schule wird behauptet, daß die herrschenden Parteien sie in selbstsüchtiger und völlig ungerechtfertigter Weise für ihre Interessen ausnützen, körperliche Züchtigungen und andere barbarische Mittel zur angeblichen Aufrechterhaltung der Disciplin nur deshalb zur Anwendung gebracht wissen wollten, um in dem heranwachsenden Arbeitergeschlechte jedes edlere und höhere Gefühl schon im Keime zu ersticken, daß sie dasselbe absichtlich in Rohheit und Dummheit auf-

lands“ den Parteigenossen als socialistisch empfohlene Druckschrift zu denjenigen gehört, in welchen socialdemokratische auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährdenden Weise zu Tage treten, weil in derselben die Demokratie und deren Endziele verherrlicht, und die Arbeiter durch die Auseinandersetzung, daß sie den Besitzenden gegenüber nichts als Waare seien, (Seite 61, 18, 19) zu Haß und Neid „die übrigen Gesellschaftsklassen aufgereizt werden.

Dann desselben Verfassers: „Bastiat-Schule“:

Das Verbot findet nach Maßgabe des Gesetzes seine Begründung darin, daß die von dem in Leipzig herausgegebenen „Vorwärts, Central-Organ der Socialdemokratie Deutschlands“ den Parteigenossen empfohlene Druckschrift zu denjenigen gehört, in welchen socialdemokratische auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtete Bestrebungen in einer den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährdenden Weise zu Tage treten, weil durch tendenziöse Schilderungen des Elends der Arbeiter, deren Rücken der grüne Tisch sei, auf welchem die Goldhaufen von den Besitzenden emporsteigen, die ärmeren Klassen der Bevölkerung zu Haß und Neid gegen die übrigen Klassen der bürgerlichen Gesellschaft aufgereizt, und zu Gewaltthatigkeiten durch die Aufforderung angefeuernt werden, die Stimmen der Rastlosen, d. i. der Besitzenden, durch den rollenden Ton groben Basses zu unterbrechen. (Seite 28, 90).

Zu bemerken ist bei diesen vier Verböten, daß sie sich sämtlich nur gegen bestimmte Ausgaben, resp. sogar Auflagen der betr. Schriften richten, nur gegen die billigen Volksausgaben, resp. Nachdrücke, wie sie außer in Berlin auch anderwärts, z. B. Chicago, erschienen sind, nicht aber gegen die Originalausgaben. Folgerungen werden daraus freilich nur mit Vorsicht zu ziehen sein.

Die folgenden Verböte betreffen die „Zukunft“, — zunächst das letzte, am 1. Novbr. d. J. erschienene Heft 3 des zweiten Jahrganges und zugleich das fernere Erscheinen des Blattes untersagend. Dies Verbot lautet:

Berlin, den 6. November 1878.

In Gemäßheit des §. 13 des Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie vom 21. October 1878 eröffnet das Polizeipräsidium dem Vorstände der Allgemeinen Deutschen Associations-Buchdruckerei hierdurch, daß dasselbe als Landespolizeibehörde auf Grund des §. 11 des gedachten Gesetzes das unter dem 1. d. Mts. erschienene Heft III. des zweiten Jahrganges der „Zukunft“ (Socialistische Revue) wegen der in derselben in einer den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen gefährdenden Weise zu Tage tretenden socialistischen und socialdemokratischen, auf den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung gerichteten Bestrebungen, unter Aufrechterhaltung der nach §. 15 gedachten Gesetzes verfügten Beschlagnahme verboten, und gleichzeitig das Verbot des ferneren Erscheinens der genannten periodischen Druckschrift ausgesprochen hat.

Schon in den drei ersten Aufsätzen des Heftes III. der qu. Druckschrift werden Lehren und Grundsätze des modernen Socialismus und der Socialdemokratie allerdings im Gewande wissenschaftlicher Erörterungen versucht, wobei aber auch das Streben auf Umsturz der bestehenden Ordnung und die Gefährdung des öffentlichen Friedens sich dennoch nachweisen läßt. J. U. wird auf Seite 67 der Klassenkampf in der modernen Gesellschaft zwischen Besitzenden und Besitzlosen als ein notwendiges Ergebnis der bestehenden Gesellschaftsordnung hingestellt, auf Seite 68 als Ziel der Socialdemokratie die Befreiung der Arbeit in einem neu zu bildenden Staatswesen bezeichnet, auf Seite 64

stalt Sie noch einmal persönlich aufzusuchen; ein Befehl meines Hauses rief mich so plötzlich ab, daß ich mein Versprechen nicht halten konnte. Ich nehme deshalb heute den Faden unserer Unterhaltung wieder auf. Wie ich die Ehre hatte, Ihnen zu sagen, bin ich gegenwärtig mit einer Arbeit beschäftigt, deren wesentlicher Zweck der ist, die anerkannten Principien, die fernerhin unantastbaren Gesetze der politischen Oekonomie auf die Lösung einiger socialer Fragen, welche gegenwärtig an der Tagesordnung sind, anzuwenden und damit zugleich unser constitutionelles System und unsere Gesetzbücher einer Kritik zu unterziehen. Sie fühlen, mein Herr, daß ich weder die Anmaßung habe, noch haben kann, all das allein zu reformiren; es wäre eine Arbeit für die vereinten Kräfte von hundert Oekonomisten. Es handelt sich nur, die Bahn zu eröffnen und einen ersten Schritt zu thun.

Durch ein merkwürdiges Zusammentreffen, dessen Bedeutung ich mir nicht entgehen lassen möchte, hat die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften eine Reihe von Fragen*) gestellt, welche, richtig aufgefaßt und in ihrer Tiefe geprüft, alle großen Abtheilungen und das Gesamtgebiet der Wissenschaft umfassen. Die Akademie ging noch einen Schritt weiter, sie hat die Concurrenten eingeladen, ihre Ideen kühn zu entwickeln und sich ohne Furcht auf das Feld der Speculation zu begeben. Ich sage Ihnen nicht, Herr Guillaumin, daß ich die Absicht habe, zu concurriren, noch weniger mit dieser Erlaubniß Mißbrauch zu treiben; einerseits würde mir die Zeit zum Concurr nicht ausreichen und im Uebrigen habe ich nicht die Absicht, mich in geschmacklosen Plaudereien zu ergehen. Allein, es scheint mir nützlich, in einer originalen, würdigen, von jeder Nebenabsicht freien Antwort, die Tendenz zu Neuerungen zu constatiren, von der die Akademie, diese im eminentesten Sinne des Wortes conservative Körperschaft des Staates ergriffen wurde.

Ueber Inhalt und Form meines Buches können Sie vollkommen ruhig sein. Falls meine nur zu sehr bekannten Antecedentien Sie vielleicht veranlassen sollten, mir gegenüber besonders vorsichtig zu sein, so muß ich Ihnen sagen, daß ich mich ausschließlich innerhalb der wissenschaftlichen Schranken halten werde. Die Fragen, welche mich beschäftigen, sind viel zu heikel, um etwaigen oratorischen Gelästen mehr Rechnung zu tragen, als sich unmittelbar aus den ökonomischen Prämissen ergibt.

Um einem Werke, das die unter einander scheinbar fremdartigsten Probleme behandeln wird, Einheit zu geben, mußte ich zuvor, vielleicht mehr als bis jetzt geschehen ist, die Tiefen der Oekonomie ergründen und das allgemeine Gesetz, welches alle Wissenschaft und deshalb die Gesellschaft selber leitet, suchen. Das ist der speculative oder metaphysische Theil, in einem Wort: das synthetische Band aller meiner Ideen.

Nichts von dem, was ich bis jetzt veröffentlicht habe, kann Ihnen einen Begriff meiner nunmehrigen Arbeit geben; einige Andeutungen, die ich da oder dort gemacht, sind zu geringfügige Reichen, um dem Leser die ganze Tragweite verständlich zu machen. Es handelt sich um

*) Dieselben werden weiter unten, in einem Brief an Bergmann, näher angeführt.

des Products ist unverständlich ohne die wesentlichen Formen oder Bedingungen der Association zu kennen, ohne aus dem Studium der Vergangenheit den Geist der modernen Tendenzen zu erschließen (praktischer Sensualismus, Sinn für's materielle Wohlergehen).

In ähnlicher Weise kann die Association nicht außerhalb der ökonomischen Wissenschaft u. s. w. verstanden werden. Ich übergehe den Rest.

Aber die Association, die Moral, die ökonomischen Beziehungen, all das muß, um nicht willkürlich zu sein, objectiv in den Sachen geprüft werden. Man muß den subjectiven Ausgangspunkt, der bis jetzt von den Philosophen und Gesetzgebern adoptirt wurde, verlassen und außerhalb der vagen Begriffe des Gerechten und des Guten die Gesetze erforschen, welche dazu dienen können, diese Begriffe zu determiniren und die uns objectiv gegeben sein müssen im Studium der socialen Beziehungen wie sie die ökonomischen Thatsachen mit sich bringen.

Ich werde mich wohl hüten, die so geläufige Gegenüberstellung von Subject und Object in meiner Einleitung zu benutzen. Die französischen Leser würden das Buch wegwerfen. Um sie ihnen begreiflich zu machen, muß man umgekehrt vorgehen und mit den Thatsachen selber beginnen, welche dieser Gegensatz erzeugt, d. h. man muß von den Consequenzen zum Princip aufsteigen (alter Styl).

Ich werde also beweisen, daß alle Grundlagen der politischen Oekonomie, der Gesetzgebung, der Moral und der Regierung wesentlich gegensätzlich (*contradictoires*) sind, gegensätzlich, sage ich, nicht bloß unter einander sondern in sich selbst und dennoch durchaus nothwendig und unabweislich. Ich glaube behaupten zu können, daß eine derartige Arbeit, deren Grundgedanke nicht neu ist, dennoch niemals versucht wurde; es bedurfte hiezu mehrerer Bedingungen, die bis jetzt nur wenige Menschen in sich vereinigen.

Du fühlst, wie sehr diese Arbeit, indem sie den Schlüssel bietet zu dem intellectuellen Chaos, in welchem wir leben, dazu beitragen kann, die socialen Fragen aufzuheben und vorwärts zu bringen. Wer mich verstanden haben wird, für den ist eine exclusive Meinung nicht mehr denkbar; es wäre lächerlich. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich zur selben Zeit die Theorie und das Beispiel der synthetischen Schlüsse all dieser Gegensätze geben werde. Wenn die deutschen Philosophen, zu sehr beeilt, um zu einem theologischen oder transcendentalen Schluß zu gelangen, daran gegangen wären, die Antinomien, wie sie sich ihren Augen darboten, gründlich zu studiren und gute Lösungen zu bieten, so hätten sie vielleicht bedeutendere Dienste geleistet, als durch das vorzeitige Baugerüste ihrer Systeme.

Den von der Akademie gestellten vier Fragen werde ich das Axiom einer fünften beigesellen, nämlich: Das politische oder gouvernementale Problem, dessen Lösung nothwendig ist, um die Realisation aller vorausgehenden Synthesen möglich zu machen. Ich werde dann mit philosophischen Schlüssen über die socialen Antinomien oder Widersprüche schließen, über ihren Werth als dialectisches Element, über die weiteren Folgerungen, die sie gestatten auf das Problem der Gewißheit, der Seele, Gottes u. s. w. und endlich über den Platz, den sie in der Metaphysik (oder der Theorie der Entwicklung) einnehmen. Schreibe mir, wie Du darüber denkst. (Schluß folgt.)

Zu beziehen
durch jede Buchhandlung
u. Buchhändler, für Berlin
durch G. Medlenburg,
NW. Rammelsbergstr. 41.

Die Wage.

Preis pro Quartal
im Deutschen Reichsgebiet
4.50 Mark.
Inserationspreis 20 Pf.
für die gespalt. Zeile.

Wochenblatt für Politik und Literatur.

Herausgegeben

von
Dr. Guido Weiß.

6. Jahrgang.

Berlin, 20. December 1878.

Nr. 51.

Inhaltsergleichung: Ein neuer Gulliver. — Wen und über Strahlen. Von Rich. Müll-
berger. VII. (Schluß). — Berichte sozialistischer Blätter.

Ein neuer Gulliver.

Der Begriff einer „Weltliteratur“, von der vor einem halben Jahrhundert bereits unser Goethe sehnlich träumte, hat seitdem nicht die Entwicklung gefunden, die von der Zeit des Dampfschiffs, der Eisenbahn, des Telegraphen zu erwarten gewesen wäre. In die Breite gegangen ist diese internationale Strömung freilich gar sehr, aber wie tief sie gehe, welche bleibende Physiognomie sie ihrem Vette eingeprägt habe, davon wissen nur die, deren besonderes Studium darauf gerichtet ist. Ja, man kann selbst sagen, es könne einer bedeutenden geistigen Production in einem der großen Culturstaaten heute leichter geschehen, als vor hundert Jahren, jenseits der Sprachgrenze übersehen zu werden, unbekannt zu bleiben. Wenn der Vode damals einen englischen Autor uns übersetzte, wenn Grimm in seiner Correspondenz auf eine literarische Neugierde aus Paris aufmerksam machte, so konnte man sicher sein, daß die gebildete Welt in Deutschland auch ihren Sinn darauf richtete. Heute? — Leopardi ist vor vierzig Jahren schon in's Deutsche übersetzt worden und vielleicht wird es in diesen Tagen erst der Verfunst Heise's glücken, diesem hüferschönen Gestirn seinen Platz auf deutschen Sternkarten zu sichern. Wäre Georg Brandes nicht und sein treuer Achates Strodtmann: was wählte die Welt von den originellen Figuren der modernen dänischen Literatur? Und nur scheinbar ist es besser bestellt um unsern Verkehr mit England und Frankreich. An Uebersetzungen fehlt es ja freilich nicht und die billigen Original-Ausgaben englischer und französischer Romane haben ja weithin bei uns Verbreitung gefunden: aber ist damit der Begriff der „Weltliteratur“ erfüllt, auch nur richtig erfaßt? Solche Uebersetzungen und die journalistische Tagelöhnerlei, daraus besteht im Wesentlichen das geistige Band. Hauptsächlich ist es die Belletristik, die bei der Uebersetzung von Büchern in Betracht kommt, Geschichte und Philosophie kommen in zweiter Reihe, und hier bereits sehr nach Mode oder Laune. Hr. Guizot's Geschichtsleistungen sind uns übermitteln worden, die Thierry's müssen wir uns im Original auffuchen; die Spencer, Bain und andere Socialphilosophen servirt uns der deutsche Uebersetzer frisch vom Herde, von Comte wissen wir im Deutschen nur aus den Umrissen, die uns der ins Deutsche übersetzte Stuart Mill gegeben. Daneben in breiter Masse der Bedarf an politischen Nachrichten, den uns die Zeitungen alltäglich bieten. Hier

vorgeschoben wurde, wenn die Eltern nur daran denken wollten, wie sie in ihrer Jugend empfunden haben, und sich ihren Kindern gegenüber grade so verhalten wollten, wie sie gewünscht hätten, daß ihre eignen Eltern es ihnen gegenüber thäten. Allein grade dies, das doch so einfach und selbstverständlich ist, scheint auch zu den Dingen zu gehören, die nicht Einer unter hunderttausend Menschen in der Praxis durchzuführen im Stande ist. Es sind immer nur die Größten und Besten, die einen lebendigen Glauben an die einfachsten Grundsätze des Lebens besitzen und die ebenso fest überzeugt sind, daß $19 + 13 = 32$ als daß $2 + 2 = 4$.

Ich glaube sicher daß, wenn dieser Bericht jemals einem Ergindmonianer in die Hände fallen sollte, er erklären wird, daß das, was ich über die Seltenheit inniger Beziehungen zwischen Eltern und Kindern gesagt habe, eine schmählische Verdrehung der Thatfachen sei, und daß es in Wahrheit nur sehr wenige junge Leute gebe, die sich in der Gesellschaft ihrer nächsten Angehörigen nicht glücklicher fühlten als in der Andrer

Und allemal liegt in der Hauptsache nichts weiter zu Grunde als das Selb. Wenn die Eltern ihre Kinder in den Stand setzen wollten,

ihr Auskommen früher zu finden als es jetzt der Fall ist, so würden dieselben bald sich selbst ernähren können und selbständig werden. Wie die Dinge aber jetzt liegen, werden die jungen Leute alt genug, um eine Menge berechtigter Bedürfnisse zu kennen, ehe sie noch gelernt haben, wie sie die Mittel zu deren Befriedigung sich verschaffen sollen. Daher bleibt ihnen nichts übrig als sich entweder ohne dieselben zu behelfen oder mehr Geld für sich zu beanspruchen, als die Eltern meist zu erübrigen im Stande sind. Und daran tragen die Hauptschuld die Schulen der Unvernunft, wovon nachher die Rede sein soll. Hier bringen sie viele Jahre zu, völlig unfähig irgend etwas zu leisten, während sie die Zeit benutzen sollten ordentlich thätig zu sein, mit Kleinem anfangend, immer erwerbend, und sich in die Höhe arbeitend je nach dem Maße ihrer Energie. Diese Schulen haben mich in großes Erstaunen gesetzt. Ich will durchaus nicht ein falsches Nützlichkeitsprincip verfechten und recht gern glauben, daß das hier übliche System gut sein mag für Kinder reicher Eltern. Allein das Unglück war, daß Jeder, der nur einigermaßen auf Respectabilität Anspruch erhob, seine Kinder in eine dieser Schulen schicken mußte, die ihnen so auf Jahre hinaus eine hohe Geldbusse auferlegte. Ich war sehr überrascht zu sehen, welche Opfer die Eltern brachten, um ihre Kinder zu fast ganz unnützen Geschöpfen zu machen, und es ist schwer zu sagen, wer eigentlich mehr darunter zu leiden hatte, die Alten die sich zu hohen Ausgaben verurtheilt sahen, oder die Jungen die um einige der wichtigsten Zweige menschlicher Erkenntniß betrogen und in falsche Bahnen geleitet oder, wie das meistens der Fall war, einfach sich selbst überlassen wurden. Geringer allerdings war der Schaden bei den weniger gut situirten Klassen. Hier muß der Knabe schon mit zehn Jahren anfangen etwas zu betreiben. Ist er intelligent, so macht er seinen Weg aufwärts und läßt sich nicht niederhalten; ist er es nicht, so bleibt er stehen wo er steht, und das ist für alle Theile jedenfalls das Zweckmäßigste. In der Regel finden auch die Leute ihren richtigen Platz, und wenn sie ihn auch bisweilen verfehlen, so kann man doch im Allgemeinen sagen, daß wer wirklich gut talentirt ist, nicht unbemerkt bleibt und seine Gaben verwertthen kann. Wie mir schien, fingen auch die Ergindwonianer damals an sich dieser Dinge klarer bewußt zu werden. Bereits war vielfach davon die Rede, Eltern, deren Kinder im Alter von 25 Jahren noch nicht einen ihrem Stande entsprechenden Verdienst hatten, mit einer Steuer zu belegen. Und ich bin überzeugt, daß sie diese Maßregel nie zu bereuen haben werden, vorausgesetzt, daß sie den Muth haben, sie durchzuführen. Die Eltern werden dann dafür sorgen, daß die Kinder schon in früherem Alter anfangen, sich Geld zu verdienen; die Kinder werden frühzeitig selbstständig werden und ihren Eltern ebensowenig zur Last fallen, wie diese ihnen, und beide werden sich gegenseitig viel lieber gewinnen, als es jetzt der Fall ist.

Das aber ist die wahre Menschenliebe. Wer sich im Welthandel ein colossales Vermögen erworben und durch seine Energie es erreicht hat, daß er den Preis von Wollenwaaren bei einem Pfunde um den tausendsten Theil eines Penny herabsetzen kann — der wiegt zehn sogenannte Philanthropen auf. Und das begreift man in Ergindwon auch ganz wohl. Ein Mann, der sich ein Vermögen erworben hat, das ihm

Ich will es versuchen, an einer der einfachsten Kategorien den eigenthümlichen Gedankengang des Verfassers nachzuweisen. Blicken wir z. B. auf die Maschinen und ihre Wirkung auf den socialen Organismus. Es ist unzweifelhaft, daß die Maschinen durch Zusammenfassen mehrerer Operationen, durch Vereinfachung der Proceßuren die Arbeit in hohem Grade verdichten und die Herstellungskosten reduciren. Die Mühe des Arbeiters wird vermindert, durch billigere Preise werden die Berthe in Fluß gebracht, der Mensch schreitet zu neuen Erfindungen vorwärts und die Wohlfahrt hebt sich. „Die Maschine ist, sagt Broudhon, das Symbol der menschlichen Freiheit und das Zeichen unserer Herrschaft über die Natur, das Attribut unserer Macht, der Ausdruck unseres Rechts, das Emblem unserer Persönlichkeit.“ Auf der anderen Seite ist eine ebenso unbestreitbare Wirkung der Maschinen die, daß sie durch Verkürzung der Arbeitszeit die Arbeit vermindern und zahllose Arbeiter aufs Vllaster werfen. „Die Insubordination unserer Arbeiter, sagt ein englischer Fabrikant, hat den Gedanken nahegelegt, sich ihrer zu entschlagen. Alle erdenklichen Anstrengungen werden gemacht, um den Dienst der Leute durch die gelehrigen Werkzeuge zu ersetzen und es ist uns gelungen. Die Mechanik hat das Capital von der Beherrschung durch die Arbeit befreit. Ueberall, wo wir einen Menschen einstellen, geschieht es nur provisorisch, in Erwartung einer Erfindung, die uns gestattet, denselben zu entbehren.“ Allerdings wird, wie die politischen Oekonomen sehr richtig bemerken, durch die Reduction der Preise in Folge der Maschinen der Consum erheblich gesteigert und die Hände wieder zurückerufen, das Gleichgewicht, sagen sie, stellt sich „mit der Zeit“ wieder her, aber wie viel Elend, Jammer, Schmutz und Verbrechen haftet an diesem „mit der Zeit“! Die Maschinen befreien also nicht bloß den Menschen, sie vernichten ihn auch. Unsere Staatsmänner pflegen nur die erstere Seite zu sehen, das Volk aber hat ein sehr lebhaftes Gefühl für die Wahrheit der letzteren. In England gehörten bis in die Mitte dieses Jahrhunderts lokale Arbeiterrevolten wegen Einführung von Maschinen zu den ganz gewöhnlichen Erscheinungen, in Italien kommen sie bis zum heutigen Tag noch oft genug vor. Der *circulus vitiosus*, in welchem die contradictorische Natur der Maschinen zu Tage tritt, läßt sich denn mit Broudhon in allgemeinsten Fassung, wie folgt, formuliren: „Reduction der Handarbeit ist synonym mit Herabsetzung des Preises, folglich mit Vermehrung der Umsätze; denn je weniger der Consument bezahlt, desto mehr wird er kaufen. Aber Reduction der Handarbeit ist auch synonym mit Einschränkung des Marktes; denn je weniger der Producent gewinnt, desto weniger wird er kaufen.“ Und in analoger Weise, wie hier bei den Maschinen entwickelt Broudhon die ganze Reihe der ökonomischen „Widersprüche.“

Die *Contradictions économiques* sind also, wie der Leser nunmehr verstehen wird, keine Lösung der die Welt bewegenden Fragen, aber sie sind, um es mit Einem Worte zu sagen, eine Vorbedingung zu dieser Lösung. Sie repräsentiren die großartige Gedankenanstrengung eines Mannes von Genie, sich die unser ganzes sociales Leben beherrschenden Gegensätze in ihrer tiefsten Tiefe klar zu vergegenwärtigen, um, wenn nicht die sofortige Lösung, doch die richtige Fragestellung für die Lösung vorzubereiten. Broudhon ist in in diesem Werke der eigentliche *remueur d'idées*, wie ihn Michelet genannt hat, der Ideen-Auf-

Verbote sozialistischer Blätter.

Nachdem in vor. Nummer eine Anzahl preussischer Unterdrückungsverfügungen mitgetheilt worden, mögen diesmal einige Zeugnisse von der Thätigkeit der l. sächsischen Behörden folgen.

Es sind dies die Verbote:

a) des „Chemnitzer Beobachter“:

Die R. Kreishauptmannschaft hat auf Grund der §§ 11 und 12 des Gesetzes gegen die gemeingefährlichen Bestrebungen der Socialdemokratie vom 21. October 1878 beschlossen, die Nummer 18 des „Chemnitzer Beobachters“ — wie hiermit geschieht — zu verbieten und dieses Verbot auch auf das fernere Erscheinen der genannten Druckschrift zu erstrecken.

Der „Chemnitzer Beobachter“ ist an die Stelle des früheren dortigen Organes der socialdemokratischen Partei, der „Chemnitzer Freien Presse“ getreten und erscheint lediglich als eine Fortsetzung derselben unter Beibehaltung der socialdemokratischen Tendenz, nur tritt letztere gegenwärtig nicht mehr so offen und herausfordernd zu Tage, als dies unter der früheren Firma „Chemnitzer Freie Presse“ geschehen ist.

Zum Belege der vorstehenden Ansicht dient zunächst der Umstand, daß der „Chemnitzer Beobachter“ aus derselben zur Förderung socialdemokratischer Bestrebungen gegründeten Druckerei und Expedition, in demselben Formate, mit derselben Einteilung wie die „Chemnitzer Freie Presse“ hervorgeht, daß sogar eine von der letzteren angefangene Erzählung unter der Redaktionsbemerkung, daß das Blatt die Leser der „Chemnitzer Freien Presse“ mit übernommen habe, in jenem fortgeführt ist und daß die Leitung des „Chemnitzer Beobachters“, wenn auch eine andere Person als Redakteur zeichnet, wesentlich in denselben Händen ruht, wie bei der „Chemnitzer Freien Presse“. Aber auch die in Nummer 1 des „Chemnitzer Beobachters“ unter der Ueberschrift „Zur Einführung“ enthaltene Ankündigung und die in Nummer 6 desselben auf der ersten Seite befindliche „Abonnements-Einladung“ bestätigen die oben aufgestellte Behauptung.

Aus dem Artikel „Zur Einführung“ ergibt sich ganz evident, daß der „Chemnitzer Beobachter“ die Lücke ausfüllen soll, welche durch den Ausfall der „Chemnitzer Freien Presse“ in der Zeitungslectüre entstanden ist; es wird darin auf den Umstand hingewiesen, daß das bisher hier erschienene Oppositionsblatt, die „Chemnitzer Freie Presse“ in Bürger- und Arbeiterkreisen bis zum letzten Augenblick der lebhaftesten Sympathien sich erfreute und mit Rücksicht hierauf unter dem Appell an das Vertrauen des Chemnitzer Publicums die Hoffnung auf eine freundliche Aufnahme des „Chemnitzer Beobachters“ ausgesprochen. Was aber die in Nr. 6 enthaltene „Abonnements-Einladung“ anlangt, so ist daraus unschwer zu erkennen, wie die daselbst unterzeichnete Redaktion und Expedition bedauert, ihren Leserkreis — und dies ist in der Hauptsache ein aus Anhängern der Socialdemokratie bestehender — nicht in jeder Beziehung zufrieden stellen zu können. es wird gebeten, trotzdem dem Blatte treu zu bleiben und sich für seine Weiterverbreitung zu interessieren, „damit der Stadt Chemnitz ein unabhängiges und freisinniges Volksorgan erhalten bleibt.“

Der Sinn dieser „Abonnements-Einladung“ kann kein anderer sein, als der, daß das Blatt nach wie vor dem socialistischen Glaubensbekenntniß, welches dasjenige der überwiegenden Mehrzahl seiner Leser ist, treu bleiben will und nur eine vorsichtigeren Haltung zu beobachten gedenkt, um nicht mit dem Gesetze in Collision zu gerathen.

Wenn man nun schon die Wahrnehmung gemacht hat, daß der „Chemnitzer Beobachter“ in der Auswahl und Zusammenstellung seiner Artikel und Notizen systematisch darauf ausgeht, die bestehenden staatlichen, wirthschaftlichen

Beziehungen und Erkennungsmerkmalen, in der Gesamthaltung und Tendenz mit dem „Vorwärts“, beziehentlich der „Hofe“ in Uebereinstimmung treten werde.

Es stellte sich bald heraus, daß seit dem Inkrafttreten des mehrgedachten Reichsgesetzes bei der Redaktion der „Neuen Leipziger Zeitung“ ein ähnliches Verfahren eingeschlagen wurde, wie dasselbe bereits in der, das Verbot der gleichfalls in der hiesigen Genossenschaftsbuchdruckerei getruckten, beziehentlich erschienenen periodischen Druckschriften „Freie Presse“, „Vollblatt und Anzeiger für Borna, Greibburg, Lausitz und Umgegend“, „Großsch-Begauer Vollblatt“, „Mauenthaler Volksfreund“, „Vollblatt für das Herzogthum Altenburg“ und „Boigtländische Freie Presse“ aussprechenden Verordnung der unterzeichneten Kgl. Kreishauptmannschaft vom 6. d/s. Mts. näher dargelegt und charakterisirt worden ist.

Die Anfangs geübte Vorsicht, die auf den Umsturz der bestehenden Staats- oder Gesellschaftsordnung gerichteten socialdemokratischen und socialistischen Bestrebungen in Citaten und Referaten aus anderen Druckschriften verhüllt zum Ausdruck zu bringen, wurde in den späteren Nummern mehr und mehr außer Acht gelassen und immer offenkundiger trat in den Artikeln der „Neuen Leipziger Zeitung“ das Bestreben hervor, nicht nur die bisherigen Parteigenossen zum Ausharren bei der socialdemokratischen Sache zu bewegen, sondern den Parteibestrebungen immer neue Anhänger zuzuführen und den öffentlichen Frieden, insbesondere die Eintracht der Bevölkerungsklassen zu gefährden und zu stören. Es mag in dieser Beziehung nur auf die Schlussbemerkung der Notiz: „Zur Wilhelmsspende“ in Nr. 14, den Aufsatz: „Diplomatensunkst“ und die Correspondenz aus Dresden: „Die Arbeitslöhne der Banbandwerker betr.“ in Nr. 15, die Schlussworte des Artikels: „Tiefer hängen“ in Nr. 16, die Bemerkungen zum Verbot des „armen Conrad“, und zu dem Artikel des hiesigen Tageblatts „Die Socialdemokratie und die Studenten“, sowie den Aufsatz „Fremde Arbeiter“ und die Betrachtung über das Attentat in Spanien“ in Nr. 17, den Leitartikel und die Notiz „Mit geistigen Waffen“, sowie die einzelnen unter der Rubrik „Tagesgeschichte“ über die Ausführung, beziehentlich das Zustandekommen des Socialistengesetzes gemachten Bemerkungen in Nr. 18, endlich den Leitartikel und die Bemerkungen über die Themas: „Dessentliche Disputationen mit Socialdemokraten“, „die Zunahme der Verbrechen“, „Orientalische Wirren“ u. s. w. in Nr. 19 hingewiesen werden, welche theils an und für sich, theils im Zusammenhange miteinander, keinen Zweifel darüber aufkommen lassen können, daß die „Neue Leipziger Zeitung“ nach ihrer Gesamthaltung und Tendenz den in § 11 des Reichsgesetzes bezeichneten Bestrebungen diene und die Anwendung der Bestimmung in Abs. 2 des § 11 eil. gerechtfertigt sei.

Im Druck und Verlag der Genossenschaftsbuchdruckerei ist nun unter dem 13. d/s. Mts. die erste Nummer einer neuen periodischen Zeitung unter dem Titel „Mitteldeutsche Zeitung“ erschienen. Dieselbe soll nach der vorgebrachten Abonnements-Einladung einem längst gefühlten Bedürfnisse Abhülfe bringen. Es fehle nämlich für Sachsen und Thüringen ein freisinniges und billiges Blatt, welches die allgemeinen Volksinteressen vertritt, da die in Leipzig, und überhaupt in Mitteldeutschland herausgegebenen Zeitungen durchweg nur dem einseitigen Parteiinteresse dienen und viele unter ihnen lediglich dem materiellen Erwerbe nachgehen.

Nicht nur der Umstand, daß die Zeitung im Druck und Verlage der Genossenschaftsbuchdruckerei, welche sich hauptsächlich mit der Herausgabe socialistischer Preßunternehmen befaßt, sowie unter der Redaktion des als socialdemokratischen Agitators bekannten Friedrich Nauert erscheint, sondern auch die ganze äußere Ausstattung und innere Einrichtung des Blattes ließ vermuten,

daß hier ein neues, den Sr
Organ vorliege, welches hau
und der eben angeführten 6
Vermuthung wird durch d
Zunächst enthält diese Num
des verbotenen Volksblattes
und verschiedenen — sonst i
— Annoncen, eine Reihe v
mern der „Neuen Leipziger
das Zustandekommen, bezieht
Nr. 18, auf welche vorher i
Zeitung“ Bezug genommen
Blattes treten socialdemo
bestehenden Staats- oder G
den öffentlichen Frieden, i
gefährdenden Weise zu Tag
des Zeitartikels: „Zur Welt
und Lausig! sowie aus Hal
gehoben werden mögen.

Die Kgl. Kreishauptm
dischen Zeitschrift: „Mittelb
Reichsgesetzes gegen die ge
als vorhanden anzusehen ge
scheinen derselben zu verbiet

An das Polizeiamt hi
andurch Veranlassung, die
gebern der in Frage stehend
des angezogenen Reichsgesetz
betroffenen Zeitschriften, da,
in Beschlag zu nehmen, vor

Leipzig, am 14. Nov

An das Polizeiamt

Der Gen

Polizei-Amt Leipzig,

In Nr. 60 d. Bl. ist
und §. 792 B. 1 und 6 v. o. |
Pariser anstatt „gewissen“.

offenbar nach möglichster Einsicht die Censur gelbt, so daß in der That nur ein ganz geringer Rest übrig bleibt, bei dem man in Zweifel gerathen könnte, ob der Gefeierte das wol gern weitergeplaudert sah.

So ist denn also wol auch der Grund der scharfen Beurtheilung, die das Buch erfährt, anderswo zu suchen. Die Einen verdrrießt vielleicht, daß die Legende des Jahres 1870 in einigen nicht unwesentlichen Punkten durchlöchert wird; den Andern kommt es unschicklich vor hier so deutlich hören zu müssen, auf welche einfache Weise die öffentliche Meinung, also auch ihre eigne, präparirt worden ist; der Dritte und Vierte haben im Allgemeinen das unangenehme Gefühl als hätten sie eigentlich doch nur durch ein Schlüßelloch geguckt — was sie indeß sämmtlich nicht hindert die Lectüre eifrigst und gründlich abzumachen.

Wer sich von solchen Bedenken nicht beengt fühlt, der wird in dem Urtheil übereinkommen, das Buch sei zwar sehr schlottrig geschrieben, verrathe nur sehr untergeordnete Spuren politischen Sinnes, sei grobentheils ungenießbar durch die, sei es aus thörichter Eitelkeit sei es aus nicht ganz seinem Honorarbedürfniß, massenhaft reproducirten journalistischen Exercitien des Herausgebers, aber es sei vielfach amüsant, stellenweise in aller Naivetät sehr charakteristisch, in Summa aber des großen Publicums, das ihm zufließt, durchaus würdig. Entschließt sich, nachdem der erste Andrang vorüber, der Verleger, die heillosen Leitartikel des Hrn. Busch hinauszuweisen und dagegen durch eins der modernen Materienregister dem Leser die Uebersicht leicht zu machen, was der Reichskanzler das eine oder das andremal über die französischen Gefangenen, oder über seine Söhne, oder über Essen und Trinken, oder über den Kaiser Napoleon geäußert hat, so kann das Buch in Vollausgabe es noch zu vielen Tausend Lesern bringen.

Mit den bloß geflügelten Worten, die ohne einen entsprechenden Kern von Leib damals in die Luft gestattert sind, werden wir uns hier nicht zu befassen haben, darin haben die Feuilletons der deutschen Blätter erschöpfend aufgearbeitet. Sehen wir vielmehr zu, was sich an historischer Thatsache, sodann was sich an für die Hauptperson Charakteristischem aus dem Buche einheimen läßt.

Von den beiden Haupterfolgen des Krieges, der Annexion Elsaß-Lothringens und der Kaiserkrone, weiß das Buch nur wenig zu erzählen. „Der Gedanken einer Vorschlebung der deutschen Grenzen nach Westen (so wird unter dem 25. Decbr. notirt) habe Graf Bismarck amtlich dem Könige zuerst am 14. August und zu Paris vorgetragen.“ Man wird das „amtlich“ in seiner richtigen Beschränkung auffassen, wenn man sich erinnert, daß schon 1867 die für die elsässische Rechtsgeschichte als Quelle ersten Ranges gerühmte Bibliothek eines Straßburger Advokaten für die preussische Regierung angekauft wurde. „Am 2. Septbr. (heißt es ferner an eben der Stelle) hat die bairische Regierung eine Denkschrift mit ähnlicher (Annexions-) Tendenz eingereicht.“

Auch der Großherzog von Hessen (heißt es am 29. Dec. weiter) hat sich dahin geäußert, daß Elsaß und Lothringen preussische Provinzen werden müssen. Dalwigk dagegen, uns noch so abgeneigt wie je, will daß die von Frankreich abzutretenden Gebietsheile mit Baden vereinigt werden, daß dagegen die Gegend von Heidelberg und Mannheim zur Herstellung des Zusammenhanges mit der linksrheinischen Pfalz an Bayern

übergehen soll.“ — Der Reichskanzler ist, wie man ja auch anderweitig weiß, anfänglich kein Freund dieses Länderzuwachses gewesen. Am 22. August erörtert „der Chef“ — wie Hr. Busch in stolzem Dienstbewußtsein den Reichskanzler stets titulirt und um der Kürze willen dürfen wir ihm in dem Brauche wol folgen — zuerst vor „seinen Leuten“, warum das Elsaß und Metz zu behalten seien, aber am 4. Septbr. äußert er wiederum: „Metz und Strassburg wollen wir haben, das Elsaß ist Professorenidee“, er lobt am 6. Septbr. einen gegen die Annexion sprechenden Artikel der Berliner „Vollszeitung“ als „sehr vernünftig“ und bestimmt über eine ähnliche Auslassung des „Schwäb. Merkur“: „Dieser Artikel muß Junge kriegen.“ — Auf einen Grund dieses Widerstrebens trifft man vielleicht, wenn man Ende August (S. 56) die Äußerung findet: „Mein Ideal wäre eine Art Colonie Deutschlands, ein neutraler Staat von 8—10 Millionen, wo es keine Conscription giebt und dessen Steuern nach Deutschland fließen, soweit sie nicht im Innern gebraucht werden.“ Die Entwaffnung des Landes scheint hierbei das Wesentliche zu sein.

Auch über die Entwicklung des deutschen Kaiserthums liegen nur zerstreute Notizen vor. Die Verhandlungen mit Baiern, das bekanntlich die Initiative dabei zu ergreifen hatte, gehen nicht ohne Zwischenfälle vor sich, sie drohen einmal an der Frage, ob die Rangzeichen der Officiere fortan auf der Achsel oder am Kragen angebracht werden sollen zu scheitern, sie finden endlich ihren Abschluß in einer, vom „Chef“ höchlichst und wiederholt belobten Parforceetour des bairischen Oberjägermeisters v. Holnstein, der in sechs Tagen den Weg von Versailles nach Hohen schwangau und zurück zu machen vermag. „König Ludwig“ — heißt es weiter — „hat übrigens zur raschen Erledigung der Sache wesentlich beigetragen, er hat den Brief gleich angenommen und ohne Aufschub entscheidend beantwortet.“ — So konnte denn am 23. Novbr. spät Abends der Reichskanzler, nachdem er eine letzte Conferenz mit den bairischen Ministern gehabt, in das Zimmer seiner Räte treten mit den Worten: „Die deutsche Einheit ist gemacht und der Kaiser auch!“ Ein deutscher Juwelier hatte dem Reichskanzler eine prächtige goldne Feder verehrt zur Unterzeichnung des Friedensvertrages. Als nun Hr. Busch in jenem bedeutungsvollen Momente, patriotisch hingerissen, an den Chef die Bitte wagte, ob er sich wol der Feder bemächtigen dürfe, von der so eben der Vertrag mit Baiern unterzeichnet worden, da sprach geflügelten Wortes der Kanzler: „In Gottes Namen alle drei, die goldene ist aber nicht darunter.“ Erinnert das nicht an die Fredericianischen Marginalien mit dem stereotypen Endsatze: Geld kriegt Er aber Reins!

(Schluß folgt.)

Verbote socialistischer Schriften.

Herrn Ed. Sad ist folgende Verfügung zugegangen:

Die von Ihnen verfaßten, im Verlage von B. Bracke hieselbst erschienenen Druckschriften

1) Unsere Schulen im Dienste gegen die Freiheit, 1874,

2) Beiträge zu der Schule im Dienste für die Freiheit, erster Band, 1878,

werden durch die unterzeichnete Landespolizeibehörde auf Grund des §. 11 des

101

23
31

DT
fg
ba

bi
et
safu
fo

92
93

SR
23

USE

23

83

be

©

٥١
 ٥٢
 ٥٣

đi
hệ
...

de
de
de

Die E

gu
do
tre

31
iel
hu

Re
213

Rechtlosen werden als durch die Bevorrechteten ausgebeutet in einer frivolen Weise geschildert, und der Verfasser versteigt sich schließlich sogar zu der Be-

theoretischen Arbeiten Proudhon's waren eben mit seinem letzten Werke zu einem gewissen Abschluß gelangt, da lohnt sich's wohl der Mühe, auf die mancherlei Beziehungen theils freundschaftlicher theils geschäftlicher theils rein wissenschaftlicher Natur, in denen er stand, eine Art Rückblick zu werfen.

Proudhon theilt das Loos aller wahrhaft guten Menschen: die Freunde der Jugend sind auch die Freunde des Alters. Wohl knüpfte sich später, je reicher seine Thätigkeit wurde, neue freundschaftliche Bande aller Art. Aber das aus der Jugend übernommene Erbtheil an Freundschaft wurde darob nicht verfürzt. Da im Vorhergehenden öfters von seinen Freunden die Rede gewesen ist, so sei mir's gestattet, einige derselben näher zu erwähnen. Vom hochbegabten Fallot und seinem frühzeitigen Tod habe ich schon erzählt. Durch ihn war er mit Adermann und Bergmann bekannt geworden. Adermann, drei Jahre jünger als Proudhon, stammte aus Altkirch und studirte anfänglich Theologie in Straßburg; späterhin warf er sich ausschließlich auf Philologie und veröffentlichte eine ganze Reihe kleinerer und größerer Schriften, die sich fast durchweg auf die französische Sprache beziehen. Ende der dreißiger Jahre siedelte er aus Paris nach Berlin über, wo ihn die Empfehlungen Burnouf's mit Alexander von Humboldt bekannt machten. Humboldt gewann ihn lieb; seiner Protection hatte er es zu danken, daß er dem brandenburgischen Historiographen Breuß für die Herausgabe der Werke Friedrich des Großen als Hülfsarbeiter beigegeben wurde. Diese Arbeiten ließen ihm Zeit, emsig seinen Studien zu leben. Das Ziel seines Strebens war die Ausarbeitung eines französischen Dictionnaires, der Art etwa, wie es später Littré herausgegeben hat. Auch in Berlin veröffentlichte er eine Reihe wissenschaftlicher Schriften über die französische Sprache, darunter besonders im Jahre 1842 ein *Dictionnaire des Antonymes**) (Wörterbuch der Antonyme). Inmitten seiner Hoffnungen und Pläne wurde er krank und starb, in seine Heimat zurückgekehrt, am 26. Juli 1846 in Montbéliard im Schooße der Seinigen. Alexander von Humboldt ließ seinem Andenken auf dem französischen Kirchhof in Berlin ein Denkmal errichten. Sainte Beuve, dem ich diese Notiz entnehme, sagt: „Die Correspondenz Proudhon's wird ein dauernderes Monument und ein lebendigeres Denkmal für ihn sein.“ Bergmann, ein Altersgenosse Proudhon's, stammt aus Straßburg. Er ist einer der bedeutendsten Sprachforscher, besonders im Gebiete der alt-nordischen Sprachen und noch heute an der Universität seiner Vaterstadt thätig. „Ich habe ein Duzend Freunde, schreibt Proudhon nach Adermann's Tode am 22. Oct. 1846 an Bergmann, die ich nie vergeße, weder in guten, noch in schlimmen Tagen; sie bilden einen wesentlichen Theil meiner Existenz und ich denke stets an sie bei allem, was ich unternehme oder was mir passiert.“ Von diesen Freunden, die wir meist noch aus der Correspondenz Proudhon's kennen lernen werden, sind besonders zu erwähnen: Einer der Brüder Da'ag; der Ingenieur Tourneux, später Abtheilungschef im Ministerium der öffentlichen Arbeiten; der Doctor Maquet, ein engerer Lands-

*) Antonyme im Gegensatz zu Synonyma. Es beruht auf dem Grundgedanken, daß jedes Wort in einer Sprache auch sein Gegentheil, d. h. sein Antonym hat, so daß der ganze Sprachschatz eines Volkes gleichsam ein großes dualistisches System darstellt.

mann Proudhon's, welcher späterhin in Dampierre-sur-Salon als Landarzt practicirte; der Maler Elmerich, Dessirier u. a. Auch Antoine Gauthier und sein Geschäfts-Kamerad Huguenet sind nicht zu vergessen. Ein Sohn des Letzteren, wenn ich recht unterrichtet bin, hat Proudhon's Tochter vor wenigen Jahren geheirathet.

Wie ich schon früher erwähnte, bot Proudhon seine Stellung im Hause Gauthier vielfach Gelegenheit, länger oder kürzer in Paris zu verweilen. Seine persönlichen Beziehungen zu den „officiellen“ Oekonomisten datiren aus dieser Zeit. In einem Brief vom 12. Mai 1844 an Bergmann heist es: „Ich habe die ökonomistische Coterie (denn man muß alles bei seinem Namen nennen), kennen gelernt und bin in ihre Liste eingeschrieben. Man findet nette Leute unter ihnen, Männer von Wissen, gesundem Menschenverstand, gutem Geschmac, mit denen man gerne verkehrt. Ich kann von diesen Beziehungen nur gewinnen. Guillaumin, der Buchhändler, ist das Haupt der Bruderschaft. Er war sehr entgegenkommend, und ich denke, mich mit ihm bezüglich meiner nächsten Publication zu verständigen; hat man nemlich erst einmal angefangen zu schreiben, so folgen sich die Publicationen, wie Weinlese. Was willst Du! Der Buchhandel muß mir das wiedergeben, was mir der Buchdruck genommen hat und ich hoffe, das fertig zu bringen.“

Im Winter 1844 auf 45 war es auch, wo Proudhon durch Karl Grün, der ihn in Paris aufsuchte, zum Erstenmal in engere Berührung mit deutschem Leben und Streben trat. Grün hat in seinem Buche „Die sociale Bewegung in Frankreich und Belgien“ ein so lebendiges und geistvolles Bild seiner Bekanntschaft mit Proudhon gegeben, daß ich es füglich unterlassen kann, hiebei zu verweilen.

„Sie fragen mich“, schreibt Proudhon in einem Brief vom 4. Oct. 1844 an Adernann, ob ich Anhänger (partisans) habe. Ich gestehe Ihnen sehr demüthig — oder sehr stolz —; ich glaube nicht. — Gauthier findet meine Theorie sehr einleuchtend, aber, sagt er, wer weiß, ob man nicht noch eine allgemeinere Theorie finden wird? Tiffot erklärt rundweg, daß meine Metaphysik nichts werth sei; die Revue indépendante behauptet, daß ich mich getäuscht habe; Pierre Leroux wirft mir vor, Fourier die erste Beachtung des seriellen Gesetzes zugeschrieben zu haben, ohne sich weiter auszusprechen; die meisten sagen, sie verstehen mich nicht.“ Dies war das Facit seiner bisherigen Propaganda! Konnte er hoffen, daß mit dem Erscheinen der Contradictions dieses Verhältniß sich wesentlich ändern werde?

Es war erst im October 1846 als Proudhon sagen konnte, er habe einen „partisan“ gefunden. Ein gewisser Darimon aus Lille hielt sich, mit socialökonomischen Studien beschäftigt, in Paris auf: er hatte alle Schriften Proudhon's gelesen, nichts war ihm entgangen. Sainte Beuve giebt ein anschauliches Bild der ersten Begegnung Darimon's mit Proudhon. Darimon trat eines Tages im October 1846, die eben gekauften Contradictions unter dem Arme, in ein Restaurant der Straße Notre-Dame-des-Victoires (Bourain) und erfuhr zufällig von Einem der Stammgäste, daß Proudhon ebenfalls anwesend sei. Man stellte ihn Proudhon vor. Nach einigen Redensarten, mit denen Darimon debutiren zu müssen glaubte, um dem Schriftsteller, den er verehrte, seine Bewunderung auszudrücken und die Proudhon kurz abschneitt, entwickelte sich folgendes Ge-

sprach.
Darimon's
erkannte. -

— „Nun,
lesen hätte
können, e'
habe.“ —

Da Darim
frug Prou
l'Humanit
über zu sp
bau noch
fehltes Du
Aus dieser
hältniß z
letzten Zel
Ursachen l

Aus
Eltern auf
innige Ge
mit immer
in Einem
schmerzt es
überladen
Absatz zu
Wochen ei
Dich jedoc
bist; denn
daß ich i
wohl, mei
kleinen W
in Anspru
vollere Di
Bedrängni
mich anfeu

Noch
warme He
schreibt B
ber in Co
ben? Ma
Federn sch
gekauft ha
bauere blo
Er bittet
nur mittl

Ihr
feucht ist;
mitteln ste

findet er Zerstreuung; wer sind Eure Nachbarn, Euer Umgang, Eure Beschäftigungen und Eure Zerstreuungen? Ich fürchte, Ihr werdet Langeweile haben; wäre dem so, so müßtet Ihr nach Besançon zurückkehren. Ich wollte Euch nicht vorher sagen, daß Euer Umzug nach Cordiron nur ein versuchsweiser sein sollte: der Gedanke eines Versuchs hätte genügt, Euch abzuhalten, überhaupt etwas zu versuchen; aber ich wollte Euch nicht in einer Einöde sterben lassen, wißt es; und wenn die Frühlingslust Euch schlecht bekommt, so werdet Ihr, ich wiederhole es, Eure Wohnung in der Stadt wieder beziehen.

Halte Euch warm und kleidet Euch sorgfältig. Ich hoffe, Ihr werdet ewig leben, wenn Ihr erst die drei Wintermonate glücklich hinter Euch habt.

Was mich betrifft, ich arbeite bis spät in die Nacht; das Wirthshaus langweilt mich. A propos, habt Ihr Hühner, Kaninchen und Schafe? Was für Thiere leisten Euch in Ermangelung von Menschen Gesellschaft?

Ich umarme Euch, liebe Eltern.

Euer Sohn P. J. Proudhon.

Proudhon sollte seine Eltern nicht mehr lange behalten. Der Vater starb schon, wie ich oben mitgetheilt, am 30. März 1846; die Mutter folgte ihm am 17. Dezember 1847 nach. Sie hatte ein Alter von 73 Jahren erreicht. „Seit ich Lyon verlassen habe, schreibt Proudhon kurz nach ihrem Tode an Maurice, habe ich weder Familie, noch Heimath, weder Beruf, noch Stellung; ich kann an diese totale Auflösung nicht glauben; ich gewöhne mich nicht an diese Idee, daß ich Niemanden mehr habe, der sich meiner annimmt, daß diese alte Mutter todt ist.“

Wie aus diesen letzten Zeilen hervorgeht, war Proudhon im Herbst 1847 aus dem Hause Gauthier ausgetreten. „Ich verlasse, schreibt er am 27. Oktober an Bergmann, das Haus Gauthier, wahrscheinlich für immer. Ich habe mich nur mit äußerstem Widerstreben entschlossen, meine Stellung diesen Herren gegenüber zu einer festen zu machen; ich fühlte etwas meinen Ideen und meinem Geschmade Antipathisches in der Natur ihrer Geschäfte und besonders in der Art und Weise ihrer Operationen. Bismlich lebhafteste Kritiken meinerseits, in Folge hiervon wechselseitige Mißstimmung bestimmten mich plötzlich, meinen Abschied zu nehmen; er wurde weder angenommen, noch verweigert. Aber mein Entschluß bedarf nicht der Sanction eines Dritten; in vier Tagen werde ich Lyon hinter mir haben und in zehn oder zwölf werde ich nach einem kurzen Aufenthalt in Besançon in Paris sein.“

Ich bin sehr zufrieden über meinen Entschluß. Es ist lange genug, daß ich im Dienste anderer stehe; ich will nun auch Herr sein, sei's auch nur über die Hütte des Wilden, über Leine und Angelhaken. Und wenn ich je wieder einen Patron annehmen soll, so werde ich Sorge tragen, daß es ein Fremder, ein Unbekannter ist, keiner der mein Kamerad, mein Mitschüler, mein Freund ist; keiner, der mein Zimmer betritt, der sich meiner annimmt oder zu dem ich gehe.

Ich habe also wieder meine ganze Actions-Freiheit und 200 Fres. vor mir; aber Guillaumin ist gewillt, mein neues Werk zu verlegen, indem er mich für die laufenden Bogen bezahlt; er wird auch einige Artikel von mir ins Journal der Oeconomisten aufnehmen. Die Gelegenheit wird weiter helfen.“

Aus den Jahren 1846 und 1847 ist namentlich auch die Correspondenz Proudhon's mit dem oben genannten Buchhändler Guillaumin sehr interessant. Es gab während und nach dem Erscheinen der *Contradictions* allerlei kleine und große Reibungen zwischen ihnen. Dem biederen Buchhändler standen die Haare zu Berge über verschiedene Abschnitte des neuen Werkes; er hatte sich's zur Gewohnheit gemacht eine Art Privat-Censur bei seinen Verlagswerken durchzuführen und bemerkte zu seinem Schrecken nach dem Druck, daß ihm gar Manches und gerade das Schlimmste, die Ausfälle Proudhon's gegen die Gottesidee, entgangen waren. Proudhon beruhigt ihn und setzt dann wieder alle Hebel in Bewegung, um den Verleger zu einer freieren Auffassung seiner Geschäftsführung zu bewegen. „Die Zeit naht, Herr Guillaumin, schreibt er ihm unter Anderem am 29. September 1846, wo ein Kampf auf Leben und Tod zwischen dem Socialismus und der politischen Oekonomie, zwischen der Demokratie und Monarchie u. s. w. geführt werden wird. — In diesem Kampf soll man nicht die Kanonen, sondern die Presse auffahren. Sie sind in der Lage, wenn Sie wollen, aus ihrem Geschäft den Kampfplatz für alle Ideen zu machen. Zeigen Sie sich unparteiisch, nehmen Sie die Gelegenheiten beim Schopf, rufen Sie nöthigenfalls die Kämpfer auf und Ihre Stellung wird in der Revolution, welche sich vorbereitet, eine der schönsten sein. Sie wissen, welche Rolle im achtzehnten Jahrhundert der Buchdrucker und Buchhändler Bandoude spielte; Sie können ihn übertreffen um so viel, als unser Jahrhundert höher steht, als jenes! Ich gedenke, wie ein Anderer, in diesem Handgemenge meine Schuldigkeit zu thun und zweifle nicht, Herr Guillaumin, daß wir uns immer verständigen werden; nur bezüglich der Angriffe auf die Regierung beuge ich mich der Souveränität Ihrer Censor-Schere.“ Gerade das lehtere Moment hatte in den *Contradictions* mancherlei Befürchtungen bei Herrn Guillaumin wach gerufen. So bemerkte er beispielsweise zufällig, daß Proudhon im ersten Capitel gelegentlich einer Erwähnung Louis Philippe's unmittelbar hinter dem Namen das seltsame Epitheton „Dernier roi des Français“ (lehter König der Franzosen) gesetzt hatte. Solch' brutale Anspielung konnte sich der lokale Buchhändler, der fast nur mit Akademikern zu thun hatte, nicht gefallen lassen. Proudhon that ihn den Willen: „Ich habe, schreibt er am 29. August, wie Sie verlangten, die Worte gestrichen, die Ihnen bezüglich S. W. Louis Philippe's so viel Kummer machten. Die Worte sollten einen philosophischen Gesichtspunkt resumiren, der sich nur nach vorausgegangener folgerichtiger Lecture des Werkes verstehen ließ: Sie haben eine revolutionäre Drohung darin gesehen: ich habe einem Mann, der nur seine Sicherheit sucht, nichts vorzuwerfen. Ich weiß, daß Sie statt der Unabhängigkeit meiner Sprache viel lieber einen gewundeneren, mehr akademischen Styl und etwas geschmeidigere Manieren suchten; allein hiezu wäre nöthig, mir etwas mehr Glauben an unsere Institutionen, mehr Achtung vor unseren Sitten, mehr Hochachtung für die Personen zu geben. Da diese Bedingungen fehlen, so erkenne ich nichts an als die unerbittliche Gerechtigkeit meines Gewissens und ich wünschte den Stil der Hölle zu schreiben, um alles zu geschehn, was mir falsch und unfittlich zu sein scheint.“

Herr Guillaumin war aber die ihm von Proudhon gestellte Ver-

spective, sein Geschäft zu einem „Kampfsplatz“ zu machen, nicht sonderlich erbaut. „Es ist vielleicht, schreibt er an Proudhon, geschäftlich gesprochen, ein Unrecht, aber es ist mir unmöglich, mich des Einflusses meiner Ideen und Meinungen zu entschlagen, mögen dieselben noch so beschränkt sein. Es ist für mich ebenso sehr eine Sache der Sympathie, wie eine Sache des Geschäfts.“ Proudhon antwortet ihm in einem Brief vom 31. Oktober nicht eben höflich: „Ich lann Ihren sonderbaren Heroismus, mit dem Sie sich brüsten, nur beklagen. Nehmen Sie sich in Acht, Herr Guillaumin, sich freiwillig zum Bekenner und Märtyrer von Ideen zu machen, die Sie nicht verstehen und für die Ihre Freunde, die Oekonomisten, keineswegs sichere Garanten sind. Einzig die Controverse, die freie, vollständige, ehrliche Controverse läßt selbst in die Hände ihrer Gegner die Werke der Seite gelangen, deren Sündenbock Sie, wie ich fürchte, eines Tages abgeben müssen.“ Allein Herr Guillaumin ist unerbittlich. Er setzt dem stürmischen Andrängen des Reueiers wohlwollende Bedenken entgegen und macht ihm bemerlich, daß es z. B. sicherlich gegen den Takt verstoßen würde, wenn ein Buchhändler, der sich mit der Herausgabe von religiösen Erbauungsschriften befaßt, auch irreligiöse, atheistische Werke veröffentlichen wollte. Proudhon ließ sich diesen Vergleich nicht zweimal machen und antwortet am 7. November: „Ich bedauere, mit Ihnen nicht übereinstimmen zu können bezüglich der Monroe einer exclusiven Richtung, wodurch Sie Ihre Specialität als Herausgeber rein oekonomischer Werke aufrecht erhalten wissen wollen und ich sage Ihnen ganz offen, wenn Sie in Ihrem Geschäft einem Proscriptionsgesetz unterstehen, wie der Kramladen für's Seminar, so daß alles, was den Ideen Ihrer Patrone zuwider läuft, verschmüt ist, so stehen Sie nicht mehr unter den Fittigen der freien Forschung, der freien Presse, nicht einmal des Freihandels. Es handelt sich nicht darum, Ihr Etablissement durch allerlei Ahaspödien zu entehren, welche im Kopfe eines Socialisten wachsen können, noch schmutzige Pamphlete zu veröffentlichen; es handelt sich, wie ich die Ehre hatte, Ihnen in meinem vorletzten Brief zu bemerken, darum, aus Ihrem Geschäft den Kampfsplatz für die socialen Ideen zu machen, welche im Begriffe sind, wie Sie sehen können, die politischen, mythischen, diplomatischen und philosophischen Ideen zu absorbieren. Von heute über zwei Jahre wird die politische Oekonomie oder die sociale Oekonomie oder die oekonomische Wissenschaft oder wie Sie's immer nennen wollen, in der öffentlichen Meinung Alles sein und den höchsten Platz in der Encyclopädie der Menschheit einnehmen; diese Wissenschaft ist im Begriff, sich zu construieren und, wenn dies auch noch nicht geschehen ist, so lassen sich doch schon schöne Anläufe erkennen.

Provocieren Sie also, so viel an Ihnen ist, den Kampf der Ideen; sorgen Sie insbesondere dafür, Männer zu Redactenten zu haben, deren Gesichtskreis höher und umfassender ist, als der Blick derjenigen, welche gewöhnlich in Ihrer Revue das Wort führen, und deren Rolle, wie die meinige, die ist, Kämpfer zu sein, nicht Richter.

Die Herren Oekonomisten, nehmen Sie mir's nicht übel, haben noch zu viel Dinge zu lernen, um selbst in ihrer eigenen Specialität absolut competent zu sein. Ich sage das nicht, um die Verdienste Ihrer Freunde herunterzusetzen. Mit Worten, die nichts bedeuten, wie *Laisser faire, Laisser passer*, kann man heute nicht mehr Menschen zufrieden

stellen, die wissen mochten: Was man thun, wohin man gehen soll? (*Que faut-il faire et par où faut-il passer?*) Ich sehe voraus, daß die Socialisten schreien werden, ich hätte die politische Oekonomie vernichtet, aber den Socialismus kaum mit dem Finger gestreift; die Oekonomisten werden dasselbe sagen, aber umgekehrt. Nun, wenn mir's gelungen wäre, Jedermann zu Boden zu schlagen, so hätte ich just das Ziel erreicht, das ich mir gesteckt hatte: die unversesselte Versöhnung durch den universellen Widerspruch.

Aber unser Publikum ist noch nicht in der Lage, derlei Dinge zu verstehen."

Nachdem Proudhon aus dem Hause Gauthier ausgetreten war, trat die Nothwendigkeit, für seinen Unterhalt zu sorgen, wieder gebieterisch an ihn heran. Er wandte sich zunächst, wie schon aus dem oben mitgetheilten Briefe an Bergmann hervorgeht, an Herrn Guillaumin, theils, um sich über literarische Arbeiten mit ihm zu verständigen, theils, um durch ihn eventuell irgend eine passende neue Stellung zu finden. „Ich verlasse, schreibt er ihm am 19. Septbr. 1847, das Haus Gauthier, wo ich seit vier Jahren beschäftigt war. Meine Absicht ist, mich definitiv in Paris niederzulassen, und ich frage ohne Umstände bei Ihnen an, ob Sie mir bei dieser Gelegenheit von einigem Nutzen sein können.

Das auf meiner letzten Publication angezeigte Werk*) ist so gut als fertig und ich wäre in der Lage, Ihnen wöchentlich $\frac{1}{2}$ bis 2 Bogen Manuscript zu liefern. Ich rechne auf etwa 18 bis 20 Bogen; aber je nach Ihrem Wunsche konnte ich es leicht auf 30 ausdehnen.

Können Sie sich mit diesem Unternehmen befreunden und unter was für Bedingungen? Da ich nichts vor mir habe, so würde ich mich dazu verstehen, wie ein Arbeiter bezahlt zu werden, so und so viel für den Bogen, für die erste Auflage wenigstens. Dieser Modus würde für Sie nicht lastiger sein, als der, welchen wir für das System des *contradictions* adoptirt haben.

Ich weiß nicht, wie das französische Publikum dies letztere Werk aufgenommen hat; aber Thatsache ist, daß in Deutschland bereits die dritte Uebersetzung angezeigt wird.***) Ich habe zu gleicher Zeit das Libell eines Doctor Marx erhalten, die *Misères de la philosophie* (Elend der Philosophie) als Antwort auf die *Philosophie de la misère*. — Es ist ein Gewebe von Grobheiten, Verleumdungen, Falsificationen und Plagiaten.

All' das läßt mich hoffen, daß meine neue Arbeit zum mindesten den gleichen Erfolg erzielen wird; aber es handelt sich um Sie, nicht um das Ausland! Proudhon giebt dann weiterhin ein kurzes Bild seiner praktischen Kenntnisse, und bittet Herrn Guillaumin, eventuell an ihn zu denken, wenn es sich um die Besetzung irgend einer passenden Stelle handle.

Allein der Lieblingsgedanke, die fest ausgesprochene Absicht, in der Zeit nach dem Verlassen des Gauthier'schen Hauses, ist für Proudhon

*) Die *Solution du problème social*.

**) Ob in Deutschland drei Uebersetzungen der *Contradictions* erschienen sind, weiß ich nicht; bekannt sind mir nur zwei, die von Karl Grün (Darmstadt 1847) und die von W. Jordan (Leipzig 1847).

die Gründung einer Zeitung, deren Name nichts anderes als Le Peuple (das Volk) sein dürfte. An Enthusiasmus für dieses sein Project fehlte es bei ihm selbst wenigstens nicht, wie aus dem Nachfolgenden hervorgeht, welches dem obigen Brief an Bergmann vom 24. October entnommen ist. „Nach siebenjährigen Specialstudien, schreibt Broudhon dem Freunde, habe ich nur die politische Oekonomie, um zu leben; und da diese politische Oekonomie nur Werth hat, wenn sie angewendet wird (*par l'application*), so folgt daraus, daß ich, um meinen Platz in der Gesellschaft zu finden, eine Revolution machen muß.

Ich gebe gerne zu, daß die Zukunft vielleicht eine andere Lösung dieses Dilemmas bringen wird; aber für den Augenblick sehe ich kein anderes Mittel; und ich wäre wahnsinnig, nicht kühn die einzige Chance zur Rettung zu ergreifen, welche mir bleibt. Es handelt sich für mich, die Brücke von Arcole im Kugeltregen zu überschreiten; folglich zu siegen oder zu sterben: ich bin neugierig, wie das enden wird.

In solcher Gemüthsverfassung gehe ich daran, mein Journal zu beginnen. Ich sage mein Journal, obgleich die Sache, das Geschäft, wie die Kaufleute sagen, nicht mir gehört; aber ich bin der Einzige, welcher dem Unternehmen Leben und Erfolg geben kann. Der Prospectus, welcher theilweise von mir herrührt, ist für jeden andern, als mich, unrealisierbar. Das ist so wahr, daß Gründer, Redacteurs, Actionäre und Subscribenten große Mühe haben, zu wissen, wie ich das fertig bringen werde. Ich sage also, daß das Journal das Kleinige ist; und verstehe darunter, daß es sich in allem nach meinen Anschauungen richtet: *y suis* no (und wenn nicht, nicht).

Du begreifst, daß, wenn ich unter die Journalisten gehe, dies nicht heißt, ich werde meine Barke wie die andern lenken und meinen künftigen Mitbrüdern der Pariser Presse eine Concurrrenz in Worten machen; mögen sie ihr Vieh treiben, so gut sie's verstehen. Mögen sie ihre Leitartikel, ihre Feuilleton-Romane, ihre schlechte Kritik, ihre verschiedenen Mittheilungen und Annoncen verkaufen; das kümmert mich nicht. Wenn wir erst so weit sind, werden wir sehen.

Das Journal Le Peuple wird die erste That der ökonomischen Revolution sein, der Schlachtplan der Arbeit gegen das Kapital, das Central-Organ aller Feldzugsoperationen, welche ich gegen das Eigenthümer-Regime beginne. Von der Kritik gehe ich zum Handeln über; und dieses Handeln beginnt mit einem Journal. Ich hoffe, daß die Redaction ebenso originell sein wird, wie die Ausnahmestellung, die das Blatt einnimmt; wenn ich am Leben und gesund bleibe, wenn einmal der Impuls gegeben und die Route vorgezeichnet ist, werden die Mitthelfer in Menge kommen und alles wird prächtig gehen.

Ich verstehe Deine Kritiken bezüglich des Tuels meines Journals vollkommen. Der Titel drängt sich nur selbst mit Gewalt auf; es ist im Hinblick auf die Tradition oder, wenn Du lieber willst, auf das Wiedererwachen des Volkes, daß man sich entschlossen hat, den Namen Le Peuple zu wählen. Man wollte sich zugleich allen Lesern und Actionären des alten Journals „Le Peuple“ empfehlen. . . .

Ohne mich weiter viel um diese Gründe zu kümmern, entschloß ich mich sofort. Das Volk wird der Vorwurf meiner ersten Nummern sein; das Volk, das collective Wesen; das Volk, das unfehlbare und

göttliche Wesen, das ist es, was in meinem Werke dominirt, aber, wohlverstanden, von einem ganz anderen Gesichtspunkt aus entwickelt und unter einer ganz anderen Form als im *Contrat social**) So sehr die alten Theorien über die Souveränität des Volkes leer und vag, und deshalb lügenhaft sind, so sehr hoffe ich, daß Du meine Ideen klar, positiv, sowie unmittelbar und leicht realisirbar finden wirst.“

Die Zeit unmittelbar vor Ausbruch der Februar-Revolution war nicht dazu angethan, ein solches Project zu begünstigen. Das Journal „*Le Peuple*“ erblickte erst später und unter gänzlich veränderten Verhältnissen das Licht der Welt. Auch die „*Solution du problème social*“ wurde von Proudhon nicht zu Ende geführt, wenigstens nicht in der Weise, als rein theoretisches Werk, wie es der Verfasser beabsichtigt hatte. Die Revolution brach aus; der tatsächliche Untergrund aller Verhältnisse war ein anderer geworden; es galt, direct in die lebendige Wirklichkeit eingzugreifen. Wir werden bald sehen, wie sich Proudhon in dieser „neuen Welt“ zurecht fand.

In der Einleitung, mit welcher Proudhon zu Anfang des Jahres 1849 die Grundzüge seiner Reform des Credits im „*Peuple*“ veröffentlichte, gibt er uns selber deutlicher, als irgend ein anderer vermochte, Rechenschaft über alles, was in jener verhängnißvollen Zeit vor Ausbruch der Revolution seine Seele bewegte. Freunde und Feinde müssen ihm zugestehen, daß ihn die Ereignisse wenigstens nicht unvorbereitet getroffen haben. Er hatte der Revolution ins Auge geschaut, lange bevor sie zur Wirklichkeit geworden. Die persönlichen Eindrücke jener ewig denkwürdigen Zeit schildert er mit folgenden Worten:

In den letzten Monaten des Jahres 1847 arbeitete ich in Lyon; ich hatte einen Correspondenz- und Vertrauensposten inne in einem Handlungshause, das sich mit Kohlen- und Transportgeschäften befaßte.

Während ich meine Briefe schrieb und meine Streitigkeiten führte, verfolgte ich mit Unruhe die politische Bewegung, den blinden und leidenschaftlichen Kampf der Opposition unter Barrot und Thiers gegen die conservative Partei unter Guizot und seinem Herrn Louis Philippe.

Die republikanische Partei war damals noch in verschwindender Minorität und wurde nur gelegentlich von den Gegnern der Regierung als Stütze verwendet.

Ich sah, wie der Kampf unter den verschiedenen Nuancen der großen constitutionell-monarchischen Partei sich mehr und mehr entflammte und wie, fernab vom Schauplatz dieser ständigen Debatten, ein Abgrund im Schooße der Gesellschaft, die von demokratischen und socialen Predigten bearbeitet wurde, sich zu öffnen begann.

Das Banquet von Chateau-Rouge, an dem die gesammte Opposition theilnahm, an ihrer Spitze Odillon Barrot, war für mich das Vorzeichen der Katastrophe.

Placirt, wie ich war, tief unten am Fuße des socialen Gebäudes, im Schooße der arbeitenden Masse, ich selbst einer der ersten Minentre, welche die Fundamente des Gebäudes untergruben, sah ich tiefer als die Staatsmänner, welche sich im Uebermaß über die Nähe der Gefahr und alle Folgen des Umsturzes herumstritten. Noch wenige Tage und beim

* Rousseau's Werk ist gemeint.

geringsten parlamentarischen Stürme brach die Monarchie und die alte Gesellschaft mit ihr.

Der Sturmwind fing an zu pfeifen bei den Reformba Ereignissen in Rom, Sicilien, der Lombardei trugen dazu b der Parteien zu entflammen. Der Bürgerkrieg in der Sch Aufregung aufs Höchste steigen, die Erregung der Geister Ministerium wuchs und wuchs. Fürchterliche Skandalgesch liche Prozesse erregten ohne Unterlaß den öffentlichen Ur Kammern waren für die Session 1847 auf 48 noch nicht getreten, da erkannte ich, daß Alles verloren sei: ich begab nach Paris.

Die zwei Monate, welche dem Ausbruch vorherging zwischen der Eröffnung der Kammern und dem Sturz des für mich die traurigste, die trostloseste Zeit meines ganzen: Tod meiner Mutter, welcher in diesen Zeitpunkt fiel, konnte Danguis nicht entreißen, die mich gefangen hielt; er machte damaligen Verhältnissen nur einen schwachen Eindruck auf fühlte damals, wie sehr für den Bürger das Vaterland i Familie steht. Regulus und Brutus wurden mir klar.

Republikaner von gestern und ehedem, Republikaner in der Werkstatt, in der Studirstube, zitterte ich vor Sch die Republik nahen sah! Ich zitterte, sage ich, darüber, I weder um mich, noch über mir, an das Kommen der Rep zum mindestens daran nicht, daß sie so nahe bevorstehe.

Die Ereignisse folgten sich, das Schicksal ging seinen sociale Revolution brach aus, ohne daß Jemand weder ob sie zu verstehen schien. Nun, was thun in einer Revoluti werden, wenn man das Geheimniß, wenn man ihre Idee n

Die Republikaner, im Uebrigen gering an Zahl, hatten an die Republik; aber sie hatten weder den Schlüssel zu Wissenschaft von ihr.

Zahllose Kritiken der alten Gesellschaft waren erschie theils vag, voll von Sentimentalität und Mysticismus, eine mehr Philosophie und mehr Vernunft; aber aus diesem Sch torischer Diskussionen brach für Niemanden ein Lichtstrahl Tagespresse kümmerte sich nicht um die Frage: die ungehe ihrer Leser wollte nicht einmal etwas davon wissen.

Und doch rüdten Revolution, Republik, Socialismus, Andere sich stützend im Eilmarisch heran! Ich sah sie, ich floh vor dem demokratischen Ungeheuer, dessen Räthsel ic konnte: ein unsagbarer Schrecken bemächtigte sich meiner mir fast meine Denkkraft. Ich verfluchte die Conservativen den Horn der Opposition lachten; ich verfluchte noch mehr di da ich sah, wie sie mit unbegreiflicher Wuth an den Fun Gesellschaft rüttelte; ich beschwor diejenigen unter mein welche mitten in der Bewegung standen, sich nicht in dieses laner absurde Gezanke um die Prärogative einzumischen au vermuthet die Republik hervorbrechen sollte. Man glaub man verstand mich nicht.

Ich weinte über den armen Arbeiter, dem ich zur Arbeit entriß, den ich mehrjährigem Elend anheimgegeben

den Arbeiter, dessen Vertheidigung mein Leben gewidmet und dem zu helfen ich machtlos war. Ich weinte über die Bourgeoisie, die sich nie ruiniert, im Bankrott, aufgebracht gegen das Proletariat; der Sturz der Ideen und das Verhängniß der Umstände zwangen mich, sie zu bekämpfen, damals, als ich lieber denn irgend Jemand geneigt war sie zu beklagen.

Vor der Geburt der Republik trug ich Trauer um sie und thut Buße für die Republik.

Wer hätte sich, dasselbe voraussehend, nicht denselben Bützstücken hingegeben?

Diese Revolution, welche im Begriffe war, in der öffentlichen Ordnung auszubrechen, war das Anfangsdatum einer socialen Revolution, von der Niemand ein Wort verstand. Entgegen aller Erfahrung, entgegen der bis jetzt in der historischen Entwicklung unwardelbar bestehenden Ordnung der Dinge, war die Thatsache im Begriffe, vor der Idee gesetzt zu werden, als hätte die Vorsehung diesmal lieber schlagen als warnen wollen!

So erschien mir denn Alles entsetzlich, unerhört gerade in dieser Beschauung der Zukunft, welche jeden Augenblick zur That werden konnte.

In dieser verzehrenden Angst empörte ich mich gegen den Lauf der Dinge, ich wagte, das Schicksal zu verdammen. Ich schalt die Falschheit ob ihrer Empörung wider einen verabscheuungswürdigen Herren; ich ärgerte mich über den Liberalismus dieses erschrockenen Paares, der jetzt im Eil Buße thut für seine längst überlebten Reformen; ich mißbilligte den Aufstand der Mailänder; meine Wünsche galten dem Sonderbund und ich, ein Socialist, ein Schüler Voltair's und Hegel's, ich applaudirte den Worten des Herrn von Montalembert, als er vor einer aristokratischen Kammer für die Sache der Freiburger Jesuiten sprach. Ich hatte ein Journal haben mögen, um den National, die Reform, alle Organe von reformistischer und republikanischer Meinung auf Tod und Leben zu bekämpfen; den ersten Redacteur der „Presse“ wünschte ich zur Hölle: es gab ministerielle Scandale; ich hatte, glaub' ich, wie der berühmte Herr Gonie, meine Seele Herrn Guizot verdrückt.

Ich war in der Agonie; zum Voraus trug ich die Schmerzen der Republik und das Gewicht der Verleumdungen, welche den Socialismus treffen sollten.

Am 21. Februar Abends ermahnte ich noch meine Freunde, nicht zu kämpfen. Am 22. athmete ich auf, als ich den Rückzug der Opposition hörte; ich glaubte am Ende meines Martyriums zu sein. Der 23. sollte alle meine Illusionen zerstreuen. Aber diesmal war das Loos gefallen, jacta est alea, wie Herr von Lamartine sagte. Die Festschilde beim Boulevard der Kapuziner änderte in Einem Augenblick meine Stimmung: die Sturmglocke von Saint Sulpice erfüllte mich mit revolutionärem Enthusiasmus. Ich war nicht mehr derselbe Mensch: mein Entschluß war gefaßt.

Ihr habt die Revolution gewollt, Ihr werdet die Revolution haben“

H.M.

SEP 8 0 1941

